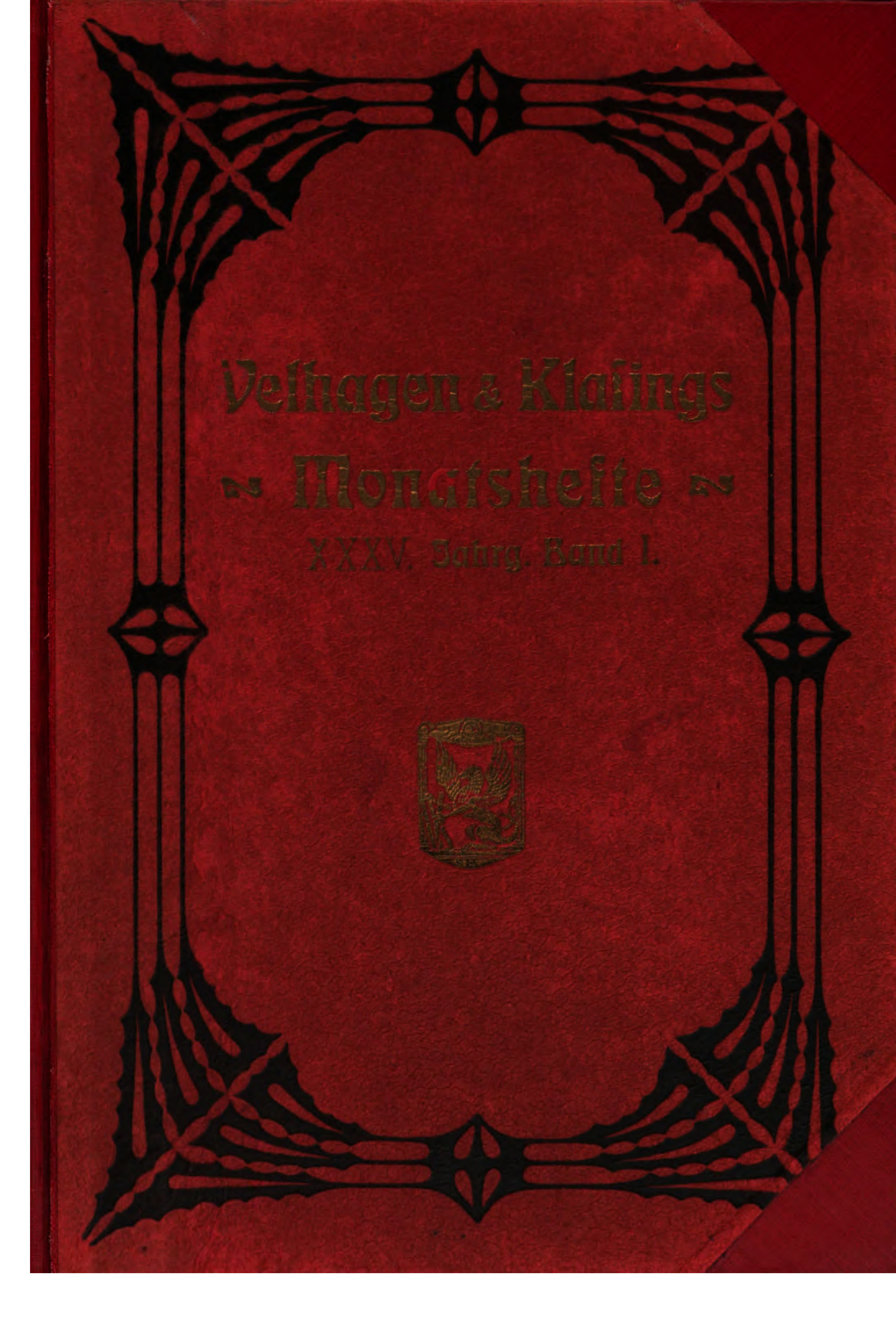
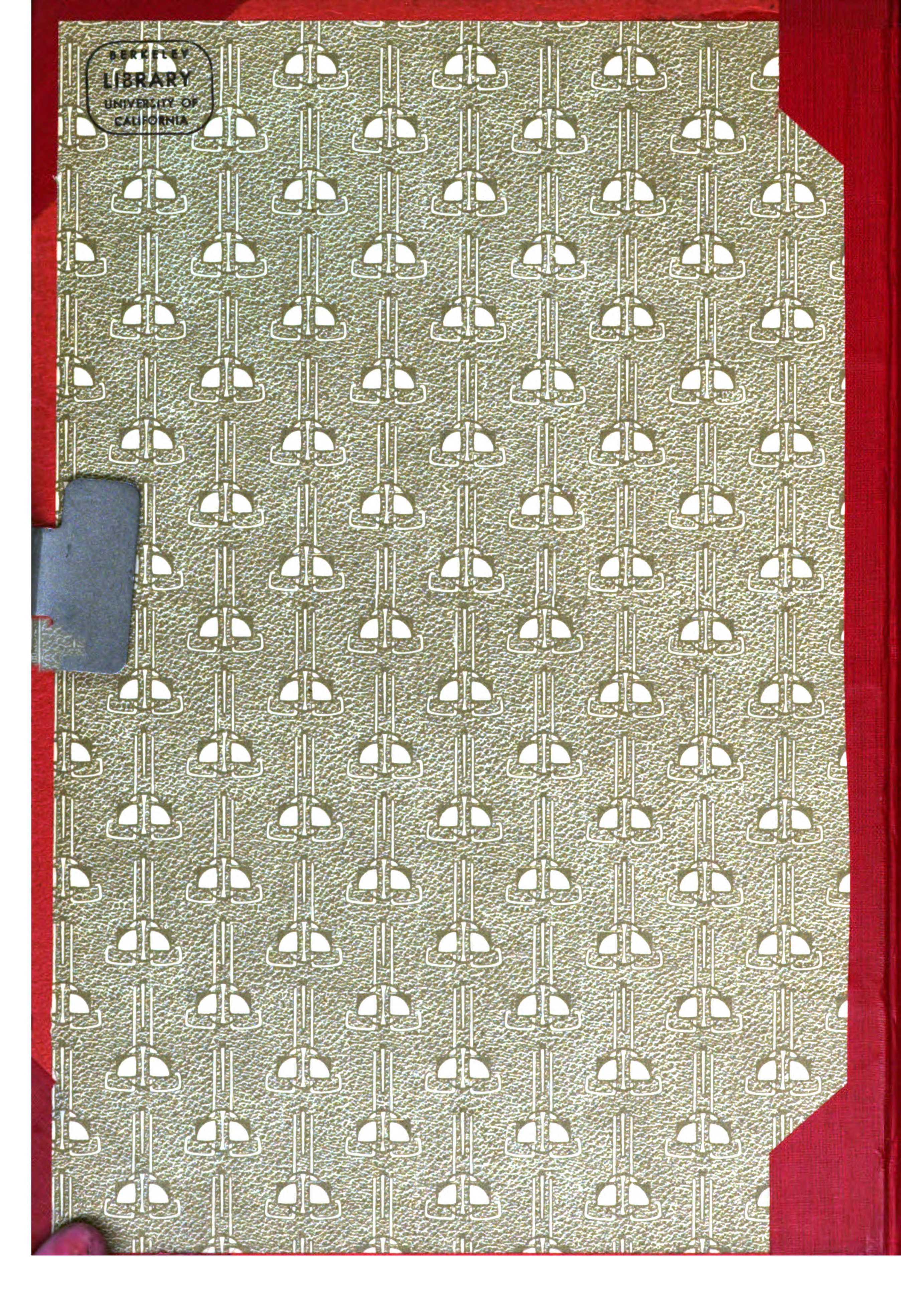
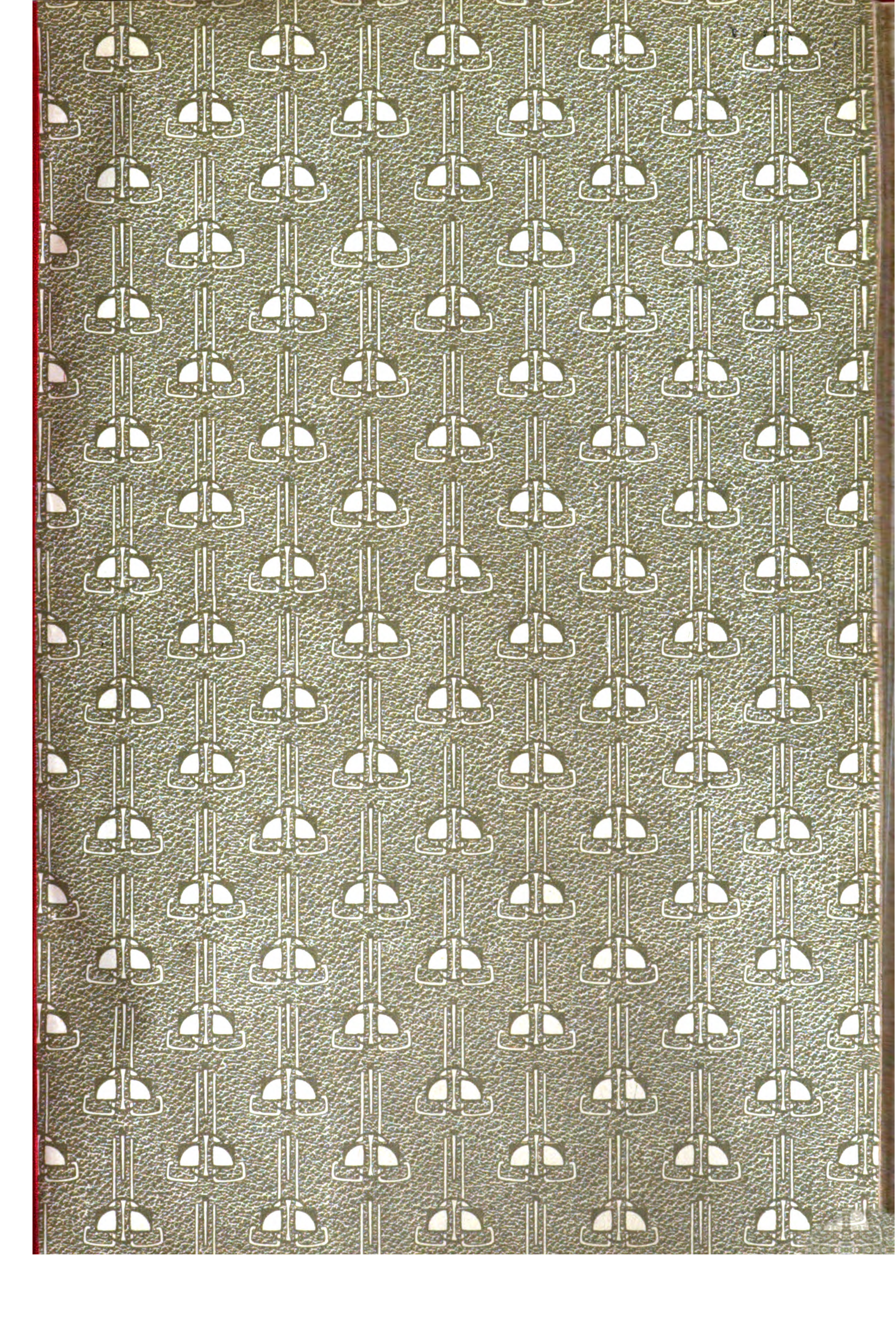
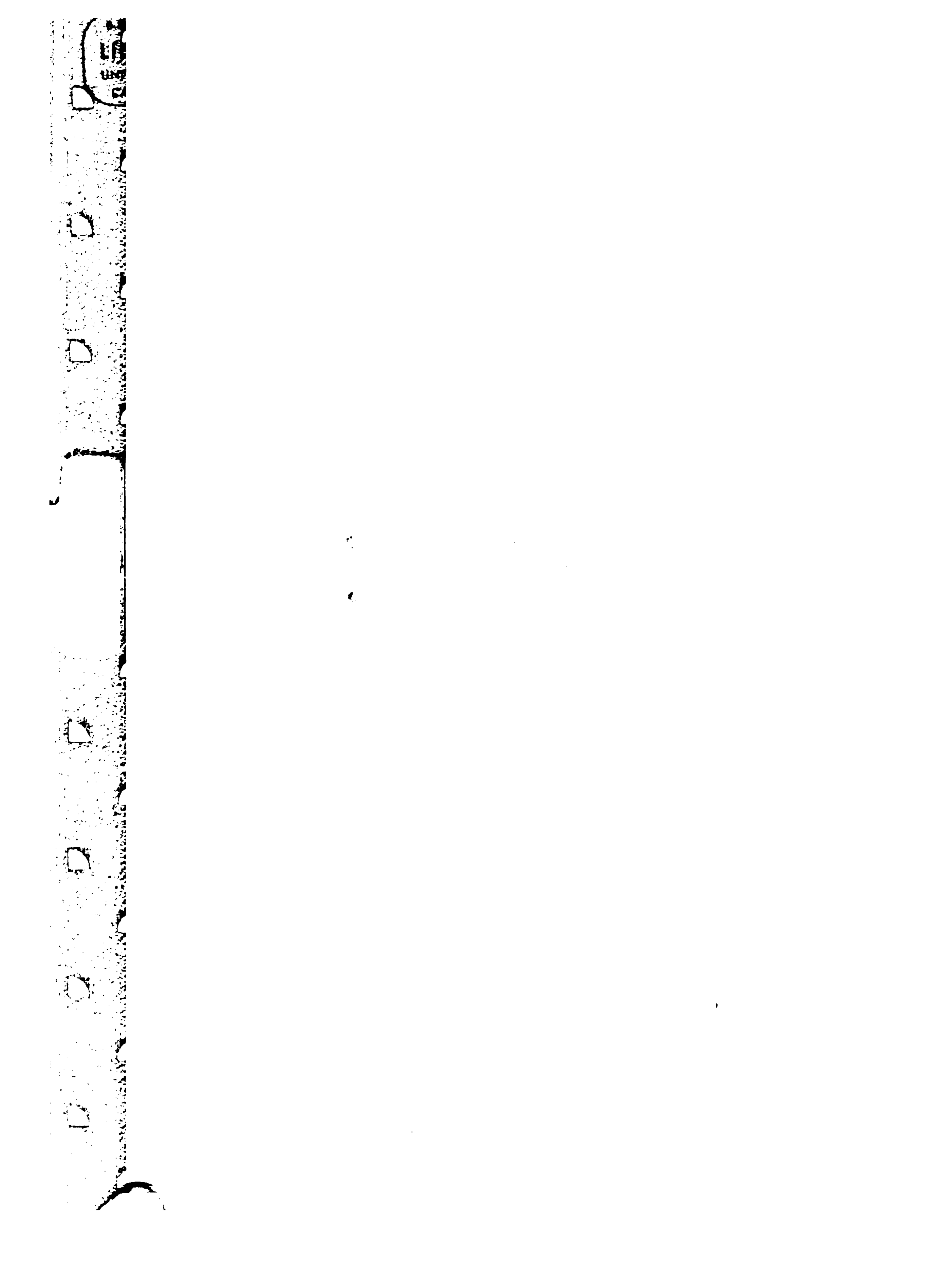


Velhagen & Klasings
Monatshefte
XXXV. Jahrg. Band I.



BERKELEY
LIBRARY
UNIVERSITY OF
CALIFORNIA





Velhagen & Klasings Monatshefte

35. Jahrgang 1920/1921

1. Band



Verlag
Velhagen & Klasing
Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien.



Inhaltsverzeichnis

35. Jahrgang 1920/1921. Erster Band

Romane, Novellen und Verwandtes

Gedichte, Sprüche

Vom Schreibtisch und aus der Werkstatt

Kunst und Literatur

Sonstige Aufsätze

Neues vom Büchertisch

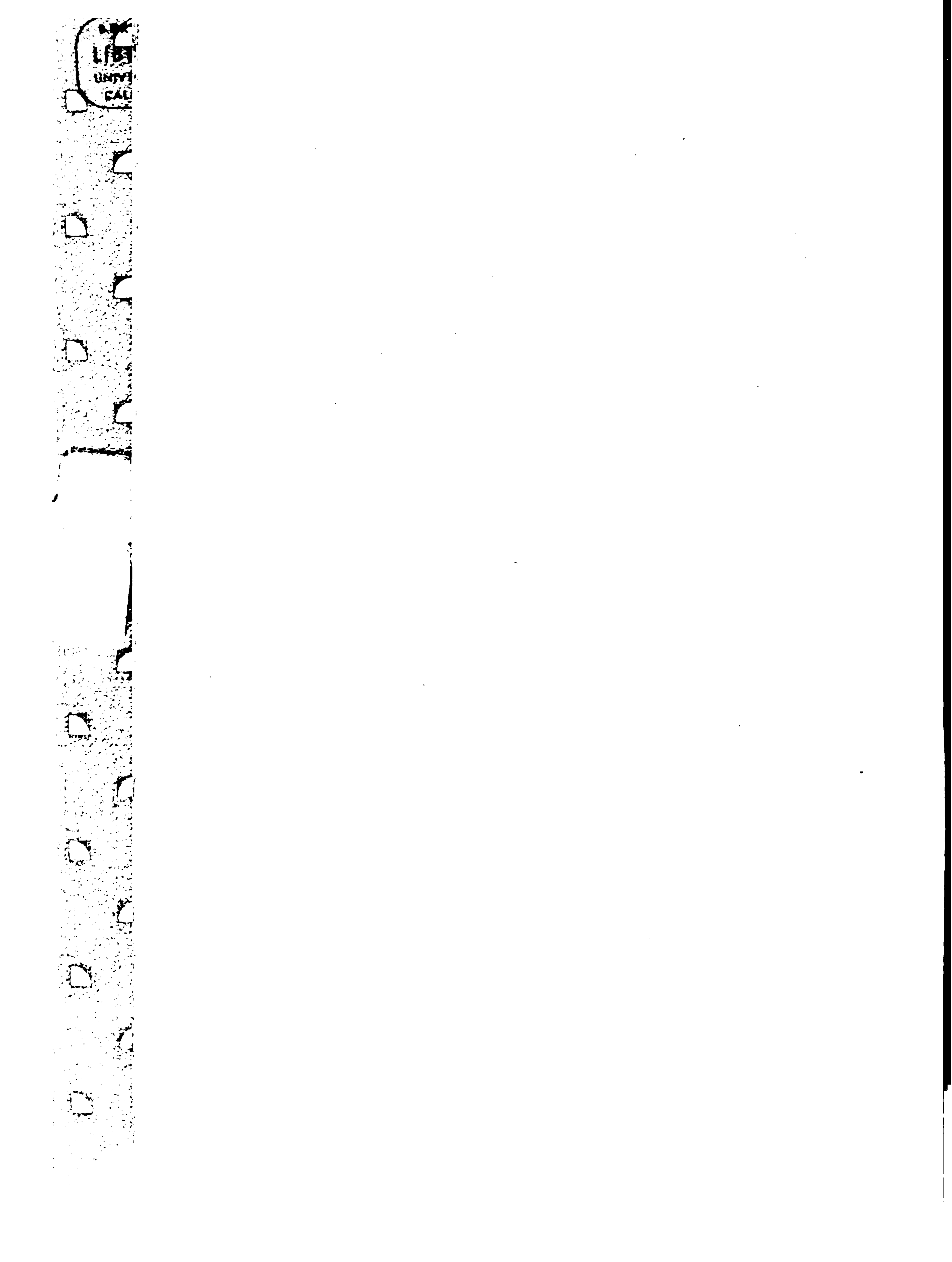
Kunstbeilagen

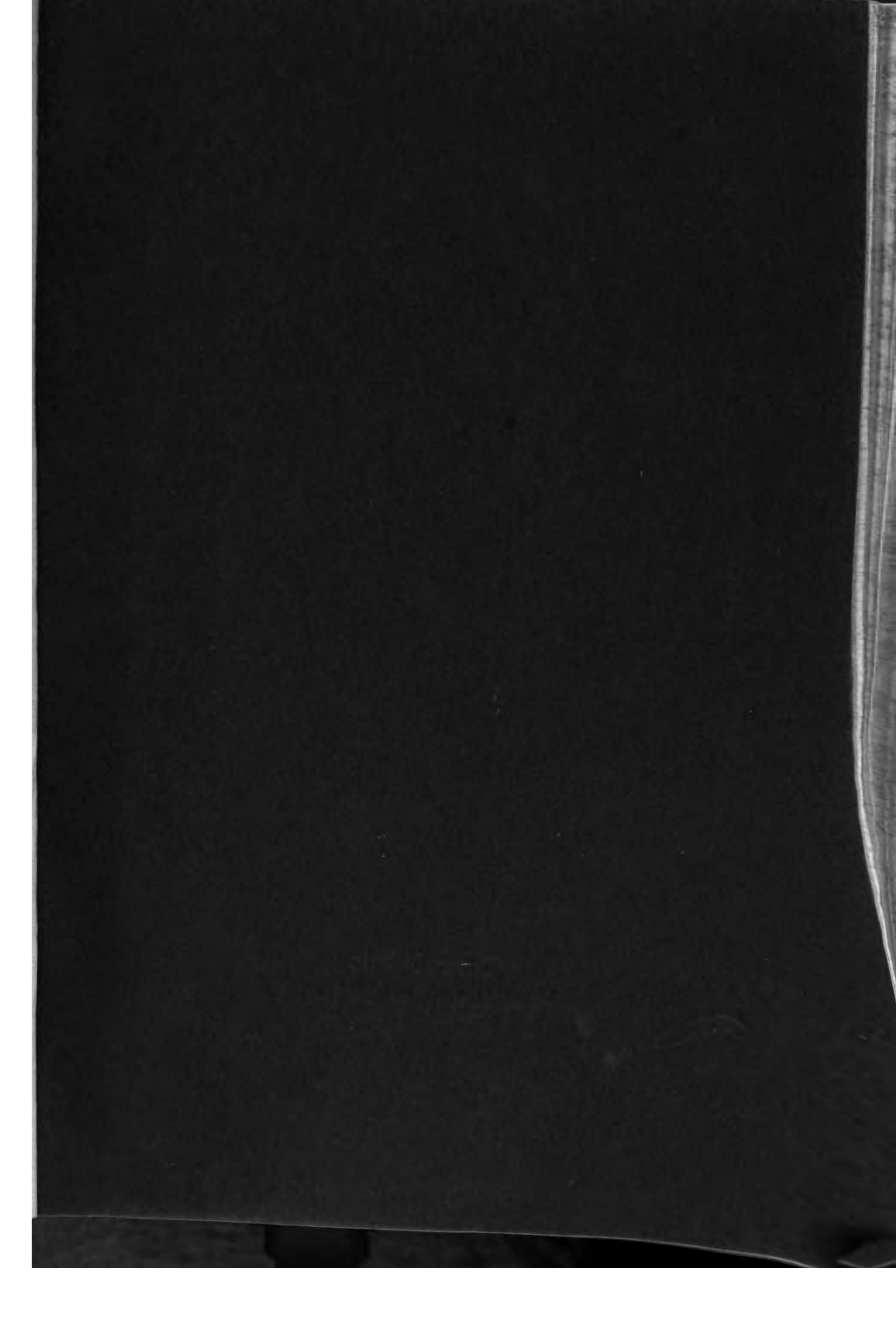
Einschalt- und Text-Bilder

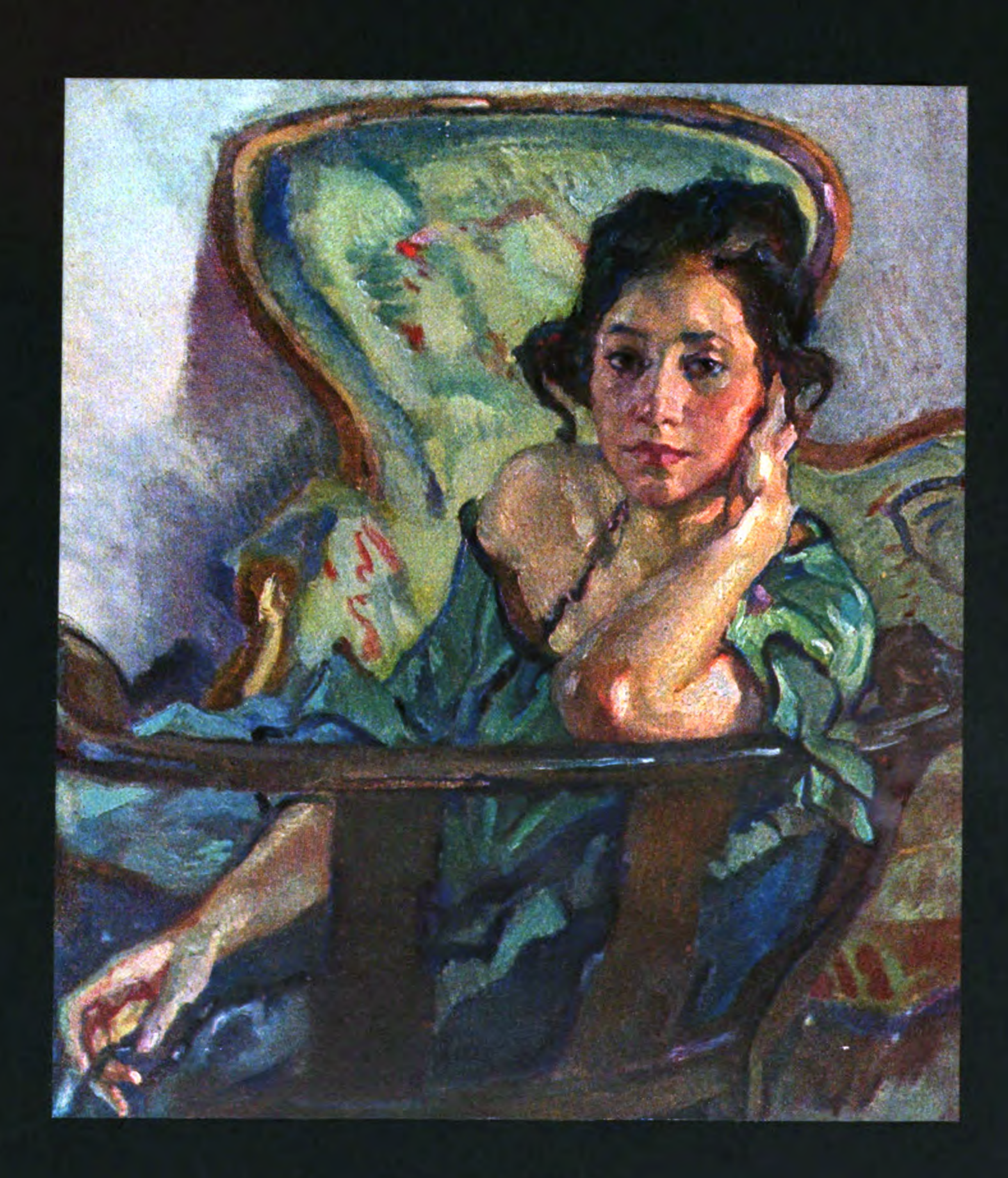
Kunst, Kunstgewerbe und anderes



Rennen. Scherenschnitt von Otto Wiedemann







Damenbildnis

Gemälde von Prof. Leo Putz



Marianne hatte es schwer als junge Frau. Sie klagte nicht. Wem hätte sie sich auch anvertrauen sollen? Sie stand hier in dem großen, kalten Berlin ganz allein. Die einzige Brücke zur hessischen Heimat, zu den verstorbenen Eltern, zu ihrer Kindheit in der kleinen Residenz hätte allenfalls Onkel Max bilden können. Aber der war in seinem gräßlichen Ministerium ja auch schon völlig ‚verpreußt'. Und als Junggeselle und Exzellenz und gar noch als amtlicher Vorgesetzter ihres Mannes kam er für Herzensbeichten gewiß nicht in Betracht. Es war auch nicht entfernt ihr Wunsch, sich über ihren Mann zu beschweren. Sie liebte ihn leidenschaftlich. Nein, helfen wollte sie ihm. Denn sie sah doch, wie er litt unter dieser unfruchtbaren Beamtentätigkeit, die sein reiches Können, sein junges Streben, seine bunten Pläne erdrosselte. Monat um Monat, Jahr um Jahr ging hin, Hans zerrte immer wieder an der Kette, die ihn ans Amt fesselte und erreichte damit nichts als eine neue beschwörende Mahnung von Onkel Max: sich nicht leichtsinnig seine ganze Karriere zu verderben; tausend ältere Regierungsbaumeister beneideten ihn doch um seine bevorzugte Verwendung! So fügte er sich denn wieder eine Weile, berechnete Schulbaukosten, begutachtete Turnhallenanschläge und bereitete für den Oberbaurat die Eingänge zur Unterschrift vor. Aber dienstunfreudig, ja zermürbt kehrte er immer vom Ministerium heim.

Als sie heirateten, hatte er der ‚Hans im Glück' geheißen. Alles, was andere sehnsüchtig erstrebten — ihm floß es mühelos zu. Er, der arme Student, bekam ein vermögendes, strahlendschönes Mädel, das ihm die Gönnerschaft der höchsten Dienststelle in seinem Fach als Hochzeitsgeschenk mitbrachte, er setzte sich in ein wohlhäbiges, blitzsauberes Heim, und seine verliebte junge Frau schenkte ihm zu Jahresschluß ein kerngesundes Kind. Was wollte er mehr? Marianne wußte: der Ehrgeiz beutelte ihn. Er fühlte sich durch seine frühe Heirat auf einen Weg abgedrängt, auf dem er sein schöpferisches Talent als Baumeister nicht entfalten konnte. Ach, ihr armer Hans faßte sein Glück nicht beim Schopf. Den stürmischen Liebesfeiern, die ihre Jugend sich nicht rauben ließ, den drolligen Szenen mit der kleinen Ruth, die solch ein Sonnenstrahl hätte sein können, folgte doch stets wieder diese dumpfe Anklage gegen das Schicksal, das seine Schaffenskraft und seine Phantasie in einen Käfig sperrte.

Der heutige Tag brachte eine Wandlung, so oder so, sie fühlte es. Als Hans gestern die Nachricht erhalten hatte, daß Onkel Max ihn heute um zehn Uhr dienstlich zu sprechen wünschte, sah sie's sogleich seiner trotzig-entschlossenen Miene an, daß diese Unterredung eine Lebenswende für sie alle bedeuten würde.

Nun wartete sie.

Aber die späte Tischzeit verstrich, ohne daß von Hans eine Nachricht kam. Marianne ließ vom Mädchen die Mahlzeit warmstellen, nahm Ruth an die Hand und begab sich auf den Weg zur Bahn. Die kleine Doppelvilla, deren Südhälfte sie seit ihrer Hochzeit im Januar 1900 bewohnten, lag in dem

gartenreichen Mittelteil von Groß-Lichterfelde. Zum Vorortbahnhof brauchte man knapp zwölf Minuten. Seitdem Ruth laufen konnte, gingen sie ‚Väterchen' oft entgegen, wenn er vom Dienst kam. Der rote kleine Punkt in der Landschaft, Ruths Jäckchen, leuchtete ihm dann schon von weitem. Die Anwohner der Drakestraße kannten das Kleeblatt längst: den blutjungen Ehemann, die mädchenschlanke Frau, die mit knapp achtzehn Lenzen Mutter geworden war, das dunkeläugige, braunhaarige Mädel, das zu den blonden, blauäugigen Eltern einen so überraschenden Gegensatz bildete.

Als Ruth müde war, kehrte Marianne von dem ergebnislosen Ausgang heim. Ihre Unruhe hatte das feinnervige Kind angesteckt. Ruth kramte in ihrem Spielschrank, trippelte aber immer wieder zur Mutter und streckte das Näschen nach dem Fenster. „Kommt nich!" meinte sie traurig. Marianne setzte sich an den Stutzflügel und spielte Schumann. Das beruhigte das Kind und sie selbst auch. Ruth konnte ein so glückliches Gesicht machen, wenn sie Musik hörte.

An diesen langen, zitternd bangen Nachmittag und Abend würde sie später im Leben noch oft zurückdenken, das wußte Marianne.

Ob sie zum Kolonialwarenhändler ging und dort an Onkel Max telephonierte? Nein, ausgeschlossen, damit stellte sie ihren Mann bloß. Übermorgen, am Sonntag, sollten sie mit ihm im Grillraum vom Kaiserhof essen. Bei solchen Gelegenheiten, auch wenn er zu Hause den Wirt spielte, vergaß Onkel Max seine Exzellenzwürde und die im Preußischen angelernte Steifigkeit. Dann konnte er wieder wie sein verstorbener Bruder Hallo, der Oberhofstallmeister, Mariannes temperamentvoller Vater, ganz der lustige süddeutsche Kamerad sein.

Nun lag die kleine Ruth in ihrem Kinderbett, das ans Fußende der beiden großen englischen Betten stieß, wie an das ihre das der Puppe: eines immer die Miniaturausgabe des andern. Das sei überhaupt noch keine ernstzunehmende Ehe, sondern bloß eine Puppenstube, hatte eine Spießbürgersfrau einmal geäußert.

Marianne besprach mit dem Mädchen die kleinen Wirtschaftsdinge des andern Tags, nahm den Schlüssel der Gartenpforte und schlug aufs neue den Weg zur Bahn ein. Das stillgeduldige Warten hielt sie nicht mehr aus. Sie wußte es jetzt ganz genau: es war etwas geschehn.

⁂

Auf ihrer unruhigen Wanderung tastete die Erinnerung in frühere Jahre zurück und klammerte sich an buntschillernde Bilder.

Sie dachte an die erste Begegnung damals in der Darmstädter Akademie. Hans Hesse war der ‚Schwarm' der ganzen Jungmädelswelt. Auch die jungen akademischen Bürger hielten große Stücke auf ihn. Er war noch Student, hatte sein Bauführerexamen noch nicht abgelegt, aber seine Sicherheit imponierte allen. Ganz Deutschland sah damals auf das starkbewegte Kunstleben der kleinen Residenz. Der Großherzog hatte einen Kreis jungaufstrebender Künstler um sich gesammelt. Immer gab es etwas einzuweihen oder zu besichtigen. Alle Hofchargen belernten sich eifrig auf den ihnen bisher so fremden Gebieten. Auch Mariannes Vater, der sich nur um Pferdezucht, Rennen, Reitkunst und Kavallerie-Reglements gekümmert hatte, wagte die ersten Schritte in das künstlerische Neuland. Irgendein Zufall fügte es, daß der junge Hesse, einer der vielen Schützlinge des Landesherrn, den Oberhofstallmeister durch die Ausstellung führen durfte. Er war dabei von einer köstlichen Frechheit. Marianne hatte schon mancherlei Tolles über ihn gehört. Man sprach von ihm auch in der Prinzessinnenschule, die sie damals besuchte. Er war ein auffallend hübscher Mensch, hatte für Flirtangelegenheiten aber keine Zeit. Das machte ihn besonders begehrt. Sein Vater war Bildhauer gewesen. Zu rechter Anerkennung hatte der es nie gebracht; an der Akademie war er als Lehrer tätig und früh gestorben. Der Großherzog hatte seiner Witwe eine kleine Pension ausgesetzt. Als der Künstlersohn heranwuchs, mit sechzehn Jahren die Reifeprüfung bestand und als Student des Baufachs die Fürsprache seiner Professoren fand, bewilligte ihm der Landesherr ein Stipendium. In seinen Freistunden machte sich Hans Hesse, dessen vielseitige Begabung bald feststand, in verschiedenen Werkstätten nützlich. Sein früh entwickeltes Stilgefühl trat aber bald in einen gewissen Gegensatz zu den noch unruhig tastenden Versuchen der neuen Baukünstler. In seiner unbekümmerten Mundart wagte er auch den angesehensten jungen Meistern gegenüber gelegentlich sachliche Einwände, die Verblüffung hervorriefen. Als er dem Oberhofstallmeister Modell und Bauplan einer der vom Großherzog genehmigten und mit Barmitteln unterstützten Künstlervillen erklärte, meinte er lächelnd: „Ha, fürs Einweihungsfest kann man sich nix Netteres denken; die gemütliche Diel', die hellen Schlafstübchen, das Musikzimmer, das Eßzimmer mit dem indirekten Licht; bloß daß das Kinderstübchen nur eben grad' den Raum für die zwei Kinderbetten hat, das will mir nit in den Schädel. Das Peterle und sein Schwesterche, die wachsen doch, gelt, und

am End' werden's noch mehr, was dann?" Exzellenz v. Höschlein mußte darüber so herzlich lachen, daß Seine Königliche Hoheit sich umwandte und fragte. Da kam der Einwand des jungen Hans Hesse denn zur Sprache. Auch der Großherzog lachte. Der künstlerische Bauherr freilich, der nun damit aufgezogen wurde, daß er dem Kindersegen eine strenge bauliche Wachs- und Zuwachs-Grenze zog, ward sehr böse auf den unbequemen Baufuchs. Marianne, die fünfzehnjährige Selektanerin, glaubte das Recht zu haben, herzlich mitlachen zu dürfen. Aber ihr Vater, selbst noch ganz rot vom Lachen, sagte entsetzt: das dürfe sie ja noch gar nicht verstehn. Sie verstand es indes sehr gut und fand den jungen Hans Hesse famos.

Eine Tante von ihm war Handarbeitslehrerin an der Prinzessinnenschule. Bei ihr traf sie ihn wieder. Gelegentlich dann auch auf der Eisbahn. Das waren festliche Stunden für sie, denn sie war in ihn blindlings verschossen. Sie zeigte es ihm natürlich nicht. Im Gegenteil, so oft sie ihm begegnete, ging sogleich das Geplänkel zwischen ihnen los. Sie neckte sich überhaupt sehr gern, das lag ihr im Blut. Und ihm machte es offenbar großen Spaß, auf die lustigen Herausforderungen des hübschen Exzellenzentöchterchens einzugehn. Bei Fräulein Hesse war es, als Marianne Kunde bekam von dem Riesenskandal, den soeben Hans Hesses freimütige Kritik an verschiedenen architektonischen Ungeheuerlichkeiten der inzwischen weiter fortgeschrittenen Künstlerkolonie herausgefordert hatte. Zum erstenmal war Hans Hesse als Mitarbeiter einer Fachzeitschrift hervorgetreten. Er hatte zwar die große Arbeit, die von der Darmstädter Gruppe geleistet wurde, als eine hochbedeutsame und dankenswerte Anregung für die ganze kommende Künstlergeneration gefeiert, aber auch seine zahlreichen Ausstellungen daran nicht verschwiegen. Vor allem erkannte er die großen technischen Schwächen eines neuen Baustils, der da von Malern, Bildhauern und Kunstgewerblern ins Leben gerufen werden sollte, ohne daß die neuen Gedanken von wirklichen Fachleuten sachgemäß durchgearbeitet worden wären. Der Aufsatz war bei Hofe mit stark gemischten Gefühlen gelesen worden, man hatte ihn dem Großherzog verborgen halten wollen, um einer Verstimmung vorzubeugen. Indes brachte einer der kritisierten Künstler die Angelegenheit bei einem intimen Essen im Schlosse selbst zur Sprache. Mariannes Vater nahm an der ungemütlichen Mahlzeit teil und schilderte hernach in seiner drastischen Art den ganzen Hergang. Im Grunde waren ihm die vielen Genies, die den Hof neuerdings für sich mit Beschlag belegten, ein Greuel, und er hatte die leichten Pritschenschläge, die der junge Draufgänger da austeilte, mit einem gewissen menschlichen Behagen begrüßt. Er fand auch nicht, daß Hans Hesse es in der Form seiner Kritik etwa an der schuldigen Achtung vor den älteren Kunstgenossen oder gar vor dem gnädigsten Protektor habe fehlen lassen. Exzellenz v. Höschlein sagte schmunzelnd zu seiner Tochter: „Er hat's ihne nit schlecht gegewwe und — immer ganz höflich, mit dem Hütche in der Hand!" Das Schicksal des bisherigen Schützlings Seiner Königlichen Hoheit war damit aber besiegelt: Hans Hesse ging seines Stipendiums verlustig. Die Strafe war um so härter, als gerade in jener Zeit Hesses Mutter schwer erkrankt war. Die Vorstellung, daß die alte Dame, die von der Erinnerung an die ihrem Gatten ach! so selten strahlende höfische Huld zehrte, auf dem Krankenbett erfahren sollte, daß ihr Sohn in Ungnade gefallen war, bedrückte den jungen Regierungsbauführer mehr als der Umschwung selbst. Die Frau Professor erlebte den Schmerz aber nicht mehr; ein sanfter Tod nahm sie in die Arme; in der glückhaften Überzeugung, daß ihrem talentvollen Jungen durch die Sonne landesväterlicher Güte der Lebensweg für alle Zeiten bengalisch beleuchtet bleiben werde, schloß sie die Augen. Hans Hesse erhielt bald darauf seine Berufung nach Berlin. Ein gelegentliches Wort der Fürsprache, das der Oberhofstallmeister seinem Bruder, dem Vortragenden Rat im Preußischen Ministerium, beim letzten Besuch gesagt hatte, erwirkte das Wunder. Der ‚Hans im Glück' ward wieder einmal beneidet, und all seine Fachgenossen im Land wunderten sich baß, wieso die Preußen da droben plötzlich ausgerechnet auf den übel beleumundeten, wenn auch fraglos sehr begabten Hans Hesse verfallen waren. Aber im Hintergrunde wippte in ihrem Schaukelstuhl die blonde Marianne v. Höschlein, als sie die Kunde vernahm, sagte gar nichts, lächelte nur still zufrieden vor sich hin.

⌘ ⌘ ⌘

Marianne stand mit dem Schützling ihres Onkels in einem nicht regelmäßigen, aber sehr anregenden Briefwechsel. Hans Hesse schrieb auf ihre kleinen Feuilletons vom Hofe, von Kunst, Theater, Künstlerball, Eislauffest und Wohltätigkeitsbasar, die immer so putzige kleine Bosheiten und lustige Übertreibungen enthielten, oft nur ein paar kurze Worte oder Sätze: „Dank und Gruß — aus Ihrem Briefchen kichern wieder tausend Teufelchen — ich hab' ja so gelacht — aber das schreck-

liche Examen — ich komme nicht zum Aufatmen!" Doch wenn er sich zu einem wirklichen Briefe aufschwang, dann war es auch gleich ein Lebens- und Glaubensbekenntnis. Er sah ja so unendlich viel Neues. Ein Geheimrat hatte ihn auf ein paar Dienstreisen mitgenommen — „so gewissermaßen als Mittelding zwischen Schreibmaschine, Kammerdiener und Nachschlagebuch," — schrieb er. Aber was für Wunder erlebte er da! Er sah die alten Bauherrlichkeiten von Königsberg, von Danzig und Breslau, er sah die technischen Fortschritte der großen neuen Kanalbauten, er sah den Stumpfsinn der Kommißbauten, er begeisterte sich und entrüstete sich, es brannte ihm unter den Nägeln, miteingreifen zu dürfen, seine Phantasie arbeitete unausgesetzt, sein Kopf war bis zum Springen voll von Plänen und Entwürfen. Exzellenz v. Höschlein fand es ja nicht ganz korrekt von sich selber, daß er den Briefwechsel duldete — hätte seine Frau noch gelebt, sie würde es nie und nimmer erlaubt haben —, aber Marianne las ihm manchmal große Strecken aus Hesses Berichten vor, und die fand er selbst fabelhaft anregend. Er wäre sich als Kleinstadtphilister vorgekommen, wenn er da hätte ‚moralische Bedenken' äußern wollen. Übrigens wußte er: Marianne hätte ihn auch fürchterlich ausgelacht. Denn sie war ein keckes kleines Ding und hatte es faustdick hinter den Ohren. Das sagte er ihr oft, wenn er so gut gelaunt abends bei seinem Schöppchen Wein mit ihr plauderte und auf ihre Schelmereien einging. Bei einem Schöppchen war es indes längst nicht mehr geblieben. Der Oberhofstallmeister hatte sich sachte das Pokulieren angewöhnt. Ein Schlaganfall machte da in der Nacht vor Mariannes Schulabschiedsfeier dem lustigen, sorglosen, von Gedanken ans Jenseits nie sonderlich bedrückten Leben des Herrn Hallo v. Höschlein ein unerwartet rasches Ende. Ein pomphaftes Leichenbegängnis mit Hofequipagen und Regimentsmusik — darauf tiefe Stille und Leere. Marianne sollte vorläufig in einer Pension in der Schweiz unterkommen — oder auch in Kassel — oder auch im Hause von General v. Sussenbach mit dessen Töchtern zusammen ‚erzogen' werden Diese Generalsgören fand Marianne greulich, und sie wußte auch nicht, was Herr oder Frau v. Sussenbach an ihr erziehen wollten. Sie fuhr also in Begleitung der Hausdame, die dem Heimgegangenen die letzten Lebensjahre behaglich zu gestalten bemüht gewesen war, nach Berlin zu Onkel Max. Der Geheimrat war ihr Vormund geworden; er wußte mit dieser unverhofften Würde zunächst so gar nichts Rechtes anzufangen. Marianne hatte bedeutende Pläne: sie wollte das Lyzeum besuchen und dann Kunstgeschichte studieren. ‚Studierende Weiber' waren Max v. Höschlein ein Greuel. Die bebrillten Damen, die da in den neunziger Jahren für die Emanzipation gekämpft hatten, bedeuteten für ihn nur eine unmoralische ‚Fin de siècle'-Erscheinung. Er schüttelte den silbergrauen Geheimratskopf und mahnte: „Kindche, Kindche, bleib, wo du bist, und laß dich nit mit so eklige Sache ein!" Aber sie war nicht zu belehren. Übrigens zeigte sie sich über die Möglichkeiten und die Aussichten ihres Studiums schon genau unterrichtet. Natürlich durch Hans Hesse. „Aha! Jetzt melde sich die Früch't'," sagte er, „so muß es komme, wenn man so ei'm Revolutionär unter die Arm' greife tut!" Da drohte sie ihm lustig: „Ach Onkel Max, zwing' mich bloß nit, in Darmstadt zu bleibe, — sonst mach' ich mich, um ausreiße zu könne, am End' grad so unmöglich am Hof wie dein Protégé, der Herr Hesse!" Er war entsetzt, mußte über den kecken Backfisch aber doch lachen. „Du wär'st imstand!" Und so wurde denn die Auflösung des Darmstädter Haushalts und die Übersiedelung von Marianne nach Berlin besprochen. Einen Monat später war sie bereits in einer teuern Pension am Steinplatz untergebracht und im Mädchengymnasium angemeldet. Onkel Max hatte ihr nach langen Erwägungen mit den Damen einiger Amtskollegen und Bekannten eine Liste eingehändigt, auf der die Namen und Adressen all der Berliner Herrschaften standen, bei denen sie ihren Antrittsbesuch machen sollte.

Aber am ersten Sonntag vormittag, an dem sie in ihrem schwarzen Taftkostüm die Pension verließ, die Liste in dem damals wieder neuaufkommenden Pompadour, entschloß sie sich, auf die feierliche Besuchsrunde lieber zu verzichten, und wanderte herzensfröhlich, als ob das so sein müßte, nach der Berliner Straße in Charlottenburg, wo in einem altmodischen Haus beim Schloß der junge Regierungsbauführer Hans Hesse seine Junggesellenbude innehatte.

Der war nicht wenig überrascht, als ihm die breithüftige Wirtin den eleganten Damenbesuch meldete.

⁂ ⁂ ⁂

„Also da bin ich!" sagte Marianne und strahlte ihn an. Er blieb eine Weile sprachlos. „Ja, freuen Sie sich denn gar nit?" fragte sie und rüttelte ihn an der Schulter. Da wachte er auf. „Mich nit freuen? Aber — aber diebig!" Sie lachte. „Diebig! Es heißt diebisch! Sie müsse sich hier im Preußische doch e besseres Deutsch angewöhne!" Er

schlug die Hände zusammen. „Bewahr' mich das Herrgöttel! Mei schö' hessische Sprach!" Nun lachten sie beide. In dem alten Neckton fanden sie sich. Er erzählte, sie erzählte, er polterte über das verknöcherte Beamtentum, mit dem er's hier zu tun hatte, schwamm dann in Wonne, als er seine künstlerischen Erlebnisse auf der letzten Dienstreise schilderte, sie berichtete über gemeinsame Bekannte aus Darmstadt, sie bogen sich vor Lachen, dann kamen ihr unversehens die Tränen, als sie vom Vater sprach, der immer so lustig und gut zu ihr gewesen war, und er nahm ihre Hand und drückte sie stumm, aber sehr herzhaft. Plötzlich entriß sie sie ihm. „Au, ich lass' mir die Finger doch nit zu Mus verquetsche!" Aber es war gar nicht ihr Ernst, sie zog ihren Handschuh aus, und er konnte ihre Hand nun ganz zart streicheln, um Abbitte zu leisten. Dann wollte sie etwas von seinen Privatarbeiten sehen. Er hatte sich an zwei Wettbewerben der Privatindustrie beteiligt und einen zweiten Preis und eine lobende Erwähnung erhalten. „Und das erfahr' ich nur grad so nebenher?" schalt sie ihn aus. „Weiß denn Onkel Max davon?" Er schüttelte den Kopf. „Das ist nix für Geheimrats. Die ganze Richtung paßt dene da obe nit." Sie setzte eine entschlossene Miene auf. „Gut, daß ich hergekomme bin, um nach dem Rechte zu sehe. Jetzt hilft's Ihne nix, ich mach' Sie berühmt." Er warnte: „Berüchtigt! Gebe Sie bloß acht!"

Zwei volle Stunden hatte sie auf seiner Bude zugebracht. Zum Mittagessen wurde sie von Onkel Max erwartet. Hans Hesse mußte sie nach der Hohenzollernstraße begleiten. Am Tiergarten hatte Exzellenz v. Höschlein sein hübsches Junggesellenheim. „Am nächsten Sonntag müsse Sie mitessen," sagte sie zum Abschied. Ihm kam die ganze Sache noch wie ein Märchen vor, und als ihm andern Tags ein Briefchen von Marianne zuging, worin sie ihm schrieb, er werde am Mittwoch nachmittag zum Tee erwartet, ward es ihm so seltsam im Magen, als ob er vor einer großen Seereise stünde. Aber der Geheimrat war reizend zu ihm. Und von nun an war Hans Hesse ein häufiger Gast in der Hohenzollernstraße. Exzellenz ließ sich sogar gnädig über die Privatarbeiten seines jungen Schützlings aus. Was für Kämpfe Marianne inzwischen um ihn auszufechten hatte, erfuhr er erst später.

Eines Sonntags, nach dem Essen, bei Mokka und Havanna, während Marianne im Nebenzimmer Chopin spielte, setzte der Geheimrat eine wohlwollend väterliche Miene auf, klopfte dem Gast auf den Unterarm und sagte: „Na, mir macht ihr zwei ja nix mehr vor. Eigentlich ist meine Nichte ja noch viel zu jung zum Heiraten. Aber die Studiererei ist wohl doch das größere Übel. Dafür ist sie mir auch viel zu schad'. Ich setz' große Hoffnungen auf Sie, lieber Herr Hesse. Das Glück, das Ihnen so von allen Seiten zufliegt, wird Sie ja wohl nicht übermütig machen, he? Ich bin es meinem guten armen Bruder schuldig, nach bestem Gewissen für das Wohl seines Töchterchens, meines Mündels, zu sorgen. Darum sag' ich halt: prüfen Sie sich. Es bleibt eine heilige Verantwortung, darüber müssen Sie sich klar sein." Das Klavierspiel war verstummt. Marianne hatte bis zu Ende zugehört. Nun kam sie entrüstet herein. „Was hör' ich da? Heiraten? Ich? Das Bürschche?! Ja, Onkel Max, ich denk' ja nit dran!" Sie pflanzte sich kampfbereit Hans Hesse gegenüber auf, dem es ganz schwindlig geworden war. „Wie komme denn Sie auf so dumme Gedanke? Wer gibt Ihnen das Recht dazu?" Der Geheimrat war wachsbleich geworden — Hesse wurde rot. Worte fand keiner von beiden. Bis endlich Marianne sich an der Verlegenheit des Paares genug geweidet hatte und großmütig erklärte: „Ja, jetzt bleibt mir am End' gar nix anderes übrig, als meine Zustimmung zu gebe. Was man seine Aufregungen mit den Mannsleut' hat!" Natürlich war alles Komödie von ihr. Onkel Max sah ihre blauen Augen blitzen und wußte Bescheid. „Du ruppige kleine Krott!" sagte er und ging, um vom Diener eine Flasche Champagner holen zu lassen. Kaum war er draußen, so flog Marianne ihrem Erwählten an den Hals. „Ach du dummer, lieber, dummer, lieber Hans! Hast's jetzt endlich begriffen? Ja? Hat schwer gehalten, was? Ach, hab' ich eine Angst ausgestanden." Hans küßte sie, bis sie beide ganz atemlos wurden. „Aber wie ist es denn nur gekommen? Marianne! Mariannchen! Annchen!" Sie mußte sich nun setzen. „Mir zittern noch die Knie. Ich hab' im Spiegel dein Gesicht gesehn. Hans, noch ein bissel dümmer und verdutzter, und der Onkel hätt' alles gemerkt... Ich hab' ihm doch gesagt, du hätt'st mir einen Heiratsantrag gemacht." Erschrocken setzte er sich nun auch nieder. „Ich? Aber das hätt' ich doch gar nit gewagt!" Sie lachte. „Eben. Drum hab' ich helfe müsse." Sie lagen sich lachend in den Armen, als Onkel Max, vom Diener gefolgt, zurückkehrte. „Also das erste Glas auf das junge Paar!" sagte er. Und Marianne drohte ihrem Verlobten übermütig. „Hans im Glück, Hans im Glück, ein unverschämtes Glück hast du doch! Etwa nit?"

Der Halbtrauer wegen fand die Hochzeit im engsten Kreise statt. Der Geheimrat hatte geglaubt, das junge Paar mit der Auswahl der hübschen Mietswohnung in Groß-Lichterfelde festlich zu überraschen. Aber den besonderen Geschmack der jungen Leutchen hatte er nicht getroffen. „Märkischer Lehmbaubudenstil," stellte Hans Hesse trocken fest. Die Doppelvilla krankte an Türmchen, Erkern, überflüssigem Stuck, kurz allem, was er nicht leiden konnte. Und Marianne hatte längst von ihrem Verlobten die Gesetze der neuen Wohnungsbaukunst verständnisvoll übernommen. Aber sie fügten sich lachend in alles. Onkel Max war ja so köstlich unpraktisch und altmodisch. Längst hatten sie's heraus, daß ihm die Wendung, über deren Plötzlichkeit er innerlich selbst noch erschrocken war, eine wirkliche Erlösung gebracht hatte: er hatte ja gar nicht gewußt, was er auf die Dauer mit seinem ungebärdigen jungen Mündel anfangen sollte. Nun war sie untergebracht, verheiratet, gottlob, Schluß, Punktum, damit die liebe Seel' nur endlich Ruh' hatte.

Marianne bekam die freie Verfügung über ihr ganzes Vermögen, das zunächst noch ihr Vormund verwaltete, erst an ihrem dreiundzwanzigsten Geburtstag, das war eine testamentarische Bestimmung; aber die Geldmittel, über die sie schon heute gebot, waren so reichlich, daß sie in hübscher Form leben konnten. Hesse bezog ja vorläufig nur die mageren Diäten. Übrigens stellte der Geheimrat mit Genugtuung fest, daß er sich in der Beurteilung von Hesses bürgerlichen Eigenschaften nicht getäuscht hatte: der junge Ehemann trieb für sich keinerlei Aufwand, er hatte auch keinen Pfennig Schulden in die Ehe mitgebracht, er lebte solide, der einzige Luxus war der, daß die jungen Leute sich im Lichterfelder Tattersall abonnierten und häufig in den Grunewald ausritten. Marianne war schon als Kind eine gelehrige und gewandte Reitschülerin ihres Vaters gewesen; allerdings hatte sie da über edleres Material verfügt. Hans war sportlich nicht minder gut veranlagt als seine junge Frau. Der Stallmeister hatte seine Freude an dem hübschen Paar und sorgte dafür, daß sie für die besseren Pferde im Stall vorgemerkt wurden. Wenn Hans Hesse nicht an einem eigenen Entwurf für einen neuen Wettbewerb arbeitete, dann machten sie in den Nachmittagsstunden längere Ausritte. „Um den Aktenstaub abzuschütteln," sagte Hans. Das fehlte ihm sehr in dem Winter, in dem Ruth zur Welt kam. Marianne merkte ihm die Unruhe an. Er brauchte nicht nur geistige Betätigung, sondern auch körperliches Ausarbeiten. Da der Winter lange Frostzeiten brachte, drang sie darauf, daß er wenigstens Schlittschuh lief. Die Havel war zugefroren. Er legte oft lange Strecken auf dem Eise zurück, sauste bis Spandau oder bis Potsdam. Wenn er dann heimkam, vom Wind durchgepeitscht, mit strahlenden, stahlblauen Augen, lachend, begeistert, und ihr von neuen Plänen erzählte, die er so unterwegs ausgeheckt hatte, dann klang in ihr immer der helle Jubel der Erwartung auf: wieder zusammen mit ihm hinauszukommen, zu Pferd oder zu Fuß, mit ihm „spazieren zu arbeiten", wie sie das nach einem Beethoven-Wort nannte.

Eine Versetzung in ein anderes Ressort hatte sich im Sommer nach Ruths Geburt nicht umgehen lassen. Der neue Oberbaurat, bei dem er nun beschäftigt ward, witterte Günstlingswirtschaft, er war ein aufrechter Mann, der dem Wirklichen Geheimen Ober-Regierungsrat mit dem Rang der Räte I. Klasse beweisen wollte, daß bei ihm ein Neffe Sr. Exzellenz keinerlei Ausnahmsstellung zu erwarten hatte. Er zwiebelte den jungen Beamten, dessen ganze Veranlagung ihm gegen den Strich ging, gehörig. Hans Hesse war zu einsichtig, um sich sogleich aufzulehnen. Doch als er sah, daß in der Art der Verwendung, die er fand, die bürokratische Absicht lag, ihn niederzuhalten, rief er Onkel Max' Hilfe an. Die versagte jetzt aber. Das sei Prüfungszeit, hieß es. Unter den kleinlichen Nadelstichen auf dem Amt litt Hans Hesse mehr, als sein Oberbaurat selbst ahnte. Den pedantischen Herrn verdroß wohl neben den Regungen selbständiger Phantasie bei seinem Untergebenen auch die Vorstellung, daß der junge Herr durch seine Heirat nicht nur den Papst zum Vetter zu haben glaubte, sondern auch finanziell über all die Quälereien erhaben war, unter denen er selbst seit seiner Regierungsbauführerzeit gelitten hatte. Und so bildete sich ein für Hans Hesse immer unerträglicheres Verhältnis heraus. In den letzten Wochen hatte Marianne öfters zum Kaufmann pilgern müssen, um nach dem Amt zu telephonieren: ihr Mann sei nicht wohl und könne nicht zum Dienst erscheinen. Hernach waren sie ausgeritten, oder hatten Ruth in ihr Sportwägelchen gesetzt und waren tief in den Grunewald gezogen. Das blieb auf dem Amt nicht unbekannt — und Onkel Max hatte neulich, als er mit Hans darüber sprach, zum erstenmal seine Geheimratsmiene aufgesetzt. Es war dabei auch das üble Wort gefallen: allein auf das Kapital seiner Frau dürfe sich ein Mann nicht stützen, Geld könne durch einen Bankkrach oder sonst ein Unglück

verloren gehn, ein Regierungsbeamter aber, der die Fähigkeiten habe wie Hans Hesse und den die besonders günstigen Umstände an den Anfang einer vielleicht glänzenden Staatslaufbahn gestellt hätten, der müsse die Selbstüberwindung aufbringen, sich auch einmal gleich tausend andern weniger Glücklichen durch eine unbequeme Zeitspanne durchzuwinden. Hans hatte sein Temperament nicht zügeln können. Es war seitdem zwischen den Herren auf dem Amt ein Verkehr wie auf des Messers Schneide. Onkel Max lud zuweilen noch ein, war aber tief verstimmt. Und Marianne hatte es schwer als junge Frau, die da vermitteln sollte. Was sie sich dabei selbst nicht verzeihen konnte, war dies: daß sie auch, wenn sie allein war, nur mit Ruth zusammen, von ihrem Grübeln nicht freikam. Sie raubte dem Kind, dessen Herz so nach Liebe verlangte, etwas von seinem sonnigen Unschuldsglück. Denn der Druck, der auf ihr lag, teilte sich der Kleinen mit. Wenn Ruth lachte, dann brach sie manchmal mitten darin ab und sah ihre bekümmerte Mutter ängstlich, wie schuldbewußt, an. Marianne gab es einen Stich ins Herz. Sie preßte das Kind an sich, wollte es wieder lachen machen. Aber sie hatte selbst feuchte Augen.

⌘ ⌘ ⌘

In dieser unheimlichen Wartestunde wanderte sie nun zum drittenmal um das Villenviertel und näherte sich wieder ungeduldig und verzagt dem Hause. Für den Fall, daß Hans eine andere Verbindung als die Wannseebahn benutzt hätte und inzwischen heimgekehrt wäre, mußte sie die erleuchteten Fenster sehen. Aber nur in der Küche brannte Licht. Trotzdem trat sie ein. Bloß nachschauen wolle sie, ob Ruthchen brav schlafe, sagte sie wie entschuldigend zum Mädchen. Dann trieb die Unruhe sie wieder hinaus. Die Züge kamen jetzt mit zwanzig Minuten Zwischenpause. Von der Bahn her begegnete ihr ein Schub Vorortbewohner, die zum Abendessen hasteten. Das waren schon die ersten Ankömmlinge aus den Konzerten; die Theatergäste kamen erst von halb elf Uhr an. Grade schlug es zehn. Hans war wieder nicht dabei. Sie bog links ab. Da lag im Gartendunkel das langgestreckte Grundstück mit der niedrigen Reitbahn und den Ställen. Soeben schloß Fritz, der Stallmann des ‚Philisterstalls', die breite Pforte. Seine weißen Hemdsärmel und die purpurrote Weste leuchteten durch den milchigen, von der nächsten Laterne versilberten Septembernebel. Er erkannte sie und sprach sie an. „Das hat grade noch geklappt heute abend," sagte er. „Der Direktor war schon aus dem Büro, da hört' ich's anklingeln, und da ging er noch einmal zurück. Nun kriegen Sie also morgen früh den Rex und die braune Liese. Die sind heute nachmittag beide nicht gegangen."

Marianne brauchte ein Weilchen, um folgen zu können. Sie mußte sich erst wieder in die Gegenwart versetzen. Ein paar rasche Gegenfragen dann. Und voll Erstaunen hörte sie: Hans hatte vor knapp einer Stunde im Tattersall angeklingelt und für sie beide zu morgen früh Pferde bestellt, den Rex und die braune Liese, die sie öfters ritten und die zu den leistungsfähigsten gehörten; denn es handelte sich, wie er sagte, um einen mehrstündigen Ausritt in den Grunewald. Marianne dankte und setzte in beschleunigtem Schritt den Weg fort. Morgen war Sonnabend: Hans hatte also nicht die Absicht, ins Ministerium zu gehn! Was war geschehen? Hätte sie doch erfahren können, wie seine Stimme geklungen hatte. Ach, sie hätte nur zwei Worte von ihm zu hören brauchen und hätte alles gewußt. Sie kannte ihn ja bis in den letzten Winkel seiner Seele...

„Ännchen! Du?!"

Zuerst sah sie im Nebel nur das Glutauge einer Zigarre, dann den grauen Filzhut, den hellen Herbstpaletot. Hans war's. Er hatte die Gartenpforte aufgeschlossen. „Hans — Hans — ach Hänsche!"

„Erschütternde Familienszene!" sagte er und lachte. „Du, Ännchen, aber morgen wird beim Postamt Telephonanschluß beantragt. Das war ja heut zum Verzweifeln. Hast wohl Angst ausgestanden um mich? Ja, es ging wild her im Zoologischen Garten. Fast hätten sie mich aufgefressen, die wilden Tiere. Aber das erzähl' ich dir drinne. Komm nur rein. Schläft's Ruthche?"

Sie umschlang ihn stürmisch. Er mußte rasch seine Zigarre aus dem Mund nehmen, sonst hätte sie sich verbrannt. „Daß ich dich doch wieder hab'. Du Ausreißer. Du Herumtreiber. Dreimal war ich jetzt bis zur Bahn. Und Fritz, der Stallmann, sagt mir..."

„Ja, du, Ännchen, das fiel mir noch eben ein, wo ich vom Riebsahm aufbrach, und da rief ich den Tattersall an; wir werden einen himmlischen Morgen haben, und den müssen wir genießen."

„Du gehst nicht aufs Büro?"

„Nein, Ännchen. Nie mehr. Ich bin Freiherr. Das heißt: ich hab' jetzt nur noch einen einzigen Vorgesetzten, aber einen, der kein verknöcherter Oberbaurat ist, sondern der was von seinem Amt versteht. Wer der ist? Was, das errätst nit?" Er lachte. „Dein Mann, Ännchen. Wer sonst?"

Inzwischen waren sie in die Wohnung

eingetreten. Auf dem Flur sprachen sie Ruths halber im Flüsterton. Er drehte in allen Zimmern das Licht an und wanderte auf und nieder, die Hände in den Sakkotaschen, sich der festlichen Helligkeit freuend. In aller Eile half Marianne dem Mädchen noch den Abendbrottisch vervollständigen. Hans erklärte, er habe einen Riesenhunger, sei gar nicht dazu gekommen, unterwegs etwas zu essen. Das habe sich heute alles so überstürzt. Aber wundervollen Burgunder habe er bei Riebsahm getrunken, nachdem der Vertrag aufgesetzt war.

Bei Riebsahm? Ein Vertrag? Alles zitterte noch in ihr. Sie bemühte sich aber, ihm ein recht helles Gesicht zu zeigen. Er war ganz verwandelt gegen die letzten Tage, seine stahlblauen Augen blitzten, der trotzige, junge Zug um den Mund war wieder da, und es klang ein fast burschenhafter Übermut aus seiner Stimme.

„Ja, ja, Annchen, erfährst alles. Ich hab' den Vertrag auch nicht etwa gleich unterschrieben. Nein, schon gar, wenn da eine Flasch' alter Burgunder auf dem Tisch steht und einen lockend anglotzt. Morgen wird noch einmal gründlich überlegt, nüchtern alles durchgeprüft, bis vier Uhr nachmittags hab' ich ihm Bescheid versprochen. Riebsahm ist der Vater vom Willy Riebsahm, weißt, der mich damals wegen der Wettbewerbsach' aufgesucht hat. Der Alte ist Haupt und Herz der großen Baufirma Riebsahm & Co. Früherer Polier. Ein Urknote — aber genialer Kerl. Die Firma hat das neue Theater an der Spree gebaut — dann das Warenhaus am Rosenthaler Platz ... Gott, Mädelche, was hab' ich dir zu erzählen!"

„Aber iß doch nur erst, komm, ich leg' dir auf, Hans ... Ja, und mit Onkel Max?"

„Ist alles aus und vorbei, Annchen." Er aß nun mit gutem Appetit und merkte gar nicht, daß sie keinen Bissen anrührte. Auf der hellen seidigen Haut in ihrem Halsausschnitt zeigten sich dunkelrote Flecken, als ob sie Scharlach hätte, ein Zeichen ihrer starken inneren Erregung. Sie hatte die Hände überm Teller fest gefaltet und ließ kein Auge von seinem Gesicht. Es war, als wollte ihr Blick tief in ihn eindringen, um noch viel rascher, als er berichten konnte, alles zu erfassen. „Onkel Max hat sich von seinem ungeratenen Neffen losgesagt. In früheren Zeiten würd' man gesagt haben: er hat mich verstoßen. Verflucht. In Nacht und Nebel gejagt. Grauenvoll. — Ach, Annchen, was könnt' er für ein lieber und netter Mensch sein, wenn er nit Geheimer Ober wär'! Er hat mir schauderhafte Sachen gesagt, und ich hätt' ihm eigentlich für die nächsten neunundzwanzig Jahr gram sein sollen, aber er hat mir nur leid getan, weil er sich so schrecklich hat über mich ärgern müssen. Komisch, nit? Na, er wird dich ja morgen hinzitieren nach der Hohenzollernstraß' und dir seine Auffassung von mir nit vorenthalten. Du, Kindche, da kannst was erleben."

„Hu, ja," versuchte sie zu scherzen, „mir läuft's schon ganz eisig über die Haut."

„Also ich hab' meinen Abschied, Annchen. Ich bin nicht für den Staatsdienst geeignet. Du wirst sagen; wo bleibt die Sicherheit? Still, Kindche, das könnt' ich dir gar nicht übelnehmen. Doch um so besser, wenn du auch so Vertrauen zu unserer Zukunft hast. Ich weiß, daß ich noch viel zu lernen hab'. Wer lernt je aus? Aber auf dem Bürosessel dort wär' ich nur immer noch dümmer geworden. Pensionsberechtigt — ja. Aber lebt und strebt man bloß dafür?"

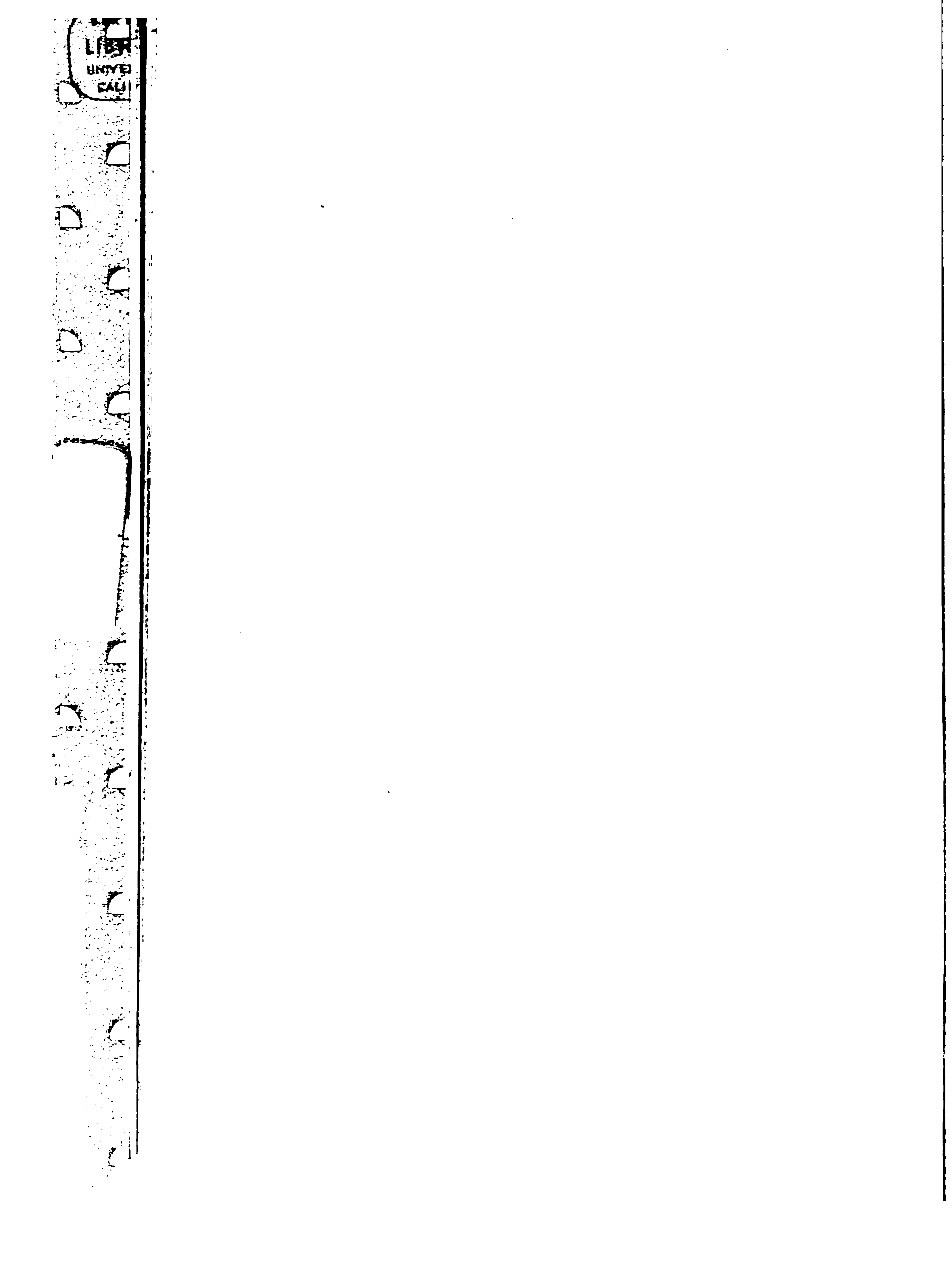
„Ach Hans, ich fühl's doch: Du mit deinem Talent kannst nit untergehn!"

Er legte Messer und Gabel hin, kam um den Tisch herum und zog sie an sich. „Dafür muß ich dich jetzt aber erst einmal toll abküsse! Du lieb' Mädelche!" Und dann schilderte er ihr endlich in seiner stürmischen Art den Verlauf des ganzen ereignisreichen Tags. Das Hauptergebnis: er war nach mehreren Vorbesprechungen mit Willy Riebsahm, der ein großer, begeisterter Verehrer von ihm war, und mit dem Prokuristen der Firma, die ihm schon vor Monaten einen Antrag gemacht hatte, in eine Unterhandlung mit dem alten Riebsahm wegen seiner Anstellung eingetreten. Die Firma mußte ihr Personal vergrößern. Sie brauchte jetzt einen akademisch gebildeten Fachmann, schon wegen der Auseinandersetzungen mit allerhand Baubehörden; die aus der Praxis hervorgegangenen Kräfte genügten nicht mehr. Was Riebsahms Augenmerk auf Hesse geleitet hatte, war besonders dessen letzte Preisarbeit, die ein Volkstheater betraf. Die Firma wollte sich um mehrere große Aufträge im Reich bewerben. Hier war für eine reiche Phantasie wie die des jungen Regierungsbaumeisters Hans Hesse ein lohnendes Feld. Riebsahm sr. war überzeugt, daß sich aus ihm ein erster Fachmann entwickeln würde. Wer sich rechtzeitig seiner Mitarbeit versicherte, würde es nicht zu bereuen haben. Zudem konnte ein junges Talent, das noch nicht auf große praktische Erfolge zurückblickte, keine hohen Gehaltforderungen stellen. So war es denn schließlich zu einem Vertragsentwurf gekommen.

„Wenn ich morgen' unterschreib', dann kann ich am Montag meine Stell' antreten.



Anadyomene
Bildwerk von Prof. Fritz Klimsch



Es will überlegt sein. Aber heut abend bin ich zu konfus dazu. Morgen ist auch ein Tag. Seien wir vergnügt. Gehn wir schlafen. Um halb sechs Uhr heißt's aufstehn. Du, Annche, was freu' ich mich auf den Grunewald. Keine Beamtenfratzen — nur schlanke Fichten und die blaue Havel und dein lieb' Gesichtel!"

Es wurde eine kurze Nacht. Ihre Angst und ihre Sorge lösten sich endlich in Küssen und Tränen auf, als sie Herz an Herz mit ihm lag. Er hatte gar nicht gewußt, daß sie all den Groll, der an ihm gefressen, miterlebt hatte. So schlecht nur hatte er sich verstellen können? Sie sollte doch gar nichts merken, seine arme kleine Liebste. Nun streichelte und küßte er sie. „Arm' Dier!" sagte er. Und dann mußte er wieder lachen über Onkel Max, wie in dem das gute hessische Herz mit der preußischen Geheimratsunfehlbarkeit gerungen hatte. Sie schwatzten und schmiedeten Pläne, jubelnde Lebenslust riß sie aus der langen Qual, und unter Küssen, mit noch zuckenden Pulsen schliefen sie endlich ein. Als der Wecker anschlug, fuhr Hans empor, stopfte ihn unters Kopfkissen, damit Ruth nicht aufwachte, drehte das Lämpchen an und sah sich nach Marianne um. Das rötliche Licht bemalte ihr Gesicht, den Hals, die linke Schulter. Sie lag in tiefer Erschöpfung da, mit leicht geöffneten Lippen, das Kissen tief im Nacken, den Kopf zurückgelehnt. Weder das Geräusch, noch der Lichtschein hatte sie ermuntert. Nur ein leichtes Zittern huschte über ihre langen Wimpern, die wie die Brauen tiefdunkelblond waren und ihrem sonst weichen Gesicht die bedeutendere Note gaben. Ihr blondes Haar, das er ihr im Liebesspiel gelöst hatte, überflutete die Kissen und war verwirrt. Das Frisieren kostete nun Zeit und Mühe. „Arm' Annche!" sagte er und küßte sie. Sie lächelte im Halbschlaf und sog sich an seinen Lippen fest. Im Erwachen sann sie dem Klang und Sinn seiner Worte nach. „Nit arm — ach so reich ist dein Annche, so reich! Der ganze Hans gehört ihr doch!" Mit Tränen des Glücks in den Augen richtete sie sich auf. „Jetzt aber tapfer, Bürschche!" Und flugs machte sie Toilette und warf sich in ihren Reitanzug.

In dem Nebel, der im Frühdämmer über der Gartenstadt lag, erschien alles ganz unwirklich. Die Pferde waren unruhig, spitzten die Ohren bei jedem Bäckerjungen, jedem Zeitungsausträger, jedem Handwagen, der ihnen begegnete. In den Nebel hinaus klang das Wiehern der Pferde — aus Nachbarstraßen, in denen die Milchwagen ratterten, tönte die Antwort zurück. Da und dort brannten noch Laternen. Die Nebelkränze um die Flammen waren wie Heiligenscheine. Geheimnisvoll schön wirkte das sonst so unpoetische Bahngelände, über dessen Brücke sie ritten. Die roten und grünen Signallichter schwebten wie bunte Sterne in der Milchstraße. Mit den Nebelschwaden mischten sich die Dampffahnen der Lokomotiven. Pfauchend, stampfend, polternd sauste eine Maschine unter der Brücke hindurch. Mariannes Stute machte ein paar Sätze und steckte den noch faulen Rex an. Auf der andern Seite begann der Sommerweg, auf dem man bis zur Waldgrenze ungehindert galoppieren konnte. Durch moosige Gestelle, zuweilen mitten durch den Kiefernwald, in dem die spitzen Wacholder-Pyramiden wie sagenhafte Zwergwesen auftauchten, ging es dann in Schritt oder Trab, bergab, bergauf. Rudel Rehe wechselten, Eichhörnchen huschten in die jetzt von der Morgensonne vergoldeten Wipfel, doch weit und breit war kein Mensch zu sehen. Auf der Höhe der Havelberge angekommen, ritten sie gemächlich, um die Tiere verschnaufen zu lassen, auf den Kaiser Wilhelm-Turm zu. Der lag nun schon in vollem Sonnenlicht da. Aber über der ganzen Havel schwebte noch ein dicker, breiter Zug milchigen Nebels. Die Pferde dampften. Hans klopfte dem Rex und der Liese den Hals und parierte. In der Sonne neben dem Turm hielten sie ein Weilchen und freuten sich all der stillen Schönheit der märkischen Landschaft, deren Adel sie auf diesen einsamen Frühritten lieben und bewundern gelernt hatten.

„Weißt, Hans," sagte Marianne, „ich mein', du solltest dich dem Riebsahn nit gleich mit Haut und Haar verschreiben."

„Denkt mein Annche, statt an Brahmslieder oder Walter Leistikow oder Hauffs Märchen, ans Geschäft! Du garstiges Ding du!"

Sie hob sich im Sattel und reckte sich. „Jetzt hab' ich Mut. So zu Pferd. Und in der Sonn'. Und du machst so ein verliebt' Gesicht."

„Echt weibliche Logik. Statt daß wir dann von Gänseblümchen reden."

„Bürschche! — Nein, du, im Ernst. Ich mein': gut, daß du endlich alles von dir abtust, was dich quält. Aber warum dich gleich wieder abhängig machen?"

„Kind, ich kann doch nicht zeit meines Lebens nur Preisaufgaben lösen."

„Selbständig sollst dich machen. Im März werd' ich dreiundzwanzig, gelt, und dann hat uns doch keiner mehr Vorschriften zu geben."

Er nahm die Sportmütze ab und ließ sich

die Sonne auf die dichte, helle Bürste scheinen. Lang dachte er nach. Erst zog er die hellblonden, buschigen Brauen zusammen, fast trotzig. Dann klärte sich sein Mienenspiel auf. Er nahm einen tiefen Atemzug. Aber kurz abweisend schüttelte er darauf den Kopf. „Nein, Annche, was dir gehört, das muß dir bleiben — für dich und für Ruth. Und vielleicht gibt's noch einmal ein Bübche, gelt? Nein, Annche, nein. Gut und lieb ist's von dir, daß du mir das anbietst. Aber es wär' ein zu großer Leichtsinn, wenn ich's annähm'. Ich hab' auch noch zu wenig geschäftliche Erfahrung. Ja, wenn ich dem schlauen Fuchs, dem alten Riebsahm, erst einmal so richtig in die Karten geguckt hätt' und Bescheid wüßt', wie und wo. Natürlich wär's herrlich, eine eigene Firma zu haben. An Aufträgen würd' mir's schon nicht fehlen. Bloß: ich wag's noch nicht."

Sie kletterten den steil abfallenden Hang zur Havel hinunter. Hier drangen sie nun wieder in die Nebelschicht ein. Damit die Pferde sich nicht erkälteten, legte Hans einen gelinden Trab vor. Dicht am Ufer ritten sie hin. Das Wasser sah man im Nebel nicht. Wie aus Märchentiefen drang der Ruf eines Nebelhorns, einer Sirene von der Flußmitte zu ihnen. Zillen und Schleppdampfer belebten das Wasser trotz der Unsichtigkeit.

Als sie wieder in Schritt fielen, sagte Marianne, zäh am Thema festhaltend: „Nur um eins bitt' ich dich, Hans, liefer' dich dem Herrn Riebsahm nit gleich für Jahr und Tag aus. Du kannst ihm ja absehn so viel du willst und brauchst, aber sollst dich nit dauernd von ihm annageln lassen."

Er lachte und klopfte seinem Pferd den Hals. „Gar nit dumm bist, Annche. Aber so schlau ist der alte Fuchs auch. Einen fünfjährigen Vertrag soll ich abschließen."

„Tu's nit. Sag' ihm: Du willst nur einen Versuch machen. Ein Jahr zunächst."

„Darauf läßt er sich nicht ein. Er kommt mir ja auch sehr entgegen, will mir doch Bauratsgehalt zahlen."

„Er kann sein Geld selber behalten. Geh als Volontär."

„Wenn das die Kollegen hören! Hans Hesse, der exzellenzenfresserische Baumeister mit dem unverschämten Größenwahn, als junger Mann bei Riebsahm & Co. Und er, der alte Riebsahm... Er spielt mir gegenüber natürlich auch den Idealisten, spricht von Kulturaufgabe undsoweiter, aber Kulturwert hat für ihn nur der Tausendmarkschein, er ist ein ganz Gerissener. Das würd' ihm natürlich passen, daß ich für ihn ein Jahr lang arbeit', ohne daß er mir Zechinen zahlen muß. Insgeheim lacht er sich scheckig."

„Und übers Jahr lachst du."

„Annche, du bist ja noch viel schlauer als der heilige Riebsahm selber. Mein Annche legt noch den größten Bauernfänger des neuen Jahrhunderts herein. Mir graut's ja vor dir, Annche. Du kleine Verbrecherin."

Sie strahlte ihn an und lachte. Ihre Zähne blitzten aus dem heiß gewordenen Mund. „Nenn' mir doch ein Verbrechen, Hans, das ich für dich nit begehn könnt'!"

Eines Augenblicks Länge stand ihm das Herz still. Sie sagte das so ruhig daher, und ihre Miene war jung und festlich, aber es traf ihn doch wie ein heimlicher Aufschrei. „Ich nehm' von dir — nehm' — nehm' immerzu. Und es ist mir so selbstverständlich. Ist's nicht ungeheuerlich?"

„Bestimmung ist's. Der Hans im Glück sollst du sein. Sei ganz still und laß dich nur lieb haben. Mehr braucht's gar nit."

„Lieb' Kerlche!" sagte er. Im Weiterreiten umschlang er sie für eine Sekunde und küßte sie aufs Ohr. Die Pferde rieben dabei die Hälse aneinander und wurden unruhig. „Eskadron — Galopp!" kommandierte er. Und in schönem Schwung nahmen die Gäule den Hang beim Großen Fenster. Wechselnd zwischen Schritt und Trab kehrten sie dann zum Stall zurück. Die ganze Welt war in leuchtende Sonne gebadet.

Marianne war todmüde, als sie daheim anlangten. Aber Ruhe gab's für sie nicht. Sie hatte in der Wirtschaft zu tun, und Ruth folgte ihr wie ihr Schatten auf Schritt und Tritt. Die Kleine hatte sich den ganzen Morgen nach ihrer Mutter gebangt. Rührend war es, wie sie jauchzte, als sie die Eltern ankommen sah. Hans liebte das kleine Mädel, obwohl er's nicht völlig überwand, daß das erstgeborene Kind kein Junge war. Er verstand nur gar nicht die Kunst, auf die Neigungen der kleinen Welt einzugehen. Bisher hatte ihm ja auch meistens die Zeit dazu gefehlt. Er hob Ruth stürmisch hoch empor, drehte sich mit ihr, bis sie ganz schwindlig ward, dann setzte er sie nieder, lachte ihr zu und ging an seine Arbeit. Es war ihm für den Wettbewerb des Bremer Schauspielhauses, an dem sich die Firma Riebsahm & Co. beteiligen wollte, auf dem letzten Teil des Ausritts eine wundervolle Lösung eingefallen. Die wollte er dem alten Riebsahm heute aufs Büro bringen und ihm gleichzeitig ankündigen, daß er sich nur immer auf ein Jahr bei ihm binden könne. Natürlich würde Riebsahm Einwendungen erheben, das hohe Gehalt betonen, wie schon gestern. Und für diesen Fall hatte er den Trumpf in der Hand: er verzichtete für das erste Jahr auf jede Bezahlung. In seiner

temperamentvollen Art warf Hans Hesse die Zeichnungen aufs Papier. Gegen Mittag legte er den Bleistift hin, packte die Rolle zusammen und machte sich zum Ausgehen fertig. Marianne lief ihm noch mit dem zweiten Frühstück nach, denn zum Mittagessen war er ja nun heute wieder nicht zu erwarten. Sie blieb dann an der Gartenpforte stehen und freute sich an der Kraft und Frische der jungen Gestalt.

Als sie ins Haus zurückkehrte, lief Ruth ihr entgegen und umschlang ihre Knie und jauchzte. „Du bist ja so lustig, du kleine Maus!" sagte Marianne.

Ruth nickte heftig. „Nu hab' ich dich doch wieder!"

In diesem Glück lag eine kleine Tragödie. Aber Marianne empfand sie noch nicht.

⁂ ⁂ ⁂

Als Hans Hesse zwei Jahre später seine Verbindung mit der Firma Riebsahm & Co. löste und sich selbständig machte, herrschte in Fachkreisen die Ansicht, daß der gerissene alte Bauernfänger Riebsahm seinen künstlerischen Mitarbeiter, dem er die größten Erfolge der letzten Jahre verdankte, arg übers Ohr gehauen hatte. Zwar habe der ehemalige Regierungsbaumeister von ihm Gehalt bezogen, es war ihm aber kein Pfennig Anteil an den stattlichen Einnahmen der Firma zugekommen. Für viele ein Schulbeispiel sozialwirtschaftlicher Ungerechtigkeit. Der Syndikus einer Architekten-Vereinigung wandte sich an Hesse und fragte ihn, ob die Gerüchte wahr seien; schon im Interesse der Gesamtheit sei es dann erforderlich, diesen Fall kapitalistischer Ausbeutung öffentlich zu behandeln. Aber Hesse erklärte lachend, er denke nicht im Traume daran, gegen die Firma irgendwelche Vorwürfe zu erheben. Daß in den Riebsahmschen Entwürfen, sowohl in den zur Ausführung gelangten als auch in den nur zu Wettbewerben eingereichten, seine geistige Arbeit stecke, werde von niemand bestritten, am wenigsten von Riebsahm selber; sie hätten sich in aller Freundschaft getrennt, und er sei dem geschäftskundigen und unternehmungslustigen alten Polier für die praktische Lehrzeit, die er bei ihm durchgemacht habe, außerordentlich dankbar. Diese abweisende Haltung verstand der Syndikus nicht. Die Angelegenheit ward noch mehrfach besprochen. In der Fachpresse zeigte sich bald der Niederschlag. Wo immer ein bemerkeswerter neuer Bau der Firma Riebsahm & Co. abgebildet und behandelt wurde, vergaß der betreffende Fachmann nie, darauf hinzuweisen, daß der Firma in der Person des Regierungsbaumeisters a. D. Hans Hesse ein ungewöhnlich und vielseitig begabter Akademiker zur Verfügung gestanden habe, dem sie die nicht zu verkennende Aufwärts- und Vorwärtsentwicklung verdanke.

Längst war so Hans Hesses Name in Fachkreisen bekannt und geschätzt, als er auch weiteren Kreisen vertraut wurde durch den Bau eines weltstädtischen Hotelpalastes. Der war ihm übertragen worden wegen des von ihm glänzend gelösten Problems der Vereinigung verschiedener Nutzungszwecke auf engstem Raum. Das für Wohnhäuser nicht freigegebene und brachliegende Baugelände wurde nach seinem Entwurf für große Badanlagen, Ball- und Festsäle verwendet. Die Terraingesellschaft konnte Hesses Riesenplan, gegen den nur geringfügige bau- und verkehrspolizeiliche Einwendungen vorlagen, die von ihm leicht zu beheben waren, unmittelbar nach der Genehmigung zur Ausführung bringen. Viel von dem, was Hans Hesse auf seiner Londoner und Neujorker Reise, die er nach der Trennung von Riebsahm unternommen, gesehen und gelernt hatte, fand bei der Ausarbeitung der Arbeitspläne für das neue Unternehmen praktische Anwendung.

Sein Baubüro hatte Hesse in der Dorotheenstraße aufgeschlagen. Er hatte mit einem Bürovorsteher, einem Zeichner und einer Stenotypistin angefangen. Schon im zweiten Jahr mußte er die beiden Hofwohnungen des Erdgeschosses, die an seine Büros anstießen, hinzumieten, denn sein Personal war von Monat zu Monat angewachsen.

Die prächtige und doch anheimelnd wirkende Fremdenkarawanserei konnte fast auf den von Hesse vorausbestimmten Tag ihrer Bestimmung übergeben werden. Besonders günstige Nebenumstände waren der mit amerikanischer Fixigkeit fortschreitenden Bauarbeit zugute gekommen, vor allem der seltene Fall, daß kaum ein einziger ernster zu nehmender Streik die Stetigkeit des Ineinandergreifens der verschiedenen Arbeitsgruppen beeinträchtigt hatte. Die ehemaligen Amtskollegen, die den ungeduldigen Brausekopf in seiner privatberuflichen Tätigkeit nicht aus dem Auge verloren hatten, waren darüber einig, daß sich hier eben wieder einmal seine Bestimmung, der ‚Hans im Glück' zu sein, aufs schlagendste erwiesen hatte. Man rechnete aus, welche Unsummen er bei diesem Riesenunternehmen verdient haben müsse. Aber die Zahlen, die da genannt wurden, waren ins Phantastische übertrieben.

Hans Hesse hätte bei den ersten Besprechungen mit den Direktoren der Terraingesellschaft allerdings die Möglichkeit gehabt, sich an dem Unternehmen mit Geld zu be-

teiligen. Marianne hatte es ihm nahegelegt. Sie war ja an ihrem dreiundzwanzigsten Geburtstag Kapitalistin geworden, verfügte über rund dreimalhunderttausend Mark, und die Aussicht, das Geld zu verdoppeln, vielleicht zu verdreifachen, war hier immerhin gegeben. Aber Hans widerstand der Versuchung. Er sah sein jetzt schon sprichwörtlich gewordenes Glück in dem Umstand, daß ihm gleich auf seine erste flüchtige Skizze hin der Bau übertragen worden war. Zu Marianne sagte er: „Eigentlich war's doch nur ein guter Einfall, den jeder hätt' haben können!" Aber dieser Einfall war eben die einzig mögliche Lösung gewesen. Er hatte seine Honorierung mit den von den Architektenvereinigungen bestimmten Prozenten der Bausumme berechnet. Von der sich ergebenden stattlichen Summe mußte er natürlich die Kosten in Abzug bringen, die der Unterhalt seines Personals verschlang, das Auto, das er oft in Anspruch nehmen mußte, und anderes mehr. Immerhin hatte Hans Hesse die Genugtuung, daß er jetzt dem Konto seiner Frau alle Auslagen wieder gutschreiben konnte, die aus ihrem Vermögen bisher für den Unterhalt und für die Einrichtung seiner Büros bestritten worden waren. Marianne sagte gutmütig lachend: das tue ihr nun fast leid. Aber sie begriff, daß er sich darüber freute — und daß sein Ehrgeiz besonders Onkel Max gegenüber die Feststellung wünschte.

Allmählich war eine Art Aussöhnung zwischen den beiden Herren zustande gekommen. Onkel Max sprach auch mit Anerkennung über die beruflichen Leistungen von Mariannes Mann. Indes stand für den Staatsbeamten doch jede spekulative Arbeit um ein paar Rangstufen tiefer. Das prägte sich in unabwägbaren Nebendingen immer wieder aus.

Als Exzellenz v. Höschlein seinen sechzigsten Geburtstag feierte, mußte Hans Hesse, der da gerade wegen eines neuen großen Hotelprojekts in Thüringen einige Termine wahrzunehmen hatte, sich eigens das Automobil kommen lassen, um noch rechtzeitig zu dem Abendempfang im Kaiserhof zu erscheinen; an den Schnellzug hätte er den Anschluß nicht mehr erreicht. Bis zur letzten Minute schwebte Marianne in Ungewißheit über seine Ankunft. Sie wußte, daß Onkel Max es als Kränkung empfinden würde, wenn sie sich ohne ihren Mann einfand. Sie hatte bei der großen Gratulationscour am Vormittag in der blumengeschmückten Wohnung des Geheimrats die Honneurs gemacht Abgespannt war sie in der Dämmerstunde nach Groß-Lichterfelde zurückgekehrt, um sich für das Abendfest umzuziehen und Hans zu erwarten.

Ruth hatte wenig von ihr. Sie war den heutigen Tag über wieder bei Fräulein Berlepsch untergekrochen, der Lehrerin, die das Internat in der Nachbarschaft leitete. Während der Amerikafahrt ihrer Eltern war Ruth bei ihr in Pension gewesen; seitdem bestanden freundschaftliche Beziehungen zwischen der Kleinen und ihrer ‚Adoptivtante'. Aber Ruth begrüßte die seltenen Zeiten, in denen sie mit den Eltern vereinigt war, immer jubelnd. Und ein Fest war ihr's, wenn die Mutter sich ihr allein widmete. Marianne legte den Frackanzug für ihren Mann zurecht, Frackhemd und Lackschuhe. Dann warf sie sich selbst ins Festgewand. Ruth stand in ihrem Turntrikot hinter ihr, schmächtig, fast mager, und zeigte ihr die bei Fräulein Berlepsch neugelernten Dalcroze-Übungen. Ihre dunkeln Augen suchten dabei im Spiegel den Blick der Mutter. „Siehst du auch, Mütterchen?" fragte sie und gab sich besondere Mühe, den Zweitakt der Arme und Dreitakt der Schritte recht klar zu markieren. „Ja, gewiß, Ruth." Aber Mariannes Gedanken waren weit weg. Sie hatten die Fahrt aus dem engen Schwarzatal heute schon mehrmals mitgemacht, sie jagten jetzt mit dem Auto auf der Landstraße neben der Saale daher, sausten durch Industriestädte der Provinz Sachsen und der Mark Brandenburg und klammerten sich an den Menschen, der in dem durch die Dämmerung auf Potsdam und Groß-Lichterfelde zurasenden Gefährt saß. Acht Tage hatte sie ihren Mann nicht gehabt. Sie fühlte sich in solchen Zeiten unbrauchbar, wertlos. Welchen Zweck besaß ihr Leben, wenn sie es nicht mit Hans teilte? Eine leichte Blutwelle färbte ihre durchsichtige Haut am Hals, als ihr Blick im Spiegel den ängstlich suchenden Augen des Kindes begegnete. „Mütterchen — Ännche — du paßt ja gar nicht auf!" rief die kleine Ruth. Da mußte Marianne lachen. „O du kleiner Strick!" Sie durchschaute die List: wenn Ruth sie ‚Ännche' anrief wie der Vater, dann glaubte sie ihrer eher sicher zu sein. Und nun kam es also doch noch zu einem Spielviertelstündchen zwischen Mutter und Kind. Ruth durfte ihre Kindergeige holen, und ihre Mutter begleitete. Seitdem Marianne Stenographie gelernt hatte, um ihrem Mann die Übertragung seiner Aufzeichnungen abzunehmen, kam sie in den von Wirtschaftsbesorgungen freien Stunden selten zum Musizieren. Hans Hesse konnte auf seinen Berufsreisen nicht untätig sein. Immer arbeitete seine Phantasie. Wenn er in der Eisenbahn saß oder im Auto, während er

im Hotel auf die Mahlzeit wartete, beim Grundbuchrichter auf den Aufruf, zog er seinen Notizblock hervor und schrieb seine Einfälle nieder. Oft gestalteten sich daraus Essays über Fachfragen, die in der Fachpresse oder in Tageszeitungen hernach zum Abdruck gelangten. Manchmal waren es Leitsätze für eine neue architektonische Aufgabe oder Erfahrungen aus einer schon abgeschlossenen. Niemand hätte seinen oft bizarren Gedankensprüngen und seinen Abkürzungen so fehlerlos zu folgen gewußt wie Marianne, deren Lebensstudium er ja bildete. Er war es auch schon so gewöhnt, auf seinem Schreibtisch die von Marianne in Maschinenschrift sauber hergestellten Übertragungen seiner Stenogramme vorzufinden, daß er gar nicht mehr an die Mühe dachte, die es dafür aufzuwenden galt. „Heinzelmännche!" sagte er wohl und lachte. Sie machte sich manchmal Vorwürfe, daß sie Ruth die Zeit entzog. Fräulein Berlepsch hielt die kleine Ruth für ein musikalisch hervorragend begabtes Kind und drängte Marianne, sie jetzt schon zu einem wirklichen Meister zu schicken, damit sie für ein späteres ernstes Studium gleich die rechte Grundlage erhielt. Aber Hans hielt das für verfrüht. „Laßt doch dem Mädel seine Kindheit! Dummheiten soll es machen, das ist ihm gesünder!" Er freute sich darüber, daß die Kleine bei den Dalcroze-Vorführungen durch den Rhythmus ihrer Bewegungen vorteilhaft abschnitt, aber er bemerkte auch den oft ängstlich gespannten Ausdruck ihres schmalen Gesichts. „Sie soll nit überanstrengt werden!" bestimmte er. „Warum sie jetzt schon vor Aufgaben stellen, die sie quälen." Er entsann sich seiner eignen Kindheit, die trotz der kümmerlichen Erfolge des Vaters, trotz der überbescheidenen Lebensverhältnisse ihm so viel Licht und Freude geboten hatte. Daß er ein Sonntagskind sei, war ihm so oft gesagt worden. Ruth sollte es nicht schlechter haben. Aber Zeit widmen konnte er seinem Kind noch weniger als Marianne. Das Leben lief für ihn jetzt mit D-Zugs-Geschwindigkeit, und der Aufenthalt auf den Stationen, die sein Familienglück bedeuteten, war immer nur ganz kurz bemessen.

Ein helles Hupensignal, trompetenartig, auf den Anfang eines lustigen Jägerliedes gestimmt, zerschnitt Bachs Präludium. Die Köchin und das Hausmädchen, die es in der Küche und in der Anrichte gehört hatten und hereinstürmten, um die Ankunft des Autos aus Thüringen zu melden, fanden das Musikzimmer bereits leer. Marianne war sofort vom Flügel aufgesprungen und hinuntergeeilt. Ruth legte in ihrem Stübchen die Geige in den Kasten, nahm das kleine Kissen vom Hals und folgte der Mutter, zögernder, etwas enttäuscht: nun hatte doch gerade der Schluß kommen sollen, und sie war heute so gut im Zug gewesen . . .

Während Hans Hesse sich in den Frackanzug warf, ratterte das Auto auf der Straße. Der Baumeister brauchte ja nur ein paar Minuten, das wußte der Schofför; es lohnte gar nicht, erst abzustellen. Zum Berichten, zum Erzählen, kam er erst hernach, auf der Fahrt zum Kaiserhof. „Und nun hab' ich richtig vergessen, Ruth die Schokoladenschachtel zu geben!" sagte er plötzlich. „Ich hab' in Potsdam noch halten lassen . . ."

Zum Glück gelangten sie noch vor dem Hauptschub der Gäste im Kaiserhof an, und Hans konnte bei Onkel Max seinen Glückwunsch anbringen. Exzellenz v. Höschlein hatte am Vormittag den höchsten preußischen Orden erhalten, den er in seinem Rang und Dienstalter erwarten konnte, und war sehr gut gestimmt. Bei der Tafel sprach der Minister, der Jubilar dankte in geistreicher und verbindlicher Form, ein Hoch auf Majestät ward ausgebracht, und es war alles sehr feierlich. Das Bild der ordenbesäten Herren in Frack und Uniform erinnerte an eine Hoffestlichkeit.

„Wer ist denn der unbekleidete Zivilist?" fragte jemand in Mariannes Nachbarschaft leicht verwundert und wies mit einem Augenblinzeln auf Hans Hesse.

Zum erstenmal fiel es Marianne auf, daß ihr Mann keine Orden besaß. Er war tatsächlich der einzige Nichtdekorierte an der ganzen Tafel. Beim Kaffee, der in den Nebensälen gereicht wurde, sprach sie Hans ein paar Augenblicke und neckte ihn als den ‚nackten Mann'. Er hatte wohl selbst das Gefühl, daß er in diesen Kreis nicht recht hineinpaßte. „Um ihre Orden beneide ich die Herren nicht," sagte er, „nur um ihre Zufriedenheit."

Sie erhob mahnend den Zeigefinger. „Bürschche! Du! Ich bitt' mir aus: Du hast keine Ursach' zur Unzufriedenheit."

„Mit dir nicht, Ännche. Nur mit mir."

„Was fehlt dir denn noch zum Glück, Hans?"

„Zeit!" sagte er.

Ja, das war's, er hatte keine Zeit, glücklich zu sein. Und das Glück streckte ihm doch von allen Seiten die Arme entgegen.

✠ ✠ ✠

Marianne fühlte: irgend etwas hatte ihn auf dem Fest tiefer verletzt, als er sich merken lassen wollte. Sie wußte auch, daß das nicht eine Äußerlichkeit sein konnte. Fragen

durfte sie ihn nicht. Er war ein kerngesunder Mensch, von einer erstaunlichen Arbeitskraft, noch nie im Leben hatte er sich vor einer schweren Aufgabe gescheut, Widerstände in der Arbeit konnten ihn nicht verstimmen, Schwierigkeiten waren für ihn bloß da, um gelöst zu werden. Aber seit Onkels Feier zeigte er doch öfters eine nervöse Gereiztheit. Er konnte Ruths Üben nicht vertragen — und er vertrug auch Mariannes übereifrige Besorgtheit nicht. Sie war so feinnervig, daß sie empfand: er brauchte ein Weilchen Sammlung. Die ließ sie ihm nun. Sie sorgte dafür, daß alles im Haus auf leisen Sohlen ging, wenn er abgehetzt heimkam und sich wieder an die Arbeit setzte. In seiner Freude am Schaffen und Gestalten hatte er wohl mehr Aufträge übernommen, als er ohne wesentliche Erweiterung seines Betriebs hemmungslos durchführen konnte. „Stell' doch noch ein paar neue Kräfte ein," riet sie ihm. Aber das eben wollte er nicht. Und er verriet ihr dann auch die Ursache seiner Abneigung. Irgendeiner seiner früheren Chefs hatte ihm an dem Empfangsabend von Onkel Max ein sehr freundliches Kompliment über seinen Hotelbau gemacht, aber hinzugefügt: „Sie haben jetzt Riebsahm & Co. und die andern Berliner Großunternehmer bald überflügelt!" Er war ganz blaß geworden, weil er in dieser Eingliederung eine Herabsetzung witterte. „Es ist nit mein Ehrgeiz, Exzellenz, Großunternehmer zu werden. Ich bin Künstler und will's bleiben. Nur hat man eben in der Privatpraxis nit so viel gehorsame Nullen hinter sich wie im Staatsdienst. Drum heißt's: selbst für die Ausführung sorgen." Die ‚Nullen im Staatsdienst' vergab ihm der Geheimrat gewiß nicht; aber für Hans war es eine notwendige Entladung gewesen.

Daß er bei seinen architektonischen Lösungen in erster Reihe künstlerischen Gesetzen folgte, bewies gerade sein neuer Entwurf für das Schwarzahotel. Der Baugesellschaft, die ihm das Werk übertragen wollte, hatte ein Bau wie das Palasthotel an der Spree vorgeschwebt. Hans war ganz entsetzt, als er die näheren Ausführungen der beiden Direktoren hörte. „Damit wär' die ganze Landschaft auf ein Jahrhundert verschandelt!" sagte er. „Und wenn's in dem Ländche bei der Einweihung keine Revolution gäb', dann hätten die Eingeborenen überhaupt keinen Vaterlandssinn. Aber ich leg' meine Hand drauf ins Feuer, daß vom Landesfürsten angefangen bis hinunter zum Ortsschulzen keine einzige Instanz für Ihre Idee zu haben sein wird. Hier heißt's, mit Takt sich dem Charakter der Umgebung anpassen. Das Schloß muß der festliche Glanzpunkt im Talschluß bleiben. Die Hotelgebäude müssen sich dem Stil von Ort und Zeit einfügen. Eine protzige Fremdenkaserne wär' nit nur ein Verbrechen am guten Geschmack, sondern auch an der deutschen Geschichte." Hesses Plan verlangte von den Unternehmern ein völliges Umlernen. Sie rechneten mit einer hohen Zimmerzahl und tunlichster Kräfteersparnis. Das Riesenkapital sollte Riesenzinsen ergeben, das war ihr oberster Leitsatz. Und so kam es zunächst zu einem Abbruch der Beziehungen. Erst als dem von anderer Seite aufgestellten Entwurf die behördliche Genehmigung aus ästhetischen Bedenken versagt blieb, pochten die Unternehmer wieder bei Hans Hesse an. Der hatte inzwischen eingehende Sonderstudien getrieben. Kein wesentliches Bauwerk der Bergwelt Thüringens und der Thüringischen Terrasse, das er nicht auf seiner Studienfahrt in Augenschein genommen und in seinen Beziehungen zur Landschaft erfaßt hätte. Marianne durfte ihn begleiten und begeisterte sich an seiner jungen, den frischen Eindrücken zugängigen Art. Seinen ersten Plan warf er nach dieser Reise wieder völlig um. Da das Baugelände, das den Unternehmern gehörte, sehr ausgedehnt war, hielt er die Verteilung und Gruppierung in eine Art Landhauskolonie für die beste Lösung. Die einzelnen Fremdenvillen sollten sich wie bodenständig der Berglehne anschmiegen. Regengeschützte Verbindungswege durch die Gärten, praktische Liftanlagen, taghelle Gänge unter der Erde, die zum Hauptgebäude mit den allgemeinen Hotelsälen führten, sollten den Gästen der ganzen Gebäudegruppe das Gefühl einer wohnlichen Zusammengehörigkeit geben. Jedes der Landhäuser aber bot für sich die idyllische Abgeschlossenheit, die der Erholungsuchende wünschte. In englischen Seebädern hatte Hans Hesse Ähnliches als praktisch erprobt gesehen. Für die Thüringer Unternehmer bedeutete der Plan eine ungeheuerliche Neuerung. Es gab noch zahlreiche aufregende Sitzungen. Hesse hatte sich bereits mit den Kunsthistorikern und Privatforschern der Heimatschutzverbände in Verbindung gesetzt, ihnen seine Entwürfe gezeigt und sie angeregt, an dem Werk auf ihre Weise mitzuarbeiten. Es gab da in kleinen thüringischen Nestern reizende alte Verschalungsmotive, Steinpforten- und Dachlösungen, die hier zur Freude aller Kenner eine Auferstehung feiern konnten. Mühelos gliederte sich dies und das dem Plan ein, und alles, was nach gründlichster Prüfung der Eigenart dieses Landabschnittes fremd war, ließ sich noch abstoßen. Nur

um Kleinarbeit handelte sich's bei diesen letzten Erwägungen. Aber wenn auch die lokalen Gelehrten nicht mit allen Wünschen, Vorschlägen oder Anregungen durchdringen konnten, weil sie sich an technisch-praktischen Widerständen zu stark rieben: die großzügige und taktvolle Vorbereitung, deren sich Hans Hesse für das neue Werk unterzog, sicherte ihm und seinen künstlerischen Bestrebungen in weiten ernsten Kreisen ein neues Ruhmesblatt. Und schließlich zog er daraus den praktischen Gewinn, daß die Unternehmer, die bei der Grundsteinlegung die Vorschußlorbeeren miterernteten, seiner Führung von nun an vorbehaltlos folgten. Ihre Propaganda bemächtigte sich aller Schlagworte von Heimatschutz uud kulturgeschichtlicher Arbeit.

Ohne ein ständiges Auto kam Hans Hesse nicht mehr aus. Auch so konnte er manchmal nur auf Stunden Gast sein in Groß-Lichterfelde. Er hatte den schwierigen Umbau einer veralteten Fabrikanlage in Moabit übernommen, der Chemischen Werke, deren Betrieb trotz der Bauarbeiten nicht stehen bleiben durfte, er baute ein Warenhaus im Süden von Berlin, dazu standen noch weitere Aufträge in Aussicht: ein paar Villen in Berliner Vororten, ein Bierpalast in Leipzig, ein Theaterausbau in Hamburg, eine Kühlhalle am Anhalter Güterbahnhof bei der Hochbahnüberführung. Das waren lauter Arbeiten, aus denen der alte Riebsahm ein Riesenvermögen herausgezogen hätte. Ihm dagegen kam es nicht mehr aufs Geldverdienen an. Er war ein Fanatiker der Arbeit; er hatte Freude am Schöpfen und Gestalten. Und selbstverständlich trieb ihn auch der Ehrgeiz. Noch bewußter als zuvor lehnte er daher neuerdings Aufträge ab, die seinem künstlerischen Geist keine Aufgabe stellten. Er verwand es nicht so leicht, daß die geheimrätlichen Freunde von Onkel Max ihn unter die ‚Unternehmer' rechnen wollten. Der Begriff war ihm sehr fatal geworden, seitdem er in die geschäftlichen Gebräuche Einsicht bekommen hatte, die im Berliner Bauwesen herrschten.

„Weißt, Annche," sagte er zu seiner Frau, als er wieder einmal einem häßlichen Gründerschwindel auf die Spur gekommen war — ‚Schiebung' nannte man's neuerdings — „darin haben Onkels Ministerialexzellenzen ja nit unrecht: wer in Berlin Baugeschäfte treibt, der muß entweder ein gerissener Spekulant sein — oder, falls er ehrlich bleiben will, ein ganz armer Deifel, der nix zu verlieren hat. Denn auf Schritt und Tritt stößt man hier auf Gauner. Und darum lass' ich mich auch grundsätzlich nit darauf ein, auf eigene Rechnung zu bauen. Die alte Bauhütt' hat in ihrem Zeichen immer den heiligen Benedikt geführt, aber nit den Gott der Krämer und Spitzbuben. Und so soll's für mich auch bleiben."

Marianne glaubte dem zu entnehmen, daß Hans weitere Aufträge ausgeschlagen habe und daß für sie nun eine Zeit zu erhoffen war, in der er ihr wieder mehr gehörte als in den letzten Jahren. Aber darin täuschte sie sich. Sein Fleiß und sein Tatendrang ließen nicht nach. Nur gegen die immer wieder an ihn herantretende Versuchung, Nutzbauten mit eigenem Kapital auszuführen, blieb er gewappnet.

Es war an einem Augustabend. Hans Hesse war mit dem Auto früh aus Leipzig abgefahren und hatte mehrere Industriewerke auf der Strecke besucht, mit denen Abschlüsse bevorstanden. Ruth lag schon zu Bett, als er eintraf. Nach dem Abendessen wanderten sie noch durch die Villenkolonie. Er erzählte ihr von den Fortschritten auf verschiedenen Bauplätzen. Dann kam er auf seine Geschäftsbesuche zu sprechen. Dabei verlor er die Gesichtsfarbe vor innerem Zorn. Er nahm den Strohhut ab und ließ sich den lauen Abendwind über die kurz geschorene blonde Bürste streichen. „Sie machen auch unsereinem gar kein Hehl daraus, die Herren, wie sie die Geschäfte handhaben. Der Architekt, der ihnen eine Lieferung zuweist, erhält so oder so seinen Anteil. Da gilt ihm natürlich dann das Interesse des Bauherrn, das er doch vertreten sollte, gar nichts mehr. Eine Hand wäscht die andere. Und wer kein fester Charakter ist, der kommt bald unter den Schlitten."

Sie hängte bei ihm ein und drängte sich im Weiterschreiten an ihn. „Wenn's nach mir ging', Hans, dann bräucht'st nur noch einen einzigen Bau fertig zu machen."

Er riet, was für ein Bau das sein sollte. Sie hatten von der Weltausstellung gehört, die in ein paar Jahren für St. Louis geplant war. Die deutsche Industrie gedachte sich daran in großzügiger Weise zu beteiligen. Hans Hesse hatte die Absicht geäußert, für das gesamte deutsche Ausstellungswesen einen einheitlichen Plan zu entwerfen. Wenn ihm dieser Entwurf so gelang, wie er ihn vor seinem geistigen Auge sah, und wenn die maßgebenden Stellen ihn mit der Ausführung betrauten, so bedeutete das für ihn eine der schönsten und lohnendsten Aufgaben, die er sich denken konnte. Das war einmal eine Gelegenheit, allen Völkern der Welt deutsches Können vorzuführen. Doch den Ausstellungsplan meinte Marianne nicht.

„Ach, viel, viel kleiner ist der Bau. Aber

für mich der allerschönste, den du ausführen kannst." Sie preßte seinen Arm noch fester. „Weißt's noch immer nit?" Sie zeigte ihm mit zwei Fingern der freien Hand ein Puppenmaß. „So ein winzig's Häusl. Drei Stübchen unten und drei Stübchen oben. Irgendwo im Grünen. Bloß Platz drin für dich und für mich, fürs Ruthche — und vielleicht noch für ein Brüderchen von ihr."

Er war stehen geblieben. Soviel Sehnsucht lag in ihrem Ton. In ihren blauen Augen schimmerte es. Ein bißchen Angst zitterte wohl darin. „Ach, Annche —!" Er küßte inbrünstig ihre Hand, ohne sich um die späten Spaziergänger der Villenstraße zu kümmern. „Fühlst dich so wenig daheim hier? Er ist ja gewiß auch nicht mein Geschmack, der alte Lichterfelder Kasten. Aber ihr habt doch wenigstens von der garstigen Großstadt nichts zu leiden. Und das Gärtchen hast du doch so heimelig gemacht. Und wohin sonst könnten wir ziehen? Möchtest du mitten zwischen den stillosen Protzenvillen in der Kolonie Grunewald wohnen?"

„Nein, nein, weit weg von hier. An der Bergstraß' — oder wo dir's sonst recht wär'."

„Und mein Büro? Auf den Buckel packen und mitnehmen?"

Sie schüttelte den Kopf. „Hier lassen. Einem anderen übergeben."

„Und ich?"

„Ach, für dich hätt' ich schon eine lohnende Aufgab'."

„Sag'."

„Mich lieb haben." Sofort preßte sie wieder seinen Arm. „Nit bös sein. Hast mich ja lieb, ich weiß. Aber ich könnt' mir's so himmlisch denken, wenn du nit nur mein lieber Gast wärst, so ab und zu, sondern wenn ich dich immer hätt'. Immer. Ach, nit auszudenken wär's."

„Liebe, Liebe, Liebste!" Es lag heute etwas in ihrer Stimme, das ihn besonders rührte. „Also faulenzen von früh bis spät?"

„Ja, Hans, gelt, das kannst du gar nimmer. Hast das Feiern verlernt."

„Ei, wenn ich dir immer am Rockzipfel hing', dann hätt'st mich bald über. Immer so Garn halten, Strumpfwoll' für Wintersocken abwickeln ..."

„Es gäb' jetzt vielleicht auch andres als Wintersocken zu pusseln," sagte sie und wurde rot, „vielleicht bald ein Kinderleibchen fürs Peterle oder Fränzche!"

„Herzenskind!" In freudigem Schreck drehte er sie zu sich herum. „Ein Peterle oder Fränzche?"

Sie nickte. „So um Ruths Geburtstag herum, denk' ich."

„Und ich Rabenvater hab' keine Ahnung gehabt! — Annche, lieb' Annche!"

„Jetzt verstehst, warum ich gern wegwollt' von dem garstigen Berlin, das dich mir so ganz geraubt hat."

„Aufs Land ziehn. Himmlisch. Ach, lieb' Annche! Aber ich bin doch noch zu jung, um bis ans Ende meiner Tage den Rentier zu machen."

„Zunächst bloß für ein paar Jahr'. Du hast in den zehn Jahren mehr gearbeitet, als andere in dreißig. Hätt'st ein Ausspannen also verdient. Könntest dich endlich einmal sammeln — so ganz für dich denken und phantasieren — und hernach, wenn's dich schon gar nimmer in deinem Häusl leidet, beim Annche, bei der Ruth und beim Peterle, dann könnt'st wieder ans Schaffen gehn. Aber dann hätten wir doch was vom Leben gehabt!"

„Hmhmhm. Haben wir denn bisher wirklich so wenig vom Leben gehabt?"

„Mein Leben — bist halt du, Hans."

In dieser Nacht lagen sie lange in innigen Umarmungen und halbwachen Traumgesprächen. Marianne malte ihm die Zukunft in dem so sehnlich gewünschten Gartenparadies der gemeinsamen alten Heimat aus. Der Baumeister in Hans gestaltete gleich mit. Und es war schon wieder hell, als Marianne endlich an seiner Brust einschlief, vom Glück erschöpft.

„Ich will mir's überlegen," sagte er ihr ein paar Stunden später, als ihn das Automobil zur Fahrt nach dem Lehrter Bahnhof abholte — mittags hatte er eine Konferenz in Hamburg —, „ob ich nicht lieber noch ein paar Aufträg' weitergeb'. Und das Häusl an der Bergstraß', das setz' ich dir als Belohnung aus fürs Peterle. Zunächst einmal als Sommerhaus. Ist dir's recht?"

„Lieber Liebster!"

Ein Jubel klang in ihr den ganzen Tag über. Ruth hatte den Vater während seines kurzen Besuchs nicht zu Gesicht bekommen, aber sie nahm an der Freude teil, die er gebracht hatte. Die blauen Augen ihrer schönen Mama leuchteten so hell, als sie ihr von dem Sommerhäusl an der Bergstraße erzählte, das Väterchen für sie bauen wollte. Wenn die Arbeit noch im Herbst begonnen würde, so konnten sie Ruths große Schulferien im nächsten Sommer schon dort verleben.

„Und denk' nur, Ruth, dann wird Väterchen überhaupt nicht mehr aufs Büro gehn."

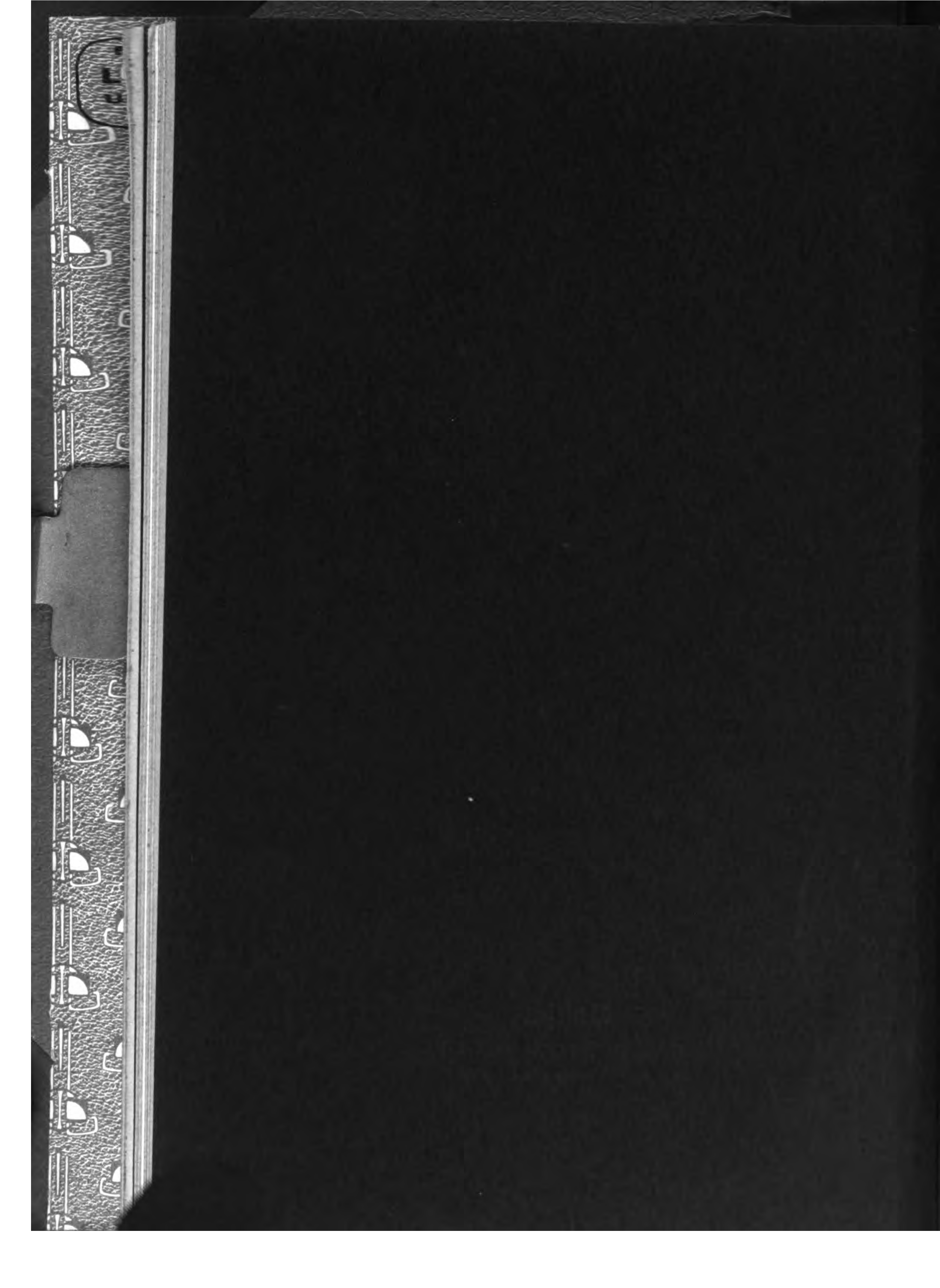
Über das schmale Gesichtchen und die dunklen Kinderaugen huschte ein Schatten. Aber dann lächelte Ruth. Und sie schluckte



Genesen

Gemälde von Hermann Angermeyer

(Aus Schultes Kunstausstellung, Berlin)



tapfer den sorgenvollen Einwand herunter, der sich ihr auf die Lippen drängen wollte.

Die Hoffnung blieb für Marianne die vorläufige Abschlagszahlung des Glücks. Denn die Arbeitslast, die Hans auf sich geladen hatte, entzog ihn seiner Familie in den nächsten Monaten mehr denn je. Dabei hatte er mehrere Aufträge, wegen deren schon verhandelt worden war, überhaupt nicht mehr angenommen. Er widmete sich seinen Aufgaben mit Kopf und Herz; eine kühl geschäftsmäßige Erledigung gab es für ihn in künstlerischen Berufsdingen nicht. Den Bau des Schwarzahotels hätte er sich bedeutend vereinfachen können. Aber hier war nun einmal sein kunstgeschichtlicher Sinn erwacht und duldete keine handwerkliche Durchschnittsarbeit. Im Verhältnis zu dem Honorar, das er aus seinen übrigen Bauaufträgen herauszog, bevorzugte er die Thüringer Baustelle ganz über Gebühr. Er arbeitete hier eben nicht des Geldverdienstes halber; hier ging es um Bausteine seines Ruhms.

Auf das Schwarzahotel war Marianne am meisten eifersüchtig, trotzdem sie an dem Fortgang des Baus dort selbst ihre Freude hatte. War doch die ganze Gelehrtenarbeit der Archäologen und Kulturhistoriker durch ihre Finger gegangen, als sie all die Aufzeichnungen und Zuschriften ordnete, sichtete, übertrug. Sie hatte im Verlauf der Jahre manche fachliche Erkenntnis gelernt und in der Aussprache mit ihrem Mann befestigt und vertieft. Gerade der auf Volkssitten alter Zeit zurückgehende Kleinkram, den die Heimatschutzverbände zutage förderten, regte ihre Phantasie und ihren Eifer an. Sie nahm lebhaften Anteil an der Eingliederung dieser architektonischen Besonderheiten in die neue Schöpfung ihres Mannes. Hans hatte ihr auch längst in Aussicht gestellt, sie einmal mitzunehmen, wenn er die Baustelle besuchte, damit sie sich ein Bild von der ganzen Anlage machen konnte. Aber es wollte sich nie so recht treffen. Meist waren für Hans zu große Umwege damit verknüpft, oder schlecht Wetter kam dazwischen, und mehr und mehr bedurfte Marianne auch der Schonung. Sie wollte es indes nicht wahrhaben. Die Vorstellung, daß ihr Zustand sie hindern sollte, Hans zu folgen, wenn er sie rief, gab es für sie überhaupt nicht. So verschwieg sie ihm mehrmals nach einer Überanstrengung oder Übermüdung, daß sie Schmerzen hatte. Wenn sie auch auf die Grunewaldritte verzichten mußte, wollte sie doch auf keinen Fall um einen Spaziermarsch mit ihm kommen, falls er ja einmal dazu Zeit fand. Und Hans war auf solchen Wanderungen, auf denen er beim Erzählen ins Feuer und unwillkürlich in ein tüchtiges Tempo geriet, weitab davon, als Mahner zu dienen. Er konnte überhaupt tagelang vergessen, daß sie Familienzuwachs erwarteten. Fiel es ihm ein, dann legte er eine rührende Sorgfalt an den Tag. Oder aber der Sturm der Freude ging mit ihm durch, und er nahm Marianne auf die Arme und wiegte und küßte und hätschelte sie. Sie hatte an Gewicht zugenommen, aber es war ihm eine Genugtuung, sie trotzdem noch ebenso leicht zu heben wie in den ersten Jahren. Er hatte sich durch die sportlichen Übungen, für die er sich auch in der schärfsten beruflichen Betätigung noch immer eine Stunde abgerungen hatte, elastisch erhalten. Und Mariannes fast ängstliches Bestreben war es, nicht hinter ihm zurückzubleiben. Selbst in diesem drittletzten Monat vor der Niederkunft schonte sie sich nicht.

An einem Morgen blieb das Auto, das ihn zum Anhalter Bahnhof bringen sollte, einer Panne wegen aus. Marianne hatte sich's nicht nehmen lassen wollen, ihn zur Stadt zu begleiten, und wartete schon im Vorgarten, noch rasch ein paar Herbstrosen pflückend, während Ruth, die heute den ersten Morgen der Oktoberferien feierte, auf der Villenstraße nach dem Auto Ausschau hielt. Endlich meldete sich der Schofför drinnen am Fernsprecher. Aus seinem Arbeitszimmer eilte Hans Hesse in die Diele, bepackte sich mit Reisetasche, Handkoffer und Havelock und stürmte in den Garten hinaus. „Vorortzug in elf Minuten. Das schaff' ich noch. Aber jetzt keine Sekunde Aufenthalt mehr. Wiedersehn, Ännche, Wiedersehn, Ruthche! Gruß, Kuß, Schluß!“ Aber Marianne trabte lachend mit. „Du Ausreißer! Ja, das könnt' dir so passen, jetzt allein durchzuwitschen ...“ Auch Ruth sprang nebenher. Hans spielte den gehetzten Flüchtling, nahm lange Schritte, zog den Kopf ein, drehte ihnen von Zeit zu Zeit das Gesicht zu, tat, als ob er vor seinen Verfolgern Angst habe, und storchte hastig mit seinem Gepäck weiter. Mutter und Tochter mußten über ihn so lachen, daß sie manchmal kaum weiterkonnten. Der lustige Unfug dauerte bis zum Bahnhof. Um die gesetzt einherschreitenden Lichterfelder, die ihnen verdutzt nachschauten, kümmerten sie sich nicht. Auf der Station lief gerade der Zug ein. Da gab's nun noch einen Wettlauf die Treppe empor. Hans Hesse nahm erst zwei, dann drei Stufen, immer noch den Kopf einziehend, und das Bild war so komisch, daß Marianne, als sie auf dem ersten Absatz anlangte, vom Lachen erschöpft, stehen bleiben mußte. Ruth erwischte Väterchen noch,

während seine Fahrkarte geknipst wurde. Sie kletterte an ihm empor und gab ihm einen Knallkuß, was den Mann an der Sperre, der offenbar keinen Familiensinn besaß, zu einem Stirnrunzeln veranlaßte. Hans Hesse sprang in den Zug, fuhr ab und winkte noch, aber Ruth sah es nicht mehr, sie war sofort zu ihrer Mutter zurückgestürmt, die in einer Art Ohnmacht auf dem Mittelabsatz der Treppe zusammengebrochen war.

Ein Wagen vom Roten Kreuz mußte geholt werden. Man benachrichtigte Exzellenz v. Höschlein. Marianne ward auf dessen Anordnung nach einer Klinik geschafft. Als sie am andern Morgen aus ihrer tiefen Erschöpfung nach der Narkose erwachte und die Schwester fragte, wo sie sich befinde, was mit ihr geschehen sei, erfuhr sie, daß sie um eine liebe Hoffnung ärmer war. Das Kind, männlichen Geschlechts, war bei der Frühgeburt gestorben.

Nun bewies die kleine Ruth ein rührendes Pflegetalent. So schmerzliches Mitleid sie mit der Mutter hatte, es war ihr doch wie ein Schicksalsgeschenk, daß die Erkrankung gerade in ihre Ferien fiel. Das Glück: jeden Vormittag bei ihr sitzen zu können, ihr Väterchens Briefe vorzulesen, ihr auf der Geige vorzuspielen, ihr zu essen, zu trinken zu geben, ihr zu erzählen. Die Krankenschwester, eine ernste, nüchterne Person, wußte sich gar kein rechtes Urteil über dieses Kind zu bilden. War es altklug? War es naiv? Wie paßte zu dieser sanften Ergebenheit und Betulichkeit dieses plötzliche Aufblitzen einer fast fanatischen Eifersucht, wenn ihr's einmal versagt werden sollte, bei der Kranken zu bleiben oder ihr eine Hilfeleistung zu geben? Ein recht verzogenes Ding scheine es zu sein, äußerte die Schwester zur Köchin. Aber die schielende alte Anna nahm die kleine Ruth in Schutz. „Bloß zu gescheit ist sie für ihr Alter," sagte sie. „Und wenn sie so ihre Geige im Arm hat und spielt und macht so'ne Geisteraugen, dann sag' ich mir oft: das Kind lebt nicht lange. Und keinen rechten Spielkameraden hat sie nie gehabt. So einsam ist die Kleine. Ihre Eltern kümmern sich auch nicht genug um sie. Und da können Sie sicher sein: das Kind ist ein Genie. Bloß schade, daß es früh wird sterben müssen. Aber das hat sie in den Augen zu stehn."

⁂

Hans Hesse erfuhr von dem Unglück erst, als Marianne wieder außer Bett war. Sie wollte nicht wahrhaben, daß sie sich auch jetzt noch schonen müsse. Nichts war ihr schrecklicher als der Gedanke, daß ihr Gesundheitszustand sie hindern sollte, ihrem Mann ein tapferer Kamerad zu sein. Die zerstörte Hoffnung erschien ihr wie eine Schuld an ihm. Hans Hesse war sehr bewegt. Er hatte das Kind schon vor der Geburt geliebt, weil er der Überzeugung war, daß es ein Junge sein werde. Bestürzt war er, als der Arzt ihm zu verstehen gab, daß seine Frau noch jahrelang unter den Nachwirkungen ihres Unfalls zu leiden haben werde; eine baldige Niederkunft sei auf jeden Fall mit Gefahr verbunden. Marianne lachte ihn aus, als sie's hörte. Was so ein Doktor schon von ihr wissen wolle. Sie kenne sich besser. Völlig gesunden werde sie erst gerade nach ihrem nächsten Wochenbett. Und sie trotzte der Natur und scheute auch vor kleinen Täuschungen nicht zurück, nur um ihrem Mann nicht als kränkliche Frau und lästiges Hindernis zu erscheinen.

Viel früher, als ihr zuträglich war und der Arzt ihr erlaubt hätte, begleitete sie ihren Mann auch wieder auf kürzeren und längeren Fahrten zu den verschiedenen Stellen seiner Bautätigkeit in Groß-Berlin. Sie brannte darauf, endlich auch den großen Leipziger Bau zu sehen, der schon beinahe fertig war, und vor allem das Schwarzahotel, über dessen Anlage die meisten Tagesblätter ausführliche Berichte brachten. Man nannte Hans Hesse heute schon in einem Atem mit den ersten Meistern der jungen Generation. Jedes Werk von ihm zeigte neue, schöpferische Gedanken, neue künstlerische Wege, die von der Schablone abwichen. Er hatte sich nicht einseitig auf das neue Gesetz eingeschworen, das allein und ausschließlich das nur Zweckmäßige betonte, in ihm schuf immer eine reiche Phantasie mit; aber den puppenhaften Zieraten der Philisterzeit, auch den Auswüchsen des als Anregungsmittel einmal ganz wohltätig gewesenen Jugendstils stand er als einer der temperamentvollsten Streiter gegenüber. Sein Name war ein Programm geworden.

Die Mehrzahl der Gruppenbauten des großen Schwarzahotels stand noch vor Weihnachten unter Dach. In einigen Wohnvillen konnte voraussichtlich schon nach Neujahr mit dem inneren Ausbau begonnen werden. Hans Hesse überwachte die Einrichtung selbst. Kaum eine Woche verging, in der er die Baustelle nicht aufgesucht hätte. Aber Marianne wollte er dahin nicht mitnehmen. Manche Fahrt gestaltete sich in dem Schneematschwetter sehr anstrengend. Die Wege waren so schlecht geworden, daß das Auto stark schleuderte. Diesen Erschütterungen wollte er seine Frau nicht aussetzen. Keine seiner Arbeiten nahm ihn so sehr in Anspruch wie diese. Gerade darum konnte Marianne, die schon so viel Einzelheiten davon genau beherrschte und immer wieder mit ihrem Mann besprach, den

Zeitpunkt nicht erwarten, an dem sie ihn endlich dahin begleiten durfte.

Lachend berichtete er ihr eines Tages, daß der Sohn und Erbe des alten Riebsahm bei ihm als Bauführer eingetreten sei. Das war für ihn eine gewisse Genugtuung. Hatte er in früheren Jahren bei Riebsahm & Co. die Geschäftspraxis kennen gelernt, so kam nun Riebsahms Sprößling zu ihm, um sich mit künstlerischem Geist erfüllen zu lassen. „Willi ist ein guter Kerl, anständige Gesinnung hat er auch, nur fehlt ihm jede künstlerische Begabung," sagte Hans Hesse nach ein paar Wochen, als sie fragte, wie der junge Mann einschlüge. „Und die Bauernschlauheit, die seinen Vater groß gemacht hat, hat er leider nit in die Wiege mitgekriegt. Der wär' jetzt der beste Beamte geworden, so an bescheidener Stell', wo nach Schema F gearbeitet wird. Treu, deutsch — und pensionsberechtigt. Aber nein, er hat große Rosinen im Kopf. Hofft, daß er die Firma Riebsahm noch einmal zu hohen Ehren bringen wird. Ich fürcht' eher, daß er nur das Geld seines alten Herrn verjuxen wird. Bis jetzt hat er überall versagt, wo auch nur ein bissel selbständiger Geschmack vorausgesetzt werden muß. Ich kann ihn nur mit technischen Aufgaben beschäftigen, wie sie jeder Student im Schlaf lösen muß. Darüber ist er nun tief unglücklich. Und heute suchte mich gar der Alte auf. Schrecklich. Als ob ich seinen Jungen absichtlich niederhalten wollt'. Vielleicht gar aus Konkurrenzneid. Tatsächlich, das wär' ihm zuzutrauen gewesen. Ich hab' ihn schließlich dadurch versöhnt, daß ich ihm die Ausführung der Besserschen Grunewaldvilla in Bausch und Bogen übertragen hab'. Bessers sind einverstanden. Der alte Besser ist tot, seinen Erben kommt's nur darauf an, daß das Haus rasch fertig wird, damit sie's schleunigst verkaufen können. Gespart soll werden — aber nach was aussehen soll's auch — Stuckarbeit — das ist also recht ein Feld für Riebsahm & Co. Ich hätt' ihm seinen Willi gern gleich mit in den Kauf gegeben, aber den Jungen verlangt's doch, sich die Sporen an einer großen Aufgabe zu verdienen. Er tut mir leid — aber er ist mir furchtbar lästig, der gute Willi."

„Kannst ihn nit mit einem andern Auftrag loswerden?" fragte Marianne eifrig. Ihr Bestreben war es, ihn noch immer mehr zu entlasten. Sie geizte mit seiner Zeit, weil sie davon für sich zu gewinnen hoffte. „Wenn die Riebsahms die Kühlhall' übernähmen?"

Er nickte. „Nit übel. Der Willi dampft grad' über den statischen Berechnungen. Die Arbeit stört mich mehr als alle andern. So viel Behörden, so viel Einwände. Dabei der Baugrund miserabel. Und die Umständlichkeit beim Heranschaffen der Materialien. Zwischen den Gleisen der Staatsbahn, unter den Gerüsten der Hochbahn, dabei der Kanal, es ist widerwärtig. Und die Gesellschaft noch obendrein bockbeinig. Maurermeisterarbeit brauchen sie, mehr nicht. Wenn ich mich da wieder freimachen könnt' — mit Vergnügen!"

Aber so fest seine Absicht war, sich von unkünstlerischen Arbeiten zu entlasten, von einer künstlerischen Arbeit kam er niemals los. Mehr freie Zeit für sich, für seine Familie gewann er auch in diesem Winter nicht, trotzdem er keinen einzigen neuen Auftrag mehr angenommen hatte. Die gewonnenen Tage oder Stunden benutzte er nur dazu, um sich in Einzelheiten der in Ausführung befindlichen Bauten zu vertiefen. Überall entdeckte er neue Möglichkeiten zur Durchgeistigung. Uud sein Eifer, seine Freude, seine Begeisterung waren so ursprünglich, daß Marianne jedesmal davon angesteckt wurde.

Nur von dem einen Plan, an den Marianne schon ihr ganzes Herz gehängt hatte, war nicht mehr die Rede: von dem Sommerhäusel an der Bergstraße. Sie wagte nicht so recht, daran wieder zu erinnern. Es hatte ja ein Geschenk für sie sein sollen: eine Belohnung. Wenn Ruth nebenan im Musikzimmer mit den Geigenübungen fertig war und mit ihrem warmen, reinen, für ein Kind überraschend großen Ton ein paar Burmeister-Bearbeitungen altklassischer Stücke spielte, die der Professor ihr gewissermaßen als Prämie für ihren Fleiß aufgab, lehnte sich Marianne zurück, ließ die Übertragung der Stenogramme ihres Mannes ein Weilchen ruhn, und lauschte. Und mit dem Frieden oder der Sehnsucht der gesangvollen Geigenstimme zogen wieder die alten Wünsche und Hoffnungen bei ihr ein. Fort von Berlin! In die alte Heimat zurück! Oder in irgendeinen stillen Weltwinkel, in dem sie endlich, endlich ihr volles, wahres Menschenglück finden konnten!

Von Neujahr bis Ostern befand sich Hans fast ununterbrochen auf Reisen. Das Leipziger Etablissement war zu Silvester seiner Bestimmung übergeben worden. Die Lösung der architektonischen Aufgabe wurde in allen Fachblättern gerühmt, aber der Schöpfer des Werks war nicht befriedigt. Deshalb hatte er es auch abgelehnt, mit seiner Frau zur Einweihungsfeier zu erscheinen. Die Bauherren hatten an allen Ecken und Enden sparen lassen, das Material bestand vielfach aus billigem Ersatz. Hans Hesses erster Bericht aus Leipzig klang spöttisch und verdrossen. Doch noch bevor er Mariannes lustigen Plauderbrief in Händen haben konnte,

2*

der ihn aufrichten, ihm seine gute Laune wiedergeben sollte, kam sein Telegramm, daß er sofort nach Zürich weiterreise: ein neuer, großer Auftrag! Tags darauf traf sein ausführliches Stenogramm ein, das er im Zuge niedergeschrieben hatte. Auch in der Schweiz handelte sich's um ein großes Hotelunternehmen, hier seien aber die Mittel so unbeschränkt, daß er ein Werk schaffen könne, das ihm volle Befriedigung verspreche. Gottlob: die Thüringer Schöpfung hatte auch schon im Ausland moderne und gescheite Köpfe beschäftigt. Wenn zum guten Willen, ein Werk aus einheitlichem Geist zu gestalten, auch noch die äußere Gewähr trat, edle Stoffe verwenden zu können, so sei er ohne weiteres bereit, die Zelte in Berlin abzubrechen und für die Jahre, die der Riesenbau erforderte, dort eine neue Heimat zu suchen.

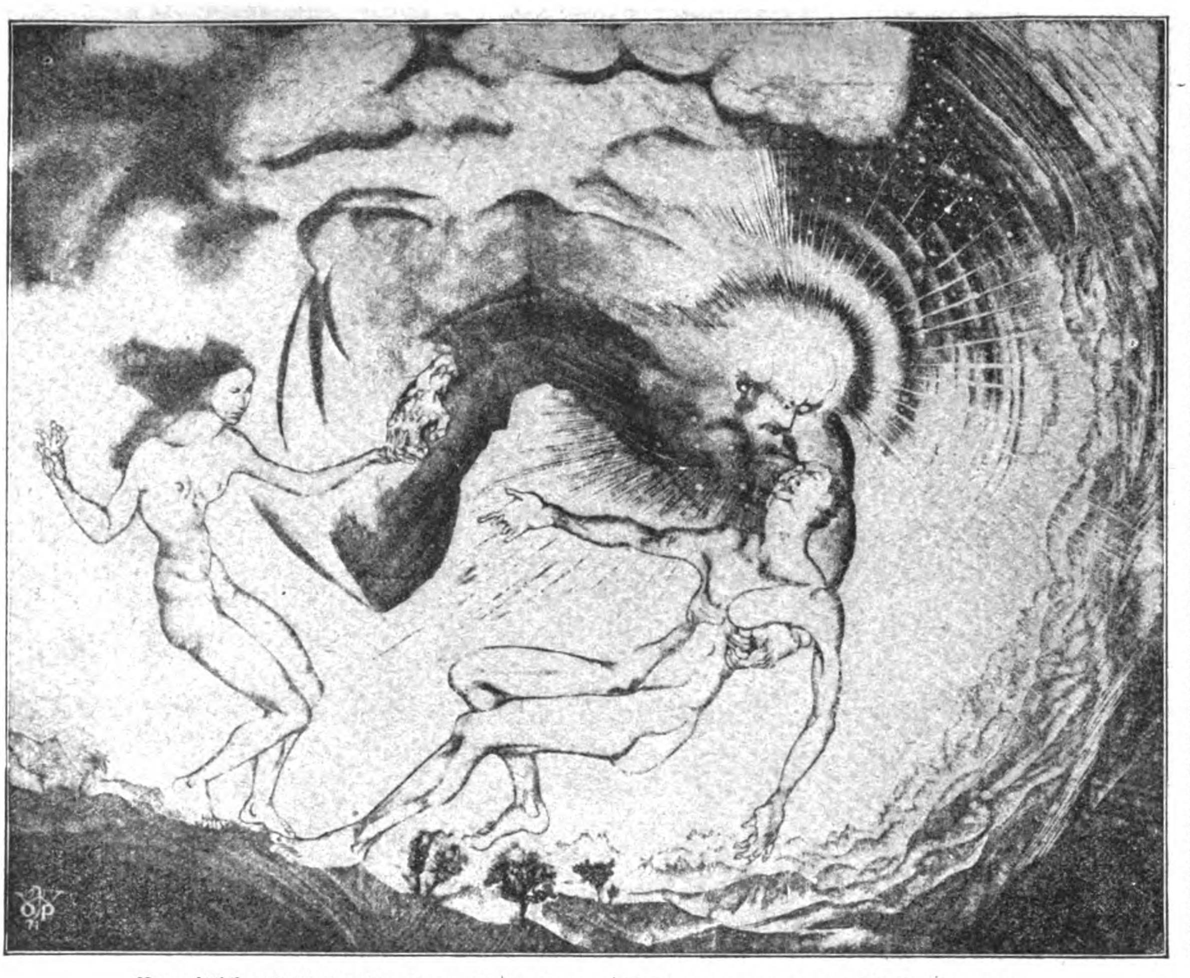
Das war eine Wendung, die Marianne dem Kind nicht verschweigen mochte. Sie brauchte jetzt jemand, mit dem sie sich aussprechen konnte. Ruth war ja auch ihrem Alter weit voraus und hatte Verständnis für die Bedeutung der Entscheidung, die da in nächster Zeit fallen sollte. Trauer erfüllte die Kleine nur bei der Vorstellung, daß sie dann ihren geliebten und verehrten Geigenprofessor wieder verlassen müßte.

Briefe und Telegramme kündeten von den Fortschritten der Verhandlungen. Dem Schweizer Konzern gehörte auch die große Hamburger Gesellschaft an, deren Ingenieure und Architekten sich mit der Anlage von Bergbahnen und Berghotels in der Schweiz bereits einen guten Namen gemacht hatten. Die Aufgabe, die dem leitenden Architekten gestellt wurde, war schwer, aber reizvoll. Hoch über dem Nordrande des Wallensees, im Schutz des Massivs der sieben Churfirsten, sollte ein klimatischer Kurort entstehen, gewissermaßen ein Übergang für die von den Liegekuren aus dem Engadin nach der Heimat zurückkehrenden Rekonvaleszenten und Genesenen. Hans Hesse hatte das wundervolle Wiesenplateau über dem blaugrünen Alpsee besucht und war ganz erfüllt von der Schönheit dieser bis jetzt unerschlossenen Bergwelt. Die zur Erschließung erforderliche Zahnradbahn fiel in das Arbeitsgebiet der Hamburger Ingenieure: es mußten da zahlreiche Sprengungen, Tunnelbohrungen und Überbrückungen vorgenommen werden. Für die Gliederung der Hotel- und Sanatoriumsanlagen hatte Hans Hesse bei seinem längeren Besuch einen Plan entworfen, der mit großem Geschick die Besonderheiten des Geländes, die Niveauunterschiede, die Quellenzuflüsse, den Baugrund, den Sonneneinfall berücksichtigte. Er bildete die Basis für alle weiteren Verhandlungen. Seine eigentliche Arbeit konnte freilich erst in etwa zwei Jahren beginnen, wenn die Bergbahn für den Materialienaufzug fertiggestellt war. Bis dahin hatte er also genügend Zeit für die eingehende Vorbereitung des großen Werks. Sobald die Bauten in Angriff genommen werden konnten, gedachte er an Ort und Stelle selbst zu wohnen. Die Gesellschaft hatte mit dem Baugelände mehrere Chalets erworben, die mit Leichtigkeit für solche Zwecke einzurichten waren. Bereits im kommenden Herbst aber würde seine Anwesenheit in Zürich erforderlich werden. Da konnten sie sich in der Nähe der Stadt irgendwo am See niederlassen, von wo er bequem zum Büro gelangte; die kleine Ruth würde eine eigene Lehrerin bekommen und bei einem Züricher Violinpädagogen Unterricht nehmen.

Vor der Züricher Zeit hatte Marianne ein wenig Bange. Sie wußte, daß sie ihren Mann dort auch nur als seltenen Stundengast bei sich sehen würde. Aber die Aussicht auf die Baujahre am Wallensee erfüllte sie mit neuer, seliger Erwartung. Da würde sie also endlich, endlich dauernd mit ihm vereint sein, an seinem Schaffen immerzu Anteil nehmen dürfen, tagtäglich ihn am Werk sehn, ihm wirklich ein Lebenskamerad sein. Das war das große Los, das das Schicksal für sie noch bereit hielt.

„Ach Ruthche, wenn man doch in die Zukunft gucken könnt', wie vor Weihnacht durchs Schlüsselloch ins Christbaumstübche, gelt?"

Die kleine Geigerin war in diesem Winter von einem eisernen Fleiß. Sie hatte sich angewöhnt, schon um sieben Uhr aufzustehen, um vor der Schule noch anderthalb Stunden lang ungestört üben zu können. Marianne fürchtete, daß dem Kind der Schlaf mangeln würde. Aber Ruth bat sie inständig, ihr die Zeit zu lassen; die Schule, die Hausaufgaben, der Dalcroze-Unterricht, Spielstunden mit andern Kindern nahmen ihr zu viel vom Tage; und sie hatte doch den Ehrgeiz, bis zum Sommer mit den Oktavengängen in allen Tonarten und allen Lagen fertigzuwerden. Noch bei Dunkelheit huschte Ruth jeden Morgen ins Musikzimmer, drehte das Licht an ihrem Geigenpult an und übte. Die Köchin wunderte sich baß über das Kind, das meist als erstes in der kleinen Villa den Arbeitstag begann. Für Väterchens Empfang nach der langen Abwesenheit hatte Ruth eine besondere Überraschung. Sie übte beim Professor ihr erstes größeres Vortragsstück, ein altes Madrigal, das eine seltsam eindringliche, sinnende Melodie hatte. Das wollte



Neuzeitliche Griffelkunst: Evas Erschaffung. Radierung von Josef Weiß-Planegg

sie vorspielen. Ihr Vater hatte sie seit Monaten nicht mehr gehört, und der Professor meinte, den großen Fortschritt werde er gewiß erkennen und werde sich freuen. Daß Ruth ihm als ein kleines Wunder erschien, sagte er ihr natürlich nicht; aber ihrer Mutter hatte er schon wiederholt erklärt, er glaube an eine große künstlerische Zukunft; Ruth sei nicht nur technisch hochbegabt, sondern auch ihre ganze geistige musikalische Veranlagung verrate schon jetzt eine erstaunliche Höhe. Marianne freute sich von Herzen und doch sah sie Ruths Entwicklung mit einer gewissen Sorge entgegen. Das Kind verzehrte sich innerlich; der schmächtige Körper hätte viel längerer Ruhezeiten bedurft. Aber wenn sie abends allein waren, Marianne ihre Schreibarbeit verließ und endlich frei für sie war, dann hätte nur ein ernstes Machtwort die Kleine ins Bett treiben können. Indes Ruths Augen konnten so innig betteln, noch beim ‚Annchen' bleiben zu dürfen, daß Marianne sich grausam vorgekommen wäre, dem Kind den Wunsch zu versagen. Das war jetzt Ruths glücklichste Zeit: Väterchens lange Schweizer Reise.

Nach einem solchen späten Abendstündchen, an dem Ruth noch gegeigt, Marianne mit ihr geplaudert hatte, mahnte endlich die Köchin, die vom Ausgang kam und Ruths Stubentür noch offen fand: es gehe nun auf Mitternacht, und um sieben Uhr stünde das kleine Fräulein doch schon immer auf. Gehorsam erhob sich Ruth, um zu Bett zu gehen. Sie umarmte die Mutter leidenschaftlich und preßte an deren Wange die ihre, die sehr heiß war. „Ich dank' dir, Annche," sagte sie, „innig, innig dank' ich dir."

Marianne streichelte den mageren Körper ihres Töchterchens. „Wofür denn, kleine Ruth?"

„Für alles. — Fürs Leben dank' ich dir." Und — husch — war sie davon.

Gerührt sah ihr Marianne nach. Sie wußte: das Wort würde sie so bald nicht vergessen.

⌘ ⌘ ⌘

Für Ruths Osterferien plante Marianne nun bestimmt die Reise nach Thüringen. Das Fest fiel dieses Jahr sehr früh. Im letzten Drittel des März hoffte ihr Mann, der inzwischen nur zweimal auf wenige Tage nach Hause gekommen war, die Verhandlungen in Zürich zum Abschluß zu bringen. Er wollte dann die letzten Arbeiten im Schwarzahotel in die Wege leiten und darauf die Übersiedlung nach der Schweiz vorbereiten. Bei Marianne stand es fest: solange wartete sie nicht. Sie sehnte sich nach ihrem Mann. Die lange Trennung hatte ihre ganze Leidenschaft aufgewühlt. Und wenn sie zu Fuß hätte nach Thüringen marschieren müssen, nichts wäre imstande gewesen, sie zurückzuhalten. Hans fand ihre Absicht reizend, aber er fürchtete doch, daß sie in der frühen Jahreszeit nicht den rechten Genuß von dem Aufenthalt in in den Bergen haben würden. Gegenwärtig wurden erst die Zentralheizungsöfen in den einzelnen Wohnvillen aufgestellt. Vor zwei, drei Wochen war auf durchwärmte Räume nirgends zu hoffen. Er selbst hatte wohl bei seinen Besichtigungsfahrten im Baubüro geschlafen, in dem ein eiserner Ofen stand, aber für Marianne und die zarte kleine Ruth gab es noch kein so recht geeignetes Unterkommen. Da auch die kleine Dorfwirtschaft nicht in Frage kam, so blieb höchstens das Fremdenlogis beim Dorfbäcker übrig. „Wir finden das beide fabelhaft poetisch," schrieb Marianne ihm zurück, „es hilft Dir nichts, Hans im Glück, Du mußt Dich für die Karwoche darauf gefaßt machen, daß wir Dich dort in den Bergen überfallen und mit unserer Liebe ganz erdrücken, und mit dem Dorfbäcker werden wir sofort innige Freundschaft schließen, damit er uns die herrlichsten Osterkuchen bäckt. — Hans im Glück, Auferstehung gilt's zu feiern nach der langen, liebearmen Zeit!"

Sie war in den Tagen vor der Abreise wie in einem Taumel. Oft lachte sie insgeheim über sich. War sie nicht wie eine töricht verliebte Braut? Sie malte sich das Wiedersehn aus, erlebte die erste heiße Umarmung, sie machte sich dabei eine ganz bestimmte Vorstellung von den beiden Fremdenstübchen des Bäckers, von denen sie freilich nur wußte, daß man von ihren Fenstern die Aussicht nach dem Hotelpark hatte. Da konnten sie in der Frühe immer die Sonne über seiner schönen neuen Schöpfung aufgehn sehn. Aber — o nein, sie würden wohl sehr, sehr lange schlafen. Wenn etwas ihre Vorfreude dämpfte, so war es Ruths seltsam ängstlicher, oft traurig fragender Ausdruck. Mit einer Art Fieber suchte Ruth das zu Ende gehende Alleinsein mit ihrem ‚Annche' festzuhalten. Sie freute sich auf die Reise, und doch fürchtete sie sich davor, — weil sie wußte, daß sie dann ihre Mutter wieder würde hergeben müssen.

Eine Möglichkeit, ihrem Manne noch Nachricht zu schicken, bestand nicht mehr. Ihr letztes Telegramm, in dem sie ihm den Tag ihrer Ankunft im Thüringischen mitteilen wollte, kam als unbestellbar aus Zürich zurück; er war bereits abgereist. Die Ungewißheit, ob sie ihn bei ihrer Ankunft an der Schwarza vorfinden werde, brachte sie nun ganz aus dem Gefüge. Man schrieb Früh-

lingsanfang, das kam wohl hinzu. Ein paar sonnenhelle Tage hatten in dem kleinen Lichterfelder Vorgärtchen die Veilchen herausgelockt. Der Duft drang durch die offenen Fenster in die Zimmer. Wie knallbunte Ostereier leuchteten die Krokusse durch das noch schwarze Rutenwerk der Ziersträucher. Am liebsten hätte Marianne ein paar lichte, duftige Sommergewänder mit eingepackt. Am Abend vor der Abreise gab's einen wundervollen Sonnenuntergang. Freilich türmte sich im Westen eine schwarze Riesenwand auf. Aber die wollte Marianne gar nicht sehen. Sie erfreute sich lieber an den leuchtenden Opalfarben des Abendhimmels über der Villenkolonie. Zeitig gingen sie zu Bett. Marianne schmiegte sich verträumt in die Kissen. Morgen abend, sagte sie sich, lag sie in den Armen des Langentbehrten, Langersehnten. Aus dem ersten Schlaf schreckte sie plötzlich empor. Die Jalousie an ihrem Schlafzimmerfenster rüttelte; es war Wind aufgekommen. Seltsam heulend klang er. Sie lauschte immer wieder. Regnete es etwa? Sie stand auf und lief ans Fenster. Tropfenfallen hörte sie nicht. Nur recht kalt war es geworden. Und am Morgen, als es eben hell ward und sie die Vorhänge zurückzog, sah sie die Bescherung: die ganze Welt war weiß, es war Schnee gefallen und schneite noch, auf dem Balkongeländer lag ein langes, dickes, weißes Polster.

Auch Ruth hatte schon festgestellt, daß es über Nacht wieder Winter geworden war. Die schielende Anna, die den Semmelbeutel von der Gartenpforte hereingeholt hatte, berichtete, der Schnee läge fußhoch. Das Hausmädchen war darauf gefaßt, daß nun wieder ausgepackt werden mußte, daß die Reise aufgeschoben ward und daß damit aus ihren eigenen Ausgängen, für die sie sich schon verabredet hatte, nichts werden würde.

Aber Marianne fand plötzlich: das sei ja wundervoll, daß sie nun die Berge im Schnee sehen würden. Und es sei ganz ausgeschlossen, daß sie wegen des Wetterumschlags auf die Fahrt verzichteten. Nur wurde das Gepäck noch durch Pelz und Reiseplaids vervollständigt. Ruth sah dem Treiben ihrer Mutter mit einem schelmischen Lächeln zu. Sie sagte sich, daß sie nun eigentlich Väterchens Rolle spielen und ein Machtwort sprechen müsse. Aber ‚Annche' freute sich doch schon so ... Pünktlich um sieben Uhr fuhr das Auto vor und brachte sie nach dem Anhalter Bahnhof.

Als sie den D-Zug verließen und sich nach dem beim Schwarzabäcker vorausbestellten Wagen umsahen — Marianne hatte so eine ganz entfernte Hoffnung gehabt, daß Hans sie schon hier an der Station empfangen werde — fuhr klingelnd ein kleiner Schlitten vor. Das rief nun auch Ruths ganzes Entzücken wach. Der erste Teil der Fahrt war zauberschön. Man fuhr durch den dick niederflatternden Schnee in Frau Holles geheimnisvolles Bergreich empor. Sie hatten bald steifgefrorene Ohren, Hände und Füße, und die Haut spannte am Kinn, aber sie lachten doch noch immer und freuten sich herzlich. Nur war's für Marianne eine große Enttäuschung, vom Kutscher zu hören, daß der Herr Baumeister noch nicht oben sei.

In den beiden Balkonzimmern beim Dorfbäcker herrschte eine Brüllhitze. Die eisernen Öfen glühten. Von der Aussicht konnte man leider nichts entdecken, denn unaufhörlich schneite es weiter. Sie packten also aus, stapften durch den Schnee nach dem Wirtshaus, um Mittag zu essen, hernach wagten sie sich bis zu den ersten Neubauten. Die Erdarbeiten für die Parkanlage waren des Schneetreibens halber unterbrochen worden. Man sah nicht, wo die Wege gingen. Ein Gartenarbeiter führte sie bis zum Baubüro, das im Erdgeschoß des Empfangsgebäudes eingerichtet war. Die beiden langen Fensterwände waren mit Tischen angefüllt, auf denen Bauzeichnungen usw. lagen. Zeichner, Schreiber, Buchhalter waren daran emsig beschäftigt. Drei oder vier Schreibmaschinen klapperten, unaufhörlich war der Fernsprecher in Tätigkeit. Hier bekam Marianne nur die Bestätigung dessen, was sie schon wußte: daß von ihrem Mann noch keine Nachricht vorlag. Als sie in ihre Wohnung zurückgelangten, war es hier eiskalt geworden, der eiserne Ofen mußte erst von neuem angeheizt werden, nach einer halben Stunde puffte und bullerte er dann wieder, als ob er in die Lüfte gehen wollte. Nun hieß es also, sich in Geduld fassen und warten. Ruth packte ihre Geige aus und übte. Marianne duldete es aber nicht in dem engen, heißen Raum. Sie holte ihren Pelz und nahm eine Wanderung durch die ganze Hotelanlage auf. Es erschien ihr alles viel weiter im Rückstand, als sie angenommmen hatte. Der Bauführer hatte sich ihr im Büro vorgestellt und gab ihr auf dem Rundgang Auskunft auf all ihr Fragen. Er war voll bester Hoffnung für die rechtzeitige Fertigstellung des Baus und machte kein Hehl aus seinem Stolz auf das Werk. Marianne erfuhr dabei auch von manchen Schwierigkeiten, die hier zu bewältigen gewesen waren und von denen Hans ihr gar nichts gesagt hatte. Ein Ruf im Thüringer Dialekt, der Herr Bauführer möchte ‚rinter' kommen, unterbrach die Führung. Er wurde am Fern-

sprecher im Baubüro verlangt. Und nach wenigen Minuten meldete er ihr: der Herr Baumeister habe von außerhalb angerufen und ein Gefährt an die Station für den Abendzug bestellt.

Also er kam!

Marianne stürmte ins Bäckerhäuschen und verkündete Ruth die Botschaft jubelnd.

Natürlich würde sie Hans von der Bahn abholen.

Ruth ging eben zu Bett, als ihre Mutter, diesmal mit Wärmflasche versehen und dicht in Pelze und Decken verpackt, die Schlittenfahrt antrat.

Hans Hesse glaubte seinen Augen nicht trauen zu sollen. Er freute sich natürlich, aber die Sorge um sie trübte doch die Freude einigermaßen. Das Abenteuer konnte ihr bei ihrer zartgewordenen Gesundheit vielleicht schaden. Doch sie lachte darüber. Und als sie ihm schilderte, wie sehnsuchtsbang es ihr die ganze Zeit gewesen war, überkam ihn eine tiefe Rührung. Er war in dem Wust von Arbeit, in den er sich verstrickt hatte, tagelang gar nicht dazu gekommen, an sie zu denken. Vielleicht hatte er zuweilen überhaupt vergessen, daß er verheiratet war. Aber als er sie nun im Schlitten fühlte, die Wärme ihre Glieder, wie sie sich unter den Pelzdecken an ihn festpreßte, wurden auch seine Wünsche wach. Sie benahmen sich auf der Fahrt wie ein Hochzeitspärchen, und es war gut, daß der Schlittenkutscher die Kapuze über die Ohren gezogen hatte.

Nach dem Wiedersehn mit Ruth, die im Bett hüpfte wie früher, als sie noch ein kleines Ding war, gab es das von Marianne vorbereitete Abendessen. Er fand ihre neuen Hausfrauentalente reizend, und es ward ein lustiges Begrüßungsmahl. Hans mußte aber hernach noch ins Baubüro hinüber, um die Depeschen und wichtigsten Nachrichten entgegenzunehmen. Der Bauführer hatte ihm bei der Ankunft in aller Eile schon dies und das gemeldet. Es war erforderlich, noch heute abend ein paar dringende Telegramme aufzugeben. In einer halben Stunde kehre er zurück, sagte Hans Hesse und stapfte durch den Schnee.

Marianne räumte das Zimmer auf und machte es zur Nacht zurecht. Die primitive Art zu hausen hatte zur Abwechslung einmal ihren besonderen Reiz. Sie wagte sich sogar daran, selbst noch ein Feuerchen im eisernen Ofen anzuzünden, und hatte ihre Freude, als es nach einem Weilchen, während sie schon im Kimono vor dem kleinen Putztisch saß, hell aufflammte. Dann löschte sie das Licht. Das flackernde Ofenfeuer bemalte den sauberen Streusandboden und die blütenweißen Betten. Sie trat ans Fenster, blickte hinaus und war aufs höchste überrascht: Sternenklarer Himmel war draußen und Mondschein. Zauberhaft sah das aus: all die am Hang sich hinziehenden, dem Gelände angeschmiegten Landhäuser mit der dunklen Holzverschalung und dem vom weißen Grund sich abhebenden Gebälk. Aus dem und jenem Fenster drang ein roter Schein: die Koksöfen, die auch die Nacht durch in der Glut erhalten wurden. Am hellsten wirkten die Fenster des Empfangsgebäudes: im Baubüro brannten die elektrischen Lichter über den Zeichentischen. Da saß nun also ihr Mann noch und verhandelte.

Sie hatte den Bauführer auf dem Rundgang am Nachmittag sehr nett gefunden. Allmählich aber, je später es ward desto stärker, regte sich in ihr ein Groll gegen ihn, eine Art Eifersucht. Ahnte der Mann denn nicht, daß sie hier wartete, sich verzehrte? Und sie begriff Hans nicht. Ob es ihn nicht mit derselben Leidenschaft in ihre Arme trieb?

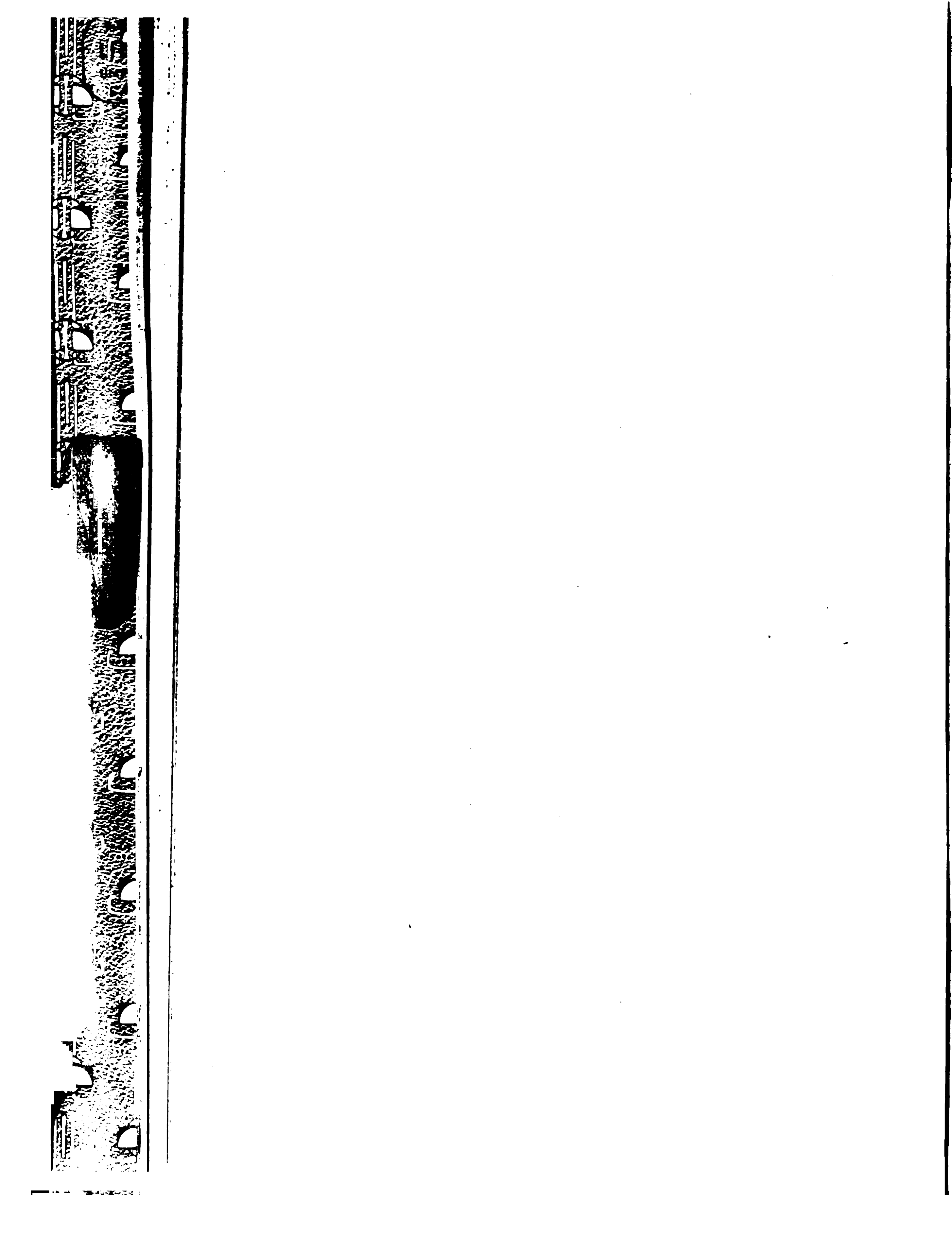
Mitternacht schlug's von der Dorfkirche auf der andern Seite des Tals. Nun legte sie sich zu Bett. Aber dann kamen ihr die Tränen.

In einer Art Verzweiflung sprang sie plötzlich auf, kleidete sich zur Not an, schlüpfte in den Pelz und eilte die Stiege hinunter. Die Tür war unverschlossen. Marianne öffnete. In hellem Mondglanz lag das Schneefeld. Sie huschte über die silbern schimmernde Decke dem Baubüro zu.

Die Nervenerregung, in der sich Marianne nun schon seit so vielen Tagen befand, hatte sich auch ihrem Töchterchen mitgeteilt. In Ruth schwangen Saiten mit, von denen niemand wußte. Die Kleine hatte die Eltern nebenan reden, scherzen und lachen gehört, sie hatte danach keinen Schlaf mehr finden können. Plötzlich war ihr's, als vernähme sie ihre Mutter aufschluchzen. Da fuhr sie empor. Für ein paar Augenblicke blieb ihr das Herz stehn. Sie starrte ins Dunkle. Und dann erschreckte sie das Knarren der Diele. Sie hörte den hastigen Schritt der Mutter nach unten sich entfernen: als ob sie flüchte. Eine ungeheure Angst bemächtigte sich Ruths. Die Kehle ward ihr ganz eng. Sie glaubte, ihrer Mutter drohe irgendeine Gefahr. Im Nu war sie auf den Füßen und lief hinter ihr drein, wie sie aus dem Bett gekommen war. Auch als sie die Haustür öffnete, merkte sie nicht, daß es draußen kalt war; ihre bloßen Füße fühlten den Schnee nicht. Sie sah nur, wie die Gestalt der Mutter im weißen Mondlicht wie ein Schemen vor ihr davonglitt.



Nach dem Regen. Gemälde von Alfred Bachmann



„Annche!“ rief sie aus gepreßtem Herzen. Noch ein zweites, ein drittes Mal.

Und dann lief die kleine Ruth in den Schnee, ohne sich zu besinnen, ohne zu wissen, was sie tat.

⌘ ⌘ ⌘

Hans Hesse hatte das Notwendigste mit dem Bauführer besprochen und ihm Gutenacht gesagt, hatte die dringenden Depeschen durch den Fernsprecher aufgeben lassen, auch den Schreiber verabschiedet, und war dann endlich dazu gekommen, die reichlich für ihn eingelaufene Post zu durchfliegen, die seine übrigen Bauten betrafen. Schwierigkeiten gab es überall, sie schreckten ihn nicht weiter. Schon während des Lesens arbeitete seine Phantasie. Der Notizblock neben ihm füllte sich mit seinen großen, bestimmten Schriftzeichen. Aber eine rechte Verzweiflung löste Willi Riebsahms Bericht bei ihm aus. Die Erdarbeiten für die Kühlhallenanlage auf dem Anhalter Bahnhofsgelände hatten begonnen, allein die Materialienzufuhr stockte wegen des so oft gesperrten Übergangs über die Geleise. Riebsahm jr. schrieb: da sei auch ein gut Teil Schikane nachgeordneter Stellen dabei. Ungeduldig schlug Hans Hesse auf den Tisch. War der wackere Willi wirklich so unsagbar hilflos? Wußte er nicht, was in solchen Fällen in seines Vaters Geschäft üblich war? War es nicht geradezu irrsinnig von ihm, Beschwerden bei den verschiedenen Ämtern anzubringen, breit begründete Anträge an die in Betracht kommenden Behörden aufzusetzen? Bis die entschieden waren, vergingen ja Monate. Wenn er den jungen Mann jetzt telephonisch hätte erreichen können, so würde er ihm ein paar kerndeutsche Worte an den Kopf geworfen haben. Riebsahm sr. machte sich in solchen Fällen eben selbst auf die Socken, stopfte sich eine Handvoll Hundert-, Fünfzig- und Zwanzigmarkscheine in die Hosentasche und verteilte an den Stellen, an denen Stockungen stattfanden, Verständnis lösende Händedrücke. Das war in der Firma Hesse bisher allerdings noch nicht üblich — es war auch nicht notwendig gewesen. Hier handelte sich's aber darum, selbständig zu handeln. Und zwar rasch. Es war zum Verzweifeln. Hätte er sich doch nur diese elende Maurermeisterarbeit nicht aufgeladen! Undenkbar, Willi Riebsahm allein die Regelung zu überlassen. Der verpatzte ihm ja alles. Hier half auch keine telegraphische oder telephonische Anweisung — hier war sein persönliches Eingreifen erforderlich. Es hieß also: gleich mit dem Frühzug nach Berlin weiterreisen.

Er griff schon nach dem Schallbecher, um den Bauführer noch einmal anzurufen, der inzwischen wohl in seinem Quartier drüben im Dorfwirtshaus angelangt sein mochte, als ihm einfiel: Marianne! In dieser Stunde, in der so viel auf ihn eingestürmt war, hatte er ihrer wieder ganz vergessen. Er sah nach der Uhr. Es war eins vorbei. Wenn er den kurz nach Fünf die Station berührenden D-Zug erreichen wollte, mußte er pünktlich um vier Uhr von hier abfahren. Unmöglich, Frau und Kind jetzt aus dem Schlaf zu reißen, in solcher Eile das Gepäck fertig zu machen und sie mitzuschleppen. Es war ja ein Unfug, daß Marianne unter den scheußlichen Witterungsverhältnissen die Fahrt hierher unternommen hatte. Aber nun mußten sie schon ein Weilchen hier aushalten, um besseres Wetter abzuwarten und von dem Aufenthalt überhaupt noch ein bißchen Freude heimzunehmen. Er würde eben, sobald in Berlin die Karre wieder lief, die der gute Willi verfahren hatte, hierher zurückkehren.

Plötzlich traf ihn ein Zug Schneeluft. Die Tür war aufgegangen. Und da erkannte er eine Gestalt im Pelzmantel — ein helles Gesicht — große, brennende, flehende Augen. Er fuhr in die Höhe, ganz entsetzt.

„Nit bös sein, du!“ sagte Marianne und kam auf ihn zu. Er war noch gar nicht recht zur Besinnung gekommen, da lag sie schon an seiner Schulter und schluchzte.

„Ännchen! — Was hast du denn?“

Sie wollte ihm ihr Gesicht nicht zeigen, denn sie schämte sich ihrer Tränen. Da sie dicht neben dem elektrischen Kontakt stand, drehte sie das Licht aus. Aber der Raum ward nicht dunkel. Durch die breite Glaswand schimmerte die weiße Schneefläche, die im Mondlicht lag.

Er fühlte, daß sie nicht völlig angezogen war, und zog sie unwillkürlich in die Nähe des Ofens, der noch Wärme ausstrahlte. Vorwürfe wollte er ihr nicht machen. Er wußte sich ja selbst in ihrer Schuld. Auf dem Bettgestell setzte er sich mit ihr nieder, nahm sie auf seine Knie, küßte sie und suchte ihr zu erklären, was für ein Wust von Arbeit ihn hier empfangen hatte.

„Das will ich gar nit wissen, Hans. Ein Vierteljahr hast du deinen Geschäften gehört. Das ist jetzt die erste Stund', die mir gehören soll.“

Eine heiße Welle überflutete ihn. In einem hellen Aufjauchzen warf er alle Sorge weg und riß sie an sich. Beide gedachten sie in diesen Augenblicken kaum der seltsamen Umgebung, der unverschlossenen Tür. Sie hörten den Ofen singen, das Niederfallen der Wassertropfen an der Röhre. In der Mondnacht draußen tiefe, tiefe Stille. Alle

Seligkeiten wurden wach, ihre Jugend feierte ein Fest. Sie gab und forderte und lockte. Und ein silbernes Jubeln erfüllte ihre Sinne.

„Ännchen! — Ännche!" Der dünne, helle Ruf hing ein ganzes Weilchen in der Luft.

Wie aus einem Märchentraum erwachte Marianne. „Ja?" fragte sie und sah ihn an. Auch ihm klang's noch im Ohr wie ein Kinderstimmchen. „Du warst's nit, Hans?"

„Als ob's das Ruthche wär'!"

Sie schwiegen und lauschten in die Stille. Da ging irgendwo eine Tür. „Seltsam!" sagte er. Er erhob sich und sah durchs breite Fenster in die Mondnacht. Ganz verzaubert war die Welt da draußen, menschenleer.

„Ach, Ännchen," sagte er traurig, „das ist nun Wiedersehn und Abschied in eins." Und stockend, weil sie ihm so leid tat, weil es ihn selbst so quälend traf, gab er ihr Bescheid, wie schlimm die Sache in Berlin stand. Kurzum: er mußte mit dem Frühzug fort.

Aber dies leidenschaftliche Erschrecken hatte er nicht erwartet. Sie flog auf ihn zu, umklammerte ihn und starrte ihm ins Gesicht. Er sah ihre weitaufgerissenen, entsetzten Augen. Sie ließ ihn nicht weitersprechen, hielt ihm den Mund zu, schüttelte wild den Kopf und unter einem Lachen, das ihn tief ergriff, stieß sie aus: „Das glaub' ich dir ja nit, Hans. Das wär' ja zum Verzweifeln. Dann hätt'st ja dein Ännche nie lieb gehabt. Dann müßt' ich mir ja einreden ... Ja, sag', was wär' ich dir denn dann?"

Das ward eine schwere Aussprache. Zum erstenmal sagte Marianne bittere Worte. Sie fühlte sich gedemütigt in ihrem ganzen Frauenstolz. Er machte wieder Licht im Büro und zeigte ihr die Nachrichten, die er von Willy Riebsahm hatte. Aber sie wollte nicht hineinsehn. Sie lehnte an der Wand und hielt sich die Ohren zu. „Jetzt entscheid' dich, Hans, was dir das Wichtigste und Größte im Leben ist. Das Geschäft oder dein Ännche."

Er ließ sich am Tisch nieder und stützte die Arme auf, sich die Stirn pressend.

Er konnte ihr nicht vorwerfen, daß sie ihm in seinen ehrgeizigen Plänen, die seinem Aufstieg, seinem Ruhm galten, nicht gefolgt sei, das wäre ungerecht gewesen. Den Künstler in ihm hatte sie stets verstanden. Aber die Pflichten, die den Mann banden, unterschätzte sie in ihrem Wert und ihrer Bedeutung. Ihr kam es kleinlich vor, ja unwürdig, daß er Licht und Freude, für die es zu leben lohnte, hinopferte, weil er sich von Berufspflichten abhängig machte. Als er dem Onkel Max den ganzen Kram vor die Füße warf, hatte sie ihm sogleich recht gegeben, weil sie gewußt hatte: nur in der Freiheit konnte er atmen und schaffen und emporkommen. Aber hier machte er sich selbst zum Sklaven — und er beging ein Verbrechen an seinem eigenen Glück.

Sein Verlangen war stärker, als er je geahnt hatte. Er liebte sie mit allen Sinnen. Ihre erst mahnend, dann zärtlich werbende Stimme bewegte ihn in tiefster Seele. Er gab sich endlich bezwungen. Und dann war er mit eins wieder der alte, stürmische, trotzige Bursch wie in den jungen Darmstädter Jahren. „Ach Ännche — all den dummen Wust von sich werfen — das Glück beim Schopf fassen — recht hast, Ännche. Und ich häng' mich gleich in der Früh ans Telephon und sprech' mit all' den Berlinern. Der alte Riebsahm muß mir den Bau abnehmen. Und seinen talentvollen Sprößling kann er dabei gleich wieder zurückkriegen. Wär' ich dir doch nur damals schon gefolgt."

„Wir bleiben?!" Mit einem jauchzenden Aufschrei stürmte sie daher und ihm an die Brust.

Er preßte sie an sich, küßte sie. „Komm, Ännche, komm. Und morgen beginnt unser großer Feiertag. Wandern wollen wir, in die Sonn' und in den Schnee hinaus. Und wieder einmal lachen und jung sein. Und nit eher geht's nach dem garstigen Berlin zurück, als bis ihr mir beide braune Backen habt, du und das Ruthche."

Während sie durch den Schnee nach dem Bäckerhaus gingen, lehnte sie wie trunken von Glück an seiner Schulter und summte mit ihrer warmen, weichen, zärtlichen Altstimme die Melodie von Ruths neuem Vortragsstück, dem Madrigal.

„Guck' nur," sagte er plötzlich halblaut und wies auf Spuren im Schnee vor dem Hauseingang und auf den Steinstufen, „was für ein kleines Wesen da gegangen ist."

Sie entsann sich der winterlichen Waldritte mit ihm und mit dem Vater. „Ein Reh?" fragte sie und blieb stehn.

„Nein, das sind Kinderfüß'. Da — guck' doch nur, da auch — alle fünf Zehen."

Für eines Herzschlags Länge erklang in ihnen beiden wieder der seltsame Kinderstimmenruf, der sie drüben überrascht hatte. Aber sie sprachen davon nicht zueinander.

Vorsichtig tastend gelangten sie in ihr Schlafzimmer und lauschten.

Ruth lag in tiefem Schlaf. Man hörte durch die geschlossene Tür ihre leisen Atemzüge.

„Gottlob!" sagte Marianne unwillkürlich. Aber dann mußte sie sich heimlich auslachen wegen der drolligen Vorstellung, die sie beim Anblick der Schneespuren wie ein Spuk ge-

ängstigt hatte. Und sie gab sich wieder ganz dem Glück der Stunde hin.

⁂ ⁂ ⁂

Der alte Riebsahm war ohne weiteres bereit, den großen, sicheren und lohnenden Auftrag zu übernehmen. Aber die Kühlhallen-Gesellschaft machte noch einige Einwendungen. Die Übertragung des Lieferungs- und Ausführungsvertrags war für Hans Hesse indes jetzt nur noch Formsache. Da die Vorarbeiten von Riebsahm jr. geleitet waren, der nun wieder dauernd unter die Oberaufsicht seines Vaters zurücktrat, brauchte sich Hans Hesse um das Sorgenkind seiner Berliner Bautätigkeit nicht weiter zu kümmern. Freilich entging ihm jede Einnahme aus diesem Geschäft. Riebsahm, der schlaue Fuchs, hatte bei der ersten telephonischen Auseinandersetzung sofort seinen Vorteil wahrzunehmen gewußt. Marianne, die mit am Bürotisch saß, als ihr Mann mit Berlin verhandelte und etwas von ‚Halsabschneider' beiseite sprach, lachte über seinen Ärger. „Wenn ich dich jetzt gebeten hätt' Hans, geh, schenk' mir ein Brillantenarmband, — hätt'st es getan?" Und da er gutmütig nickte, schloß sie: „Also ich verzicht' darauf, du Verschwender, ich freu' mich tausendmal mehr über die Osterferien, die wir jetzt hier verleben."

Eine volle Woche hielt die Winterherrlichkeit noch an. Die Dorfkinder holten ihre ‚Käsehitschen' heraus und rodelten die Abhänge hinunter. Ruth schien mitten unter ihnen herrlich untergebracht. Sie war schon nach drei Tagen braun wie eine Morchel Hans Hesse hatte Skier aufgetrieben und richtete für seine Frau einen kleinen Lehrgang auf dem sanftgeneigten Talschluß ein. Marianne gab sich große Mühe und stellte sich sehr geschickt an. Daß sie zuerst dutzende Male in den Schnee purzelte, machte ihr nur Vergnügen. Die Luft war wie Champagner und wirkte so auch auf ihre Stimmung. Sie hatte zum Glück ihren praktischen Sportanzug mit. Die bunte gestrickte Mütze gab ihrem feinen Kopf etwas Kindliches. Wenn sie mit einem hellen Jauchzen sich oben auf dem Berg abstieß und die lange Strecke in glatter Fahrt zu Tal schoß, dann folgten ihr Hunderte von Blicken. Die Arbeiter, die in den Parkanlagen und am Straßenbau beschäftigt waren, hatten ihre Freude an dem frischen, beherzten, jungen Ding. Sie hatte so gar nichts von der ‚Berlinerin' an sich. Blitzte droben ihr kornblumenblauer Sweater in der Sonne auf und hörte man das herzliche Lachen ihrer warmen Altstimme, dann schmunzelte Alt und Jung. Daß übrigens das magere, langaufgeschossene, dunkeläugige Schulmädel, das da beim Anstieg auf der Dorfstraße immer so ernst und still das Rodel hinter sich herzog, ihre Tochter war, wollte man kaum für möglich halten: der Altersunterschied schien zu gering, der Wesensgegensatz zu groß.

Das Tauwetter hatte einen greulichen Matsch zur Folge. Für Marianne war die nun notgedrungene Ruhezeit eine Rettung, denn sie hatte sich körperlich weit über ihre Kräfte angestrengt. Nicht um die Welt hätte sie das ihrem Mann aber eingestanden. Sonst wäre er ja auch sicher allein nach Hamburg gefahren, wo er mit den Ingenieuren des Züricher Unternehmens verhandeln sollte. Hans Hesse ließ das Reiseautomobil kommen, packte Frau und Tochter mit ein, und erledigte seine Arbeit in der Weise, die Marianne als die idealste erschien: sie brauchte sich von ihm nicht zu trennen, sie durfte an seinem Schaffen teilnehmen, sie war Zeuge des Entstehens seiner neuen Pläne. Ein einziges Fest für sie, diese ganze Reise.

Nur Ruth fühlte sich manchmal etwas überflüssig. Natürlich konnte sie nicht auf jeder Ausfahrt mitgenommen werden. Ihr Vater hatte in Kassel und Braunschweig zu tun. Hier durfte sie die Eltern wohl am Tage da- und dorthin begleiten, und sie sah so viel Neues, Wunderbares, daß sie einmal bedrückt sagte: „Das kann ich ja gar nicht alles behalten." Die Eindrücke jagten einander zu sehr. Aber Ruths Abende waren doch immer sehr einsam. Da blieb sie nach dem Essen allein in dem fremden Hotelzimmer, das neben dem der Eltern lag, packte die Geige aus und übte, während die Eltern im Theater oder bei einer Besprechung weilten oder einer Einladung folgten. Zuweilen blieb ein Stubenmädchen, eine Beschließerin bei ihr sitzen und hörte ihrem Spiel zu. Auch eine Hotelwirtin kam einmal und brachte ihr Töchterchen mit, mit dem sie sich dann anfreundete. Indes sehnte sie sich doch nach Hause. Noch nie war ihre Mutter ihr solange entzogen geblieben wie auf dieser Reise, die ihre Osterferien weit überschritt. Und eine gewisse Entfremdung war allmählich eingetreten. Wenn Ruth die Geige weggelegt hatte und zu Bett gegangen war — zuweilen pochte ein Nachbar oder eine Nachbarin bei ihr an und verlangte Ruhe — dann konnte sie lange nicht einschlafen. Sie bangte sich nach ihrer Mutter. Aber wenn ‚Ännchen' dann endlich auf den Fußspitzen bei ihr eintrat, und hinter ihr der Vater, der jedoch an der Schwelle stehen blieb, dann stellte sie sich meist schlafend. Sie wußte selbst nicht warum, denn sie hätte

doch so schrecklich gern noch mit der Mutter geplaudert. Sie fühlte den hauchartigen Kuß auf ihrer Stirn oder auf ihren leise zitternden Augenlidern und atmete den süßen, feinen Duft, der von der Mutter ausströmte; es waren ein paar wohlige Sekunden. Dann schloß sich die Tür, und sie fühlte sich vergessen.

In Hamburg blieben sie fast drei Wochen. Hier kam Ruth auch mehr als auf der bisherigen Reise mit Kindern zusammen. Eine Familie Osterroht, mit der Marianne bekannt geworden war, ließ das einsame kleine Fräulein öfters vom Hotel abholen. Dr. Osterroht war der Syndikus der Firma Svendsen & Eick, mit der Hans Hesse technische Vorfragen des Baues am Wallensee zu erledigen hatte. Da gab es einen Sohn von dreizehn Jahren und drei Töchter — Eve, Hilde und Fritzi —, deren mittelste in Ruths Alter stand. Im Osterrohtschen Hause wurde viel gute Musik getrieben, der Hausherr war in seinen kargen Mußestunden ein eifriger Cellospieler. Sein musikalisches Talent schien besonders sein Sohn Gert geerbt zu haben. Zwischen Gert und Ruth herrschte bald ein gutes Einvernehmen. Er spielte Klavier und begleitete Ruth beim Geigenvortrag, erklärte aber schon beim erstenmal ganz ehrlich, daß er ein Stümper gegen sie sei. Ruth hörte viel anerkennende Urteile, von Laien oft sogar Lobeshymnen, die sie fast beschämten. Schaden konnten sie ihr nicht, weil sie im Geist immer ihren Professor spielen hörte — und sich auch im stillen dachte, was der wohl zu ihrem Spiel sagen würde, das jetzt durch die lange Pause im Unterricht so arg verwildert war. Wenn Ruth musizierte, dann wurde ihr ernstes, mageres, durch die großen, dunklen Augen wenig kindliches und darum auch gar nicht hübsches Gesicht noch mehr durchgeistigt. „Man könnte Angst um das Mädel haben," sagte Frau Osterroht einmal. Aber hatte Ruth die Geige weggelegt, dann konnte sie noch ganz kindlich tollen. Es schien ihr solch ein Bedürfnis, einmal in einer rechten Kinderstube zu sein, Unsinn zu machen, auch kleine Dummheiten, die eigentlich verboten waren. Mit Gert, der die Schwestern ein bißchen terrorisierte, rang sie einmal, und sie wurde so leidenschaftlich dabei, daß Gerts drei getreue Sklavinnen schon anfingen, die Sache unbehaglich zu finden. Aber Gert mußte mitten im Ringkampf plötzlich lachen, krampfhaft lachen, und darüber blieb der Gang unentschieden. Unter den Osterrohtschen Kindern war nach Ruths Abreise noch oft die Rede davon, daß Gert von der kleinen Berlinerin ‚eigentlich' besiegt worden sei. Er ärgerte sich darüber, tröstete sich aber damit, daß er einer ritterlichen Regung gefolgt war, die ‚solche Gänschen' eben noch nicht verstehen konnten. In seinen Augen stand Ruth Hesse turmhoch über all ihren Altersgenossinnen. Er schickte ihr auch einmal nach Lichterfelde einen Brief. Aber Ruths Antwort enttäuschte ihn, denn sie schrieb noch auf Schulheftpapier mit Hilfslinien. Die Stücke indes, die sie gespielt hatte, mochte er von keinem seiner Kameraden mehr hören. Ruth werde einmal eine große Künstlerin, sagten die Osterroths. Auch Gert war davon durchdrungen. Und zu Hilde, mit der er am zärtlichsten stand, sagte er einmal: „Wenn ich groß bin, heirate ich sie. Aber sag's den anderen nicht, die sind ja zu dumm." Unter dem Siegel der Verschwiegenheit erfuhren es Eve und Fritzi aber doch, und Fritzi plauderte es dem Fräulein aus, das es sogleich der Mutter weiter erzählte. Als Spaß wurde Gerts Herzensgeheimnis dann sogar einmal bei irgendeiner Begegnung Ruths Vater berichtet. Der zog hernach Ruth damit auf. Ruth empfand es als eine Preisgabe. Die Großen verstanden die Kinder gar nicht; und sie waren doch alle einmal klein gewesen.

Marianne war ganz überwältigt von den Eindrücken dieser Reise. Als sie in ihr stilles Heim zurückkehrte, zehrte sie noch lange an dem reichen Glück, das sie genossen hatte. Sie war stolz auf ihren Mann. Er zählte jetzt zu den Berühmtheiten. Aber die äußere Anerkennung, die ihm da und dort zuteil geworden, war es nicht allein, was sie mit Befriedigung erfüllte: sie hatte in diesen Wochen gefühlt, wie innig verbunden er ihr war. Er hörte auf ihr Urteil, trotzdem sie ja nur laienhafte Kenntnisse in seinem Fach besaß. Das war's wohl: sie hatte gelernt, mit seinen Augen zu sehen. Wie wundervoll konnte es werden, wenn sie erst am Wallensee waren! Die Jahre, die das große Werk dort brauchte, standen nach der jetzt erlebten Zeit wie die Erfüllung des höchstens Glücks vor ihr, dessen eine Frau überhaupt teilhaftig werden konnte. Denn die körperliche Liebe allein hätte einen Mann wie Hans, so sinnenfreudig und glückshungrig er war, auf die Dauer nicht zu fesseln vermocht; sein immer reger Schaffensgeist, seine Schöpferkraft, sein künstlerischer Reichtum brauchte neben und in dem Weib, das er liebte, noch den Kameraden, der ihm in die Freuden und Leiden all seiner großen Aufgaben zu folgen wußte.

Wenn sie mit Ruth über die Zukunft sprach und dabei die Erwartungsfreude mit ihr durchging und lockende Bilder auslöste,

dann verhielt sich das Kind merkwürdig still. Es war vielleicht die einzige Trübung in diesen für sie so reichen Wochen, erkennen zu müssen, daß Ruth dem Vater im Grunde wenig Zärtlichkeit entgegenbrachte. Zärtlich und weich war Ruths Veranlagung ja überhaupt nicht. Es gab für sie nur einen Menschen, dem sie ihr ganzes Herz öffnete: das war ‚ihr Annchen'. Um so mehr bemühte sich Marianne, Ruths Vertrauen auch für den Vater zu gewinnen. Auf seine Art bewies Hans dem Töchterchen, desses musikalisches Talent ihn innig erfreute, immer wieder seine herzliche Liebe. Aber bei dem stürmischen Tempo, in dem nun einmal sein Leben hinging, blieb ihm doch nicht Muße genug übrig für das Kind. Bevor Ruth so recht aufgetaut war, rief ihn schon wieder eine neue Pflicht. Und begann für ihn der späte Feierabend, wo er sich Zeit hätte gönnen können, dann lag Ruth längst zu Bett.

Die Übersiedelung sollte in der zweiten Hälfte des September erfolgen. Die Sommermonate wollte Hans Hesse mit Frau und Kind im Berner Oberland verleben, in Mürren. Er hatte Marianne lachend das Gelübde abgelegt: das sollten dann einmal wirkliche Ferien werden, mit Hochgebirgspartien und Bummelfahrten nach Interlaken, nach Grindelwald und Wengen. Für Ruth gab's dort übrigens eine Überraschung, die sie gewiß sehr freuen würde: auch die Familie Osterroht gedachte den Sommer in Mürren zu verleben, und so traf Ruth ihre Hamburger Spielkameraden wieder.

Die verschiedenen Bauten, die Hans Hesse in Berlin und im Reiche noch ausführen mußte, gingen ihrer Vollendung entgegen. Im Juni wurden auch die beiden Villen in Nikolassee und am Grunewald schlüsselfertig, die wegen der nervös wechselnden Wünsche der Bauherren dem Architekten viel Unruhe gebracht hatten. Dann endlich war er ganz frei für das große Schweizer Unternehmen.

Das Automobil-Abkommen hatte Hans Hesse mit Beginn des neuen Monats fallen lassen. An die umständlichen Vorortbahnverbindungen mußte er sich daher erst wieder gewöhnen. So durfte Marianne nicht auf allzu pünktliches Einhalten der Tischzeiten rechnen. Er rief sie aber meist noch rechtzeitig am Fernsprecher an und teilte ihr mit, wann er eintreffen könne. An besonders hübschen Frühlingstagen, an denen ihm Zeit genug vor dem Mittagessen blieb, verabredete er auch wohl einen Treffpunkt mit ihr. Dann wanderten sie noch ein Stück Weg zusammen. Einem Frühgewitter war heute ein herrlicher Junimorgen gefolgt. Noch in den Mittagsstunden ging eine kühle Brise durch die Kolonie. Es war wie Seeluft. Hans hatte von Nikolassee aus gesprochen. Er wollte die Bahnhofsdroschke nehmen und Marianne auf einem öfters von ihnen beschrittenen Weg entgegenfahren; sie konnten sich dann wieder ein Stündchen auslaufen: ‚spazierenarbeiten'. Marianne sagte sofort zu. Einen Augenblick überlegte sie, ob sie Ruth mitnehmen sollte. Aber die Kleine, die eben erst aus der Schule gekommen war, hatte sogleich die Geige ausgepackt; die Einladung zu dem Spaziergang wäre ihr da kaum verlockend erschienen. Es war ja auch meist so auf diesen Märschen: Hans gab sich seinen Plänen hin, er ließ seine Phantasie spielen, und er fühlte sich glücklich, in seinem Wanderkameraden eine verständige, zugleich anregende Hörerin zu haben. Ein Drittes — gar ein Kind, auch das liebste — war dabei störend oder doch mindestens überflüssig.

Marianne kam in ihrem hübschen neuen Frühjahrskostüm ins Musikzimmer, umschlang Ruth, die sich eben über die Notentruhe beugte, und küßte sie auf den schmalen Nacken. „Auf bald nachher, Professorchen!" sagte sie fröhlich. Ruth nickte ihr im Spiegel mit ihren großen, ernsten, dunkeln Augen zu. Ein Weilchen blieb sie dann noch, als sich die Tür hinter ihrer Mutter geschlossen hatte, auf den Knien liegen und nahm das Bild, das sie gesehen, verträumt in sich auf. Sie genoß es wie ein Festgeschenk. Ach, wie schwärmte sie für ‚ihr Annchen'. Am liebsten sah sie ihre Mutter in dem marineblauen Jackenkleid mit dem breit überschlagenden Kragen. Da wirkte wohl auch das Blau der Augen so besonders leuchtend. Und auch der weiß gefütterte schwarze Strohhut hatte eine blaue Spange, die die Augenfarbe noch hob. Dazu ihr schönes blondes Haar, ihre zarte Haut, und — die freudige Erwartung gewiß! — ihr strahlender Ausdruck ... Ruth hätte die Mutter fest umklammern mögen, sie an sich pressen, an ihrer Freude teilhaben ... Aber nein, teilen konnte sie nicht. Fräulein Berlepsch, der sie sich einmal in einer verzweifelten Stimmung anvertraut, hatte ihr's als ein unkindliches, häßliches Gefühl ausgelegt und sie beschworen, in sich zu gehn. Nichts anderes als eine unnatürliche Eifersucht beherrsche sie. Sie hatte es kaum bestritten. Aber ändern konnte sie sich nicht.

In ihrem flotten, leichten, ein ganz klein wenig wiegenden Schritt ging Marianne durch die Kolonie, in der es nach Rosen und Lilien duftete. In knapp zwanzig Minuten konnte sie wohl das Gefährt auf der Zehlen-

dorfer Straße ankommen sehen, das ihren Mann brachte. Dauerte ihr's zu lange, dann setzte sie sich in den Anlagen auf eine Bank. Denn ermüden wollte sie sich nicht vor der Begegnung mit Hans. Es konnte ihm einfallen, noch plötzlich nach dem Seeweg abzubiegen, und dann sollte ihre Abspannung kein Hindernis sein. Niemals gestand sie ihm ein, daß er sie überanstrengte. Und das geschah oft, sehr oft, nicht nur auf Wanderungen in der Sonne.

Da sie warten mußte, weil sie wie immer viel zu rasch ausgeschritten war, kaufte sie am Bahnhof die soeben erschienene Mittagszeitung und überflog die Überschriften.

Mitten auf dem Bahnhofsplatz blieb sie stehen.

„Schwerer Bauunfall an der neuen Kühlhallenanlage am Gleisdreieck. 22 Tote, über 30 Verletzte. Baustelle polizeilich gesperrt."

Die wenigen Zeilen, die der in großer Schrift gegebenen Nachricht folgten, durchflog sie wieder und wieder. Der Name ihres Mannes kam darin vor. Im Augenblick des Redaktionsschlusses seien genauere Nachrichten über die Ursache des Unglücks noch nicht zu erreichen gewesen. Der an der Unfallstelle anwesende Bauführer Riebsahm sei selbst nicht unerheblich verletzt. So viel unter der Arbeiterschaft bekannt sei, stammten Bau- und Konstruktionspläne der Halle von dem durch zahlreiche architektonisch hervorragende Bauten bekannt gewordenen Regierungsbaumeister a. D. Hans Hesse. Gerüchtweise verlaute, daß ein Fehler in der statischen Berechnung vorliegen müsse, da verschiedene Träger bei der Aufwindung des schweren Eisenmaterials offenbar überlastet worden seien. Der Umsturz zweier Träger habe den Zusammenbruch des oberen Gerüstes zur Folge gehabt. Zusammen mit dem Gerüst, das die Kellerdecke durchschlagen habe, seien sämtliche dort mit Niet- und Schlosserarbeiten beschäftigten Bauhandwerker abgestürzt. Unter ihnen sei bisher die größte Zahl an Toten festgestellt. Die in den zum Teil eingedrückten Kellern verschütteten Arbeiter würden von den Rettungsmannschaften der Feuerwehr geborgen. Der ganze Umfang des Unglücks, auch des Materialschadens, lasse sich zur Stunde noch nicht übersehen. Die Unfallstätte sei polizeilich abgesperrt, die behördliche Untersuchung bereits im Gange.

Marianne war es, als fühlte sie das Blut, das ihr in Stößen zum Herzen emporgejagt war, in nadeldünnen Strahlen wieder abwärts rinnen. Sie fühlte es in der Nierengegend so stark, so schmerzhaft, daß sie mit beiden Händen um sich tastete, um einen Anhalt zu suchen. Sie schwankte. Unsicher gelangte sie bis zur Bahnhofswand. Hier lehnte sie sich gegen die Mauer.

Fahrgäste, die mit dem soeben aus Berlin eingelaufenen Vorortzug angekommen waren, schritten an ihr vorüber. In den meisten Gruppen war von dem großen Bauunglück die Rede. Viele hielten noch die Zeitung in Händen und lasen. Marianne hörte mehrmals den Namen ihres Mannes nennen.

Sie wußte nicht, sollte sie noch auf Hans warten, sollte sie einen Wagen nehmen und heimkehren, sollte sie nach der Dorotheenstraße fahren, ins Büro, oder zur Unfallstelle?

Zunächst war sie unfähig, auch nur zehn Schritt weit zu gehen. Sie fühlte den furchtbaren Schrecken noch immer als körperlichen Schmerz. Als der Schwarm der Ankömmlinge den Bahnhofseingang geräumt hatte, tastete sie sich in die Vorhalle. Auf der Holzbank beim Fahrkartenschalter setzte sie sich nieder. Wieder las sie die Hiobspost.

Vor ihren Sinnen tauchte die Mondnacht im Thüringer Schnee auf. Sie sah sich im Baubüro des Schwarzahotels. Sie hörte hre eigene werbende Stimme. Sie fühlte wieder, wie sie sich voll verlangender Leidenschaft an Hans anklammerte. Sie entsann sich des sonnenhellen Morgens, der ihrer jubelvollen Liebesnacht gefolgt war: wie sie mit Hans am Zeichentisch saß und er mit dem alten Riebsahm verhandelte ... Ihrem Drängen war er gefolgt und hatte den Auftrag der fremden Firma übergeben ... Ob das Unglück hätte vermieden werden können, wenn er damals sofort nach Berlin abgereist wäre, um die Leitung des Baus wieder selbst in die Hand zu nehmen?

„Hans!" schrie sie plötzlich auf. Sie hatte einen Herrn eilends in die Vorhalle des Bahnhofs eintreten sehen. Er besaß dieselbe Gestalt wie ihr Mann. Aber es war ein Fremder, der sie nun eine Sekunde verwirrt anstarrte und dann die Treppe emporeilte. Sie war aufgesprungen. Wieder fühlte sie den stechenden Schmerz, dabei dies beängstigende Rieseln in den Hüften, im Rücken. Sie krümmte sich beim Atemholen zusammen vor Schmerz. Und sie verging vor Ungeduld, vor Angst. Langsam, schleppend, gelangte sie auf die Straße und bis zu der auf dem Vorplatz haltenden Droschke.

Nein, Hans traf keine Schuld! Das suchte sie sich auf der Fahrt nach Hause stets und stets einzureden.

Unheimlich aber war's, nervenaufpeitschend, daß ein grausam höhnischer Ruf in ihrem Innern all diese Selbstbeschwichtigungsversuche immer wieder durchschnitt: die jetzt

verzerrte Erinnerung an jene stürmisch leidenschaftliche Wiedersehensstunde im Gebirge da droben. Als ob diese innere Stimme sie anklagen wollte. Hatte sie denn ein Unrecht getan? War es ein Verbrechen, daß ihre Jugend, ihre Liebe Forderungen gestellt hatte?

Der Wagen hielt. Sie hörte rufen im Haus. Die etwas kreischende Stimme der alten Köchin. Dazwischen Ruth. Als ob sie weine, klang's, schmerzlich weine. Ruth weinte sonst fast nie. Sie war ganz anders als Kinder ihres Alters.

„Annchen!“ ... Der Ruf stand schwingend, losgelöst, herzrührend in der Luft. Wie ein Wehruf über dem ganzen Haus.

Und Marianne sah den Weg im weißen Mondlicht wieder, den sie in jener Nacht mit ihrem Mann geschritten war, und sah die Spuren von nackten Kinderfüßen im Schnee.

Seltsam, daß ihr das Bild in dieser Sekunde so deutlich vor Augen trat. Und seltsam, daß sie sich in dieser Sekunde klar war: die kleine Ruth war damals in den Schnee gelaufen, ihr nach, aus Angst um sie, um ihr zu helfen, sie zu retten ...

Sie schloß die Augen, sie wollte die Erinnerung, die sie quälte, gewaltsam von sich abschütteln.

Die Haustür öffnete sich. Hastige Schritte durch den Vorgarten. Ruth kam angelaufen. Die beiden Mädchen hinter ihr.

Marianne wollte den Kutscher abfertigen. Sie hielt sich an der Vorderbank des Wagens fest, um aussteigen zu können. Ihr Fuß tastete nach dem Boden.

„Ach gnä' Frau, ach gnä' Frau!“ rief die alte Anna schluckend.

Ruth war auf ihre Mutter losgestürmt und umklammerte sie.

„Gnä' Frau,“ sprudelte das Hausmädchen heraus, „es ist angerufen worden aus der Stadt — es ist da ein furchtbares Unglück — ja, auf einer Baustelle — und der Herr Baumeister ist verhaftet worden — zweiundzwanzig Menschen tot und viele verwundet — und er sei schuld daran ...“

Ruth riß sich los und wandte sich tränenüberströmt dem Mädchen zu, wie haßerfüllt. „So sei doch still — so sei doch ...“ Und in neuem Aufschluchzen preßte sie ihr Gesicht ins Kleid der Mutter.

Vorübergehende waren stehengeblieben.

Marianne konnte nicht sprechen. Ruth umklammernd schleppte sie sich ins Haus.

Drinnen sank sie in der Diele in den nächsten Sessel. Sie starrte ins Leere und strich mit den unsicheren Händen mechanisch Ruth über die nassen Wangen. Und dachte bei sich: ‚Gott kann die Menschen doch nicht strafen wollen für ihre Liebe?‘

Die Mädchen waren noch draußen geblieben beim Kutscher, bei den Passanten. Aufgeregt stürmten sie nun herein und erstatteten Bericht. (Fortsetzung folgt)

Die Geliebte. Von Wilhelm Lungwitz

Erst blinkt es ihr im Auge,
Als ob eines Springquells Säule
Auswegsuchend
Dem Herzen entstiegen;
Dann aus listig
Aufgeschmeicheltem Munde
Hüpft die silberne Melodie
Ihres Lachens davon
Wie Perlen einer zerrissenen Kette.

Sie schreitet duftig gewandet
Zwischen der Sonne und mir.
Da brennt mir die Sinkende
Schwarz ihren keuschen Wuchs
Ins dürstende Auge;
Und ich mühe mich ab,
Den erschrockenen Atem
Rasch zu beschwichtigen,
Ehe sie ahnungslos
Sich rückwärts wundert:
„Was ist?“

Ihr schon ungemeßnes Gefühl
Noch ums Schau'n zu erhöhen,
Senkt sich ihr Lid,
Wenn ich sie küsse.
Sie lauscht erstarrt
Dem großen Geheimnis;
Nur an den hilflos hängenden Armen
Treiben die zärtlichen Finger
Ein stilles Spiel,
Als krauten sie fromm ersehntem Kinde
Leis im Gelock.

Dürers letztes Werk

Von Börries, Frhr. von Münchhausen

Tauwinde über die Pegnitzwiesen laufen,
In Nürnberg tropfen und triefen die Dachtraufen,
Rinnen von Erker und Chörlein die lauen Bronnen,
Alle von Frühlingssonne glitzernd umsponnen.

Hochgieblig ragt Albrecht Dürers Haus,
Runde Butzenscheiben blinzeln aus Fachwerk heraus,
Hinauf zur Burg, deren Zinne efeuumrankt
Vor den ziehenden weißen Frühlingswölkchen schwankt.

Ein Fenster knarrt. Des alternden Meisters Gesicht
Schimmert bleich ins kalte Frühlingslicht.
Die wunderschönen Züge verwelkt und fahl,
Glanzlos die großen Augen, die Wangen schmal.

Seine Blicke wenden sich von dem blendenden Schimmer,
Langsam tritt er zurück ins dunkle Zimmer,
Sitzt nieder am Tische, die blasse, schwergeaderte Hand
Spielt müde mit Stift und Stichel, — ach, „Nürnberger Tand"
Ward dies alles, sein Werk ist der Welt gegeben, —
Lässig verspielt er den letzten Tag im Leben.

Die Ärzte helfen ja nicht! Der Körper verhehlt
Ihren stumpfen Augen, was ihm fehlt,
Ihre plumpen Hände können den Grund nicht erfühlen
Der wütenden Schmerzen, die ihn nächtlich durchwühlen,
Und wenn er berichtet — ach, an Worten verzagt
Der, welcher zeitlebens in Linien gejauchzt und geklagt!

„So will ich doch, wenn die Lippen davon schweigen,
Im Bilde den Kommenden meine Schmerzen zeigen,
— Ein töricht Tröstlein, aber es tröstet doch,
Vom eigenen Leide zu sprechen den Späteren noch!"

Auf rauhem Bütten läßt der Stift als Spur
Eines mächtigen Körpers silberfeine Kontur ...

Halberloschenes Fünkchen glimmt auf in den Augen,
Welke Lippen beginnen tiefer die Luft zu saugen,
Zitternde Hände werden mählich fest,
Stärker pulst das Blut durch ihr Adergeäst, —
O Seligkeit versunkener Schilderung!
— Alte Liebe wird im Schaffen wieder jung! ...

Mit deutendem Finger zeigt sein Ebenbild
Genau die Stelle, wo der Krampf entquillt.

Vollendet endlich auch dies letzte Blatt!
Er hält es augenrecht und lächelt matt:
„Zum Bild die Schrift, zum Stift noch das Abece:

Do mit den Finger drauff deut, do ist mir weh."

Des Abendlichtes letzter trüber Schein
Bleicht seiner Stirn gelblich Elfenbein,
Von Sankt Sebaldus klingen die Glocken sacht.
Auf Nürnberg sinkt Meister Albrechts letzte Nacht.

Otto Wirsching
Von Georg Hirschfeld



In der Kunst verhüllt das Schlagwort dem Urteil, was es aufzudecken scheint. Es entfernt vom Herzen der Schöpfung, statt ihm auf bequemem Pfade zuzuführen. Von kritischen Fachmännern in Verkehr gebracht, verdrängt ein ästhetisches Papiergeld das Gold der ursprünglichen Empfindung, das der Künstler erhofft und dem er sein Werk dankt. Gewiß ist die Urteilsbildung auf dem unübersehbaren Felde künstlerischer Erscheinungen außerordentlich erschwert. Das Publikum bleibt in gewissem Sinne ein kindlicher Zögling in der Schule des Schönen und glaubt den ‚Leitfaden‘ nicht entbehren zu können. Man weiß doch wo und wie, wenn ein Schlagwort erscheint. Man fühlt sich tiefer in das geheimnisvolle Reich des Schaffens geführt, wenn man dazu angeregt wird, einen Künstler zu einer Richtung zu gesellen oder, was meistens geschieht: eine Richtung zu einem Künstler.

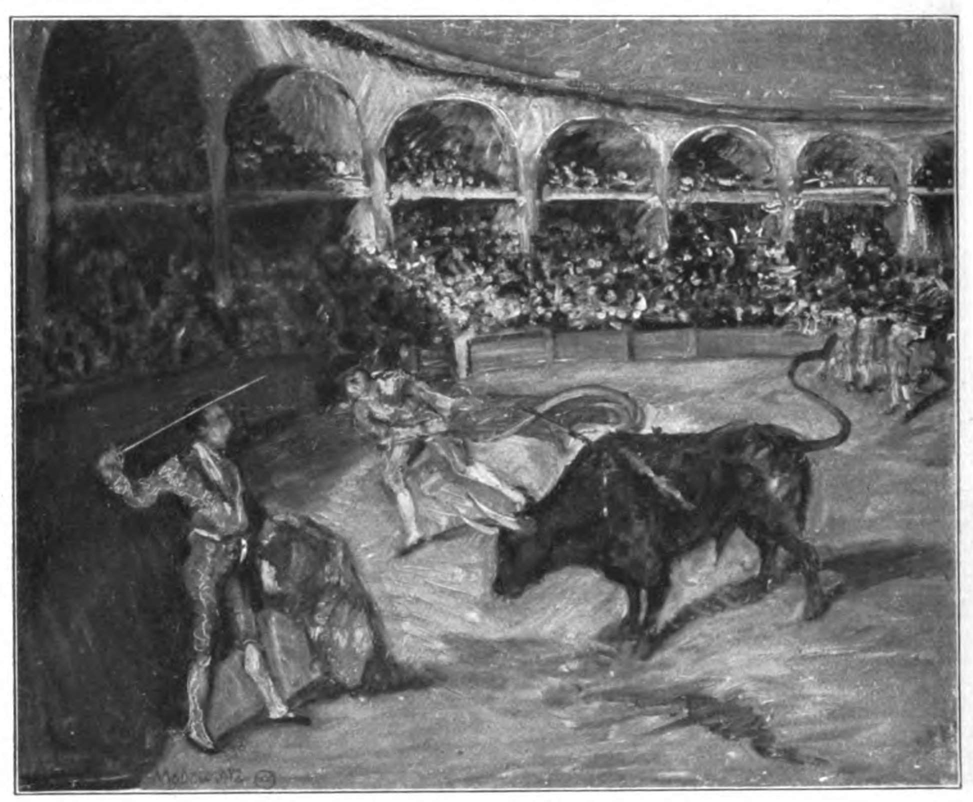
Der ‚-ismus‘ ist das ästhetisch-kritische Zauberwort, das immer wieder seine Kreise zieht. Wir scheinen es vorläufig nicht loswerden zu sollen. Ja, seit es als die Großmacht Expressionismus vor uns hingetreten, ist aller Hang zur Kunst ihm mehr verfallen als je. Verfallen heißt es hier und soll es heißen, denn es besteht eine ungeheure Gefahr des Trugschlusses, die von dem Expressionismus wie von jedem tyrannischen Schlagwort ausgeht. Der naive Kunstempfinder glaubt das Meer zusammenzuballen und hat doch nichts in seiner hohlen Faust. Er glaubt von schöpferischen Erkennern in die Werkstatt des Geistes geführt zu werden und lauscht doch nur auf mehr oder minder willkürliche Schulmeister. Auch die Kunstlehre wäre ein herrliches Gebiet für den verkleideten Mephistopheles. Dichtete Goethe in unserer Zeit den ‚Faust‘, er würde an diesem höllisch-himmlischen Spaß wohl nicht vorübergehen. Ein Schlagwort stellt von



Odysseus und die Freier. 1918. Gemälde in Harzfarbe

selbst sich ein. Der verwirrte Schüler ist mit allem zufrieden, wenn er sich nur auskennt. Er möchte wissen, daß alles so und nicht anders zugegangen, die Entwicklung soll ihm etwas Gottgewolltes, im weitesten Sinne Vorgeschriebenes sein. Ein als Magister verkleideter Teufel kann ihm dergleichen vormachen, aber meistens liegt der Fall noch schwieriger, denn ein dürrer Famulus Wagner brüstet sich mit toter Erkenntnis lebendigster Macht. Er doziert von Weg und Ziel, er wirft mit Jahrhunderten um sich und weiß nichts vom Tage, den er erlebt. Faust aber, Ausstrahlung kaum ankam, sondern nur auf das im tiefsten Sinne Fertigwerden, auf das Reifen seines goldenen Glutkerns. Mitten im deutschen Zerfall vollzog sich ein vorbildliches deutsches Arbeitsleben. Otto Wirsching brannte als Künstler stetig, als Mensch allzu schnell dahin. Kaum dreißig Jahre alt starb er, ein ragender Geist von einem kranken Herzen niedergeworfen.

Die Kritik aber, die ihn erlebte, versagte vor ihm. Er war im Gewühl der Richtungen richtungslos, weil er ein einsamer Könner war. Auf ihn paßt kein Schlagwort, weil



Stierkampf. 1912. Ölgemälde

der wahre Kritikus, schweigt mit dem Bekenntnis: Ich weiß nichts.

Just in einer Zeit kritischer Unehrlichkeiten erschien in Deutschland ein Künstler von höherer, man möchte sagen dämonischer Sendung, denn er war so richtungslos, daß er gründlich verkannt werden mußte, und zugleich als schöpferische Erscheinung so richtunggebend, daß Publikum und Kritik ihm mit reuiger Liebe sich zuneigen werden. Dem Publikum hätte Otto Wirsching, der am 1. Dezember 1919 zu Dachau starb, durch die Kritik erst zugeführt werden müssen, denn dieser ernste Arbeiter war so von seinem Werk erfüllt, von der Ahnung frühen Scheidens so mystisch geleitet, daß es ihm auf sich nach ihm erst wieder, leider Gottes, Schlagworte bilden werden. Eine Kritik, die ihrem Selbstzweck lebt, konnte einen Künstler wie Otto Wirsching dem Publikum nicht näher bringen. Es ist aber ein erfrischendes Gefühl in der Trauer um den Toten, daß diese Tatsache nichts Tragisches hat. Tragisch würde sie erst, wenn das Grab des jungen Meisters verlassen bliebe. Er trug als Lebender nicht den Stempel des verkannten Genies. Fern blieb ihm der unlogische Anspruch eines Auserwählten an die Masse. Otto Wirsching liebte das Leben, das so reich und doch so karg sich ihm ergab. Ihn befriedigte seine Durchdringung, nicht die Gefolgschaft seiner Gestalten. Nur einen



Siesta. 1912. Aquarell

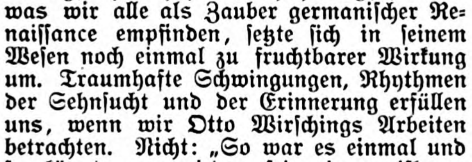
Wunsch noch glaubt man von den bleichen Lippen des Toten zu hören: „Wären mir noch etliche Jahre beschieden! Könnte ich meinen Heiland noch malen! Ungestört von ‚Anerkennung‘ und ‚Ruhm‘.“

Otto Wirsching wurde im Jahre 1889 zu Nürnberg geboren. Sein Vater war Besitzer einer alten Apotheke. Lächelnder Einfall kommt der Erinnerung: wieder ein bedeutender Kopf germanischer Kunstgeschichte, der aus der seltsamen Atmosphäre der Apotheke hinausgeblickt hat! Man gedenkt Henrik Ibsens und Theodor Fontanes. Nun Otto Wirsching. Wie verschieden alle drei — die beiden wunderbaren Greise der Dichtung und der jung vollendete Maler. Dennoch hängt über allen dreien ein Schleier gleicher Tönung. Was sie anzog und was ihnen entströmte, mochte aus derselben mystischen Quelle kommen.

Die Stadt, in der er geboren wurde, war bestimmend für Otto Wirschings Entwicklung. Wohl wird in dem großen, lebensvollen Nürnberg unserer Tage das Erbgut der Vergangenheit geehrt und gepflegt. Gelehrte und naive Pietät kennt die Verantwortung, Besitzer der alten Burg, des Dürerhauses, der Sebalduskirche zu sein. Ragend steht das Germanische Museum zwischen den deutschen Sammlungen. Aber der Sieg des modernen Industriegeistes ist längst entschieden. Man ist nicht sentimental, man träumt sich nicht unfruchtbar zurück und meidet den gefährlichen Hang, sich archaistisch zu kostümieren. Nürnberg ist eine Kaufmannsstadt des 19. Jahrhunderts. Als diese Entwicklung triumphierte, geschah das Seltsame, daß ihr ein Künstler geboren wurde, der noch einmal, zum letzten Male vielleicht, zusammenfassend kündete, was die Vergangenheit der Gegenwart hinterlassen hat.

Hierin aber liegt dieses Künstlers eigentlicher Wert. Otto Wirsching war nicht der kleine Erbe im Sinne sammelnder Bewun-

Zum Fest. 1. Fassung. 1916. Gemälde in Harzfarbe



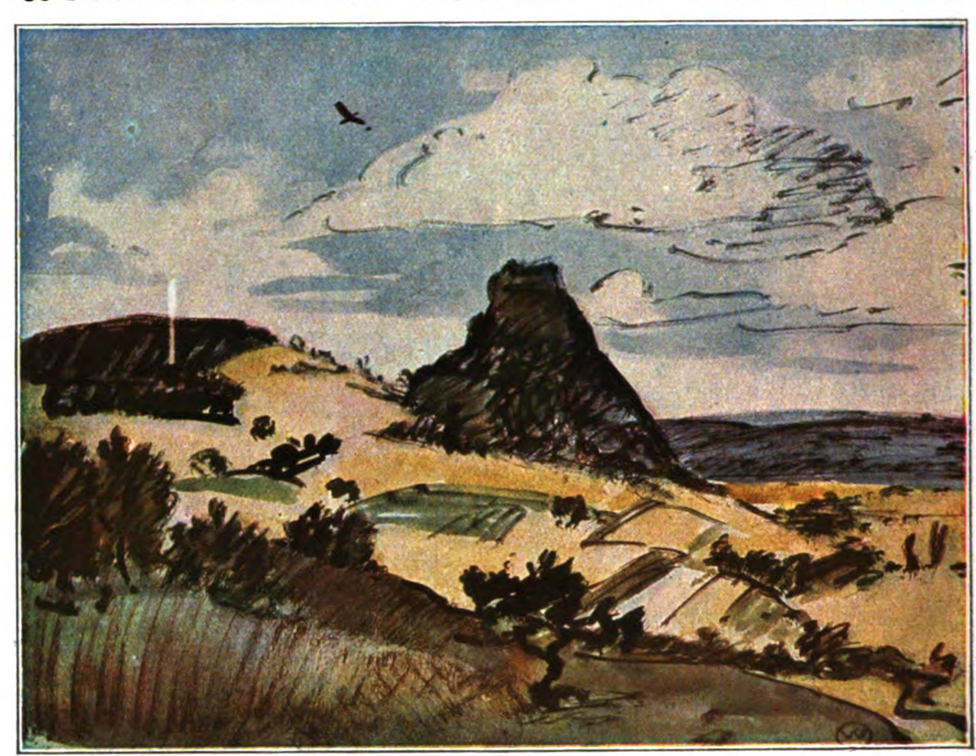
Susanna. 3. Fassung. 1916. Aquarell

derung, schülerhafter Nachahmung, sondern was wir alle als Zauber germanischer Renaissance empfinden, setzte sich in seinem Wesen noch einmal zu fruchtbarer Wirkung um. Traumhafte Schwingungen, Rhythmen der Sehnsucht und der Erinnerung erfüllen uns, wenn wir Otto Wirschings Arbeiten betrachten. Nicht: „So war es einmal und so könnte es wieder sein in greifbarer Wirklichkeit" ist die Empfindung, sondern: „So ist es in unserer unzerstörbaren deutschen Seele."

Die Entwicklung Wirschings läßt bezüglich bestimmender Eindrücke nur Vermutungen anstellen. Still und einfach, dem Blick des Betrachters verschlossen, vollzog sich sein kurzes Leben. Betrachtet man die zeichnerischen Versuche der Kindheit, so sieht man den deutschen Jungen, lästigem Schulzwang enteilend, durch Wald und Feld streifen, zur Natur im innigsten Verhältnis und von vornherein zu ihrem Geheimnis hingelockt. Es treibt den Knaben, in seltsame Dämmerung einzudringen, versteckten Klängen, unsichtbaren Geistern nach. Er liebt die Einsamkeit, und die Dinge erzählen ihm Märchen. Das Starre bewegt sich, und das Tote kehrt ins Leben wieder. Alles hat Seele für ihn: Tier, Mineral und Pflanze. So entwindet er sich der modernen Wissenschaft und findet Götter, Fabelwesen. Das Mittelalter ist ihm kein Studium, sondern lebendige Macht.

Noch herrscht es ja in den Kirchen und Gassen der ehrwürdigen Vaterstadt. Und neben den großen Gedankenmächten findet der Knabe auch schon das Kleine, Schmückende, drollig Groteske. Er schweift in den Sagen der Antike, aber er tüftelt und grübelt auch, und jede Feierlichkeit nimmt ihm ein schnurriger Humor.

So ist Otto Wirsching schon als Jüngling fertig, tief gegründet in eigener Anschauungswelt. Es war wohl keine innere Notwendigkeit für ihn, was jeder Kunstjünger getan: einen Meister sich zu suchen. Im Jahre 1907 arbeitet er fromm und



Der Hohenkrähen. Aquarell

fleißig als Achtzehnjähriger in der Münchner Akademie. Er ist von ehrlicher Gründlichkeit, er schenkt sich nichts, aber was er lernt und ausführt, erschüttert nicht, was er aus der Heimat mitgebracht hat. Es ändert nicht den Weg, den er nachtwandlerisch gehen muß. Ein Meister der Münchner Akademie, dem die echte Freiheit geblieben, spürt den besonderen Geist des stillen Schülers: Hugo von Habermann. Er zieht Otto Wirsching zu sich heran, und es entwickelt sich das echteste Verhältnis: der Schüler weiß, was sein Meister ist, doch gerade deshalb lernt er nur von ihm, er selbst zu bleiben. Auf den breiten Weg der Nachahmung läßt Otto Wirsching sich nicht drängen.

Aber es trieb ihn unaufhaltsam, sich selbst zu gehören. Er mußte vollenden, was nur kurze Frist hatte. Und hier, in der Münchner Frühzeit schon, setzt jener wundersam melancholische Reiz ein, der Wirschings Weg nicht mehr verläßt. Er stammte aus der Sphäre eines großen Grabes, Altnürnbergs mit seiner herrlichen, versunkenen Kultur. Noch einmal entlassen ins leuchtende Leben — so fühlte sich der Erbe. Die unsterbliche Todesmusik, die durch Thomas Manns Venedignovelle zieht, war über ihm. Sie zog ihn dorthin, wo die Kräfte überquollen, wo jauchzende Unerschöpflichkeit war: nach Italien, Korsika, Spanien, in den Orient. Überall sammelte sein sehnsüchtiges Auge das verschwenderisch Schöne, kein deutscher Schwärmer, ein deutscher Erkenner nur. Er brachte heim, was er gesucht hatte. In tiefer, schwerer Arbeit wurde er wieder zum Nürnberger. Aber nicht in der Vaterstadt, deren lauter Kaufmannsgeist seine Gesichte vertrieben hätte, ließ er sich nieder. Er blieb in Dachau, dem alten Sitze malerischer Kultur nordwestlich von München. Auch hier lebte er fern jeder Schule. Er kaufte sich ein schönes, umfriedetes Bauernhaus, er heiratete eine junge Künstlerin. Von 1913 bis 1918 hat er hier die eigentliche Blüte seines Schaffens durchlebt. In fünf Jahren vollzog sich, kaum zu begreifen in seiner Fülle, Otto Wirschings Lebenswerk.





Bildnis der Gattin des Künstlers. 1917. Gemälde in Harzfarbe

Wenn man ihm ‚beikommen' will, den Schlüssel zu diesem Zaubergewölbe finden, so kann man es wohl nicht auf dem Wege sichtenden Studiums, sondern nur durch eine starke Empfindung, durch ein bezwingendes Bild: man sieht den deutschen Erben, von der Wanderschaft heimgekehrt, in die ersehnte Arbeit versenkt. Man sieht ihn, denkend, spielend, dichtend über dem Reichtum seiner Einfälle. Ein unendliches Abwandeln, das immer deutsches Kunstgut war, entfaltet sich, der gotische Spieltrieb um das Ragende herum, aus geheimnistiefen Gründen der Hölle bis in den gestirnten Himmel.

So ist es bezeichnend, daß Otto Wirschings Kunst an der kleinen Fläche haftet. Es reizt seine asketische Fülle, der Ökonomie des Raumes jeden Anspruch unterzuordnen. Er komponiert mit mönchischer Leidenschaft. Alles gehorcht seinen fieberhaft fleißigen Händen, dem Bann seines blauen, durchdringenden Blicks. Wir besitzen von Otto Wirsching nur kleine Tafeln, zahlreich und jede von eigenem Wert. Sie tragen seine Malerei. Wir haben die monumentale Strenge seines Holzschnitts, die den Graphiker als den eigentlichen gleichsam unter allem schaffenden Wirsching zeigt. Und doch, er war auch ein Maler, wie er ein Dichter war, ein Philosoph in seiner eigenen Welt. Der Zeichner in ihm führte dem sehnsüchtigen Maler die Hand — auf klare Linie, ohne Schaumschlägerei, wurde die leuchtende Farbe gesetzt. Sie aber war die Handschrift



Lethe. 1919. Aquarell

einer Dichterseele, die in der deutschen Heimat erzählte, was die klassische Ferne ihr anvertraut.

So wird der Betrachter vom malerischen Wert zur Idee, von der Idee zur Musik und zur Poesie geführt. Plötzlich erinnert er sich, daß er eigentlich nur Bilder vor sich hat. Will man sich durchaus einen Vers darauf machen, eine so vieldeutige Erscheinung auf eine kunstkritische Formel bringen, so gerät man leicht in die Gefahr, literarisch zu urteilen und den bildenden Künstler zu entwerten. Sein unumstößlicher Wert fordert objektive Betrachtung. Die Mode wird ihm noch folgen — als Lebender stand er dort, wo die Mehrheit noch nicht war. Nehmen wir ihn als Ganzes. Verkleinern wir nicht unser Urteil, indem wir es durch Aufteilung seines Gegenstandes zu fällen suchen.

Wie ein Wandelbild vorüberziehend, offenbart Otto Wirschings Werk die treibenden Kräfte: Antike, Italiens und Spaniens Renaissance, Orient und deutsche Gotik. Bilder, die den Knaben schon beseelt haben mögen, findet der Mann in eigener Gestaltung: ‚Odysseus und die Freier', nicht mehr aus dem klassischen Lehrbuch, sondern von der Gewalt eines modernen Seelendramas erfüllt. Ein wilder Schicksalsvollzug in freier, griechischer Anmut. Wie eine Chorgestalt der alten Tragödie hockt im Vordergrunde ein schlangenumspieltes, mystisches Weib. Der Ausschnitt des Hintergrundes zeigt die leuchtende Heimat des Helden, die den letzten Kampf verdient.

Noch einmal in die klassische Welt führt ‚Andromeda', ein melancholisches Musikstück, das kleine Bild. Traum von der Meereseinsamkeit, die der Wanderer Otto Wirsching oft empfunden haben mag. Das stürmende Element, ein wildes Phantasiebild, tritt in der ‚Medea' dazu. Diese Auffassung der unseligen Zauberin hat etwas Unvergeßliches. Wir starren sie mit Jasons Augen an. Das Flügelroß, das über die Wellen kommt, wird sie, wir glauben es, entführen.

Reicher treten, den bunten Spieltrieb des Künstlers offenbarend, Renaissancemotive auf. Die Pracht tizianischer Vorstellungswelt, Venedigs Traum, die Machtfülle von Florenz erscheinen. Spaniens Architektur, maurisch umrankt, schmückt die deutsche Erinnerung. So finden wir in dem kleinen Triptychon ‚Siesta' naiv alle Zeitmächte gemischt, wie Rubens sie mischte und in unseren Tagen Arnold Böcklin. Nicht ganz zufällig mag der rastende alte Mann zur Linken an Gottfried Keller gemahnen. Das ‚Fest' dann führt Spanien und Rom zu.



Aus Tausendundeiner Nacht. 1917. Ölgemälde

sammen. Wir zweifeln nicht an dieser zusammengesetzten Welt, denn wir machen die Traumfahrt des spanischen Mädchens mit, das von Bacchanten erwartet wird. Auch hier, aus stummer Zeichnung tönt tiefe Musik. Der blinde Fährmann und der kleine Liebesgott erzählen uns viel — wir verstehen es, ohne den Inhalt wiedergeben zu können.

Die Triebkraft spanischer Eindrücke ganz gegenwärtig offenbart ein ‚Stierkampf‘-Bild. Mit Goyascher Kraft sind erlebte Eindrücke wiedergegeben. Klar und groß eine moderne Aktion, ohne Schmuck und Traum.

Die innige Lust am Fabulieren kehrt in einer Tafel wieder, die Boccaccios Erzählung aus dem Decamerone nachgebildet ist: ‚Ambrogiulo und Ginevra‘. Wir sehen die seltsam spielerische Variante der Rhodopetragödie Hebbels. Ein Lächeln im Tragischen, ein lustvolles Erhaschen des Abenteuers, ein Gluthauch italienischer Renaissance.

Im Orient aber, vermutlich auf der weiten Glanzfläche des Bosporus, die ewige Stadt Konstantinopel vor Augen, erstand dem deutschen Wanderer sein Stärkstes. Er suchte, wie wir alle es tun, in der weiten Welt das Märchen. Als Kinder hörten wir ‚Tausendundeiner Nacht‘ — bis zum Grabe lassen wir der Mutter keine Ruhe, es wieder zu hören. Was kündet Otto Wirsching auf der zauberhaften Tafel von den holden Wirren seiner Märchenwelt? Das ‚Verständliche‘ wiederzugeben wäre leicht — aber wir halten uns besser an das schwingend Rätselhafte, raunend Durcheinanderflutende. Dieser strenge Naturbildner trifft sich plötzlich mit der Abwehr seiner Zeit wider das ‚Gegenständliche‘. Er gerade, der kein Studium gescheut hat, konnte wahrhaft gegenstandslos schildern. Mit klaren Worten gibt er sein Rätsel auf. Symbole schwirren wie Libellen durcheinander. Über dem Ganzen bleibt ein Duft, ein Hauch — nach Gerhart Hauptmann das Beste. Denken wir aber an Otto Wirschings ‚Tausendundeiner Nacht‘ zurück, so werden wir ein Segel vor uns sehen, vom Meeres-



Traum. 1918. Harzfarbengemälde



Andromeda. 2. Fassung. 1917. Gemälde in Harzfarbe

winde weit geschwellt, plastisch in allen Sinnen haftend, wie selten eine Leistung der Kunst. Dieses gelbe Segel mit dem roten Halbmond und dem Stern ist das bleibende Wappen eines deutschen Künstlers.

Neben solchem Eindruck ist die ‚Susanna‘ nur ein Zierstück, aber ihr Humor ist köstlich. Vom Spielerischen führt der Blick alsbald zum heilig Ernsten. Deutscher Arbeitsfriede dämmert in Orientvisionen hinein. Wirsching, der Nachbar von Dachauer Bauern, hat Maria mit dem Kinde und Joseph in palästinischen Schimmer versetzt. Diese ‚Heilige Familie‘ offenbart dem Betrachter erst allmählich die Fülle ihrer malerischen Reize. Reine Ruhe, Triebkraft, Alltag und Wunder. Wie schön ist die Bewegung der Mutter, die den Feldblumenkranz behutsam auf das Haupt des emporblickenden Kindes setzt. Wie zart ist der sinnende Ausdruck der bajuvarisch grimmigen Vaterzüge. Die Farben des Bildes haben heilige Abendglut.

Zeitlosigkeit, in Zeiten tief gegründet, ist Otto Wirschings deutsches Erbteil. Eine entzückende Romanze dieses Stimmungswertes ist die Tafel von den ‚Lebensaltern‘. Hoch ragt der alte Turm über leuchtende Lande. Auf halber Höhe wohnt das Glück und hält in reifer Freude Ausschau. Der Vater drückt das jauchzende Kind an sich, die Mutter blickt sinnend in die Tiefe der Stadt. Über ihnen aber, auf der Plattform des Turmes, wird der Greis von einem erlösenden Engel geküßt. Das Ganze ist biblische Mär. Sein Sinn ist hell und dunkel. Seine Musik erklingt aus dem Regenbogen, der über fernen Seen steht, aus dem Traum des griechischen Mädchens, das unter einer nordischen Kiefer ruht.

Von dieser lichten Vision aber sei der Blick auf jene dunkle und dämonische geleitet, die Otto Wirschings Seele am tiefsten enthüllt. Das Nocturno ‚Traum‘ stammt nicht von den Reisen des Künstlers, nicht von



Das Gastmahl der Mönche. Aus der Bilderfolge zum Ekkehard. (Einhorn-Verlag, Dachau)

ihren Erinnerungsklängen. Er hat es auf deutscher Erde gefunden, spät, in Dachau. Es ist das deutscheste seiner Bekenntnisse. Einsam sieht man den Maler über das rauhe Moos wandern, den gereckten Kopf vom Sturm umsaust, die fernen Berge erkennend und die bewegten, gespenstischen Dinge. Da treibt es ihn empor von der furchtbaren Sichtbarkeit. Er hört es über sich wie wilde Jagd und doch süßes, werbendes Klingen.

Vorüberhuschend nur, aber unvergeßlich sieht er das Phantom: zwei Dämonen, engelhaft geflügelt, schweben durchs Sturmgewoge und erzählen sich das sinnlos sinnvolle Märchen des Daseins. Sie treiben mit spielender Hand eine blaue Kugel vor sich her, in der ein Ding ruht, das der Mensch sein mag, Willkür und ewiger Größe preisgegeben.

Ich habe eine Wiedergabe dieses Bildes in meinem Arbeitszimmer. Täglich betrachte ich sie immer wieder dankbar ergriffen. Das Bildchen stört mir nicht den Nachbar Goethe, es hängt in Wahrheit mit ihm zusammen. Faustisches spricht es aus und doch nur als Bild, nicht ‚literarisch', nicht durch abstrakte Mittel sich selbst erklärend.



Der Geizhals

Solche Verdunklung im Sichtbaren hat nur der Klarste im Unsichtbaren. Wir verstehen es, wenn wir das Bildnis betrachten, das Otto Wirsching von seiner Gattin geschaffen hat. Diese herbe Hoheit der Auffassung verschließt jedes Tor der Mannesseele. Ein Künstler zeigt den In-



Lebensalter. 1919. Gemälde in Harzfarbe

begriff seines menschlichen Besitzes: seine Frau, die auf das gemeinsame Haus blickt. Noch lebte, als Otto Wirsching dieses Bild malte, sein Sohn, der kleine Anselm, nicht. Ihm hätte der Vater auch noch eine Tafel des realen Friedens, eine so feste ‚Gegenständlichkeit' geweiht. —

Von manchem, hier nicht wiedergegebenen Bilde wäre noch zu sprechen. Man wird sie kennen und lieben lernen, die ‚Erben', die ‚Nonne' und die ‚Löwenhaut'. Man wird sich immer williger versenken in eine festliche Kunst, die nicht nur die sinnliche, sondern endlich auch wieder die geistige Kraft des Auges beschenkt. Keine Form ohne Inhalt — so nur ist deutsche Kunst zu denken. Aber Otto Wirsching war von deutscher Lehrhaftigkeit befreit. Im Bann der Idee und seiner schmückenden Phantasie hingegeben, schuf er. Wie seltsame Rührung teilt sich dem Betrachter die Materialfreude des Künstlers mit. Er konnte seine Edelsteinfarben nicht sorgsam genug mischen. Glücklich war er, wenn die Kombination einer Ei- oder Harzfarbe endlich gelang. In seinen letzten Tagen noch kämpfte er um eine neue Freskenkunst.



Resignation (Einhorn-Verlag, Dachau)

Wirschings Graphik aber läßt gleichsam die Grundlage seines Schaffens erschauen, die solide, meisterliche Wurzel seiner malerischen Gaben. Härter als die Bilder ihn erscheinen lassen, bekennt er sich hier. Man betrachte die Blätterfolge des ‚Totentanzes von 1915', und man wird empfinden, was die Hölle der Gewalt in deutscher Milde aufgerührt hat. Man beschäftige



Medea. 1919. Gemälde in Eifarbe



Ambrogiulo und Ginevra. 1919. Gemälde in Harzfarbe

sich mit den Illustrationen zu Shakespeares ‚Hamlet‘, und die Spiegelung des allgemein Bekannten in einem originellen Kopf wird voll Reiz. Ich erinnere mich an ein Gespräch mit dem Künstler über die Bühnenwirkung Hamlets. Er lehnte sie ab und war sich doch der tiefsten Tragödie, die unser Theater besitzt, bewußt. Er übertrug seinen Hamlet unmittelbar ins Zeichnerische, er mied den Schauspieler. Gerade deshalb ergab sich aber eine Gestalt, die der feinste Schauspieler anstreben wird: der Mensch Hamlet, fern von Kostüm und Schminke. Gewiß ist er nicht unmittelbar für unsere Schauspielkunst zu verwerten, aber als Anregung ist dieser Hamlet bedeutsam.

Im Rahmen unserer Betrachtung wurde von Wirschings Schwarzweißkunst wiedergegeben, was besonders charakteristisch ist. In den harten Ernst der ‚Resignation‘ gellt der wehe Spott der großen Lebensposse. An eine riesige Narrenschelle gefesselt ist der Gefangene, und die geflügelte Fratze über ihm mag sagen: Du Armer zwischen Torheit und Schuld ... Das Austoben dämonischer Spukkraft, mittelalterlicher Höllenphantasie, zeigen Blätter wie ‚Der Geizhals‘ und ‚Nach getaner Arbeit‘. Sie müssen von dem Erben Altnürnbergs stammen. Greifbar huschen sie noch durch das Dachauer Bauernblatt vom ‚Austragstübl‘. Ein helleres Lachen aber tönt endlich aus der drolligen Komposition ‚Der Phantast.‘

Er konnte lachen, dieser ernste, schwere Mensch. Dem längst vertrauten Tode bot er stolz bereit die Hand. Er wußte, daß seine Jugend schon die ganze Arbeit getan. Er trat mit erfüllter Pflicht zu seinen Vätern. Das letzte Bild, das ihn als spanischen Wanderer an geborstener Mauer zeigt, den ‚Lethe‘-Trank aus der Hand einer Gottheit erwartend — es spricht zu uns als Vermächtnis. Sterbensmüde und lebensgläubig — so verließ Otto Wirsching die Welt. Die letzte Wendung seines rastlosen Schaffens versprach ein lichteres Entfalten, ein Überwinden des ererbten gotischen Ideenspukes. Nur die Vermutung blieb, die Hoffnung erlosch. Der Weg eines Künstlers ist hinzunehmen, wie er vollendet wurde. Otto Wirsching wollte noch ein Altarbild malen, nicht für eine Kirche, sondern für sein Haus. In der Mitte des Triptychons sollte der Heiland stehen, ein leidender Mensch, ohne Kreuz. Ich sah in dem verwaisten Atelier des Künstlers die Tafeln, die für dieses Werk bestimmt waren. Er ließ uns nicht nur ein Wissen zurück, sondern das, was dem Menschen besser sein mag: Möglichkeit und Traum.

Geldentwertung und Warenpreis

Von Prof. Dr. F. Schmidt

Die Frage nach Wesen und Wert des Geldes, in den Zeiten vor dem Kriege eine Angelegenheit enger Fachkreise, ist heute jedem gewärtig. Alle Glieder der Wirtschaft, und das nicht nur in Deutschland, fühlen den scharfen Druck einer zunehmenden Geldentwertung, die sich zum internationalen Übel ausgewachsen hat; jeder empfindet, daß hier eine unheimliche Erkrankung des Wirtschaftskörpers vorliegt, und doch kann trotz der Ratschläge der tüchtigsten Fachmänner bis heute noch kein wesentlicher Einhalt in der Zerrüttung des Wirtschaftskörpers festgestellt werden. Warum das? Weil Voraussetzung der Gesundung die Mitarbeit des ganzen Volkes ist, weil nur, wenn alle Bevölkerungsschichten Ursache und Verlauf dieser wirtschaftlichen Erkrankung erkennen und nach dieser Erkenntnis handeln, auch die richtigen Maßnahmen der Behörden voll wirksam werden können.

Das Geld war vollkommen entbehrlich, solange im dünnbesiedelten Lande seine Bewohner, in Familien vereinigt, alle ihre Bedürfnisse noch durch Sammlung von Früchten, Jagd, Viehhaltung und Landbau aus eigener Erzeugung deckten, solange die geschlossene Hauswirtschaft herrschte. Diese vollkommene abgeschlossene Familien- oder Stammeswirtschaft ist indessen sehr früh durchbrochen worden durch den Tausch. Nicht jede Wirtschaft kann alles erzeugen, die Natur hatte ihre Gaben räumlich nicht gleichmäßig verteilt. So besaß die eine der Wirtschaften vielleicht einen Fischweiher oder eine Salzquelle, die anderen abgingen, oder Einzelpersonen erlangten besondere Geschicklichkeit in der Herstellung gewisser Geräte, deren sie dann mehr erzeugten, als die Einzelwirtschaft gebrauchte. Daraus entwickelten sich Tausch, allmählich der Handel und endlich das Geld. Je zahlreicher und verschiedenartiger nämlich die Tauschhandlungen werden, desto schwieriger ist auch ihre Abwicklung, denn die Wahrscheinlichkeit, daß jede der Parteien im gegebenen Augenblick gerade einen geeigneten Gegenstand zur Hand hat, der auch von der Gegenpartei gewünscht wird und in seinem Werte dem zu erwerbenden Stücke gleich ist, wird immer geringer. Diese Nachteile führen ganz von selbst dazu, nach Tauschgegenständen zu suchen, die für möglichst viele Tauschgeschäfte geeignet, also allgemein begehrt sind, die ihrer Beschaffenheit nach auch durch längere Aufstapelung nicht allzusehr leiden, also dauerhaft sind, und die auch in Stücken verschiedener Wertgröße auftreten, damit für möglichst viele Fälle ein gleichwertiges Tauschobjekt vorhanden sei. So entstand Warengeld.

Als Warengeld wählte jeder Bezirk die Tauschwaren, welche die Eigenschaften der Haltbarkeit, Teilbarkeit und Wertbeständigkeit in verhältnismäßig höchstem Grade besaßen. So finden wir bei Hirtenvölkern das Vieh, anderwärts Getreide, Messer, Lanzen, Pfeilspitzen, Muscheln, Stoffe, Salz, Glasperlen, Felle und anderes als Warengeld. Mit dem Bekanntwerden der Edelmetalle, die zuerst hauptsächlich dem Schmuck dienten, wurden auch diese, die sich ja durch besonders hohe Haltbarkeit, leichte Transportierbarkeit, Teilbarkeit und Wertbeständigkeit auszeichneten, zum Gelde, zunächst in der Form von einfachen Spangen und Ringen, dann vielfach, nachdem die Kunst des Wiegens erfunden war, als Reinmetall in Barren und Stücken, wie es z. B. China heute noch kennt. Dieses Edelmetallgewichtsgeld war jedoch mit dem Nachteil behaftet, daß es bei jedesmaligem Kauf von neuem gewogen werden mußte, außerdem erforderte die Prüfung des Feingehaltes besondere Kenntnisse, die nur wenige besaßen. Was lag also näher, als für den Handelsverkehr Stücke gleicher Art von gleichem Gewicht und Feingehalt herzustellen, die als solche durch einen bestimmten Aufdruck gekennzeichnet waren? Damit war man zur Münze gelangt, deren Herstellung zunächst wohl ein Gewerbe sein mochte, das indessen sehr bald von den Staaten geregelt oder in eigene Verwaltung übernommen wurde, einmal weil nur auf diesem Wege die Einheitlichkeit gesichert werden konnte und dann auch weil der Staat darin eine Einnahmequelle sah, die er gelegentlich durch Verschlechterung des Münzinhaltes ganz besonders stark auszubeuten wußte. Weil nun aber die absoluten Fürsten seit dem Mittelalter so oft Mißbrauch mit ihrer Münzhoheit getrieben hatten, war das Streben der Völker darauf gerichtet, den Metallgehalt ihrer Münzen durch Gesetz zu sichern. So bestimmt z. B. das deutsche Münzgesetz aus den ersten Jahren des neuerstandenen Reiches, daß aus einem Kilogramm Feingold 2790 Mark in Goldmünzen einer Feinheit von 900 Tausendteilen zu prägen sind.

Nun können alle bisherigen Maßnahmen nicht verhindern, daß der Münzinhalt, das Edelmetall, Ware bleibt, und als solche selbst im Preise schwankt. Das aber ist höchst unerwünscht, denn man erstrebt doch einen Wertmesser, der selbst gleichen Wertes bleibt. Diesem Ziele dient dann die weitere Maßnahme der Ankaufspflicht der Zentralbanken für das Münzedelmetall. So ist in Deutschland der Reichsbank die Pflicht auferlegt worden, jederzeit Feingold zu dem festen Satze von 2784 Mark für das Kilogramm anzukaufen, und jeder Goldbesitzer hat das Recht, von der Münze die Ausprägung von Goldstücken mit dem festgesetzten Metallinhalt

zu verlangen. Damit ist der Preis des Barrengoldes selbst geregelt, denn er kann, solange diese Bestimmungen gelten, nie erheblich unter 2784 Mark für das Kilogramm Feingold sinken, weil dann das überschüssige Angebot zu Ausprägungen verwandt oder von der Reichsbank aufgekauft wird, und er vermag nur wenig über 2790 Mark zu steigen, weil sonst die Nachfrage auf dem Wege der Einschmelzung von Goldmünzen befriedigt wird, wenn nicht, was die Regel ist, die Reichsbank aus ihren Beständen das fehlende Quantum abgibt. Solche Festlegung des Goldpreises kann selbstverständlich nur solange bestehen, als die Ausgleichstelle als Reservoir für Zuflüsse und Ergänzung für überschüssigen Bedarf wirkt. Diese Betätigung ist bei der Reichsbank während des Krieges wenigstens einseitig aufgehoben worden. Sie verkauft kein Gold mehr und gibt es auch nicht mehr im Tausch gegen ihre Noten heraus. Da gleichzeitig durch die Goldsammlung und die Hamsterer alles Gold aus dem Verkehr verschwand, so ist damit die Obergrenze des Goldpreises beseitigt worden, die denn auch in ganz gewaltigem Umfange überschritten worden ist.

Die deutschen Goldmünzen waren stofflich vollwertiges Geld, d. h., ihr Metallgehalt erzielte auch bei Einschmelzung, abgesehen von den geringen Abweichungen bei der Ausprägung und infolge Abnutzung, den gleichen Preis, wie er der Münze aufgedruckt war. Anders bei den stofflich minderwertigen Scheidemünzen, zu denen in Deutschland die Silber-, Nickel- und Kupfermünzen gehörten. Deren Metallwert war vor dem Kriege sehr erheblich geringer, als ihr Ausdruck besagte, und sie verschwanden ebenfalls aus dem Verkehr, nachdem die Preissteigerung ihres Metalls so hoch gestiegen war, daß ihr Metall mehr wert war, als dem Münzaufdruck entsprach. Ein stofflich vollkommen wertloses Geld ist nun das Papiergeld. Zwar hatte es bis zum Kriegsausbruch feste Beziehungen zum Metall, weil die Reichsbank verpflichtet war, ihre Banknoten jederzeit in Gold einzulösen; allein auch das wäre ihr nur für einen Teil der Noten möglich gewesen, denn sie besaß nicht für alle eine entsprechende Goldmenge, sondern nur für etwa die Hälfte, und dem Bankgesetz hätte sie sogar mit einem Drittel genügt. Für die nicht durch Gold gedeckten Noten hielt die Reichsbank Wechselbestände mit kurzer Laufzeit als Gegenwert bereit, und diese gemischte Notendeckung hat nie zu Schwierigkeiten geführt, weil der Verkehr niemals sämtliche Noten zu entbehren vermochte, so daß sie niemals gleichzeitig der Reichsbank zur Einlösung in Gold vorgezeigt werden konnten.

Wohl aber bestand die Gefahr der übermäßigen Abforderung von Gold gegen Notenrückgabe für den Fall eines Krieges, wenn die Schar der um ihr Vermögen Besorgten den Besitz an wertbeständigem Edelmetall erstrebten. Als Abwehrmaßnahme war deshalb für solche Fälle vorgesehen, daß die Einlösungspflicht der Reichsbank für ihre Banknoten aufgehoben werde. Das ist Anfang August 1914 eingetreten, und damit wurde das letzte Band zwischen der Note und dem Metallbestand zerschnitten; Deutschland hatte seitdem wie die meisten kriegführenden Staaten ein stofflich wertloses, durch keinerlei Metalldeckung mehr gesichertes, freies Papiergeld. Gleichzeitig mit der Aufhebung der Einlösungspflicht der Reichsbank wurden auch die Schranken beseitigt, welche bisher die Ausgabe von Banknoten gehemmt hatten. Die Bank brauchte nicht mehr ihre Noten, wenigstens zu einem Drittel, durch Gold zu decken, sondern man stellte die neugeschaffenen Reichsdarlehnskassenscheine dem Golde gleich, deckte also Papier mit Papier, hinter dem allerdings reelle Werte in Gestalt der bei den Kassen beliehenen Pfänder, gute Wertpapiere und Waren, standen. Die Noten der Reichsbank waren schon vor dem Kriege gleich dem Goldgelde zum gesetzlichen Zahlungsmittel erklärt worden. Diese Eigenschaft fehlt jedoch den allmählich in immer größeren Beträgen in den Verkehr gelangenden Darlehnskassenscheinen, ebenso dem zeitweise als Ersatz herangezogenen Stadtgeld und Notgeld.

Als letzte Form des Geldes dient schließlich das stofflose Buchgeld, das sind täglich fällige Buchguthaben, wie sie hauptsächlich bei den Banken gehalten werden und über die ihre Konteninhaber auf dem Wege der Ausschreibung von Schecks oder Umschreibungsanweisungen zugunsten ihrer Gläubiger verfügen, um damit Zahlung zu leisten. Dieses Bank- oder Buchgeld des bargeldlosen Zahlungsverkehrs besteht schon seit langem, und sein Gebrauch war auch vor dem Kriege sehr verbreitet. Es hat trotzdem seit Kriegsausbruch noch weiter an Bedeutung zugenommen.

Die Kernfrage der Geldtheorie ist nun: Worauf beruht der Wert des Geldes, warum wird es in Zahlung genommen? Die jahrhundertelang vorherrschende Meinung war, daß es der stoffliche Wert des Geldes sei, der seinen Wert bedinge. Indessen ist dies durch die Kriegsverhältnisse widerlegt, denn heute kann kaum noch von einem Zusammenhang zwischen dem Papiergelde und dem sehr zusammengeschmolzenen Goldbestande der Reichsbank die Rede sein; selbst die Hoffnung auf Wiederherstellung der Einlösungspflicht in absehbarer Zeit muß aufgegeben werden. Die Dahrlehnskassenscheine haben nie Beziehungen zum Metall gehabt, und das schon seit langem bestehende Buchgeld hat sie höchstens früher dadurch besessen, daß man Auszahlung in Noten oder Gold verlangen konnte, jetzt aber auch verloren, denn man erhält nunmehr bei Barauszahlungen stofflich wertloses Papiergeld. Auch die Eigenschaft als gesetzliches Zahlungsmittel kann es nicht allein sein, das Papier zu Geld macht, denn die Darlehnskassenscheine und Stadtgeld sind es nicht. Es ist offenbar, wenn man

einen einheitlichen Ausdruck sucht, die Tatsache, daß bestimmte Geldzeichen Kaufkraft besitzen, daß der Empfänger überzeugt ist, sie jederzeit gegen Waren tauschen oder damit Schulden tilgen zu können, die ganz allgemein den Geldwert bestimmt und insbesondere auch stoffloses oder stofflich wertloses Geld zum Gelde macht. Daraus folgt, daß der Geldwert eine Angelegenheit der Gesellschaftspsychologie ist.

Haben wir so erfahren, worauf es zurückzuführen ist, daß auch stofflich wertloses Papiergeld Wert, d. h. Kaufkraft erhalten kann, so zwingen die Ereignisse des Krieges und der Folgezeit uns nunmehr die Frage nach den Ursachen der Höhe dieses Wertes, nach den Schwankungen der Kaufkraft des Geldes zu stellen. Ihren Ausdruck findet die Geldentwertung in erhöhten Warenpreisen. Steigen des Warenpreises bedeutet Sinken des Geldwertes, Sinken des Warenpreises Steigen des Geldwertes. Im übrigen konnte festgestellt werden, daß die Preisverschiebung im Warenmarkte durchaus ungleichartig vor sich ging. Waren, die sich besonderer Wertschätzung erfreuen, weil Not die Massen oder Luxus die neuen Reichen gerade zu ihnen drängt, sind im Preise viel schneller gestiegen als andere Waren, die keiner so starken Nachfrage begegnen. Diese Verschiedenheit der Bewertung ist durch Änderungen in der Wertschätzung der einzelnen Waren verursacht. Anderseits wird die Geldentwertung als eine gleichmäßige bezeichnet werden müssen. Es ist nur sehr schwer, sie genau zu erfassen. Man hat es versucht, indem man sich bemühte, aus möglichst vielen Warenpreisen einen Durchschnitt, die sogenannten Indexziffern, zu berechnen. Die richtigsten unter ihnen gehen aus von den Kosten der Lebenshaltung einer oder mehrerer Personen, indessen leiden selbst diese an erheblichen Fehlern, so insbesondere daran, daß die einzelne Ware im Haushalt eine ganz verschiedene Bedeutung haben kann. Es wäre vollkommen falsch, etwa bei diesen Rechnungen für 1920 das gleiche Quantum Fleisch zugrunde zu legen, das im Jahre 1913 auf den Einzelnen entfiel, denn dieses Nahrungsmittel hat zum größten Teil durch andere ersetzt werden müssen.

In der Geldlehre spielt die sogenannte Quantitätstheorie noch heute eine sehr bedeutende Rolle. Sie besagt in ihrer ursprünglichen Form, wie sie schon im 17. und 18. Jahrhundert geschaffen wurde, daß der Geldwert abhängig sei von der Geldmenge. Würde diese vermehrt, so sinke der Geldwert; mindere man die Geldmenge, so steige der Geldwert. Das mag an sich bis zu gewissem Grade richtig beobachtet sein, hauptsächlich für die Zeit der Entstehung dieses Gedankens, die sich ja fast ausschließlich des Bargeldes bediente. Später hat man als Geld auch die Banknote und das Buchgeld (Scheck und Giro) anerkennen müssen, und schließlich mußten die Vertreter dieses Gedankens zugeben, daß auch die Umlaufsgeschwindigkeit des Geldes maßgebenden Einfluß habe, indem an Stelle einer Geldvermehrung oder -minderung auch eine Mehrung oder Minderung der Umlaufsgeschwindigkeit Einfluß auf den Warenpreis gewinne. Trotz dieser Ergänzungen ist die Quantitätstheorie noch fehlerhaft, denn sie berücksichtigt nicht die Verwendung der Zahlungsmittel.

Geld kann folgenden Zwecken dienen: 1. Warenkäufen, 2. Einkommenszahlungen, 3. dem Besitzwechsel von Dauergütern, 4. Kreditgeschäften, 5. Steuerzahlungen und 6. der Vermögensfestlegung. Daraus ergibt sich sehr deutlich, daß nicht jeder Geldumsatz auf die Warenpreise wirken kann, denn nur wenn ein direkter Austausch von Geld gegen Waren erfolgt, ist das der Fall. Zahlt man Gehalt, oder Steuern, gibt man einer Bank Geld in Gewahrsam, so wirkt das nicht auf den Warenpreis. Noch weniger kann davon die Rede sein, was übrigens auch die Quantitätstheoretiker zugeben, wenn Geld thesauriert, gehamstert wird, in Schränken und anderswo als Vermögensteil liegen bleibt. Das Geld wirkt also bei seiner Wanderung von Hand zu Hand nur dann auf den Warenpreis, wenn der Umsatz einen Warenkauf bezweckt. Die Einkommens-, Kredit-, Steuer- und Besitzwechselumsätze bereits vorhandener Güter können bei verschiedenster und größter Stärke nicht direkt auf den Warenpreis einwirken. Geldvermehrung oder Erhöhung der Umsatzgeschwindigkeit zu ihren Gunsten ist zunächst wirkungslos, wenn auch nicht zu leugnen ist, daß Beziehungen zwischen den Einzelumsatzarten und dem Warenmarkt bestehen.

Die Quantitätstheorie ist eben an Äußerlichkeiten hängen geblieben; sie hat es unterlassen, vom Warenmarkt selbst auszugehen und zu fragen woher, aus welcher Quelle fließt denn das Geldangebot d. h. die Warennachfrage? Darauf antwortet ein Satz, der sich allmähliche Anerkennung erringt; er sagt: Die Einkommen kaufen die neuproduzierten Güter. Niemand vermag mehr zu kaufen, als er an Einkommen besitzt. Zwar kann der Einzelne durch Aufnahme von Krediten seine Kaufkraft vermehren, aber dadurch wird im Normalfalle dem Einkommen des Geldgebers ein gleicher Betrag entzogen. In der Gesamtwirtschaft eines Staates ist es demnach die Summe aller Einzeleinkommen, von denen im übrigen ein Teil aufgespeichert oder in den Markt — der Dauergüter geleitet werden kann, die als Gesamtnachfrage im Warenmarkte aufzutreten vermag. Zwar ist es möglich, daß Einkommensreste aus dem Vorjahr Waren des neuen kaufen und Waren des alten aus neuen Einkommen bezahlt werden, doch gleichen sich solche Übergangsposten in normalen Zeiten ungefähr aus. Das Wesentliche ist, daß uns im Begriff des Volkseinkommens eine neue Größe zur Verfügung steht, durch deren kritische Beobachtung wir zur Erkenntnis der Ursachen des Geldwertes im Warenmarkt gelangen können.

Nun ist allerdings die Bildung des Volkseinkommens eine noch recht unerforschte Frage, wohl weil es so schwer ist, statistische Tatsachen darüber festzustellen. Einiges dazu kann die Steuerstatistik beibringen, indessen weiß man nur zu genau, daß sie in der Vergangenheit zweifellos zu niedrige Beträge verzeichnete. Genaues zu ermitteln, wäre nur möglich, wenn man jedes Geldzeichen in seinem Kreislauf genau verfolgen könnte, und jede Zahlung, die einkommenbildend wirkte, genau buchte. Doch selbst dann wäre ein genaues Ergebnis unmöglich, denn wie nicht jede Zahlung Einkommenszahlung ist, so kann in dem Einzelposten Einkommen u. a. gemischt sein, so insbesondere beim Kauf von Waren und Diensten. Dann erhält der Warenverkäufer oder der Dienstleistende in der Zahlung zumeist nicht reines Einkommen. Insbesondere für den Fabrikanten und Kaufmann enthält der Preis eine Rückzahlung früher ausgelegter Löhne, Einkaufspreise und Zinsen, nur ein kleiner Teil des Postens ist Einkommen für ihn, den er aber selbst nicht für jeden Einzelfall genau ausrechnen kann.

Trotz dieser Schwierigkeiten wird es möglich sein, starke Einkommensverschiebungen seit Kriegsausbruch nachzuweisen. Wir können zunächst von Schätzungen ausgehen, die das deutsche Volkseinkommen vor dem Kriege auf etwa 40 Milliarden jährlich bezifferten, und uns dann fragen, welcher Anlaß zu einer Erhöhung gegeben war. Vor dem Kriege konnten also für die Gesamtheit der neu erzeugten Waren jährlich nicht mehr als 40 Milliarden bezahlt werden. Welche Umstände erlaubten es, diesen Betrag zu vergrößern? Es war die Schöpfung neuer, künstlicher Kaufkraft durch Staat und Banken. Sie geschah in der Hauptsache auf dem Wege der Ausgabe großer Mengen von Papiergeld, hinter dem keine Golddeckung mehr stand. Der Staat war in der Lage, damit Waren zu kaufen, oder Gehälter zu zahlen, die ihrerseits dem Warenkauf dienten. Während 1913 nur etwa 2,6 Milliarden Reichsbanknoten umliefen, neben denen noch 2 bis 3 Milliarden gemünztes Geld vorhanden war, betrug die Summe der Noten im April 1920 43,3 Milliarden, so daß etwa 38 Milliarden als Vermehrung der früheren Geldzeichen und als zusätzliche Kaufkraft zu buchen sind. Weiter wurde künstliche Kaufkraft durch die Ausgabe von Darlehnskassenscheinen geschaffen. Bis zum April 1920 waren etwa 26,6 Milliarden solcher Scheine ausgegeben worden, von denen indessen etwa 13,6 Milliarden in Händen der Reichsbank als goldersetzende Notendeckung blieben, so daß nur ein Rest von 13 Milliarden als zusätzliche Kaufkraft auftrat. Schließlich können auch Buchgeld, täglich fällige Bankguthaben zu künstlicher Kaufkraft werden. So hauptsächlich, wenn der Staat wie in Deutschland seine Leiter ermächtigt, Staatswechsel bei der Reichsbank zu diskontieren; dann kann, falls keine Auszahlung in Noten erfolgt, der Erlös in Form von Buchgeld auf dem Reichsgirokonto gutgeschrieben werden, und damit zahlt der Staat auf dem Wege der Umschreibung an seine Lieferanten. Bei der Reichsbank betrugen Ende 1913 die Giroeinlagen durchschnittlich 668 Millionen, im April 1920 dagegen 14,5 Milliarden. Auch auf anderem Wege können die Reichsbank und die Kreditbanken zur Geldvermehrung beitragen, wenn sie täglich fällige Einlagen annehmen und die Gelder benutzen, um Kredit zu erteilen; dann entsteht einerseits Buchgeld, mit dem die Deponenten durch Scheck oder Giro zahlen können; anderseits verfügen die Kreditnehmer über den gleichen Betrag an Bar- oder Buchgeld, soweit nicht die Banken Einlagen als Kassabestand zurückhalten. Das Buchgeld der Banken zeigt ebenfalls gewaltigen Zuwachs im Kriegsverlauf, den man auf 20 Milliarden einschätzen kann; indessen wird davon als künstliche Kaufkraft nur ein Teil, vielleicht vier Milliarden, im Warenmarkt gewirkt haben.

Im ganzen ist also während des Krieges ein sehr erheblicher Betrag künstlicher Kaufkraft geschaffen worden. Zu den normalen Volkseinkommen des Jahres 1913 sind allmählich etwa 38 Milliarden in Noten, 13 Milliarden in Darlehnskassenscheinen und rund 18 Milliarden Buch- oder Bankgeld, insgesamt etwa 69 Milliarden Mark zusätzliche Kaufkraft getreten. Wie haben die auf den Warenpreis gewirkt? Während des Krieges war der Staat, insbesondere seitdem der Ertrag der Kriegsanleihen nicht mehr ausreichte, durch Schöpfung solcher Kaufkraft in der Lage, einen großen Teil des Warenbestandes an sich zu reißen, indem er immer höhere Preise bot. Hohe Preise aber vermehren zunächst die Unternehmereinkommen. Wir züchteten die Schar der Kriegsgewinnler. Dann erhielten infolge ihrer Seltenheit zunächst die nicht einberufenen besonders geschulten Arbeiter sehr gesteigerte Löhne, die allmählich auch der gesamten Arbeiterklasse zuwuchsen, und schließlich bekamen auch die Festbesoldeten reichlich verspätet einige Teuerungszulagen. Nach Ausbruch der Revolution ergab sich dann aus der Klassenpolitik des Sozialismus ein neuer Anlaß zur Erhöhung der Arbeitereinkommen, die zeitweise auch dann erzwungen wurden, wenn die Preise der erzeugten Güter es nicht rechtfertigten.

Die künstliche Kaufkraft wirkte also auf die Einkommenszirkulation wie ein anregendes Gift. Wäre die Umlaufsgeschwindigkeit des Geldes und das Verhältnis der Zahlungszwecke seit Kriegsausbruch gleich geblieben, so müßte auch bei einer Vermehrung des Geldes auf mehr als das Zehnfache des Friedensstandes eine Minderung seiner Kaufkraft auf ein Zehntel eingetreten sein. Indessen muß berücksichtigt werden, daß offenbar die Geld- und Einkommenszirkulation langsamer geworden ist, zum Teil ist auch die künstliche Kaufkraft bald wieder durch

Aufspeicherung der Noten gebunden worden, und im übrigen hat der Verkehr mehr als 10 Milliarden Noten in die besetzten Gebiete und das neutrale Ausland geführt, wo sie zurzeit für die Bildung deutscher Einkommen wirkungslos sind. Anderseits zeigen viele Merkmale, daß in dem letzten Jahre die Geschwindigkeit der Einkommenszirkulation erheblich zugenommen hat.

Außer dieser künstlichen Aufblähung der Kaufkraft wirkte nun ein weiterer Faktor auf die Preise. Es war die zunehmende Verarmung des Warenmarktes an Gütern. Während des Krieges sog dieser große Vernichter alle erreichbaren Vorräte an sich heran, ohne daß sie infolge der Blockade und aus anderen Gründen voll ersetzt werden konnten, und nach der Revolution waren überreizte Menschen, gesperrter Kredit und abgenutzte Produktionsmittel nur zu verringerter Produktion befähigt.

Wenn man nun für unsere Tage annimmt, daß ungefähr im heutigen Warenmarkt ein Volkseinkommen von 120 Milliarden jährlich, also das Dreifache des Friedensstandes, auftritt und die verfügbare Warenmenge nur zwei Drittel der früheren betrage, so ist klar ersichtlich, daß im ganzen die Preise auf das Viereinhalbfache ($3:\frac{2}{3}$) gestiegen sein müssen. Wäre das kaufbereite Einkommen vervierfacht, so betrüge die Erhöhung der Warenpreise bei zwei Dritteln der früheren Menge das Sechsfache im Durchschnitt. Rechnete man nur mit dem halben früheren Warenvorrat, so gäbe das eine Preissteigerung auf das Sechs- bzw. Achtfache. Die tatsächliche durchschnittliche Preissteigerung wird seit Kriegsausbruch etwa das Sechsfache betragen; allerdings ist sie sehr verschieden auf die einzelnen Waren verteilt. Was an Kaufkraft bei einzelnen Waren gespart wird, weil Höchstpreise sie künstlich niedrig halten, das wirkt im freien Markt der übrigen als Verstärkung der Nachfrage auf besondere Preiserhöhung hin. — Über die Marktgestaltung habe ich eingehender in ‚Grundlagen der Volkswirtschaft' (Zellenbücherei, Leipzig) berichtet, und die besondere Frage des Geldwertes im Markte der Auslandswechsel ist in meinem ‚Internationalen Zahlungsverkehr' (Leipzig 1919) behandelt.

Eine Hauptlehre aus den zwangsläufigen Beziehungen zwischen kaufbereitem Einkommen und Warenmenge ist nun die Erkenntnis, daß eine Verbesserung der Lebenshaltung nie dadurch eintreten kann, daß man einseitig die Einkommen erhöht. Wohl aber kann eine Erhöhung der Produktion zum Abbau der Preise sehr erheblich beitragen, denn dann steht etwa das doppelte Quantum Waren dem bisherigen Einkommen gegenüber, so daß die Preise auf die Hälfte sinken könnten. Indessen ist diese Entwicklung in der Gegenwart durch die Zerrüttung der Wirtschaft und der Menschen nur in sehr beschränktem Maße möglich; hat doch der Sozialismus seine offenbar für bessere Zeiten berechneten Grundsätze einer Hebung der Lage aller arbeitenden Schichten durch Kürzung der Arbeitszeit auch jetzt durchgesetzt, wo jeder sachlich Denkende erkennen muß, daß nur, wenn jedes Glied der Gesamtwirtschaft auf das angestrengteste zur Produktion beiträgt, eine Besserung unserer Lage möglich ist. Freilich einen Rückgang der Preise auf die niedere Stufe der Vorkriegszeit dürfen wir auch im besten Falle nicht erwarten, denn die Preiserhöhung ist ja von zwei Momenten, Volkseinkommen und Warenmenge beeinflußt. Auch beim besten Willen wird man die Warenerzeugung niemals mehr als verdoppeln können, und so bleibt der Einfluß der Einkommensvergrößerung (Inflation) bestehen. Die beseitigen wollen, heißt durch Steuern noch viel größerer Härte, als sie schon vorgesehen sind, die künstliche Kaufkraft von Noten, Darlehnskassenscheinen und Buchgeld wieder aus dem Kreislauf der Wirtschaft entfernen, heißt Abbau der Preise, aber auch der Löhne und bedingt eine kaum ertragbare Hemmung der Produktion, deren Leiter sich bei jedem Verkauf einer geminderten Nachfrage gegenüber sähen, die ihnen weniger als die reinen Kosten zu zahlen vermöchte, also den Bankrott unserer Fabriken erzwänge. Es ist kein Fall in der Geschichte bekannt, daß eine Preisverschiebung in Höhe der deutschen je erfolgreich vollkommen zurückgeschraubt worden ist, wohl aber hat man die Preisbewegung oftmals zum Stillstand gebracht. Das muß auch Deutschland erreichen, will es nicht allmählich seinen Geldwert auf Null sinken sehen. Bedingung dafür ist, daß die nutzlosen Einkommenserhöhungen, die unsere Notenpresse so überanstrengen, unterbleiben. Nach einem letztmaligen Ausgleich der Einkommen zugunsten zurückgebliebener Schichten, dürfte keinerlei Lohn- oder Gehaltserhöhung mehr vorgenommen werden ohne gleichzeitige Erhöhung der Produktion, d. h. auf den Arbeiter bezogen: er soll mehr verdienen, wenn er entweder durch bessere Ausnutzung der Arbeitszeit oder durch ihre Ausdehnung mehr erzeugt. Dies allein kann helfen, gleichviel, ob es sich um die sozialisierte oder kapitalistische Wirtschaft handelt. Die letztere hat nur Sorge zu tragen, daß auf dem Wege der Besteuerung alle Tauglichen zur Mitarbeit gezwungen werden. Falsch aber ist es zu versuchen, durch Anpassung der Löhne an ein Existenzminimum das Übel zu beheben. Nur wenn in der Gesamtwirtschaft genügend erzeugt wird, um alle zu ernähren, hilft das. Reichen die vorhandenen Güter nicht aus, so bedeutet jede Einkommenserhöhung nur neue Preiserhöhung, und schließlich wird doch eintreten, was ohne Produktionsmehrung unumgänglich ist, die Minderung der Konsumenten durch Auswanderung oder langsames Absterben, das ein Bürgerkrieg allenfalls beschleunigen kann. Möge die Einsicht des Volkes und seiner Führer dies verhindern!

Strindberg als Goldmacher

Von Friedrich Otto



Groß ist die Gilde der Goldmacher, und ihr Geheimnis ist der Stein der Weisen. Die moderne Wissenschaft reichte ihnen den kleinen Finger, und diese Teufel wollten gleich die ganze Hand nehmen. Am schlechtesten ist dem schwedischen Dichter August Strindberg das Goldmachen bekommen. Er gehörte zu den Menschen, bei denen alles einen tragischen Verlauf nimmt, und seine chemische Periode gehört zu den erschütterndsten in seinem krisenreichen Leben. Krankheit, Armut, Wahnvorstellungen, Zerrüttung der Familie, Trennung von allen Freunden, Elend und Einsamkeit, Hohn und Spott, das sind die trüben Stufen auf diesem Leidensweg, und der einzige Gewinn: das gehetzte Edelwild wechselt aus der Physik in die Metaphysik hinüber, der Strindbergsche Sondergott düsterster Färbung übernimmt die weitere Erziehung und Rettung seines großen Kindes.

Ziemlich harmlos begannen die chemischen Studien Strindbergs. „Seit meiner Kindheit," schreibt er, „in die Naturwissenschaften eingeweiht, später Anhänger Darwins, hatte ich entdeckt, wie ungenügend die wissenschaftliche Methode ist." Er erboste sich über die Behauptung, daß die Welt keine Rätsel mehr habe, und stürzte sich mit der Inbrunst eines faustischen Adepten darauf, der Welt neue Rätsel aufzugeben. Schon 1884 zog er die Zusammensetzung der Atmosphäre in Zweifel, entdeckte, wie er annahm, zwei verschiedene Sorten Stickstoff und veröffentlichte 1894 seinen ‚Antibarbarus', der die Möglichkeit einer embryonalen Entwicklung des Schwefels, ja geradezu das Dasein einer Biologie der Elemente behauptete. Die Öffentlichkeit nahm das Buch mit Hohn und Spott auf, und auch Strindbergs zweite Frau war wenig erfreut von diesem wissenschaftlichen Werk. Nach einem Selbstmordversuch, der in einem gesunden Seebad endete, floh Strindberg allein nach Paris, um hier seine Studien unter einem günstigeren Himmel fortzusetzen. Seine Erfolge als Schriftsteller galten ihm nichts mehr gegenüber seinen Aufgaben als Chemiker. Ihnen opferte er alles, und hier in Paris erst wurde ihm die Chemie zu der großen Schimäre, die auf ein Haar auch ihn selbst in den Abgrund gerissen hätte.

Die französische Chemie kam Strindberg auf halbem Wege entgegen. Berthelot hatte bereits vor ihm die Einfachheit der Elemente in Zweifel gezogen und sich über die Möglichkeit, Gold aus anderen Metallen herzustellen, günstig ausgesprochen. Von einem gewissen Tiffereau erwartete man damals, daß er auf der Pariser Weltausstellung 1900 mit einem Goldbarren aufwarten würde, an dessen Herstellung er während Strindbergs Pariser Aufenthalt auf dem Montparnasse arbeitete, nachdem er schon 1854 der Akademie der Wissenschaften eine Abhandlung über die zusammengesetzte Natur der Metalle und seine Methoden, Gold herzustellen, vorgelegt hatte. Er brachte das Münzwerk dazu, sein Gold zu analysieren, das er durch Behandlung einer Kupfer- und Silberlegierung mit Salpetersäure erhalten hatte. Das Münzwerk bestätigte auch, daß es Gold war, erklärte aber die geringe Menge aus einer Verunreinigung. Der Goldmacher verschwand darauf aus Paris, wurde für tot erklärt, erschien von neuem in Paris und wurde bald wieder so ernst genommen, daß das Fachblatt ‚Echo des Mines' in seiner Nummer vom 10. November 1904 einen Aufsatz von René Schwabele wiedergab, der sich für die Alchimie Tiffereaus einsetzte.

Auch auf Paracelsus beruft sich Strindberg und sogar auf Goethe, der im zehnten Buch ‚Aus meinem Leben' bemerkt: „Am meisten verbarg ich vor Herder meine mystisch-kabbalistische Chemie." Oder wenn Strindberg in seinen drei Briefen an den Übersetzer über Goethes Chemie sagt: „Goethes Monismus in allen Naturwissenschaften beruhte auf der Alchimie, die Monismus ist, da sie die Möglichkeit der Verwandlung annimmt." Ferner kommen Häckel und Spencer als Vater der Idee für Strindberg in Betracht, da sie die Existenz der einfachen Körper in Frage gezogen hatten. Außerdem erwähnt Strindberg die fünfte Ausgabe der Chemie des Toxikologen Orfila aus dem Jahr 1831. Dann die Versuche von Davy, Baron Thénard, und die 1895 veröffentlichte Chemie des Professors Troost. So scheinen es ausschließlich ziemlich streng wissenschaftliche Werke gewesen zu sein, die den schwedischen Dichter zu seinen chemischen Experimenten veranlaßten.

Unzweifelhaft hat aber auch Strindbergs mystische Anlage, die besonders durch Swedenborg genährt wurde, mit zu seinen Chemiestudien beigetragen. Er beruft sich auf Swedenborgs ‚Korrespondenzen' und Bernardin de Saint-Pierres ‚Harmonien', um zu dem Schluß zu kommen, daß auch alle Pflanzen, besonders die Sonnenblumen, Gold enthielten, ja, geradezu herstellten. „Die Sonne ist das Gold," schreibt er, „dörre das Mark der Sonnenblume gelinde über einer Lichtflamme, es vergoldet sich in einem schwachen Metallglanz; es ist Gold, nicht reifes, ein Entwurf zu Gold. Berthelot zog 40,32 Gramm Gold aus fünf Zentnern gewöhnlicher Asche."

So kommen also unstreitig auch mystisch-magische Ursachen für Strindbergs Arbeiten in Betracht. Sein bester Freund, Prof. Dr. Schleich, glaubt in seinen ‚Erinnerungen an

Strindberg' jedoch noch eine andere Quelle entdeckt zu haben, die Hauptgabe eines Dichters, die Intuition, der alle großen Entdeckungen und Erfindungen letzten Endes ihr Dasein verdanken. „Es war ein geradezu goethischer Naturtrieb in Strindberg, der die Dinge der Natur sehr ernst nahm und ein erstaunliches Wissen in Chemie, Botanik und Sternkunde besaß, eine Universalität der Neigungen jedenfalls, die für mich beispiellos gewesen ist! ... Es war etwas Mittelalterliches, aber kerndeutsch Protestantisches in ihm. Dieser Hang ins Uralte führte ihn, den Modernsten der Modernen, doch schließlich zur Alchimie und hart zur Sphäre des Steins der Weisen. So ward aus Strindberg ein Goldsucher."

Die Erfolge Strindbergs als Goldmacher waren trotz der aufgewandten Mühe sehr gering. Sie laufen im großen und ganzen auf chemische Spielereien hinaus und sind von Strindberg ausführlich niedergelegt. So in einer französisch geschriebenen wissenschaftlichen Schrift ‚Introduction à une chimie unitaire' (Paris 1895). Das 1890 zu Paris veröffentlichte ‚Sylva Sylvarum' ist gleichfalls voll von seinen Experimenten und ebenso der im gleichen Jahre in Göteborg herausgegebene ‚Jardin des Plantes' im Abschnitt: „Vom Seufzen der Steine". Seine wichtigste Äußerung: ‚Synthese des Goldes' kam im November 1896 in einer alchimistischen Monatsschrift heraus, die unter Leitung von Jollivet-Castelot, mit dem Titel ‚L'Hyperchimie' seit dem Januar 1896 erschien. Nahezu zehn Jahre später kam Strindberg in seinem ‚Blaubuch' (1906) noch einmal auf seine chemischen Versuche zurück, und da dieses im Verlag von Georg Müller erschienene Buch noch am leichtesten zu erreichen ist, empfiehlt es sich, dort die in Betracht kommenden Abschnitte durchzulesen. Hier bezeichnet Strindberg Asphalt als eine Art Urstoff, „denn er enthält die ganze Schöpfung: Kohlenstoff, Sauerstoff, Wasserstoff, Stickstoff, Schwefel, Phosphor und alle Metalle, sogar Gold." Ein besonderes Kapitel widmet er der Zahl des Goldes. „Alles, was die Zahl 196 gibt, scheint Gold zu bilden." Er bekämpft auf das leidenschaftlichste die Ansicht der Wissenschaft, die die Herstellung von Gold stets auf schon vorhandene Verunreinigungen zurückführen will. „Blei ist ja Blei," schreibt er unter ‚Verunreinigungen — Verwandlungen', „wenn aber Blei auf Knochenasche abgetrieben wird, so erhält man Krusten des Silbers, und dieses Silber ist immer goldhaltig. Also hat man immer Gold gemacht!"

Eines Tages überreichte Strindberg seinem Freunde Schleich mit verschmitztem Kinderlächeln ‚feine Metallblättchen, ähnlich unseren zwischen Seidenpapier aufbewahrten käuflichen Rauschgoldscheinen' und sagte: „Untersuch' es, es ist Gold, das ich gemacht habe!" Aber Schleich schreibt: „Nicht ohne Rührung kann ich die in meinem Besitz befindlichen Goldflitterchen Strindbergs betrachten" und läßt keinen Zweifel daran übrig, daß dies kein gemachtes oder überhaupt kein Gold war. Auf Strindbergsches Gold muß die Welt also verzichten wie auf das aller anderen Goldmacher. Dennoch verdankte der Dichter seinem Freunde bei dieser Gelegenheit einen großen Triumph. Schleich führte ihn zu Landolt, der das Gold sofort untersuchte. Landolt fragte ihn: „Woraus haben Sie das gemacht?" — „Aus Kupfer." — „Was soll das sein?" — „Gold!" — „Nein! Es ist kein Kupfer, es ist auch kein Gold. Ich weiß nicht, was das ist; ich habe solch Zeugs nie in der Hand gehabt! Wenn Sie mir den Beweis erbringen könnten, daß ein Metall sich in ein anderes wandeln läßt, so werde ich vor Ihnen meinen Hut bis zum Boden ziehen, und dies Plättchen Metall wird Sie zu einem großen Chemiker machen!" Strindberg antwortete: „Wer weiß, vielleicht erleben wir es beide noch!" — „Niemals!" rief Landolt. Ein Jahrzehnt später erlebten Strindberg wie Landolt in der Tat die Entdeckung des Radiums, das über das Element Helium hinweg in das Metall Blei zerfällt ...

Soweit die reine Wissenschaft Strindbergs Arbeiten beflügelte, erscheint alles in guter Ordnung. Er geriet aber immer tiefer in magische Verwirrungen hinein, studierte geradezu die schwarze Magie, ohne den Mut zu finden, sie „anzuwenden"; er schreibt seiner Frau, die seine Studien nicht genügend schätzte, wütende Abschiedsbriefe und verfällt körperlich und seelisch, mühsam von inneren Triumphen gehalten.

So oft er in sein schlichtes Studentenzimmer zurückkehrte, ließ er die Vorhänge herab und holte aus einem Versteck sechs Tiegel aus feinem Porzellan hervor, nicht ganz ohne Furcht vor der Polizei, denn kurz vorher war Caserio, ein Höllenmaschinenfabrikant, in Paris hingerichtet worden. In solchen Stunden fühlte sich Strindberg als der große Eroberer. Stolz ruft er aus: „Die Nacht sinkt herab, der Schwefel brennt wie höllische Flammen, und gegen Morgen habe ich Kohlenstoff in diesem für ein Element gehaltenen Körper festgestellt! Damit glaube ich, das große Problem gelöst, die herrschende Chemie gestürzt und die Sterblichen vergönnte Unsterblichkeit erworben zu haben!"

Geister stören und fördern seine Arbeiten. Ihm erscheinen die chemischen Zeichen des Eisens und Schwefels, Fe und S, die sich trennen und vor seinen Augen das Geheimnis des Goldes verraten. Er findet zu Füßen eines Denkmals zwei oval geschnittene Pappstücke, mit den Nummern 207 und 28. Es sind die Atomgewichte für Blei und Silizium, was für ihn große Bedeutung erlangt. Einmal zerreibt er Chemikalien auf einer Pappe und erhält das Bild seiner Frau. Andere Geister verfolgen ihn. Ein aus Wien abgestempelter Brief zeigt den

Aufdruck: ‚Bureau für chemische Analysen von Dr. Eder.‘ Natürlich ist Strindberg der Ansicht, daß man seiner Goldsynthese nachspürt. Die anstrengenden Studien, besonders die Pariser, wo sich Strindberg als Hörer an der Sorbonne eintragen ließ, um das Laboratorium benutzen zu können, griffen seine Gesundheit auf das allerschwerste an. Im Vorwort zu ‚Sylva Sylvarum‘ erzählt Strindberg: „Die Dämpfe stiegen aus den Rezipienten und schnürten mir bald die Kehle zu wie die Diphtherie oder die nicht sauerstoffhaltigen Leichengifte. Die Armmuskel fingen an, gelähmt zu werden, und ich hatte Stiche im Rückenmark.“ Der Dichter scheint damals auch mit Blausäure Versuche gemacht zu haben. Seine Hände waren schwarz und zerfressen und bluteten, so daß er lange Zeit Handschuh tragen mußte. Schließlich mußte er, aller Existenzmittel beraubt, das Krankenhaus des heiligen Ludwig um Aufnahme bitten, wo er mit Lupuskranken zusammen lebte, deren Anblick den empfindsamen und reizbaren Dichter peinigte: „Mit einem Arsenikbecher trinke ich einem Totenkopf zu, der mir mit Digitalin nachkommt.“ Notdürftig geheilt, wird er entlassen. Es fällt ihm eine Broschüre in die Hände: ‚Die Freude zu sterben‘, und sofort versucht er, sich mit Zyankalidämpfen zu töten, wobei er durch den Hoteldiener gestört wird.

Ein Aufsatz im ‚Temps‘, den er über seine Jodsynthese veröffentlicht, führt einen Industriellen zu ihm, der ihm Börsenkrache für die anderen, Millionengewinne für sich und ihn voraussagt und ihm sofort 100000 Francs auszahlen will, wenn er mit ihm nach Berlin führe, wo das Strindbergsche Rezept zur künstlichen Herstellung des Jods ausgenutzt werden soll. Der Dichter wirft den Versucher hinaus, weil er einen Schwindel wittert. Es lag ihm überhaupt nichts an einer industriellen Verwertung seiner Versuche, sondern nur an der reinen Wissenschaft. In seinem seltsamen, wissenschaftlich-mystischen Werk ‚Sylva Sylvarum‘ sagt er: „Ich habe kein Gold gemacht ... ich wich der Versuchung mit der Absicht aus, um nicht den Lästerern eine Blöße zu geben; aber ich habe an anderen Metalltransmutationen gearbeitet.“

Eines Tages erkannte er selbst, daß er von einem Phantom genarrt worden war. Auch die Wissenschaft hatte ihn nicht befriedigt. Er flieht Paris als ein anderer, ein Gläubiger, dem nur noch der Weg nach Damaskus bleibt. Als der Dichter auf der Durchreise durch Berlin den Wirt vom ‚Schwarzen Ferkel‘ sieht, erkennt ihn dieser nicht wieder, so verändert hat ihn die Jagd nach dem Golde.

Wie in den großen Shakespeareschen Tragödien auch niemals das Narrenspiel fehlt, so findet es sich auch in dem Strindbergschen Golddrama. Denn komisch wirken die Angaben, die Adolf Paul über Strindbergs Verfassung nach seinen Pariser alchimistischen Experimenten und über deren Fortsetzung in Deutschland, wobei auch Dehmel bemüht wurde, macht. In Schweden schien man den Dichter, einem Artikel im Aftonbladet zufolge, für verrückt anzusehen, und Strindberg flehte Adolf Paul in einem Brief aus Ardagger an, ihn vor der Internierung zu bewahren. Er bat ihn, bei Schleich und Asch auf ein Gutachten zu dringen, daß sie ihn auch nach der Lektüre vom ‚Antibarbarus‘ noch für geistig in Ordnung hielten. Es wurde jedoch aus dieser seltsamen Rettung nichts. Dagegen erhielt der Dichter bald darauf einen Brief von Häckel, der ihn von der Angst vor dem Irrenhaus erlöste. „Adolf Paul! Hei! Soeben Brief von Häckel in Jena, wo er nach der Lektüre vom ‚Antibarbarus‘ erklärt, daß er keine Spur von Verrücktheit findet, sondern daß ein verstorbener Freund, Chemiker, dieselben Ideen im Leben verfochten hat! Siehst Du!“ Auch Knut Hamsun ist in einem am 19. März 1895 aus Paris an Adolf Paul gerichteten Brief für Strindbergs Überchemie eingetreten: „Er wird schlecht bezahlt; Figaro bezahlte für seinen letzten Artikel über den Schwefel vierzig Franks ... Will er in Chemie dilettieren — well! Der Mann hat soviel geleistet und so viel Bedeutung, daß er das Recht haben sollte, sich nach Belieben einzurichten!“ Diese liebenswürdige Vermittlung Hamsuns zwischen Strindberg und seinen Berliner Freunden ist um so bemerkenswerter, als Hamsun damals nach einem abenteuerlichen und harten Dasein fast mittellos in Paris lebte, bis er in Albert Langen einen Gönner fand, der seinetwegen zum Verleger wurde. Da Adolf Paul einen Roman über Strindbergs Berliner Zeit und die Runde im ‚Schwarzen Ferkel‘, das kürzlich umgebaut wurde, angekündigt hat, wird man vielleicht noch Näheres über die Laboratoriumskünste des Schweden vernehmen.

Wie Strindberg nach ‚Inferno‘ und ‚Entzweit — Einsam‘ ein anderer wurde, so hat sich dann auch sein chemischer Eifer gelegt. In seinen drei Blaubüchern 1906—1909, die die Synthese seiner wissenschaftlichen Anschauungen wiedergaben, wetterleuchteten die Probleme noch einmal auf. Doch die Analysen liegen zehn Jahre und mehr zurück. In Deutschland haben weitere Kreise zum ersten Male von der Goldmachekunst Strindbergs gehört, als Maximilian Harden am 11. Oktober 1908 den Essay ‚Vom Seufzen der Steine‘ brachte. Schon drei Tage später schrieb Strindberg aus Stockholm an seinen Übersetzer Schering: „Beinahe größer als der Erfolg von ‚Rausch‘ ist für mich mein Artikel in der ‚Zukunft‘.“

Der Dichter hatte behauptet, daß das natürliche Gold aus Schwefeleisen entstanden sei und daß man der Natur dies Geheimnis entlocken könne. Er spricht vom Atem des Eisens, von der Veränderlichkeit der Naturgesetze — die später das Relativitätsprinzip bestätigte —, er meinte, die Ätzfiguren auf den Meteoreisen stammten von Menschen-

hand her, erklärte die Fingalshöhle mit ihren Basaltblöcken für einen künstlichen Bau usw.

Strindbergs Kunst hat wenig von seiner Goldmacherei gehabt. Nur in ‚Nach Damaskus' läßt Strindberg sein ganzes Leben zu metaphysischer Abrechnung an sich vorüberwandeln, und so mußte auch dabei die Goldmacherzeit an die Reihe kommen. In dem Unbekannten, der eine Mischung von Faust, Mephisto und Knopfgießer ist, wird diese Zeit dramatisch behandelt.

II. Teil des 2. Aktes.

Laboratorium.

Die Mutter: Und was machst du am Kamin dort?

Der Unbekannte: Das ist Goldmacherei.

Die Mutter: Glaubst du daran?

Der Unbekannte: Du setzest voraus, daß ich ein Scharlatan bin. Das verdenke ich dir nicht. Aber nicht vorschnell; ich kann jeden Augenblick ein beeidigtes Zeugnis über die Analyse erhalten.

Der Unbekannte zur Dame: Glaubst du, ich mache Gold, um uns und die anderen zu bereichern? Nein, um die ganze Weltordnung lahmzulegen!

III. Teil des 2. Aktes.

Bankett im Kruge.

Cäsar: Gold hat er nicht gemacht, das ist wohl Lüge wie alles andere.

Der Arzt: Ich weiß nicht, aber es wird behauptet, und in unseren aufgeklärten Zeiten kann man alles erwarten, was es auch sei.

Der Professor: Meine Herren, das Jahrhundert der großen Erfindungen geht zu Ende mit der größten aller Erfindungen. Von den Pythagoreern geahnt, von Albertus Paracelsus vorbereitet, wurde sie von unserem Ehrengast ausgeführt ... Meine Herren, ein Hoch auf den großen Goldmacher.

(Trauermarsch. Polizisten treten ein. Ein Polizist legt die Hand an den Unbekannten.)

Die Weiber und die Lumpen: Der Goldmacher! Der Goldmacher kann nicht bezahlen. Hurra! Er wird eingesteckt!

Im Gefängnis muß der Unbekannte sich dann noch von einem Bettler wegen seiner Goldmacherei belästigen lassen.

III. Akt.

Rosenkammer.

Die Mutter: Aber du glaubst an dein Gold?

Der Unbekannte: Auch daran nicht; das ist zu Ende. Alles ist zu Ende.

Damit schwindet das Goldmotiv aus dem Leben des Unbekannten. Auch für Strindberg, der ja dieser Unbekannte ist, war die Zeit gekommen, wo ihn sein strenger Glauben die Wissenschaft als Trösterin verleugnen ließ.

„Kenntniswellen zu durchjagen,
Geistesgröße sich verzeiht,
Maulwurfsblick war dreist zu fragen,
Ob ihr, Himmel, meßbar seid!
Was ich weiß, kann mich nur plagen:
Kenntnis ist nur Eitelkeit."

So singt der Dr. Allwissend am Schluß der Strindbergschen Lebenstragödie. Der Glaube hat einen dicken Strich durch die Rechnung und Berechnung gemacht. Choräle und Gebete erlösen den schwedischen Faust.

Zum Schluß noch ein paar Worte über den Standpunkt der heutigen Wissenschaft zu der Frage der Goldmacherei. Die Entdeckung des Radiums hat, wie schon erwähnt, bewiesen, daß Elemente in andere Elemente abgewandelt werden können. Die moderne Physik ist sich deshalb und auf Grund vieler anderer Tatsachen heute darin ziemlich einig, daß alle Elemente letzten Endes aus masselosen Elektronen bestehen. Je nach der Art, wie sich diese anordnen und verhalten, unterscheidet man die sogenannten einzelnen Elemente.

Es gibt also keine endgültig geschiedenen Elemente, überhaupt gar keine Masse, sondern nur wirbelnde Elektronen, bestimmter Anordnung, Systeme von Kräften. Könnte man diese letzten zu Atomen zusammengeballten Elektronen aus ihrem System herausreißen, so würde man wohl sämtliche Elemente sich bilden sehen. Die Wissenschaft weiß jedoch kein sicheres Mittel, um den Zerfall der Atome in ihre Elektronen, wie dies aus unbekannten Ursachen beim Radium geschieht, herbeizuführen. Die moderne Physik will daher auch heute noch nichts mit den Goldmachern zu tun haben.

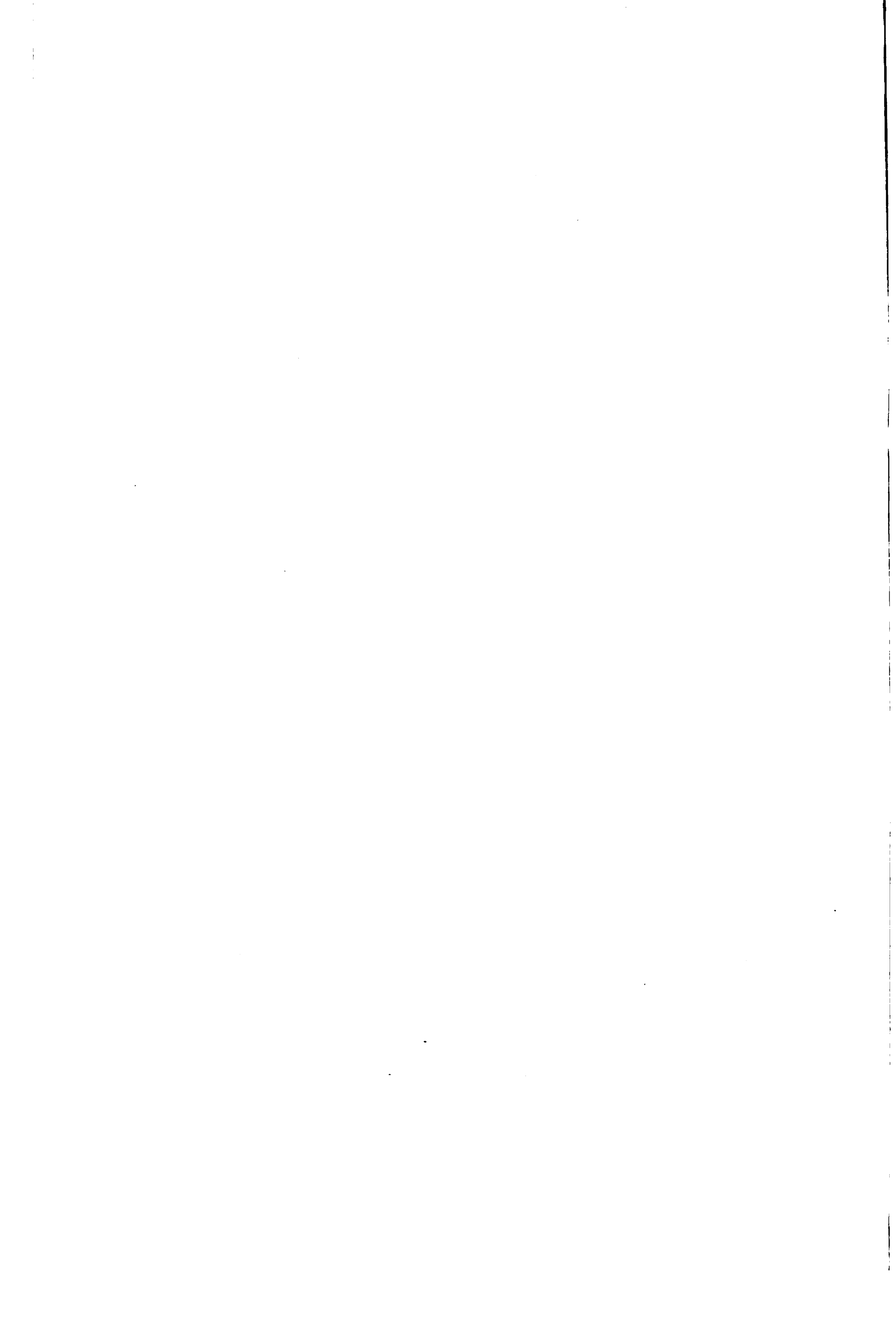
Gewisse Forschungsergebnisse des Leydener Prof. Kammerlingh-Onnes über den elektrischen Strom ohne Widerstand deuten möglicherweise darauf hin, daß die Atome in der Nähe der Nulltemperatur, also — 273° Celsius, sterben, d. h. sich in ihre letzten Bestandteile, die Elektronen, zerlegen.

Ferner hat der englische Gelehrte Rutherford aus dem Stickstoffkern mit Hilfe eines Bombardements von zehn Milliarden Radiumkernen (Alphastrahlen) Helium und Wasserstoff herausgeschossen und behauptet, damit den Nachweis geführt zu haben, daß Stickstoff kein einfacher Körper sei. Die Anfänge zu einer menschlichen Beeinflussung der Elementverwandlung sind daher schon vorhandeln.

Sollte es einmal möglich sein, das Ziel wirklich zu erreichen, so wird Strindberg in der Geschichte der Physik der Elemente wohl kaum übergangen werden können.



Studienkopf
Von Prof. Reinhold Max Eichler



Zwei Tierbildner

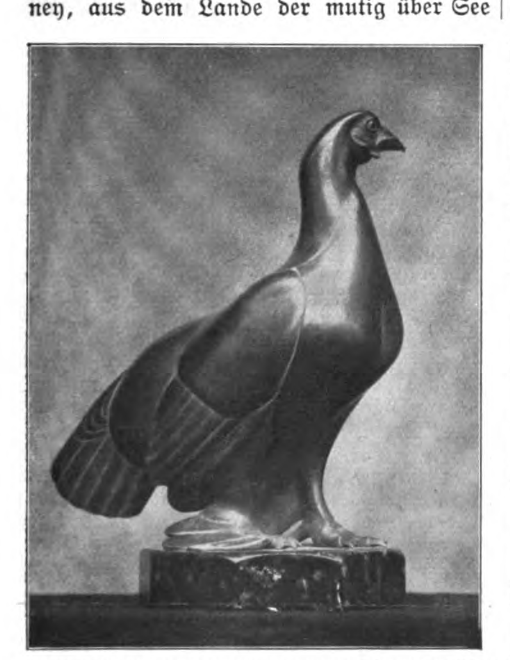
Von Prof. Dr. Ludwig Heck

Ihrer zwei möchte ich hier gegenüberstellen: Wilhelm Krieger und Joseph Pallenberg, einen Stilisten und einen Naturalisten. Zwei vollendete Gegensätze, aber jeder in seiner Art vollendet. Und, was bei mir Bedingung ist, ohne die ich nicht zu haben bin: beide stehen fest auf dem gesunden Boden einer durch ernste Arbeit ehrlich erworbenen Naturbeherrschung.

Nach Herkunft und äußerer Erscheinung sind Krieger und Pallenberg Gegensätze und verraten, wes Geistes und Landes Kinder sie sind. Krieger aus Norderney, aus dem Lande der mutig über See fahrenden, aber stillen und in sich gekehrten Friesen, denen man von alters her künstlerische Begabung abzusprechen geneigt war. Ohne weiteres traut man ihm zu, daß er als Steuermann auf hoher See kaltblütig seinen Posten ausfüllen würde, und in seinem blonden Männerkopfe findet man die gewinnende Vereinigung von Ernst und Güte, die die Leute von der Waterkant so vielfach auszeichnet.

Wilhelm Krieger in der Werkstatt

Pallenberg der echte ‚Kölsche Jong'; er heißt ja auch Joseph (beinahe hätte ich geschrieben: Jupp). Trotz ernster Tage eisernen Strebens ein richtiges Kind des fröhlichen Rheinlandes, wo jeder dritte Mensch

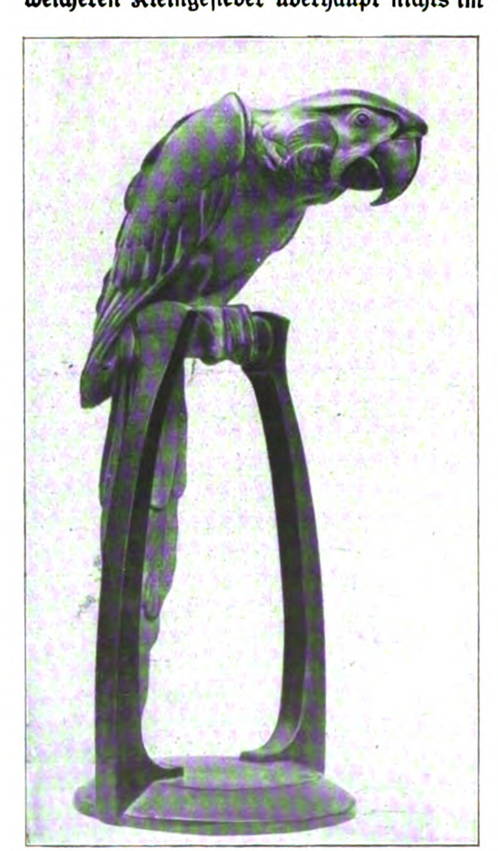




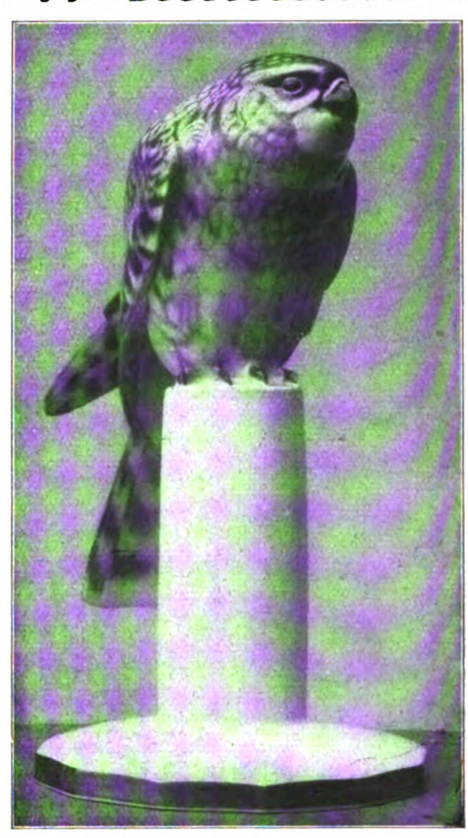
Wilhelm Krieger: Zwerghühner. Bronze

ein Stück Künstler und Poet dazu ist. Humor und Laune spielen ihm um den behaglichen Mund und um die verschmitzten Äuglein hinter der goldenen Brille. Was sehen diese Augen aber nicht alles an jeder Tiergestalt, gleichviel ob groß oder klein, und was zaubern die flinken, geschickten Hände mit den Modellierhölzern nicht alles in einer Geschwindigkeit aus dem Tonklumpen heraus! Jeden Insassen eines zoologischen Gartens stellt Pallenberg binnen kürzester Frist auf seinem Modellierbock in kleinem Abbild vor uns hin, wie er leibt und lebt, und in diesem Sinne sind seine Arbeiten genau so gut wissenschaftliche Urkunden (aber ohne deren zünftige Trockenheit) wie leichtflüssige Kunstwerke, aber mit dem Vorzug der höchsten Naturwahrheit.

Krieger lernte ich zuerst aus seinen Werken in der Kunstabteilung eines großen Berliner Warenhauses kennen, wo mir Vogelbronzen gefielen, die sich hoch emporhoben über die Verkaufsware ringsumher. Vor allem fesselte mich ein Pärchen federfüßiger Zwerghühner. Von weitem schon für den Kenner kein Zweifel, welcher Rasse angehörig, und doch, wenn man näher zusah, wie einfach war das alles gemacht! Da war von dem weicheren Kleingefieder überhaupt nichts im



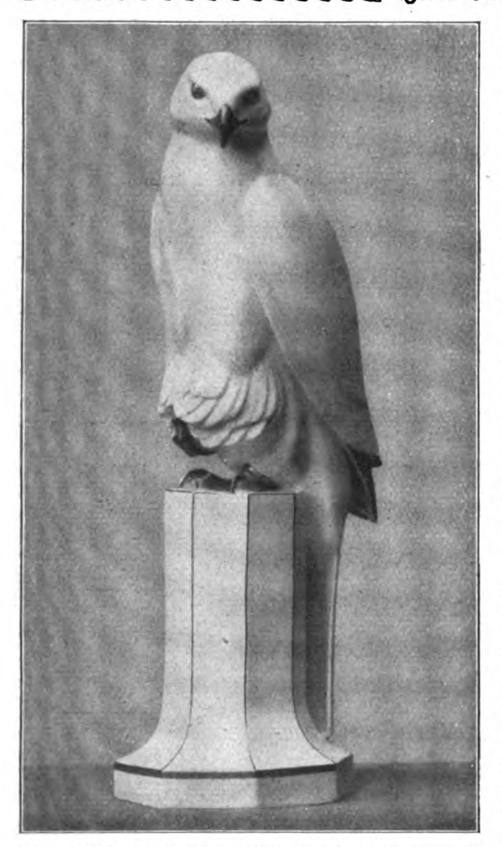
Wilhelm Krieger: Ara. Bronze



Wilhelm Krieger: Falke. Porzellan

einzelnen angegeben, nur die großen, harten Kielfedern der Flügel, des Schwanzes und der Latschen an den Füßen; die aber auch mit aller nur wünschenswerten Klarheit und Deutlichkeit. Der ganze eigentliche Vogelkörper war in große, glatte, von scharfen Linien umrissene Flächen eingestellt, was mir, offen gestanden, im ersten Augenblick einen kleinen Schrecken einjagte. Sehr schnell aber merkte ich, wie natürlich diese Flächen den tatsächlichen Gefiederflächen entsprachen, wie feinfühlig diese Linien den sichtlichen Grenzen der Gefiederfelder nachgezogen waren. Schwer war es bei dem Zwerghühnerpärchen, loszukommen von der schläfrigen Behaglichkeit des Hähnchens und der lässigen, man möchte sagen: echt weiblichen Grazie des Hühnchens, von diesem stillen, inneren Leben, das die beiden scheinbar so hart und streng durch scharfe Linien zerschnittenen Vogelgestalten ausströmten: eine wahre Feinschmeckerei!

Aber sie wiederholte sich, als der Blick auf den Bronze-Ara fiel, der da in der Nähe auf seinem Bügel hockte, ganz in der gebückten Haltung und mit dem beobachtenden Blick, wie man das von diesen großen Papageien kennt. Auch da nur Federn angegeben, wo es nicht ohnedem geht, wo ohne-

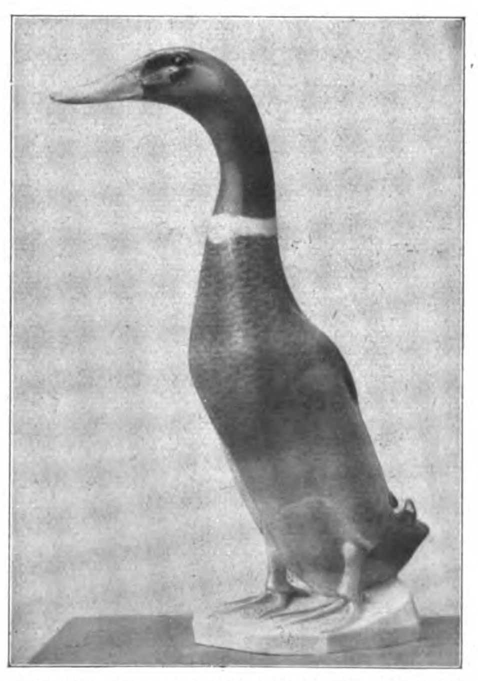


Wilhelm Krieger: Habicht. Porzellan

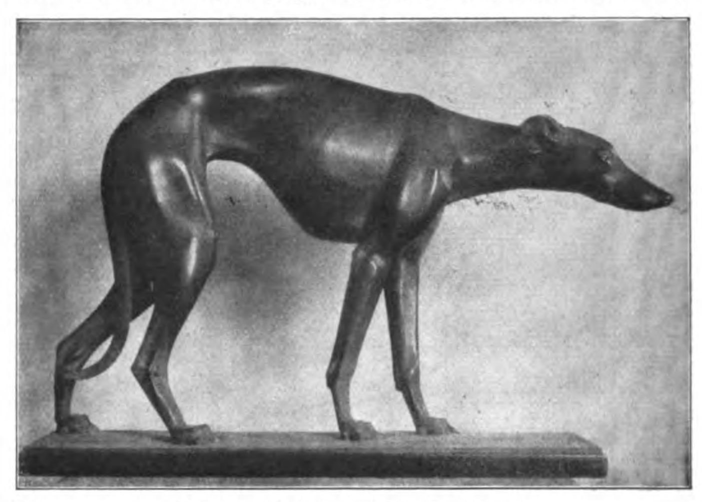
dem die Natur zur Unnatur vergewaltigt würde; wo aber Federn gemacht sind, da sind sie auch richtig gemacht und sitzen richtig. Und der eigenartige, hübsche Bügel, den die Kletterfüße so lebendig-fest umklammern! Freilich braucht der Bronze-Ara auch kein Futter- und Wassergefäß, was uns im Zoo gewöhnlich die Sache verschandelt.

Bussard und Habicht folgten dann in ähnlich großzügiger, trotz augenscheinlichstem Leben ungemein ernst wirkender Darstellung; der Habicht wieder auf einer Säule sitzend, den einen Fuß unter das Bauchgefieder hochgezogen. Wie da vor dem hochgezogenen Fuße dieses sich absträubende Gefieder herausgearbeitet ist, soundso viele einzelne Federn, die man zählen kann, während sonst an dem ganzen Vogelkörper nirgends eine Einzelfeder angegeben ist, das ist wieder echt Krieger. Ich kannte seine Künstlerhandschrift nun schon und gab ihm willig und mit Freuden recht. An dieser Stelle geht es eben nicht ohnedem, und wenn der Künstler da so recht modern unentwegt ebenfalls eine unausgearbeitete Fläche oder Masse vorgehängt hätte, käme man auch bei der übrigen ganz glatt behandelten Körperoberfläche des Vogels nicht in die Vorstellung von Gefieder hinein. Dadurch aber, daß Krieger uns an der einen notwendigen Stelle das Gefieder wirklich zeigt, zwingt er uns innerlich und unbewußt, auch sonst an dieses zu glauben, und bringt es zuwege, daß wir nirgends etwas vermissen. Es ist das Sache seines feinen künstlerischen Taktes, den er wahrscheinlich ganz unbewußt übt. Aber sagt man nicht, beim Künstler sei das Unbewußte gerade das Beste? Diesen Habicht hat Hutschenreuther in Selb in weißem Porzellan mit ganz zarter Vergoldung herausgebracht, und das ist meines Erachtens ein Staatsstück geworden, an dem alles das, was ich im Vorstehenden deutlich zu machen suche, noch viel mehr auf den ersten Blick in die Augen springt als an der Bronze.

Krieger scheint einer von denen zu sein, die nie mit sich selber zufrieden sind und das Leben sehr schwer nehmen. Das sind gewiß die Schlechtesten nicht, wenn sie sich nur das Dasein nicht zu sehr zergrübeln. Aber ohne Schwankungen und Kämpfe, nicht nur äußere, sondern auch innere, geht es bei ihnen nicht ab, und es dauert oft längere Zeit, bis sie ihren richtigen Lebensweg und ihr natürliches Arbeitsfeld finden. So wollte Krieger, 1877 geboren, erst Kunstmaler werden. Sicherheitshalber brachte man ihn zu einem Dekorationsmaler in die Lehre, und nach drei Jahren erst durfte er Schüler der Kunstgewerbeschule in München werden. Da und in den Kunstschulen überhaupt hielt er es indes nicht lange aus, und zum Abschluß einer Kunstakademikerbildung hat er es gar



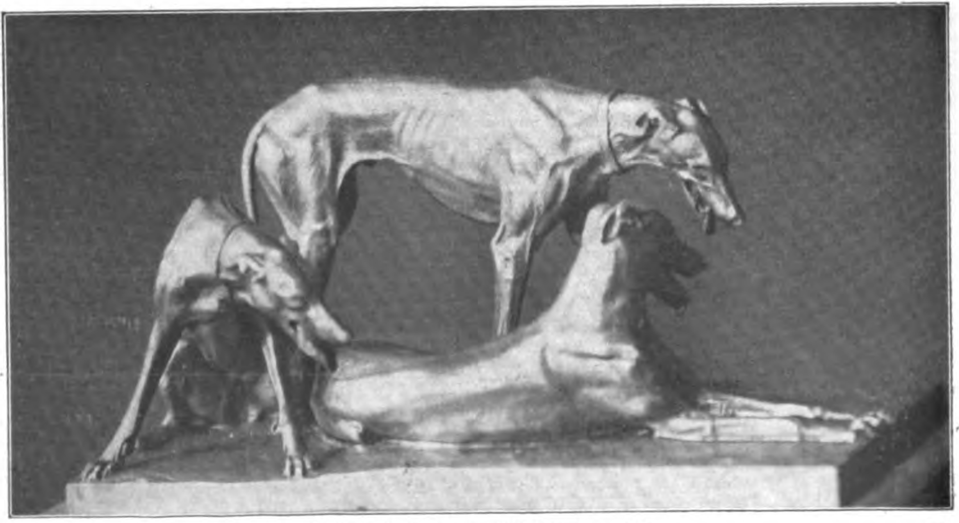
Wilhelm Krieger: Indische Laufente. Porzellan



Wilhelm Krieger: Windhund. Bronze

nicht gebracht. Am allerwenigsten in der Plastik, mit der er erst in seinem vierundzwanzigsten Lebensjahr sich zu beschäftigen anfing, nachdem er bis dahin „sich so durchgelandschaftert" hatte, schlecht und recht, allem Anschein nach mehr schlecht als recht. Er schreibt geradezu von Entbehrungen. Und weiter: „Einen Bildhauer habe ich nie als Lehrer gehabt, auch habe ich nur zweimal in meinem Leben ein Bildhaueratelier gesehen. Bei der Arbeit habe ich nie einen Kollegen gesehen und alle technischen und anderen Schwierigkeiten habe ich allein überwinden müssen. Lehrgeld hat es ja genug gekostet." Seine Bronzen ziseliert Krieger aber alle selber, und seine Steinplastiken haut er alle selber aus. Das sind doch ganz erstaunliche Tatsachen, über die man lange nachsinnen könnte, zumal wenn man damit zusammenhält, daß der Künstler schon ein Jahr, nachdem er überhaupt angefangen hatte, sich mit Plastik zu befassen, in der Münchner Sezession ausstellte. Dabei kam er dann auch auf Tiere, weil er solche schon seit frühester Jugend sehr gern hatte. Jetzt sind sie, wenn auch nicht sein Einziges, so doch wohl seine Stärke geworden, in der sich seine ganze künstlerische Persönlichkeit am bezeichnendsten ausspricht.

In seiner Herrschinger Künstlerwerkstatt am Ammersee, wo ich ihn mit meiner Frau besuchte, sahen wir ihn gerade mit einer Bronzeente beschäftigt, die in Auffassung und Darstellung ein ebenbürtiges Gegenstück zu den oben geschilderten Zwerghühnern ist. Noch wirkungsvoller ist die schlanke indische Laufente in der bezeichnenden hoch aufgerichteten Stellung dieser Rasse; Hutschenreuther hat sie in Porzellan, bemalt in den Naturfarben des Erpels (grüner Kopf, weißer Halsring und graues Gefieder), vervielfältigt. Was mag so ein Stück in hundertundfünfzig oder zweihundert Jahren für Sammler und Liebhaber wert sein, wenn es dann noch ganz ist! Solche Gedanken regen sich unwillkürlich, wenn man sich der Preise erinnert, die hier in Berlin diesen Winter auf Versteigerungen für alte Porzellane ge-

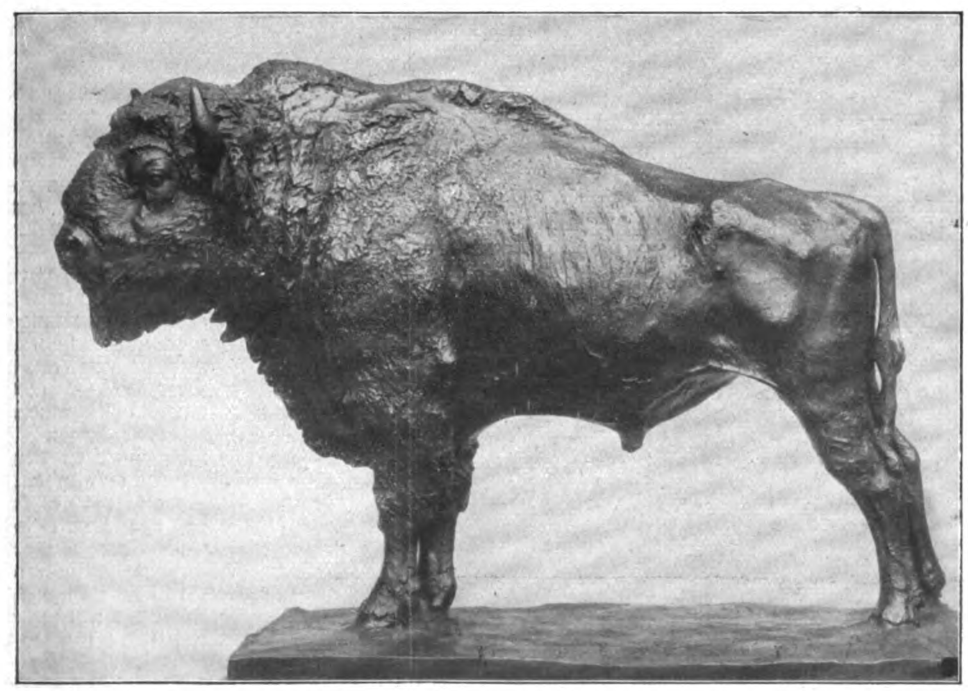


Joseph Pallenberg: Windhundgruppe

zahlt worden sind. Nebenbei gesagt: Modelle ohne jede künstlerische Bedeutung, grobschlächtige Handwerkerarbeit, die ihren fünf- und sechsstelligen Zahlenwert nur durch ihr Alter erhalten hat. Da sind doch unsere zeitgenössischen Tierporzellane nach Modellen hervorragender Künstler ganz was anderes! Jedes Stück an sich ein wertvolles Kunstwerk; nur durch unverständige und ungeschickte Bemalung wird einem manchmal der Geschmack daran verdorben. Hutschenreuthers Turmfalk und Lauferpel befriedigen aber auch in dieser Hinsicht vollkommen und ebenso das so zärtlich einander das Köpfchen krauende Pärchen Roßkakadus, das sehr glücklich ganz in der Naturfarbe wiedergegeben ist. Hier ist Krieger auch mehr auf das Einzelgefieder eingegangen, jedenfalls aus der sehr richtigen Beobachtung und Erkenntnis heraus, daß bei dem wohligen Kitzel dieses gegenseitigen Nestelns im Gefieder dieses unwillkürlich gesträubt und dadurch in seinen Einzelheiten sichtbar wird.

Eulen dagegen, die er mehrfach gemacht hat, gibt Krieger wieder ganz großzügig nur in ihren hauptsächlichsten Gefiederfeldern und deren Umrißlinien an, wobei der Gesichtsschleier fast zum Blumenkelch wird. Das stört aber nicht im geringsten; man muß sich vielmehr wundern und freuen, wie es dem Künstler gelingt, auch in seinem strengen Stile die flaumige, bauschige Eigenart des Eulengefieders sehr bezeichnend herauszuarbeiten dadurch, daß er die Ränder der einzelnen Gefiederfelder an den tief eingeschnittenen Trennungslinien möglichst weich hochwölbt. So hat der Beschauer vollkommen den Eindruck des weichen Eulengefieders, und doch sind in Wirklichkeit kaum ein paar Schwingen und Schwanzfedern angegeben.

Schließlich stand Kriegers Künstlerverlangen auch nach dem Reiher. Ich konnte ihm einen liefern und war begierig, wie er sich mit diesem steifen, stelzigen Neidhart und Grimbart unter den Vögeln auseinandersetzen würde. Nicht lange, so schickte er mir die Aufnahme des Gipsabgusses, und ich konnte mich überzeugen, daß er in seinem Stil auch aus diesem Vogel-Ekel etwas Anziehendes zu machen weiß. Scharf gekennzeichnet in seiner Eigenart durch Haltung und Umriß, steht der lauernde Fischräuber da, in Bereitschaft zu federndem Vorstoßen des Schnabels, den leeren Hals zurückgeknickt an der einzigen Stelle, wo dies durch besondere Gestaltung der Halswirbel möglich ist; das eine Bein mit dem langzehigen Fuße halb erhoben wie zum sachten Weiterschreiten im seichten Wasser. Bein und Fuß sind höchst lebendig, auch ins Einzelne gehend ausgearbeitet mit allen ihren feineren Linien und Kanten, weil der Beschauer das unbewußt von diesen frei dem Auge sich darbietenden Teilen verlangt. Dagegen ist das am lebenden Vogel glatt anliegende Gefieder auch im Abbild ganz glatt gehalten, kaum in Felder geteilt; nur wo der zusammengelegte Flügel sich in die Schulter einsetzt, ein auffallender Einschnitt —



Joseph Pallenberg: Wisent

eben an der Stelle, wo auch in Wirklichkeit immer einer zu sehen ist.

Eigenartig, daß Krieger — unsere Betrachtung zeigt es deutlich — als künstlerische Vorwürfe offenbar die Vögel bevorzugt, die die Bildner sonst für gewöhnlich eher meiden, weil der Vogel wegen seines starren, in sich unbeweglichen Rumpfes und des sichtlich in reihenweise Federfluren geordneten Gefieders mit Recht als nicht sehr dankbar für plastische Darstellung gilt. Indes hat es vielleicht unseren Künstler gerade gereizt, diesen spröden Stoff zu meistern, und er hat ihn gemeistert, wie wir gesehen haben. Einen Vierfüßler möchte ich aber doch noch aus seinen Werken vorführen, und zwar den Windhund, weil dieser mir so ganz besonders bezeichnend die strenge und zugleich feine Auffassungs- und Schaffensweise des Künstlers zu veranschaulichen scheint. Man verfolge nur einmal aufmerksam die Linien, Kanten und Flächen, die er an dem schlanken, leichten Windhundkörper angibt! Alles groß und ruhig, streng und einfach. Ich möchte glauben und sagen: eine Freude ebensowohl für den Kunstfreund wie für den Hundekenner. Es fehlen viele Einzelheiten, die sehr zur ‚Belebung' des Ganzen dienen könnten; es fehlt aber nichts Wesentliches. Und, was — mir wenigstens — das Entscheidendste ist: es wird nirgends durch zügellosen künstlerischen Eigenwillen der Natur, der natürlichen Erscheinung und dem tatsächlichen Wesen des Tieres Gewalt angetan. Die Impression, die Empfindung des Künstlers ist natürlich und bleibt in natürlichen Grenzen.

Und dagegen nun die nach der Jagd verschnaufende Windhundgruppe Jup Pallenbergs, zu dem wir damit übergehen. Nicht umsonst stelle ich diese beiden Werke der beiden Künstler nebeneinander und einander gegenüber. Welch heißes, man möchte sagen: wildes Leben in diesen drei sehnigen, heftig mit heraushängender Zunge hechelnden Gestalten, die gerade im Begriff sind, sich ermüdet hinzuwerfen! Man meint, ihren keuchenden Atem zu hören, und erwartet jeden Augenblick auch den dritten sich niederlegen zu sehen. Wer denkt da noch an das Schreckwort moderner Kunsttheorie: Nur keine belebte Kunst, nur keine erzählende Kunst! Man ist mit Leib und Seele dabei und möchte am liebsten bei der nächsten Hasenhatz hinter den drei blanken, nervigen Hunderennern mit hinterherreiten. So packt einen diese lebensprühende und trotz feinster Ausarbeitung aller Einzelheiten doch wie selbstverständlich wirkende Darstellung. Ich will gar nicht davon reden, daß die Gruppe trotz aller ‚Erzählung', die drinliegt, in der Gesamtform doch wohl sehr gut geschlossen hingestellt ist, ohne uns dadurch den Genuß der schönen Einzelformen und -linien des lebendigen Windhundkörpers, wie er ist, zu schmälern. Ich kann mich nur der Überzeugung nicht entschlagen, daß der unbefangene Beschauer und Genießer niemals einsehen wird, warum solches Können nicht auch Kunst sein soll. Er wird es vielmehr ganz sicherlich — das weiß ich von vielen, die wirklich eine eigene Kunstmeinung haben und sie auch aussprechen — als einen vollkommen ebenbürtigen Höhepunkt in der Kunst empfinden. Es gibt eben auch in der Kunst je nach der angeborenen Anlage Stilisten und Naturalisten, und man soll nicht streiten, wer der bessere, sondern sich freuen, wenn nur jeder in

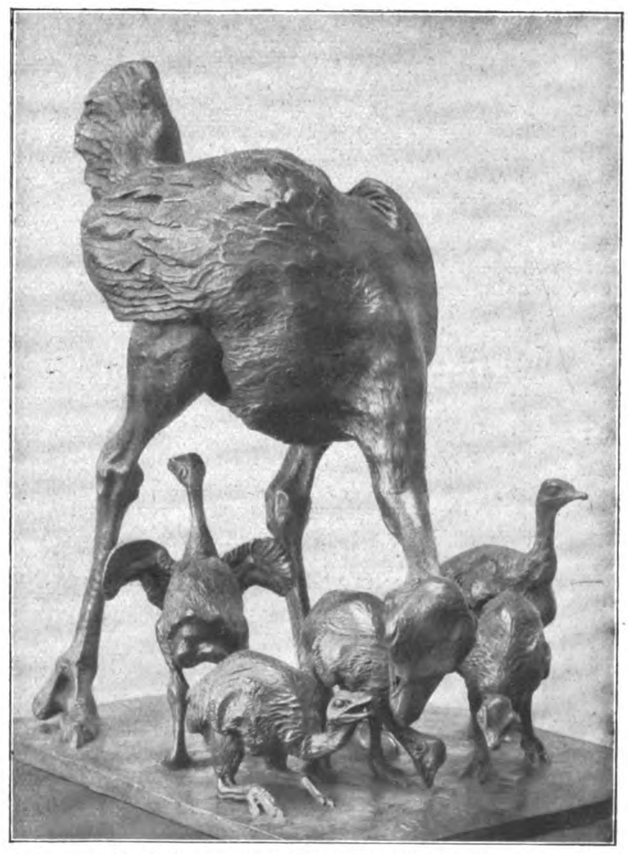


Joseph Pallenberg: Davidshirsch. Bronze



Joseph Pallenberg: Alpensteinbock

seiner Art gut ist. — Unserem wackeren Jup Pallenberg machen solche Fragen, glaube ich, wenig Kopfzerbrechen. Er strömt seinen Schaffensdrang aus, ohne viel zu fragen, warum und wieso. Schon als Kind von vier, fünf Jahren fing er an, in Ton zu kneten oder auch in Brotteig, wenn die Mutter buk. Aber gleich von vornherein immer nur Tiere, niemals anderes, und so ist es bis heute geblieben. Ich glaube, in diesem Sinne darf er sich so ausschließlich wie kaum ein anderer Tierbildner nennen, und deshalb gewährte ihm auch weder dreijährige Arbeit bei einem gewerblichen Bildhauer und Stuckateur, noch später das vorschriftmäßige Studium an der Düsseldorfer Kunstakademie auch nur die geringste Befriedigung. Seinem eigentlichen, unverrückbaren Ziele strebte er vielmehr in seiner freien Zeit nach, ganz auf eigne Faust, und so muß man wohl sagen, das Beste, was er wurde, wurde er aus sich selbst: im zoologischen Garten und Museum, beim Photographieren, Zeichnen, Modellieren und Ausstopfen nach lebenden Tieren, bei Muskel- und Skelettstudien an Tierleichen. 1882 geboren, trat er aber doch schon 1902, also mit zwanzig Jahren, in der Düsseldorfer Großen Kunstausstellung mit einer lebensgroßen Gruppe ‚Sauhatz‘ (Wildschwein, von Hunden gepackt), an die Öffentlichkeit. Dieses erste Werk, sein Gesellenstück sozusagen, für das er nur eine lobende Anerkennung erhalten konnte, weil er noch kein Akademieschüler war, ist schon der ganze Pallenberg: so lebendig im ganzen und so naturtreu im einzelnen, daß man unwillkürlich nach der Saufeder greifen möchte, um die gut gedeckte Sau weidgerecht abzufangen. In jener Zeit habe ich Pallenberg zum erstenmal besucht mit meinem lieben Freunde Bauer, dem Inspektor der Düsseldorfer Kunstakademie, der ein ebenso feiner Tier- wie Kunstkenner war. Schon damals hatte Pallenberg nach Möglichkeit seine Modelle lebend um sich herumlaufen, und er zog diese Grenzen nicht sehr eng. Köstlich ist die Geschichte, wie er seinen Besuchern auf die Frage: „Was ist das für ein Hund?“ in seiner ganzen Naivität auf echt Kölsch zu erwidern pflegte: „Dat is 'ne Wolf, dä duht awwer nüx.“ Auch Bären, ja sogar Löwen und Leoparden hatte er frei um sich, gar nicht zu reden von harmloserem Viehzeug und Geflügel, darunter Adlern, Geiern, Marabustörchen und Straußen. So verwuchs er mit seinen Tieren, sah sich ganz in sie hinein, und mit der für ihn so bezeichnenden selbstverständlichen Sicherheit kamen sie dann in allen feinsten



Joseph Pallenberg: Strauß mit Küken. Bronze

Feinheiten ihres Äußeren sozusagen aus dem Handgelenk wieder heraus. Als er dann 1903 für lange Zeit nach Berlin kam, um bei mir im Zoo zu arbeiten, da war diese Aufnahme- und Wiedergabefähigkeit bei ihm schon zu solcher erstaunlichen Höhe gediehen, daß er nur noch Stunden, allenfalls einen Tag brauchte, um einen meiner Pfleglinge auf seinem Modellierbock im kleinen Abbild wieder lebendig werden zu lassen.

Man betrachte in diesem Sinne nur den Wisentbullen, diesen achtunggebietenden Vertreter des letzten europäischen Wildrindergeschlechtes, das im Zarenrußland zwar noch bis auf unsere Tage hinübergerettet worden, jetzt aber unter der neuen Polen- und Randvölkerherrlichkeit wohl für immer verloren ist! Wie festgerammt in der Erde steht er da, die Hinterläufe strebepfeilerartig hinausgestellt, so daß das Schwergewicht des Ganzen noch mehr nach vorn verlegt wird, als dies durch Körperbau und Haarkleid sowieso schon der Fall ist. Furchtlos erhobenen Hauptes schaut er geradeaus mit der Ruhe der Kraft und des Mutes. Das vollgültige Bild eines überlegenen Herrentieres! Aus diesem Empfinden heraus liebe ich die Pallenbergsche Wisentfigur ganz besonders und habe mir sie in Bronze gewünscht, als mir zu meinem Dienstjubiläum eine Ehrengabe angeboten wurde. Eine kurze Zeitspanne weiter, wenn das Schicksal des Wisents erst völlig besiegelt ist, wird die Figur auch als denkbar zuverlässigste wissenschaftliche Urkunde für spätere Geschlechter ihren hohen Wert haben. Ich freue mich einstweilen jetzt täglich an ihr, nicht zum wenigsten auch an der geradezu vollendeten Art und Weise, wie der Künstler es verstanden hat, in der Behandlung des Felles technisch den Übergang von dem zottig und wollig behaarten Vorderkörper zu der glatten Hinterhälfte wiederzugeben, ohne dabei kleinlich und langweilig zu werden.



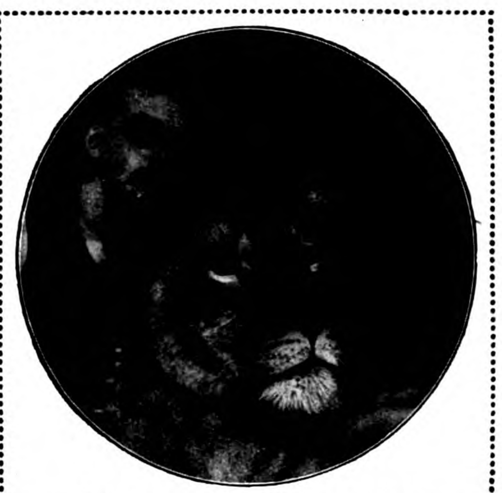
⊠ Joseph Pallenberg: Orang-Affe. Bronze ⊠

Schwierigkeiten in der Darstellung des Haarkleides — sonst eine gefährliche Klippe für den Tierbildner! — scheint es überhaupt für Pallenberg nicht zu geben. Ob er die grobe, borkige Nashornschwarte, das feine, glatte Windhundfell oder was sonst herauszuarbeiten hat: immer gelingt es in einer uneingeschränkt naturwahren und überzeugenden Weise, und das geht alles so spielend und leicht, daß ich heute noch staune, wenn ich an die Zeit zurückdenke, da ich ihn hier im Zoo arbeiten sah. Da plauderte man gemütlich miteinander, da wurde öfter sogar „e Kölsch Krätzche" erzählt und belacht; es waren noch fröhlichere Zeiten in Deutschland. Und doch ruhte dabei keinen Augenblick die Arbeit, fortwährend flog unter zusammengezogenen Brauen mitten im Gespräch der scharf zielende Künstlerblick hinüber auf das Tier, und ebenso schnell wie sicher gewann unter dem emsig streichenden, bohrenden und ritzenden Modellierholz der Tonklumpen Gestalt und Leben.

Darin erreicht Pallenberg eine geradezu virtuose Höhe. Immer gibt der Künstler in wahrscheinlich ganz unbewußtem, dadurch aber um so treffsichererem Streben seinen Tiergestalten irgendeine Wendung, die die tote Form mit persönlichem Leben erfüllt. Oft wählt er zu diesem Zweck sehr lebhafte Stellungen und Bewegungen, vor denen die reinen Formbildner sonst zurückschrecken. So bei dem an der Seite sich leckenden Davidshirsch, der dadurch aber sein eigenartiges Geweih in eine sehr reizvolle Überschneidungslage bringt. Als ausgerottetes Tier ist dieser sonderbarste aller Hirsche übrigens das chinesische Gegenstück zum russischen Wisent und hat neben diesem seit

meinem Dienstjubiläum die gleiche künstlerische Auferstehung gefeiert. Und als dritter im Bunde reiht sich hier ebenbürtig der nur noch vom König von Italien gehegte Alpensteinbock an, nach echter Ziegenart mit einer gewissen neckischen Grazie auf unregelmäßiges Gefelse gestellt.

Den großen afrikanischen Straußenhahn läßt Pallenberg sorglich seine kleinen Küken beim Fressen betreuen. Man beachte dabei die glückliche Zusammenstellung der Gruppe und die geschickte, alles Schematische vermeidende Behandlung des Gefieders! Dieselben Vorzüge bemerken wir bei den beiden Kasuaren mit ihrem Haarfederkleid und den fahnenlosen Kielen der verkümmerten Flügel.



Joseph Pallenberg mit einem Modell

Der Orang-Affe zeigt sich in der äußerst komisch anmutenden Haltung: sozusagen sich selbst umarmend, die er jedesmal annimmt, wenn er ganz frei auf zwei Beinen geht. Dabei läßt er seine unglücklichen überlangen Arme ganz und gar verschwinden, und der Künstler ist ihm dafür dankbar, faßt ihn gerade in diesem günstigen Augenblick.

So wird jedes Tier in einer lebensvollen und bezeichnenden Stellung aufgefaßt und wiedergegeben und dabei stets für gut geschlossenen Aufbau und glückliche Außenlinien gesorgt. Den Gipfelpunkt aber an äußerer Ruhe und innerem Leben bildet für mich doch die Gruppe der afrikanischen Nashornkuh mit ihrem Saugkalb. Wie die Alte auf der Wacht steht für ihr Junges, als ob sie irgendeine Gefahr argwöhne, vorläufig aber das hungrige Kleine in seiner Sättigung noch nicht stören wolle, das ist in der Haltung des Kopfes, der Ohren, des Schwanzes ganz unübertrefflich ausgedrückt und erfüllt zugleich das Ganze mit solchem

Joseph Pallenberg: Afrikanische Nashornkuh mit Saugkalb. Bronze

hinreißenden, inneren Leben, daß ich mir in diesem Sinne gar nichts Schöneres und Besseres denken kann. Dabei muß man sich vor Augen halten, daß der Künstler das alles aus seiner inneren Vorstellungskraft herausgearbeitet haben muß; denn gesehen hat er es nie: er war nicht in Afrika, und in den zoologischen Gärten züchten wir keine Nashörner. Und dazu die vollendete Wiedergabe aller Einzelheiten an beiden Tierkörpern! Das ist bester Pallenberg, ich möchte sagen: plastischer Friese. Denkbar sicherste Beherrschung des künstlerischen Vorwurfs, des Tierkörpers, in allen möglichen Stellungen und Bewegungen und, darauf fest begründet, dann denkbar freieste Ausnutzung und Ausgestaltung zu einem künstlerischen Gedanken, der das Ganze bis in alle Einzelheiten mit dem lebendigsten Leben erfüllt. Das können nicht viele so und, wenn Kunst Natur ist, gesehen durch ein Temperament, so verdient auch Pallenbergs Können diesen Ehrennamen uneingeschränkt und ungeachtet aller Zeit- und Kunstmodeströmungen.

Er hat diese widrigen Zeitströmungen auch verspüren müssen wie so mancher, der seinen eigenen Weg geht, weil er nicht anders kann und, was ich noch höher schätze, nicht anders will. Nichts kläglicher, als wenn einer mit aller Gewalt sich quält, ‚modern' zu werden, in dem das nicht drinliegt, während er in der natürlichen Kunstsprache seiner angeborenen Wesensart vielleicht ein ganzer Kerl war. Pallenberg hat sich in diesem Sinne nie irgendwelche Gewalt angetan. 1907 erhielt er aber doch die Goldene Staatsmedaille, und die Stadt Düsseldorf kaufte seinen ‚Schreienden Hirsch', der dort im sogenannten Hofgarten steht. Inzwischen hatte Pallenberg sich in einer versteckten Ecke des Kölner Zoologischen Gartens eine Künstlerwerkstatt gebaut, die, ganz nach seinem Geschmack, zugleich Menagerie war, und für Hagenbecks Tierpark in Stellingen die lebensgroßen Zementfiguren der vorweltlichen Riesensaurier modelliert, die seine Fähigkeit lebendiger Naturwiedergabe in so günstigem Lichte zeigen, wie das wenig künstlerische Material es zuläßt. Durch die große Umgestaltung des Kölner Gartens aus seiner Ecke dort vertrieben, siedelte er nach Lohausen bei Düsseldorf über und wurde 1918 von der Großen Berliner Kunstausstellung in Düsseldorf zu einer Sonderausstellung eingeladen, die er mit 38 Arbeiten beschickte. Der preußische Staat und die Stadt machten daraus Ankäufe. So hat man auch an amtlicher Stelle Pallenbergs naturalistische Kunst schließlich schätzen gelernt.

Warum auch nicht? Warum immer der unduldsame Fanatismus, daß nur eine jeweilige Zeitrichtung die Kunst sein soll? Warum immer das feindliche Feldgeschrei: Entweder oder, hie Stilist hie Naturalist? Freuen wir uns doch lieber an beiden, wenn sie nur gut sind, jeder in seiner Art!

Vor dem Spiegel. Von Karl Berner

An einem Herbsttag schau' ich gern hinein.
Ich seh' in stillen Augen Sonnenschein,
Der aus des Herzens tiefsten Tiefen stammt...
Auf einer starken Hakennase flammt
Ein zartes Rot — das kam aus grünen Lauben
Am schönen Rhein, und aus dem Saft der Trauben...
Verschwunden ist der Haare blonder Kranz;
Der Mond steht dort mit seinem milden Glanz,
Und wie sein Himmelsbruder kommt er still,
Wenn unsres Lebens Sonne sinken will.
Und Falten legen sich um Mund und Nase —
Was tut's? Ich grüße dich mit vollem Glase!
Du hebst den Becher, trinkst mir lächelnd zu —

Was sind wir doch für Kerle, ich und du!
Ein sanftes Lämmerschwänzchen bist du nicht;
Du weißt, wie man mit sieben Teufeln ficht!
Ich bring' dir's, Bruderherz! ... Du grüßest wieder...
Kennst du sie noch, die alten Wanderlieder?
Nun geht's nicht mehr vorbei an Blütenhecken,
Im Winkel steht der alte Wanderstecken,
Das bunte Band liegt in der Eichentruhe,
Das Herz, das nimmersatte, kam zur Ruhe — —
Doch überm vollen, fein geschliff'nen Glase
Schwebt segnend deine alte Hakennase,
Und gründlich und bedächtig prüft die Zunge...
Du bist ein Weiser — Prosit, alter Junge!!

Die Kommode

Novelle von Ida Boy-Ed

Jedermann kennt einer Stunde Schlaflosigkeit Länge. In der Erinnerung hat sie fast die der ganzen Nacht. So viel Schlaflosigkeit aber wie Heinrich Schunck glaubte durchlitten zu haben, ließ sich beim selbstquälerischsten Willen in den nun überstandenen 480 Minuten der Bettruhe nicht unterbringen. Er sah in einem aus Zärtlichkeit und Zweifeln gemischten Gefühl auf Elise herab. Sie schlief mit dem kindlich unbekümmerten Gesicht, das der wohlabgerundeten Lieblichkeit ihrer Erscheinung sich so völlig anpaßte.

Der belesene Heinrich ließ an seinem Gedächtnis eine Reihe von Zitaten prüfend vorbeigehen; sie bestätigten ihm, was er zu wissen wünschte: nämlich daß der Mensch im Schlaf sein wahres Gesicht zeigt. Weshalb man sich so oft in Menschen irrt, denn es gibt kaum eine Gelegenheit, sie in ihrem Schlaf zu belauern, außer bei der eigenen Frau.

Ernste Fragen standen nun vor ihm. Er war der Mann! Elise, die aus bescheidenem Witwenhaus kam, mit hübschem Hausrat ausgestattet, beinah über den gegenwärtig noch so engen Rahmen ihres wirtschaftlichen Lebens hinaus, hatte von ihrer Mutter weder Zuschüsse noch Erbschaft zu erwarten. Freudig und fest war sie davon überzeugt, daß man gar keine Ansprüche mehr mache, wenn das Ziel, eine Heirat, erreicht sei. Heinrichs Einkommen war bescheiden, schien aber sicher; so daß Mutter und Tochter nicht zögerten, das runde Stück Geld, welches für Elise von einer verwandten Erblasserin her auf der Sparkasse stand, ganz für die stattliche Aussteuer zu verausgaben. Womit Heinrich einverstanden gewesen war, denn er genoß den Vorzug mancher ehrenvollen Beziehung, und es hob sein Selbstbewußtsein, daß die kleinen Räume seines alten, schuldenfreien Hauses nun von solidem Behagen erfüllt waren. Auch ihm schien sein Einkommen ausreichend zum Tagesbedarf und für die kleinen Erholungen, deren man bedurfte, um die Stirn dann und wann vom Kassenbuch und vom Kochtopf in höhere Luft emporheben zu können. Aber natürlich: alles war vorweg auf den Schilling berechnet, und der Haushaltsplan, in dem auch Ersparnisse vorgesehen waren, durfte niemals aus seinen strengen Linien weichen.

Aber zu den Ersparnissen war es noch nicht gekommen. Und jeder Wochenabschluß sah Heinrichs mißfälliges Kopfschütteln. Und doch mußte, mußte gespart werden!

Es zeigte sich, daß Elise, die, wie sie jederzeit gern hervorhob, gar keine Ansprüche machte, keinen schönen Sommerabend sehen konnte, ohne noch einen Spaziergang vors Tor anzuregen, der aber dann weniger von Glückseligkeit am Busen der Natur erfüllt war, als vielmehr in dem Verlangen gipfelte, noch einzukehren. Da traf man denn Bekannte, aß Torte und Butterbrot und mußte Limonade trinken. Und kein neues Theaterstück konnte sie in den Lübeckischen Anzeigen angekündigt sehen, ohne von der geradezu fiebrigen Begier erfaßt zu werden, dabei wichtig und kennerisch einen Parkettplatz einzunehmen. Heinrich war oft außer dem Hause oder hatte Geschäftsbesuch in seinem kleinen Kontor, das gleich rechts von der Haustür als Einbau auf der Kaufmannsdiele lag. So konnte Elise ihn entweder nicht erreichen oder durfte ihn nicht stören. Dann ging sie, ihrem Triebe folgend, und kaufte einfach zwei Parkettplätze. Heinrich wurde vor Tatsachen gestellt. Sie hätten ihn unwillig machen sollen. Aber sein Tadel blieb schwacher Anlauf. Denn dies war auch seine offenkundige Leidenschaft: das Theater! Hierin fanden sie sich, nur zu sehr ineinander überströmend vor Begeisterung.

Nun aber war das erste Halbjahr ihrer Ehe verflossen. Der Medusenblick der Notwendigkeit wurde starr. Eine deutliche Stimme, die Heinrich für die des Gewissens hielt, fragte an: und wenn Krankheiten kommen? Nachwuchs? Hierauf gab es wortkarge und zutreffende Antwort, von derselben Stimme gegeben: Schulden!

Heinrich war solide von Grund aus, wenngleich sich über seinem Wesen der hochgeschwungene Enthusiasmus für Dichtung und Theater wölbte, gleich einem Regenbogen über einem nüchternen Gelände. Und so hatte er denn gestern abend gesagt, daß es unmöglich sein werde, für den Winter ein Theaterabonnement für zwei Personen, zweimal in der Woche zu nehmen. Elise hatte vor Enttäuschung geweint. Und sie brachte ganz unlogische Gründe vor, womit sie ihn zu bezwingen hoffte. So z. B.: „Wo du doch so befreundet mit Hansen bist!" Worauf Heinrich fragte, was denn die Tatsache seiner Freundschaft mit dem allbeliebten Komiker mit der andern Tatsache, daß gespart werden müsse, zu tun habe.

Sie stritten. Zum erstenmal. Und gleich gründlich und böse. Da sie auf verschiedenem Schlachtplan fochten: Heinrich für die Fi-

nanzen, Elise für ihre Theaterleidenschaft, so kam nichts dabei heraus als bittere Verstimmung, in der man zu Bette ging.

Heinrich blickte in das kindlich-unbekümmerte Gesicht. Es versöhnte ihn. Aber es brachte ihm auch die Last der Verantwortlichkeit drückend ins Gefühl. Welche Haltung ist die richtige für einen Mann? Tatkraft oder Geduld? Man soll eine Frau richtig leiten. Indes: welche Methode empfiehlt sich? Das Wort Tatkraft war Heinrich unbewußt etwas unbequem. Es forderte allerlei, was ihm nicht recht lag.

Mit einemmal kam ihm ein philosophischer Gedanke: Geduld ist passive Tatkraft! So schienen beide Methoden sich vereinigen zu lassen. Ein philosophischer Gedanke ist die anständigste Brücke für den Anmarsch des Friedens.

Heinrich neigte sich über Elisens rundliches, eng von der weißen Nachtmütze umschlossenes Gesicht, dem die zwei hellblauen Bandrosetten rechts und links von den Schläfen geradezu puppenhafte Kindlichkeit gaben. Er küßte sie. Erwachend fuhr sie auf. „Ja? . . .“ Dies unbestimmte Ja, das weder Frage noch Antwort ist, sondern eine Meldung des aufmerkenden Ichs.

„Elise,“ sagte er — er sprach nie nachlässig, sondern in jeder Lage so getragen deutlich, daß jeder Konsonant zu seinem Rechte kam und man ihn förmlich Orthographie reden hörte — „Elise, die Szene von gestern abend sei vergessen. Sei du so vernünftig, als ich entgegenkommend sein will. Nehmen wir ein Abonnement auf jeden sechsten Abend. Für die andern fünf Abende wirst du Teilnehmer finden.“

Elise zeigte sich auf der Stelle versöhnt und sogar entzückt. Wozu vielleicht auch die flüchtige Unterhaltsamkeit beitrug, die das Herumlaufen bei den Bekannten verhieß.

⁂ ⁂ ⁂

Da das Idyll nun einmal unterbrochen war, benutzte die Ruhe das geöffnete Tor und schlüpfte hinaus. Allerlei Überraschendes begab sich; es hatte lebhafte und zunächst freudige Gesten.

Die Bereitung des einfachen Mittagessens überließ Elise der noch nicht fünfzehnjährigen Kathrin, die Ostern aus dem Waisenhaus gekommen war und hier in die Fähigkeiten eines Mädchens für alles hineinwachsen sollte. Sie rüstete sich zu frühem Ausgang zu ihren Bekannten, nicht ohne ihrem Mann einen Vortrag gehalten zu haben über Lebensgewohnheiten, Vermögen und vorauszusetzende Theaterfreundlichkeit der fünf Familien, die sie zur Teilhaberschaft am Theaterabonnement zu gewinnen dachte. Sie hatte sich sehr „fein gemacht“ und ihren grünen Samtspenzer angezogen zu dem grünen, weitbauschigen Doppelrock aus Merino. Dazu trug sie die Echarpe aus rosa Barège und einen Hut aus rosa gros de Naples, dessen hintere Hälfte den Kopf haubenartig umschloß, während der Schirm vorn rund ums Gesicht so weit sich vorbaute, daß kein Mensch einen Seitenblick hätte hineinwerfen können. Allerlei Blumenwerk hing zu beiden Seiten dieser scheuklappenartigen Hutkrempe herab. Dies Kleid war eines von den beiden „besten“ ihrer Aussteuer. Den ganzen Sommer hindurch war sie stattlich damit aufgetreten, in würdiger Haltung ihren Mann einhakend. Und er führte sie in diesem Staate nicht ohne Genugtuung. Er sah ihr auch jetzt wohlgefällig nach, wie sie im Rahmen seiner Kontortür verschwand.

Auf der Diele aber stand die alte Nathan.

„Ach,“ sagte Elise. Ob Madam Schunck 'n bißchen was zum Handeln hätte. „Ich?“ Sie lachte.

Damals natürlich, als der Vater gestorben war, konnte die alte Nathan der Mutter allerlei abkaufen: männliche Kleidungsstücke, den Tabakskasten und des Vaters Waldhorn. Aber in ihrem jungen Hausstand . . .

„Nu,“ meinte, unerschüttert durch die Abwehr, die alte Nathan, „umsehen könnt' mer sich immer e mal.“ Und ihre schwarzen Augen gingen rundum. Aber auf den grauen Fliesen der kahlen Diele stand nur links an der weißen Kalkwand der große dunkle Kleider- und Leinenschrank, im Hintergrund glänzte der Morgensonnenschein durch die hohen Fenster der Hausmauer gegen den winzigen Garten zu. In diesem hellen Licht schien die Diele besonders leer. Rechts, hinter dem Kontor und sich beinahe unter die Treppe duckend, lag die Küche hinter einer Fensterwand. Im Halbschlummer blinkte das eine und andere Glanzlicht auf Zinn- und Messinggerät. Das große Gesicht der Jüdin wandte sich dorthin. „Die höchsten Preise zahl' ich for Zinn.“

„Nein, nein,“ sagte Elise.

Die breite, kurzbeinige, von einem dunklen Umschlagtuch sehr verhüllte Gestalt der alten Nathan bewegte sich der Treppe zu. „In jedem Haus ist so manches, was die Madams selbst kaum regardieren.“

Und damit fing sie schon an treppauf zu steigen. Ihr Riesenbündel, das sie, gleich einem Beutel am Arm trug, hinderte sie dabei sehr. Sie schien aus dem Lot gekommen und hing nach links über. Mit der Rechten griff sie sich hinauf, immer nach dem Geländer tastend. Die alte Nathan, im bewußten Genuß einer Art humoristischer Popu-

larität, besah sich die Räume: die beste Stube mit den schönen Mahagonimöbeln, das Wohnzimmer mit dem Roßhaarsofa und dem hohen Eckschrank, die Schlafstube. Und Elise, obschon voll Begier, ihren wichtigen Ausgang anzutreten, folgte ihr sehr unterhalten. So kam man nach einer Bodenkammer, die wider die Natur eines solchen Gelasses keineswegs mit Gerümpel überfüllt, sondern fast leer und sauber gefegt war. Eine Bodenkammer, die noch auf die Bruchstücke und die Überreste schöner Dinge, verstoßener Sachen verurteilten Geschmacks wartete und ihrer familiengeschichtlichen Bedeutung in gelassener Einsamkeit entgegensah. Nur die Kiste für die schmutzige Wäsche stand da und eine Kommode von geschweifter Form, braun und etwas schief, gleich einem Wesen, das ein zu kurzes linkes Bein hat.

Die alte Nathan wogte auf die Kommode zu. „Nu — und dies ...?“ fragte sie streng.

„Ach, das alte Ding ...“ Es hatte hier gestanden, als sie mit ihrer Aussteuer ins Haus rückte; ihr Mann sagte, es sei ein unnützes, altes Ding. Und vergessen bei Teilung und Verkauf der Möbel seiner verstorbenen Eltern. Es schien nicht einmal wert, daß man seine Beine und Schlösser ergänzte.

Die alte Nathan legte ihr mächtiges Bündel auf den splitterigen, alterstrockenen Estrich und machte sich an die Untersuchung der Kommode mit tiefem Ernst, als sei sie ein Arzt, der einen Patienten untersucht, bei dem er zu einer bedrohlichen Diagnose zu kommen fürchtet. Dann richtete sie sich auf, und braungesichtig stand sie da, die schwarzen Augen hypnotisierend auf Elise gerichtet.

„Was soll ich sagen? Nu freilich, kaum mehr als Brennholz die alte Kommode. Aber was soll sie hier herumstehen und Sie schenieren? Nimmt bloß Platz weg! Nehm' ich sie Ihnen ab. For achtzehn Mark Kurant — achtzehn Mark lübsch Kurant — ich schenk' sie Ihnen, Madam Schunck. Aber weil ich doch 'ne alte Geschäftsfreundin von Ihrer Mutter bin, will ich Sie nicht lassen sitzen mit der Kommode. Achtzehn Mark ...“

Elise fühlte ihr Herz in den Schlagadern ihres Halses pochen. Niemals hatte sie Geld in Händen gehabt bis zu ihrer Verheiratung. Ihr Mann gab ihr zwei Mark Kurant Taschengeld die Woche. Vom Hausstand hätte sie nicht einen Dreiling für sich zu verwenden gewagt, die Versuchung kam nicht einmal. Ihr Mann rechnete ihr immer das Haushaltsbüchlein nach, weder aus Geiz noch aus Mißtrauen, sondern ganz einfach, weil sie immer an den Fingern zählen mußte aus angeborener Unsicherheit in allen arithmetischen Dingen und ihn deshalb darum gebeten hatte, ihr zu helfen. Achtzehn Mark Kurant!

Die hypnotisierenden schwarzen Augen sahen: das Geschäft ist gemacht! Und in ihrem Herzen bedauerte die alte Nathan: ‚Auch for sechzehn oder vierzehn wär's zu machen gewesen.‘ Sie schätzte: unter der dicken Kruste von Alter und Schmutz sitzt eine farbig eingelegte Platte von seltenem Holz.

Elise war ganz benommen, als sie die Silberstücke in der Hand hielt — sechs Dreimarkstücke — mit dem schön geprägten Adler auf der einen Seite und auf der andern die Inschrift: 48 Schilling!

Sie konnte das Haus nicht verlassen, ohne Heinrich noch jubelnd um den Hals zu fallen. Er fuhr von seinem Hauptbuch auf, in welches er soeben die Zahlen und Daten betreffend die Feuerversicherung des großen Platzmannschen Holzlagers eingetragen hatte, ein Abschluß, dank dem ihm nun alljährlich angenehme Spesen zufielen. Er lächelte großmütig über die Störung weg und gönnte Elise die unerwartet gewonnene Kapitalkraft aus voller Seele. Daß man mit der alten Nathan vielleicht hätte handeln und 21 oder gar 24 Mark Kurant hätte herausschlagen können, fiel weder ihr noch ihm ein.

Beschwingten Fußes ging Elise in den schönen Septembermorgen hinaus, und ihre rosa Barègeécharpe wehte flott um die weitausbauschenden Falten ihres grünen Doppelrockes.

⁂ ⁂ ⁂

Bei dem Dorschgericht am Mittag erzählte sie froh von ihren Erfolgen. Drei Familien hatten schon die Teilhaberschaft am Abonnement zugesagt, die zwei andern schienen sich zu finden. Wie angenehm lag der Winter vor ihnen. Man würde immer in der Spannung leben, welche Vorstellung auf ihren sechsten Abend fiele. Und wenn einmal das Gastspiel eines großen Künstlers oder einer berühmten Sängerin stattfände, würde sie nun in der Lage sein, Plätze zu nehmen. „Das bezahle ich dann von meiner Kommode und lade dich dazu ein,“ verhieß sie großartig.

Und welche Freuden und Anregungen konnte gar erst die in Aussicht genommene Gründung des Schillervereins bringen! Man sprach davon, daß eine Aufführung im Theater den Auftakt dazu bilden solle. Noch war diese Angelegenheit Nebel. Leise erst hoben sich die Umrisse von Plänen heraus. Aber ohne Heinrich konnte keiner zur Ausführung kommen. Sein Gedächtnis! Seine Deklamation! Innerste Berufung bestimmte ihn zum Schauspieler. Väterliche Wünsche aber und eine gewisse bürgerliche Besorgnis vor der Ansicht des Herrn Müller und der

Madame Schulz hielten ihn zurück. Möglicherweise auch eine unbestimmte Beunruhigung, die man als ein seinem Wesen innewohnendes Lampenfieber hätte bezeichnen können. Bei Gelegenheiten kleiner Liebhaberaufführungen mitzuwirken hatte er immer stolz abgelehnt. Die Kunst stand ihm zu hoch. Eine große Aufgabe nur in würdigem Rahmen konnte ihn locken. Hier nun konnte sie ihm erwachsen. Wenn es dazu käme! Sollte es „Don Carlos" werden, erkannte er sich den Alba zu. Sollte man „Maria Stuart" wagen, glaubte er sich für Burleigh vorbestimmt.

Gerade heute nun lichtete sich der Nebel. Aber wie sonderbar es manchmal um eine Erfüllung bestellt ist! Sie bringt nicht immer blankes Glück. Allerhand Sonnenflecke zittern darauf. Sie bedrängt mit der kaltblütigen Nebenbemerkung: „Nun zeige . . ." das brünstige, lang großgezogene „ich könnte . . ." Eine dumpfe Empfindung hiervon machte Heinrich etwas schweigsam. Elise las laut den Brief, der eben abgegeben worden war und den er ihr reichte. Sie schob den Teller mit den abgegessenen Fischgräten beiseite und hielt den großen Briefbogen vor sich.

„Sehr geehrter Herr Schunck!

Das unterzeichnete Komitee zur Gründung eines Schillervereins beehrt sich Ihnen mitzuteilen, daß alle entgegengestandenen Schwierigkeiten weit genug überwunden sind, um der Aufführung des ‚Don Carlos' auf der Bühne des Stadttheaters nunmehr tatkräftig nähertreten zu können. Der Tag der Aufführung, Anfang November, soll zugleich als Gründungstag des Vereins gelten. Die Rollen des Philipp, des Posa, Carlos, sowie die der Eboli werden von Künstlern des Stadttheaters gespielt; für die andern Rollen sind Dilettanten in Aussicht genommen worden, wobei wir auf Ihre Mitwirkung glauben bestimmt rechnen zu dürfen.

Nach der Aufführung wird ein festliches Souper alle Mitspieler, ihre nächsten Angehörigen und das provisorische Komitee vereinen; es wird um baldige Vorbemerkung gebeten, ob und wie viel Karten dazu von Ihnen beansprucht werden.

Zur Vorbesprechung wollen Sie sich freundlichst am letzten Sonnabend des Septembers einfinden bei dem Mitunterzeichneten

Konsul Eduard v. d. Halden."

Unter diesem für das Ehepaar überwältigenden Schriftstück standen fünf der ersten Namen der Stadt.

Elise wußte nicht, daß das, was sie fast elend machte, die brennende Nervosität der Spannung war. Würde Heinrich an diesem Souper teilnehmen? Lag nicht eine Art Zwang vor? Wenn er an erster Stelle mitwirkte? Aber sie? Würde er für sie mitunterschreiben? Sie wußte wohl: sie ‚gehörten' nicht dazu. Heinrich hatte die Freundschaften aus seinen Schülerjahren fortsetzen können, weil seine Reimbegabung jederzeit in gefälligen Improvisationen zur Belebung von Tafelrunden beitrug, weil er ein glänzender Anekdotenerzähler und ein höchst belesener Mann war. Er nannte sogar Emanuel Geibel seinen Freund und hatte schon manchen Brief mit Männern von klingenden Namen gewechselt. Ein Herrenabend, ein Diner ohne ihn war fast undenkbar in den ersten Kreisen. Und alle diese Beziehungen kamen auch seinen Versicherungs- und Maklergeschäften zustatten. Seine Frau aber hatte er in einer mehr kleinbürgerlichen Welt gefunden.

Nun schrak Elise zusammen: Heinrich hatte tief aufgeseufzt wie in mannhaftem Entschluß, der zum höchsten Wagnis bereit ist.

„Heinrich," sagte sie ängstlich, „wirst du am Souper teilnehmen?"

„Das wird sich nicht umgehen lassen," sprach er mit düsterm Ausdruck. „Obgleich — solche Sachen kosten was. Das Couvert . . . Und dann . . . Man wird seine Flasche Rotwein trinken müssen."

„Und ich?" fragte sie. Schon trat in ihre Augen die Blankheit sich bildender Tränen. Gerade gestern abend war der große Zank gewesen! Und Elise sah es ja ein. Es mußte, mußte gespart werden.

Im Grunde war dies die erste Gelegenheit, wo Heinrich zum Bewußtsein kam, daß seine Finanzen und seine Frau nicht zu seiner bisher gespielten gesellschaftlichen Rolle paßten. Es war eben eine Junggesellenrolle gewesen und würde es gewissermaßen bleiben. Er wollte sich zu einem kurzen Vortrag zusammenfassen, in welchem er ihr klarzulegen dachte, daß er schon aus geschäftlichen Rücksichten mancherlei Geselligkeit nachgehen müsse, davon sie aus Sparsamkeitsgründen ausgeschlossen bleibe. Auch wäre es vielleicht nicht taktvoll, sich in die ersten Kreise einzudrängen, und man entginge bei dem herrschenden Kastengeist vielleicht mancherlei Demütigung.

Er drehte seine Nachtischzigarre nachdenklich zwischen den Fingern und sah dem Aschenansatz vertieft zu. War dieses Fest nicht anderseits die Gelegenheit, seine Frau den Herren und Damen vorzustellen, an deren Tisch er so oft gesessen? Er schuldete es Elisen und damit seinem eigenen Ansehen. Und ganz gewiß: ein Schillerverein konnte seiner Natur nach niemals nur die Patrizierkreise umschließen. War doch sein unausgesprochener Nebenzweck, frisch streichende

Luft vaterländischen Geistes in die Dumpfheit der Gegenwart zu lenken. Aber anderseits: die Notwendigkeit zu sparen! Sie war bedrängend! Ein kleiner Schritt weiter ins Bereich nicht veranschlagter Vergnügungsausgaben, und es entstand ein Mangel an barem Gelde. Es war ihm peinlich, aber Elise mußte verzichten. Er konnte es nicht, ohne sich zu blamieren, nachdem er sich schon seit einem Jahr an der langsam sich entwickelnden Angelegenheit beteiligt gehabt. Nun fuhr Elise mit raschen Worten in sein Grübeln hinein. „Ach, unterschreibe für mich mit. Ich bezahle es von meiner Kommode!"

Er stutzte. An ihre achtzehn Mark Kurant hatte er nicht gedacht. Wenn sie nun darauf pochte, entwand sie ihm den einzigen Grund der Versagung. Er begriff aber sofort, daß es fast unmöglich sei, sie selbst bezahlen zu lassen, was ihr gerade bei dieser gesellschaftlich so weit gespannten Gelegenheit zukam: als seine Frau aufzutreten. Und das, was er empfand, bei sich als ritterlich einschätzend, sagte er: „Ich unterschreibe natürlich für dich mit. Aber von deiner Kommode sollst du es nicht bezahlen. Dies ist eine einmalige, ungewöhnliche Sache. Eine letzte Verschwendung, die wir uns noch erlauben wollen."

Sie legte, hinter seinen Stuhl tretend, die Arme um seinen Hals, faltete ihre Hände unter seinem Kinn und bückte ihren Kopf herab, ihre Wange gegen die seine zu legen. „Ich ziehe mein Geblümtes an," sagte sie beseligt.

⌘ ⌘ ⌘

Das Schachbrett ward schon leise überdämmert. Der Tag verkroch sich hinter den hohen Giebeln an der westlichen Seite der Straße. Die beiden Spieler merkten es kaum.

Zwei seltene Köpfe waren es, die sich da einander gegenüber befanden. Die Laune der Natur hatte Heinrich, dem friedlichen Bürger ganz sachter Bahnen, einen völligen Dantekopf gegeben. Scharf profiliert, bartlos, fast alt schon in jungen Jahren, um ihn vielleicht jung zu erhalten für alte Tage. Kurz: einen gemeißelten, nicht umprägsamen Kopf. Das Haupt Hansens des Komikers dagegen war sehr beschrieben; es hatte gewiß vor wenigen Jahren noch all diese frühen Gedankennarben nicht getragen, die Linien und Ausdruck mit fortschreitender Zeit wohl noch vielfach ändern würden. Ein Kopf also voll Beweglichkeiten.

Nun endlich hatte Heinrich, wie immer, die Partie gewonnen.

Sie entzündeten ihre langen Pfeifen, um die erregende Pause auszukosten, wo man das Spiel und seine Züge durchsprach, bis Elise die Moderateurlampe bringen würde, die der zweiten Partie leuchten sollte. Nächst dem Spiel selbst war es der weitere Genuß, das Spiel in Wort, Vorwurf, Belehrung nochmals zu erleben. Die Jüngerschaft in diesem Spiel hatte den Komiker zum Meister darin, zu Heinrich, geführt, welch letzterer wiederum sich sättigte in Aussprachen über Schauspielkunst mit einem Mann von hohen Gaben. Dieser Hansen war einer von den damals noch so Seltenen, die ein Bedürfnis nach bürgerlicher Seßhaftigkeit, nach sauberer Ordnung aller Lebensumstände haben und der, anstatt sich zu einer allerersten Stätte emporzukämpfen, hier geblieben war, wo man ihn als Künstler feierte und als Menschen ehrend aufnahm.

Heute nun war Heinrich abschweifend und folgte nicht mit scharfer Sammlung den Fragen, die der Strebende ihm stellte: „Hätte ich den König besser nicht rochieren lassen? War es fehlerhaft, den Springer zu nehmen ..."

„Hansen," unterbrach er, „hast du was gehört? Bekomme ich den Alba?"

„Gewiß nicht! Den spielt der Doktor Thorrad — er hat allerlei dazu äußerlich und vielleicht auch von innen. Ich riet für dich Domingo."

„Du — du?! Wo du doch weißt ..."

„Freilich weiß ich. Man schminkt sich in Gedanken manche Rolle an — so fürs Leben wie für die Bretter. Mensch, guck' dich in den Spiegel. Deine Maske, die die Natur dir nun mal vorgebunden hat, ist geprägt. Man könnte beinahe sagen: eine prachtvolle Holzskulptur. Nichts damit zu machen, wofür sie nicht gerade paßt. Die gewisse Unbeweglichkeit kann man beim Domingo für beherrschte Verschlossenheit nehmen. Und wenn du guter Kerl mal lächelst, traut man dir geheimnisvolle Hinterhältigkeit zu. Der gegebene Domingo —"

In Heinrichs Kopf ging eine blitzartige Umstellung vor. Er hatte seit langem schon immer bei sich in Gedanken den Alba deklamiert. Nun hob er an:

„Die schönen Tage von Aranjuez
Sind nun zu Ende."

Und er erlebte auf der Stelle seinen ersten Auftritt als Domingo.

„Man muß sich bescheiden. Ich selbst muß auch oft genug beiseite schleichen als begossener Pudel. Weißt du was? Es brennt mich, es juckt mich, es tribuliert mich: den Philipp möcht' ich spielen. Aber nein. Den läßt der pastose Schleiermann sich nicht entreißen. Paß auf, was für'n geräuschvollen und dick aufgelegten Philipp der ..."

„Du!" sagte Heinrich voll Staunen. „Du?"

Aber er setzte gleich begeistert hinzu: „Ich glaube, du kannst alles!“

„Oh,“ sagte der Komiker mit Glanz in den Augen, „ich wollte einen Philipp hinstellen ... Ein furchtbares Schweigen sollte von ihm auswirken. Es sollte schon Wagnis scheinen, ihm zu antworten. Und eine Einsamkeit sollte um ihn sein wie Eisluft. — Aber man läßt mich nicht...“ Heftigkeit kam über ihn. „Man ist abgestempelt. In Deutschland ist alles abgestempelt in Kunst und Wissenschaft. Nicht mal dem alten Giganten, den sie vor zehn Jahren in Weimar begruben, glaubten die vom Fach seine Offenbarungen. Schuster, bleib bei deinem Leisten.“ Er mäßigte sich, setzte in einer Art Melancholie hinzu: „Freilich. Man hat auch so sein Angeborenes. Laß mich eine Geste, eine Kopfwendung machen, die dem Publikum von meinen komischen Kerls her vertraut ist — und sie brüllen los. Brüllen über den Philipp! Stell' dir's vor.“

Heinrich mußte freilich lachen, lautlos mit verzogenem Munde, wie er immer lachte.

Da kam Elise herein. Sie trug die blank geputzte messingene Moderateurlampe und setzte sie sorglich auf die Platte von Heinrichs Schreibtisch, an den Kante an Kante das Schachtischchen gerückt stand.

Elise errötete. Sie errötete immer, wenn sie Hansen sah. Nicht um seinetwillen. Denn er war von einer irgendwie, aber durchaus sich ankündigenden völligen Unbefangenheit den Frauen gegenüber. Die Tatsache, daß er als zufriedener Hausvater mit seiner übrigens nie sichtbaren Frau lebte, dazu sein Fach, machten seine Umrisse zu deutlich. Da war kein unsicheres Halblicht und kein beunruhigendes Flimmern. Aber er kam aus dem Dunst jener wunderlichen Welt voll Beängstigungen, Unklarheiten, Hochschwung und Aufgeputztheiten, die für Elise einen ganzen Zauberwald von Reizen bedeutete.

⌘ ⌘ ⌘

Von einer letzten Verschwendung hatte Heinrich gesprochen. Aber wenn man dachte, nun seien die sich noch ergebenden Ausgaben alle bestritten, erstanden schon neue. Elise mußte zu ihrem Geblümten ein Paar hellblaue Glacéhandschuhe haben; sie waren sehr hübsch, reichten weit über das Handgelenk hinauf und ließen unter ihrem ausgezackten Rand eine weiße Spitzenblonde heraus. „Ich hätte ja meine Brauthandschuhe mit altem Weißbrot reinmachen können — es wäre vielleicht noch gegangen,“ sagte Elise, „aber die Fingerspitzen wären doch grau geblieben. Die neuen bezahl' ich von meiner Kommode.“

„Keinenfalls,“ entschied Heinrich, „dies ist nun alles eins.“

Es wurde bekannt, daß die Plätze für diese „Don Carlos“-Aufführung zu erhöhten Preisen abgegeben werden sollten. Sonst kosteten im Stadttheater die besten Plätze 2,40 Mark, diese sollten nun zu 3 Mark verkauft werden, und man erwartete, daß die Angehörigen der Mitspielenden nicht nur für sich und ihre Bekanntschaft Billetts nähmen, sondern sich auch noch werbend um weiteren Absatz bemühten. Eines Abends kam Heinrich besorgt mit zehn Karten an. Aber da hatte Elise guten Mut. Sie war sicher, rasch neun los zu werden. Die zehnte mußte sie für sich selbst nehmen

„Von meiner Kommode,“ versicherte sie.

„Das wäre zu ungerecht,“ sagte Heinrich, „hier hast du drei Mark.“ Elisens bronzierte Korduanschuhe, in denen sie zum Altar geschritten, mußten neue Kreuzbänder haben. „Anständig oder gar nicht,“ sagte sie. Das war eine ehrbare Losung. Also anständig. Von seidenem Florettband mußten sie sein; „die schaff' ich mir von meiner Kommode an.“ Ungeduldig fast betonte Heinrich nochmals, daß alle Ausgaben für diese Gelegenheit auf sein Konto kommen sollten. Man mußte zum Ausgleich auf einen Glücksfall rechnen. Heinrich verdoppelte seine Bemühungen als Agent einer angesehenen Feuerversicherungsgesellschaft. Aber alle ihm erreichbaren Privatpersonen und Großkaufmannshäuser waren schon bei seiner Agentur versichert, und auf die regelmäßig daraus ihm zukommenden Spesen hin hatte er doch geheiratet. Er hoffte indessen. Die Hoffnung war sein Notgroschen, sein Defizitstopfer, sein guter Gefährte. Denn von irgendeiner Lichtquelle aus mußte ihm die Stimmung immer wieder hell werden. Er brauchte das für seinen Domingo.

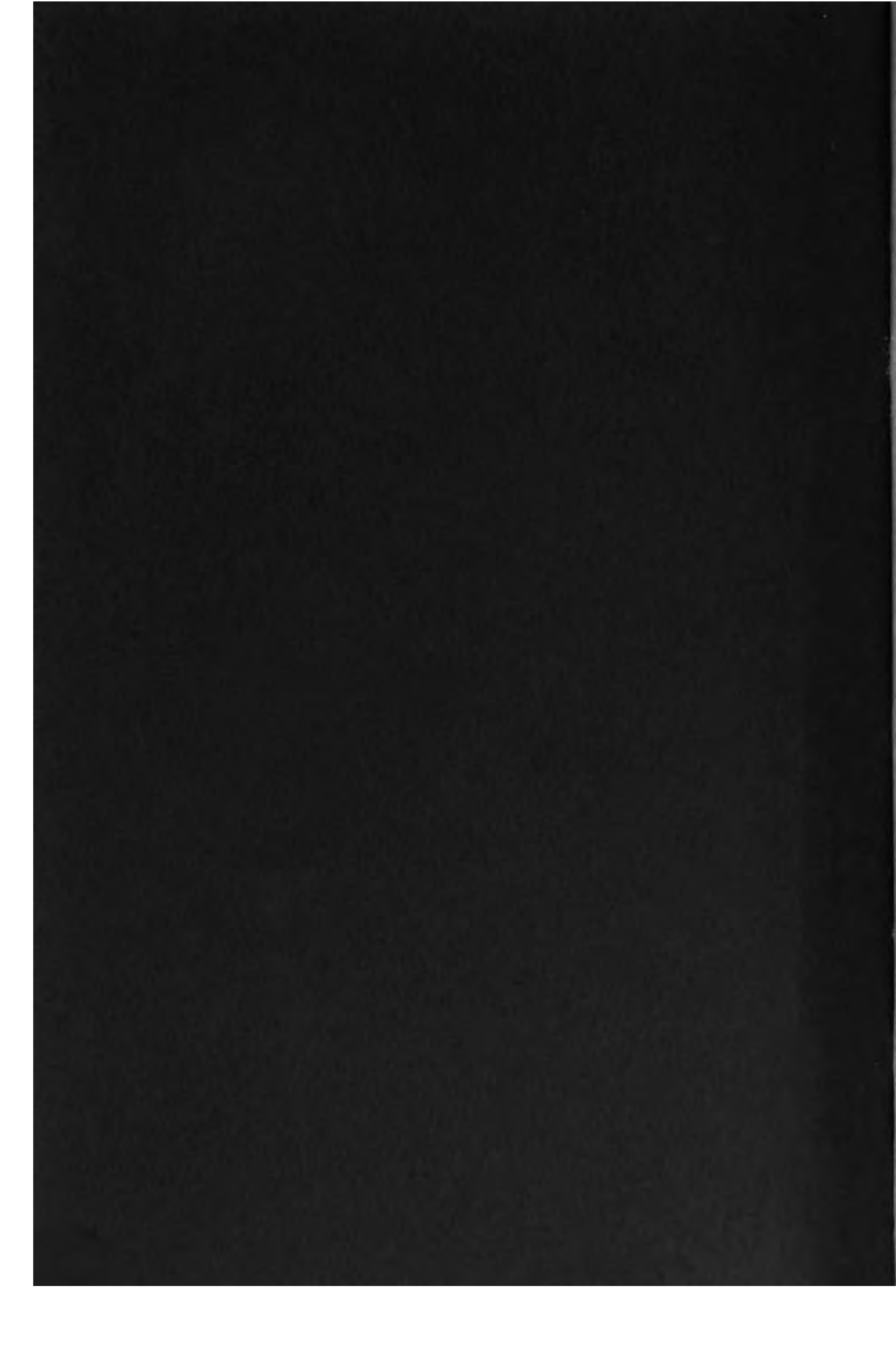
Abends pflegte er Elise oft vorzulesen. Er wählte gern Erzählungen dazu, in denen weit angelegte Gespräche vorkamen, um in seiner Fähigkeit, Stimmen auseinander zu halten, sich schwelgerisch zu wiegen. Vielfach lasen sie auch mit verteilten Rollen, wobei Heinrich alle männlichen und Elise alle weiblichen las. Und jetzt lasen und rezitierten sie unaufhörlich „Don Carlos“. Jeden Abend, wenn Heinrich nicht in der Probe war oder ihr „sechster Abend“ sie nicht ins Theater rief, rollten nun die pathetischen Worte Schillers durch die Wohnstube. Sie nahmen jede Szene drei-, viermal durch. Heinrich war sehr unzufrieden mit dem Alba des Doktors Thorrad und fand auch die Sprache sämtlicher anderer Mitwirkenden nicht plastisch genug. Donnernd aber hallte von den Wänden wider, was Heinrich, auf- und abgehend, deklamierte:



Picknick

Gemälde von Paul Halke

(Ausstellung im Künstlerhause zu Berlin)



„Ein Wort des Königs — und die Königin
Hat nie gefehlt. Der Wille des Monarchen
Verleiht die Tugend wie das Glück — —"

„Mensch! Heinrich! Alter Junge!" mahnte Hansen, wenn er einmal nach Beendigung der Schachpartie eine kurze Sprechprobe vorgetragen bekam. „Ich rate: schlicht! Sacht-eindringlich — lass' die Worte schleichen."

„Ich werde meinem Schiller gerecht," sagte Heinrich etwas verletzt. „Und er wollte Pathos!"

Elise fand die Leistung ihres Mannes ganz wundervoll. Ihr kam es so vor, als erreiche er an Lungenkraft und Klarheit des Wortes den großen Hermann Hendrichs, der hier im vorigen Winter, als Graf Hahn die Regie führte, gastiert hatte. Sie sah ihn als Ingomar im „Sohn der Wildnis" und als Molière im „Leben eines Schauspielers". Ach, damals war sie Braut gewesen ... Und wie sonderbar — fast war's, als habe sie in jenen Tagen Heinrich weniger lieb — — Nein, zu solchen herrlichen Aufgaben fehlte ihm das Äußere. — Aber es gab andere Rollen — auch interessant. — Und was für Rollen auch immer: es war Theater ... Und sie spielte mit dem Gedanken: ‚wenn Heinrich jetzt noch unters Theater ginge!'

⌘ ⌘ ⌘

Die neun Platzkarten ließen sich keineswegs so rasch verkaufen, wie Elise gehofft hatte. Sie wurde von der Furcht befallen, daß sie mit einem Teil der Plätze sitzen bleibe. Dabei konnte ja ihr ganzes Geld, was die Kommode gebracht, darauf gehen. Ein Gedanke, der ihr die Stirn feuchtete. Sie erweiterte den Kreis der als Abnehmer vielleicht in Betracht kommenden Bekannten, lief gejagt von einem Ende der Stadt zum andern. Bei einem dieser hastigen Gänge begegnete sie Herrn Hansen. Nun, das geschah auch sonst wohl einmal, und er ging mit seinem sachlich freundlichen Gruß sonst an ihr vorüber. Heut aber, von ihrer Sorge aus der gelassenen Haltung, die die Straße forderte, ganz herausgelockt, machte sie die unverkennbare Miene einer, die angesprochen zu werden wünscht. Man befand sich auch in einer kleinen Querstraße, die Elise benutzte, um Wege abzukürzen.

Hansen war nicht allein. Das sah sie ja. Was trieb sie denn eigentlich so blitzartig, jetzt mit Herrn Hansen zu sprechen? Sie hätte auf die Frage keine Antwort gewußt und empört abgestritten, daß sie sich hemmungslos einer Gelegenheit entgegenstürzte.

„Ach, Herr Hansen ..." sagte sie klagend.

„Nun, verehrte Madame Schunck? Aber erlauben Sie, daß ich Ihnen meinen Kollegen Herrn Max Wendrin vorstelle, Ihnen von Ansehen längst bekannt."

Elise errötete.

„Darf ich hoffen, daß Madame mich gesehen haben?" fragte der junge Mensch und lächelte sie dreist an. Er war wirklich schön, wenngleich die Schönheit schon etwas abgegriffen aussah, wofür Elise aber der erfahrene Blick fehlte.

„Ja, allerdings. Wir haben jeden sechsten Abend," sagte sie in beglückter Verlegenheit. Sie hatte ihn immer nur in verboten-leidenschaftlichen Zuständen gesehen und konnte in diesem entzückenden Lächeln das düstere und ergreifende Antlitz Mortimers nicht wiederfinden. Nur das Auge war es, dunkel und voll Glanz. Und das Lockenhaupt war es — und gerade das hatte sie für eine sehr kleidsame Perücke gehalten. Wieviel Anteil die Brennschere daran haben mochte, bedachte sie nicht. Ihr Erröten nahm der Gelockte als eine Huldigung für sich und beschenkte sie dafür mit Blicken, die von Temperament zu sprühen schienen.

Herr Hansen aber hatte dies unglückliche „Ach" im Gedächtnis; auch nahm er an, da sie ihn sonst noch nie auf der Straße gestellt hatte, daß eine besondere Sache vorläge. „Was ist los?" fragte er nüchtern. „Ist Heinrich heiser? Wenn er so fortübt, kann er bald Pimpinelltropfen einnehmen."

„Hören Sie, Herr Hansen, das ist nicht freundschaftlich, daß Sie sich über Heinrich lustig machen. Sein Organ hält alles aus."

Hansen lachte gutmütig.

„Es ist ein beneidenswertes Organ," äußerte Wendrin.

Elise sah ihn dankbar an und errötete zum zweitenmal.

„Also ...?" fragte Hansen. Denn er hatte es eilig.

„Ich kann die Billetts nicht loswerden, die wir absetzen sollen." Sie mußte es wohl sagen. Deshalb hatte sie Hansen doch angehalten. Nun kam es ihr peinvoll kleinlich vor. Was würde Max Wendrin denken!

„Wieviel haben Sie denn noch?"

„Fünf."

„Geben Sie mir drei. Die bring' ich leicht noch an. Das Geld geb' ich Ihnen, wenn ich zur nächsten Schachpartie komme."

„Es ist mir ein Vergnügen, Ihnen die Mühe für die verbleibenden zwei abzunehmen," erklärte Wendrin. „Vielleicht daß meine Wirtin und ihre Schwester ..."

„Ach nee, Wendrin. Madame Schunck wird sie wohl noch selbst ..." Aber Wendrin hatte Elisen schon die letzten beiden steifen, altersschmuddeligen Karten aus der Hand genommen.

Hansen sah mißvergnügt aus. Elise hatte Herzklopfen. Wie würde es mit dem Geld?

Sie fragte nicht. Doch Wendrin sagte schon: „Ich darf den Betrag vorbringen? Oder schicken?"

„Wie es paßt ..." brachte Elise heraus. Sie drückte Hansen vertraut und heftig die Hand ... In wunderbarster Stimmung ging sie weiter. Sie schob das Gefühl der brennenden Freude auf den Umstand, daß das mühselige Umherhandeln mit den wie saures Bier angebotenen Karten nun ein Ende habe.

Na, Heinrich würde sich wundern! Wie gefällig von Hansen. Wie entzückend von Wendrin ... Schön war er. Ein junger Gott auch auf der Straße ohne Dolch und Raserei. Hatte Heinrich nicht neulich schon gesagt, wie lieb ihm gerade sein erster Auftritt mit Wendrin als Carlos sei? Es müßte doch sehr vorteilhaft sein für Heinrich, wenn er diesen Auftritt einmal zu Hause mit Wendrin übte ...

Der vorerst noch überwältigend kühne Gedanke eines kleinen Abendessens in ihrem Hause gewann Gestalt in ihr ...

⌘ ⌘ ⌘

Die beiden Schauspieler strebten dem Theater zu. Hansen dachte: ‚Die Senatorin Flachsland nimmt mir sicher die drei Plätze ab. Sie hat ja 'ne Schar von Nichten, Freundinnen, Kusinen. — Und ist mir immer so dankbar, weil ich ihren Mann zuweilen sein Leberleiden vergessen mache.'

„Putzig!" sagte Max Wendrin.

„Was?"

„Ach, ich meine nur so." Und eine leise Scheu, die er vor Hansen hatte, hinderte ihn, sich über das Erröten der Madame Schunck zu äußern. Aber wie die Weiberchen immer gleich reagierten. Manchmal zu doll! Indessen ... immerhin ... Ob diese Schuncks wohl Geld hatten? Stand zu vermuten.

Auch Hansen hatte das Erröten Elisens gesehen. Er sah es jedesmal, wenn er zum Schachspiel bei ihrem Manne war. Er mit seiner allerfeinsten Menschenkenntnis wußte, es war seinetwegen, daß dieses frische Gesichtchen sich überfärbte und doch auch wiederum nicht seinetwegen. Es war der Dunstkreis, aus dem er kam ...

‚Es geht ihr,' dachte er, ‚wie hunderttausend Frauen aus den bescheideneren Schichten. Das Theater ist die einzige Ernährerin ihrer Phantasie. Weite Reisen, Geselligkeit in großer Form, vor deren glanzvollem Hintergrund ab und an bedeutende neue Gestalten erscheinen, Teilnahme an erregender Bewegung in politischen Kreisen — das alles bleibt ihnen unbekannt. Nur das Theater öffnet Pforten, die Fernsichten freigeben auf die Welt der Leidenschaft und Erhabenheit, auf Weiten, in denen der kleine Alltag keinen Platz hat, und selbst wenn er im Lustspiel dargestellt wird, hat er sein genaues Gesicht verloren und scheint nur amüsant — —

Bei diesen Betrachtungen kam Hansen gar nicht der Gedanke, daß der Kollege Wendrin Elisens Purpurglut als Reflex seiner Unwiderstehlichkeit einschätzen könne.

⌘ ⌘ ⌘

„Wie liebenswürdig! Wie gefällig!" Mit diesen Worten lobte Heinrich seinen Freund Hansen und Max Wendrin, als Elise ihm beim Mittagstisch von ihrer Begegnung erzählte. Es war in keiner Hinsicht Elisens Vorsatz, irgend etwas in ihrem Bericht umzugruppieren; sie brauchte es ja auch nicht, denn Heinrich wäre der letzte gewesen, es zu tadeln, daß sie Hansen auf der Straße angesprochen habe. Und dennoch — es entschlüpfte ihr so, sie wußte nicht, wieso und warum — dennoch sagte sie: „Hansen sprach mich an ..."

„Weißt du, was ich schon gedacht habe? Du solltest einmal deinen ersten Auftritt ganz allein mit Wendrin proben — du sagst, der Regisseur schreibe euch jede Geste, jede Stellung vor? Ließ' ich mir nicht gefallen! Es wird gewiß alles ungezwungener, wenn du dir mit Max Wendrin einübst, wie ihr stehen wollt — euch ansehen ..."

„Da hast du wohl recht," sagte Heinrich bedächtig. Im Punkte der Proben war er höchst verführbar. Am liebsten hätte er die halben Nächte noch daran gewendet. Er erwog: wenn er Wendrin morgen abend bei der allgemeinen Probe bäte, übermorgen nachmittag ihm ein Stündchen zu schenken ...

Elise riß es fort. Ihren verwegenen Plan mußte sie in Worten vor sich hinstellen, damit er als hoffnungslos in sich zusammenstürzte oder ein solides Fundament erhalte.

„Heinrich," sagte sie, „lade doch Max Wendrin ein. Mit Hansen zusammen. Es kommt mir so vor, als dürftest du nur in dieser Form seine Gefälligkeit erbitten."

„Elise!" sprach er, alle drei Silben schwer betonend. Sie hatten noch nie Gäste bei sich gesehen.

Beredsam fuhr sie fort: „Jeder Mensch hat mal ein paar Gäste. Wir können es ja bescheiden einrichten. Ich habe mir schon ausgedacht: Kalbskarbonade mit Perlbohnen. Und nachher Käse ..."

‚Jeder Mensch hat mal ein paar Gäste — —' Das klang Heinrich wie ein Vorwurf. Gewiß, Elise hatte recht. Aber solche Sachen kamen später. Man fing ja erst an! Er hoffte noch einmal, die Agentur für eine große Seeversicherungsgesellschaft zu bekommen, und spielte mit dem Gedanken, viel-

leicht die Vertretung eines Hamburger Kaffeehauses zum Engros-Absatz anzustreben — dann wuchsen die Einnahmen — —

„Später, Kind," sagte er, „später, wenn wir erst . . ."

„Später!" wiederholte sie, alle Zukunft für Taube auf dem Dach, diese Gelegenheit aber keineswegs für Sperling in der Hand einschätzend. „Jetzt handelt es sich um deinen Domingo. Mir ist so ahnungsvoll, wenn ich an dein Auftreten denke. Vielleicht sattelst du doch noch um und wirst Schauspieler."

„Hansen läßt mich fühlen: er findet nicht, daß ich Talent habe."

„Er läßt dich's fühlen? Das bildest du dir nur ein. Und dann: so ein bißchen Konkurrenz bist du doch für Hansen, in der Gesellschaft. Man müßte mal aufs Gewissen einen andern Künstler fragen."

„Kind, das ist ein unsicheres Brot. Und nicht überall ist der Schauspieler angesehen wie hier."

„Was Graf Hahn-Neuhaus konnte, ziemt dir auch."

„Ja, der Theatergraf. Hat auch schon das Seine zugesetzt, soweit er's konnte."

„Aber Hermann Henrichs soll reich geworden sein."

„Ein Held und Liebhaber." Er zuckte die Achseln.

„Ein großer Charakterspieler wird ebenso hoch bezahlt. — Also du findest auch, daß wir Wendrin einladen?"

Seltsam. Ein Abschweifen des Gesprächs vom ersten Thema scheint den Frauen eine Art von Bestätigung ihres Willens. Dies verwirrte Heinrich ein paar Sekunden. Aber der mit befehlendem Warten auf ihn gerichtete Blick Elisens entrang ihm doch noch kein glattes Ja.

„Jedes Achtschillingsstück, das wir jetzt ohne äußersten Zwang ausgeben, macht unsere Lage rascher peinlich."

„Mein Gott, das — das bezahle ich von meiner Kommode," sagte sie etwas protzig.

Da veränderte sich seine Farbe. So eigentlich erröten konnte er nicht. Die Disposition dazu lag nicht in den Blutgefäßen seiner gelblich zähen Haut. Aber er wurde dunkler im Gesicht. Er empfand eine qualvolle Demütigung. Um ein, zwei Gäste zu haben bei einfachster Bewirtung, fühlte seine Frau sich in die Notwendigkeit versetzt, ihr winziges Zufallsgeld anzugreifen?

„Nein," sagte er, „das denn doch nicht."

⌘ ⌘ ⌘

Und so kam es, daß die noch nie benutzte beste Stube am übernächsten Abend geheizt wurde. Zum Glück hatte der Herbst noch nicht die Mauern durchkältet, denn er lächelte milde oder weinte laue Regentränen. Dennoch lag etwas Frostiges in der Stimmung, die von dem kleinen Kronleuchter ausging, an dem fünf dünne Lichter ihre gelben Punkte in die Dunkelheit der Stube hineinsetzten, ohne sie recht aufhellen zu können.

Nebenan vor dem Roßhaarsofa war der Tisch sehr hübsch gedeckt. Silberne Gabeln stammten von Heinrichs Eltern. Die silberne Zuckerdose, die zwar bei diesem Essen gar nicht zur Benutzung in Frage kam, aber wegen ihrer Stattlichkeit von Elise mit aufgestellt worden war, hatten einige Freunde Heinrichs als gemeinsames Hochzeitsgeschenk gegeben. Die Tischwäsche war wie neu, und auf einem porzellanenen Teller mit goldenem Zackenrand baute sich eine Kugelpyramide von Äpfeln auf.

Hansen kam zuerst. Er zog gleich nach der Begrüßung seinen grünseidenen Geldbeutel, dessen gehäkeltes Gewebe zwei Stahlringe umschlossen. „Hier Madame Schunck! Bin die drei Plätze losgeworden. An die Senatorin Flachsland. Neun Mark." Und er legte unterschiedliches Silbergeld hin.

„Geben Sie es nur gleich Heinrich." Diese kleine Sache erleichterte Elise irgendwie. Eine schwere Feierlichkeit und Unfreiheit war auf ihr gewesen. Der Gedanke an Gäste — und an solche Gäste! — hatte sie gebunden gehabt. Sie hatte auch nach langem Probieren ihr Haar anders geordnet. Sie trug sonst glatte Scheitel und am Hinterkopf große Haarschlingen, in denen ein Zierkamm steckte. Heute fielen Lockenbündel zu seiten ihrer Schläfen herab, die sich ringelten wie Sägespäne. Infolgedessen bewegte sie ihren Kopf mit Vorsicht. Hansen aber schien keine Veränderung an ihr zu bemerken. Er gab sich wie immer, und das half ihr. Dennoch blieb tiefstes Erröten nicht aus, als Wendrin eintrat.

Dieser sah mit einem Blick die soliden Möbel in der besten Stube und nebenan Silber auf dem hübsch gedeckten und von der Moderateurlampe angenehm überlichteten Tisch. Alles gefiel ihm wohl; wenn er auch das Essen sehr einfach fand: es war gut und reichlich.

Elise aß vor Aufregung beinahe nichts. Sie fand Max Wendrin hinreißend. Er und Hansen erzählten zuerst abwechselnd Theateranekdoten, bis Hansen und Heinrich in einen Disput über die Auffassung des Hamlet kamen. Von da an waren beide der Gegenwart Elisens und Max Wendrins nicht mehr deutlich bewußt. Nun konnte Elise sich in Fragen sättigen. Ihr Interesse verbreitete sich fast gleichmäßig über alle Mitglieder des Theaters. Zu solchen Gesprächen

kam sie ja mit Hansen nie. Die Antworten, die ihr Wendrin gab, setzten sie in Erstaunen und erhöhten ihn vor ihr noch mehr.

„Herrn Ramler und die Ramler-Crusius? Die kenne ich nur vom Beruf her. — Friedrich Haase? Ein ganz unbegabter Anfänger. — Die kleine Pleisser? Nicht viel dran, scheint mir. Aber über all die Herrschaften bin ich gar nicht unterrichtet. Verkehre weiter nicht mit den Kollegen. Außer mit Hansen," setzte er noch schnell hinzu, in dem Gedanken, daß dieser einer von jenen sein könne, die nach links debattieren, während sie nach rechts hören, was die andern sprechen.

Da sah Elise nun mal wieder, wie die Künstler Verleumdungen ausgesetzt sind. Hatte nicht ihre Freundin Mimi erzählt, daß Wendrin und die Pleisser ...

„Ich bin im Begriff mit dem Königlichen Schauspielhaus in Berlin abzuschließen, werde dort wahrscheinlich demnächst gastieren," erzählte er leiser.

„Ach ..." Elise war stolz auf ihn.

„Hier komme ich mir vor wie in der Verbannung. Dies schläfrige Publikum! Wenn ich daran denke, daß man mir in Lauenburg nach meinem Mortimer die Pferde ausspannen wollte ... Und hier muß man die Eintrittskarten zu meinem Carlos den Menschen aufdrängen!"

Sehr ungeschickt, aber inmitten ihrer atemlosen Bewunderung von einem prosaischen Gedächtnisblitz getroffen, fragte sie: „Haben Sie die beiden Plätze nicht verkaufen können?"

„Aber doch ja ..." Er fuhr mit seiner Rechten in die Hosentasche. „Dumm. Da hab' ich meine Börse vergessen ... passiert mir sonst nie."

„Es hat ja keine Eile," sagte Elise, gerade wie die Kommis in den Ladengeschäften sagen, wo man gekannt ist und mal nicht bar bezahlt.

Sie fühlte schon seit einigen Augenblicken dicht an ihrem Fuß den Fuß Wendrins. Ganz unschuldig in solchen Dingen, nahm sie an, daß er den seinen unter dem nur mäßig großen, ovalen Tisch versehentlich zu weit vorgestreckt hatte. Nun bewegte sich sein Fuß, sich fester an den ihren drückend. In seinem lebhaften Temperament war ihm gewiß der Platz zu eng. Sie zog rücksichtsvoll ihr Füßchen zurück, unter ihren Stuhl.

Aber dann geschah etwas unaussprechlich Beunruhigendes. Sein Fuß kam dem ihren nach. Und zugleich erhob er sein Glas und zitierte, ihr flammend in die Augen blickend:

„An diesem Platz will ich verzaubert liegen,
In dieser Stellung angewurzelt ..."

Da jagte Elisens Herzschlag. Ein Schreck rann durch sie hin, von solcher glückseligen Entsetzlichkeit, daß sie einen leisen Schwindel fühlte. Hatte Wendrin sich in sie verliebt? Würde sich in ihr, um sie nun ein dramatischer Konflikt bilden?

Aber auf das allermerkwürdigste sah sie in eben diesem tumultarischen Zustand doch, daß Wendrins Glas leer sei ...

„Heinrich!" mahnte sie. Und er erhob sich, um die im Eckschrank bereit gestellte zweite Flasche zu entkorken.

Nachher wurde geprobt. Obgleich nun diese Szene dem Carlos keinerlei Gelegenheit gab, seine Worte mit ausdeutbaren Akzenten zu beschweren, wußte Wendrin dennoch durch Blick und Geste manchmal Elise zu zeigen: nur fü[illegible] dies alles! Zugleich erhoben und geängstet saß sie da. Heinrich mäßigte sich heute beim Sprechen. Die kritische Beobachtung Hansens legte sich wie eine Hemmung auf ihn.

„Besser, viel besser als sonst," lobte Hansen.

„Wieso besser?" fragte Heinrich gereizt.

„Gut, sehr gut!" rief Wendrin. „Noch keinen Domingo hab' ich so sprechen hören."

In Elisens Herz schwoll Dankbarkeit. Und Heinrich dachte, was für ein netter, urteilsfähiger Mensch Wendrin doch sei.

⁂

Eine Unterbilanz von mehreren hunderttausend Mark erschüttert ein großes Bankhaus nicht von fern so wie ein Defizit von drei-, vierhundert Mark eine kleine Wirtschaft, in deren Finanzplan jeder Schilling vorwegbestimmt ist. Und Heinrich, sorgenvoll das scharfprofilierte Haupt über sein Ausgabenbuch beugend, sah, daß der addierende Bleistift zu dieser Endziffer kommen würde. Und dabei standen die erheblichen und nicht genau vorweg abzugrenzenden Kosten des großen Abends noch bevor. Woher sollte die Deckung kommen? Durch ein Darlehn? Dieser Ausweg hieß nur den Gläubiger wechseln, und der Gang zu einem etwa Geld gebenden Freund war mit Demütigungen gepflastert. Und das sind spitze Steine; man muß dicke Sohlen haben, um unbekümmert darauf zu gehen. Er kalkulierte: eine kleine Hypothek aufnehmen, etwa eintausendfünfhundert Mark? Das Gleichgewicht in der Kasse wieder herstellen, den Rest auf die Sparkasse tragen und dort sich durch Zins und Zinseszins vermehren lassen, bis es wieder eintausendfünfhundert Mark waren! Die Hypothekzinsen sich aber am Munde absparen, bis dahin. Er hoffte, zu drei Prozent Geld auf sein Haus zu bekommen. Aber er litt, wenn er an den Weg zum Makler dachte. Er wollte sagen, daß

er dies Geld zu einem kaufmännischen Unternehmen brauche ... Auch noch lügen!

Aber vom Tage nach der Carlos-Aufführung an mußte alles anders werden! Es tat ihm für Elise leid. Besonders weil er selbst mit Vergnügen im bewegten Dasein sich gefiel.

Wendrin kam so ziemlich jeden Abend den er nicht auf der Bühne zu verbringen hatte. Ihn interessiere Schunds Talent so sehr, sagte er. Und Elise tafelte nach besten Kräften auf, ließ beim Fleischer und in der Butterhandlung anschreiben, spendierte aus dem Topf Gänsesauer die besten Stücke, die eigentlich für Festtage bestimmt waren. Und Wein wurde getrunken! Denn Begeisterung für das Schöne, Wahre, Gute vertrug sich nicht mit Braunbier. Ein Abend war noch schöner als der andere. Einmal las Heinrich von seinen Gedichten vor — Wendrin nahm ihm zwei, drei aus der Hand und las sie ... Heinrich hörte verzückt, Elise in Zerrissenheit zu. Denn dies Begebnis ging über ihr seelisches Verarbeitungsvermögen, Heinrichs Liebesgedichte aus Bräutigamstagen nun von Wendrin an sich gerichtet zu hören — Denn er las sie ihr zu, das empfand sie zu genau.

Draußen stand ein klarer Novembertag und füllte die Straßen mit Messingglanz, durch den der Ostwind blies. Auf Heinrichs Schreibtisch fielen ab und an rasch verhuschende Verdunkelungen, von Vorübergehenden erzeugt. Als er einmal von seinen trüben Berechnungen aufsah, ging gerade seine Frau vorbei, und gleich darauf bimmelte die Hausglocke blechern. Heinrich stand auf. Obgleich es seine Kontorstunden waren und jeden Augenblick jemand kommen konnte, rief er Elise herein; er dachte ihr gleich seine geplanten Finanzoperationen auseinanderzusetzen. Sie sah allerliebst aus und blühender als je. Daß sie hereinkommen durfte, war ihr eine Freude. Sie war alle Zeit mitteilungsbedürftig.

„Ach — Heinrich — du? Guck', da kann ich dir gleich den Kopfputz zeigen, den ich mir zum Festabend hab' machen lassen ... sieh ..." Und sie öffnete eine Schachtel: „Sieh — dies Band wird glatt über den Scheitel gelegt, und die Bandschlupfen, von den Röschen gehalten, fallen rechts und links über die Ohren."

„Ja. Das ist reizend ..." Das kam zögernd heraus.

„Und da ..." fügte sie freudig hinzu. Und legte zwei Stückchen Pappe vor ihn hin, rötlich grau, schmuddelig und mit schwarzen Zahlen bedruckt. Ach, er kannte diese Dinger zu genau. Es waren Eintrittskarten zum Parkett, und zwar zum heutigen Tage. Man würde Gutzkows ‚Werner oder Herz und Welt' spielen, eine Novität, bei der zu fehlen Heinrich schon recht mühsam gewesen war.

„Wendrin sagte, er habe eine herrliche Rolle darin und sei sehr gespannt auf dein Urteil. Da durften und konnten wir nicht wegbleiben."

Wendrin hatte eigentlich gesagt, daß er auf Elisens Urteil gespannt sei und nur für sie spielen werde. Aber ihr kam das so, ein wenig verändert auf die Lippen; sie wußte selbst nicht wie.

„Ja ... aber ..."

„Ich habe es von meiner Kommode bezahlt. Den Kopfputz und die Theaterbilletts."

„Oh ... Nein, Elise ... Das ist mir ... Ich will es dir erstatten, es geht nun in einem hin. Wieviel war es?"

Sie sagte die Zahl, und er schloß die Schreibtischschublade auf; vorn in ihr stand die Kassette aus grünem Gitterdraht, und darin lag graublank Geld.

Elise lächelte unmerklich. Nur ihre Mundwinkel vertieften sich. Eine Art Triumph war in ihr. Eine tiefe Befriedigung über ihr damaliges Geschäft mit der alten Nathan. Die Kommode hatte eine putzige Verwandlung durchgemacht und sich gewissermaßen zur Schraube entwickelt. Elise gab ihrem Manne einen übermütigen Dankeskuß auf die Wange.

Im Theater abends genoß sie Aufregungen, wie sie nie gekannt, nie geahnt, daß solche an sie herantreten konnten! O, Gott, wie war das Leben spannungsvoll. Es vermählte sich mit der Bühne, und das Droben und Drunten war nicht mehr auseinanderzukennen. Sah, hörte das Publikum denn nicht, daß Wendrin alles ihr zuspielte?! Ihr vor fast achthundert Menschen Liebe zuschwor? Sie wagte nicht, umherzusehen. Sie fürchtete aller Augen auf sich gerichtet.

Aber sie wußte auch: dies durfte nicht zu einem Drama ausarten. Sie wollte weder Wendrin sich verzehren lassen in unseliger Leidenschaft, noch ihren guten Heinrich in Verzweiflung stürzen. Das Schicksal teilte ihr eine große Rolle zu. Mit Adel und Gefühl hoffte sie sie zu spielen. Unglücklich lieben, groß entsagen, sich der Treue und Pflicht opfern ...

Sie fühlte jede Entschlossenheit in sich. Es war ihr Vorsatz, eine geheime Aussprache mit Wendrin herbeizuführen. Erstens wollte und mußte sie ihn, nur ihn, den großen Künstler mit der glanzvollen Zukunft aufs Gewissen fragen, ob er Heinrich rate, noch Schauspieler zu werden. Wenn ja, konnte

er gleich Heinrich ans Königliche Schauspielhaus empfehlen. Heinrich kannte ja überdies Hendrichs schon persönlich, auch die Schlegel kannte er, das Kind der Stadt, die jetzt in Schwerin so gefeiert wurde und an die Berliner Hofoper schon engagiert war. Das waren Beziehungen! — Und dann wollte sie ihm sagen, daß die innigste Freundschaft sie fürs Leben verbinden solle — über den harten Felsengrund einer edlen Entsagung hinweg!

Sie schrieb in ihr Gedichtbuch „Elisens Abschied" ein, das noch immer die Herzen rührte und ihr nun, schon wegen des Namens, wie für sie verfaßt schien.

„Wenn Zauberblicke dich umstricken,
Denk' an Elisens Tränenblick..."

Sie war sich nicht bewußt, daß all dies schon Untreue sei. Den Begriff hatte sie noch nie nachgeprüft. Nein, sie genoß nur das wonnige Unglück einer außerordentlichen Lage. Sie hörte förmlich den ehernen Schritt des Schicksals und sah in seinen Fußspuren Herzbluttropfen.

⁂ ⁂ ⁂

Nur an den wichtigsten Ecken standen Öllaternen, und in großen Zwischenräumen zogen sich quer über die Straßen Ketten, an denen gemütlich blakende, ehrsame Laternen hingen. Sie leuchteten Friedlichkeit und strahlten genügsame Ruhe. Oben der Himmel schien wolkenverhangen. Eine sternenlose Schwärze drohte herunter. Die aus dem Theater Heimkehrenden verloren sich in den abzweigenden Straßen, und der Hauptstrom der Menschen wurde bald sehr dünn. Als unbestimmbare Schatten glitten sie an den Häusern vorbei, dann verschluckte sie die dunkle Straßentiefe.

Elise an Heinrichs Arm schwieg. Heinrich kostete die schauspielerischen Genüsse kritisch bei sich nach. Mit einemmal fiel ihm bei, was im Zwischenakt der Konsul von der Halden ihm gesagt: es würde erwünscht sein, wenn das Geld für alle von privater Seite vertriebenen Plätze morgen abgeliefert werde, damit man dann über die etwa nicht verkauften an der Theaterkasse verfügen könne.

„Eh' ich's vergesse: gib mir doch das Geld für die zwei Billetts, die Max Wendrin für dich verkauft hat."

„Ja," sagte Elise zitternd, „ja..."

Wendrin hatte immer noch vergessen, ihr die sechs Mark Kurant zu geben. Sie wagte nicht, ihn daran zu erinnern. Sie fand es so begreiflich, daß ein genialer Künstler derlei vergaß. Anderseits —

‚Warum hab' ich Ja gesagt?' dachte sie unglücklich. ‚Weshalb nicht unbefangen äußern: er vergaß es, kassier' du dir's von ihm ein? Nun blieb gar nichts anderes übrig, als die beiden Billetts vorerst von ihrer Kommode zu bezahlen.

Am andern Morgen verließ Heinrich früh sein Kontor. Er wollte den ersten Schritt zur Aufnahme einer kleinen Hypothek mit leichter Hand und flotter Miene so tun, daß der Makler nicht von fern eine Geldverlegenheit vermuten sollte. Außerdem dachte er nochmals zu versuchen, ob der alte reiche Küster sich nicht seinen Widerwillen gegen jegliche Versicherung wegschwatzen lasse.

Elise paßte scharf auf. Noch war das lange, blecherne Ausbimmeln der Haustürglocke nicht ganz verklungen, da saß sie schon auf dem Roßhaarsofa am Eßtisch, das porzellanene Tintenfaß, das sonst als eine Art Nippstück auf dem Spiegelschrank stand, vor sich und schrieb einen Brief. Der Bogen stammte aus einer Papeterie, die sie mal zum Geburtstag bekommen, und war mit einem Rosenzweig geziert.

„Sehr geschätzter Herr Wendrin!

Nach vielen seelischen Kämpfen schreibe ich Ihnen. Zu Ihnen allein habe ich das Vertrauen, daß Sie mir eine wichtige Frage zu beantworten vermögen. Ich muß Sie deshalb sprechen, aber kein Mensch darf davon erfahren. Dienstag nachmittag sechs Uhr geht mein Mann in den Schachklub. Gegen acht Uhr kommt er zurück, um vor der Generalprobe zum ‚Don Carlos' etwas zu essen. Antworten Sie mir nicht schriftlich. Ich warte auf Sie und hoffe.

Ihre Sie sehr bewundernde

Elise Schunck."

„P. S. Gestern abend in ‚Werner oder Herz und Welt' waren Sie einfach süß. Sie übertrafen noch einen Hermann Hendrichs.

„P. S. Es ist auch sonst wichtig, daß wir uns aussprechen. D. O."

Dies zweite P. S. ließ sie nach längerem Besinnen doch weg und schrieb Brief und erstes P. S. ab, mit ihrer sauberen Schulmädchenhand. Keine Stimme wachte in ihrer Brust auf, um ihr bewährte Weisheit zuzuraunen wie z. B.: ‚Wer sich in Gefahr begibt, kommt darin um.' Daß für ihren Ruf, ihre Ehe dies Schriftstück einem besiegelten Todesurteil gleichkommen würde, fiel ihr gar nicht ein.

Von diesem Augenblick an hatte sie aber doch das Gefühl, als rausche ein Wasserfall und als seien die Stunden überfüllt mit Ereignissen. Ihr war fast groß zumute, und in ihre Haltung kam etwas Heroinenhaftes. Heinrich hingegen zeigte die eines gedrückten kleinen Mannes. Trotzdem der Makler die Beschaffung einer kleinen Hypothek für Spielerei erklärt hatte und trotzdem der reiche Kü-

ster ihm nicht die Tür gewiesen, sondern gesagt, er wolle es überlegen. Die Erklärung für die armselige Geducktheit Heinrichs war diese: in den Fenstern der Buchhandlungen und dem der Musikalienhandlung, also da, wo immer bevorstehende Kunstgenüsse und Theateranzeigen aushingen, war heute zum erstenmal die Don Carlos-Vorstellung für den kommenden Mittwoch angekündigt. Von innen waren gegen das Glas Zettel geheftet, die die Namen aller Mitspielenden enthielten. Auch den seinen. Lange hatte er in stiller Freude, von Künstlereitelkeit geschwellt, diesem Augenblick entgegengelebt. Aber da er nun seinen Namen las, wurde ihm unbeschreiblich zumute. Ein fader Geschmack lag auf seiner Zunge, seine Knochen froren, und sein Leib schien Zentnergewichte zu bekommen.

So hatte kein Gatte die geringste Aufmerksamkeit für den andern. Nur als Elise einmal wieder die Kommode ausspielte, wurde er etwas herausgerissen. Morgen, Sonntag abend, würde Fräulein Schlegel als Amina in der ‚Nachtwandlerin' gastieren; dabei konnten sie doch nicht zu Hause bleiben! Ungeduldig fuhr er sie an: „Lass' die ewige Kommode aus dem Spiel!" Und ergeben setzte er hinzu, daß er wohl Plätze besorgen wolle. Aber die Vorfreude war diesmal das Beste gewesen: Elise saß enttäuscht, denn Heinrich hatte die Plätze links genommen, während man nur von rechts die Loge der männlichen Bühnenmitglieder im zweiten Rang beobachten konnte.

Heinrich aber hörte nicht die Koloraturen der Schlegel und empfand keinerlei Hingerissenheit von ihrem ergreifenden Spiel. Er hatte Visionen: sah sich selbst immer da oben stehen, und eine ganz seltsame Art von Übelkeit erfaßte ihn. Oberhalb der Nasenwurzel schien ein Hohlraum zu entstehen, in dem etwas Körperloses kreiste. Er glaubte, dies seien die Vorboten einer Krankheit.

Der Montag brachte weitere Ängste. Das dunkelbraune Gewand des Domingo', das die Theatergarderobe hergegeben hatte, war ihm etwas zu lang. Er hätte leicht stolpern können. Es gab ein peinlichstes Ausprobieren. Elise kniete auf dem Estrich und maß und steckte und nähte.

Nachmittags kam Hansen zur Partie. Er knurrte und wollte den Tag preisen, wenn die Herren Dilettanten nicht mehr die Kulissen bevölkerten und wenn er nicht mehr hin- und hergezerrt würde von Ratheischenden. Ehe er sich mit Heinrich zu dem von der Welt befreienden, schöne Versunkenheit schenkenden Spielbrett niederließ, fragte er noch nebenbei: „Sag' mal, hat Wendrin eigentlich die beiden Theaterplätze verkauft?"

„Ja, ja — Elise gab mir das Geld — ist schon alles abgeliefert."

„So!" sagte Hansen trocken.

Beim Figurenaufstellen bemerkte Heinrich: „Talentvoller Mensch, Max Wendrin. Ob das Gastspiel auf Engagement in Berlin bald vor sich geht?"

„Unsinn. Gar nicht," antwortete Hansen kurz. Und zog schon den Bauer an.

⌘ ⌘ ⌘

Allzu lang dehnten sich die Stunden. Daß Zeit so zähflüssig sein konnte! Die Uhren tickten langsamer. Und ihr Schlag wurde immer gelassener.

Am Dienstag schüttete der Himmel Novemberregen herab, der unablässig an schrägen Schnüren gleich grauen Glasperlen niederwärts zu laufen schien. Über den begossenen Dächern stand der zinnfarbene Himmel, die Kopfsteine des Straßendammes waren überflossen; aus den Traufen stürzten Wasser. Jene Stimmung kroch zwischen den Häuserzeilen dahin, die alle Frische im Menschen lähmt und Sonne und Licht zu auf immer entschwundenen Träumen werden läßt.

Heinrich war in Angst vor einem Schnupfen und beugte vor, indem er ab und zu einige Pimpinelltropfen auf einem Stück Zucker nahm.

Elise hielt zwei Dinge für unmöglich: erstens daß Heinrich bei dem Wetter in den Schachklub gehen, zweitens daß Wendrin sich diesem Regen aussetzen würde, der kein gewöhnlicher Regen, sondern zehnmal nasser war. Heinrich, obschon Schach ihm noch über Theater und vielleicht selbst über Elise ging, wäre diesmal doch gern zu Hause geblieben, um sich zu schonen und um vor der kostümierten Generalprobe zum unendlichsten Mal seine Rolle durchzusprechen. Aber er scheute die Neckereien, die ihn schon sowieso verfolgten. An der Börse nannten ihn einige ihm sehr befreundete Witzbolde nur noch Domingo Schunck. Kaum schloß sich hinter ihm die Tür, so stürzte Elise in ihr Schlafzimmer. Beim Schein einer Talgkerze zog sie ihr Geblümtes an und zierte ihren Kopf mit dem Aufputz von Band und Röschen. Kathrin, das Kleinmädchen, hatte noch keinerlei Erfahrung in Sachen der Eleganz und hielt ihre Herrin für fürstlich angezogen. Elise nahm noch ihre rosa Barègeécharpe um Schulter und Arm, trug den Messingleuchter mit dem Licht vorsichtig nach vorn, um die Rouleaux herabzulassen, auf denen ein sehr buntbeschweifter Vogel unbekannter Art über unglaubhaften tropischen Blumen himmelanstieg. Elise wollte sich überraschen lassen. Da aber Max Wendrin viel früher kam, als sie erwartete, war sie wirklich überrascht.

„Oh Gott!" stotterte sie. Und dann: „Eben hatt' ich meine Robe für morgen abend probiert ... wollte mir gerade wieder mein Hauskleid ..."

Wendrin, düsterer als je gelockt, von feuchter, kühler Novemberluft noch umwittert, warf seinen höchst interessanten dunkelblauen Burnus auf den nächsten Stuhl und eilte auf Elise zu.

„Entzückend!" sagte er. Und indem er ihre weiche, etwas dicke Hand nahm, neigte er sich und küßte ihren nackten Unterarm.

„Nein," stammelte sie. „Nein ..."

In seinen Blicken war einige Unruhe.

„Sie wollen eine Frage an mich richten — kommen Sie, teure Freundin — ah, hier ist es warm — draußen: Sintflut. Brr ..." Wenn Sie eine Tasse heißen Kaffee hätten ...

Dies Verlangen bestürzte Elise. In der Küche war das Feuer auf dem offenen Herd lange aus. Es zu ungewohnter Zeit zu entzünden, lag nicht im Tagesprogramm, wie es Kathrin unverrückbar eingehämmert war.

„Ich müßte selbst ... Es würde sehr lange dauern ..."

„Haben Sie denn einen Schnaps oder sonst was ...?"

Ein Glas Madeira konnte Elise ihm geben —

„Nun kommen Sie," sagte er nochmals und klopfte einladend auf den Sitz des Sofas, in dessen rechte Ecke er schon gleich sich hineingelehnt hatte.

„Also was für 'ne Frage? Ob ich Sie reizend finde? Ob ich Ihren Gatten ermorden will?" Er lachte. „Ich denke: er gönnt der Kunst und den Künstlern alles ..."

Er suchte Elisens Hand und trachtete sie näher heranzuziehen.

„So ist er endlich da, der Augenblick,
Und Carl darf diese teure Hand berühren!"

deklamierte er.

Elise, ohne Vorsatz, nur aus lauter Angst, war die steifste, verkörperte Abwehr.

„Ich — wir — ich wollte etwas Ernsthaftes sprechen — fragen ... Mein Vertrauter sollen Sie sein ..."

„Engel des Himmels! Ja, ich will es sein — will deiner wert sein ..."

Daß er ganz und gar von seinem Carlos erfüllt war und mit dessen Worten sprach, fand Elise natürlich. Es gab ihr sogar den Mut zurück.

„Ob Sie finden — glauben — es für möglich halten, daß mein Mann ... ob sein Talent ... ob ich recht tue, ihn zu überreden — er wollte es nämlich schon als Knabe — nun noch zur Bühne zu gehen?!

Er stürzte den Madeira in seinen Mund. Was für eine langweilige Frage!

„Unbedingt!" rief er. „Unbedingt! Solch Talent! Hervorstechend! In die Augen springend! Ich bin bereit, ihn zu unterrichten und dann ans Königliche Schauspielhaus zu empfehlen."

Elise atmete tief auf vor Entzücken. Alle Verlegenheit fiel von ihr ab. „Wenn mein Mann und Sie im gleichen Engagement ... Wieviel könnt' ich für Sie tun ... als Ihre Freundin ... Es könnte ideal ..."

„‚Ja, Königin, das Leben ist doch schön,' sagt Posa ... Aber warum auf die Zukunft warten?" Nun rückte er ihr so nahe, daß er den Arm um ihre Taille legte.

Elise hörte den Flügelschlag des Schicksals rauschen, und die Versuchung kam und stellte ihre Tugend in einem schweren Augenblick auf die höchste Probe. Ihr Herz klopfte so hart, daß sie jeden Schlag als von einem Hammer geführt im Kopfe widerhallen hörte. Und eine qualvolle Art Wonne rieselte durch sie hin, der das Unterliegen so wahnwitzig beglückend erschien, daß es mit dem Tode selbst nicht zu teuer bezahlt werde.

Er zog sie näher an sich, und sie, schon betäubt, war auf dem Punkt, vergehend an ihn hinzusinken.

„Geliebte Freundin — holdestes Weib — Sie können schon jetzt viel für mich tun. Sie vertrauten mir. Ich will auch Ihnen vertrauen." Er seufzte, ließ Elise plötzlich und sagte: „Ich bin in einer scheußlichen Geldklemme. Pumpen Sie mir ein paar hundert Mark ..."

Eine Pause entstand.

Sie dauerte ihm zu lange. Er riß Elise wieder stürmisch an sich. Aber ihre flache Hand legte sich mit starkem Druck gegen seine Brust. So wehrte sie ihn ab. Sie hatte das Gefühl, als sänken ihr die Augen tiefer in die Höhlen und als sterbe ihr Gesicht ab. Mit blassen Lippen, sie kaum bewegend, sprach sie: „Das kann ich nicht." Und ihr ganzes Wesen füllte sich mit Beschämung, die aus vielen Quellen her in sie hineinfloß und sich miteinander vermengten.

„Aber, werte Freundin — ist das Ihre Liebe? Sie können nicht? Sie wollen bloß nicht ..."

„Ich verfüge über kein Geld."

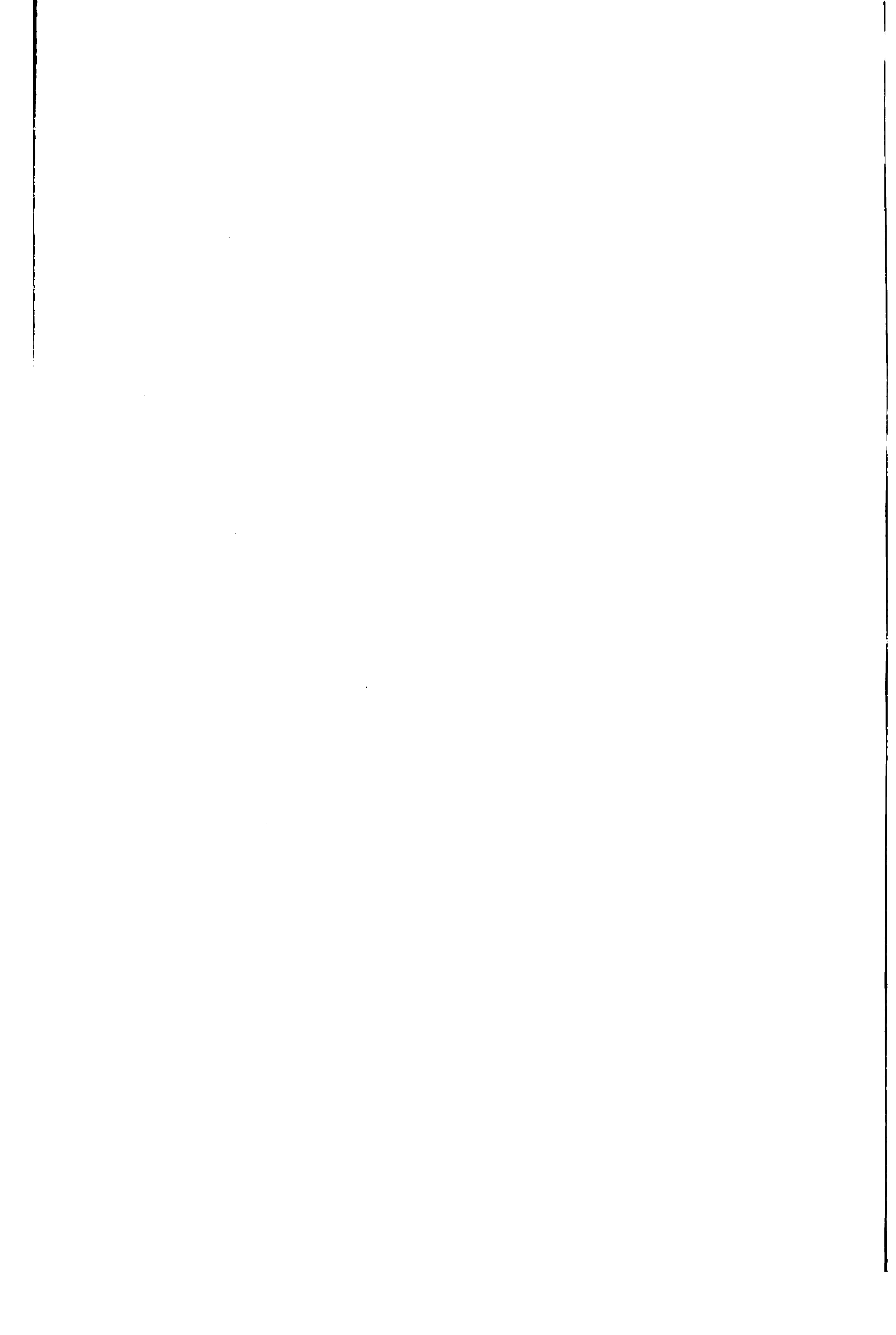
„Über gar keins? Nicht über die geringste Summe? Sie könnten sich doch von Ihrem Heinrich was geben lassen. Herrjes, ihr Frauenzimmer seid doch erfinderisch!"

„Das kann ich nicht," wiederholte sie. „Ich hab' nur ein paar Mark, vom Verkauf einer alten Kommode ..."

„Also ja — im Moment bin ich mit 'ner Bagatelle zufrieden. Aber, nicht wahr, Sie



Springschule
Gemälde von G. von Finetti



luchsen Ihrem Heinrich was ab! Dafür unterricht' ich ihn dann gratis. Dann sehen wir uns oft. Übrigens warum nicht auch mal in meiner Wohnung? Meine Wirtin ist verschwiegen ..."

Elise stand auf. Steif und gerade ging sie. Am Fenster hatte ihr Nähtisch seinen Platz. Darin lagen, in einer bunten kleinen Schachtel, die Silberstücke bis auf die zwei, die sie Heinrich für die von Wendrin nicht bezahlten Billetts gegeben. Sie hielt ihm die Schachtel hin. Er nahm sie, eine doch vielleicht ihn etwas anhauchende Verlegenheit mit Lachen überlärmend. „Ja, so geht's. Mal Prinz, mal Bettler. Auf den Brettern. Im Leben. Holde, schöne, angebetete Frau: Dank! Heißeren noch, wenn Sie bei Ihrem Mann ... Also auf morgen ..."

Aber Elise stand und sah an ihm vorbei. Er schritt an den Stuhl, über dem sein Burnus hing, und warf ihn malerisch um sich. Die Tür schlug hinter ihm zu.

Viele Minuten später ging Elise ins Schlafzimmer. Da war es kalt. Sie zog sich aus und sank ins Bett. Sie schlotterte und fror. Und versteckte sich tief zwischen den Kissen.

Wenn sie doch Geld gehabt hätte — den Nähtisch voller Silber — viel Geld ... Es hätte ein Trost, ein Genuß sein müssen, es ihm vor die Füße zu werfen, nun war es so klein — so jämmerlich klein gewesen —

Diesem Nebenstrom in der verschlingenden Flut folgten ihre Gedanken mit einer Art Eigensinn.

An alles andere wagte sie nicht zu denken, nicht an das, was durch ihre Adern schwoll und ihr die Besinnung hatte nehmen wollen ...

Bleiern lag sie, geschlagen von einer unvergeßlichen Schmach ...

⌘ ⌘ ⌘

Heinrich erschrak, als er seine Frau leichenblaß, mit tiefen Schatten in den Augenhöhlen, vor Frost bebend, im Bett fand. Kopfweh? Elise hoffte, es würde morgen besser sein? Dann gottlob. Ja, bei dem Regen! Aber er war sehr hastig. Mußte ein wenig genießen, um zur Generalprobe zu gehen. Kaum daß er noch Kathrin sagen konnte, sie solle Kamillentee für Madam kochen.

Aber Elise wurde nicht besser. Sie wollte nicht besser werden. Sie sah noch zerstört aus, wenn auch nicht ganz so wie gestern abend. Sie bat Heinrich, sich in keiner Weise zu sorgen. Es war freilich schade — mit der Vorstellung — und dem Fest ...

Unter anderen Verhältnissen würde Heinrich sehr von Mitleid hingenommen gewesen sein und nebstbei auch verärgert über das zwecklos hinausgeworfene Geld. Heute aber brachte er nur das Nötigste an Teilnahme auf. Denn er fühlte sich selbst sehr krank.

„Wir müssen etwas genossen haben, was uns schadete," sagte er. Daß er einfach vor Lampenfieber krank sei, würde er nicht einmal bei sich selbst zugegeben haben.

Nachmittags legte er sich in das Bett neben dem Elisens. Er hoffte, daß ihm Ruhe nützte. Alle großen Künstler, auch Hansen, gingen einige Stunden vor wichtigen Aufführungen zu Bett. Doch kam er nicht zum Schlafen. Übelkeit und seltsames Zittern machte ihn elend. In diesen Stunden hätte er Jahre seines Lebens hingegeben, wenn er nicht aufzutreten brauchte. Er wünschte, daß ein Blitzstrahl das Theater träfe. Aber draußen rann nur der Regen, und als die früh sinkende Dämmerung seine Tropfenzeilen verschluckte, hörte man noch sein eiliges Rinnen. Auch Elise horchte darauf.

Immer stiller wurde es in ihr. Vorbei — vorbei — Was alles? Das hätte sie nicht sagen können.

Dann mußte Heinrich aufstehen und sich anziehen. Und dabei verflog dann auf das unerklärlichste sein elender Zustand. Mit liebevollem Stirnkuß, ein wichtig-froher Mann, ging er davon.

⌘ ⌘ ⌘

Schlummer und Aufschrecken. Tränen, die sich sacht zwischen den Wimpern hervorstahlen und auf die Leinwand des Kissens tropften. Stumpfheit, die glaubte, daß nie wieder reges Leben kommen könne. Glut, die das Gehirn zu sprengen drohte, und Kälteschauer, die sie beben ließen. Das waren Elisens nächste Stunden ...

Eine kleine Nachtlampe, ein Flämmchen, das auf einem Dreieck von Kork im Glas voll Öl schwamm, stand auf einem niedrigen Schrank. Es brannte stetig und bescheiden und malte einen Lichtkegel an die weiße Zimmerdecke.

Auf einmal zuckte dieser Kegel, und seine Form verzerrte sich. Schatten änderten Gestalt und Platz. Das Wesen der Beleuchtung im Halbdämmer des Raumes war aufgeschreckt. Heinrich hatte die Tür geöffnet.

Elise richtete sich rasch auf. In all ihre elende Stumpfheit brach plötzlich die Neugier, wie denn alles verlaufen sei, und ein leiser nachträglicher Jammer, daß sie vom Feste ausgestoßen gewesen, sich selbst habe ausschließen müssen, durch eigene Schuld, kam bitter über sie. Aber noch einmal Max Wendrin begegnen? Lieber sterben ...

Heinrich, im Frack, mit den Gesten eines

Zerbrochenen, kam auf sie zu, fiel beinahe auf den Rand ihres Bettes, saß und neigte sich zu ihr. Er nahm sie in seine Arme und legte sein Gesicht auf ihren Kopf.

„Heinrich!“ sagte sie zaghaft. Und der entsetzliche Gedanke kam ihr, daß er schon von ihren Heimlichkeiten mit Wendrin wisse. Aber woher? Durch wen? ...

„Heinrich!“

Und da brach es aus ihm heraus. Er hatte nicht auf Hansen gehört, der vor zu vielem Repetieren warnte. Er war seiner so sicher gewesen. Auf der Generalprobe noch hatte er der Souffleuse verboten, ihm den Anschlag zu geben. Nun war das Entsetzlichste geschehen. Sein Gedächtnis, überfüllt und ermattet, hatte sich mechanisiert. Es überlief sich, stockte. Es machte Konfusion. Gleich im ersten Auftritt sprach er: „Daß dem beängstigten Gewissen die Kirche einen Schlüssel aufgetan, wozu Monarchen keine Zuflucht haben ...“ Hansen beruhigte ihn hinter der Szene: „Derlei merkt kein Mensch!“ Und wußte Anekdoten von unglaublichen Versprechungen, die im Publikum nicht beachtet worden waren. Aber die Sicherheit verschwand; immer mehr, immer häufiger versprach er sich. Es kam dahin, daß die Eboli beinahe lospruschte und sich kaum bezwang in ihrer Szene mit ihm und Alba. Und dann — der Angstschweiß machte schon Schminke flüssig, daß sie über die Stirn und Wangen rieselte — dann wurde er fassungslos nervös. Als er im dritten Akt das Zimmer des Königs betreten wollte, stolperte er über die Schwelle und fiel vorwärts — das Publikum lachte und klatschte. Es klatschte jubelnd Beifall seinem Pech!

Elise saß mit tiefgeneigtem Kopf, die Hände auf dem Federbett gefaltet. Und um dieser „Talentprobe“ willen hatte sie sich so weit vorgewagt? ‚Wirklich nur darum?‘ fragte eine schrecklich zudringliche innere Stimme.

Heinrich war aufgestanden, sprach im Hin- und Hergehen weiter. Die arme kleine Flamme auf dem Öl zuckte, und ihre Lichtstrahlen schienen den Veitstanz zu haben.

„Hansen hielt mich! Er ist doch ein feiner Kerl — taktvoll. Ich wollte sofort nach Hause. ‚Bleib!‘ sagte er. ‚Verhöhn’ selbst dein Pech, da brichst du dem Hohn der anderen die Spitze ab, nimmst der Schadenfreude den Wind aus den Segeln!‘ Was es mich kostete! Ich handelte sozusagen bloß automatisch. v. der Halden soll eine wunderbare Rede gehalten haben, vom langsamen, aber spürbaren Wiedererwachen des vaterländischen Geistes, von Deutschlands Einigkeit und der Forderung der Kaiserkrone für Friedrich Wilhelm IV. Ich hörte nichts. Dann mein Damentoast, Du weißt, ich sollte die Damen in mein Glas nehmen. Als ich aufstand, johlten sie los. Domingo Schund, Domingo Schund! Du weißt wohl: Fünfzig, als einzelne feine Menschen, sind zu jeder Albernheit bereit als Masse. Aber wie das zuging, ist mir ein Rätsel: die Wut gab mir die kühnsten Reime ein. Ich hatte mir vorher den Toast ein bißchen zurechtgelegt — alles kam anders heraus. Hansen sagte nachher: ‚Mensch, das war der brillanteste Toast deines Lebens.‘ Der Erfolg war Jubel und Gedränge um mich ...“ Er schöpfte Atem. Ja, doch ein leiser Ausgleich.

„Was für ’n Glück, Elise, daß du krank warst. Du hättest zu viel ausgestanden bei der Blamage! Aber eins ist gewiß: ich bin für immer kuriert von der Schauspielerei.“ Er kam heran, setzte sich wieder auf den Bettrand.

„Sieh mal, Elise,“ sagte er, „wir haben die letzten Wochen zu viel Torheiten gemacht. Schulden ... Ja, das klingt beinahe lächerlich. Ein paar hundert Mark. Aber bei einem Budget, wo noch jeder Schilling vorwegberechnet ist! Ich muß eine Hypothek aufnehmen.“ Und er legte ihr die geplante Finanzoperation dar.

Eine Hypothek! Das schien Elise schon Niedergang und Bankrott. Denn der bescheidene, solide Bürger hielt noch auf Schuldenfreiheit seines Besitzes und wußte noch nichts von den Vorteilen mehrfachen Kapitalumsatzes. Sie stöhnte auf.

„Sieh mal, Elise! Meine Mitwirkung bei der Aufführung war ja vorgesehen. Aber sie hätte sich ohne so viel Vorbereitungskosten für dich und mein Üben mit Wendrin und all die Gastlichkeit und das viele Theaterbesuchen abgespielt, wenn das mit der verfluchten Kommode nicht gewesen wäre. Mit dem kleinen Stück Geld hast du mich förmlich geschraubt. Der Deubel soll die alte Nathan holen, die es dir aufgedrängt hat!“

Sie schien in stummes Schuldbewußtsein versunken.

„Laß uns wieder vernünftig leben, wie es unseren bescheidenen Umständen nun mal angemessen ist.“

Sie nickte heftig. Wortlos. Aber mit leidenschaftlicher Bewegung.

„Und wenn du auf mich hören willst: leg’ das dumme bißchen Geld auf ein Sparkassenbuch, lass’ es sich still vermehren. Und später kaufst du dir was Hübsches dafür.“

Da warf sie die Arme um seinen Hals und brach in Schluchzen aus. Die Fugen ihres Wesens konnten nicht mehr halten; sie zerbarsten, und das Übermaß von Scham,

schlechtem Bewußtsein, Mitleid mit Heinrich und sich selbst mußte heraus.

„Ich hab' es nicht mehr."

„Wofür hast du es denn ausgegeben?"

„Ich habe es Wendrin — geliehen —"

„Wendrin? Er hat dich angepumpt — Wann? Wie war es möglich?" Ihm wurde nicht gut zumute.

Und ihre Stirn gegen Heinrichs Frackaufschlag gepreßt, unter stürzenden Tränen kam alles heraus.

„Du hast ihm geschrieben?! Welche Unvorsichtigkeit! Und meinetwegen! Wirklich nur meinetwegen? Elise..." Es wollte ihm nicht über die Lippen. Und er mußte dennoch wissen! „Ist etwas vorgefallen, was ..."

„Nein," schluchzte sie auf. „Nur den Arm hat er mir geküßt — aber furchtbar war es doch — Und beinahe — Ach — diese Angst. Und dann wie ein Schlag ins Gesicht ..! die Bettelei um Geld. Dich sollt' ich anschwindeln für ihn — um Geld ... Verachte mich nicht... Ich war zu verblendet!"

Heinrich hielt Elise fest an seiner Brust. Dank und Erlösung preßte ihm eine Träne ab. Langsam rann sie hernieder und schmeckte ihm salzig auf den Lippen ...

Die Erschöpfung zwang endlich auch ihn sich hinzulegen. Aber seine Hand und die seiner Elise hielten einander; unter den Federbetten heraus ruhten sie gerade auf dem kalten Holzrand der Bettstellen.

Sie konnten nicht schlafen. Zu viel hatten sie durchgemacht. Und Ansehen und Glück wären fast in die Brüche gegangen. Aber ganz von selbst wollten die verschlungenen Hände sich die Kälte nicht gefallen lassen und wollten teilhaben an der molligen Wärme der anderen Glieder — sie lösten sich, zogen sich nach rechts und links unter die Federbetten zurück, und das längst beruhigte kleine Flämmchen auf dem Öl bekam als stimmungsvolle Ergänzung den Laut sanfter Atemzüge, die von Schlummer erzählten.

⁂

Am anderen Morgen ging Heinrich zu Hansen und vertraute sich ihm an. Gleich darauf schlugen beide den Weg zu Wendrins Wohnung ein.

„Wart' draußen," befahl Hansen. Denn verschlampte Kollegen erfüllten ihn immer mit Scham, als sei er selbst betroffen.

Von einer beispiellosen Unruhe gefoltert ging Heinrich vor der Tür auf und ab, bis Hansen zurückkam. Was dieser mit Wendrin gesprochen, kraft welcher Überredungsmittel er die Herausgabe von Elisens Brief bewirkt, verschwieg er völlig.

Es war noch ein Kampf in Heinrich, ob er den Brief lesen oder ihn voll Größe Elisen ungelesen aushändigen solle. In welchem Kampf er sich, obgleich ein Dramatiker vielleicht einen Helden anders hätte handeln lassen, doch für Lesung entschied. Denn vom Dramatischen war Heinrich zurzeit noch übersättigt.

Ja, der Brief war im höchsten Grade unvorsichtig! Aber nur ein harmloses Gemüt konnte solchen Grad von Unvorsichtigkeit erklimmen. Es gibt Torheiten, die die Beweise ihrer Unschuld in sich tragen. Und da Heinrich die Frauen in einfacher Linie sah, hatte er keinen Scharfblick für merkwürdige Unterbewußtheiten. Zusammen mit Elise verbrannte er den Brief, indem er einen Fidibus für seine Pfeife daraus faltete und den Rest in den Ofen warf.

Am Nachmittage kam unerwartet Hansen.

„Ich dachte, eine Partie Schach sollte heute gut tun," sagte er. „Ich hab' meine Rolle an Friedrich Haase abgetreten, der schon lange danach giert. Der wird mal was, sag' ich dir! Wer mit Zwanzig schon so echt in der Wolle gefärbte humoristische Väter spielen kann ..."

Aber Heinrich hatte heute keinerlei Interesse für Talente und ihre Möglichkeiten. Er war dagegen innig dankbar, daß er sich ans Schachbrett niedersetzen konnte.

Und bald umfing die beiden Männer die grüblerische Weltentrücktheit und die zum Spiel gewordene philosophische Erkenntnis, die weiß, daß schließlich alles nach mathematischen Gesetzen sich vollzieht.

Elise brachte die Lampe. Und Elise errötete nicht mehr vor Hansen.

Draußen aber, trotz des emsig plaudernden Regens, der durch seine unablässige Geschwätzigkeit seine widerwärtige Nässe zu übertäuben suchte, im immer tiefer werdenden Grau der klammen Dämmerung, öffnete sich leise die Haustür. Nur zu einem kaum merklichen Spalt. So daß die am gebogenen Blechträger hängende Glocke gar nicht anfangen konnte zu bimmeln.

Und herein schlüpfte die idyllische Ruhe, die hier ins Haus gehörte, sich aber einige Wochen auf der Wanderschaft befunden hatte. Nun wollte sie es wieder angenehm haben am Herde der Dielenküche, auf dem das offene Feuer rötlich-räucherig brannte, während oben auf seinem Borde das Zinn- und Kupfergerät im Halblicht aufblinkte.





Fünfzig Jahre im Münchner Kunstleben

Von Fritz v. Ostini

uf eine so lange tätige Teilnahme am Münchner Kunstleben kann einer, der noch ein Jahr bis zum Sechzigsten zu warten hat, natürlich nicht zurückblicken, aber meine frühesten Erinnerungen reichen wohl ein halbes Jahrhundert weit zurück, die frühesten, schattenhaftesten bis zur Ausstellung von Wilhelm Kaulbachs grimmerfülltem Karton ‚Peter Arbuez‘, die soviel Staub aufwirbelte. Die Heiligsprechung des Ketzerbrenners Peter Arbuez, eines der furchtbarsten Menschen, die die Welt seit neronischen Zeiten durch ihr Dasein besudelt haben, hatte Kaulbach zu diesem Karton angeregt, einer Komposition, die er im ersten Zorn gleich an die Wand seines Ateliers hinwarf. Ein paar Jahre später stellte er seinen ‚Deutschen Michel‘ aus, und die Erinnerung daran ist mir licht und klar. Das Konventionell-Akademische der Linienführung, die theatralische Gebärde empfand ein Knabe im Jahre 1873 freilich nicht, aber er spürte den Jubel, die Heimatliebe und den Freiheitsdrang, die aus dem Bilde sprachen. Den Altgewordenen muß ein Blick auf das Werk freilich jammervoll traurig stimmen. Schild und Schwert sind dem deutschen Michel auf lange hinaus genommen, und just sein Widersacher von damals darf ihn unter die Füße treten; zusammen mit zwei Dutzend anderen Völkern ist es jenem gelungen, in vierjährigem Kampfe den Riesen niederzuwerfen; er kann ihn ausrauben und demütigen nach Herzenslust, bis die Mitwelt einmal der Ekel würgt — und das kann lange dauern! Damals, im Jahre 1873, schien mir der Kaulbachsche Karton ein Wunderwerk; echt war daran jedenfalls das Temperament und die Kompositionskunst des menschlich merkwürdigsten unserer damaligen Münchner Maler, Vorzüge, die eine nicht allzu ferne Zeit bestimmt wieder anerkennen und zurückzugewinnen suchen wird. Ein Jahr später starb Kaulbach, gerade früh genug, um seinen Ruhm nicht zu überleben. Jetzt war Malen Trumpf, und eben das fehlte Kaulbach, der selbst sich klar darüber war und gesagt hat: „Mit der Farbe verderb' ich alles!“ Die Farbe brachte uns Piloty nach München. Wie staunten wir vor seiner ‚Thusnelda‘ mit ihrer Farbenpracht und ihrem Realismus, mit ihrer technischen Meisterschaft, die nicht mehr Kartons „illuminierte“, sondern lebendige Dinge naturtreu darstellte und Stoffe und Metall „zum Greifen ähnlich“ wiedergab. Was da zu einer höheren künstlerischen Wahrheit fehlte, sahen wir Jungen nicht und die meisten Älteren auch nicht. Als ein paar Jahre später Anselm Feuerbach seine schwungvolle ‚Amazonenschlacht‘ in die große Münchner Ausstellung sandte (1876), gab man ihr einen Platz, der dafür sorgte, daß sie den Gemütern der jungen Münchner Malerschaft nicht gefährlich werden konnte. Ich sehe sie hoch oben im Vestibül hängen, rechts dem Eingang gegenüber. Mit einem guten Operngucker konnte man die Einzelheiten nicht übel erkennen. Ob diese Mißhandlung des genialen Künstlers damals weitere Kreise erregte, weiß ich nicht mehr. Ich glaube, die Entrüstung kam erst später. Die Zeit war noch nicht reif, eine große Persönlichkeit wie Feuerbach nach ihrem vollen individuellen Wert einzuschätzen, und die Mode hieß damals eben: Piloty. Vielleicht ist es überhaupt nur in ganz besonders glücklichen Augenblicken der Kunstentwicklung möglich, daß ganz unabhängig vom herrschenden Geschmack ein kühner Neuerer sich schnell durchsetzt, rein durch die Gewalt seines Wesens allein.

Im übrigen war jene Glaspalastausstellung, glänzend durch Qualität und Aufmachung, eines der bedeutsamsten deutschen Kunstereignisse auf lange hinaus. Von ihr datierte ein starker Aufschwung der Münchner Malerei und des Kunsthandwerks, auch des Münchner Kunstmarktes. Ein paar Jahre später feierte insonderheit die dekorative Kunst der Münchner — durch Gedons Vermittlung — auch auf der Pariser Weltausstellung Triumphe. Und in der Isarstadt herrschte ein frisches, frohes Leben, das gänzlich entschlummerte Gefühl und Stil und gutes Handwerk lebte wieder auf, vom Goldschmied bis zum Wachszieher gab es keinen besseren Handwerker mehr, der nicht seinen künstlerischen Ehrgeiz betätigt hätte, wäre es auch nur durch geschmackvolle Ausstattung seines Ladens gewesen. Und wer bauen ließ, wandte sich nun an gute Meister. Gabriel Seidls ‚Deutsches Haus‘ entstand als Vorbild für schlichten, bodenständigen Stil, ebenso das Hotel Bellevue mit Schraudolphs Fresken und Gedons lustiger Giebelfigur, die großen Brauereien ließen ihre Wirtschaftssäle „stilvoll“ schmücken. Stilvoll in dem Sinne, den man später retrospektiv

schimpfte! Damals war es aber der einzige Sinn, der möglich war, und aus ihm erzeugten sich zwei Jahrzehnte später alle die Bewegungen, die den heutigen neuen Zeitstil reifen ließen. Retrospektiv bis zu gewissen Grenzen waren wir damals alle; es gab keinen, der dawider geeifert hätte. Auch in den Dienst der Freude trat jene Bewegung. Herrliche Künstlerfeste im Freien und im Ballsaal liehen ihre Pracht vom alten Stil: die Belagerung von Schwaneck mit ihrem mittelalterlichen, farbenprächtigen Prunk, das Bundesschießen von 1881 mit seinem märchenhaften Festzug, ein altitalienisches Fest, das die zu jener Zeit starke ungarische Künstlerkolonie in dem zum Markusplatz umgebauten Kolosseumssaale gab — das waren Veranstaltungen von einzigartiger Schönheit und einem Kultus der Lebensfreude, an den man heute nur mehr mit feuchten Augen zurückdenkt. Ihn hat freilich nicht erst das Elend des Weltkrieges zerstört. Die Zwietracht in der Künstlerschaft, der Verfall der bodenständigen Kultur, die Zuwanderung fremder Elemente gerade in Künstlerkreise und vor allem die ganze Amerikanisierung unseres allzu geschäftstüchtig gewordenen Volkes, alle diese Dinge haben schon lange vor dem Krieg jenen Geist zerstört, der früher dem Münchner Leben so viel künstlerische Schönheit lieh. Er war seit Ludwig I. am Leben gewesen — man lese nur im ‚Grünen Heinrich' Gottfried Kellers die Schilderung des großen Künstlerfestes nach!

Darf ich von mir selbst reden, so muß ich dankbar anerkennen, daß mir die ersten fruchtbaren Anregungen zur Kunstliebe von seiten eines prächtigen alten Zeichenlehrers kamen, in dessen Schule ich in unserm Internat, dem ‚Hollandeum', ging. Er stammte noch halb aus der Corneliusschule, ein famoser Künstlertyp vom alten Schlag, der wenig Ansprüche an das Leben stellte und sein dorniges Amt, einem Hundert Schüler die Geheimnisse der Form beizubringen, mit Hingebung versah. Spürte er ein wenig Talent, so verdoppelte er diese Hingebung und mich, mit dem er zufrieden war, machte er früh von der Sklaverei des Zeichnens nach Vorlagen frei. Während die Mehrzahl der andern nach Lithographien und Kupferstichen mit Blei und nadelspitzer Kreide arbeiteten, wies er mich auf die Natur hin, gab mir Ölfarben in die Hand, und ich durfte in einer Ecke des Zeichensaals Stilleben malen. Eins davon, dessen Dasein ich längst vergessen hatte, habe ich vor wenigen Jahren auf einer Trödelauktion wiedergefunden und mich darüber gefreut, daß manches daran gar nicht so übel geraten ist. In jenem Zeichensaal habe ich auch außerhalb des Unterrichts manche vergnügte Stunde erlebt: er war nämlich unser Arrestlokal. Und wenn ich wegen irgendwelcher Allotria, z. B. weil ich während der Studierzeit in Leunis' Naturgeschichte gelesen, einen Sonntagnachmittag dort in Gefangenschaft verbringen mußte, machte ich mir den Spaß, als Heinzelmännchen zu walten und die Arbeiten derer, die mit ihrem Pensum nicht zurechtkamen, zu verbessern oder fertig zu machen.

Als dann das Abiturientenexamen hinter mir lag, wäre ich gern Maler geworden, aber mein Vater wollte, daß ich Jurist würde, um später in den Konsulatsdienst zu treten. So ließ ich mich denn als Jurist einschreiben, konnte aber den Pandekten nicht den leisesten Geschmack abgewinnen, hörte nur einige naturwissenschaftliche Vorlesungen und malte nebenbei Stilleben um Stilleben in einem Nebenraum des Ateliers von Jan von Chemінski, einem liebenswürdigen polnischen Künstler. Und schließlich trat ich doch in die Kunstakademie ein, gleichzeitig aber blieb ich auf der Universität inskribiert. Der alte Piloty nahm mich liebenswürdig auf und wies mich an Professor Alois Gabl, einen behäbigen Tiroler Künstler, der das Zeug hatte, einer unserer Besten zu werden, aber wenig fruchtbar war und ganz versagte, als er sein Professorenamt niederlegte, um mehr malen zu können. Er hat dann noch weniger gemalt. Nie wieder habe ich bei einem Künstler einen derartig plötzlichen Zusammenbruch des Talentes erlebt wie bei diesem hochbegabten Landsmann Defreggers. Seine späteren Bilder waren nur mehr Karikaturen seiner früheren, sie wirkten zuletzt geradezu dilettantisch, und er hat denn auch bald tragisch geendet. Hier hat wohl unmittelbar eine krankhafte Veränderung des Gehirns eine große Begabung zerstört. Nach ihm wurde Johann Herterich unser Meister in der Naturklasse. Sie war maßlos überfüllt und übel untergebracht in einer Art Schuppen auf dem Maffaianger, beim Bahnhof. Der Geist angespannter Arbeit herrschte nicht eben in unserem Kreis, sondern es wurde aller erdenklicher Unsinn getrieben, und nicht selten zogen wir, zur Entrüstung der wenigen Braven, mit unseren Modellen zu ausgedehnten Frühschoppen in irgendeine benachbarte Wirtschaft. Das wochenlange Hinarbeiten an einem Kopf, die monatelange Plage um einen Akt, das alles hatte wenig Reiz für die meisten und war auch im Grunde nicht viel fruchtbarer als das Zeichnen nach Vorlagen oder die Tortur im Antikensaal, denn in jenem Massenbetrieb, bei dem einer kaum die Ellbogen rühren durfte ohne Gefahr, des Nachbarn Staffelei umzuwerfen, kamen Lust und Liebe nicht auf. Mich drängte es zur Farbe. Ich nahm mir ein kleines Atelier, und hier hat mir Bruno Piglhein in liebenswürdigster Weise zur Seite gestanden. Er half mir bei ein paar Pastellbildnissen, und manches an diesen wurde vortrefflich. Dies „Manche" war freilich von Piglhein und nicht von mir. Immerhin: ich bekam Begriffe von der Technik des Malens, und wenn ich dann auch kein Maler wurde, sondern ein Kunstschreiber,

jene Lehrzeit war für mich nicht verloren. Es wäre recht gut, wenn jeder, der später zur Feder greift, um über die Kunstleistungen anderer zu urteilen, erst an sich selber die Erfahrung machte, wie schwer alle künstlerische Arbeit ist. Bescheidenheit dem Können anderer Leute gegenüber würde er dann jedenfalls lernen, wenn er auch nicht malen lernte.

Zwei Umstände haben mich so um das Jahr 1884 dazu gebracht, auf meinen Künstlertraum zu verzichten: die Erkenntnis, daß mir doch die ausreichende Begabung zum Malen fehlte, und der Zwang, mich selber fortzubringen. Wäre das große Talent dagewesen, dann hätte sich ja wohl auch ein Weg gefunden, denn jenes fürchtet weder Not noch den harten Kampf. Aber ich traute meiner Zähigkeit im Ringen nicht, und da mein Vater an einer Zeitung, der nun längst entschlafenen ‚Süddeutschen Presse', tätig war und ich selbst gleich nach meinem Austritt aus dem Gymnasium schon mit einigem Erfolg feuilletonistische Versuche gemacht hatte, fing ich an, für das Blatt zu schreiben. Unterm Strich natürlich. Man überließ mir aushilfsweise alle Sparten der Kritik — auch die über den Kunstverein, den einzigen Ort, wo damals außer gelegentlichen Ausstellungen bei den noch nicht zahlreichen Kunsthändlern oder in einem Saale des Odeon regelmäßig Kunst gezeigt wurde. Noch erinnere ich mich an Fritz von Uhdes erstes Auftreten — er ging noch ganz die Wege Munkacsys —, an die Darbietungen Hans Thomas, der in jener Zeit den Münchnern noch ganz fremd und absonderlich vorkaum, und anderes, dem erst eine spätere Zeit die verdiente Anerkennnng brachte. Jenes Zentrum des Münchner Kunstlebens war auch der Mittelpunkt des Kunstphilistertums, dessen Sonntagvormittagvergnügen es bildete, so sinn- und respektlos wie möglich über alles zu urteilen, was einen neuen Ton anschlug. War eine Wiese mit leibhaftigem Grün gemalt, so hieß es ‚Spinat!', und wagte einer breite Pinselstriche, so hieß es ‚Geschmiere!' Die Erklärung, daß man dem oder jenem Maler am besten fünfundzwanzig aufzählen würde, konnte man oft genug hören, und es war fast immer ein Guter, den's anging. Die Berechtigung zu dieser Art von Kunstkritik hatten sich die Kunstvereinsmitglieder ja mit je zwanzig Mark Jahresbeitrag erkauft. Trotzalledem hatten die Münchner ihre Art von Sinn für Kunst; es gab altbürgerliche Häuser genug mit Bilderschätzen, und wo es künstlerische Repräsentation im großen oder Kunstvergnügen im kleinen galt, war ein Kreis alteingesessener Familien immer vorne dran. Allzu fortschrittlich ist derartiger bürgerlicher Kunstenthusiasmus freilich nie, kann es wohl gar nicht sein, ja eine gewisse unvermeidliche beharrende Spießbürgerlichkeit gibt in solchen Dingen wohl fruchtbarerern Boden für die Kunst ab als der Weltstadtsnobismus, der immer nach dem Neuesten jagt und unbesehen für gut hält, was Mode ist. Qualitäten, die ihnen zugänglich waren, würdigten die Münchner recht wohl. Unvergeßlich ist mir's, wie Wilhelm Leibl in einem Atelier an der Augustenstraße — 1882? — seine ‚Frauen in der Kirche' ausstellte. Ganz München wallfahrtete hin, in ehrfurchtsvoller Stille drängte man sich an die Staffelei und äußerte flüsternd sein Staunen über dies größte technische Meisterwerk der Zeit. Ein paar Schritte von der Staffelei saß der Meister selbst, eine derbe, stämmige Gestalt, auf einem Sessel und wiederholte den Bewundernden unermüdlich in seiner breiten Kölner Mundart: „Alles prima jemalt — alles prima jemalt!"

In den achtziger Jahren begann das Münchner Kunstleben immer fruchtbarer zu werden. Das Ausland, die großen französischen Akademiker: Julius Bâton, Lefèbvre, Bouguereau stellten aus im Glaspalast, die Spanier sandten ihre hausgroßen Riesenleinwände mit Schreckensbildern, von denen das Blut troff, die großen Panoramen wurden gemalt. Und 1888 kam die große Jahresausstellung, in der das Freilicht und der neue Realismus seinen Einzug hielten. Es war diese Ausstellung, die das ganze Münchner Malerwesen umkrempelte, viel gutes Altes ungerecht in den Hintergrund drängte, das jetzt nach und nach wieder „entdeckt" wird, aber auch frischfröhlichem Neuen Bahn brach. Uhde, Stuck und andere, die heute noch gelten, traten auf den Plan — nicht unangefochten, aber unbesiegt. Damals kam ich ganz von selbst zur Kunstkritik, und es war auch eine Lust, über die Kunst und für die Kunst die Feder zu führen. Entsinne ich mich recht, so sprang ich bei den ‚Neuesten', deren Feuilletonredakteur ich war, als dritter Mann ein bei der Berichterstattung über die große Ausstellung. Adolf Bayersdorfer, der geniale Kunsthistoriker, der Mann, der so viel für Böcklin, Thoma und Haider getan, hatte das Referat übernommen — und lieferte kein Manuskript. Dann übernahm's Richard Muther und lieferte nicht viel mehr. Zuletzt wagte ich's, stürzte mich mit keckem, jungem Enthusiasmus in die neue Aufgabe, eine Riesenausstellung in sehr ausführlichen Berichten — das anspruchsvolle Wort „Kritiken" will mir nicht recht aus der Feder — zu behandeln, und Lust und Liebe halfen mir zurecht. Ich habe dann mit kurzer Unterbrechung an dreißig Jahre lang in jenem Blatte über die künstlerischen Ereignisse in München berichtet, das Gebiet und die Arbeit wuchsen mit jedem Jahre, zumal dann, als an Stelle der in vierjährigen Fristen abgehaltenen „Großen Internationalen" die Jahresausstellungen traten, als es gar von 1893 an deren zweie gab, die der „Genossenschaft" und die der Sezession. Es gehört wohl zu den härtesten Aufgaben des Tagesschriftstellers, über derartige Ausstellungen mit dem Willen, jedem zu seinem

Rechte zu helfen, Jahr für Jahr zu berichten. Es wiederholen sich ja nicht nur die Ausstellungen, es wiederholen sich auch die Bilder. Neues über Neues zu schreiben, ist ja leicht, man kommt aber nicht allzuoft dazu, und über das gleiche kann man nur ein paar mal Neues sagen. Es fehlen zuletzt die Worte, und man muß sich schon plagen genug, will man nur nicht ganz platt sein. Mit dem Tadel geht's ja besser, aber mir lagen die Kunst und das Wohl der Künstler zu sehr am Herzen, als daß mir die Versuchung, geistreich absprechend zu schreiben oder zu schulmeistern, hätte nahekommen können. So hat mir der Grundsatz, aus allem das Gute, wenigstens die gute Absicht, herauszufinden, mein Amt nach und nach immer dorniger gemacht, und so, nach dreißig Jahren, steigerte sich die Anstrengung der Ausstellungsberichte bis zur physischen Qual. Eins wog mir freilich die Mühsal des Amtes immer wieder auf: die Freude am Geschaffenen selbst, wenn es nur irgendwie gut war, und ich bin in jede große Ausstellung doch immer wieder mit frohen Erwartungen gegangen. Dazu kam der genuß- und gewinnreiche Verkehr mit den Künstlern, zumal mit manchen Künstlern des älteren Schlages, in denen vielleicht doch noch mehr naive Berufsfreude und ungehemmte Daseinslust lebten, als sie heute für würdig gilt. Auch die junge, die werdende Künstlerschaft war vor zwei Jahrzehnten hier noch so ganz anders als heute, da der Schwabinger Einschlag, das gemachte Bohème-Wesen vielfach ihr Gesicht bestimmt. Welche Fülle von Geschmack, Erfindungsgabe, Kunstfertigkeit und Humor entfalteten die großen Künstlerkneipen in früherer Zeit, die auch stets einer Anzahl der Begabtesten den Weg in die Öffentlichkeit frei machten. Die Feste „Märchen und Sage", „In der Unterwelt", „Auf dem Meeresgrund" waren phantastische Traumbilder von einer Herrlichkeit, Farbenpracht und Gestaltenfülle, die wohl keiner je vergessen wird, der sie geschaut, Gesamtkunstwerke riesigen Umfangs, neben denen jede Wirkung neuzeitlicher Bühnensensationen in ein Nichts versinkt. Viele Wochen Arbeit wurden von Ungezählten stets daran gewendet, und die jungen Akademiker, die dazu ihre Atelierstunden schwänzten, haben vielleicht mehr dabei gelernt, als wenn sie fleißig ihre Studienköpfe heruntergestrichelt hätten. Im Jahre 1896 fand die letzte dieser großen Kneipen statt, und wir Ältern bedauerten wohl die entschwundene phantastische Schönheit — und atmeten doch auf. Die ungeheuere Feuersgefahr in dem mit Einbauten von Pappe, Latten, Rupfen und Werg vollgestopften Riesensaal des Münchner Kindl-Kellers kam nämlich keinem jener Besucher nur eine Minute aus dem Bewußtsein, die früher, anfangs der achtziger Jahre, jene Künstlerkneipen im Kolosseum mit erlebt hatten, bei der ein Halbdutzend in Werg gekleidete Eskimos als lebende Fackeln durch den Raum stürzte und jammervoll zugrunde ging. Bei den viel ausgedehnteren Festen in den neunziger Jahren hätten die Opfer unfehlbar nach Hunderten gezählt, wäre ein zündender Funke an die falsche Stelle gefallen — mir lief es bei diesem Gedanken oft genug, trotz der Gluthitze des überfüllten Saales, eiskalt über den Rücken. —

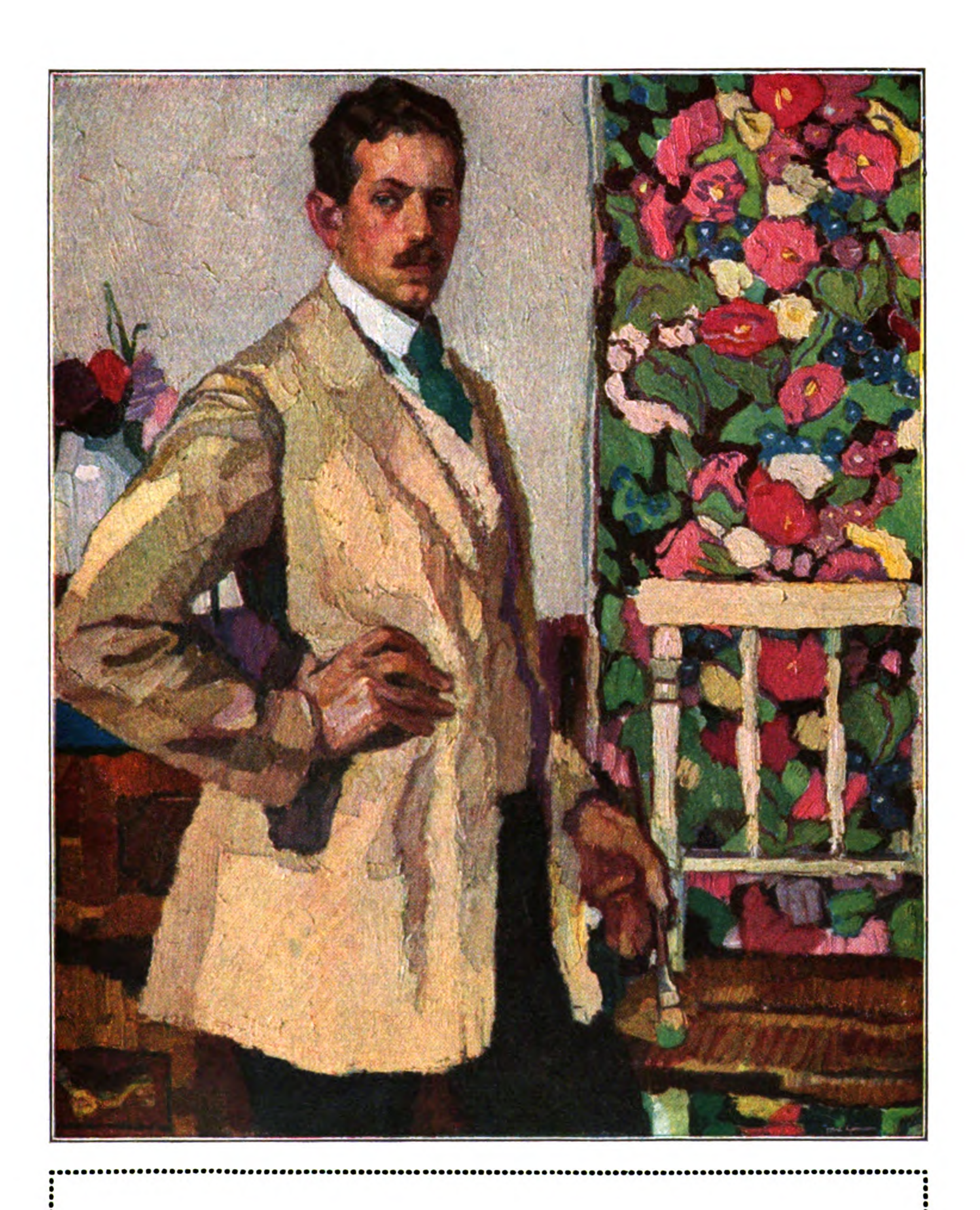
In wieviel Werkstätten unserer Besten durfte ich verkehren, wie viele scharf umrissene, schnittige Künstlergestalten habe ich kennen gelernt! Da war Lenbach, der richtige Malerfürst und kernige Altbayer zugleich, der Meister, dem auch die neue Kritik allgemach wieder sein Recht zu zollen weiß. Ein Schönheitstrunkener, ein Begeisterungsfähiger ohnegleichen! Ihm war fürstliche Pracht der Umgebung Bedürfnis — und ebenso sein bescheidener Tarock in der Allotria. Bewundern konnte er wie kein Zweiter, was ihm wertvoll galt; dem gehörte er mit Haut und Haar, und er scheute nicht Opfer, noch Anstrengung, es durchzusetzen, wußte zur Begeisterung mitzureißen und entwaffnete mit fröhlicher Grobheit jeden Widerspruch. Wir fanden uns einmal in einmütiger Bewunderung in jener Ausstellung griechisch-ägyptischer Mumienbildnisse aus dem Fajum, die überraschende Offenbarungen über das bisher so dunkle Gebiet antiker Tafelmalerei boten. Lenbach konnte sich ebenso wie Menzel, der damals in München weilte, von den zum Teil höchstwertigen Bildchen kaum losreißen. Ein Berliner Kunstgewaltiger hatte in unsagbar törichter Weise diesen Arbeiten jeden Kunstwert abgesprochen, und ich zeigte Lenbach die Zeitung, die jenes Urteil veröffentlichte — er warf sie zornglühend hin und erledigte den Fall mit zwei drastischen Worten: „Dös Viech!"

Sein Widerspiel als künstlerische Erscheinung war wohl der gepflegte Weltmann Albert von Keller, der ein paar Jahrzehnte in aller Stille weiter schuf, wohl wissend, daß auch seine Stunde schlagen müsse, auf die er in vornehmer Ruhe wartete. Im gleichen Atelierhaus weilte ich oft bei Wilhelm Trübner und sah ihm beim Malen zu, jenem seltsam sauberen und sicheren Allaprima-Malen, wobei er tatsächlich mit breiten Pinselstrichen links oben in der Ecke begann, um das Bild rechts unten zu vollenden. Die leere weiße Fläche störte ihn nicht, er sah seine farbige Arbeit im Geiste fertig vor sich. Franz von Stucks erste große Werke wie den ‚Krieg' sah ich in seiner Werkstatt an der Theresienstraße entstehen, bei Fritz von Uhde im gleichen Hause bin ich oft genug gewesen. Er war seltsam anspruchslos, kannte keine Atelierpracht und keine äußerlichen Anregungsmittel der Phantasie. In üppigerem Milieu hat Bruno Piglhein gehaust, ein Lebensgenießer mit leiser Melancholie im Wesen. Er malte seine mondänen und demimondänen Pastelle, die ihm Ruhm brachten — und hatte dabei die stille Sehnsucht nach

religiöser Malerei, der er sich erst später widmen konnte. Er und Hugo von Habermann waren unzertrennliche Freunde, und jeder schätzte das Urteil des anderen über alles. Es war rührend, Piglhein davon reden zu hören, was er Habermann künstlerisch verdanke. Der Hamburger Kaufmannssohn und der bayrische Aristokrat waren gleich vornehme Naturen, beide gütig und selbstlos in ihrer steten Hilfsbereitschaft für Jüngere und für die künstlerische Sache überhaupt. In Habermanns Atelier amüsierte mich stets die chaotische Unordnung, in der dort die Dinge durcheinander geworfen waren und zu deren Schlichtung keine helfende Hand zugelassen wurde. Aus dem Durcheinander der hingeworfenen Stoff- und Gewandteile schöpfte er wohl seine koloristischen Ideen. Bei einem Besuche sagt er mir einmal freundlich: „Bitte, nehmen Sie Platz, wenn Sie einen finden." Es war aber keiner da. Anders wieder bei Eduard Grützner, dessen Haus ein Museum voll heute unschätzbarer Kostbarkeiten ist — da war nie ein Stäubchen zu sehen, kein ungereinigter Pinsel und kein ‚Schigs' auf der Palette, sobald er sein Handwerkszeug weggelegt hatte. Auch Fritz August von Kaulbachs Atelier war stets sauber und aufgeräumt wie ein Salon, bereit zum Empfang der anspruchsvollsten Gäste. Eine ganze Anzahl der älteren Münchner Künstler fühlte sich nur wohl in der Umgebung echter alter Sachen — Lorenz Gedon, Gabriel Seidl, Rudolf Seitz. Dessen Vetter, Otto Seitz, hatte in seinem Atelier in der Akademie sogar mächtige alte Balken und Bauteile, und man sagte ihm nach, daß ihm schon der Anblick eines echten gotischen Ziegelsteins Tränen der Rührung entlocken konnte. Diese Altertumsliebe der früheren Münchner Künstlergeneration war nicht kindische Faxerei, sondern echtes Gefühl. Aus ihr war ja die ganze Bewegung entstanden, die aus München nach der Stagnation, die auf die Zeit König Ludwigs I. folgte, wieder eine Stadt warmpulsierenden, farbigen künstlerischen Lebens machte. Mich dünkt, wir haben, wenn wir auch heute auf anderen Wegen wandeln, eine Zeit ehrfurchtsvoller Einschätzung dieser alten Kunst nötig wie's liebe Brot.

Der gesunde Kampf im Münchner Kunstleben, in dem ich mitmachen durfte und mit ehrlicher Begeisterung auch mitmachte, begann 1888 etwa mit dem Streit ums freie Licht, mit dem Streit für und wider die Beteiligung der Ausländer an den Ausstellungen, die damals viel fruchtbarer war als später, wo die Auswahl immer einseitiger durch die Einflüsse des Kunsthandels bestimmt wurde. Die Schotten, die ‚Boys' von Glasgow, deren Schule heute noch das Beste an der englischen Malerei ist, regten mit ihrer romantischen Tiefe und ihren neuen Farbenharmonien die jüngeren Malergemüter in München mächtig auf und gaben ein gutes Gegengewicht gegen die virtuose Nüchternheit, die uns das Pleinair aus dem Westen brachte. Die Sezession kam zustande, im letzten Grunde aus dem Kampf um die Jahresausstellungen heraus, die damals für das in tropischer Üppigkeit produzierende München eine Notwendigkeit waren und heute beinahe ein Übel sind. Sich für die Sezessionisten zu schlagen, war für den Kunstkritiker, zumal wenn er fast allein stand, geradezu ein Vergnügen. Gott gebe jedem Tüchtigen, daß er einmal eine Zeitlang so sinnlos und komisch angepöbelt wird, wie es den Malern von der Sezession geschah, zumal im Landtag, von links und rechts. „Stuck und Uhde streben das Fratzenhafte und Gemeine an!" urteilte dort einmal ein Neunmalweiser von der Tribüne herunter, und bei uns in der Presse gab es Fehden gegen die volksbeauftragten Kunstrichter, die bis in den Gerichtssaal führten. Es war eine Lust zu leben!

Um die Mitte der neunziger Jahre begann ein neuer Umschwung des Stils unserer Malerei, und als Georg Hirth die ‚Jugend' mit mir gründete, strömten uns die jungen Meister der Graphik zu von allen Seiten: Rudolf Wilke, Ferdinand von Reznicek, Otto Eckmann, Bruno Paul, Julius Diez, Bernhard Pankok, A. Jank, A. Schmidhammer, Robert Engels, Fritz Erler, Paul Rieth und ungezählte andere. Es war ein unendlich anregendes, genußreiches Zusammenarbeiten von Schrifttum und Malerei, das nur die Ausartung der Mitläufer von außen störte: Der Jugendstil kam, an dem wir von der ‚Jugend' ganz unschuldig waren und der hauptsächlich aufs Konto der Kunstindustrie gehört, die wahllos sich auf die gangbare Neuheit stürzte. Die Motive zu Buchvignetten klebte man nicht bloß auf Vasen und Aschenschalen — man machte auch Möbel daraus, und zuletzt war die Kunstwelt so verwirrt, daß man jene Dinge auch noch zu Architektur zu verarbeiten begann. In Darmstadt stehen einige Denkmäler jenes Irrtums, verübt noch dazu von etlichen der Talentvollsten aus dem Kreise der neuen Stilisten. Zum Glück artete die Bewegung derart aus, daß sie sich selbst widerlegte — es kam ein Rückschlag, der zum Guten führte. Aus dem Unsinn ward der Sinn, aus der stilistischen Verwirrung ein Stil der Klarheit, das Streben nach dem Sachlichen und Gediegenen. Die neue Zierkunst, die neue, aus dem Zeitcharakter erwachsene Architektur gewannen Gestalt und, wie in jener Zeit der Neurenaissance der Gedon, Seidl und Seitz griff wieder das Münchner Kunsthandwerk die guten Anregungen begeistert auf und entwickelte seine Techniken im Geiste der formbildenden Künstler. Einen Höhepunkt erlebte diese Bewegung in der einzigartigen Ausstellung „München 1908", die eine kaum jemals erhörte Summe von Geschmack, Können und glühendem Willen in sich vereinigte und weit über Deutschland hinaus gewirkt



Selbstbildnis. Gemälde von Josse Goossens
(Brakls Kunsthaus, München)

hat. Es war wieder einmal eine Lust, zu leben und — zu schreiben, für all das Schöne und allen diesen hohen Willen zu streiten. Die sämtlichen bildenden Künste stellten sich in den Dienst der Sache — selbst in den der Bühne. Das Münchner Künstlertheater erlebte Triumphe in jenem Ausstellungsjahr durch seine großzügige Vereinfachung der Bühnenbilder und das streng durchgeführte Prinzip ihrer farbigen Harmonie. Leider war dies Unternehmen materiell nicht zu halten — Maler sind eben nicht immer gute Wirtschafter. Im nächsten Jahre wurde die Sache Max Reinhardt überlassen, der uns zwar eine Reihe ausgezeichneter Aufführungen brachte, aber gerade für die ursprüngliche Idee des Künstlertheaters wenig übrig hatte, vor allem nicht für den Willen unserer Maler zu strengem, einheitlichem Stil. So verlief das schöne Unternehmen im Sande, so viele Anregungen es auch gegeben hat. Ich habe noch einmal einen Nachklang jenes Jahres in Paris miterlebt, als ein paar Jahre später das Münchner Kunstgewerbe dort ausstellte. Zunächst Staunen und Enthusiasmus, riesenhafter Besuch. Dann blies die Pariser Presse ab — den Kunstindustriellen dort, die seit hundert und mehr Jahren auf die gleichen Muster eingearbeitet sind, war dieser „Einbruch der Barbaren" unheimlich — sie arbeiteten lieber fort nach den Schablonen von Louis XV., Louis XVI. und dem Empire. Der Chauvinismus, der ja schon wieder recht eifrig sein Feuerchen angeblasen hatte, wurde rege gemacht, und zuletzt wagten auch die Einsichtigen keine freimütige und uneingeschränkte Anerkennung der deutschen Arbeit mehr. Man schulmeisterte und spöttelte über sie — imponiert hat sie aber doch!

Um so eifriger nahm man in Deutschland und zunächst in München seitens der um den Russen Kandinski gesammelten Malergruppe neue Anregungen auf, die in Paris hauptsächlich durch Matisse, Picasso und deren Schüler ans Licht gebracht worden waren — den Expressionismus mit allen seinen Ab- und Ausartungen bis zum Kubismus. Die Bewegung riß Gute und Beste mit, erhitzte die Gemüter, und nach einer wütenden Agitation spaltete sich ein Teil der jüngeren Mitglieder der Sezession von dieser Gruppe ab, in der gerade sie besonders verständnisvolles Entgegenkommen gefunden hatten. Sie gründeten die ‚Neue Sezession', in der sich die expressionistischen Offenbarungen ungestört austoben konnten; den Kern- und Anziehungspunkt ihrer Ausstellungen bildeten aber immer — und bilden heute noch — jene Arbeiten, die ebensogut in der ‚Alten Sezession' sich ausnehmen würden. Zur Klärung der Geister wie zum persönlichen Erfolge einzelner haben alle die vielen Spaltungen, die in der Münchner Künstlerschaft seit 1893 vor sich gingen, sicher beigetragen, und darum mögen sie ihre Berechtigung haben. — Alles, was ist, hat ja seinen Grund, das Kausalitätsgesetz gilt auch in diesen Dingen. Störend wirkte der Zerfall der großen Einheit der Münchner Künstler aber ganz gewiß auf den Stil des künstlerischen Lebens in der Isarstadt — es existiert nicht mehr im alten Sinne, und wer seine Blütezeit noch miterlebt hat, muß es beklagen. Früher stritt man sich auch um neu auftauchende Probleme und Richtungen, aber man vertrug sich wieder. Heute klafft zwischen Gruppe und Gruppe ein unversöhnlicher Gegensatz der Interessen und Meinungen — der Typus des Münchner Künstlers ist ein anderer geworden. Die beneidenswerte frohe Sorglosigkeit, mit der man in jenen Kreisen das Leben nahm, das schöne Zusammengehörigkeitsgefühl und die selbstverständliche Hilfsbereitschaft der Beglückteren gegen die Ringenden — wo sind sie hin? Jeder steht in hartem Daseinskampf — aber vielleicht eint jetzt, nachdem die Zeiten der Hochkonjunktur vorübergegangen sind, alle wieder die gemeinsame Not und ein gemeinsames Ziel, eine große Aufgabe! München, das farblos und freudlos gewordene München, sollte wieder eine Stadt werden, die jeder gesehen haben muß, der Deutschland gesehen haben will, die Urzelle einer neuen, gesunden, phrasenlosen Kultur, die auch einem verarmten Volk sein Teil Daseinsfreude beschert und den Willen rachsüchtiger, habgieriger, dünkelkranker Feinde zuschanden macht, uns auch auf kulturellem Gebiete zum Helotenvolke herabzudrücken!

Trübes Lied

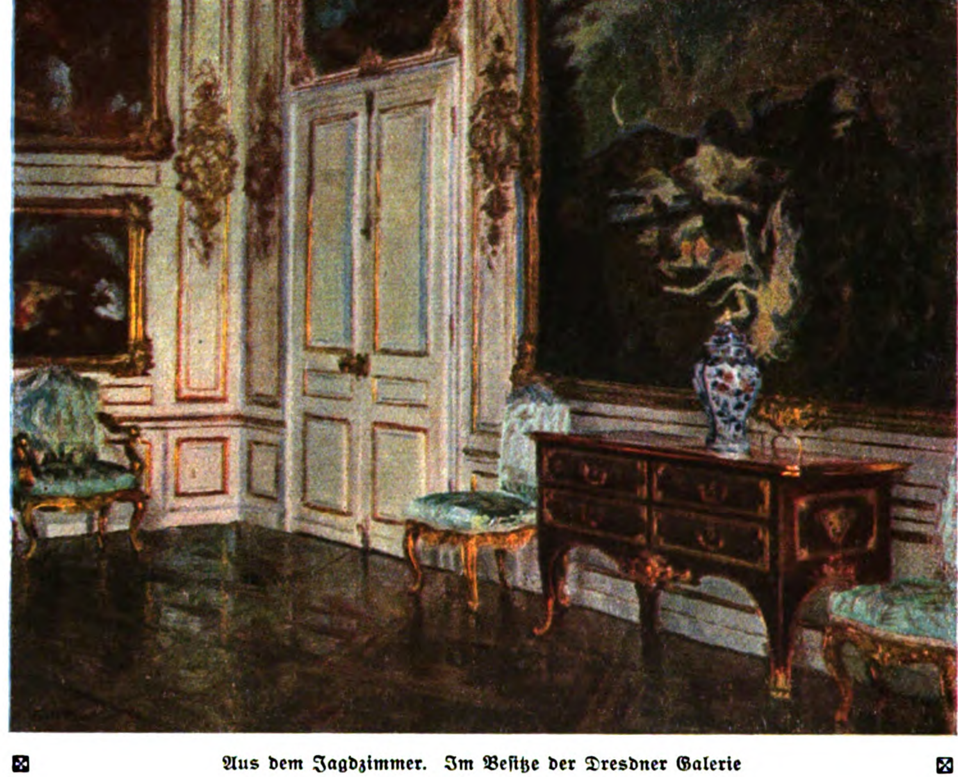
Die Tage sind dunkel. Die Rosen sind alle vergangen.
Siehe, der einst so liebliche Garten ist leer.

Unsere Sterne, die so beglückend klangen,
Sind versunken in einem tiefen Meer.

Lege die Hand aufs Herz. Glüht dein Verlangen
Auch so wild wie meins dem Gewesenen zu?

Denke der Sonne, durch die wir einst gegangen.
Fühle das Laub im Wind. Was zitterst du?

Hans Bethge



Aus dem Jagdzimmer. Im Besitze der Dresdner Galerie

Das markgräfliche Schloß zu Ansbach

Mit sieben Abbildungen nach Gemälden von Prof. Fritz Beckert

Königlich preußisch und königlich bayrisch ist das Schloß von Ansbach gewesen. Jetzt hat es der Freistaat Bayern in Obhut genommen, aber in seiner Rokokoornamentik breitet noch immer der brandenburgische rote Adler die Flügel, und es wird markgräflich bleiben und den Ruhm seiner fürstlichen Erbauer künden. Dieser Ruhm ist nicht in jeder Hinsicht fein. Markgraf Wilhelm Friedrich, der den Neubau des 1710 abgebrannten Schlosses unternahm, war einer der durchschnittlichen liederlichen kleinen Herren des Jahrhunderts. Das Land atmete auf, als er 1721 starb und die Regierung an seine Witwe fiel, Christiane Charlotte, eine württembergische Prinzessin, die ihr Amt klug und kräftig verwaltete, bis ihr Sohn, der „wilde Markgraf" Karl Friedrich Wilhelm, 1729 für mündig erklärt wurde und die Herrschaft übernahm. In die Regierungszeit dieser drei Menschen fällt der Schloßbau, zunächst nach den Plänen Gabriels de Gabrielis, eines Baumeisters aus Roveredo, dann, beträchtlich erweitert, unter dem Baudirektor Leopoldo Retti, dem jüngsten der drei Söhne des Schöpfers von Ludwigsburg. Der Bau begann 1713; die Erweiterung wurde 1725 unternommen; Mitte der vierziger Jahre war die Innenausstattung im großen ganzen vollendet. Doch zogen sich manche Arbeiten noch bis nach 1760 hin.

Ansbach liegt abseits von der großen Welt. Als zu Anfang der neunziger Jahre Professor Otto Lessing die Innenräume des Schlosses in einem mächtigen Bande von Lichtdrucken veröffentlichte, hatte er noch die Freude des Entdeckers. Es ist auch heute sehr still in der kleinen Residenz, die viel zu geräumig für ihre zwanzigtausend Einwohner angelegt ist. Es geht ein wunderlicher Zauber von ihr aus, als ob sie ausgestorben wäre, der vereinsamte Schauplatz für Glanz und Glück und ein Leben in Saus und Braus. Man steht vor dem Schloß, dem mächtigen Bau, der die ernsten Formen italienischer Renaissance nachzubilden bemüht ist und in dem dennoch immer wieder der Geist des Barocks durchbricht: überschau-

mend, gewaltsam, prunkhaft. Die sich diesen Fürstensitz schufen, litten sie nicht an einer krankhaften Überschätzung ihrer Macht und ihres Wertes? Wir lesen in der Geschichte des wilden Markgrafen, der ein Schwager Friedrichs des Großen war und seine Gemahlin Friederike durch fürstenübliche Mätressenwirtschaft in Schwermut trieb. Gewiß, er war ein Kerl, wohlbeleibt, stark, auch mit Mutterwitz und gesundem Menschenverstand, mit Gerechtigkeitssinn und Wohlwollen begabt, aber doch schließlich ein Urvieh und bei allem Glanz und aller Herrlichkeit ein armer Bracher, der sich zu Beginn des Siebenjährigen Krieges mit 12000 Gulden von den Österreichern seine Neutralität erkaufen ließ und mit dritthalb Millionen Talern Schulden aus einem an derben Genüssen reichen Leben schied. Und doch, in diesen Herren, die sicher nicht Muster guten Betragens und feiner Sitte waren, steckte der starke Trieb, etwas zu schaffen, was über das Vergnügen des Tages hinausging, eine unbewußte Künstlerschaft, die sie die Gefahr einer protzen-



Aus dem Schlafzimmer des Markgrafen

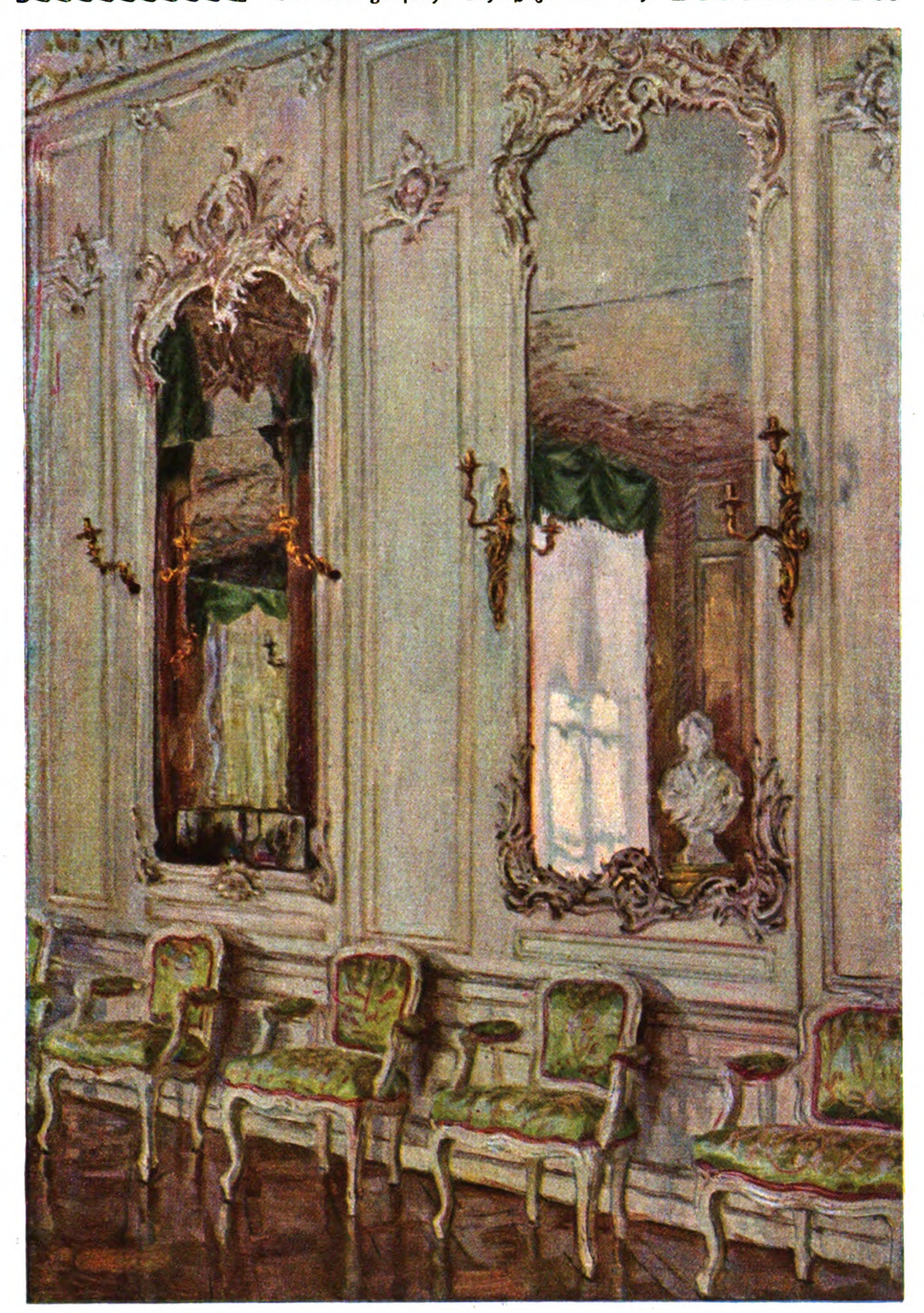


Aus dem Ahnensaal

ist mit größter Vollendung behandelt; als Hauptmeister für ihn kommt Diego Carlone in Betracht, der Angehörige einer in Oberitalien und Süddeutschland tätigen weitverzweigten Künstlerfamilie. Nur ein Raum ist weiß gehalten; alle andern sind farbig. Der Ton der Wand ist meist in die Decke übergeführt, so daß die Räume höher erscheinen, als sie in Wirklichkeit sind. Gold wird gern, aber mit Geschmack verwandt. An den Arbeiten waren natürlich auch Einheimische stark beteiligt. Die italienischen Bildhauer und die französisch geschulten Baumeister zogen sich die Ansbacher Handwerker zu tüchtigen Gehilfen heran, und das lag in der Absicht der Fürsten, die mit ihren Bauten Geld unter die Leute bringen und den heimischen Gewerbefleiß fördern wollten. Das hatte aber nebenbei den mächtigen Vorteil, daß der fremde Geschmack in der Ausführung seiner Entwürfe deutsch-landschaftlich umgebildet wurde, so daß die Weltmode des Rokokos in Deutschland sich anders ausprägte als in Frankreich, ja in Dresden anders als in Potsdam oder Nymphenburg. Während die französischen Künstler auf Wohnlichkeit, die italienischen auf gesellschaftlichen Prunk ausgingen, strebten die deutschen nach dem geschmackvollen Ausdruck heiterer Festfreude. Diese Freude wurde in Potsdam durch gewissenhafte Sparsamkeit soldatisch gebändigt. Sie entfaltete sich in Dresden zu üppigem Überschwang. Sie nahm am bayrischen Hof volkstümliche Überlieferungen in sich auf und wurde derb. Sie sog aus fränkischen Stammessonderheiten die Beweglichkeit der Empfindung, die Schmiegsamkeit der Gestaltung, die Leichtigkeit des Geblüts. Neben diesen hellen Zügen gehen freilich dunklere her, die gemeindeutsch sind und fränkische Art auch künstlerisch von welscher scheiden. Der ernste, pfeilergegliederte Bau des Ans-

haften Nachahmung französischer Vorbilder meiden hieß, und endlich ein fröhlicher Leichtsinn, der allen Nöten zum Trotz letzten Endes doch recht behalten hat. Denn die Schulden des wilden Markgrafen drücken niemand mehr, seine politischen Ränke sind vergessen, seine sittlichen Mängel kränken keinen Menschen, aber sein Schloß steht da in heiterer Pracht und ungealterter Schönheit.

Das Schloß ist Ansbachs Ruhm und kostbarstes Kleinod. Es ist vortrefflich erhalten. Auch die Möbel stammen zum größten Teil aus dem Rokoko. Nur wenig ist in napoleonischer Zeit hinzugefügt. Wie das bei aller Freudigkeit maßvoll gehaltene Äußere atmen auch die Innenräume den Geist des frühen Rokokos. Es ist noch nicht in völlige Regellosigkeit und Auflösung verfallen, sondern erkennt gewisse Grenzen zwischen malerischer und plastischer Darstellung an. Im Schmuck der Wände und Decken liegen z. B. die Reliefs, die Blumengehänge, die Figuren auf dem Grunde auf, während sie später es lieben, sich von ihm zu trennen. Der Stuck



Der weiße Saal

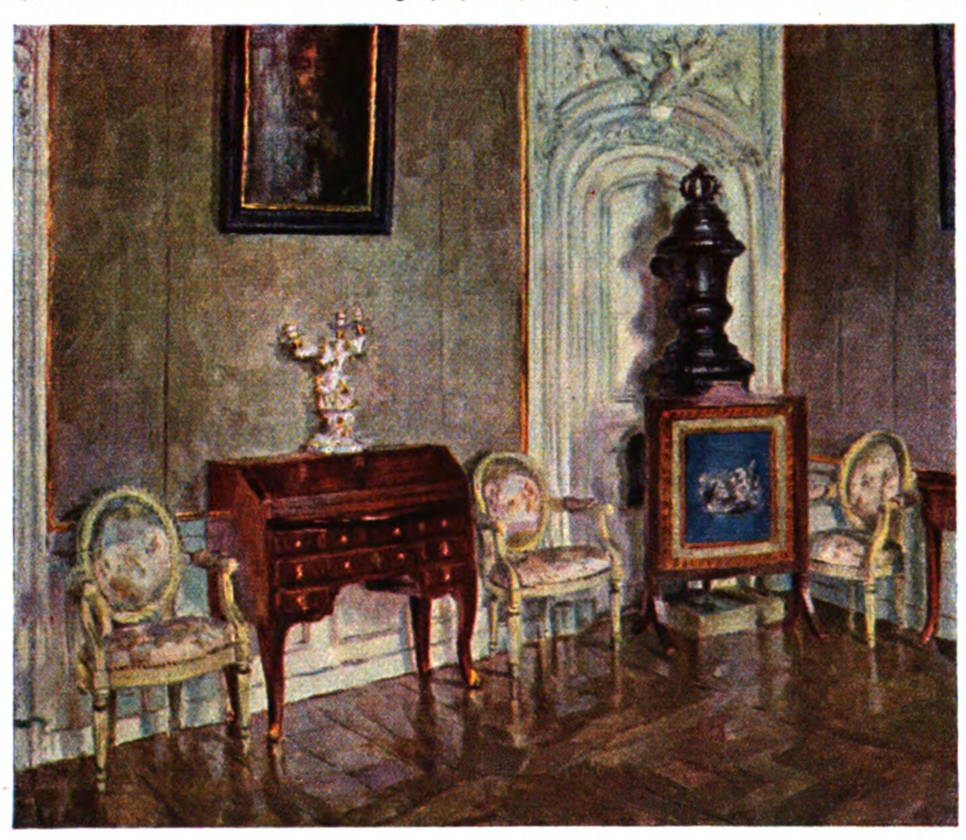
bacher Schlosses steht im Zwiespalt mit der heiteren Innenausstattung, und doch ist dieser Zwiespalt nur für den Fremden ein Fehler. Wer deutsch fühlt, weiß, daß das eine zu uns gehört so gut wie das andere. Wer uns jubeln hören will, muß uns sehr genau kennen.

Das Schloß ist Ansbachs Ruhm, aber nicht

sein einziger. Drei Denkmäler werden jedem Besucher der Stadt gezeigt als Wahrzeichen, und ob sie äußerlich mit dem markgräflichen Bau nichts zu tun haben: sie lassen in unserem Herzen verwandte Saiten schwingen. Im Hofgarten steht ein Denkmal von Johann Peter Uz, dem anakreontischen Rokokolyriker, dem Sohn Ansbachs. Er hat es in markgräflichen Diensten als rechtsgelehrter Beamter zu hohen Ehren gebracht; auf seine Bedeutung als Dichter machte seinen erstaunten Herrn freilich erst ein beglückwünschendes Wort des Papstes Clemens XIV. aufmerksam. In seinen Liedern, die ein wenig flatterhaft und oberflächlich von Mädchen mit Rosenwangen und losen, blonden Haaren, von Küssen und Trinken, von Silberlachen und Scherzen schwärmen, folgt er treuer als Anakreon dem französischen Abbé Chaulieu, einem vergnügten Epikuräer, dessen gereimte Niedlichkeiten Friedrich der Große eines auswählenden Neudrucks für wert erachtete. In ihm lebt derselbe Geist, der die Zimmer des Schlosses mit so verschwenderischer Lie-



Gobelinzimmer im Schlosse zu Ansbach. Städtisches Museum zu Dresden



Im sogenannten grauen Vorzimmer

benswürdigkeit ausstattete. Was die Bauherren fühlten und die Künstler gestalteten — er hat es in Worte gefaßt:

„Seht den holden Frühling blühn!
Soll er ungenossen fliehn?
Fühlt ihr keine Frühlingstriebe?
Freunde! weg mit Ernst und Leid!
In der frohen Blumenzeit
Herrsche Bacchus und die Liebe!"

Aber derselbe Mann, der so zur Freude rief, hat seine schwermütigen, seine deutschen Stunden. In seinem ‚Versuch über die Kunst stets fröhlich zu sein' klagt er, sein Leben sei wie ein Traum der Nacht mit leisen Flügeln hingeschlichen, und er hat, was mehr sagen will, ein Gefühl für die jämmerliche politische Lage des deutschen Vaterlandes:

„Wem ist nicht Deutschland untertan?
Es wimmelt stets von zwanzig Heeren;
Verwüstung zeichnet ihre Bahn,
Und was die Armut hat, hilft Übermut verzehren.
Der Adler sieht entschlafen zu — — —"

Vor dem Schloß steht Platen. In Ansbach ist er aufgewachsen. Im Anblick des Schlosses ist ihm zuerst das Geheimnis der Form aufgegangen. Maßvolle Schönheit war sein Ziel. Er hat wie die Künstler des stolzen Baus das Gold der Fremde in heimische Währung umgeprägt. Auf ausgedehnten Reisen hat er machtvollere Eindrücke als in der Heimat gesammelt, aber was Vollendung heißt: hier konnte er es in den empfänglichsten Jahren erleben.

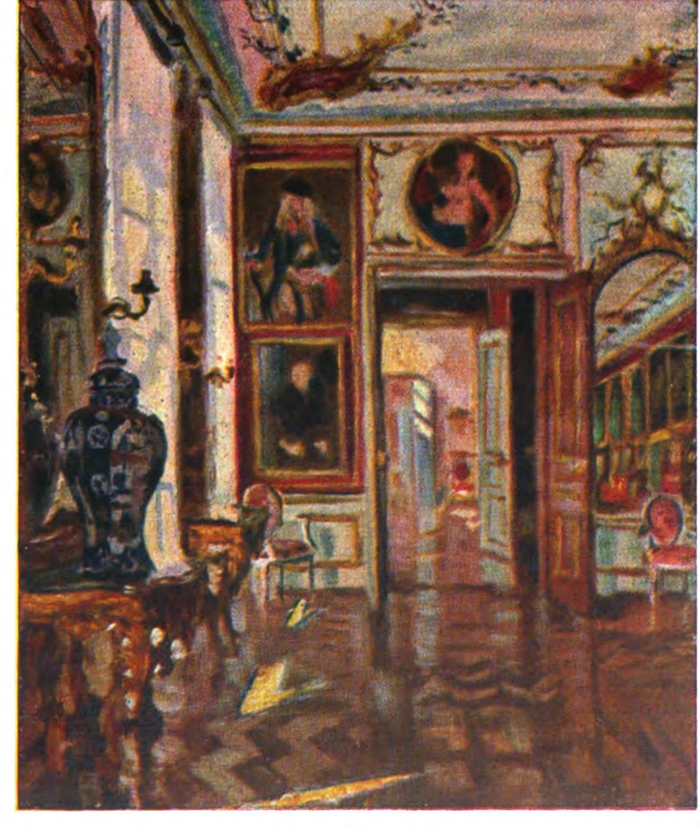
Und dann das dritte Denkmal, das Kaspar Hausers, des geheimnisvollen Fremdlings, der wahrscheinlich nichts weiter war als ein krankhaft veranlagter Betrüger und den die Legende zu einem Fürstenkinde machen wollte. Auf dem turmähnlichen, gotisch verzierten Denkstein des rätelhaften Überfalls vom 14. Dezember 1833, der ihn das Leben kostete, stehen die Worte: „Hic occultus occulto occisus est" („Hier fiel der Unbekannte einem Unbekannten anheim"). Das ist neben dem Rokoko und dem Klassizismus die Romantik von Ansbach, die am Ende der eigentliche und ewige deutsche Stil ist.

Sie atmet nicht nur hier oder in der Gumbertuskapelle, wo die Schwanenritter des Markgrafen Albrecht Achilles fröhlicher Urständ harren. Von dieser Romantik ist auch das Schloß umwittert. Sie ist ihm nicht von

außen angeflogen, weil es mit all den Zeugen des Lebens vereinsamt und gleichsam gestorben ist. Sie hat in ihm dringesteckt von Anbeginn, und es bedurfte nur der Zeit und der Ruhe, daß sie aus dem schillernden Rokokotand und dem feierlichen Renaissanceprunk zum Vorschein kam. Der Maler des Ansbacher Schlosses, der Dresdner Professor Fritz Beckert, hat sie gespürt. Mit wunderbarem Feingefühl und dem zartesten Geschmack gibt er die Räume des verwunschenen Schlosses wieder. Sein Pinsel schwelgt in dem Glanz der Farben. Sein Auge ist entzückt von dem bewegten Leben der Formen, und seine Hand ist geschickt, den Eindruck gesammelt, genau und doch ohne pedantische Gründlichkeit wiederzugeben. Aber er begnügt sich damit nicht, soviel es auch sein mag. Er zwingt den Betrachter in die Stimmung, die von diesen Räumen ausgeht, von der lauten Lust des Jagdzimmers, der gedämpften Stille des Schlafzimmers, der fürstlichen Pracht des Ahnensaals, der klingenden Erhabenheit des weißen Saals, der warmen Traulichkeit des Gobelinzimmers, der gefaßten Ruhe des grauen Zimmers, der bunten Fröhlichkeit der Bildergalerie, und überhaucht jedes einzelne Bild mit der tiefen Schwermut banger Verlassenheit und dem aufflammenden Stolz unveräußerlicher Schönheit.

Es geht uns heut ähnlich wie Johann Peter Uz: der Adler sieht gelassen zu, wenn Fremde in deutschen Landen die Herren spielen. Um so fester müssen wir uns an die geistigen Schätze unseres Volkes klammern, zu denen auch das Ansbacher Schloß gehört. Wir müssen uns auf unsre innerlichsten Besitztümer zurückziehen, da wir arm geworden sind, und zu neuer Bedeutung sind Platens Verse erwacht:

„Auch das Beste, was ihr bildet, ist ein ewiger Versuch,
Nur wenn Kunst es adelt, bleibt es stereotyp im Zeitenbuch.
Weltgeheimnis ist die Schönheit, das uns lockt in Bild und Wort,
Wollt ihr sie dem Leben rauben, zieht mit ihr die Liebe fort.
Was noch atmet, zuckt und schaudert, alles sinkt in Nacht und Graus,
Und des Himmels Lampen löschen mit dem letzten Dichter aus.“



In der Bildergalerie

Glück und Geigenspiel

Novelle von Werner Bergengruen

Kurland war in jenen alten herzoglichen Zeiten kein Land, in dem den schönen Künsten und Wissenschaften eine besonders liebevolle Pflege zuteil wurde. Dennoch gab es auch damals Männer, deren Lebensdrang und -kraft nicht in Reiten und Jagen, in lärmenden Tafelfreuden und landwirtschaftlichen Sorgen volle Genüge fand.

Ein solcher Mann war der alte Baron Sasseberg auf Willgahlen unweit von Mitau, und es verlohnt sich wohl, eine ergötzliche Geschichte zu erzählen, die vornehmlich seiner Leidenschaft für die edle Kunst der Musik zu verdanken ist.

Denn Andreas Sasseberg wußte sich von Jugend auf nichts Besseres und Schöneres auf der Welt als Musik, und vornehmlich hatte es ihm das Geigenspiel angetan. Er war viel im Auslande gereist, hatte sich von tüchtigen italienischen Lehrmeistern unterrichten lassen und handhabte den Bogen mit einer geradezu erstaunlichen Meisterschaft. Schon als junger Mann war er den üblichen Freuden seines Alters und Standes abhold gewesen, hatte mit niemand Umgang gesucht und sich ausschließlich seiner musikalischen Leidenschaft überlassen. In seinen reiferen Jahren hatte diese Leidenschaft fast noch zugenommen, und da er wohlhabend genug war, um sich um die Verwaltung seines großen Gutes nicht selbst bekümmern zu müssen, konnte er sich ihr uneingeschränkt hingeben. So war es denn kein Wunder, daß er allgemein als ein Sonderling galt und daß sich die kurischen Herren, wenn sie zum Landtag in Mitau zusammenkamen, die spaßhaftesten und unglaublichsten Geschichten von ihm erzählten, in welcher Kunst die Kurländer schon damals erfahrene Meister waren.

Es war aber noch ein anderes Ding, das den Herrn von Sasseberg in der Leute Mäuler brachte, und das war seine Heirat. Mit dieser war es so beschaffen: Dem großen Geiger war es nie in den Sinn gekommen, sein Herz noch irgend etwas anderem neben seiner Musik zuzuwenden, und gar ein scheltendes Frauenzimmer und schreiende Kinder wären ihm in seinem Hause völlig unleidlich gewesen. Und seine entfernten Verwandten — denn Eltern und Geschwister hatte er nicht mehr — hüteten sich wohl, ihm zum Heiraten zuzureden, da ihnen das reiche, viele Hofstellen große Willgahlen schon längst in die Augen stach.

Dann aber verbreitete sich eines Tages die fast unglaubliche Kunde, der Willgahlensche Sasseberg habe von seiner letzten Reise nicht nur ein gutes Dutzend neuer und alter Meistergeigen und eine erkleckliche Anzahl von Notenkisten, sondern auch eine entzückende, junge Frau mitgebracht. Und zwar erzählte man sich nicht mit Unrecht, sie sei ein armes Fräulein von Stande gewesen, der er in Leipzig in Gesellschaft begegnet sei und die ihn mit ihrem scharmanten Sopran so bezaubert habe, daß er sich Hals über Kopf in sie verliebt und sie ungesäumt zu seiner ehelichen Gemahlin gemacht habe.

Sie war aber auch sonst so beschaffen, daß jeder andere sich ihr unbedenklich zu Füßen geworfen haben würde, und hätte sie auch eine Stimme gehabt wie der ellerhöffsche Pastor, von dessen Patron es hieß, er pflege unter währender Liturgie sein durch die greulichen Mißtöne des singenden Seelenhirten verstörtes Innere mit einem Schlückchen hausgemachten Branntweins wieder in Ordnung zu bringen. Und war doch ein alter Rittmeister, dessen durch Trompetengeschmetter, Kanonenschüsse und Kampfgeschrei abgehärtete Ohren wahrlich nicht verwöhnt waren.

Von der Schönheit und Eleganz der jungen Frau wurden Wunderdinge erzählt, von den Herren mit lüsternem Schmunzeln, von den Damen mit empörtem Nasenrümpfen und ein klein wenig Neid: „Denken Sie, Liebe, alles soll bei ihr aus Seide sein, sogar — —“

Das stimmte: Andreas Sasseberg verwöhnte seine junge, reizende Frau über alle Maßen und erfüllte ihr ohne Widerrede jeden Wunsch, darunter auch den einen, den er klüger getan hätte, nicht zu erfüllen.

Und so schrieb er denn einen langen und überaus höflichen Brief an den candidatus theologiae Christian Seebein in Leipzig und setzte ihm mit vieler Artigkeit auseinander, er habe so viel Rühmendes von seiner schier erstaunlichen Kunstfertigkeit im Geigenspiel gehört, daß er sein Verlangen, ihn in persona kennen zu lernen, unmöglich länger bezähmen könne. Leider habe er aber außer diesem auch vernehmen müssen, daß des

gelehrten Herrn sonstige Verhältnisse nicht die agreabelsten seien (ein freundlicher Euphemismus, der dem Zartgefühl des Barons alle Ehre machte), wie denn die herrlichsten ingenia gar oft von der schnöden Welt verkannt und bedrängt würden, und daß er sich für den glücklichsten aller Sterblichen halten würde, wenn er dem verehrten Jünger der Polyhymnia ein gastliches Obdach bieten dürfte, so daß er frei von niedrigen Sorgen und Widerwärtigkeiten ganz der Ausübung seiner hohen Kunst leben könne. Auch bäte er ihn, sich wegen der Kosten der weiten Reise nicht zu beunruhigen, sondern sich dieserhalb ungescheut der beiliegenden Order an das Bankhaus Hirsch in Leipzig bedienen zu wollen.

Es vergingen denn auch nur wenige Wochen, und der Gast hielt seinen Einzug in Willgahlen, mit enthusiastischer Herzlichkeit vom Baron und mit heiterer Liebenswürdigkeit von der Baronin begrüßt, der er mit galanten Worten respektvoll die Hand küßte.

Er war ein schlanker, bildhübscher Gesell mit blitzenden schwarzen Augen und einem lustigen Schelmenlächeln um den Mund. Den Zügen seines Gesichtes sah man es wohl an, daß er außer der Musik auch noch anderen fröhlichen Leidenschaften zugetan war; aber den Bogen wußte er doch mit einem Feuer, einer Grazie und einer so sichern Meisterschaft zu führen, daß er selbst den Baron, der wahrlich keine geringen Anforderungen stellte, in helles Erstaunen setzte und sein ganzes Herz gewann. Bald musizierten sie miteinander um die Wette, und der Leipziger Theologe wurde im Hause Willgahlen wie ein leiblicher Sohn gehalten und gepflegt.

Indessen dauerte es nicht lange, und im ganzen Kreise erzählte man sich die merkwürdigsten Dinge von dem, was in Willgahlen geschah. Daß ihre holde Singstimme das einzige war, was der alternde Baron an seiner feurigen und schönen jungen Frau zu genießen willens und imstande war, galt längst als ausgemacht. Nun aber behauptete die Fama, der Baronin sei mit seiner Art des Geigenspiels nicht recht gedient, und es habe sie daher ein unbezähmbares Verlangen nach einem Geiger gequält, der auch andern nicht unbilligen Anforderungen besser gewachsen sei als ihr angetrauter Ehemann. Der geneigte Leser kann sich unschwer vorstellen, daß die Scherze, die bei dampfenden Punschbowlen und qualmenden Tonpfeifen über die Geigerei in Willgahlen gemacht wurden, nicht eben die feinsten waren und sich in hohem Maße durch frische kurische Derbheit auszeichneten. Ja, man wollte sogar wissen, daß der Herr Kandidat schon in Leipzig der Galan der jetzigen Baronin gewesen sei.

Dem sei nun wie ihm wolle, genug: eines schönen Wintertages etwa ein halbes Jahr nach der Ankunft des Christian Seebein in Willgahlen, fand der Baron im Zimmer seiner Frau ein beschriebenes Blatt Papier, das offensichtlich von der Hand seines Schützlings herrührte. Er eilte damit ins Musikzimmer, das bei allen aufregenden und unangenehmen Vorfällen sein Refugium bildete, und las mit immer länger werdendem Gesicht die folgenden Verse:

„Sonst war Vulcan, wie uns die Alten lehren,
eyn Waffen-Schmied von ausgesuchter Kunst.
Itzt aber scheynt er mir sich zu verkehren
in eynen Guts-Herrn, den mit ihrer Gunst
der Ton-Kunst holde Göttinnen beehren.
Indessen Du, vergleichbar fast Cytheren,
verschwiegen mich entzüllst mit Deyner Brunst."

Der Baron fiel gleichsam aus den Wolken und geriet, ganz wider seine Gewohnheit, in einen derartigen Wutanfall, daß er eine seiner kostbaren, ängstlich gehüteten Geigen in Stücke schlug, ein Verfahren, dessen er sich zwar gleich drauf sehr schämte, das er aber in diesem Augenblicke nicht übel Lust gehabt hätte, auch dem Monsieur Seebein gegenüber in Anwendung zu bringen.

Das war jedoch nicht möglich, denn der cand. theol. Seebein befand sich zur Zeit dieses Vorfalls gar nicht in Willgahlen. Vielmehr war er am selben Morgen nach Riga gefahren, um für den Baron in der Hartknochschen Buchhandlung die neueste Oper des Ritters von Gluck, die ‚Iphigénie en Aulide' zu besorgen, die damals alle musikalischen Gemüter aufs lebhafteste beschäftigte.

Während der Baron von Sasseberg sorgsam die Trümmer der Geige zusammensuchte und sie eigenhändig in den riesigen, grünen Kachelofen warf — denn einen seiner Dienstboten merken zu lassen, daß er für einen Augenblick die Selbstbeherrschung verloren hatte, hielt er für unter seiner Würde —, gewann er langsam seine Ruhe wieder und begann zu überlegen, was nun zu geschehen habe.

Das eine war klar: der verfluchte Musikus sollte ihm nur erst zurückkommen, der Halunke! Auspeitschen würde er ihn lassen und mit Hunden vom Hofe hetzen!

Mittlerweile hatte er seine Aufräumungsarbeit vollendet, las noch einmal die Verse des tongewaltigen Theologen durch, und begann sich dann der Frage zuzuwenden, wie er angesichts dieses Falles mit seiner Gattin zu verfahren habe, als die Tür sich

öffnete und sie selbst in der Frische und Anmut ihrer zweiundzwanzig Jahre ins Zimmer trat. Sie warf einen rasch erfassenden Blick auf das Papier in seinen Händen, errötete leicht und wandte sich wieder der Tür zu.

In diesem Augenblick wurde es dem Baron klar, daß seine beleidigte haus- und eheherrliche Würde dringend eine Aktion seinerseits erforderte. Und so groß der Abscheu seines rein ästhetisch gerichteten und wohl auch ein klein wenig ängstlichen Charakters vor allen unangenehmen und peinlichen Auseinandersetzungen auch war, so gab er sich trotzdem einen gewaltigen Ruck ins Herrische und schrie seine Frau an: „Halt, Elende! Du bleibst hier, Ulrike. Ich habe mit dir zu reden!"

Worauf die Baronin ihre Fassung völlig wiedergewann und im Tone peinlichsten Erstaunens erwiderte: „Mir scheint, du fieberst, mon cher. Ich wünsche dich nicht eher zu sehen, als bis du wieder weißt, wie man mit einer Dame spricht." Mit diesen Worten verließ sie das Zimmer.

Der Baron blieb zurück wie ein ertappter und gescholtener Schuljunge und fühlte seinen erhabenen Grimm und seine ehemännliche Würde und Herrlichkeit kläglich dahinsiechen.

Da hörte er plötzlich helles Schellengeläut; er trat ans Fenster und sah einen mit sechs Pferden bespannten, geräumigen Schlitten im langen Galopp in den Hof einfahren.

Während er sich noch erstaunt überlegte, wem dies fremde Fuhrwerk gehören könne, und darin eine willkommene Ablenkung von seinen nicht eben erhebenden Gedanken fand, trat sein Kammerdiener ins Zimmer und meldete, der kaiserlich russische Kapitän der Garde Stepan Alexejewitsch Paporotnikow lasse ihn um eine Unterredung bitten. Das Gesicht des Barons verfinsterte sich.

Er war im allgemeinen ein Mann, dessen weltbürgerlich-schöngeistigem Sinne alle Fragen der Nationalität ebenso gleichgültig waren wie die der Politik. Ob Karl von Sachsen oder der Zarinnengünstling Biron auf dem kurländischen Herzogsthron saß, wäre ihm an sich einerlei gewesen. Als aber damals russische Truppen die störrischen Kurländer gefügig machen sollten, dem Emporkömmling Biron als ihrem Herzoge zu huldigen, und auch auf Willgahlen russische Einquartierung lag, war ihm von einem Soldaten eine Geige entwendet worden, und es war ihm nicht gelungen, sie zurückzuerhalten. Seit jener Zeit war er ein fanatischer Gegner des Hauses Biron und des hinter ihm stehenden Rußlands und sah in jedem Russen einen Barbaren, mit dem ein Liebhaber der Künste und höherer Gesittung keinerlei Umgang haben könne.

So fand denn der mit höflicher Verneigung eintretende Fremde, ein gutgewachsener, noch junger Mann in der Uniform des Preobrashenskischen Garde-Regiments, keine allzu freundliche Aufnahme. Der Baron deutete schweigend auf einen Stuhl. Als beide sich gesetzt hatten, fragte er seinen Gast in französischer Sprache verdrießlich nach seinen Wünschen.

Paporotnikow schien das Kühle dieses Empfanges geflissentlich zu übersehen und entgegnete mit enthusiastischem Tonfall und erstaunlicher Zungenfertigkeit gleichfalls auf französisch: „Schon seit langer Zeit, mein verehrter Baron, empfinde ich das Verlangen, einen so vorzüglichen Meister in der Kunst der Musik, einen so gottbegnadeten Heros des Geigenspiels von Angesicht zu Angesicht kennen zu lernen und ihm meine begeisterte Bewunderung untertänigst zu Füßen zu legen. Da mir das heute vergönnt ist, darf ich diesen Tag mit Recht für einen der glücklichsten meines Lebens halten. Ich bin entzückt — —"

Andreas Gassebergs Laune war jedoch eine so hoffnungslos finstere, daß diese Schmeichelei auf keinen günstigen Boden fiel und er den beredten Gardeoffizier unwirsch unterbrach: „Ich kann unmöglich annehmen, mein Herr, daß Sie bei dieser Kälte nur deswegen nach Willgahlen gekommen sind, um mir Elogen über mein Geigenspiel zu sagen. Haben Sie die Güte, mir mitzuteilen, womit ich Ihnen gefällig sein kann."

„Sie haben gewissermaßen recht, Baron," sagte Paporotnikow gewandt. „Es ist nicht mein Enthusiasmus allein, der mich zu Ihnen geführt hat, sondern auch der meines hohen Herrn und Gönners, des Generaladjutanten Ihrer Majestät der Kaiserin Grafen Potemkin. Gestatten Sie, daß ich mich näher erkläre. Sie wissen ohne Zweifel, welche hohe Verehrung der Graf allen schönen Künsten und insbesondere der Musik entgegenbringt. Und ich bitte Sie, Baron, wovon spricht denn das musikalische Petersburg? Von dem edlen Sprossen einer berühmten Familie, den die Göttin der Musik selbst zum König in ihrem Reiche erhoben hat, der den kalten Fluren unseres heimatlichen Sarmatiens entstammt und den Bogen meisterlicher führt als alle Franzosen und Italiener, kurz, mein teurer Baron, von Ihnen. Der Generaladjutant hört von Ihnen, es packt ihn das übermächtige Verlangen, Ihr Spiel zu hören und Ihrem Genius den Tribut seiner Bewunderung zu

entrichten. Er läßt mich rufen und — kurz: hier bin ich und habe die hohe Ehre, Sie, mein verehrter Baron, im Namen des Herrn Generaladjutanten der Kaiserin, des Grafen Potemkin, untertänigst und ergebenst zu bitten, mich nach Petersburg an den Hof Ihrer Majestät zu begleiten, der Gott ein langes Leben schenken wolle. Der mächtigste Mann in Rußland lädt Sie ein, er bittet, zu diesem Zwecke uneingeschränkt über seine Schatulle verfügen zu wollen, und würde sich späterhin glücklich schätzen, einen so ausgezeichneten Mann in einer Stellung zu sehen, die seiner würdig wäre und um die ihn die Vornehmsten des Reiches beneiden würden."

Paporotnikow schwieg und erwartete anscheinend nichts anderes, als daß der Baron unter dem Eindruck dieses glänzenden Anerbietens ihm voll ehrfürchtigen Staunens die Hand hinstrecken würde. Indessen geschah nichts dergleichen. Vielmehr sagte der adlige Virtuose nach einer frostigen Pause in kaltem Tone: „Die hohe Meinung, die der Graf von meiner geringen Kunst hat, ehrt mich sehr, und falls er mein Spiel zu hören wünscht, wird mir sein Besuch ein unaussprechliches Vergnügen bereiten."

„Pardon," entgegnete Paporotnikow überrascht und ein wenig unsicher. „Ich glaube — mir scheint, ich habe das Unglück, von Ihnen, mein verehrter Baron, mißverstanden zu sein. Graf Potemkin selbst, Grigori Alexandrowitsch Potemkin — —"

„Nun ja, Potemkin — ich verstehe sehr wohl," knurrte der Herr von Sasseberg. „Aber ich schmeichle mir, mich nicht weniger deutlich ausgedrückt zu haben als Sie, mein Herr Kapitän."

„Verstehe ich recht, Baron?" sagte der Offizier im Tone bestürzten Erstaunens. „Sie wollten ... Sie wollten die Einladung Potemkins ablehnen? Wissen Sie, was Sie verscherzen? Der Graf wird von Ihrem Spiele entzückt sein, es kostet ihn einen Wink, und Petersburg liegt zu Ihren Füßen. Der Weg zu den höchsten Ehrenstellen öffnet sich Ihnen, Ruhm, Auszeichnungen, Reichtum, Macht — ah, Baron! Fortuna reicht Ihnen die Hand. Ist es möglich, daß Sie sie zurückstoßen wollen?"

„Ich ersuche Sie, Ihre Bemühungen einzustellen, Herr Kapitän," sagte der Baron kalt. „Ich versichere Ihnen auf Ehrenwort, daß Sie keinen Erfolg haben werden."

„Dann bitte ich zu erwägen," erwiderte Paporotnikow in verändertem Tone, „daß es nicht geraten ist, sich einem Wunsche des Grafen zu widersetzen. Sein Arm reicht weit —"

Der Baron erhob sich. „Sie wollen mir drohen, mein Herr?" sagte er gemessen. „Daraufhin kann ich Sie nur ersuchen, mein Haus zu verlassen."

Paporotnikow fuhr auf, stieß einige russische Flüche aus und verließ in verbissener Wut das Zimmer. Auf dem Hofe brüllte er nach Diener und Kutscher, die sich in der Küche wärmten: „Andrjuscha! Fedjuscha! Wo steckt ihr, ihr Hundesöhne? Sofort wieder anspannen! Ich fahre! Sputet euch, ihr Hunde! Ich will noch vor Nacht in Riga sein."

Es erhob sich ein Hasten und Laufen; Andrjuscha und Fedjuscha wurden geholt und begannen unter fortwährendem Schimpfen und Fluchen ihres Herrn eiligst alle Vorbereitungen zur sofortigen Abfahrt zu treffen.

Ulrike, die von dem Besuch des Kapitäns wußte, hieß ihre Zofe sich nach der Ursache des Lärmes erkundigen und erfuhr, ein russischer Offizier habe eine Unterredung mit dem Herrn Baron gehabt und wolle gleich wieder abfahren, um Riga noch vor Einbruch der Nacht zu erreichen.

Paporotnikow saß bereits in seinen Bärenpelz gehüllt im Schlitten und wollte gerade dem Kutscher den Befehl zum Abfahren geben, als er eine glöckchenhelle, silbrige Frauengestalt sagen hörte: „Ist es erlaubt, mein Herr, Sie um eine kleine Gefälligkeit zu bitten?"

Der Kapitän machte aus seiner unförmigen Vermummung heraus eine halbe Wendung nach rechts und sah die schöne Ulrike, einen Brief in der Hand, in ihrem grünseidenen weitausgeschnittenen Kleide auf der weißverschneiten Freitreppe stehen. Bei diesem entzückenden Anblick sank sein Grimm um etliche Grade, und er erwiderte galant: „Ich werde mich glücklich schätzen, Madame, Ihnen mit allem, was ich bin und habe, meine unbegrenzte Ergebenheit beweisen zu dürfen."

„Ich höre zu meinem Bedauern, mein Herr, daß Sie es sehr eilig haben, nach Riga zu kommen. Wenn Sie die große Güte haben wollten, dort durch einen Ihrer Bedienten dieses für den Kandidaten der Theologie Herrn Christian Seebein bestimmte Schreiben in der Hartknochschen Buchhandlung abgeben zu lassen, so würden Sie mich zu aufrichtigstem Dank verpflichten."

Während sie dem Kapitän den Brief überreichte, zuckte durch dessen Gehirn der Gedanke, in dieser Frau eine Bundesgenossin zur Ausführung seines Auftrages zu gewinnen. Ehe er jedoch das Wort an sie richten konnte, war die vor Kälte zitternde

Ulrike bereits die Treppe hinaufgehüpft. Sie winkte ihm noch einmal mit der Hand, rief: „Großen Dank, mein Herr! Adieu und glückliche Reise!“ und war blitzschnell in der Tür verschwunden.

Fedjuscha knallte mit der Peitsche, die Pferde zogen an, und mit hellem Schellengeklingel sauste der Schlitten die Mitauer Landstraße entlang.

Die Gedanken des Kapitäns Paporotnikow waren keine frohen. Seit zwei Monaten war er Potemkins Adjutant und wußte, was es hieß, mit einem unerledigten Auftrag dem Allgewaltigen vor Augen zu kommen. Potemkin war unbedenklich in der Wahl seiner Mittel, aber rastlos und unerschütterlich im Verfolgen einmal gesetzter Ziele. Das gleiche verlangte er von seinen Untergebenen. Es war vielleicht nicht nur die flüchtige Laune eines Augenblicks gewesen, die dem an Erfüllung aller seiner Wünsche gewöhnten Günstling des Glückes das Verlangen nach dem Spiel des Barons eingegeben hatte. Er liebte es, die Fähigkeiten seiner Kreaturen durch schwierige Aufträge auf die Probe zu stellen, und Paporotnikow wußte, daß ihn ein Zurückkehren mit leeren Händen Stellung und Laufbahn kosten konnte. Und während er alle Geigen und Geiger der Welt zum Teufel wünschte, zermarterte er vergeblich sein Hirn, ohne einen Ausweg aus seiner heikeln Lage zu finden.

Völlig durchfroren kam er am Abend in Riga an, stieg im Gasthof „Zu den drei Mohren“ ab und ließ sich heißen Punsch und ein reichliches Abendessen auf sein Zimmer bringen. Wohlig empfand er die belebende, erwärmende Wirkung des Getränks; sein Selbstvertrauen begann zurückzukehren, und nach einer halben Stunde hielt er es bereits nicht mehr für unmöglich, daß das Glück, das ihn in jungen Jahren auf einen so wichtigen Posten gestellt hatte, ihm auch helfen würde, sich auf ihm zu behaupten.

Lautes Lärmen, Reden und Gläserklirren im Nebenzimmer erregte seine Aufmerksamkeit. Dann brach es jäh ab, und eine wilde, trunkene Lustigkeit raste sich in bacchantischen Geigenklängen aus. Der Kapitän besaß die ganze Empfänglichkeit seines Stammes für Musik; er erkannte ein ungewöhnlich hohes Können und lauschte hingegeben den Tönen. Plötzlich sprang er auf, durchquerte einige Male rasch das Zimmer, blieb dann stehen, stürzte ein Glas Punsch hinunter und schlug mit der Faust auf den Tisch, daß das Trinkgerät klirrte.

Mittlerweile war nebenan das Spiel verklungen; es erhob sich ein lautes Bravorufen, Händeklatschen und das helle Klingen angestoßener Weingläser.

Der Adjutant war ein Mann plötzlicher Eingebungen, und einer plötzlichen Eingebung folgend rief er Andrjuscha und befahl ihm, sich nach der Gesellschaft nebenan zu erkundigen. Der Diener kehrte zurück und meldete ihm, es sei eine Schar junger Rechtsgelehrter, Studenten und reicher Kaufmannssöhne, die sich mit einem vor wenigen Stunden aus Kurland zugereisten Herrn vergnüge. Dieser habe auch im Gasthof Wohnung genommen und sei übrigens der nämliche, dessen Geigenspiel soeben seine Aufmerksamkeit erregt habe.

Der Adjutant nickte befriedigt, und als der Lärm sich allmählich gelegt hatte und die Gäste aufgebrochen waren, schickte er Andrjuscha zu seinem Zimmernachbarn und ließ ihm sagen: Der Kapitän der Garde Paporotnikow ersuche den Herrn, dessen ausgezeichnetem Geigenspiel er durch die Wand hindurch mit so viel Genuß gelauscht habe, um die Erlaubnis, ihm seine Aufwartung machen und ihn zu einem Glase Punsch bitten zu dürfen.

Dem zurückkehrenden Andrjuscha auf dem Fuße folgte ein schlanker, stutzerhaft gekleideter junger Mann mit weingerötetem Gesicht und schwarzen, vom Trunke blitzenden Augen.

Paporotnikow warf einen raschen prüfenden Blick auf das Äußere des Eintretenden, und seine Augen glänzten.

Als er seinen Gast auf russisch begrüßte, antwortete dieser in fließendem Französisch, er sei des Russischen nicht mächtig, und bäte um die Erlaubnis, sich der Sprache des unvergleichlichen Arouet bedienen zu dürfen, worauf Paporotnikow gern einging.

Er bat den Fremden, Platz zu nehmen, sagte ihm einige Schmeicheleien über sein Spiel und ließ von neuem heißen Punsch kommen.

Als der Gast seinen Namen nannte, rief der Adjutant: „Meiner Treu, das nenne ich einen Zufall! Gerade an Sie ist mir in Kurland ein Auftrag zuteil geworden.“

Er übergab ihm den Brief der Baronin, Seebein bat um die Erlaubnis, ihn gleich an Ort und Stelle lesen zu dürfen, und erbrach das Siegel.

Rasch überflog er die wenigen Zeilen und rief unwillig: „Teufel! Wie ärgerlich!“

„Ich bedauere unendlich, mein Herr,“ sagte Paporotnikow, „wenn ich das Unglück gehabt habe, der Überbringer einer unangenehmen Nachricht zu sein. Ich bitte Sie indessen, mit mir anzustoßen und meine besten Wünsche für eine glückliche Lösung der Sie bedrückenden Angelegenheit entgegenzunehmen.“

„Sie kommen aus Willgahlen, Herr Kapitän?" fragte Seebein, während Paporotnikow von neuem die Gläser füllte.

„Geradeswegs," entgegnete dieser und erzählte mit kurzen Worten von seinem Besuche im Hause Sasseberg, ohne aber auf Zweck und Ausgang desselben einzugehen.

Dann wandte das Gespräch sich andern Dingen zu; Seebein sprach von Leipzig und wußte manche ergötzliche Geschichte aus seinen wilden Studentenjahren aufzutischen. Paporotnikow dagegen erzählte von seinen Feldzügen, von der großen Kaiserin Katharina, von seinem Herrn, dem Grafen Potemkin, von Petersburg und dem glänzenden, rauschenden Leben am Hofe, an dem auch so mancher Deutsche sein Glück gemacht habe, wie denn der Herzog Biron von Kurland ursprünglich auch nichts anderes gewesen sei als ein verwilderter Königsberger Student.

Mit funkelnden Augen hörte Seebein zu, und über der Rede und Gegenrede wurde ein Glas um das andere geleert, und auch Paporotnikow fing an, betrunken zu werden.

„Meiner Treu," sagte er, als eine Pause eingetreten war, „mir scheint heute ein Wind zu blasen, der ehrlichen Leuten entgegen ist. Jedenfalls sind Sie, Herr Kandidat, nicht der einzige, der heute kein Glück hat. Wollen Sie hören, was mir geschehen ist?"

Und als Seebein höflich erwiderte, es würde ihm ein besonderer Vorzug sein, erzählte der Kapitän, was für ein Auftrag ihm zuteil geworden und wie kläglich er mißlungen war.

Der Kandidat wurde immer aufmerksamer, je weiter der andere erzählte. Und als er schwieg, sprang Seebein jäh auf, so daß sein Stuhl polternd umstürzte, und rief mit dem ganzen Überschwange seiner Trunkenheit: „Hurra! Mein Herr, es ist kein Zweifel, Fortuna selbst, die nicht will, daß zwei ihrer Getreuesten ins Unglück kommen sollen, hat uns zusammengeführt! Folgen wir ihrem Wink, und uns beiden ist geholfen. Widrige Umstände verhindern mich, nach Willgahlen zurückzukehren. Sie befürchten Unannehmlichkeiten, falls Sie ohne den Baron nach Petersburg kommen. Nun wohlan: Ich werde Ihr Baron sein. Ich versichere Sie, ich werde seinem musikalischen Rufe keine Schande machen."

Ein triumphierendes Leuchten trat in die Augen des Kapitäns, während er Seebeins Arm packte und schrie: „Herr Kandidat, welcher Teufel steckt in Ihnen? Können Sie Gedanken lesen wie der Graf Cagliostro? Der Satan soll mich holen, wenn ich Ihnen nicht eben jetzt den nämlichen Vorschlag machen wollte. Aber immerhin: es sind ein paar Umstände zu erwägen. Ist der Baron in Petersburg bekannt?"

„Er hat nie einen Fuß dahin gesetzt. Er verläßt Willgahlen nur, wenn er ins Ausland reist."

„Aber können wir nicht Landsleuten von ihm begegnen? Es sind viele Kurländer nach Petersburg gekommen!"

„Zum Teufel, Herr Kapitän! Fortes fortuna adjuvat."

„Zum Teufel, Herr Kandidat! Sie sind mein Mann, ich bin der Ihre. Und will einer, der den Baron kennen sollte, unsern Spaß stören, ei, hol's der Satan, so werde ich sagen: mein sehr geehrter Herr, ich weiß, Sie konspirieren gegen meine allergnädigste Frau Kaiserin und deren Generaladjutanten. Mein Herr, Sie sind verhaftet. — Stoßen wir an, Herr Kandidat! Fortuna soll leben und ihre Ritter dazu!"

So zechten die beiden, bis es hell wurde. Dann ließ Paporotnikow anspannen, ein Korb Flaschen wurde im Schlitten verstaut, Fedjuscha knallte mit der Peitsche, und fort ging es. Die Fahrt glich einem jauchzenden Triumphzuge der Jugend, der Trunkenheit, der Kühnheit und des Glücks.

In Walk war gerade Markttag, als sie durchfuhren. Während des Pferdewechsels entriß Seebein einem fiedelnden Invaliden die Geige und warf ihm dafür ein Goldstück hin. Als sie weiterjagten, stand er aufrecht im Schlitten, die Pelzmütze hatte er verloren, die Haare flatterten wild um das weinrote, kecke Gesicht; er spielte eine jauchzende Melodie und rief mit dröhnender Stimme: Platz für die Kavaliere der Fortuna! Hier steht Baron Sasseberg, der König der Geiger, dem die schönste Frau gehört!" Und Bürger und Undeutsche sprangen zur Seite und sahen noch lange kopfschüttelnd und knurrend dem davonstiebenden Schlitten nach.

Paporotnikow brüllte mit heiserer Stimme wilde Kriegslieder, die er aus dem Türkenkrieg mitgebracht hatte, und Weisen von seltsamer, tiefer Traurigkeit, die vom weiten, breiten Mütterchen Wolga und von der Unermeßlichkeit der schneebedeckten Steppe klagten.

In Pleskau warf Christian Seebein sein letztes Geld unter die Straßenjungen, die schreiend und johlend hinter dem galoppierenden Gefährt herliefen.

Kurz vor Petersburg zerschellte er die Geige des Invaliden samt einigen leeren Weinflaschen an einem Meilenstein und rief: „Der Teufel soll mich holen, wenn ich noch einmal in meinem Leben auf einem so erbärmlichen Instrument spiele! Vivat Stradivarius! Ein Hurra meiner allerschönsten Baronin!"

In des Kapitäns Wohnung in Peters-

burg erwachten die beiden verwundert und noch halb trunken aus einem todesähnlichen Schlaf. Indessen stellte sie ein Dampfbad und ein scharfes Frühstück bald wieder her.

Darauf wurde der Kandidat aufs herrlichste ausstaffiert und von den geschickten Händen eines Barbiers mit allerlei Runzeln und Alterszeichen versehen, also daß er mit Fug für einen alten Edelmann gelten konnte.

Und dann kam alles, wie es die beiden gehofft und gedacht hatten. Denn wenn der Graf Potemkin eine hohe und gewaltige Gönnerin hatte, so hatten die zwei eine noch mächtigere, und das war Frau Fortuna, die allen Schelmen und Musikanten hold ist.

Der falsche Baron spielte vor dem Allgewaltigen und wurde mit Lobeserhebungen und Dankesbezeugungen überschüttet. Er mußte mit dem Generaladjutanten speisen, der ihm überdies eine ansehnliche Summe Goldes anweisen ließ, wie sie der ehemalige Leipziger Student noch nie beisammen gesehen hatte. Als ihm der Graf aber vorschlug, in die Armee oder den Hofdienst einzutreten, und ihm eine glänzende Laufbahn versprach, schützte er dringende Familienangelegenheiten vor und bat um die Erlaubnis zur Heimreise.

In einem bequemen gräflichen Schlitten trat er diese an, noch ein gutes Stück Weges von dem Kapitän Paporotnikow geleitet.

In Mitau hieß er das Fuhrwerk umkehren und reiste mit der Post nach Leipzig. Hier hatte er eine gute Zeit lang wieder sein altes Wesen mit Raufen, Tanzen und Trinken, bis er am Ende doch noch einen anderen Weg fand, sein Examen bestand und schließlich ein wohlbestallter kurfürstlich sächsischer Pfarrer wurde, der er bis an sein Lebensende geblieben ist.

Paporotnikow aber, der durch seinen kecken Streich des Grafen höchstes Wohlwollen errungen hatte, wurde zum Premiermajor ernannt und brachte es in kurzer Zeit bis zum Obersten, als welcher er in der Schlacht am Rymrik unter den Augen Suworows einen raschen und rühmlichen Tod gefunden hat. Und damit mag er das Beste gewonnen haben, was Fortuna denen geben kann, die sie lieb hat. — — —

Potemkin sollte fünfzehn Jahre später noch einmal an den großen Geigenspieler erinnert werden.

Das war an dem Tage, da der General Bauer im Hauptquartier des Feldmarschalls erschien, um dem Erstürmer von Otschakow den Dank seiner Kaiserin auszusprechen und ihm in ihrem Namen das große Band des Sankt Georgskreuzes und einen kostbaren, brillantenbesetzten Ehrendegen zu überreichen. An diesem Tage vergaß der Fürst allen Kleinmut und alle Sorgen, die ihn während des Feldzuges so oft bedrückt hatten; er sah sich wie früher als ersten Mann im Lande, als allmächtigen Liebling des Glücks und seiner großen Kaiserin.

Im Gefolge Bauers gewahrte er einen blutjungen, schmucken Sergeanten in der Uniform des Garderegiments zu Pferde, in dem er selbst vor vielen Jahren seine militärische Laufbahn begonnen hatte. Und die Erinnerung an jene Zeit, da er selbst in der nämlichen Uniform und im nämlichen Rang zum erstenmal die Aufmerksamkeit der Kaiserin erregt hatte, flog wie ein leichter Frühlingswind über sein Herz. Aber auch die Züge des jungen Sergeanten erweckten eine Erinnerung in ihm, er winkte ihn heran und fragte ihn freundlich nach Namen und Herkunft.

Der Knabe trat in straffer, militärischer Haltung vor ihn hin, sah ihn keck an mit seinen blitzenden, schwarzen Augen und meldete mit seiner frischen, hellen Stimme: „Baron Peter Andrejewitsch Sasseberg aus Kurland, Sergeant in Ihrer Majestät Garderegiment zu Pferde.“

Da klopfte ihm der Fürst auf die Schulter und sagte gütig: „Siehst du, Brüderchen, ich habe dich gleich am Gesicht erkannt. Dein Vater hat mir mit seinem herrlichen Geigenspiel einmal in Petersburg eine frohe Stunde bereitet. Werde ein ebenso tüchtiger Mann wie er. Dein Feldmarschall wird dich im Auge behalten.“

Sterne

Über dem dämmernden Weg im Dunkel der schlummernden Wiese
Schimmert ein grünliches Licht, blitzt ein erstrahlender Stern.

Hoch in die rauschenden Fichten entführt mir den Blick jetzt ein Windstoß:
Magisch mein Auge da bannt oben ein funkelnder Stern.

Gleich an Gestalt und an Glanz erscheinen der Wurm und die Venus:
Was der Gedanke getrennt, eint mir, ein Schöpfer, der Blick.

Richard v. Schaukal

Neues vom Büchertisch

Von Paul Weiglin

Carl Sternheim: Europa (Kurt Wolff, Leipzig) — Franz Werfel: Nicht der Mörder, der Ermordete ist schuldig (ebda.) — Friedrich Freksa: Der Wanderer ins Nichts (Georg Müller, München) — Clara Viebig: Das rote Meer (Egon Fleischel & Co., Berlin) — Viktor v. Kohlenegg: Eckerlein (Ullstein & Co., Berlin) — Karl Rosner: Die Beichte des Herrn Moritz von Cleven (J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf., Stuttgart)

In der Ankündigung, die der Wolffsche Verlag Carl Sternheims ‚Europa' mit auf den Weg gibt, ist zu lesen, daß dieser „erste große Zeitroman" des Dichters „ein Kulturdokument ganz einziger Art" darstelle, daß er hier „die Summa der ersten vierzig Jahre seines Lebens und einer unvergleichlich bewegten Zeit" ziehe. Wir kennen den Erzähler und Dramatiker als den scharfen Beobachter und spöttischen Gestalter des Snobs und des Philisters. Wir schätzen seinen um knappsten Ausdruck ringenden, jede landläufige Prägung verächtlich meidenden Stil, und wenn wir ihn nicht lieben können, weil er ein Mathematiker des Gefühls ist und selbst die Glut seiner Leidenschaft mit dem Thermometer in der Hand beobachtet: wir greifen doch mit Begierde nach dem ersten Band seines ersten Romans. ‚Europa' — was alles kann hinter diesem Titel schlummern? Ein Bild unsrer zerklüfteten Zeit und vielleicht das Bild einer glücklicheren Zukunft.

Die ersten paar Worte sind eine Enttäuschung. Nachdem wir uns durch ein Dutzend weißer Vorsatz- und Titelseiten wie durch Achtung heischende Vorhöfe gefunden haben, erfahren wir, daß Europa ein Mädchenname ist und die Tochter eines Amsterdamer Kunsthändlers schmückt. Europa — oder, wie sie der Kürze halber genannt wird: Eura Fuld ist, nach dem Kriege von 1870 geboren und hat den weitausholenden Namen einer pazifistischen Wallung ihres Vaters zu danken. Sie wächst — und nun stellen sich bald Beziehungen zu dem Europa der Vorkriegszeit ein — in einem Hause auf, das ein Museum ist, und verliert das unmittelbare Verhältnis zur Natur. Ihre Welt hat der Künstler gewirkt; sie steht einer Landschaft mit den Augen Ruisdaels gegenüber. Nicht anders sieht sie die Menschen an. Es sind Paradigmen. Aus jedem muß nach Momenten der Spannung das mit einer Aufschrift zu Bezeichnende werden. Eura ist schön; das jüdische Blut des Vaters hat sich mit dem arischen der Mutter „blendend gekreuzt". Eines Abends erwacht sie vor dem züngelnden Blick eines Mannes zum bewußten Weib und erkennt, sich selber prüfend, vor dem Spiegel: „Wie Kohinor und Großmogul sei sie für alle Zeit weiblicher Geltung Solitär, aus dem Schopf rotgoldener Flechten höchster Nuance, irgendein Artgipfel, nach dem ein über die Welt versprengter Klüngel von Männern wallfahren, und vor denen er sich immer erniedrigen werde."

Dies geschieht denn auch zur Genüge. Die Siebzehnjährige kommt nach Berlin, wo für jeden möglichen Vorgang sogar im Sexuellen bereits „Geländer" da sind. Ein Gardeleutnant und ein Dichter verlieben sich in sie, konvenieren ihr aber nicht. Mit schneidender Schärfe zeichnet Sternheim die Oberflächlichkeit und Verlogenheit der Gesellschaft: mit Gemeinplätzen kommt Eura aus; Wissen kauft sie im Buchladen oder, billiger, in der Zeitung. „Deutschland war ein täglich besser gehendes Geschäft, das in Kohle, Eisen und Kali riesigen natürlichen Markt hatte. Dazu aber auch für billige Fertigfabrikate konkurrenzlos war. Die ganze Nation sah sie fieberhaft am Umsatz als Hersteller, Makler, Verkäufer oder bloßen Verbraucher beteiligt. Behörden dienten der Geschäftsaufsicht, Gesetze reibungsloser Abwicklung." Das „Anreißen" besorgt die aus den Archiven älterer Romantik ausgerüstete schreibende Intelligenz. Nirgends mehr Vorsatz, nur Umsatz. Viel wird Groß. Statistikentaumel. Wertheim …

Dieses erste Kapitel ist das beste, weil menschlichste des Buches. Wer weiter liest, wird sich bald in den Stacheldrähten Sternheimschen Stils verfangen, und wer sich mit Gefühllosigkeit gegen die gewaltsamen Verrenkungen seiner Sprache gewappnet hat, wird in der dünnen und kalten Luft seiner verstiegenen Symbolik frieren. Beziehungen, die Eura zu dem jungen Carl Wundt eingeht, lösen sich aus Furcht vor „kitschiger Umarmung", die „aus Romanen ihnen geläufig und teilweiser Abscheu war." Sie meidet damit den einzigen Fehltritt: Romantik und wendet sich mit religiösem Eifer und gelehrsamer Gründlichkeit sozialen Studien zu. Sie erkennt den Sinn der Geschichte in naturwissenschaftlicher Entwicklung und gesellschaftlichem Klassenkampf; Marx, Engels, Bebel, Liebknecht sind die eigentlichen Helden des Jahrhunderts. Zweifelnd steht sie jedoch vor der Erkenntnis, daß der von ihr über alles gehaßte preußische Untertanengeist in seinem Wesen sich nicht streng genug scheide von dem im kommunistischen Manifest



Gewitterstimmung
Künstlerische Aufnahme von Franz Adickes

enthüllten natürlichen Zwang. Eine Übersiedlung nach Paris führt Europa aus dem Reich der Gedanken in das der Sinne. „Wiehernde Stute trat sie ins Geschirr". Sie läßt sich von den Erscheinungen packen, lebt und genießt als Weib, bis sie eine Erzählung Carl Wundts, die sie zufällig in einem Buchladen findet, wieder zu dem einst Geliebten und damit zu einem neuen Deutschland zurückruft. Sie führt eine Begegnung mit dem Dichter herbei. Er ist nicht, wie sie glaubt, der große Mann, dessen zürnenden und spottenden Worten ein ganzes Volk bußfertig lauscht, sondern nur ein Prophet im Vaterlande, der nichts gilt und auf Wirkung auch eigentlich wenig Wert legt. Sie hebt ihn aus Dürftigkeit empor, aber als er fast alles bei ihr erreicht hat, erkennt er ihre Grenzen: „Als ihm plötzlich bewußt war, was sie aus ‚Segnungen der Erfindungen und des Fortschritts', durch erhitzte Geistigkeit und Reichtum ihm Armen und den von ihm wirklich Schritt für Schritt gegangenen Wegen gegenüber entbehrte, fühlte er liebendes Mitleid mit Eura und gestand, sie sei des Erdteils, der sie trüge, Gleichnis; der auch seit Ewigkeiten Natur für immertollere Reize aus Geist und Geld getauscht habe und bis ins Mark gelangweilt und erschöpft bereit sei, mit neuem, nie dagewesenem Klamauk seines kothurnenen Heldentums Leere noch einmal zu überpauken", eine Erkenntnis, die die Reize der lüsternen abendländischen Eva in ihrer Unwiderstehlichkeit nicht mindert. Mit satanischem Schmunzeln läßt Sternheim die Liebenden oder Trunkenen allein und endet den ersten Band eines Zeitromans, der trotz glänzenden Einzelheiten seinen Beruf verfehlt hat. Denn in seiner künstlichen Dunkelheit kann er nur auf einen kleinen Kreis gläubiger Leser rechnen oder auf die, die Sternheim mit gleichem Ingrimm wie die Philister verfolgt: die Snobs. Sie werden diesen Roman als eine Großtat deutscher Erzählungskunst preisen und die harmlosen Leute verachten, die da meinen, es sei eigentlich ein langweiliges Buch und schwer einzusehen, weshalb der Verfasser seine klugen Gedanken und klaren Beobachtungen so ärgerlich verpackt habe, daß man nur mit großer Mühe herankommen könne.

Vielleicht lautet dann die Antwort, das sei der Expressionismus, was dem Fragenden nicht hilft, denn dieses neumodische Wort gehört zu denen, die verboten werden müßten, weil sich jeder etwas anderes darunter vorstellt. Was die Lektüre von Sternheims Roman so quälend macht, ist nicht eine ungewohnte Technik, sondern der Mangel an Herz. Das zeigt recht deutlich der Vergleich mit einem andern Prosawerk, das im gleichen Verlag in derselben Sammlung „Der neue Roman" erschienen ist. Es handelt sich um Franz Werfels Novelle „Nicht der Mörder, der Ermordete ist schuldig". Werfel, bedeutend jünger als Sternheim, ist bisher nur als Lyriker bekannt geworden. Er zählt zweifellos zu den stärksten Begabungen unsrer literarischen Jugend, ein Dichter der Menschenliebe und des Allgefühls, dessen lyrischem Schwung nicht immer leicht zu folgen ist. Hier aber, wo er sich vorsetzt, Tatsachen zu berichten, erliegt er nicht der Versuchung des Halbkünstlers, sich in geheimnisvolle Nebel zu hüllen, sondern geht stracks und klar seinen graden Weg.

Eines der schönsten Gedichte Werfels heißt „Vater und Sohn". Es behandelt die kalte „Feindschaft der geschiedenen Lebensalter", die sich doch auch wieder zu der eingeborenen Liebe verwandten Blutes sänftigt und endet:

„Doch auch uns sind Abende beschieden
An des Tisches hauserhabenem Frieden,
Wo das Wirre schweigt,
Wo wirs nicht verwehren trauten Mutes,
Daß, gedrängt von Wallung gleichen Blutes,
Träne auf- und niedersteigt.

Wie wir einst in grenzenlosem Lieben
Späße der Unendlichkeit getrieben,
Ahnen wir im Traum.
Und die leichte Hand zuckt nach der greisen
Und in einer wunderbaren, leisen
Rührung stürzt der Raum."

Die Novelle ist demselben Erlebniskeim entsprossen wie das Gedicht. Nur ballt sie das Allgemeinmenschliche zum einzelnen Fall zusammen, um es schließlich wieder ins Ewiggültige zu erheben und letzte Erkenntnisse daraus abzuleiten. Werfel erzählt in der Ichform die Geschichte eines Mannes, der sich schon in der frühesten Kindheit seinem Vater entfremdet fühlt. Zweimal wird er an ihm zum Mörder, wenn nicht im strafrechtlichen, so doch im sittlichen Sinne. Denn — zu dieser Erkenntnis wächst der Held der Geschichte heran: „Jeder Vater ist Laios, Erzeuger des Ödipus, jeder Vater hat seinen Sohn in ödes Gebirge ausgesetzt, aus Angst, dieser könnte ihn um seine Herrschaft bringen, d. h. etwas anderes werden, einen anderen Beruf ergreifen, als den, den er selbst ausübt, seine, des Vaters Weltanschauung, seine Gesinnungen, Absichten, Ideen nicht fortsetzen, sondern leugnen, stürzen, entthronen und an ihre Stelle die eigene Willkür aufpflanzen. Jeder Sohn aber tötet mit Ödipus den Laios, seinen Vater, unwissend und wissend den fremden Greis, der ihm den Weg vertritt."

Der Beruf, zu dem der Vater den Sohn zwang, war der Beruf des Tötens. Werfel, der die ganze Welt an sein liebeglühendes Herz drücken möchte, ist ein erbitterter Feind des Militarismus und entwirft eine Karikatur seines Wesens, deren geistreiche Sicherheit auch den anziehen wird, der über das soldatische Handwerk anders denkt als der Wiener Dichter. Ein kleiner Junge, in dessen ungewecktter Seele ein Musiker lebt, wird in eine Kadettenanstalt gesteckt. Der Vater, Hauptmann, ein ausgezeichneter Offizier, dem das Dienstreglement in Fleisch und Blut übergegangen ist, — die Mutter, seine verschüchterte, harte Dienerin. Der Knabe wächst in freudlosem Zwang auf. In

der Stunde, da ihm sein Vater die erste Güte entgegenbringt, erlebt er den ersten Sieg über ihn. Der Vater hat den Dreizehnjährigen zum Geburtstag auf ein Volksfest geführt, natürlich in Zivil, und in dieser Tracht wirkt der inzwischen als Edler von Sporentritt geadelte wie ein kleiner Postbeamter: arm, engbrüstig, schäbig. Er muß sich schieben und drängen lassen wie jeder andere. Der luftleere Raum um ihn ist dahin. Aber wie um ihn für diese Beobachtung zu strafen, rächt er sich an dem Jungen. In einer Bude soll sich der Kleine bemühen, geschickt und kräftig den dort zu solcher Übung aufgestellten Puppen den Hut vom Kopfe zu werfen. Es gelingt ihm nicht, und in wirrer Verzweiflung und Gereiztheit schleudert er selbstvergessen den Ball dem Vater ins Antlitz, daß ihm das Blut aus der Nase stürzt. Der erste Mord.

Dreizehn Jahre sind vergangen. Der Vater ist Feldmarschalleutnant geworden und hat nach dem Tode der Mutter eine neue und sehr vornehme Ehe geschlossen. Der Sohn, Leutnant, gerät in eine seltsame Gesellschaft von Anarchisten und Opiumrauchern. Ein alter weißbärtiger Jude wirbt ihn zum Krieg gegen die patriarchalische Weltordnung. Unter diesen Menschen fühlt sich der junge Duschek zum erstenmal als Kamerad. Er tritt in die Dienste seiner Genossen, übernimmt den Auftrag zu einem Mordanschlag auf den Zaren. Aber vorher noch hebt die Polizei ihn und die ganze Gesellschaft auf, wobei er sich einer schweren Insubordination schuldig macht. In einer Unterredung mit dem Feldmarschalleutnant steht das Wort Vater gegen den allerhöchsten Dienst, Mensch gegen Maschine. Es kommt unter einem Reitpeitschenhieb zur Entladung, und es folgt der zweite Vatermord nach jenem ersten auf dem Volksfest: in einem gewaltigen Auftritt kniet der alte, nackte Mann vor dem ihn bedrohenden Sohn. Der Mord ist vollendet, ohne daß er zu geschehen brauchte. Der Sohn denkt zum erstenmal an seinen Sohn und schaudert vor der Tiefe des Mysteriums. Zwiefacher und doch schuldloser Mörder flieht er in eine neue Welt, eine neue Wirklichkeit. Ihm scheint, als wenn die alte der Uniformen, Höfe, Orden, Kirchen, Flitterrepubliken, Industrien, Handelsbeflissenheiten, Moden, Kunstausstellungen, Zeitungen und Meinungen nichts andres vorstellt als einen großen modrigen, verspinnwebten, dekorierten Winkel, in dem sich, mit Wahn und Träumen Unzucht treibend, die große Kindangst der Menschheit verkriecht. Er will dagegen sein Geschlecht wieder der Erde verschwistern, einer endlosen ungebundenen Erde. Der Bedrückte ist frei.

Diese Novelle mit dem albanischen Sprichwort als allzu umständlichem Titel ist eine revolutionäre Dichtung wie der Sternheimsche Roman, aber sie hat vor diesem einen großen Vorzug: sie ist kein Literaturgewächs, sondern eine poetische Schöpfung. Wer Werfels Lyrik kennt, weiß, daß sie trotz einer oft erstaunlichen Einfalt des Ausdrucks nicht leicht zu fassen ist, weil sie mehr andeutet als ausspricht, vom Leser, ähnlich wie die neue Malerei ein Zusammensehen, ein Zusammendenken oder -fühlen verlangt. In seiner Prosa stellt er diese Anforderung nicht, sondern erzählt sehr knapp und klar, und selbst wo er ins Phantastische und Geheimnisvolle gerät, stammelt er nicht, sondern fügt seine Worte, wie sie dem natürlichen Wuchs unserer Sprache gemäß sind. Es wird Leute geben, denen der umstürzlerische Geist des Buches zuwider ist, die, kräftiger veranlagt als der etwas empfindsame Held, an den tapfern Spruch erinnern, wonach zur Erziehung das Schinden gehört und denen vor allem das schöne Wort Freiheit verdächtig klingt, weil es jeder Bambuse im Munde führt und weil uns offenbar die Autoritätslosigkeit nicht gut bekommt. Aber niemand wird Werfels sittlichen Ernst, seine Darstellungskraft und die Begeisterungsfähigkeit seines Werkes verkennen.

Sternheim und Werfel suchen beide die Gründe für den „Untergang des Abendlandes“ bloßzulegen, der eine mit dem scharfen Messer des kaltsinnigen Anatomen, der andere mit der leidenschaftlichen Glut des anklagenden Sehers. Friedrich Freksa hat den Mut, sich als Humorist mit den Dingen zu befassen, in seinem Roman ‚Der Wanderer ins Nichts.‘ Das Buch, einem Menschenverächter zugeeignet, erzählt Robert Harrings Erlebnisse im letzten Friedensjahr, ein Dokument für die Entwicklung unsers Lebens vor dem Kriege. Robert Harring verkörpert in den reichen fetten vierzehn Jahren zu Beginn des Jahrhunderts einen traurigen und vielleicht typischen Fall. Ein reiches Einkommen verbürgt ihm seine Lebensfaulheit auf anständige Weise. Ein Großstadttier ist er mit dreiunddreißig Jahren aller ursprünglichen Freuden unfähig geworden. Als letzten und stärksten Reiz erkennt er die Wanderung ins Nichts und studiert die Wege, auf denen er am geschmackvollsten und bequemsten sein Ziel erreichen kann. Da wird er auf die Gesellschaft „Comfort“ aufmerksam, die ihre Aufgabe darin erblickt, Menschen, die sich bei ihr einkaufen, in jeder Hinsicht zu versorgen. Sie übernimmt ihn mit Vermögensverwaltung, Rechtsvertretung, Versicherungen und Miete, Arzt, Liebesbedürfnis, Verpflegung, Kleidung usw. und gesellt ihm den Diener Peter, kurz P. genannt, der mit feinstem Verständnis selbst unausgesprochene Wünsche erfüllt und zunächst dem abgehetzten Leben seines Herrn eine Fermate der Erinnerung verschafft: ein Wiedersehen mit der einst geliebten blonden Edith in Travemünde. Es verläuft sehr angenehm, bis beide sich als Mitglieder der Gesellschaft erkennen, worauf er sich betrinkt und sie entrüstet abreist. Er fährt weiter nach Heiligendamm und beginnt dort ein vermeintlich komfortfreies Verhältnis mit der brünetten Eva, die ihn bald mit

ihren Backfischgefühlen langweilt. Er erkennt, daß die poetischen Genüsse die unbequemsten sind, und als nun Edith wieder auftaucht, macht er sich mit Fanny, der Zofe der einst Geliebten, auf und davon. Dieses Mädchen schenkt ihm ein volles Glück. Sie wird ihm eine vortreffliche Führerin durch allerlei Narrenburgen, in denen sie auf ihrer Fahrt nach Italien rasten, bis er zu seiner Verzweiflung erfährt: auch sie eine Angestellte der Gesellschaft „Comfort", eine gute Freundin P.s! Das gibt ihm den Rest. Er flieht nach Deutschland, um sein Blut in heißem Burgunder verströmen zu lassen. Da bricht der Krieg aus und hindert ihn durch P. an seinem Vorsatz. Er genest als Soldat. Der Komfort war eine vortreffliche Schule zum Militarismus. Disziplin gibt ihm Halt. Er fühlt sich als Krieger, bis er, einer in den Spartakuskämpfen erlittenen Wunde erliegend, in dem Augenblick stirbt, wo er den Wert des Lebens im Kämpfen für Deutschland erkennt.

So endet auch dieses unterhaltende Buch mit einem ernsten Hinweis auf Pflicht. Aber im Gedächtnis des Lesers wird diese ernste Wendung leicht verblassen vor den lustigen Ereignissen, an denen es reich ist. Das Wesentliche daran ist doch der hübsche Einfall mit der Gesellschaft „Comfort". In der zweiten Hälfte des Romans, wo sie in den Hintergrund tritt, läßt die Freude am Lesen ein wenig nach, und wenn man auch geschmeichelt fühlt, daß einen der Verfasser zu höheren und weiteren Aussichten führt: man möchte sehr gern wieder mit Herrn Dr. van Merlen zusammen sein, der mit so kundigem Blick die Bedürfnisse seiner Schutzbefohlenen durchschaut.

Mit großer Gewissenhaftigkeit berichtet Freksa, was sein Robert Harring verzehrt. Das Schlampampen war ein Hauptkennzeichen der Vorkriegszeit. Im letzten Kriegsjahr löffeln die verhungerten Menschen ausgelaufenen Sirup von der schmutzigen Straße auf. In solchen und verwandten Zügen brennender Not sieht Clara Viebig den Grund für unsere Niederlage. Ihr neuer Roman „Das rote Meer" schildert den Untergang des Reichs in einer Fülle von Einzelschicksalen, die in ihrer Gesamtheit ein Bild von unserm Volk und dem, was an ihm groß und jämmerlich war, ergeben. Mit unbestechlichen Augen wandert sie durch alle Gesellschaftskreise von der Generalin bis zur Arbeiterfrau, sieht Entsagung und Genußtaumel, Selbstlosigkeit und Eigennutz, Entbehrung und Prasserei, Heldentum und Feigheit. Die Handlung des Romans ist dürftig; um so kräftiger wirkt eine Reihe von Gestalten und Auftritten, etwa die alte Großmutter Krieger, die das Grab ihres Gustav in Rußland suchen will, bis sie hört, daß er in Afrika elend umgekommen ist, oder jene Szene gegen den Schluß hin, wo sich die rote Flut durch die Straßen von Berlin wälzt und ein paar Matrosen an einen kriegsblinden Offizier Hand anlegen — das und vieles andere ist mit sicherer Schärfe gesehen und mit schlichter Treue gestaltet. Die Kunst der vor kurzem sechzig Jahre alt gewordenen Dichterin hat nicht den Ehrgeiz, sich irgendwie modern zu wandeln. Sie ist gar nicht nervös, sondern bestimmt, aufrichtig und geradezu, und wenn sich ihr alles Übersinnliche, ja schon das eigentlich Phantasievolle versagt: es tut dem Leser wohl, sich einmal wieder sagen zu können: „Das hab' ich auch erlebt und das ist echt."

Aber wer will immer bloß von den Nöten der Gegenwart und jüngsten Vergangenheit lesen? Es scheint, als ob die eigentliche Kriegs- und Revolutionsliteratur erst jetzt begänne, wo manchem bereits ein gewisser Abstand gelingt. Um so freudiger greift der erholungsbedürftige Leser nach einem Werk, das ihn den Wirren der Zeit entrückt. Es seien hier zwei dieser Art genannt. Das erste kennen die Freunde dieser Hefte. Es ist Kohleneggs „Eckerlein", das jetzt als Buch erschienen ist, dieses überreiche Bild des vorkriegerischen Berlins mit seinen Großbürgern und Reichmeiern, seinen Sonderlingen und Spießern, seinen spielerischen Damen, tüchtigen Frauen, propern Mädeln, die sich allesamt zum ironischen Vergnügen des Dichters um den Blender drehen. Den zweiten Roman, „Die Beichte des Herrn Moritz von Cleven", hat Karl Rosner geschrieben. Es ist eigentlich ein Novellenstoff: der unechte Sproß eines adeligen Hauses wird in die Rolle seines Halbbruders, des Herrn von Cleven, gedrängt und führt sie auch bei dessen Gattin durch, so daß er in alle seine Rechte tritt. Seinem Sohn beichtet er die wunderlichen Zufälle dieses Abenteuers, dessen entscheidende Wendung sich auf dem Rückzug von Moskau ereignet. Die Geschichte ist in einem gemächlichen Chronikenstil geschrieben, der in seiner Altertümlichkeit nicht ganz zu einem Verehrer der Schriften des Herrn von Goethe paßt, der sich aber sehr behaglich liest und vor allem Blatt für Blatt die Freude des Verfassers atmet. Man spürt, mit welcher Liebe und Sorgfalt Rosner die hübsche Jugendgeschichte Thomas Grimmers, der später der Herr von Cleven wird, aufzeichnet, mit wie feinem Gefühl er die Frau einführt, die ein unbestimmtes Etwas im Letzten und Geheimsten von ihrem ein wenig leichtsinnigen Manne scheidet, und mit welchem Ernst er den außergewöhnlichen Vorfall der zweiten Ehe, die in den Augen der Welt die erste und einzige bleibt, zur Notwendigkeit zu erheben trachtet. Man kann zweifeln, ob ihm das ganz gelingt. Zweifellos ist, daß in diesem Buch ein reines und gütiges Herz schlägt, das sich in Gottes Hand fühlt. Und wer möchte an dieser Geborgenheit nicht teilhaben?

Illustrierte Rundschau

Glasfenster von Adolf von der Heydt — Ein Zigarrenladen von Hans Zimmermann — Kunstgewerbliche Arbeiten von Dagobert Peche — Denkmünze von Prof. Ludwig Waderé — Ludwig Hecks 60. Geburtstag — Zu unseren Bildern

Der Münchner Glasmaler Adolf von der Heydt ist in seiner Kunst seit fünfundzwanzig Jahren tätig. Seit 1913 selbständig, kann er jetzt auf eine stattliche Anzahl von gutgelungenen Arbeiten zurückblicken. Neben kirchlicher und monumentaler Glasmalerei pflegt die Heydtsche Werkstätte die Kabinettmalerei im Sinne der alten Schweizerscheiben, die in der Pracht ihrer Farben als die Muster weltlicher Glasmalerei gelten, und zwar führt der Leiter und Inhaber der Werkstatt gerade diese Stücke ohne Ausnahme selber aus. Die Entwürfe liefern ihm oft unsre alten deutschen Meister. Das Paar auf S. 109 z. B. stammt aus den Hochzeitstänzen Heinrich Aldegrevers, eines der sogenannten Kleinmeister aus Dürers Schule. Die Jägerscheiben dagegen mit ihren drolligen Unterschriften hat der Münchner Paul Neu entworfen, ein Künstler, an dessen Schattenrissen die Leser erst vor kurzem ihre Freude haben konnten.

⌘ ⌘ ⌘

Der jetzt in Stuttgart-Degerloch wohnhafte Architekt Hans Zimmermann hat in der Mönckeberg-Straße zu Hamburg eine sehr reizvolle und nicht eben häufige Aufgabe gelöst: die Ausstattung eines Zigarrenladens. Der Künstler fand einen einsichtigen Besteller, der ihm völlig freie Hand ließ, und so ist ein Werk zustande gekommen, das wohl geeignet ist, auf den Geschmack einer breiteren Öffentlichkeit erzieherisch einzuwirken. Der weite Raum ist einfach, behaglich, hell. Die Schränke für die Ware sind in die Wände eingefügt und gliedern mit den Verkaufstischen den Laden. Das Ganze hat einen gemütlichen Zug, der sich auch in Kleinigkeiten wie dem hübschgeschwungenen Eingang und den altväterischen Lampen zeigt. Der moderne Zigarrenladen ist eben nicht bloß Geschäftsstand, sondern entwickelt sich allmählich zur Probierstube und zum Lesekabinett.

⌘ ⌘ ⌘

Mit Dagobert Peche stellen wir unseren Lesern einen der vielseitigsten und erfolgreichsten jüngeren Kunstgewerbler vor,



Jägerscheibe. Von Adolf v. d. Heydt, München



Jägerscheibe. Von Adolf v. d. Heydt, München

einen Mann, der erst kurz vor dem Kriege auf einer Wiener Tapetenausstellung allgemeine Beachtung fand. Auch dieser Wiener, der die berühmten „Werkstätten" der Donaustadt in Zürich vertritt, hat noch etwas von der leichten Anmut der Erfindung, von der beweglichen Erregtheit der Ausführung, die wir als besondere Eigenschaften der Wiener Kunst zu betrachten gewöhnt sind. Aber es fehlt ihm auch nicht der zur Selbstverspottung neigende Humor des „Raunzers", und das paßt zu der Entwicklung, die die Gestaltung der Schmuckformen in unserer Zeit anstrebt und die im Zusammenhang mit der gesamten Kunst unserer Jugend steht. Es ist, kurz gesagt, die Wendung vom Kreis zum Dreieck, vom Einklang zum Zwiespalt, von der Ruhe zum Lärm. Wir erkennen diese Grundsätze in Peches Arbeiten, in der Stickerei so gut wie in den Anhängern. Sie haben etwas Aufgeregtes, aber sie verlieren nicht das Gefühl für das Maßvolle, das Erbteil altwiener Kultur. Sie nehmen das Neue in weiblicher Weise auf, nicht als eine Weltanschauung, sondern als eine Laune, und drücken trotz dieser Bescheidenheit den Willen oder zum mindesten die Stimmung ihrer Zeit aus (S. 110 u. 111).



Hochzeitstänzer
Glasfenster. Von Adolf v. d. Heydt, München

Zur Erinnerung an den 31. Juli 1919, den Tag, an dem in der deutschen Nationalversammlung zu Weimar die neue Reichsverfassung in dritter Lesung genehmigt wurde, hat der Münchner Bildhauer Professor Heinrich Waderé eine Denkmünze entworfen, von der 500 Stück geprägt und an die Abgeordneten verteilt worden sind. Das schöne Stück ist in Bronze ausgeführt und trägt auf



Hamburger Zigarrenladen. Von Architekt Hans Zimmermann, Stuttgart

der Vorderseite den Kopf einer Arbeiterin als das Sinnbild der Republik; auf der Rückseite sehen wir das zur Einheit mahnende Liktorenbündel, aus dem statt des Schwertes eine brennende Fackel ragt. Künstlerisch bemerkenswert ist der Versuch, für den neuen Staat eine ideale Verkörperung zu schaffen, die nicht ins Allgemein-Schöne oder -Erhabene verwässert ist; es wäre wohl denkbar, daß der Ernst dieser einfachen Frau an viele Herzen rühren und sie selber volkstümlich werden könnte (Seite 112).

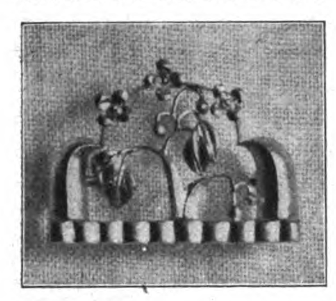


Fernsprechzelle eines Hamburger Zigarrenladens
Von Architekt Hans Zimmermann, Stuttgart

Am 11. August hat Ludwig Heck seinen **60. Geburtstag** gefeiert. Der ausgezeichnete Zoologe ist seit 1880 Direktor des Zoologischen Gartens in Berlin, dessen bauliche und landschaftliche Ausgestaltung ihm nächst seiner Liebe zu den Tieren selbst am innigsten am Herzen liegt. Wenn der Berliner seinen Zoo nicht bloß schätzt als eine Stätte angenehmer Belehrung und Unterhaltung, sondern liebt, ihn als durchaus zugehörig zu seinem Dasein wie dem der Stadt empfindet, so ist das nicht zuletzt Hecks Verdienst, der zu arbeiten, aber auch zu werben versteht. Von seiner Gelehrsamkeit zeugen neben anderen Büchern die drei Bände „Säugetiere“ in Brehms „Tierleben“, die er völlig neu und doch im Geiste



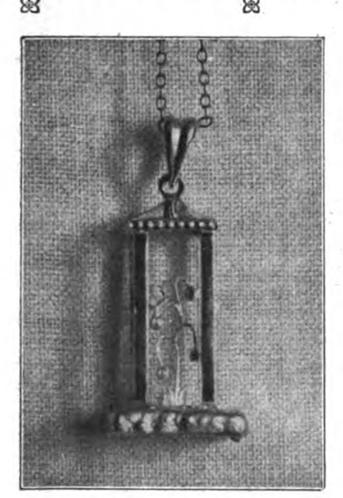
Tüllstickerei. Entwurf von D. Peche, Zürich (Wiener Werkstätten)

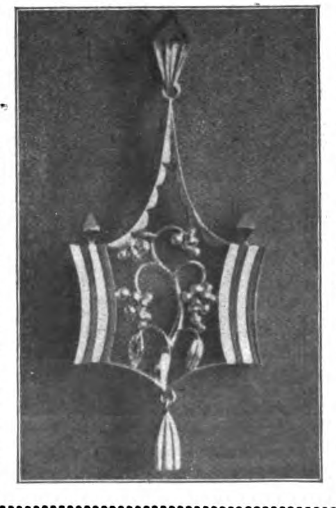


des Verfassers bearbeitet hat. Unsre Leser kennen ihn als einen kundigen und fesselnden Führer in den weiten Bereichen seiner Wissenschaft. Wie weit er deren Grenzen steckt, beweist der Aufsatz „Zwei Tierbildner", dessen sich dieses Heft erfreuen darf: Hier reichen sich der Tierfreund und der Kunstfreund in Heck die Hände. Wir bringen ihm als Gruß und Dank die Wiedergabe eines Pastells, das der Berliner Wilhelm Albrecht geschaffen hat (S. 112).



Das Heft eröffnet ein Damenbildnis von Leo Putz, ein neues Werk des Münchner Meisters, das eine neue Wandlung im Schaffen des Einundfünfzigjährigen anzudeuten scheint. Die Erschütterungen, die unsre Kunst wie unser ganzes Leben bewegt haben, sind auch an seiner Malerei nicht spurlos vorübergegangen. Selbstverständlich ist er viel zu stark und zu eigen, um sich von Grund aus zu ändern. Aber er fühlt doch mit Freuden, wie ihm der Wagemut der Jugend noch einmal aufblüht, und ein Bild wie das hier wiedergegebene beweist den erfrischenden Einfluß eines neuen Farben- und Formensinnes. — Auch der Bildhauer Fritz Klimsch bemüht sich in seiner „Anadyomene" (zw. S. 8 u. 9) um eine Auseinandersetzung mit den Bestrebungen einer oft sehr wild auftretenden Jugend. Diese Gestalt einer den Fluten entsteigenden Aphrodite zählt zu den neuesten Werken des Meisters und fiel in der Gesamtausstellung, die die Berliner Sezession ihrem Mitgliede widmete, als besonders eigentümlich auf. Gewiß ist auch sie ein echter Klimsch, aber diese langgestreckten Glieder in ihrer zarten Bewegung neigen doch zu jenem gotischen Geschmack, der in der Bildhauerei der Jüngsten so deutlich zutage tritt. — Ganz zu diesen jungen Gotikern gehört Josef Weiß-Planegg mit seiner Radierung „Die Erschaffung Evas" (S. 21), einem Blatt, das vielleicht nur ein musikalischer Mensch wirklich lieben kann. In einem wundervollen Rhythmus sind die drei Gestalten Gottvaters, Adams und Evas vereint und in den erhabenen Rahmen der Landschaft gefügt. — Das Bild „Nach dem Regen" (zw. S. 24 u. 25) zeigt den Lesern die duftige und stimmungsreiche Pastellkunst des Münchner Malers Alfred Bachmann. — Hermann Angermeyers „Genesen" ist eins von den Bildern, die ohne weiteres zu dem Beschauer sprechen, zumal wenn sie auch farbig so wirkungsvoll gemalt und technisch so gut wiedergegeben sind wie hier (zw. S. 16 u. 17). — Wir freuen uns, wieder einmal etwas von Professor Reinhold Max Eichler zeigen zu können, einen Studienkopf,





Anhänger. Nach Entwürfen von D. Peche, Zürich (Vereinigte Werkstätten)



Die Verfassungsmünze der Deutschen Nationalversammlung
Entwurf und Ausführung von Bildhauer Prof. Heinrich Waderé

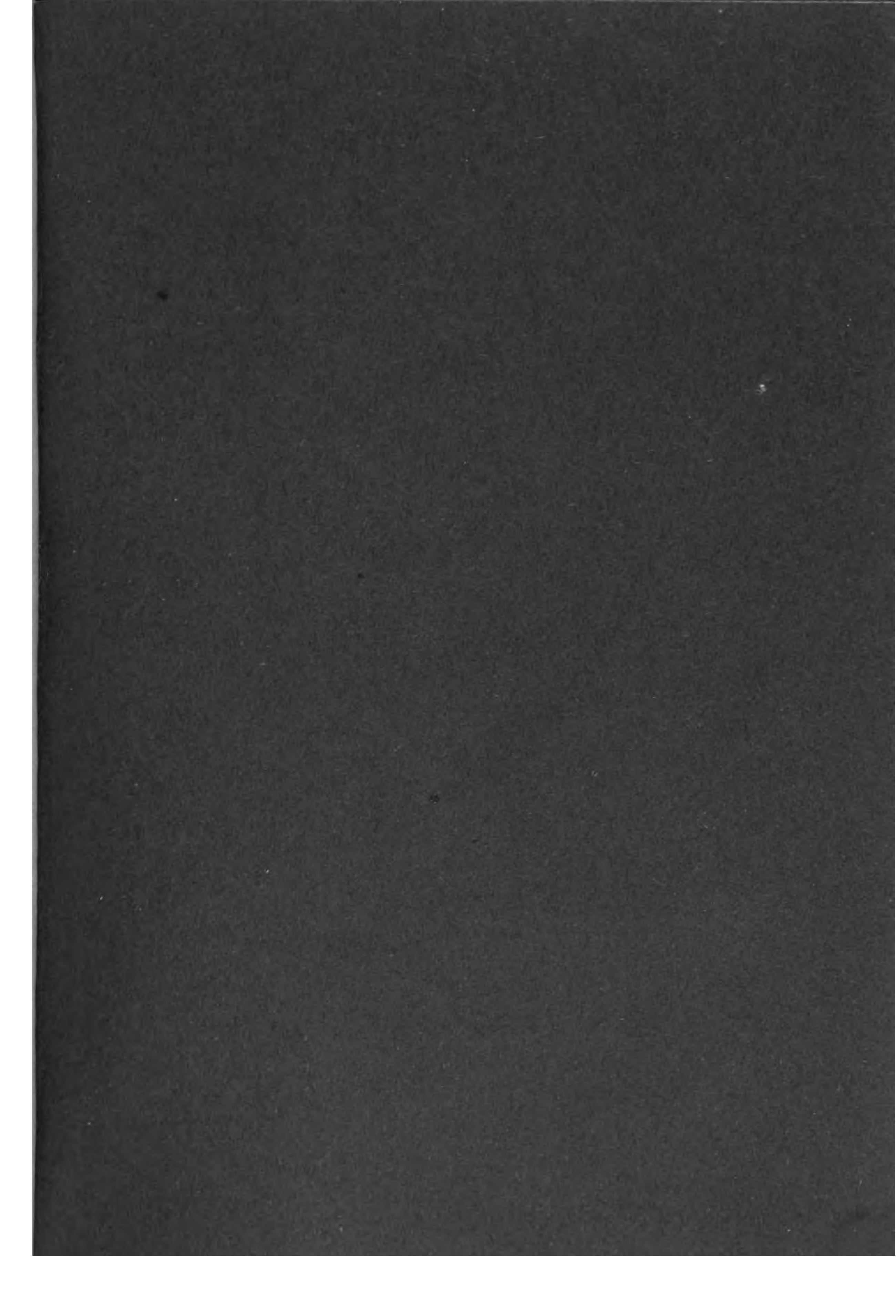
der im Ausdruck wie Tönung ungemein lebendig ist (zw. S. 56 u. 57). — Ein gemütliches Bild, das aber mehr dem Gegenstand als der Malweise nach altmodisch wirkt, ist das „Picknik" von dem Berliner Paul Halke (zw. S. 72 u. 73). — Finettis „Springschule" (zw. S. 80 u. 81) zeigt den Künstler auf seinem eigensten Gebiet und gleichzeitig als einen in der Verteilung von Hell und Dunkel ungemein geschickten Maler. — Das Selbstbildnis von Josse Goossens: der Düsseldorfer Künstler ist allen unseren Lesern durch seine farbenfrohen Werke wohlbekannt; hier stellt er sich ihnen selber vor (zw. S. 88 u. 89). — Mit der „Gewitterstimmung" von Franz Adickes endlich (zw. S. 104 u. 105) bringen wir einen neuen schönen Beitrag zu den Möglichkeiten künstlerischen Landschaftsaufnahmen.

P. W.



Geheimrat Prof. Dr. Ludwig Heck. Pastell von Wilhelm Albrecht

Herausgeber: **Paul Oskar Höcker** und **Dr. Paul Weiglin**
Künstlerische Leitung: **Rudolf Hofmann** — Verantwortlicher Schriftleiter: **Paul Oskar Höcker** in Berlin — Verlag: **Velhagen & Klasing** in **Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien** — Druck: **Fischer & Wittig** in **Leipzig** — Für Österreich Herausgabe: Friese & Lang in Wien I. Verantwortlich: Erich Friese in Wien I, Bräunergasse 3 — Nachdruck des Inhalts verboten. Alle Rechte vorbehalten.
Zuschriften an die Schriftleitung von Velhagen & Klasings Monatsheften in Berlin W 50, Tauentzienstr. 7b





Stilleben

Gemälde von Franz Hienl-Merre

(München, Galerie Caspari)



Hans im Glück

Roman von Paul Oskar Höcker

(Fortsetzung)

Die Botschaft vom Einsturz des Eisengerüstes der im Bau befindlichen Kühlhalle hatte Hans Hesse auf dem Bahnhof Nikolassee gehört. Im Begriff, sich zu dem Treffpunkt zu begeben, den er mit seiner Frau verabredet hatte, wollte er noch rasch auf seinem Büro Bescheid sagen, daß er erst nachmittags zur Stadt kommen werde. Der Bürovorsteher weilte wegen verschiedener Nebenfragen der formell noch immer nicht erledigten Übertragung des Kühlhallenbaus bei Riebsahm & Co. Hans Hesse rief ihn also dort an. Es war wenige Minuten, nachdem der alte Riebsahm die Schreckensnachricht erhalten hatte: sein Sohn sei auf der Baustelle von einem herabstürzenden T-Träger schwer verletzt worden. So stark den Alten die Kunde erschütterte, lehnte er doch sofort rein instinktiv jede fachmännische Verantwortung für den Bauunfall ab. „Hundertmal verwünscht hab' ich's schon, daß ich mich auf die verfahrene Sache überhaupt eingelassen habe, ich trete jetzt selbstverständlich von jeder Verbindung zurück, führen Sie Ihren Unglücksbau allein zu Ende; ich halte mich aber an Sie, Herr Hesse, wenn meinem Jungen wirklich etwas passiert sein sollte, das will ich Ihnen nur gesagt haben..." Sie wurden unterbrochen. Von einem Büro zum anderen wurde angeklingelt und über das beklagenswerte Ereignis gesprochen; schon wußten Zeugen, die der Zufall, eine Berufsarbeit oder eine Besorgung auf den Bauplatz geführt hatte, Einzelheiten darüber zu melden; Reporter jagten nach der Anhalter Bahn, ein Teil der Hochbahn wurde gesperrt, sogar die Börse, deren Hauptgeschäftszeit soeben einsetzte, ward vorübergehend von dem Alarmfieber beherrscht. Nirgends mehr konnte Hans Hesse, den die verwirrten Nachrichten in die höchste Erregung versetzten, in dieser Hochflut der Gespräche Anschluß bekommen. Er hängte also rasch entschlossen den Hörer an und sprang die Treppe zur Wannseebahn empor, um noch eben den Zug zu erreichen, den er in die Station hatte einlaufen hören. Vom Bahnhof Großgörschenstraße an drängten sich die Fahrgäste an den nach Osten liegenden Fenstern des Zuges. Sie zeigten hinaus, riefen, fragten, erklärten einander. Entsetzte Neugier wechselte mit bewegter Teilnahme ...

Vom Zuge aus sah man das dichte Gewimmel von Menschen, das durch eine Schutzmannskette von der Unglücksstätte zurückgedrängt wurde. Einige Wagen mit dem Roten Kreuz-Fähnlein hielten neben den Geleisen der Anhalter Bahn. Man unterschied Sanitätsmannschaften mit Bahren. Das Eisengerüst, das sich seit etwa zwei Wochen über dem Unterbau der Hallenanlage in einem rötlich schimmernden Viereck erhoben und scharf gegen den Himmel abgezeichnet hatte, war seltsam verschoben. Nur ein paar Sekunden lang konnte Hans Hesse zwischen den Köpfen, Hüten, Armen und Schultern der am Abteilfenster sich drängenden Fahrgäste das Gewirr der eisernen Balken und Stützen überschauen. Sein Blick

klammerte sich an die Stelle fest, an der die Feuerwehr ihre Bergungs- und Aufräumearbeit begonnen hatte: wo von den eingestürzten Eisenträgern die Kellerdecke durchschlagen war. Längs der halbfertigen Mauer lagen da seltsame Bündel aufgereiht, Menschenwesen offenbar, regungslos, weiße Verbände leuchteten grell aus der Farblosigkeit der Arbeitskleidung, Sanitätsmannschaften der Feuerwehr bemühten sich um sie, knieten, hoben, trugen neue Opfer herbei ...

Als Hans Hesse eine Viertelstunde später am Bahnübergang, der von der Polizei abgesperrt war, Zugang forderte und sich bei dem die Absperrung leitenden Offizier auswies, wurde er zunächst in die Baubaracke gewiesen, in der Willi Riebsahm lag. Man hatte seinen Oberkörper entkleidet und ihm am linken Oberarm einen Notverband angelegt, um ein Verbluten zu verhüten. Auch über das linke Ohr und das linke Auge trug er einen Verband. Er war vom Blutverlust, von den Schmerzen und dem ausgestandenen Schrecken noch so geschwächt, daß er Hans Hesse kaum erkannte. Eine Untersuchungskommission war mit den ersten Erhebungen über den Unglücksfall beschäftigt. Der Polier der Firma Riebsahm & Co. saß am Fenster der Baracke. Er blutete stark aus einer Kopfwunde, die ein Sanitäter verband. In seltsam weinerlichem Ton, der zu der riesengroßen Erscheinung des Kraftmenschen nicht recht stimmen wollte, gab er Auskunft auf die ihm vorgelegten Fragen. Es unterlag kaum einem Zweifel mehr, daß das Unglück durch eine fehlerhafte Überlastung der Träger hervorgerufen worden war.

Das rein menschliche Erbarmen mit den Leidenden und Stöhnenden, die Nähe der Erstummten, die da in ungenauer Reihe aufgebahrt lagen wie die Jagdbeute eines rohen Schicksals, hatte in Hans Hesse zunächst gar nicht den Gedanken daran aufkommen lassen, daß es für ihn galt, sich der eigenen Haut zu wehren. Auch das weichlich klagende Gerede des Poliers, der Persönliches mit Technischem vermischte, nahm er unkontrolliert hin, bemühte sich nur, ihm zuzusprechen, ihn zu trösten. Ein ganz anderes Gesicht nahm die Lage an, als Riebsahm sr. auf dem Bau eintraf.

Der alte Polier erwies sich sofort als Herr starker Nerven. Als sein Auto vorfuhr, hatte ihn der Arzt der Rettungsstation mit ein paar Worten über den Zustand seines Sohnes beruhigt. Er trat an den Verunglückten heran, sprach ihn in seinem knurrigen, näselnden, immer rechthaberischen und kurzangebundenen Ton an, ohne eine Antwort zu erwarten, entnahm seiner silbernen Dose eine Zigarette, steckte sie in Brand und tat zwei, drei Züge. Dann schob er sie dem Leidenden in den rechten Mundwinkel und lachte kurz auf über Willis hilflose Art, ein paar gierige Züge zu tun. „Nu roocht er wieder, Gott sei Dank," sagte der Alte. Er wischte sich über die Nase und wendete sich von dem Verunglückten ab. Mit Krankheit und Tod hatte er nicht gern zu tun. Im Augenblick, da er Hans Hesse sah, gab er seiner kurzen, gedrungenen Gestalt einen Ruck.

„Na, Sie Schwerverbrecher," knurrte er, anscheinend bemüht, seinem Ton eine gewisse verzeihende Leichtigkeit zu geben, „was sagen denn Sie zu der Schweinerei? Das sind also die Früchte der akademischen Bildung. Großartig. So ein dummes, armes Luder wie unsereins gilt bei den hochwohllöblichen Behörden natürlich nicht für voll. Ich hätte mir ja die Beine ablaufen können, um von der Gesellschaft den Auftrag zu bekommen. Nein, ein königlicher Regierungsbaumeister muß erst seinen Segen dazu geben. Nu haben wir die Bescherung. Proste Mahlzeit, Herr Hesse, da haben Sie sich was Schönes eingebrockt."

In diesem Augenblick wurde Willi Riebsahm auf eine Tragbahre gehoben, um nach dem draußen vorgefahrenen Krankenwagen geschafft zu werden. Der Verletzte stöhnte so laut, daß Hans Hesse das Mitleid packte. Er biß die Zähne zusammen und wartete, bis das Wimmern draußen verklungen war. Dann wies er kurz in die Richtung. „Ihnen, Herr Riebsahm, brauch' ich doch nicht erst zu sagen, wer hier sämtliche Vorarbeiten ausgeführt hat und die Verantwortung trägt."

„Mein Junge etwa?" fuhr ihn der Alte an. „Aber lassen Sie sich doch nicht auslachen. In Ihrem Büro sind die Pläne aufgestellt, die Zeichnungen angefertigt, die Berechnungen durchgeführt worden — ob daran mein Junge beteiligt war oder irgendein anderer, das kommt hierbei überhaupt nicht in Frage." Es ging bald scharf auf scharf zwischen ihnen her. Riebsahm sr. berief sich darauf, daß seine Firma offiziell mit dem Bau noch gar nichts zu tun habe. Der Bauauftrag sollte erst in den nächsten Tagen seinem Geschäft übertragen werden. „Daß ich Ihnen in den letzten paar Wochen mit meinem Personal ausgeholfen habe, weil Sie auf Reisen waren — wohl anderweit auch mehr verdienen konnten als hier —, das befreit Sie nicht von Ihrer Verantwortung vor dem Gesetz. Punktum."

Inzwischen war Staatsanwalt Voltz von seinem Besichtigungsgange zurückgekehrt. Sachverständige von der Baupolizei sowie einer der Direktoren der Kühlhallen-Gesell-

schaft hatten ihn begleitet. Hans Hesse wurde in seiner Auseinandersetzung mit dem alten Riebsahm unterbrochen. Die Herren hatten sämtliche Pläne und Zeichnungen, die sich im Baubüro befanden, beschlagnahmt. An der Hand der Entwürfe und Berechnungen sollte Hans Hesse eine knappe Darstellung der von ihm hier geleisteten Arbeit geben.

Der alte Riebsahm, der im Hintergrunde stand und immer wieder einfallen wollte, krebsrot vor Zorn, sauchend und knurrend, ward zum Wort nicht zugelassen. „Das Gericht wird sich vorläufig an Sie halten müssen, Herr Regierungsbaumeister Hesse," sagte der Staatsanwalt, „da Sie nach den Verträgen, die die Gesellschaft abgeschlossen hat, allein verantwortlich sind. Meine traurige Pflicht ist es jedenfalls, hier Anklage zu erheben."

„Anklage — gegen mich?!" Hans Hesse starrte ihn noch immer fassungslos an.

„Wegen dringenden Verdachts der fahrlässigen Tötung und fahrlässigen Körperverletzung. Bei der Schwere der gegen Sie zu erhebenden Anklage sehe ich mich auch leider außerstande, Sie auf freiem Fuß zu belassen."

Die Nachricht, daß die Staatsanwaltschaft Anklage erhob und den Urheber des namenlosen Unglücks vom Fleck weg verhaftete, verbreitete sich im Umsehen über das ganze Baugelände. Die Angehörigen der Toten und Verletzten, die jammernd oder weinend oder in stummer Klage dem Abtransport der Opfer beiwohnten, vernahmen die Botschaft mit einer gewissen Genugtuung. Nun war ein greifbarer Mittelpunkt da, gegen den sich Zorn, Verzweiflung und Vorwürfe richten konnten. Ein blindes, täppisches, törichtes Schicksal anzuklagen erleichterte die bedrängten Gemüter viel weniger als das Bewußtsein, daß da ein Verbrecher seine Hand im Spiel gehabt hatte, der vor der irdischen Gerechtigkeit zur Verantwortung gezogen werden konnte. Hätte sich's dabei um irgendeinen armen Teufel gehandelt, so wäre der Haß gegen den Übeltäter nicht gleich so flammend hoch angewachsen. Nun stand da aber ein rasch berühmt, rasch reich gewordener Mann, der schon auf zahlreichen Bauplätzen der Arbeitgeber von Hunderten, von Tausenden gewesen war.

Als Hans Hesse in Begleitung der beiden Beamten, die ihn zum Untersuchungsgefängnis bringen sollten, die Baubaracke verließ, um den Weg zu den Autos der Gerichtskommission zurückzulegen, die am Gleisübergang gehalten hatten, drängten sich ein paar Frauen vor, denen noch die Tränen an den Wangen klebten, und schrien ihm Verwünschungen zu. „Der is an allem schuld! Der Mörder der! Ja, so ein feiner Mann! Unsereins kann nu betteln gehn. Mörder! Mörder!"

Besonnenere, die den Baumeister als Fachmann wie als Menschen in manchem Abschnitt gemeinsamer Arbeit näher kennen und schätzen gelernt hatten, suchten die aufgeregten Weiber zurückzuhalten, ihnen zu Vernunft und Mäßigung zuzusprechen. Aber Wut wirkt ansteckender als Güte. Unbeteiligte, Neugierige, Zufallsgaffer, die auf der Straße stehen geblieben waren, außerhalb der Absperrungskette, brauchten nur zu sehen, daß der Verhaftete seiner Kleidung nach den besseren Kreisen angehörte, als sie auch schon besinnungslos in das Geschrei der hysterisch überreizten Anklägerinnen einstimmten. „Kuck nich so frech! Dir wird man's schon besorgen! Lump, du!"

In den paar Minuten, die der Weg erforderte, sah und hörte Hans Hesse diese Vorgänge nicht bewußt. Es war ihm gar nicht, als ob er selbst es sei, der da Spießruten lief zwischen haßerfüllten Blicken, Gesten und Schimpfworten. Ganz vereist fühlte er sich: von dem für Lebenszeit unvergeßlichen Augenblick an, da ihm Staatsanwalt Volk die furchtbaren Worte der Anklage gesagt hatte, die ihn aus der Gemeinschaft rechtschaffener Männer ausstoßen sollten.

⌘ ⌘ ⌘

Lange, lange Zeit war Marianne nicht mehr bei Onkel Max gewesen. Nun kam sie zu ihm als Bittstellerin. Er wohnte noch immer in der Hohenzollernstraße, auch nachdem er seinen Abschied genommen hatte. Berlin hielt ihn fest: der tägliche Morgenspaziergang durch den Tiergarten, auch wenn er nicht mehr im Ministerium endete, und so hunderterlei liebe kleine Alltags- und Festtagsdinge. Im Kaiserlichen Automobilklub traf er sich nicht nur mit anderen Herren der Regierung, mit denen er lange Dienstzeiten durchlebt hatte, sondern auch mit hervorragenderen Vertretern des geistigen Berlins, älteren Junggesellen gleich ihm. Auch bei den Rodensteinern ließ er sich ab und zu sehen, bei den Alten Herren vom Motiv. Er räsonierte ja noch immer über die hastige und laute Art der Berliner, über die Unsolidität und Geschmacklosigkeit der privaten großstädtischen Bautätigkeit, und er sang immer wieder das Loblied seiner hessischen Heimat, der er vor einem Vierteljahrhundert untreu geworden war; aber wenn er einmal zu der Darmstädter Idylle zurückkam, so hatte er schon nach wenigen Tagen übergenug. Die ganze artistische Richtung, die unter dem jungen Landesherrn die füh-

rende geworden war, paßte ihm nicht. Also kehrte er nach jedem Ausflug ins Hessische reumütig in das gräßliche Berlin zurück, das er insgeheim mehr schätzte, als er sich selbst einzugestehen getraute. Seltsam aber war's, daß er hier in Berlin, je älter er ward, desto stärker in den alten heimischen Dialekt zurückverfiel, während er in Darmstadt durchaus als Berliner Geheimrat empfunden wurde. Sein Familiensinn war nie hervorragend entwickelt gewesen. Das Alleinsein hatte ihn egoistisch gemacht. Er war sich auch längst darüber klar, daß er dem Töchterchen seines Bruders denn doch zu wenig Aufmerksamkeit und Fürsorge zugewendet hatte. Die überstürzte Verlobung und Verheiratung des jungen Dings hatte er damals eben nur zugegeben, weil er selbst in eine gewisse Verlegenheit geraten war: er hatte nicht gewußt, was er mit der rabiaten kleinen Studentin anfangen sollte. Jetzt, wo der Wegfall der Dienststunden seinen Tag reichlich dehnte, hätte er es sehr nett empfunden, wenn das ‚Ännche' eine gute Partie nach seinem Sinn gemacht hätte und einem behaglichen Haus vorstünde, in dem man auf eine Tasse Tee vorsprechen konnte und honorige Menschen aus dem gewohnten Umgang antraf. Aber die jungen Eheleute waren ja schon vor dem Ausscheiden Hesses aus dem Staatsdienst dem ganzen Lebenskreis der höheren Beamtenschaft bewußt unfreundlich ferngeblieben. Hesses Begabung schätzte er nach wie vor. Es war ihm auch stets eine gewisse Befriedigung, wenn ein neues architektonisches Werk des fleißigen Baumeisters allgemeine Beachtung fand — obwohl er mit Hesses Richtung ja nicht mitging —, aber bei den seltenen Begegnungen, Höflichkeitsbesuchen, Geburtstagen usw. fand sich kaum die Gelegenheit mehr zu einer Aussprache, die die Menschen wieder einander hätte näherführen können. Übrigens ward sie von keiner der beiden Seiten gesucht. Zum erstenmal hatte es den alten Geheimrat jetzt gelockt, ein Werk des jungen Baumeisters genauer kennen zu lernen: das Schwarzahotel sollte im Juni dem Verkehr übergeben werden, und er gedachte, seine Sommerreise durch Thüringen zu lenken und vielleicht ein paar Tage in der neuen Badeanlage zu verleben. Die illustrierten Zeitschriften und die Fachblätter brachten Bilder und kunstkritisch würdigende Aufsätze über die Neubauten; eine sehr geschickte Propaganda folgte. Hesses Name war jüngst auch wieder durch das große Schweizer Unternehmen in der Leute Mund gekommen. Der Geheimrat mußte anerkennen, daß der junge Baumeister sich künstlerisch gefestigt hatte, indem er sich dem spekulativen Unternehmertum, das ihn im Anfang seiner privaten Bautätigkeit zu verschlingen drohte, noch rechtzeitig entzog. Jeder neuen Aufgabe widmete er sich mit der ganzen Kraft seiner nicht geringen Begabung. Und in diese versöhnlich wertende Überlegung hinein traf nun die zunächst unfaßbare Meldung über Hans Hesses verhängnisvolle Fahrlässigkeit. Beim Frühstück im Kaiserlichen Automobilklub am Leipziger Platz hatte man von der Baukatastrophe bereits gewußt. Ein Halbeingeweihter berichtete, daß der Bau von der Firma Riebsahm & Co. geleitet worden sei. Auf dem Heimweg nach der Hohenzollernstraße erstand der Geheimrat die Mittagszeitung, um sie beim Mokka zu lesen. Zu dem gewohnten Nachmittagsschläfchen kam es dann heute nicht; die Nachrichten regten ihn zu sehr auf. Gegen Abend rief ihn seine Nichte aus Lichterfelde an, berichtete ihm fassungslos und erschöpft über die Verhaftung ihres Mannes und flehte ihn um seinen Beistand an. Sie sollte am andern Mittag vom Untersuchungsrichter Dr. Augspurger empfangen werden, an den man sie gewiesen hatte, und sie fragte an, ob er sie dahin begleiten wolle. Er hatte ihr versprochen, nähere Erkundigungen über den Stand der Angelegenheit einzuziehen, und sie gebeten, auf der Fahrt vom Bahnhof nach Moabit den Wagen vor seinem Hause halten zu lassen. Franz werde aufpassen und ihm ihre Ankunft melden; dann werde er sich unten einfinden. Marianne war aber viel zu ungeduldig, um im Auto zu bleiben. Während der Geheimrat sich zum Ausgang fertig machte, wartete seine Nichte im Arbeitszimmer. Unruhig stand sie am Fenster, lauschte nach nebenan, sah sich um, ihr Blick glitt über die Bilder an den Wänden und auf dem Schreibtisch. Des Großvaters Bild war mehrfach vertreten, auch das ihrige, sogar das Doppelbildnis von ihrer Verlobung hatte Onkel Max an seinem Platz gelassen. Tadellos sauber war alles hier, nur sehr ernst: die schweren Möbel, die schweren Vorhänge, die schweren Bilderrahmen. Der mächtige Gummibaum war frisch verschnitten; aber irgend etwas, irgend etwas vermißte Marianne. Das war es wohl: Blumen fehlten, Farbe fehlte, etwas Blühendes.

Onkel Max kam frisch rasiert herein, leicht gepudert, nach kölnischem Wasser duftend, in einem tadellos sitzenden, neuen Gehrock, dessen Machart freilich bewußt der heutigen Glockenmode auswich. Er führte die im Handschuh steckende Rechte seiner Nichte andeutungsweise an die Lippen und sagte: „Vor allem Ruh', Ännche, nur nit den Kopf

verliere. Es ist ein schweres Unglück. Da verlangt's Nerve, um nit unters Rad zu komme. Geh, setz' dich erst ein Minütche nieder. Siehst ja ganz bleich und vergange aus. Der Franz soll eben ein Gläsche Malaga bringen ..."

Es half ihr keine Widerrede. Sie war auch viel zu willensschwach. Und da sie auf seine Frage hin gestand, daß sie heute überhaupt noch kein Frühstück angerührt hatte, ging er selbst, aus dem Speisezimmerschrank die Keksdose zu holen.

Mit allen in Betracht kommenden Behörden hatte er gestern abend und heute früh am Telephon gesprochen. Es ließ sich nicht verhehlen: Hans Hesses Lage war verzweifelt. Die Darstellungen, die die Mehrzahl der Abendblätter und der heutigen Morgenzeitungen von der Baukatastrophe gebracht hatte, verdankten ihre Entstehung einem Nachrichtenbüro, das seine Informationen von Riebsahm & Co. bezogen zu haben schien. Das war natürlich peinlich, denn dadurch war die öffentliche Meinung von vornherein in einem für Hans Hesse ungünstigen Sinn beeinflußt. Aber der Kern der Sache, meinte der Geheimrat, werde davon in keiner Weise berührt. Die gerichtlichen Sachverständigen hielten sich an die Tatsachen; Stimmungsmache gebe es für sie nicht. Übrigens sei die Absicht des alten Riebsahm, die Mitverantwortung seiner Firma zu verdunkeln, insofern schon als gescheitert zu betrachten, als Staatsanwalt Dr. Voltz ihm vorhin mitgeteilt hatte, daß er sich veranlaßt gesehen habe, die Anklage auch auf den eigentlichen Bauleiter auszudehnen, den Regierungsbauführer Willi Riebsahm.

„Aber wird der Hans freigelassen werden?" fragte Marianne und preßte die gefalteten Hände gegen Kinn und Mund. „Onkel Max, sie haben ihn wie einen Verbrecher von der Straß' weggeschleppt. Er hat die Nacht in den Kleidern zubringen müssen. Irgendwo in einer Zell'."

Die alte Exzellenz lächelte. „Du mußt nit gleich an ein unterirdisches Verlies denken, an Ketten und den Wasserkrug. Als Untersuchungsgefangener kann er sich selber verpflegen. Es sind da nur erst ein paar Formalitäten abzumachen. Du kannst ihm auch sein Toilettezeug schicken. Aber hoffentlich ist das für heut abend nimmer nötig. Wir fahren ja gleich hin, und was die Herren tun können, wird schon geschehn." Da sie sofort aufspringen wollte, drückte er sie auf ihren Sessel nieder. „Aber vorher noch was Geschäftliches, Annche. Ich hör', daß eine Bürgschaft geleistet werden muß, damit er vorläufig wieder auf freien Fuß kommt. Wie steht's jetzt mit seinen Geldverhältnissen, Annche? Dein Mann hat doch wohl reichlich verdient. Die Herren sprachen da von einer Kaution von dreimalhunderttausend Mark. Wird er die erlegen können?"

Marianne machte große Augen. „Daß Hans so viel auf der Bank hat, glaub' ich nit. Die letzten Aufträg' haben mehr Ehr' als Geld eingebracht, hat er noch neulich gesagt. Aber ich kann ja von meinem Geld hergeben."

„Ja, siehst, Annche, das ist eben das Fatale. Gesetzt den Fall, daß da jetzt irgendwelche Komplikationen eintreten ... Wie soll ich dir das klarmachen ... Nit daß ich dächt', dein Mann wollt' sich der Untersuchung, der Anklag' entziehn. Aber es wär' doch möglich, daß das Gericht ihn zu einer hohen Geldstraf' verurteilt. Ich setz' ja nur den Fall, Annche. Sogar Schmerzensgeld für die Verletzten könnt' in Betracht kommen, wenn nit gar Schadensersatz. Da wär's doch geradezu ein Verhängnis, wenn dein Kapital mit herhalten sollt'. All das muß man sich in Ruh' überlegen. Ihr steht nach dem Gesetz nit in Gütergemeinschaft, gelt? Ja, also das müßtest du jetzt gleich betonen."

„Ach Onkel Max, was mir gehört, das gehört auch ihm. Was geht mich da das Gesetz an. Wenn ich ihm helfen kann —?!"

„Du hilfst ihm damit aber gar nit. Siehst, Annche, das hab' ich mir gleich gedacht, daß du so redst. Und darum hab' ich dich lieber noch hier oben sprechen wollen. Lassen wir also den Wagen ein Weilche unten auf uns lauern. Und bevor wir nach Moabit fahren, sprechen wir noch auf dem Baubüro in der Dorotheenstraß' vor. Der Bürovorsteher von deinem Mann wird uns ja Auskunft über den Stand der Finanzen geben können: ob eine solche Summ' überhaupt in Betracht kommen kann."

„Wenn sie ihn für weniger nit freilassen, Onkel Max, dann muß ich einspringen!"

„Du nit, Annche. Das duld' ich nit. Du stehst nit allein. Es wär' wegen des Ruthche ganzer Zukunft zu gefährlich. Das kleinere Übel wär's dann immer noch, dein Mann nimmt ein Darlehn auf."

„In dieser gräßlichen Zeit? Irgendein Fremder sollt' ihm ein solches Kapital vorstrecken? Jetzt? An wen sich da wenden?"

Die alte Exzellenz blies ein Stäubchen Puder vom Gehrockaufschlag. „Ha, darüber ließ' sich ja reden. Schließlich bin ich ja auch noch da. Daran hast wohl gar nimmer gedacht?"

„Ach Onkel Max, ach Onkel Max! So gut ist das von dir!" Marianne sprang auf, schluchzend vor freudiger Überraschung, und umarmte ihn. Ihre Tränen überströmten seine feingepuderte Wange.

Und nun war es doch, als ob in dem ernsten, dunkeln Junggesellenzimmer mit den schweren Möbeln und den schweren Vorhängen etwas Helles und Junges und Farbiges aufblühte: ein Herz.

❧ ❧ ❧

Die Abendblätter brachten die Mitteilung, daß der Regierungsbaumeister a. D. Hans Hesse gegen Hinterlegung einer Kaution von hundertsechzigtausend Mark vorläufig wieder auf freien Fuß gesetzt worden sei. Die Anklage sei übrigens auf den ehemaligen Regierungsbauführer Riebsahm, den Sohn des Seniorchefs der Firma Riebsahm & Co., mit ausgedehnt worden.

Die Zahl der Toten und Verletzten stand nunmehr, nachdem die Aufräumungsarbeiten im gröbsten beendet waren, fest. Es waren zweiundzwanzig Tote zu beklagen: Maurer, Erdarbeiter, Schlosser und Klempner. Die Namen wurden bekannt gegeben, bei jedem einzelnen war vermerkt, ob er verheiratet war, wieviel unversorgte Kinder er hinterließ. Von den Schwerverletzten blieben sieben Mann und eine Frau wohl dauernd erwerbsunfähig. Die Zahl der Leichtverletzten, die innerhalb gewisser Fristen voraussichtlich wieder Arbeit tun konnten, betrug neununddreißig. Eine Baukatastrophe dieses Umfangs hatte Groß-Berlin noch selten erlebt. Das beklagenswerte Ereignis bildete in allen Schichten der Bevölkerung noch immer das Tagesgespräch.

Auch die auswärtige Presse brachte mehr oder minder ausführliche Nachrichten über den Einsturz. Jede, auch die kürzeste Depesche erwähnte dabei den Namen des Baumeisters, dessen Fahrlässigkeit die Schuld für das gewaltige Unglück zugeschrieben wurde. Handelte sich's doch um eine künstlerisch allgemein bekannt gewordene Persönlichkeit. Zahlreiche Blätter erinnerten bei dieser Gelegenheit auch daran, daß Hans Hesses Name in letzter Zeit häufig in Verbindung mit der Weltfirma Svendsen & Eick genannt worden war: dem großen Neubad-Projekt am Wallensee, für das die Hamburger die Tunnel-, Straßen- und Bahnbauten ausführten, sollten bekanntlich Hesses Baupläne zugrunde gelegt werden.

Im Hamburg-Berliner D-Zug hatte Dr. Osterroht, der Syndikus der Firma Svendsen & Eick, der im Begriff stand, mit seiner Familie in die Sommerferien zu reisen, den ersten zusammenhängenden Bericht über die Katastrophe gelesen. Er schätzte Hesse als einen der hervorragendsten Architekten der jüngeren Schule, hielt ihn auch persönlich für einen Charakter, auf den Verlaß war. Irgendein außergewöhnliches Zusammentreffen besonders ungünstiger Umstände mußte hier vorliegen. Im höchsten Maße betrüblich war indes die Nachricht, daß die Staatsanwaltschaft Hesses Verhaftung angeordnet hatte. Der erste Augenschein mußte also doch schwere Verdachtsmomente ergeben haben. Zwischen den beiden Ehepaaren war in Hamburg, als Hesse mit den Seinen die Gastfreundschaft der Familie Osterroht in Anspruch nahm, ausgemacht worden, daß Dr. Osterroht auf der Durchreise durch Berlin sie mit seiner Familie in Lichterfelde besuchte. Er war zwei Tage hier noch geschäftlich festgehalten. Ruth hatte sich's erbetteln wollen, daß die Kinder bei ihnen logierten, das ward aber als zu umständlich aufgegeben. Osterroth hatte sich in dem neu ausgebauten Hotel Adlon angemeldet, die Abreise war aber wegen dringender Geschäfte bis zum letzten Tage noch ungewiß geblieben. Zugleich mit der Depesche ans Hotel war nun auch nach Lichterfelde die Drahtnachricht abgegangen, daß der versprochene Besuch für Freitag nachmittag in Aussicht genommen sei. Am Sonnabend sollte die Weiterreise nach der Schweiz mit dem Schlafwagenzug erfolgen.

Das Telegramm lag noch uneröffnet in der Diele, als Ruth vom Geigenunterricht beim Professor heimkehrte. Ihre Mutter weilte Vaters wegen in der Stadt; sie war schon früh am Morgen zu Onkel Max gefahren, so elend und zerschlagen sie sich fühlte. Ruth litt mit, aber sie hatte niemand, dem sie sich offenbaren konnte. Die alte Anna begann immer wieder in ihrer seufzerreichen, schwarzseherischen Art über das schreckliche Unglück zu sprechen, von dem die Zeitungen schrieben, und von dem Unrecht, das dem ‚armen Herrn Baumeister' widerfuhr; aber Ruth vertrug dieses wortreiche Mitleid nicht. Ihre Mutter hatte sie von Onkel Max aus angerufen, als sie eben aus der Vormittagsstunde bei Fräulein Berlepsch kam, und ihr versichert: ‚Väterchen werde abends wieder bei ihnen sein.' Im Geigenunterricht war Ruth heute sehr zerstreut. Natürlich wußte der Professor, welches Verhängnis über dem Haus Hesse schwebte. Er hatte die Angelegenheit mit keiner Silbe berührt. Ruths feinem Kinderinstinkt war es aber nicht entgangen, daß er heute viel öfter als sonst selbst zur Geige griff, um ihr dies oder das vorzuspielen. Schließlich war sie überhaupt nicht mehr zu ihrer Aufgabe gekommen, und der nächste Schüler trat schon ein, als er immer noch bei dem Schlußallegro des Spohrschen Konzertes festlag. Sie packte rasch ihre Geige ein und lief weg, dankbar für seine taktvolle Art des Totschweigens. Die auf dem Dielentisch liegende Depesche öffnete sie nun beherzt.

Und da ging ein tiefes Aufatmen durch ihre Brust. Sie würde Gert wiedersehen, ihren Hamburger Freund, und Hilde und Eve und die drollige kleine Fritzi.

Ruth eilte mit dem Telegramm triumphierend in die Küche. Sie fühlte sich sogleich als Stellvertreterin der Hausfrau. Der Besuch der Hamburger war ja schon mehrmals durchgesprochen worden. Es sollte natürlich Schokolade geben, Kuchen, Schlagsahne und frische Erdbeeren, das stand fest. Auf der kleinen Gartenterrasse würde endlich einmal Ruths Kinderservice eingeweiht werden können, das sie vor Jahren von Tante Fränzchen aus Darmstadt geschenkt bekommen hatte: Rosentäßchen mit goldenen Schmetterlingen als Henkel. Auch Kännchen und Tellerchen und Kuchenschüsselchen gehörten dazu. In Ruths Erinnerung ein märchenschöner Prunk. Sie hatte noch nie Gelegenheit gehabt, mit ihrem eigensten Besitz Gäste zu bewirten. War einmal ein kleiner Besuch bei ihr, dann gab es keine besondere Tafel. Aber die Ankunft von Gert und seinen Schwestern war ein Fest, wie es nicht sobald wiederkam, da mußte Außerordentliches geschehen. Ruth lief auch auf den Boden und holte das Federspiel herunter, das Krokett, die Sandformen, die Eisenbahn. Fein säuberlich lagen all die Geschenke noch in den Kartons oder in den Kästchen. Sie war noch nicht dazu gekommen, die Gesellschaftsspiele richtig einzuweihen. Geschwister hatte sie nicht — und zu den paar gleichaltrigen Mitschülerinnen bei Fräulein Berlepsch fehlten ihr die rechten Beziehungen, weil keine von ihnen musikalisch war.

Gleich nach dem Mittagessen, das sie der Einfachheit halber in der Küche mit den beiden Mädchen nahm, begann Ruth die festlichen Vorbereitungen. Es war noch nicht zwei Uhr, als die Tafel für die Kindergesellschaft fertig gedeckt dastand. Ruth begleitete die Köchin zum Konditor und half selbst mit auswählen. Sie hatte heiße Backen. In die kleinen Puppenvasen kamen noch Blumen, zu jedem Rosentäßchen eine Kinderserviette mit buntem Band. Ruth war selig. Nun konnte Gert mit seinen blonden kleinen Schwestern kommen. Aber es ward drei Uhr, es ward vier Uhr, und niemand meldete sich.

Mit sorgenvoller Miene stellte sich dann die alte Anna in die Verandatür und übersah mit ihrem unsicher schielenden Blick die Festtafel. Es wäre ja möglich, druckste sie etwas geniert, daß die Hamburger Herrschaften in der Zeitung die gräßliche Nachricht gelesen hätten und daß sie deshalb den Besuch lieber sein ließen; das Hausmädchen meine das auch.

Es legte sich etwas Eisiges auf das klopfende kleine Kinderherz. Ruth antwortete keine Silbe. Sie preßte die Hände ineinander, senkte das Gesicht und starrte auf die bunte Festtafel. Als die Köchin weitersprechen wollte, schüttelte sie fast wild den Kopf. Auch als die Alte zur Küche zurückgekehrt war, blieb Ruth noch lange unbeweglich stehn. Sie sah die Rosentäßchen und die Blumen durch einen Tränenschleier.

So kam es, daß Hans Hesse, als er mit seiner Frau im Auto eintraf und rasch ins Haus lief, um Ruth zu begrüßen, statt der erwarteten freudigen Miene ein seltsam verhärmtes Kindergesicht sah. Die Kleine blieb stumm in der Tür ihres Zimmers stehn und blickte ihn mit ihren großen, dunkeln, ernsten Augen abwartend, fast furchtsam an. Unwillkürlich hemmte Hans Hesse seinen Schritt. Es war, als ob er die Kälte körperlich fühlte. „Was — ist denn?“ stieß er unsicher aus. Es waren nur ein paar Sekunden, aber in ihnen bereitete sich eine tiefe Entfremdung zwischen ihm und seiner Tochter vor. Er ahnte da eine versteckte Anklage. In seiner Nervenüberreizung gab er sich keine Rechenschaft darüber, daß es ja doch ein Kind war, auf das nur irgendein trüber äußerer Einfluß sich geltend gemacht haben mochte, sondern er empfand Ruths Haltung in diesem Augenblick als erschreckende Herzlosigkeit. Als nun Ruth endlich aus ihrer Erstarrung erwachte und schüchtern nähertrat, um dem Vater die Hand zu geben, riß er beide Arme empor und wandte sich schroff ab. „Laß mich!“ sagte er kurz und hart und stieg die Treppe zum Schlafzimmer hinauf. Marianne, die draußen den Schofför abgefertigt hatte, sah beim Eintreten in den Flur die fast feindselig abwehrende Bewegung ihres Mannes, aber auch das tief bekümmerte Gesicht des Kindes. „Ruth — Ruthche — mein arm' klein' Ruthche — hast dich wohl gebangt?“ fragte sie. Da umklammerte das Kind die Mutter und preßte ihr Gesicht in ihr Kleid; die eckigen Schultern der langaufgeschossenen magern Gestalt zuckten. Marianne wußte sich die Vorgänge nicht zu deuten. Als sie ihrem Mann folgen, ihn fragen wollte, fand sie die Tür abgeschlossen. Sie hörte dann das plätschernde Einlaufen des Wassers im Bad und wartete unten sein Kommen ab. Aber eine unheimlich stille und bedrückte Zeit verstrich, ohne daß er sich meldete.

Als Marianne das Telegramm las und Ruths festliche Vorbereitungen auf der Veranda entdeckte, atmete sie tief auf. Wie eine Schicksalshilfe erschien ihr die Anmeldung des Besuchs. Wenn Dr. Osterroht trotz allem zu ihrem Mann kam und sogar seine

Familie mitbrachte, so war damit viel gewonnen. Nur in Ausnahmefällen verquickt der Hamburger geschäftliche Beziehungen mit freundschaftlichem Verkehr, er folgt da englischem Brauch. Es war ein Beweis für die außerordentliche Wertschätzung, deren sich ihr Mann bei dem Hanseaten erfreute. Rasch sorgte sie dafür, daß auch ihr Teetisch für den Empfang bereit war, und sie lobte und bewunderte Ruths Umsicht und Geschmack. Aber dabei entging es ihr nicht, daß die beiden Leute bei der Herrichtung des Teetisches Blicke wechselten, nachsichtig überlegen, so als ob sie's ja doch für vergebene Liebesmüh hielten ...

Da tönte draußen die Hupe. Ein vornehmes blaues Auto in Torpedoform, hell ausgeschlagen, mit Kristallscheiben, angefüllt mit einem Schwarm von Blondköpfen, hielt vor dem Gartentor. Die vier kleinen Osterrohts sprangen heraus und schwatzten in ihrem hellen, etwas singenden, zwitschernden Hamburgisch. Die beiden Eltern und das Kinderfräulein folgten.

Ruth schoß durch den Garten, noch bevor das Mädchen die Haustür erreicht hatte. Und mit strahlender Genugtuung sah sie die Gäste an. „Ihr seid also doch gekommen!" sagte sie, tief Atem holend.

Inzwischen hatte Marianne rasch ihren Mann verständigt. Auch Hans erkannte sofort die Bedeutung, die dieser Besuch für ihn haben konnte. „Ja, ja, ich komme!" antwortete er seltsam heiter und öffnete gleich darauf die Tür.

Die Kinder waren fröhlich und natürlich, ließen sich von Ruth herumführen, fanden allerlei Überraschendes, und als sie, vom Kinderfräulein bedient, bei ihrer Schokolade saßen, gab es hunderterlei von der Reise zu erzählen. Die kleine Fritzi war ein Kobold, sie hatte unterwegs wieder die lustigsten Streiche ausgeführt. Es war ein einziges Lachen. Ruth saß mitten darin als die stillste. Aber man merkte nicht, daß ihre Lippen schwiegen, weil ihre Miene, ihre Augen sprachen und dankten, immerzu dankten.

Am Tisch der Großen wurde das ernste Thema des Tages in Kürze und korrekt erledigt. Hans Hesse berichtete den ganzen Hergang der Wahrheit gemäß und schloß damit, daß er der Gerichtsverhandlung mit der größten Kaltblütigkeit entgegensehe.

Dr. Osterroht nickte. „Ich sollte doch wohl meinen, daß Ihr Ruf als Architekt heute so fest gegründet ist, Herr Hesse, daß solch eine Anklage von keinem Fachmann wirklich ernst genommen werden kann." Am Teetisch verließ man das Thema damit. Es war so viel über die Kinder zu plaudern, über die Schweizer Reise, über das geplante Wiedersehn in Mürren. Erst später, bei einem Rundgang durch das Gärtchen, kam der Hamburger auf die Sache zurück. „Sie werden uns ja wohl über alles auf dem laufenden halten, Herr Hesse. Unsere Züricher Herren werden durchweg auf Ihrer Seite stehen, das ist mir ja gar nicht zweifelhaft. Ihr Projekt ist großzügig. Auf der Eidgenössischen Bau-Ausstellung ist das große Modell ausgestellt. Der Platz davor soll nie leer werden. Der Plan hat alle gepackt!" Er lächelte. „Also halten Sie man eben die Ohren steif, nicht?" Er sprach: s-teif, es klang bedächtig und überlegt, tat aber Hesse gerade deshalb wohl. Ein Hamburger Wort wiegt zehn Berliner Sätze auf, hatte er nach den ersten großen Geschäften, die er an der Alster abgeschlossen, zu Marianne gesagt.

Die blonden kleinen Hamburgerinnen hätten am liebsten bis zur letzten Minute Federball gespielt. Sie schütteten sich aus vor Lachen, wenn Fritzi, der Kobold, beim Zurückschlagen des Balls jedesmal das Gleichgewicht verlor und hinpurzelte — zuerst unversehens, hernach absichtlich — und mit den halbnackten dicken Beinchen in der Luft strampelte wie ein auf den Rücken gelegter Käfer. Aber Gert konnte es nicht erwarten, Ruth wieder Geige spielen zu hören. Ruth nickte ihm still beglückt zu und nahm ihn an der Hand. Während es draußen auf dem Rasenviereck noch krähte und jubelte, begann in Ruths Zimmer Gert das Vorspiel des Madrigals, das er Ruth zu Ehren auswendig gelernt hatte. Und dann setzte der warme, singende, sprechende Saitenton der jungen Geigerin ein.

„Das ist ein großes Gottesgeschenk," sagte Frau Osterroht, auf dem Gartenweg stehenbleibend und lauschend, und nickte ihrem Manne zu, durch dessen Talent sie selbst erst ihren Musiksinn entdeckt hatte. Osterroht vervollständigte in Gedanken: ‚Und eine große Verantwortung.' Er hatte der kleinen Ruth gegenüber immer das Gefühl, als geschähe für sie zu wenig.

Ruths Ton war größer, reifer, runder geworden. Seltsam herzrührend klang er. Auch Hans Hesse konnte sich dem Eindruck nicht entziehen. Sie lauschten, gingen ein paar Schritt, blieben wieder stehn. „Sie wird einmal eine große, gefeierte Künstlerin," meinte Osterroth.

Marianne blickte über die sorglos jubelnd sich tummelnden Kinder und sagte: „Möchte sie vor allem ein glücklicher Mensch werden."

„Ein gerechter Mensch!" vollendete Hans Hesse. Und es schwangen — nur für der Mutter Ohr erkennbar — Gram und Sorge in seiner Stimme mit.



Teestunde
Gemälde von Robert E. Stübner

Sie schritten weiter. In Marianne arbeitete es in versteckter Qual. Sie fühlte, daß heute ein Band zerrissen war, das sie für unantastbar heilig gehalten hatte.

Mit der leichten Fracht der übermütig gewordenen lachenden Blondköpfe stand nun das blaue Hotelauto zur Abfahrt bereit. Osterrohts warteten auf dem Bürgersteig auf das Kinderfräulein und Gert; die waren in Ruths Zimmer noch mit dem Einpacken von Noten beschäftigt, die Gert für das Zusammenspiel einüben wollte.

Man wünschte sich ein frohes Wiedersehn in Mürren: Hans Hesse wollte seine Frau mit Ruth vorausschicken und selbst nachkommen, sobald seine Angelegenheiten hier es ermöglichten.

— — — — — — — — — — — — — — —

‚Die Ohren steif halten!' — das war Dr. Osterrohts letztes freundliches Wort, das Hans Hesse von ihm auf Jahre hinaus hören sollte.

Denn als er Ende Juni Marianne und Ruth nach der Schweiz folgen wollte, wurde er im D-Zug Frankfurt-Basel wegen Fluchtverdachts von neuem verhaftet.

Und nun blieb er bis zu der Gerichtsverhandlung Ende Oktober in Untersuchungshaft. Alle Bemühungen Mariannes, den Einfluß von Exzellenz von Höschlein und dessen weite und reiche Beziehungen für die Wiederbefreiung ihres Mannes geltend zu machen, zeigten sich erfolglos.

⌘ ⌘ ⌘

Marianne folgte dem Willen ihres Mannes, indem sie den Schweizer Aufenthalt bis in den Herbst ausdehnte. Er schrieb ihr aus dem Untersuchungsgefängnis, daß es seiner Meinung nach für sie doch nur eine Qual sein müsse, jetzt in der einsam gewordenen Lichterfelder Wohnung zu hausen, dabei auf jedem Weg über die Straße mitleidigen Blicken ausgesetzt zu sein. Übrigens brauche sie sich um ihn keine Sorge zu machen. Mit der äußeren Unfreiheit habe er sich abgefunden, und er nutze die unfreiwillige Muße nach Kräften aus. Keine Kerkertür sei imstande, seine Phantasie einzusperren. Er hatte sich das gesamte Material von Wannsee-Neubad kommen lassen und arbeitete fast ununterbrochen an den Plänen. Der briefliche Verkehr mit den technischen Büros der Firma Svendsen & Eick sei ihm gestattet worden. Die ihm auferzwungene Ruhe komme dem Werk nur zustatten. Er schickte ihr wieder zur Reinschrift wie in früheren Zeiten allerlei erste Niederschriften technischen Inhalts. Über die bevorstehende Gerichtsverhandlung schrieb er niemals auch nur eine Silbe.

Erst als Marianne wieder in Berlin weilte und zum erstenmal ihren Mann besuchte, erfuhr sie den Grund: seine Briefe wurden vor der Beförderung geprüft.

Die Begegnung in Moabit, die im Beisein eines Beamten stattfand, war für beide mit einer solchen Pein verbunden, daß Marianne sich zur Wiederholung des Besuchs nur schwer überwand. Ihren strahlenden ‚Hans im Glück', den das Schicksal mit allen schönen Gaben so verschwenderisch bedacht hatte, bleich und in sich gekehrt, überarbeitet und verbittert sehen zu müssen, tat zu weh. Dabei war es trotz der häßlichen und dürftigen Umgebung des öden Schreibzimmers, in dem sie ihn hatte erwarten dürfen, in den paar Augenblicken der ersten Umarmung zu einer übermächtigen sinnlichen Aufwallung gekommen, die sie beide fast krank machte, sie erschöpfte, niederschlug und demütigte. Als sie am abgeblendeten Fenster standen, eng aneinander gepreßt, hatte sich der Beamte abgewendet und gutmütig der Lektüre eines Inventar-Verzeichnisses gewidmet, das neben der Tür hing. Marianne konnte sich hernach des tatsächlichen Inhalts ihrer Gespräche kaum mehr entsinnen. Und sie hatte sich doch in all den Wochen in der Schweiz tausend Fragen überlegt, die sie an ihn stellen mußte.

Rechtsanwalt Dr. Telle führte die Verteidigung Hesses. Onkel Max, dem die Advokaten überhaupt ein Greuel waren, hatte ihn als ‚noch einen der besten seines Gewerbes' empfohlen. Hans Hesse war der Meinung: die Aufgabe, die der Verteidigung hier zukam, sei so kinderleicht, daß der Erstbeste ihr gewachsen sein müsse. Je näher die Verhandlung indes heranrückte, desto erschreckender ward ihm klar, daß es in diesem Prozeß den Kampf mit einem gerissenen Gegner galt, der sich eines noch gerisseneren Anwalts bediente. Schon in der Voruntersuchung hatte sich ergeben, daß Riebsahm sr. Himmel und Hölle in Bewegung setzte, um der Anklage als Belastungszeuge zu dienen. Dr. Telle berichtete seinem Mandanten, daß ihm von seinem Kollegen, dem Justizrat Neuburger, der den jungen Riebsahm vertrat, ein Zusammenarbeiten durch allerlei Winkelzüge sehr erschwert werde. Dieselbe Wendung gebrauchte er auch Marianne gegenüber, als er sie in Lichterfelde aufsuchte.

Es war Mitte Oktober. Ruth hatte noch Versetzungsferien und benutzte sie zum Üben. So oft Marianne es ermöglichen konnte, kam sie nachmittags, ihr Töchterchen zu einem Spaziermarsch abzuholen. Dazu war Ruth stets gern bereit, so sehr sie sonst mit jeder Stunde geizte. Sie genoß die Zeit, in der

sie ‚Annche' allein für sich hatte, hier ebenso beglückt wie in der Schweiz. Fast war es, als hätte ihres Vater erzwungenes Fernsein sie noch inniger und fester der Mutter zugeführt. Der angekündigte Besuch des Rechtsanwalts machte ein Ausgehn heute unmöglich. Dr. Telle kam aber erst bei einbrechender Dämmerung, er war solange in der Sprechstunde festgehalten worden. Ruth war müde vom Üben. Das stundenlange Stehen strengte sie sehr an. Sie hatte das Lämpchen am Notenpult noch nicht angedreht; der Schein der beiden Straßenlaternen fiel durch die übereck stehenden Fenster ihres Zimmers und bestrahlte die Wandflächen und die Decke mit einem mondartig weißen Licht. Das war das Stündchen, in dem Ruth sich immer verlassen fühlte und nach einem Herzensaustausch sehnte; aber für ihre Mutter begann da gerade die Zeit, in der sie, von hauswirtschaftlicher Inanspruchnahme frei, sich ungestört der Schreibarbeit widmen wollte. Ruth ordnete im Halbdunkel ihre Notentruhe. Sie kannte die Bände, ohne die Titel zu lesen. In ziemlich unbequemer Lage hockte sie auf dem Teppich, als nebenan der Besuch eintrat. Um nicht hineingehn und Guten Tag sagen zu müssen, was sie haßte, wenn sich's um irgendeinen Fremden handelte, der ja doch nur verlegen fragte, wie alt sie sei und welche Klasse sie besuche, rührte sie sich nicht weiter. Und so hörte sie das ganze Gespräch zwischen ihrer Mutter und dem Rechtsanwalt mit an. Nicht alles verstand sie. Aber von dem erschütternden Eindruck kam sie hernach nicht mehr frei: daß ihre Mutter im Verlauf dieser langen Auseinandersetzung das Lügen gelernt hatte.

Es handelte sich für Dr. Telle darum, den Wortlaut des Ferngesprächs festzustellen, das Hans Hesse Ende März am Morgen nach seiner Ankunft in Thüringen vom Baubüro des Schwarzahotels aus mit Riebsahm sr. geführt hatte. Marianne erklärte zunächst, daß sie nur eine ganz unklare Erinnerung daran zurückbehalten habe. Ihr war es damals als eine Befreiung erschienen, daß ihr Mann sich entschlossen hatte, den lästigen Berliner Auftrag loszuwerden, der nur kleinliche Scherereien brachte, dabei keine Möglichkeit, künstlerischen Grundsätzen zu folgen. Der geschäftlichen Abmachungen selbst entsann sie sich nicht. Geärgert hatte sich ihr Mann, — ja, das wußte sie noch, — weil Riebsahm sr. sofort seinen Vorteil wahrnahm. Aber ihre Freude, ihren Mann nun für längere Zeit für sich zu haben, war viel zu so groß gewesen, als daß sie sich um Riebsahms Bedingungen gekümmert hätte.

Doch der Rechtsanwalt ließ nicht nach und bedrängte sie sehr. Sein Mandant habe ihm erst gestern — und auch da wohl unabsichtlich — verraten, daß dem Ferngespräch ein Zeuge beigewohnt habe: seine Frau. „Es wäre für den Eindruck auf die Richter doch von großer Wichtigkeit," sagte er, „Ihre Darstellung zu hören. Die eine oder andere Wendung in der Unterhaltung könnte vielleicht in Ihrem Gedächtnis wieder neu aufleben, gnädige Frau, wenn Sie sich recht eingehend in die Erinnerung vertieften — an die Stunde dächten, die Umgebung, die Menschen und die Dinge."

Mariannes feine Haut überflossen wieder die scharlachroten Flecken: heiße Erregung durchwallte sie. Ach, wie oft hatte sie sich in Gedanken wieder in jenen Erdgeschoßraum im unfertigen Empfangsgebäude des Thüringer Berghotels versetzt. Aber nie war ihre Erinnerung bei dem entscheidenden Morgengespräch stehengeblieben — stets war sie zurückgeflattert in die stürmischen Stunden der Wiedersehensnacht und hatte ihr Herz laut schlagen lassen. Das nimmersatte, selige Begehren ihrer Liebesfestfeier, das in ihnen beiden nachzuckte, hatte an jener Verhandlung mit Berlin teilgenommen und hatte den Fanatiker der Pflicht zum erstenmal von seinem Arbeitsweg abgedrängt. „Leichtsinnig' Annche!" hatte Hans ihr mitten zwischen verstohlenen Küssen ins Ohr geflüstert und hatte ihr mit seinen stahlblauen Augen lustig gedroht — und sie war trunken vor Stolz und vor Freude über diesen Sieg. „Ja, Bürschche, ja, laß uns endlich, endlich einmal leichtsinnig sein!" hatte sie strahlend erwidert. Das ganze lachende Glück ihrer Jugend verhandelte mit — da kam es ihr auf ein paar Bauernfängereien des alten Riebsahm nicht an, mochte er seinen Geldvorteil aus der Übernahme der Arbeit herausschlagen, sie gewannen dabei unendlich mehr: sie gewannen dem rasch dahinjagenden Leben ungezählte Liebesstunden ab!

Der Anwalt sprach und sprach. Marianne hörte zuerst kaum, folgte gar nicht dem Sinn. Nur der Klang prägte sich ihr ein. Ganz allmählich hoben sich ihr dann ein paar Sätze ab, die unverkennbare Merkmale der Sprechweise ihres Mannes trugen. Dr. Telle bemühte sich sogar, die dialektische Färbung wiederzugeben, was dem Norddeutschen allerdings nicht recht gelang. Mit diesen Worten — genau mit diesen Worten — habe Hans Hesse das Geschäft mit Riebsahm sr. abgeschlossen: ‚Also abgemacht, punktum, so wird's gehalte, auch die Rechnunge werde von heut an von Ihne honoriert, Herr Riebsahm, und die siebe

Prozent Honorar gehn zu Ihren Gunsten, Herr Riebsahm, auch für die von meinem Büro bis jetzt geleisteten Arbeite. Der Gesellschaft teile Sie's mit, — ich schreib' ihr noch selbst. Ihr Herr Sohn tritt zu Ihne zurück und macht den Bau unter Ihrer Leitung fertig. Das ist ein gutes G'schäft für Sie, Meister Riebsahm, und Sie dürfe getrost Dankschön sagen.' Dr. Telle hatte sich die Sätze aufgeschrieben. Das Blatt lag vor ihm. Er hatte es beim Weitersprechen Marianne zugekehrt, die unwillkürlich die wenigen Zeilen las. Waren das die Worte ihres Mannes? Möglich. Sie hatte sich ja nur an dem Flackerfeuer seiner Augen, an dem trotzigen Lächeln seines Mundes gefreut, an dem Aufblitzen seiner schönen weißen Zähne. Und so herzhaft hatte sie gelacht, als er den Schallbecher mit einem Stoß auf den Apparat zurücklegte und zornig etwas brummte wie: ‚Verflixter alter Bauernfänger!'

Seltsam war es doch, ganz seltsam, wie nun die Einbildungskraft in ihr zu arbeiten begann. Weil sie nach Telles Darlegung die Überzeugung gewinnen mußte, daß die Worte so und nicht anders gefallen waren, und weil es unverkennbar war, daß es ihrem Mann zum Vorteil gereichte, wenn ein Dritter auftrat, der bestätigen konnte, daß die Verhandlung genau so und nicht anders zum Abschluß gelangt war, konnte sie von der Vorstellung nicht mehr los: sie trüge den Klang seiner Stimme wirklich im Ohr.

Plötzlich suchte sie sich selbst zurechtzuweisen. Wohin verirrte sie sich? Sie starrte den Anwalt, der in seiner ruhig plätschernden Art immer weitersprach, mit großen Augen an, voll Grauen, wie einen Verführer zum Unrecht. Doch dann senkte sie den Blick wieder, furchtsam und doch begierig, um sich in Telles Aufzeichnung zu vertiefen. Sie wußte: keine Silbe davon würde sie je wieder vergessen. Und ein zwischen Groll und Staunen wechselndes Gefühl stieg in ihr auf. Der war doch ein gar nicht so ungewandter Advokat, dieser Herr Telle. Aber der Bewunderung des rechtskundigen Mittlers gesellte sich doch ein wenig Verachtung bei. Sie entsann sich einer Geschichtsstunde in der Prinzessinnenschule in Darmstadt, in der ein asthmatischer kleiner Oberlehrer über die römische Göttersage gesprochen hatte und über die Gewandtheit der Auguren, aus den Eingeweiden der Opfertiere das zu wahrsagen, was den augenblicklichen Herren der Lage genehm war. Der Begriff des Augurenlächelns war dabei den jungen Prinzessinnenschülerinnen klargemacht worden. Marianne hatte eine gewisse Scham zu überwinden. Doch ein Wort, das sie zu Hans einmal gesprochen, fiel ihr in diesem Augenblick ein: ‚Nenn' mir ein Verbrechen, das ich für dich nit begehn könnt'!' Was war ihr Leben, was war ihre Ehre, ihre Ruhe? Alles ankerte in ihm, in seinem Glück.

„Das — stimmt — alles," sagte sie zögernd, gepreßt, und schluckte. „Alles. Wort für Wort. Ja. — Nur das eine noch fehlt daran: als er den Hörer wieder angehängt hatte, da sagte er ..."

Im Nebenzimmer gab es ein Geräusch, das sie beide aufschrecken machte. Ruth war ein Notenband aus den Händen geglitten. Marianne hatte gar nicht gewußt, daß ihre Tochter nebenan weilte. Mit einer flüchtigen Bitte um Entschuldigung verließ Ruth nun den Raum und schloß hastig die Tür hinter sich.

Für die Frist weniger Sekunden war Marianne wieder unsicher geworden. Eine tiefinnere Scheu vor ihrem Kinde wollte sie warnen. Wie eine Vision war's: sie sah die kleine Ruth, die in den Schnee gelaufen war, in jener Winternacht in den Bergen.

Doch da setzte die ruhig plätschernde Rede des Anwalts wieder ein. „Ich wußte ja, gnädige Frau, daß Sie sich einer für Ihren Herrn Gemahl beruflich so wichtigen Verhandlung entsinnen würden. Ich habe viele Ihrer Ausarbeitungen selbst vor Augen gehabt. Bewundernswert, gnädige Frau, mit welchem Fleiß, mit welcher Ausdauer Sie an den Arbeiten Ihres Gatten von jeher Anteil genommen haben. Ihre Aussage wird und muß die Richter überzeugen."

Als Dr. Telle sie verließ und sie ihn in die Diele hinausbegleitete, um dem Hausmädchen zu klingeln, das ihm die Gartenpforte öffnen sollte, vermied sie's, ihn anzusehen. Die fatale Erinnerung an die römische Geschichtsstunde des asthmatischen kleinen Oberlehrers machte sie befangen.

Aber auch Ruth gegenüber fand sie heute die rechte Art nicht mehr. Das Bewußtsein einer Schuld bedrückte sie. Noch nie hatte sie sich eine Unaufrichtigkeit zuschulden kommen lassen. Wahr sein, den Mut zur Wahrheit haben, das war die oberste Religion, die sie ihrer Tochter eingeprägt — und vorgelebt hatte.

Seit Dr. Telles Besuch konnte Marianne über das, was jede Minute ihres Lebens erfüllte, das Schicksal ‚Väterchens', mit dem Kind nicht mehr sprechen, ohne den Blick senken zu müssen.

Und Ruth fühlte das.

Die Gerichtsverhandlung nahm zwei Tage in Anspruch. Die Zeugenvernehmung bedeutete für Hans Hesse eine Marter ohnegleichen. Arbeiter, Arbeiterwitwen füllten die Zeugenbänke. Verstümmelte und Verletzte, die noch Verbände trugen, wurden aufgerufen. Humpelte so ein armseliger Krüppel in den Saal, dann ging immer wieder eine tiefe Bewegung durch den Zuhörerraum. Und Hans Hesse fühlte: Haß stand gegen ihn auf. Willi Riebsahm wirkte mit der schwarzen Binde, die über sein Auge lief, mitleiderregend. Auch sein zerknirschtes, unbehilfliches Wesen sicherte ihm eher die Gunst der Richter und der Zuhörer als dem immer wieder aufbrausenden Hauptangeklagten, der verzweifelt mit seinen Anklägern rang.

Das Unglück war auf einen Fehler in der statischen Berechnung zurückzuführen, die von dem jungen Riebsahm stammte; das stand fest. Die Sachverständigen erklärten übereinstimmend: wenn Hesse, der ein Fachmann ersten Ranges sei, den Vorarbeiten des Hallenbaus die pflichtgemäße Aufmerksamkeit zugewandt hätte, so würde ihm der Fehler nicht entgangen sein. Vom Vorwurf der Flüchtigkeit bei den Vorarbeiten könne er sich also nicht befreien. Die Übertragung der Weiterführung des Baus an eine Kraft, die mit Statik wissenschaftlich noch nicht genügend vertraut sei, vor allem aber die Unterlassung steter Beaufsichtigung des Bauleiters seien als Fahrlässigkeit im Sinne des Gesetzes zu kennzeichnen.

Hans Hesse saß schließlich wie niedergebrochen auf der Anklagebank. Er stützte die Stirn in die Hände. Er suchte sich ja nicht nur vor dem Gesetz seiner Verantwortung zu erwehren — sondern viel mehr vor sich selber. Wie konnte er weiterleben, weiterstreben, Erfolg und Glück suchen, sich je wieder von Herzen der Sonne freuen, wenn er sich sagen sollte, daß durch seine Schuld so viel Elend, so viel Grauen in die Welt gekommen sei? Er suchte nicht die Schuld auf andere Menschen abzuwälzen, wie es die beiden Riebsahm taten, Vater und Sohn. Sondern er klammerte sich an seine Überzeugung, daß hier nur eine Verkettung unglücklichster Umstände zusammengewirkt habe.

Der alte Riebsahm stritt es rundweg ab, daß zwischen ihm und Hans Hesse zur Zeit der Katastrophe ein für seine Firma rechtsverbindliches Übereinkommen bestanden habe. Er konnte sich vorläufig nur als Lieferant von Material und Personal in Hesses Auftrag ansehn. Kurz, dick, stämmig, mit rotem Kopf und heftigen Bewegungen stand er da, ein einfacher Mann, wohl geeignet, seinen Ausführungen Geltung zu sichern, die in Anklagen des durch die Akademiker unterdrückten Poliers gipfelten. Seine Bauernschlauheit hatte ihm eingegeben, für die heutige Verhandlung auf den mächtigen Brillantring zu verzichten, der sonst seinen kleinen Wurstfinger schmückte, und so wies er denn am Schluß seiner gut vorbereiteten Rede seine kurzen, dicken Hände vor und sagte: die seien sein Wissen, sein Können und sein Vermögen, mit denen habe er als barfüßiger Vierzehnjähriger in Pankow das Maurerhandwerk erlernt, mit denen habe er Stein um Stein zu seinem Lebenswerk zusammengetragen. „Ich habe mich nie auf den Studierten hinausgespielt! Immer hab' ich die Herren von der Regierung entscheiden lassen, so schwer mir's oft geworden ist, weil ich mir gesagt habe: du hast mehr praktisches Können, alter Junge, als die Herren am grünen Tisch! Dafür sollen sie aber in diesem Fall auch die volle Verantwortung tragen!"

Hesses Verteidiger suchte zu beweisen, daß die gesamte Bauleitung Ende März in Riebsahms Hände übergegangen sei: durch das Ferngespräch, in dem er sich unter den für ihn so überaus günstigen Bedingungen zur Übernahme bereit erklärt habe. Hesse mußte den Inhalt des Gesprächs wiedergeben. Gerade gegen die entscheidenden Wendungen legte der alte Riebsahm sofort heftige Verwahrung ein. Das Unglück habe es gewollt, klagte er dann, daß die stenographische Niederschrift des Telephongesprächs, das er gleich darauf seiner Sekretärin diktiert hatte, verloren gegangen sei. Die als Zeugin vernommene junge Dame konnte sich des Wortlauts auch nicht mehr so genau entsinnen, daß sich auf ihre Aussage ein Beweis hätte aufbauen lassen. Und so kam es denn zu Dr. Telles Antrag: die Ehefrau des Angeklagten zu vernehmen, die an jenem Morgen im Baubüro des Schwarzahotels mit am Zeichentisch gesessen hatte, als Riebsahm den Auftrag übernahm.

Hans Hesse war aufs äußerste überrascht, Marianne als Zeugin in den Gerichtssaal eintreten zu sehn; sein Anwalt hatte ihm nichts von der Absicht, sie vorzuladen, verraten. Sie war krankhaft blaß vor Aufregung; nur die fliegende Röte durchpulste unregelmäßig ihr Gesicht, den Halsansatz. Tapfer unterdrückte sie die Tränen, die in ihr aufsteigen wollten, als sie ihren Mann auf der Anklagebank sah. Sie nickte ihm mit einem schmerzlichen Lächeln zu. Dann neigte sie den Kopf leicht und ernst vor den Richtern.

Der Vorsitzende belehrte sie darüber, daß

sie die Aussage verweigern könne. Sie wolle jede Frage, die an sie gestellt würde, wahrheitsgemäß beantworten, erwiderte sie.

Als sie gegen den Schluß ihrer Vernehmung ruhig und ohne Stocken, wie in einer Art Hypnose, Satz für Satz des Ferngesprächs wiedergab, das sie an jenem Märzmorgen mit angehört hatte, ging plötzlich eine Bewegung durch den Zuhörerraum. Denn der alte Riebsahm war von der Zeugenbank aufgesprungen und fuchtelte mit den dicken, roten Händen in der Luft. „Das ist abgekartet!" schrie er blaurot vor Aufregung. Der Vorsitzende verbot ihm jeden Zwischenruf. Die Verteidiger mischten sich ein. Es war der bewegteste Vorgang in der ganzen Verhandlung. Eindringlich ermahnte der Vorsitzende die Zeugin wieder, sich gegenwärtig zu halten, daß sie ihre Aussage unter Umständen eidlich bekräftigen müsse. Marianne verlor ihre Ruhe nicht. Es war ihr gar nicht mehr, als ob sie selbst es wäre, die da vor dem Richtertisch stand. Sie hörte sich wie eine Fremde. Aber sie wußte auch, daß ein höherer Zwang im Spiele war, der dieser Zeugin Wort für Wort in den Mund legte. Kaum daß die Stellung, die Färbung der Worte sich geändert hatten, als sie auf die Forderung Riebsahms sie wiederholen mußte. Im anheimelnden Dialekt gab sie sie wieder — und sie setzte auch das Kraftwort hinzu, mit dem ihr Mann das Ferngespräch damals beendigt hatte. Die drastische Kritik des ‚alten Bauernfängers' löste Heiterkeit im Zuhörerraum aus. Und auch Hans Hesse mußte unwillkürlich lachen. Die Frage des Vorsitzenden, ob er sich dieser Wendung entsinnen könne, bejahte er sofort.

Ein richtiger Kampf entspann sich um die Frage, ob die Ehefrau des Angeklagten vereidigt werden solle. Das Richterkollegium zog sich zur Beratung zurück, die ziemlich lange währte. Vorläufig wurde von einer Vereidigung Abstand genommen, hieß es dann.

Am folgenden Verhandlungstage bildete sich Mariannes Aussage mehr und mehr zum Kernpunkt des ganzes Prozesses aus. Glaubte man ihr, dann fiel für Hans Hesse der Vorwurf jeder Schuld weg. Sowohl der Staatsanwalt wie der Verteidiger des jungen Riebsahm, der zugleich das Interesse der Firma Riebsahm wahrnahm, setzten alle Hebel in Bewegung, um die Ehefrau des Angeklagten als beeinflußt und unglaubwürdig hinzustellen. Mit einem Ausdruck des Hasses, der Verzweiflung, der sein Gesicht geradezu entstellte, sah Hans Hesse die Sprecher an. Blaß, totenblaß, aber mit der fliegenden Röte auf Stirn, Schläfe oder Hals, verharrte Marianne auf ihrem Platz in der Zeugenbank, als die Richter nochmals in eine Beratung über ihre Glaubwürdigkeit eintraten. Raunen, Flüstern, Getuschel rings um sie her. Dann Totenstille. Der Vorsitzende verkündete den Gerichtsbeschluß: auf die Vereidigung der Zeugin werde mit Rücksicht auf ihre nahen Beziehungen zum Angeklagten endgültig verzichtet.

Damit war das Schicksal Hans Hesses besiegelt: seine Verurteilung so gut wie ausgesprochen.

Der Staatsanwalt sprach, die beiden Verteidiger sprachen, noch einmal mußten die Sachverständigen sich äußern, wiederum griffen die Verteidiger ein, besonders Dr. Telle, der sich eine treffende Abfertigung des alten Riebsahm aufgespart hatte: dieses gerissenen Spekulanten, der sich hier als Kind des Volkes gab, auf seine schwielige Arbeiterfaust hinwies, um mit Hilfe der Zeitungsberichte der großen Masse zu schmeicheln, der aber stolz auf seiner Visitenkarte die ihm gar nicht zukommende Bezeichnung führte: Architekt. Zum letzten Worte zugelassen erklärte Hans Hesse in einer Art Trotz, der seine stahlblauen Augen blitzen machte, seine Stimme hell und siegesgewiß: er verschmähe es, hier all sein redliches künstlerisches und soziales Streben in einer bengalischen Beleuchtung zu zeigen, er verlange nichts als Gerechtigkeit, — aber wie der Spruch auch ausfallen möge, er habe sich in der Erinnerung an all die Vorgänge, die hier wieder aufgerollt worden seien, gottlob! freisprechen können vor seinem eigenen Gewissen.

Das Urteil war vernichtend. Nach dem Richterspruch lagen fahrlässige Tötung und fahrlässige Körperverletzung in Tateinheit vor. Willi Riebsahm wurde freigesprochen. Auch Hesse gegenüber war von einer erhöhten Strafe wegen Verletzung von Berufs- oder Gewerbepflichten Abstand genommen. Aber nach dem bis zu fünf Jahren Gefängnis möglichen Strafmaß hatte das Gericht auf fünfviertel Jahr erkannt. Hans Hesse war außerdem schadensersatzpflichtig. Die nach diesem Urteil zu bemessenden Ansprüche der Geschädigten waren auf Grund des bürgerlichen Gesetzbuches zu regeln: Heilungs-, Beerdigungskosten, dauernde Geldrente an die in ihrer Erwerbsfähigkeit Beschränkten, Geldrenten an die Frauen und Kinder, die ihren Ernährer verloren hatten. Schließlich war für einen Teil der Verletzten der Anspruch auf Schmerzensgeld ausgesprochen. Der Angeklagte wurde wegen Fluchtverdachts in Haft behalten.

Marianne sprach ihren Mann noch ein paar Minuten im Anwaltszimmer. Sie

wußte ihm kein Wort des Trostes zu sagen. Ihr war, als würde sie selbst zur Hinrichtung geführt. Der Gedanke, fünfviertel Jahr ihn nicht zu sehen, nicht zu hören, zu fühlen, ihn in einer Zelle zu wissen, eingesperrt wie ein wildes Tier, war so lähmend, so hoffnungslos, so unerträglich grausam ...

Er preßte die Zähne, die Lippen aufeinander. Auch als er sie zum Abschied küßte, behielt er diese unbewegliche, trotzige Maske bei. Erst als er mit den beiden Beamten durch den abgesonderten Treppengang nach dem Untersuchungsgefängnis zurückkehrte, packte es ihn, daß er stehen bleiben, einen Schrei der Wut und der Verzweiflung ausstoßen, mit beiden Händen gegen die kahle Wand schlagen und aufschluchzend das Gesicht in die Arme pressen mußte.

Seine Begleiter ließen ihn mitleidig gewähren. Dann ging der Marsch weiter.

⁂ ⁂ ⁂

Der Fall Hesse hatte eine ganze Literatur zur Folge. Alle Fachverbände und alle Fachorgane nahmen Stellung zu dem Urteil. Den meisten Kritikern erschien es von barbarischer Härte. Finanziell war Hans Hesse durch die Schadensersatzpflicht zeitlebens ruiniert. Seine Firma mußte liquidieren. Näherstehende wußten, daß seine Frau vermögend war und daß Gütergemeinschaft zwischen dem Ehepaar nicht bestand; das erschien ihnen immerhin günstig. Aber es verlautete bald, daß die Rechtsvertretung der Geschädigten und Ersatzberechtigten sofort auch den gesamten Besitz der Gattin des Verurteilten mit Beschlag belegt habe. Marianne hatte große Schwierigkeiten zu überwinden, um von Fall zu Fall die Aufhebung der Beschlagnahme durchzusetzen. Sogar ihre gesamte Wohnungseinrichtung hatten die gegnerischen Anwälte zur Bezahlung der Forderungen beansprucht. Dr. Telle mußte immer wieder vermitteln. Ein ganzer Rattenkönig von Zivilprozessen schien sich aus dem Urteil erst noch zu entwickeln, denn die Haftpflichtversicherungsgesellschaft, die für einen großen Teil der Ansprüche eintreten sollte, machte ihre Stellungnahme von gerichtlicher Entscheidung abhängig. Die Summe, die zusammengekommen wäre, wenn alle Forderungen in voller Höhe hätten erfüllt werden sollen, ging in die Millionen.

Marianne war das Weiterleben in Lichterfelde eine Qual — und doch wieder fesselte sie die Nähe ihres Mannes. Sie ließ einmal durch Dr. Telle, der ihren Mann in der ersten Zeit fast täglich im Gefängnis aufsuchen mußte, um die Versicherungs- und Entschädigungsklagen mit ihm zu besprechen, bei ihm schüchtern anpochen, ob er sich wohl schon eine Vorstellung davon gemacht habe, wo er nach seiner Freilassung seinen Wohnsitz nehmen werde. Daß auch ihm der fernere Aufenthalt hier unmöglich erscheine, sagte sie sich selbst. Schon Ruths wegen mußte man nach der Rückkehr ihres Vaters von hier fort. Das Kind hatte von unverständigen und grausamen Mitschülern und Nachbarskindern durch taktlose Fragen, gar durch Spott viel zu leiden. Dr. Telle brachte dann neue Nachrichten aus Plötzensee — darunter auch eine gute. Hans Hesse wünschte, daß Frau und Tochter Lichterfelde noch vor seiner Entlassung verließen; sie mochten eine Weile auf Reisen bleiben, im Frühjahr in ein kleines Bad ziehen, im Sommer an die See; die Möbel konnten auf einem Speicher unterkommen. Aber nun das Wichtigste! Zu seiner großen Genugtuung hatte ihm Dr. Osterroht geschrieben, daß die Firma Svendsen & Eick an dem Vertrag mit ihm trotz allem festhalte. Das technische Büro rechnete damit, daß die Zahnradbahn für den Materialienaufzug bis zum April übernächsten Jahres betriebsfertig sein würde. Er konnte dann sofort ans Werk gehen, denn die Erdarbeiten sollten nach den gemeinsam aufgestellten Plänen bereits im kommenden Frühjahr in Angriff genommen werden. Ob Hans Hesse das außerordentliche Vertrauen, das ihm das Zürich-Hamburger Konsortium entgegenbrachte, lediglich dem Ruf und dem Eindruck seiner früheren Schöpfungen verdankte, oder ob Dr. Osterrohts Einfluß zu seinen Gunsten mitgewirkt hatte, wer konnte es wissen. Die Tatsache, daß sich die große Gesellschaft durch das unverständlich harte Urteil des Berliner Gerichts nicht beeinflussen ließ, bedeutete für Hans Hesses ganze berufliche Zukunft die Rettung. Marianne vernahm die Nachricht mit Tränen der Freude im Auge. Sie preßte die Hände ineinander wie im Gebet. Ihr ‚Hans im Glück' lebte also noch!

Als Ruth hörte, daß es nun wirklich auf Reisen gehen sollte, waren ihre Gefühle geteilt. Das Unglück, das über das Haus hereingebrochen war, die Schande des Vaters, seine Schuld am Tod von so vielen armen Menschen, empfand sie sehr schwer und lastend bei jeder Begegnung mit anderen Kindern, die sie die Köpfe zusammenstecken und miteinander tuscheln sah. Fort, rasch fort zu können, irgendwohin, wo niemand Bescheid wußte über die entsetzliche Geschichte, erschien ihr wie eine Erlösung aus täglicher Pein. Aber sie mußte dafür den Unterricht bei ihrem Professor hingeben, und das war eine ebenso schwere Prüfung. Wußte sie doch aus Erfahrung, daß jede

längere Unterbrechung sie weit zurückbrachte, auch wenn sie für sich allein noch so fleißig übte.

Auf seiner Rückkehr von Zürich nach Hamburg machte Dr. Osterroht in Berlin Station. Er suchte Hans Hesse im Gefängnis auf, um verschiedene geschäftliche Dinge mit ihm zu besprechen. Der Schweizer Architekt Stehly, der bis zu Hesses Freilassung die Erdarbeiten am Wallensee leitete, begleitete ihn. Hernach rief Dr. Osterroht Marianne vom Hotel aus an und lud sie ein, mit Ruth bei ihm zu Abend zu speisen. Da er am andern Morgen schon früh wieder in Hamburg geschäftlich eingespannt war, mußte er den Nachtzug benutzen; das Zusammensein war also nur kurz; er wollte aber Berlin nicht verlassen, ohne sich nach ihnen erkundigt zu haben; vor allem drängte es ihn, seine musikalische kleine Freundin Ruth wieder einmal zu sehen.

Marianne hatte sechs Wochen lang nur selten das Haus verlassen. Ihr war, als müßte sie die Strafe ihres Mannes mit auf sich nehmen. Aus solchen Bußgedanken heraus — und auch um in der Einsamkeit beschäftigt zu sein — hatte sie sich aus dem Verhandlungsmaterial Auszüge gemacht. Sie war nun im Besitz aller Adressen der bei dem Unglück verletzten Arbeiter. Ihnen und den Witwen und Waisen der Getöteten wollte sie aus ihrem eigenen Vermögen freiwillig Zuwendungen machen. Sie studierte auch die Akten der verschiedenen Prozesse gegen die Haftpflichtgesellschaft, um solche Fälle herauszufinden, in denen eine besonders dringliche Notlage vorlag. Niemand sollte davon eine Ahnung haben, auch Dr. Telle wollte sie nichts von ihrem Plan verraten. Als nüchterner Jurist würde der ihre Absicht gar nicht verstanden haben. Sie stellte sich aber vor, wie schwer ihr feinfühliger Mann darunter leiden mußte, daß viele der an Gliedern und Gesundheit Geschädigten nun auch in bittere materielle Not geraten waren. Die Leistungen der Haftpflichtgesellschaft wirkten nur eben wie ein Tropfen auf einen heißen Stein. Was Hans durch seinen Fleiß an Geldbesitz vor sich gebracht hatte, war restlos vom Gericht erfaßt; er konnte nirgends sein Herz sprechen lassen, dessen Güte, Wärme und Tiefe nur sie allein kannte. So blieb ihr eine schöne und große Aufgabe. Dr. Osterrohts Einladung riß sie da aus einer Welt der Not und des Leids heraus und lockte mitten in den Glanz der geräuschvollen Kaiserstadt, die sie kaum mehr kannte.

Zur verabredeten Stunde holte das Hotelauto Mutter und Tochter. Marianne hatte es eine gewisse Überwindung gekostet, sich in einer der festlichen Toiletten zeigen zu sollen, in denen sie im vorigen Winter an der Seite ihres Mannes so ahnungslos glücklich gewesen war. Aber sie wollte ihrem freundlichen Gastgeber keine Enttäuschung bereiten.

Das Bild der Hotelhalle, in der sie nach dem Essen den Kaffee nahmen, war festlich bunt und wirkte auf Marianne nach der langen Vororteinsamkeit fast verwirrend. Eine Musikkapelle spielte, die Bedienung huschte in roten Fräcken und schwarzen Kniehosen durch das Getümmel. An den Tischen schöne und reichgeschmückte Frauen, Frackherren, Uniformen, — Stimmengewirr, Lachen, — das Leben einer gutgepflegten, genießerischen Gesellschaft, die sich der wachsenden Weltstadtherrlichkeit freute.

Ruth wirkte in dem halblangen Kleid von weicher Seide nicht mehr so kindlich, wie Dr. Osterroht sie in Erinnerung hatte. Sie war wieder stark gewachsen. Die unausgesetzte musikalische Arbeit hatte ihr Gesicht durchgeistigt. Ihre dunkeln Augen hatten einen sinnenden Ausdruck. Man konnte mit der Kleinen sprechen wie mit einem erwachsenen Menschen, und doch lag nichts Altkluges in ihr. Aber welch ein Feuer belebte sie, als die Rede auf eines der Kammermusikwerke kam, in denen sie neuerdings unter der Führung des Professors hatte mitspielen dürfen. Marianne hatte in dieser Stunde zum ersten Male das Gefühl, daß Ruth schon ein Mensch für sich selbst war, ein Wesen, das auch losgelöst von Vater und Mutter seinen Weg durchs Leben nehmen würde. Aber seltsam: daß Takt und Geschmack die beiden Herren abhielten, an diesem Abend und in dieser Umgebung von ihrem Mann zu sprechen, erschien ihr selbstverständlich, — jedoch etwas wie Wehmut oder Trauer beschlich sie darüber, daß Ruth auch nicht mit einer einzigen Silbe des Vaters gedachte. Ruth schien ihn also gar nicht zu vermissen.

Dr. Osterroht nickte seiner kleinen Freundin soeben lächelnd zu und wandte sich wieder an Marianne: „Tja, also wir haben da eben ein Komplott geschmiedet, Ruth und ich, meine gnädige Frau. Sie müssen für ein paar Wochen nach Hamburg kommen. Das kann nicht anders sein. Meine Schwägerin ist mit ihren Kindern vorige Woche nach Gardone abgereist, die Fremdenzimmer sind frei, meine Frau würde sich ganz vereinsamt vorkommen — nicht? —, wenn die Zimmer leer bleiben sollten, das wäre seit Jahren das erstemal. Überlegen Sie nicht lange, Frau Hesse, und fügen Sie sich gut-

willig. Ruth und ich haben schon ausgemacht: wir wagen uns an ein paar Schubert und Haydn. Und mein musikalischer Hausfreund, Professor Drews, nimmt uns alle unter seine Fuchtel. Nicht? Gert hat zwar immer große Angst vor ihm — aber Ruth wird ihm schon Mut machen."

Das kam Marianne zu überraschend, als daß sie sich sogleich hätte entscheiden können. Sie wußte allerdings aus ihrem früheren Verkehr in Hanseatenkreisen, daß eine solche Einladung dort nicht wie in Berlin nur als Redensart galt, sondern ernst gemeint war, wenn sie überhaupt einmal erfolgte, was eine Seltenheit blieb. Für den vielbeschäftigten Juristen, in dem ein Künstlerherz schlug, war die Vorstellung lockend, daß der Besuch dieses Wunderkindes dem musikalischen Leben in seinem Haus, das seine einzige Entspannung bildete, neue Anregungen geben würde. Er hatte als Beamtensohn seinem Traum, die Musik zu seinem Lebensberuf zu machen, nicht folgen dürfen. Wenn sein Junge die starke Begabung Ruths besessen hätte, so würde er ihm den dornenvollen aber schönen Weg nicht versperrt haben. Er war tief davon durchdrungen, daß die kleine Ruth in wenigen Jahren schon eine gefeierte Künstlerin sein werde. Ihren Werdegang ein Weilchen mit zu beobachten, reizte ihn. Ruth fand die Aussicht, nach Hamburg zu kommen, als die schönste Lösung. Professor Drews, der erste Geiger des Hamburger Orchesters, war ihr bekannt — und er hatte die Schule ihres Meisters. Bittend, nein flehend sah sie die Mutter an.

Marianne hatte bei allem nur den einen schmerzlichen Gedanken: daß sie dann von ihrem Mann räumlich noch mehr getrennt sein würde als hier. Immer wartete sie doch auf eine Zeile von ihm, daß er ihr erlaubte, ihn einmal in einer Besuchsstunde aufzusuchen. Bisher hatte er's ihr verwehrt.

„Annche!" flüsterte Ruth und duckte sich halb unter den Tisch und küßte die Hand der Mutter. Nun war sie plötzlich wieder so ganz Kind. Rührend war der Ausdruck ihrer dunkeln, fragenden Augen.

Natürlich konnte Marianne nicht länger widerstehen. Einzelheiten wurden durchgesprochen, das Datum der Übersiedelung ward festgelegt, auch gleich der erste Musikabend, für den Dr. Osterroht den Professor Drews gewinnen wollte.

Aus der festlich-geräuschvollen Hotelhalle, aus der Walzerklänge und die freundlichen Abschiedsworte des Hamburgers und des Zürichers sie begleiteten, gelangten sie in das bereitstehende Auto. Auf der Heimfahrt gedachte Marianne dann ihres Planes wieder, die Familien der bei dem Bauunfall Getöteten und Verletzten aufzusuchen, ihnen ein wenig Licht in ihre Finsternis zu bringen und mit ihrem Versöhnungswerk ihren seelisch leidenden Mann wieder aufzurichten. Und in der Erkenntnis der geistigen Reife, die Ruth am heutigen Abend an den Tag gelegt hatte, offenbarte sie sich ihrem Töchterchen.

„Ich werd' dann also nit immer bei dir bleiben können, Ruthche. Muß ab und zu nach Berlin. Da ist mir's eine Beruhigung, ich weiß dich in so guter Obhut, bei unseren Hamburger Freunden."

Erschrocken horchte Ruth auf. Sie erwiderte aber nichts. Sie wußte gleich: sie würde viel allein sein. ‚Annche' zog es eben nach Berlin, in die Nähe des Vaters, selbst jetzt, unter diesen trübsten Umständen! Denn das ‚Versöhnungswerk' war ja doch nur wieder ein Vorwand ... Immer quälender, immer bestimmter stand in Ruth dieser eifersüchtige Groll gegen den Vater auf, gegen den hastigen, stürmischen, selbst jetzt in der Haft noch alles beherrschenden Mann, der ihr die Mutter entzog.

„Du sagst ja gar nix, Ruthche?" Marianne streichelte fast schüchtern die lange, schmale, kalt gewordene Rechte ihres Töchterchens, wie bittend, als ob sie dessen bewußt sei, was in Ruth eine Anklage erhob.

„Was soll ich sagen, Mütterchen? Du bist so gut. Willst Väterchen helfen. Aber es geht doch nit. Du kannst ihm doch all die Menschen nit wieder lebendig machen, an deren Tod er schuld ist."

Es war ein jähes Zusammenzucken, mit dem Marianne die Hand ihres Töchterchens losließ. „Schuld? Er? Väterchen?!" stieß sie aus. „Wer hat dir denn das ... Ruthche, um Christi willen ... Aber das dürftest du doch gar nit einmal aussprechen, selbst wenn ..." Sie verstummte vor dem ernsten, klaren, im Grunde tieftraurigen Blick, der sie aus Ruths dunkeln Augen traf.

„Sie sagen es doch alle. Und du weißt es doch auch. Und Väterchen — er tut mir sehr, sehr leid — aber ich hab' manchmal so eine Angst vor ihm."

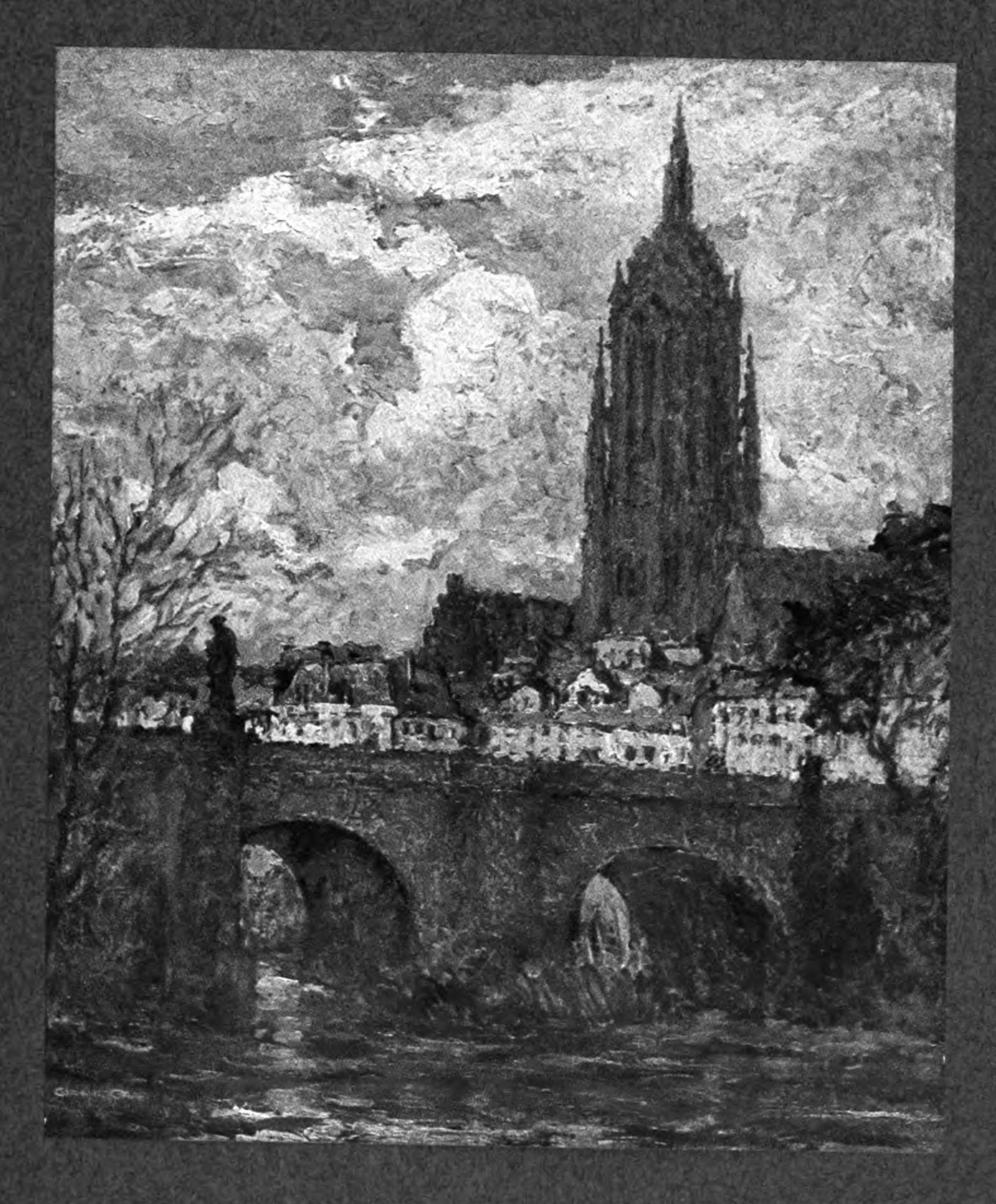
„Angst?"

Ruth nickte heftig. „Ja. Wenn ich in der Nacht aufwach' und an ihn denk' und dann all die Toten seh' ..."

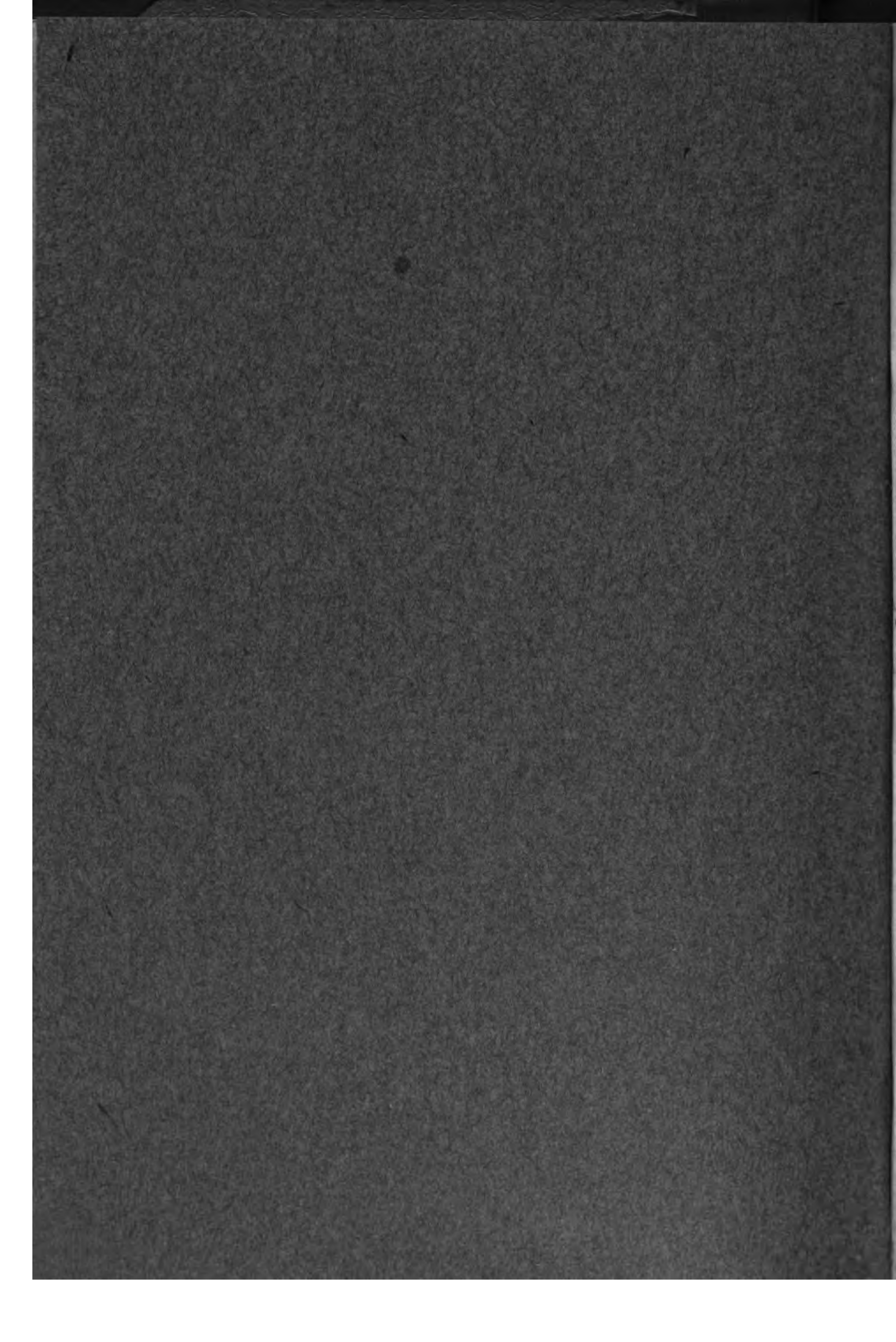
„Schweig still, Ruth!" Marianne schrie es fast.

⁂ ⁂ ⁂

Als Marianne ihren dreißigsten Geburtstag beging, hatte ihr Mann seine Strafe



Frankfurt a. M.
Gemälde von Gerhard Graf



verbüßt. Er war Mitte März aus Plötzensee entlassen. Aber er suchte Frau und Kind nicht, wie verabredet war, in Hamburg auf, wo sie sich über ein Jahr aufgehalten hatten, sondern er trat sofort die Reise nach Zürich an, um mit Svendsen & Eick zu verhandeln. Die Nachricht hiervon drückte Marianne schwer nieder.

Marianne war mit ihrer Tochter in der Nähe der an der Außenalster liegenden Osterrohtschen Villa bei einer Steuermannswitwe untergekommen, die ihr die Erdgeschoßräume ihres hübschen Eigenhäuschens zur Miete überlassen hatte. Die Gastfreundschaft Osterroths länger als ein paar Wochen anzunehmen, erschien ihr ausgeschlossen: doch blieben sie, nachdem sie sich bei Frau Petersen einquartiert hatten, fast tägliche Gäste der Osterrohtschen Familie. Zumal Ruth, die der vergötterte Liebling aller geworden war.

Auch Professor Drews hatte die starke Begabung der kleinen Ruth sofort erkannt. Er setzte seinen Ehrgeiz darein, Ruth möglichst bald der Öffentlichkeit zuzuführen. Marianne war die Vorstellung unbehaglich, ihr Töchterchen als Wunderkind von Konzertsaal zu Konzertsaal reisen zu sehn. Es gab da bald Meinungsverschiedenheiten, in denen die ruhige, gütige Art Osterrohts vermitteln mußte. Die ‚Wunderkindgefahr‘ fürchtete er für Ruth nicht. Ruth war seiner Überzeugung nach nicht nur in technischer Hinsicht schon an die Meisterschaftsgrenze gerückt, sondern auch ihre musikalische Entwicklung zeigte große Reife — wie ja überhaupt der ganz kleine Mensch eine erstaunliche geistige Höhe verriet. Wenigstens in den Fragen, die von den gewöhnlichen Lebensdingen abrückten. Denn in diesen war sie unpraktisch, zuweilen sogar unbehilflich; ihr Übereifer machte sie oft blind gegen die selbstverständliche Hausordnung, sie konnte die peinliche Frau Petersen und das pedantisch erzogene Dienstmädchen durch ihre Lässigkeit und Unpünktlichkeit zu gelinder Verzweiflung bringen. Wenn sie die Geige im Arm hatte, vergaß sie die ganze Umwelt. Aber was immer wieder zwischen allen Teilen das gute Gleichgewicht herstellte, das war die echte, herzliche Kindlichkeit, die bei ihr durchbrach, so oft sie mit Gerts Schwestern tollen konnte. Dabei entlud sich ihr ganzes Temperament, das nach Frohsinn, nach lustigem Spiel verlangte. Stundenlang vergaß sie dann Schule und Musik. Eva, Hilde und Fritzi bemächtigten sich des von ihnen verhätschelten und bewunderten Spielkameraden und es ging stürmisch her im Hause Osterroht, in dem sonst eine peinliche, fast etwas steife Ordnung herrschte.

Gert konnte an den Spielen der Schwestern nicht mehr gut teilnehmen. Er war doch schon ein junger Mann, stolz darauf, daß sich an seinem Kinn der erste Bartflaum meldete. In solchen Stunden gehörte Ruth ihm also nicht an. Aber das störte nicht das tiefe und herzliche Verständnis, das sie beide innerlich verband, seitdem sie sich in der Musik gefunden hatten. Zuerst war Gert der Gebende gewesen. Er arbeitete sich mit wachsendem Eifer in die Musikgeschichte ein, nahm Unterricht in der Harmonielehre, studierte Partiturspiel, er suchte immer tiefer in die Formenlehre einzudringen. In seiner frischen, stets begeisterten und darum anregenden Art vermittelte er Ruth seine jung erworbenen Kenntnisse. Mit ihm eine Sonatenform durchzustudieren, war für Ruth der größte Genuß. Es war immer eine Entdeckungsreise. Das waren nun also wieder die Stunden, in denen Eva, Hilde und Fritzi ihren Spielkameraden in weiter, weiter Entfernung sahen, unerreichbar für sie.

Für Gert und seine Schwestern war es immer die Ankündigung von Festtagen gewesen, wenn verlautete, daß Ruths Mutter nach Berlin reiste. Dann mußte Ruth bei ihnen übernachten, und jede Hausordnung schwand. Da nach dem Abendessen noch stundenlang Trio gespielt wurde — Vater Osterroht holte sein Cello, Ruth ihre Geige, Gert setzte sich ans Klavier — war nicht daran zu denken, daß Eve oder Hilde zu Bett geschickt wurden. Nur Fritzi, die sowieso nicht allzulange stillsitzen konnte und immer auf einen Schelmenstreich sann, wurde von ihrer Mutter manchmal sanft und leise ins Schlafzimmer abgeführt.

Es war Nachmittag, als Marianne die kurze Mitteilung ihres Mannes von seiner Züricher Reise erhielt. Sie ließ sich sofort durch das Fernamt mit Berlin verbinden, um Dr. Telle zu sprechen. Sein Büro war aber schon verlassen, und sie bekam keinen Anschluß mehr. So entschloß sie sich denn, in der Frühe des andern Tags nach Berlin zu fahren.

Wie üblich und wie schon selbstverständlich kam Ruth zu Osterrohts. Aber diesmal wollte die rechte Stimmung nicht aufkommen. Ruth hatte auch keine Lust zu musizieren. Dr. Osterroht fand das begreiflich. Ihm bangte längst um die Erschütterungen, die dem feinfühligen jungen Ding bevorstanden. Ruth litt schwer unter dem Schicksal, das auf ihren Eltern lastete. Nie hatte er den Versuch gemacht, sie zu trösten. Er glaubte, Ruth mehr zu helfen, wenn er die peinvolle Angelegenheit überhaupt nicht berührte. Früher als sonst hatte Ruth Gute-

nacht gesagt. Sie schlief in der Fremdenstube, die an das Schlafzimmer von Eva und Hilde stieß. Man hörte noch ein Weilchen das helle Krähen der kleinen Fritzi durchs Treppenhaus — das gedämpftere Lachen der älteren Schwestern — Ruth blieb heute merkwürdig still.

Gert, der am Klavier den schwierigen Part der soeben neu erschienenen Cellosonate von Ansorge durchlas, die sein Vater seit kurzem übte, lauschte unruhig nach oben. Als im ganzen Haus Ruhe eingetreten war, kam Frau Osterroht mit ihrer Handarbeit ins Musikzimmer. Da wurde denn noch über Ruth gesprochen. Gert schlug ab und zu einen Akkord an, spielte einen Lauf, aber er war nicht bei der Sache. Plötzlich wandte er sich auf dem Klaviersessel um und sah die Eltern forschend und bedrückt an. „Gebt acht — nun wird sie uns genommen," sagte er. Und es klang Anklage, ja Haß aus seiner Stimme. „Er holt sie uns weg."

Frau Osterroht fand es begreiflich, daß eine gewisse Scheu Herrn Hesse abgehalten hatte, Frau und Tochter hier aufzusuchen, und daß er sie lieber an drittem Ort wiedersehen wollte. Seine Arbeit rief ihn ohnedies nach Zürich und dem Wallensee. Zu einer Trennung von Ruth wäre es also für sie jetzt doch gekommen.

Die wäre nicht nötig, meinte Gert, wenn Ruths Vater nicht nur an sich und sein Behagen dächte, sondern auch an das Wohl seiner Tochter, ihre künstlerische Zukunft.

Dr. Osterroht streifte das erregte Antlitz seines Ältesten mit einem flüchtigen Blick. In den hellgrauen, von dunkeln Wimpern, dunkeln Brauen umschlossenen Augen des Siebzehnjährigen flackerte ein besonderes Feuer. „Geben wir's ruhig zu, Gert, wir sind alle ein bißchen eifersüchtig, und das macht uns ungerecht. Nicht? Nach dem, was Herr Hesse durchgemacht hat, ist's ihm zu gönnen, daß er sich nun mit den Seinen eine Weile wird einspinnen wollen. Das Schicksal hat ihm doch grausam mitgespielt, nicht? Das sollte man nicht vergessen."

„Vatting, du weißt, daß ich da nicht mitkann. Sein Schicksal schafft sich selbst der Mann. Sagst du das nicht selbst oft? Herr Hesse hat seine Strafe äußerlich abgebüßt, das Gesetz ist zu seinem Recht gekommen, — aber vor der höheren Gerechtigkeit kann er sich doch nie, nie wieder ganz frei fühlen. So eine furchtbare Schuld belastet doch das Gewissen für ewige Zeiten. Ich denke mir das wenigstens so. Und Ruth — urteilt nicht anders."

„Wenn man so viel in menschliches Fehlen hineingesehn hat, Gert, wie ich in meinem Beruf, durch ein Vierteljahrhundert, — nicht? — dann lernt man gütiger und versöhnlicher urteilen. Es gibt keine Schuld, Gert, die nicht zu überwinden wäre."

Frau Osterroht war aus der alten Schule, sie empfand es in jedem Fall als Frevel, wenn Kinder die Eltern anklagten und verurteilten. „Das ist auch das einzige, was mir Ruth manchmal geradezu entfremdet, daß sie so gar kein Verständnis für ihren Vater aufbringt. Ehre Vater und Mutter, heißt das Gebot."

„Ja, Mutting, aber ein Vater muß so handeln, daß sein Kind ihn ehren kann. Nicht?"

„Die rechte Liebe steht über alles hinweg," sagte Frau Osterroht. Sie gab das rein gewohnheitsmäßig aus, wie kleine Münze, ohne tieferen Anteil. Aber ihr Sohn kämpfte.

„Ruths Vater hat auch dafür nicht vorgesorgt, daß seine Tochter ihn lieben könnte. Sie war ihm nur immer im Wege. Und darum — ich kann dir nur sagen, Mutting: Ruth graut es vor dem Wiedersehen.

Seufzend ließ Frau Osterroht die Handarbeit sinken. „Das unglückliche Kind! — Klaus, was sagst du zu alledem? Wie da helfen?"

„Hier kann nicht Sprechen helfen — nur Schweigen." Dr. Osterroht war durchs Zimmer geschritten. Am Flügel blieb er stehen und las in der Cellostimme. Dann klopfte er seinem Ältesten auf die Schulter. „Packen wir heute ein, mein Jungchen. Nicht? Auch die Muse will heut stumm bleiben."

Gert empfand: sein Vater verstand ihn. Wenn er jetzt nur den Mut gehabt hätte, den Eltern seinen Vorschlag zu unterbreiten. Ruth sollte hier ihre Studien vollenden, sollte nicht mit nach der Schweiz ziehen. Während er noch innerlich mit sich rang, sprach es sein Vater selbst aus. Als ob er in seinem Innern gelesen hätte.

„Aber Ruth würde sich wohl von ihrem Vater trennen können — niemals von ihrer Mutter," sagte Osterroht.

„Sie muß erst erkannt haben," meinte Gert, „wie wenig sie im Leben ihrer Mutter bedeutet."

„Ach Gert," wehrte Frau Osterroht ab, „was sind das all für traurige Sachen, die du heut abend vorbringst."

„Frau Wahrheit will niemand hören," sagte Gert und lächelte ein bißchen melancholisch. Dann küßte er der Mutter die Hand, gab dem Vater den Gutenachtkuß auf die Wange und ging.

„Er ist natürlich verliebt in die kleine Ruth," äußerte Frau Osterroht, als auf der Treppe Gerts Schritt verhallt war.

„Wundert's dich, Kind?“ fragte ihr Mann.

„Es würde mich beunruhigen, offengestanden, wenn sie jetzt nicht doch getrennt würden. — Dich nicht, Klaus?“

„Nein. Es ist doch ein so großes Schicksalsgeschenk, in seinen jungempfänglichen Jahren solch ein heiliges Gefühl kennen zu lernen. Das erhält ihn sauber für sein ganzes Leben.“

Andern Mittags, als Ryth aus der Geigenstunde von Professor Drews kam, ward sie an den Fernsprecher gerufen. Ihre Mutter sprach aus Berlin. Der Apparat stand auf dem Schreibtisch des Hausherrn. Dr. Osterroth weilte auf seinem Büro in der Stadt, aber Gert war anwesend; er war an der Bücherei seines Vaters mit Nachschlagen beschäftigt und wollte das Zimmer verlassen, als Ruth zu sprechen begann. Aber sie winkte ihm zu, stehenzubleiben und sich lautlos zu verhalten, weil sie nicht recht hören konnte. So ward er Zeuge und sah das Erbleichen ihres Gesichts. „Nein, Mütterchen“ sagte sie gepreßt, „ich mach' dir doch keine Vorwürf'. Wie sollt' ich. Und ich hab' mir's ja gleich gedacht, daß du nach Zürich fahren wirst, wenn du Väterchen in Berlin nimmer antriffst. — Wieso? — Ei, du hast doch den Koffer mitgenommen, ganz einfach.“ Ein Lachen klang zurück, übrigens auch ein bißchen gezwungen, so wollte es Gert erscheinen. Dann legte Ruth den Hörer zurück und blieb eine Weile ganz in sich versunken stehn. Gert wußte, wie einsam sie sich in diesem Augenblick fühlte. Er hätte ihr jetzt so gern die Hand gegeben, ihr ein Wort des Trostes gesagt. Aber er gedachte des Ausspruchs, den gestern sein Vater getan hatte: hier konnte nicht Reden helfen — nur Schweigen. Lange blieben sie beide stumm. Über Ruths blasses Antlitz rollten ein paar vereinzelte Tränen. Sie schluckte, preßte die Lippen fest zusammen, versuchte zu lächeln. Dann nickte sie still Freund Gert zu und verließ das Zimmer in ihrem leichten, leisen Schritt.

⌘ ⌘ ⌘

So schön war die Welt nie gewesen wie in diesem Frühjahr. In Hans Hesse regte sich nach all dem Hader mit Gott, den er in seiner Zelle ausgefochten, nach all den verzweiflungsvollen Anklagen, die er gegen das täppisch-blinde Schicksal erhoben, nach all den nagenden und bohrenden Selbstvorwürfen, die ihn aus Arbeit oder Schlaf so oft emporgeschreckt hatten, ein tiefreligiöses Dankbarkeitsgefühl. Wie liebte er die Natur, wie freute er sich an dem neuen Wachsen und Werden, wie beseligt begrüßte er das Licht. Auf den Voralpen lag Neuschnee. Die ihm vertrauten Häupter empfingen ihn wie in festlich leuchtendem Glanz. Er stand am Gangfenster im Schnellzug und hatte Mühe, seine tiefe Bewegung zu unterdrücken. Das gab es also noch: so viel Größe und Schönheit. So klein erschien ihm sein Leid und seine Schuld, gemessen an der Ewigkeit dieser immer wieder sich erneuernden Natur. Er fühlte: hier würde er genesen.

Als er in Zürich im offenen Wagen saß und zum Hotel fuhr, nahm er auch das langentbehrte Bild belebter Straßen mit geschäftigen und feiernden Menschen, reichen Schaufenstern, schönen Häusergruppen, Promenaden und Parkdurchblicken wie ein Festtagsgeschenk hin. Ein weicher Zug, der ihm vordem ganz fremd gewesen, rührte sich in ihm. Er hätte den Leuten, die da frühlingsfroh den hellen Sonnenmorgen genossen, die Hände hinstrecken, ihnen zurufen mögen: ‚Nehmt mich wieder in eure Mitte, laßt mich mit euch schaffen und wirken, ich will's euch danken!‘

Ein paar Tage lang hatte er zunächst aller Arbeit noch fernbleiben wollen, um die Freiheit in vollen durstigen Zügen zu genießen. Aber gleich am ersten Nachmittag, als der mit der Dämmerung niederfallende Nebel ihn vom Kai ins Hotel trieb und er sich müde in seinem Zimmer ausstrecken wollte, sah er ein, daß die Einsamkeit für ihn Gift war. Sofort krochen die Schatten wieder an ihn heran, die in der Zelle seine Nächte so unsagbar lang und traurig gemacht und den Schlaf verjagt hatten. Er sprang wieder empor, wie auf der Flucht vor sich selbst, wechselte den Anzug und suchte die Hotelhalle auf. Hier war Musik, hier herrschte Leben, hier sah er geschmückte Menschen. Es war Essenszeit. Er spürte Hunger. Als er an einem Tischchen, auf dem eine große Schale mit duftenden Veilchen stand, die üppige Reihenfolge der Gänge genoß, dazu mit Wohlbehagen von dem prickelnden Neuchateller trank, schämte er sich ein wenig der Erdhaftigkeit, die im ersten Überschwang der Freiheit von ihm Besitz ergriffen hatte: früher war die Mahlzeit für ihn immer ein notwendiges Übel gewesen, das ihm eine Spanne Arbeitszeit wegstahl. Marianne hatte ihn darum manchmal schmollend ausgezankt ...

... Marianne! Sein Ännchen! ...

Ja, wenn sie nun hätte neben ihm sitzen können, als wäre nichts gewesen. Wenn sie von dem Blick über die Limmat, vom alten Großmünster, von den Kaibrücken hätten sprechen können. Oder er hätte ihr mit ein paar Strichen aufgezeichnet, wie er sich die Lösung des Tonnengewölbes in der Haupt-

halle von Wannsee-Neubad dachte. Monatelang hatte es ihn gequält, und heute auf dem Spaziergang zum See war es in seinem Hirn plötzlich klar und fertig gelöst, bis aufs letzte Detail. Wie hätten sie sich miteinander darüber gefreut. Oder sie hätte drüben die beiden schlanken Girls an dem Tisch der Amerikaner mit Ruth verglichen — ein bißchen Ähnlichkeit, verschwindend, lag ja vor. Und jetzt hätte er wie aus Versehen ihren Arm gestreift ... Er fühlte, wie die leise Berührung, der Gedanke an die Berührung schon sein Blut aufregte ... Das Glas erheben und leertrinken, sich mit einem raschen, heißen Blick des Einverständnisses ansehn und aufbrechen. Droben in dem schönen, blitzsauberen Zimmer mit den breiten englischen Betten und den seidenen Vorhängen sich in die Arme fallen, jauchzen, an nichts Dunkles denken, sich selig in sich verlieren, unter Küssen entschlummern, unter Küssen den Tag begrüßen.

Warum ging das nicht so? Warum nicht? Warum saß Marianne nicht hier, sondern in Hamburg? Warum war er vor ihr geflohen?

Mitten aus dem Schwatzen der Fremden, die meist englisch sprachen, in jenem sicheren, aber ruhig-gleichmäßigen, nie aufgeregten Tonfall der Guterzogenen, klang ihm das herzbrechende Schluchzen von Marianne ins Ohr. Es packte ihn so, daß er plötzlich eine heftige Bewegung machte und ein Glas umstieß, worauf das Paar am Tisch ihm gegenüber ihn für eine Sekunde erstaunt musterte. Mit unsicherer Hand strich er sich ein paarmal über die Stirn, als könnte er damit die Erinnerung von sich bannen. Er wollte nicht ihr Weinen hören. Nein, er wollte und er konnte nicht den Jammer in ihren Augen sehn. Er durfte es nicht, wenn er sich nicht unfähig machen wollte, das Leben wieder mit kraftvoller Hand aufzunehmen. Er brauchte Zeit.

Aber als er sich erhob und an die lange Nacht dachte, die er nun wieder in einsamem Raume schlaflos verbringen würde, da wußte er: nicht nur Zeit brauchte er, sondern auch eine Betätigung, die ihn unausgesetzt in Atem hielt. Und er nahm sich vor, gleich am andern Morgen zu Svendsen & Eick zu fahren, um sich in die Arbeit zu stürzen.

Möglichst lang zögerte er das Zubettgehen hinaus. Er suchte das Rauchzimmer auf und begann mit einem Herrn ein gleichgültiges Gespräch, nur um die eigene Stimme wieder einmal zu hören. Als der Fremde von einem Liftboy abgerufen wurde, begab er sich in den Lesesaal. Aber das Flüstern hier beängstigte ihn, es löste düstere Erinnerungen an Gefängniskirchgänge aus. So hörte er denn wieder der Musikkapelle zu, die in der Halle spielte. Das Programm entsprach dem Geschmack der Durchschnittswelt: Tosca und Butterfly, Carmen, dazwischen ein One-, ein Twostep. Er sah im Geist Ruth lächeln. Das ernste, liebe, kleine Ding! Er entsann sich schwieriger Bachstudien, denen sie sich mit wahrer Leidenschaft hingegeben hatte. Wie kindlich die Musik hier sie wohl angemutet hätte gegen die des großen Sebastian. Kinder waren sie überhaupt, rechte Kinder, diese jungen Girls und Gents. In einer Ecke der großen Halle hatten die Saalkellner die echten Teppiche zusammengerollt, und das junge Volk tanzte. Es war nicht das schwelgerische Walzerwiegen, das Hans Hesse gekannt hatte, einstmals, sondern ein Drehen, Stehen, Wenden, Zucken, das zuerst befremden mußte; aber allmählich übte der Rhythmus doch seine Reize aus, und man folgte dem Spiel der Linien und Überschneidungen gern. Schlanke, schöne, gutgepflegte Menschen waren's mit gesunden Zähnen, Menschen ohne Sorgen, Menschen in Tanzschuhen ... Von der Halle ging es in die Bar. Hier hatte sich eine äußerlich sehr elegante Gesellschaft zusammengefunden, der Hans Hesse sonst in weitem Bogen ausgewichen wäre. An mehreren Tischen alte und junge Lebemänner, Dämchen und Damen, im Begriff, Dämchen zu werden. Kostbare Toiletten, Brillanten, nackte Schultern, Pelzwerk, starkes Parfüm mit Zigarettenbeize, kokettes Lachen, das Klirren der Eisstücke in den Nickelkühlern ... Er wurde rasch in den seßhaftesten Kreis mit hereingezogen. Eine Prager Soubrette behauptete, ihn zu kennen. Sie seien in Dresden auf einem Fest zusammengewesen. Er konnte sich nicht entsinnen. Sie lachte. Ja, das habe sie gemerkt. Sie seien Zimmernachbarn, und als er heute früh einzog, sei sie ihm begegnet und habe ihm zugenickt, aber er habe sie nicht erkannt. Sie war hübsch und sinnlich und ein wenig angetrunken, rauchte krankhaft viel, lehnte sich mit ihrer etwas wiegenden Hüfte an ihn an, lachte und summte immer wieder die Melodie eines sentimentalen Puccini-Themas, das die Kapelle gespielt hatte. Ein rein animalisches Behagen ergriff ihn und hielt ihn fest: trinken, rauchen, lachen, mitsummen, mitwiegen, sich müde machen und dann endlich einmal traumlos schlafen.

Es gelang ihm. Erst um zwölf Uhr erschien er zum ersten Frühstück in der Halle, und da lag die Nacht wie ein toller Spuk hinter ihm. Die Pragerin war mit ihrem Anhang zum Glück schon mit dem Zehnuhrzuge abgereist. Er hielt es für das Beste,

auch bei der nächsten Begegnung sich ihrer nicht sogleich wieder zu entsinnen.

Als er auf das Büro von Svendsen & Eick kam, erfuhr er, daß Marianne diesen Morgen in Zürich eingetroffen war. Sie hatte erwartet, ihn hier vorzufinden, und hatte gleich den nächsten Zug nach Weesen benutzt, um sich das Baugelände am Wallensee anzusehn. Vom Neubad wollte sie, falls sie ihn auch dort verfehlte, nach Zürich zurückkehren und im Seehotel Baur absteigen.

Die Nachricht wirkte seltsam zwiespältig auf ihn. Der erste Eindruck war Rührung, auch etwas Beschämung in der Erinnerung an die Bar-Nacht und die Pragerin. Aber aus zerquälten Stunden seiner Gefangenschaft trat wieder dieses Grauen an ihn heran: dieses Grauen vor ihrem Schmerz, wie vor ihrem Trost; weil in beiden die Anklage schlummerte.

Nein, nein, besser, sie sahen einander jetzt noch nicht. Und es verdroß ihn, daß Marianne dieses letzte, feine, unwägbare Gefühl nicht besaß, das sie hätte abhalten müssen, ihm so rasch zu folgen. Würde sie ihm nun auch noch Vorwürfe machen, daß er ihr ausgewichen war? Das erleichterte ihnen nichts, es erschwerte nur noch mehr.

Der Ingenieur Jakob Eick, ein Züricher, war der geistige Mittelpunkt der Firma Svendsen & Eick. Er war bei einigen der gewaltigsten Tunnelbauten der Schweiz in führender Stellung tätig gewesen. Mit ihm hatte Hans Hesse die meisten Vorbesprechungen gehabt. Eick halte viel von ihm, hatte Dr. Osterroht ihm berichtet. Es war eine Freude, mit dem beweglichen, dabei sachlichen, klaren und freundlichen, wenn auch scheinbar formlosen Schweizer zu verkehren. Eick hatte trotz seiner braunen Lederhaut durchaus nichts von einer Tell-Erscheinung. Er war eher klein als mittelgroß, schlank, wenn auch sehnig. Hätte er nicht das kurzgeschorene weiße Haar gehabt, so hätte man ihn für einen Zwanziger halten können. Er zählte aber fast zehn Jahre mehr als Hans Hesse und war das Haupt einer siebenköpfigen Familie. Das Stadthaus aus altem Familienbesitz, das die Eicks in der ‚Enge' bewohnten, war sehenswert. Hans Hesse war dort einmal Gast gewesen. Augenblicklich befand sich Eick, der vor zwei Tagen erst wieder von einer längeren Bauperiode am Wallensee zurückgekehrt war, mit seiner ganzen Familie auf dem Ütliberg. Von Jugend auf war er etwas lungenleidend; auch einige seiner Kinder hatten schon Liegekuren in Arosa durchmachen müssen; ebenso seine bedeutend jüngere Stiefschwester Hannelore. Die Sorge um die Angehörigen hemmte ihn in seinem Schaffen mehr als die um seine eigene Gesundheit. Für seine Person hatte er die ärztlichen Ratschläge selten befolgt; er glaubte nun auch endlich durch sein Alter über die Gefahr hinweggekommen zu sein. Fühlte er sich wohl, so trieb er viel Sport, übertrieb ihn sogar. Merkte er Rückfälle, dann zog er sich in das schön angelegte Landhaus auf dem Ütliberg zurück, wo er jede Sonnenstunde wahrnahm, um auf dem mächtigen Altan in Pelze verpackt zu liegen, das Telephon, den Notizblock, die Pläne, die Anschläge neben sich. Er witterte in Hans Hesse eine ihm verwandte Natur: er konnte in seinem Fach nur Menschen verstehen, die sich ebenso rückhaltlos ihrer Aufgabe widmeten wie er. Darum begriff er die Tragik in Hesses Schicksal, den die höchsten architektonischen Probleme in ihren Bann gezogen hatten und der über einer armseligen Maurermeisteraufgabe gestolpert war. Für ihn bedeutete der endliche Eintritt Hesses in die Bauleitung von Wallensee-Neubad eine große Erleichterung und Beruhigung.

Hans Hesse hatte sich vom Stadtbüro aus telephonisch mit ihm verbinden lassen. Zuerst wurde es ihm schwer, die auch im Hochdeutschen durch die scharfen und gutturalen ch fremdartige Sprache des Schweizers zu verstehen. Er selbst mußte sich übrigens ebenso mühsam bestreben, seine Dialektanklänge zu überwinden, um von Eick verstanden zu werden. Aber nach den ersten paar Sätzen stimmten sie schon wieder vorzüglich überein.

„Morgen ist Sonntag," sagte Eick, „da treffen Sie im Neubad keinen vernünftigen Menschen an. Und was wollen Sie in dem grauen Zürich? Es regnet doch schon wieder, hör' ich. Setzen Sie sich in die Bahn und kommen Sie herauf. Logis wird besorgt. Wir schmoren hier in der Sonne."

Im Büro sagten sie's auch, daß am Ütliberg-Bahnhof das Alarmwort angeschlagen sei: ‚Soleil!' Alle Fremden — und alle Einheimischen, die es ermöglichen konnten — pilgerten und strömten durch das neblige oder regennasse Zürich in Wagen, Tram und Auto dem Bahnhof zu, um von dem droben gespendeten Sonnenlicht zu genießen.

So ließ sich denn Hans Hesse von seinem Gepäck den kleinen Handkoffer nach der Bergbahn bringen und fuhr empor.

Und hier lernte er Hannelore kennen.

⁂

Das Zürich, das ihn gestern mit Frühlingsungestüm, mit Menschenlachen und verschwenderischem Sonnenlicht empfangen hatte, war nicht wiederzuerkennen. Grau, schwer, näßlich lastete der dicke Nebel auf der Stadt. Nichts hatte Farbe. Auch die Augen und

die Gesichter der Straßengänger wirkten stumpf und freudlos. Nur in den Mienen der den kurzen Bahnzug überfüllenden Fahrgäste flackerte etwas wie ein heimlicher Triumph. Solange das Bähnchen an der grauen Siehl entlang fuhr, blieb die Landschaft trostlos einförmig. Unendliches Grau schien die ganze Welt zu überspannen. Aber ein sonnengebräunter Züricher, der am Fenster saß, sagte: „In zehn Minuten stechen wir durch die Wolken in den Himmel; das ist dann, als ob man in einem Luftballon säß'!" Als die Bahn kräftiger zu steigen begann, kam man in einen Wald. Die Stämme waren grau und regenfeucht. Aber je höher es ging, desto heller färbten sie sich. „Das ist schon der Rauhreif!" erklärte der Züricher. Und gleich darauf begann das Wunder. Die Nebelschicht, in die sich der Zug hineinarbeitete, war dichter und dichter geworden. Nun hingen nicht mehr einzelne Schwaden wie lange, flatternde Fahnen zwischen den Stämmen. Sie verbanden sich zu einer einzigen Masse, so daß nur eben noch die Bäume zu unterscheiden waren, die zunächst dem Bahnkörper standen, und die schienen überzuckert bis ins letzte, feinste Geäst. Der Nebel war auch nicht mehr farblos grau, sondern milchig und ward noch immer heller. Schließlich war die ganze Umgebung des aufwärts steigenden Zuges kreideweiß. Und mit einemmal ging ein „Ah!" der Überraschung durch die Abteile. Aber gleichzeitig schloß alles die Augen. Es war wie ein Schlag. Als Hans Hesse blinzelnd den Blick allmählich an das Sonnenlicht gewöhnt hatte, sah er unter sich die Nebeldecke versinken. Einzelne Bäume ragten noch oben mit dem Wipfel heraus. Tiefer und tiefer blieb das grauweiße, brodelnde und doch wie mit einem Riesenmesser auf gleicher Höhe abgeschnittene Regenwolkenmeer hängen. Über der Kuppe des Ütliberges blaute die Himmelsglocke. Und leuchtend stand die Sonne im Südwesten.

Alles war trunken vom Licht.

Die Fahrgäste zerstreuten sich in die Hotels und Restaurants mit ihren Türmen, Terrassen und Aussichtsplätzen. Hans Hesse hatte bald das Eicksche Landhaus gefunden. Er erkannte es schon von weitem an dem nach Süden gelegenen Altan. Der lag über den fächerförmig angeordneten Gartenzimmern, die im Halbrund der Mauer breit sich öffnende Fenster aufwiesen.

Als er durch das hellgetäfelte Treppenhaus auf den mächtigen Altan gelangte, auf dem sich in diesen Sonnenstunden das ganze Familienleben abzuspielen schien, mußte er ein paar Augenblicke im Türausgang stehen bleiben, so überwältigte ihn das Landschaftsbild, das sich ihm über die Altanbrüstung hinweg darbot. In die Unendlichkeit zog sich die weiße Nebeldecke hin. Aber da und dort reckte ein Alpenriese, schneebedeckt, von der Sonne beglänzt, sein Haupt aus dem einförmigen Leichentuch des Winters, unter dem Städte und Länder, Gebirge und Flüsse begraben lagen.

Eick hatte die Pelzdecke abgeworfen und sich erhoben, um dem Gast die Hand zu reichen. Er begann gleich zu erklären. Das zackige Dreieck hier ganz im Vordergrund gehörte dem Rigi an. Mit dem Fernrohr konnte man die Fenster vom Kulmhotel sehen. Und da lag der Pilatus, dort drüben der Jura. Vom Stockhorn bis zur Jungfrau war die Alpenkette greifbar deutlich. Er wies auf ein paar flachsblonde Kinder im Schulalter, die etwas abseits in bunter Gruppe auf Liegestühlen lagen, lasen oder Bilder besahen oder spielten. „Und wenn die in der Erdkunde nach den Schweizer und den Badener Bergen über achthundert Meter gefragt werden, so können sie alle am Schnürchen hersagen, weil sie in solchen Sonnenstunden sie immer so schön vollzählig vor Augen haben. Was da unter achthundert wimmelt, geht sie freilich nichts an. — Bleibt in Ruh' liegen, Kinder. — Ja, also der weißköpfige alte Herr da drüben, das ist der Säntis, unverkennbar. — Und das hier ist meine kleine Schwester, die Fräulein Eick."

Hannelore Eick war liegen geblieben. Ihr Stiefbruder, von dem sie seit ihrer Kindheit verhätschelt wurde, empfing hier oben öfters Besuche und duldete nicht, daß sie sich dadurch irgendwie stören ließ. Sie hatte die Wintermonate wieder in Arosa zugebracht, nur aus Vorsicht, denn ihr Lungenleiden galt längst für ausgeheilt. Der Hausherr hielt aber auf gehorsame Nachkur. So verbrachte sie die Sonnenstunden mit Handarbeiten, Aquarellmalen oder Zeichnen oder Lesen hier oben in seiner Gesellschaft. Sie war flachsblond wie ihre kleinen Nichten und Neffen, und ihr Haar hatte dieselbe Naturkrause. Ihre Haut war sonnenverbrannt, als käme sie unmittelbar von einem Badeaufenthalt an der See. Das helle Haar, das Weiß ihrer gesunden, schönen Zähne, das man beim Sprechen und Lachen sah, die hellgrauen Augen bildeten einen seltsamen Gegensatz zu der dunkeln Gesichtsfarbe. Auch ihr Hals war sonnenverbrannt. Sie trug eine ziemlich tief ausgeschnittene weiße Chiffonbluse; die Pelzjacke war nicht zugeknöpft. Lebhaft, wie sie war, beschäftigte sie sich fast unausgesetzt mit der seidenen Decke, die sie halb heraufgezogen hatte, wie-

der gleiten ließ, mit den unruhigen Füßen aufs neue ordnete. Hans Hesse schätzte sie zuerst auf knapp zwanzig Jahre ein. Aber im ersten Gespräch gleich ergab sich, daß sie bald siebenundzwanzig zählte, denn sie erinnerte daran, wie lang sie schon mündig sei, ohne daß sie's durchsetzen könne, von ihrem großen Bruder anders denn als Wickelkind behandelt zu werden. Jakob Eick hörte ihrem lustigen Gezwitscher behaglich schmunzelnd zu. Aus winzigen Kleinigkeiten ergab sich's, daß in Wahrheit er sich von ihr abhängig machte. Er verbot ihr viel, erzog an ihr herum, aber er wußte, daß er damit doch nichts erreichte. Und das war das Drollige, daß er, der Tatmensch in allen Berufsdingen, sich seiner Schwäche ihr gegenüber belustigt rühmte. Als er seinem Gast eine Zigarre anbot, verlangte Hannelore für sich eine Zigarette. „Hat dir der Arzt verboten," sagte Jakob Eick. „Als ob du ihm je gehorchtest," erwiderte sie lachend, „und da soll ich? Kein edles Vorbild, an das man sich klammern könnte. Da mußt' ich doch so klein und häßlich bleiben."

Der Besuch gefiel ihr. Sie hatte schon viel von Hans Hesses Bauten gehört. Das Wallenseeprojekt fesselte sie ganz besonders. Für sie bedeutete es jedes Frühjahr eine Abkürzung des Aufenthalts in Arosa um mehrere Wochen. Denn sie sah ja voraus, daß sie die winterlichen Liegekuren noch jahrelang würde durchführen müssen. Die Modelle des Neubads waren von der eidgenössischen Fachausstellung aus nach Jakob Eicks Stadtbüro gebracht worden. Dort hatte sie sich die Pläne eingehend erläutern lassen. Sie fand, daß ihr Bruder und der Darmstädter Architekt sich ausgezeichnet ergänzten und einander wundervoll in die Hände arbeiteten. Natürlich war sie auch über Hesses Berliner Mißgeschick unterrichtet. Mit Spannung hatte sie seinem Kommen entgegengesehen. Daß sie sich über den Gast freute, merkte Jakob Eick sehr bald, denn von seinen geschäftlichen Besuchen nahm sie sonst überhaupt kaum Notiz. Wenn irgendein neuer Fremder kam, legte sie unhörbar den großen Sonnenschirm an ihrem Liegestuhl um. Dann konnten sich die Herren in ihre Fachgespräche vertiefen, als ob sie gar nicht auf der Welt sei; der Geschäftsbesuch bekam sie überhaupt nicht zu Gesicht. Aber wenn er fort war, lagen auf ihrer Seidendecke ein paar Karikaturen, die hernach die sämtlichen Flachsköpfe in eine ungeheuere Heiterkeit versetzten. Und auch Jakob Eick mußte immer hell auflachen, wenn er ihre unbarmherzig-lustigen Zeichnungen sah.

Solange ihr Bruder mit dem Gast über die Pläne gebeugt dasaß und unterhandelte, blieb sie still liegen und hörte zu. Aber als schließlich die Rede auf die abseits vom Sanatorium geplante Landhauskolonie kam, richtete sie sich auf und warf ab und zu ein Wörtchen ein. Man wußte nie so recht, ob sie's ernst meinte. Meistens war es eine übermütige Herausforderung.

„Wenn's an die Inneneinrichtung der Villa geht, dann lass' ich euch Mannsleut' aber nicht ohne Aufsicht. Ihr verbaut einem immer das Schlafzimmerfenster mit dem Toilettentisch."

Jakob Eick erklärte seinem Besuch, daß er plane, die Villa D für seinen Privathaushalt einzurichten.

„Ja, es soll einmal mein Witwensitz werden." Und als Hans Hesse verdutzt aufblickte: „Ich denk' mir das so beruhigend, dort mit neunzig Jahren im Sonnenschein zum Grab des lieben Seligen spazieren zu gehen."

„Der Glückliche, den die Fräulein Eick mit neunzig Jahren noch betrauern will, hat sich aber bis jetzt noch nicht eingefunden," sagte ihr Bruder.

„Er hat bloß den Mut nicht."

„Du würdest ihn jedenfalls sehr schlecht behandeln, fürcht' ich."

„Das fürcht' ich — gottlob — auch."

Hans Hesse fand sehr bald den rechten Ton, auf ihre spitzenreichen Schelmereien einzugehen. Während Jakob Eick viel zu oft sachlich blieb und dadurch etwas trocken wirkte, begann er selber solch kleine Versuchsballons auszuwerfen wie sie: allerlei Übertreibungen, Frozzeleien. Sie nahm den lustigen Kampf sofort beherzt auf. Für ihn war es eine wahre Erquickung, einmal sorglos plaudern zu können. Das hatte er ganz verlernt gehabt.

„Die Villa E möcht' ich für mich reservieren," sagte er, mit dem Bleistift auf dem Plan kritzelnd, „aber ich weiß nicht, ob die Nachbarschaft von D auf die Dauer erträglich ist."

„Auf die Dauer gewiß; nur so für die ersten fünfundzwanzig Jahr' wird's Schwierigkeiten geben. Wir müssen darum ein Abkommen treffen: ich gehe nur bei Tage aus, Sie nur bei Nacht. Oder Sie wohnen im Neubad, wenn's schneit, und ich, wenn die Sonne scheint."

Jakob Eick, der noch ein paar geschäftliche Fragen hatte, wollte dem lustigen Unfug ein Ende machen, kam aber gegen seine Schwester nicht so leicht an, wenn sie einmal ‚aufgezogen' war, wie er das nannte.

Als die Sonnenstrahlen schräger fielen, erschien die Gouvernante der Kinder und

mahnte zum Aufbruch. Ein Diener und ein Stubenmädchen begannen auch gleich mit dem Abbruch des Zeltlagers. „Jetzt ist achtzehn Stunden wieder Winter," sagte der Hausherr, „aber um der anderen sechs willen lohnt's doch, hier oben zu leben. — Haben Sie schon Ihr Quartier besichtigt, Herr Hesse? — Bis zum Nachtmahl setzen wir uns in mein Zimmer, damit uns die Fräulein Eick nicht weiter stören kann. Und für Montag früh bestell' ich das Auto an die Bahnstation unten. Dann fahren wir nach Mühlehorn und setzen mit dem Motorboot nach Quinten über. Sie werden sich freuen, wenn Sie den Betrieb dort sehen."

„Ausgezeichnet," sagte Hannelore. „So oft ich noch zum Neubad wollte, hieß es immer: noch gar nichts ist los dort. Wann hast du nun geschwindelt, Jakob? Aber diesmal lass' ich mir nichts mehr weismachen. Ich fahre mit, um endlich selbst mal nach dem Rechten zu sehen."

Mit einer energischen Handbewegung schnitt Jakob Eick die Erörterung ab. „Todesfahrten macht man nicht zum Spaß, Fräulein Eick. Und du weißt, was dir der Arzt vom Autofahren gesagt hat."

„Manchmal denk' ich mir's sehr hübsch, so ein bißchen gestorben zu sein. Aber freilich nur für eine kleine Weile. Dann müßt' man wieder aufstehen und feststellen, wie die Welt inzwischen ohne einen ausgekommen ist."

„Ich war jetzt eine Zeitlang gestorben, Fräulein Eick," sagte Hans Hesse mit einem matten Lächeln, „die Welt ist ruhig weitergegangen, und wenn man einsehen muß, daß man eigentlich ganz überflüssig ist, dann wirkt das gar nicht so sehr erquicklich."

Jakob Eick wandte ein: er habe Herrn Hesses Wiederauferstehung längst mit brennender Ungeduld erwartet, bei ihm treffe es gerade nicht zu, daß er so leicht ersetzlich sei. Er sagte das sachlich, mit dem ruhigen Schwergewicht, das ihm stets eigen war, sofern er sich nicht nur der losen Angriffe seiner Schwester erwehrte. Hannelore hatte ein gottergebenes Augenzwinkern, mit dem sie sich gegen den Bruder zu verbünden schien: weil der noch immer alles so ernst und feierlich nahm. Jakob Eick sah es und lachte. „Da hab' ich mir was Nettes ausgebrütet."

Mit ihren Decken und Kissen, ihren Körbchen und ihrer Mappe beladen, von denen sie sich kein Stück tragen ließ, folgte Hannelore den Kindern in die große Diele, wo ein Holzfeuer im offenen Kamin brannte. Die beiden Herren schlossen sich an. Hier ward Hans Hesse der Hausfrau vorgestellt. Mit ihrem weißen Haar, ihrer stattlichen Gestalt und der ruhigen Würde ihres Wesens hätte sie ebensogut Jakob Eicks Mutter sein können. Stärker als ihr Mann sprach sie die Mundart ihres Kantons. Sie begrüßte den Besuch mit der selbstverständlichen Freundlichkeit und Gelassenheit, die ein fast täglicher Logiergastwechsel ergibt.

Als die Damen sich bald nach dem Nachtmahl zurückgezogen hatten und die Herren noch am Kaminfeuer ein Halbstündchen beim Glase Wein sitzen blieben, besprach Hans Hesse das Programm der folgenden Tage etwas eingehender. Er ließ dabei unterlaufen, daß seine Frau nach dem See gefahren sei, in der Erwartung, ihn an der Baustelle zu treffen. Wie es möglich wäre, ihr vor der Rückkehr nach Zürich eine Nachricht zu geben, wußte er nicht. Seine Miene hatte sich in der Erinnerung an Marianne wieder umdüstert. Jakob Eick entging das nicht. Er versprach, sein Büropersonal ausführlich anzuweisen, damit wenigstens keine Gelegenheit zu einer telephonischen Verständigung verpaßt würde, falls Frau Hesse von außerhalb anrief. „Da sollen Sie sich also keine Sorgen machen, Herr Hesse."

Am andern Morgen berichtete Jakob Eick seinen Damen über das Gespräch. Hannelore hatte gar nicht gewußt, daß Hesse verheiratet war. „Zu dumm," sagte sie; „endlich einmal ein Mann, der einem gefallen könnt', aber gerade der muß schon vergeben sein."

Sie lag, sobald die Sonne herauskam, wieder auf ihrem Altanplatz, war aber sehr einsilbig, fast verstimmt, auch gegen den Gast, der sich nach mehrstündiger Arbeit mit dem Hausherrn ihr wieder zuwandte. Hans Hesse nahm die ihm von Eick angebotene Havanna und lehnte sich an der Brüstung auf, das gewaltige Panorama überblickend. Die Züricher Mittagsgäste waren noch nicht eingetroffen. Tiefer Friede herrschte in der Sonne. Milchweiß beglänzt lag die Wolkenmeerdecke zu seinen Füßen.

Plötzlich war es Hans Hesse, als hörte er Glockenläuten. Er sah sich überrascht um. „Haben Sie denn eine Kirche hier oben?" fragte er.

Hannelore schüttelte den Kopf. „Das wäre bloß ein Umweg. Wer anbeten will, braucht hier keinen Pfarrer, er hat es von hier aus unmittelbarer. Was Sie da hören, das sind die Glocken vom romanischen Turm der Kirche Enge. Da — jetzt setzt das Läuten auch von der Augustinerkirche ein."

Er blickte auf die weißglänzende Nebelschicht, die alles Leben der Unterwelt zudeckte. „Wie glücklich könnte man sein hier oben in der Sonne, ganz vergessen, daß man



Alice Ripper am Flügel
Gemälde von Prof. Albert von Keller †



noch Verbindung hat mit denen da unten im Nebel und in der Enge."

Eine Weile Schweigen. Sie hatte sich halb erhoben und auf den Arm aufgestützt. Beide lauschten dem Glockenläuten, das gedämpft aus der Tiefe drang.

„Es nützt nur leider nichts, wenn man sich auch Mühe gibt, zu vergessen," sagte sie. „Die Enge meldet sich von selbst."

Fragend sah er sie an.

„Der Nebel wächst zuweilen. Er gönnt einem den Sonnenfrieden nicht. Sehen Sie, heute reicht er schon bis zum Giebel vom Stationsgebäude. Und morgen stecken wir vielleicht längst mitten in den dicksten Wolken."

„Schade. Ich glaubte, in Ihrem Reich ginge die Sonne nicht unter, Fräulein Eick."

Die Kinder kamen lachend und schwatzend auf den Altan gestürmt, die Gouvernante hatte es schwer, sie zu bändigen. Hannelore ward von ihnen umringt. Es war ein sonniges Bild: diese vielen Flachsköpfe mit den lustigen roten Gesichtern, den weißen Zähnen und den hellgrauen Augen.

Als Jakob Eick zu der Gruppe stieß, freute er sich über die Wandlung, die mit seiner Schwester vorgegangen war: sie hatte ihre gute Laune wiedergefunden.

„Sie müssen recht oft zu uns heraufkommen, Herr Hesse," sagte er.

⌘ ⌘ ⌘

Etwas umständlich war es vorläufig noch, das Baugelände am See zu erreichen. Der Plan der Ingenieurfirma Svendsen & Eick sah aber mehrere Zufahrtswege vor, die bis zur Eröffnung von Wallensee-Neubad längst fahrbar sein sollten. Eine bequem ansteigende Straße führte rampenartig am Südabhang der Churfirsten von dem sonnigen Dorf Amden, das über dem Seeort Weesen lag, zur Höhe von etwa elfhundert Meter. Hier ließ die Steigung nach. Aber kühne Kunstbauten waren zur Überbrückung und Durchtunnelung von da aus noch nötig. An mehreren Stellen hatten sich kleine Arbeiterkolonien aufgetan, meist von Italienern bewohnt, die zur Straßen- und Tunnelarbeit herangezogen waren. Ein großer Teil des Materials wurde vom Seeufer unmittelbar durch die bereits im Betrieb befindliche Bergbahn emporgewunden. Auf dem sonnigen Wiesenplan, auf dem die Erdarbeiten für die Mehrzahl der großen Sanatoriums- und Hotelbauten schon reichlich vorgeschritten waren, befand sich das umfangreiche Barackenlager: Holzhäuser, meist bunt bemalt, mit italienischen Aufschriften, Blumenkästen vor den winzigen Fenstern. In ihren Samtanzügen hockten die Italiener in der Freizeit vor den Türen. Es wurde viel gesungen, Mandoline, Gitarre und Geige gespielt. Und es roch nach Öl und Orangen. Man glaubte sich nach Portici versetzt.

Der gewaltige Umfang des Unternehmens ließ sich jetzt schon klar erkennen. Am ganzen See versprach man sich von der Eröffnung des Höhenkurorts einen neuen großen Aufschwung. Ortschaften gab es am Nordufer außer der alten kleinen Römersiedlung Quinten nicht; da traten die Felsenschroffen der Sieben Churfirsten zu hart ans Wasser. Am Südufer, auf dessen schmalem Band sich Fahrstraße und Bahn nebeneinander drängten, mehrmals durch Tunnel kriechend, lagen ein paar stille Marktflecken und Dörfer. Alle Einheimischen, die einmal in Lieferungsgeschäften für die Arbeiterkantinen droben gewesen waren, wußten Wunderdinge von den Riesenanlagen zu berichten, die unter der Leitung des Chefarchitekten Hesse jetzt in Angriff genommen wurden. Die Arbeit der Ingenieure war in ihren Wirkungen heute schon festzustellen: auf der ganzen Baustätte und weiterhin bis zu den Steinbrüchen, den Bahn- und Tunnelbauten, den Turbinen- und den Kanalisationsanlagen, gab es bereits elektrisches Licht.

Hans Hesse hätte die Baustätte am liebsten gar nicht mehr verlassen. Das Arbeitsfieber hatte ihn sofort wieder gepackt. Die ehrliche Freude, die der Architekt Stehly über sein Eintreffen an den Tag legte, trug wesentlich dazu bei, daß er sich so rasch heimisch fühlte. Im Unterbewußtsein hatte er doch gefürchtet, daß Stehly sich nur widerstrebend an die zweite Stelle zurückversetzt sehen würde. Aber Stehlys Verehrung für den jungen Meister war beim näheren Eingehen auf dessen geniale Pläne nur noch gewachsen.

Eine fast ununterbrochene telephonische Verbindung bestand zwischen dem Baubüro auf der Neubad-Höhe, den Lagern an der Bahn und der Züricher Geschäftsleitung. Während der Nebelzeit blieb Jakob Eick bei seiner Familie auf dem Ütliberg. Von seinem Sonnenplatz auf dem Altan sprach er da durch die dicke Wolkenschicht, die über dem Züricher und dem Wallenstadter See braute, mit dem Baumeister, der in der italienisch wirkenden Sonnenpracht gleich ihm seinen Arbeitstisch im Freien aufgestellt hatte. Auch Hannelore Eick ließ sich mehrmals am Apparat vernehmen. Immer hatte sie einen lustigen Einfall, eine übermütige Herausforderung. Hans Hesse ging stets gern darauf ein; es hatte sich rasch ein burschikos-kameradschaftlicher Umgangston zwischen ihnen herausgebildet, bei dem es keine Übelnehmerei gab. Ob er Furcht vor ihr habe,

fragte sie Ende der Woche bei ihm an, weil er die Einladung für den Sonntag ausschlug. Ihr Bruder Jakob beteure ja noch immer, daß an der Baustätte ‚absolut nichts los' sei. An Arbeitsüberbürdung glaube sie gutwillig also nicht. Und wenn ihr der Ausflug mit dem Auto vom überängstlichen Medikus verwehrt werde, dann gebe es ja zum Glück noch immer Eisenbahnen, mit denen selbst Todeskandidaten nach Terzen, Unterterzen, Quinten oder Sexten befördert werden könnten, oder wie die musikalischen Telegraphenstationen der alten Römer dort am See sonst hießen. Und sie freue sich schon auf seinen Schrecken, wenn sie da eines Tages aus der unterirdischen Nebelwelt im Glarner Sonnenschein vor ihm auftauche. „Dann müssen Sie mir rettungslos die Honneurs der Sieben Churfirsten machen, Herr Hesse.“ Und am andern Nachmittag telephonierte sie: „Nun wird es furchtbare Wahrheit, Herr Hesse: morgen früh rücke ich an. Drei von meinen Nichten und Neffen kommen mit. Nur die Anzahl steht fest, Alter, Person und Geschlecht noch nicht; augenblicklich wird um die Ehre meiner Gefolgschaft noch gelost. Nun, was sagen Sie, Herr Hesse? Zittern Sie nicht bei der schrecklichen Ankündigung?“ Er lachte und sagte: „Ich freu' mich diebig!“ Und da sie das nicht verstand und er sich verbesserte ‚diebisch', fiel ihm mit einemmal aus langvergangener Zeit derselbe Dialektklang ein. Einen Ruck gab es ihm im Herzen, als er den Hörer zurücklegte. Er sah im Geist Marianne. Er hörte ihre übermütige Stimme, ihre hessische Mundart. Er entsann sich der drolligen Szene: wie sie ihn als Gymnasiastin auf seiner Charlottenburger Bude aufgesucht hatte, statt bei den Exzellenzen von Berlin W ihre Antrittsvisite zu machen. „Armes Annchen!“ sagte er vor sich hin.

In den ersten Morgenstunden rief der Apparat ihn an: Zürich meldete sich. Er glaubte, das Büro von Svendsen & Eick werde ihn verlangen, oder der Chef selbst, oder auch Eicks Schwester, die ihm näheres über ihren Ausflug mitteilen wollte. Aber die Direktion des Seehotels war am Fernsprecher und meldete ihm die Ankunft seiner Frau.

Von da an ging alles in Wirrwarr und Hast. Ein Personenauto, das am gestrigen Abend einige Ingenieure und Techniker hergeführt hatte, stand noch drüben in Mühlehorn, im Begriff, nach Zürich zurückzukehren. Es kam darauf an, den Schofför noch rechtzeitig zu benachrichtigen, daß er einen Fahrgast mitzunehmen hatte. Über mancherlei vergeblichen Versuchen, seiner habhaft zu werden, blieb die Verbindung mit Zürich gesperrt. Hans Hesse konnte nach dem Ütli von seiner Fahrt also erst berichten, als der Bergbahnwagen abfahrbereit auf ihn wartete. Und da war es leider zu spät: Fräulein Eick hatte in Begleitung ihrer Neffen und Nichten und der Gouvernante den Ausflug bereits angetreten, sie saßen seit zehn Uhr im Züricher Zuge.

Trotz der Erregung, in die ihn die bevorstehende Begegnung mit Marianne versetzte, beunruhigte es ihn doch, daß die Familie Eick auf Neubad anlangen würde, ohne daß er sie führte. Er überflog in Mühlehorn, wo er das Auto bestieg, den Fahrplan und rechnete aus, an welcher Station er den Züricher Zug abfangen konnte. Zwischen Pfäffikon und Richtersweil hatte man die Wahl. Das Wetter war regnerisch, die Straße aufgeweicht. Es gab eine unfreundliche Fahrt. Er entschied sich dafür, bis Richtersweil durchzufahren, um dort auf den Zug zu warten. Aber die schlüpfrige Strecke machte dem schleudernden Auto das Vorwärtskommen schwer. Kurz bevor sie Richtersweil erreichten, verließ der Züricher Zug die Station. Kaum zwei Kilometer vor dem Ort rollte er an ihnen vorbei. ‚Fein abgepaßt!' würde Hannelore Eick sagen, wenn er sich bei ihr wegen seiner anscheinenden Unhöflichkeit entschuldigte.

Das erste Wiedersehn mit Marianne erschütterte ihn tief. Sie war nicht mehr das übermütige, gesunde, lebensprühende Weib. Viele schlaflose Nachtstunden hatten sie zerquält, ihren Augen den jungen Glanz genommen. Von der umständlichen und ergebnislosen Fahrt, die sie mangels ausreichender Weisung über Weesen und Amden angetreten hatte, war sie erschöpft und zudem leidend zurückgekehrt. Bei einem Wagenunfall kurz vor Amden hatte sie eine kleine Verletzung des Schienbeins erlitten und sie war gezwungen, ein paar Tage in Amden zu bleiben. Um der Einsamkeit möglichst bald zu entrinnen, um endlich, endlich mit ihrem Mann wiedervereint zu sein, hatte sie die Heilung nicht abgewartet und war mit dem Verband über der noch schmerzhaften Wunde abgereist. Sie riß sich zusammen, so lange es ging, um Hans nichts merken zu lassen. Sie wollte ihn nicht gleich in der ersten Stunde mit solcher Äußerlichkeit verdrießen. Ein Sturm der Freude sollte alles wegfegen, was ihr Wiederfinden stören konnte.

Auch Hans vermied jedes Wort der Erinnerung an die überstandene Schreckenszeit. Er sprach von seinem neuen Werk, von der neuen Umgebung, von den neuen Menschen,

die er ...er getroffen hatte. Die innere Fremdheit, die zwischen ihnen stand, blieb freilich auch dann, als ihre Sinne sich schon längst gefunden hatten: weil sie beide in keiner Sekunde vergaßen, daß sie vergessen wollten.

Marianne warb um ihn. Sie hatte etwas Rührendes dabei. Er durchschaute sie, er fühlte, wie sie sich Mühe gab, ihm eine recht helle Stimmung, ein strahlendes Gesicht zu zeigen. Und sie tat ihm leid. Denn er merkte ihr die heimliche Qual ja an, ihre Furcht: durch irgendeine unvorsichtige, ungewollte Wendung das Grauen, das hinter ihm lag, wieder aufzudecken.

Im Unterdrücken körperlicher Schmerzen und Beschwerden war Marianne im Verlauf ihrer Ehe Meisterin geworden. Wie oft hatte sie mit äußerster Willenskraft es fertig gebracht, ihrem Mann ihren leidenden Zustand zu verheimlichen. „Dein Ännche ist doch kein Krüppelche, kein Altweibche, kein wehleidiges Rührmichnichtan!" rief sie, wenn er trotz all ihrem Heldenmut auf ihre Schliche kam. Und so war es auch diesen ersten Tag, diese erste Nacht. Sie hatte eine anstrengende Fahrt durch die Stadt mitgemacht; sie hatte ihren Mann zum Büro von Svendsen & Eick begleitet, wo sie Jakob Eick kennen lernte, der seinen Angehörigen in der Frühe zur Bahn gefolgt war; sie hatte den Verband abgelegt, weil sie sich vor ihm der Entstellung schämte; sie gab sich seinem Ungestüm wieder und wieder hin, obgleich ihre Nerven schon krankhaft zitterten. In der Frühe ward dann der Schmerz, den ihr die wieder aufgebrochene kleine Wunde am Schienbein verursachte, so heftig, daß sie in plötzlichem Zusammenzucken und Zusammenkrümmen sich verriet.

Und nun gestaltete sich die Störung viel schwerer und lästiger. Es drückte sie tief nieder. Ihren einzig geliebten Mann nahm das Glück jetzt eben wieder auf seine Schwingen — neue große Berufserfolge harrten seiner — aber sie war ein rechter Pechvogel geworden.

In den Morgenstunden kam der von Jakob Eick empfohlene Arzt ins Hotel und stellte Fieber fest. Es ließ sich noch nicht absehen, ob sich's um eine Erkältung, um eine Ansteckung oder um ein Wundfieber im Zusammenhang mit der vernachlässigten Heilung am Schienbein handelte. Der letztere Fall hätte üble Folgen haben können. Größte Vorsicht war darum geboten.

So fand das Wiedersehensglück einen stumpfen Abbruch.

⁂

Zum Krankenwärter hatte Hans Hesse weder Talent noch Zeit. Eine Pflegerin wurde besorgt, weil Marianne sich durchaus nicht rühren sollte; übrigens konnte sie's auch nur unter heftigen Schmerzen. Eisumschläge waren verordnet, Ruhe, Diät, Schlaf. Unter keinen Umständen wollte Marianne dulden, daß ihr Mann durch dieses Mißgeschick von seinen dringenden Berufsarbeiten abgehalten werde. ‚In ein paar Tagen ist alles wieder gut!' versuchte sie sich zu trösten. Und sie versprach Hans, dem Arzt sklavisch gehorsam zu sein, damit ihr Leidenszustand auch nicht um eine einzige Stunde verlängert würde.

In der Einsamkeit gestand sie sich dann ein, wie ungeschickt sie doch alles angefangen hatte. Jedenfalls hatte sie sich übereilt. Dem ersten Blutrausch war nun rasch die Ernüchterung gefolgt: ihr Kranksein quälte, zum mindesten beunruhigte ihren Mann — und schon ihr Hiersein störte ihn.

Auf dem Tischchen neben ihrem Hotelbett stand der Fernsprecher. Der Inhalt ihres Tages ward: darauf zu warten, bis das Klingelzeichen ertönte. Nachdem Hans Hesse zur Baustelle zurückgekehrt war, rief er sie in den ersten Tagen früh, mittags und abends an. Aber dann riß ihn die überwältigende Fülle der Arbeit wieder ganz in ihren Bann, und er kam seltener dazu, an die Leidende zu denken. Einmal fiel es ihm erst spät abends ein. Sie lag schon im Halbschlaf, richtete sich aber sofort stürmisch auf und griff nach dem Hörer. Ein Glas fiel zu Boden. Die Schwester machte Licht. Wie um Verzeihung bittend sah Marianne die Pflegerin an. Und hernach bat sie, ihrem Mann ja nicht zu verraten, daß sie schon geschlafen hatte. Seit der ersten Morgenstunde hatte sie doch nur auf das Glück dieser paar Minuten gewartet. Hans kündigte ihr an, daß er über den Sonntag wieder herüberkommen werde; es war der Ostersonntag. Und für den andern Vormittag stellte er ihr einen langversprochenen Besuch in Aussicht: Jakob Eicks Schwester. Blumen und Früchte, Bücher und illustrierte Zeitschriften in mehreren Sprachen waren ihr schon wiederholt mit freundlichen Grüßen und Wünschen aus dem Hause Eick zugegangen. Das Wetter war aber die ganze Zeit über so miserabel gewesen, daß Fräulein Eick die Fahrt aus ihrem Sonnenasyl in die zugige Stadt nicht hatte wagen dürfen. Nun war mit eins der Frühling da. Die Pflegerin hatte beide Fenster geöffnet, die nach den Parkanlagen und dem See gingen. Marianne konnte schon ohne Schmerzen aufrecht im Bett sitzen; die Gefahr einer Venenentzündung, die der Arzt gefürchtet hatte, schien überwunden. Mari-

anne sah vom Bett aus in den Gärten die festlich geputzten Prunusbäumchen, die sie rührten wie ein Wallfahrtszug von Konfirmandinnen. Und mit dem Duft der Blumen, die das Zimmer schmückten, mischte sich der würzige Hauch der gelockerten Erdkrume. Marianne schrieb dicke Briefe an Ruth, in denen sie ihr all die kleinen Erlebnisse der Rekonvaleszenz mitteilte. Das eine große innere Erlebnis verschwieg sie dem Kind: ihre wachsende Angst um Väterchen, der ihr hier noch um so viel ferner gerückt schien als in der Zeit der gewaltsamen Trennung.

Wie der Mensch gewordene Sonnenschein kam Hannelore Eick in das Krankenzimmer. Im Arm trug sie einen mächtigen Strauß wilder Blütenzweige. Sie steckte in einem fliederfarbenen Frühlingskostüm. Die flache Hutform mit dem breiten Rand, die soeben wieder von Paris aus die neue Mode wurde, kleidete sie besonders gut. Das junge Gesicht mit den lebhaften, hellen Augen, der kecke, lachende Mund mit den weißen Zähnen, die liebenswürdige Natürlichkeit ihres Wesens wirkte auf Marianne so erfrischend, daß sie an Ruth schrieb: ‚Mir war gleich, als hätt' irgendwer Geburtstag!'

Unter Jakob Eicks Schwester, der doch immerhin schon flott auf die Fünfzig losschritt, hatte sie sich ein älteres Fräulein vorgestellt — und sie war nun so perplex, daß es Hannelore nicht entgehen konnte. Sie merkte im Verlauf des Gesprächs dann auch, daß das Sichverfehlen in Wallensee-Neubad an Mariannes Ankunftstag zwischen dem Ehepaar überhaupt nicht besprochen worden war.

„Also Ihr Mann hat mich Ihnen unterschlagen," stellte sie in drollig wirkender Entrüstung fest.

Hannelore hatte ihren schönen Tag und wußte es. Nach solchen ausgiebigen Ruhezeiten, wie sie jetzt hinter ihr lagen, forderte alles in ihr Leben und Betätigung und Huldigung. Sie schäumte über vor Freude, wieder gleich den Gesunden, den Ganznormalen die Stadt, den Verkehr, die Kunst, den Sport, die Geselligkeit und auch ein bißchen Unsolidität genießen zu dürfen. Ihrem sonnenverbrannten Gesicht, dem vollen Oval, dem vollen Hals, den plauderlustigen Lippen nach hätte sie wohl niemand als schonungsbedürftig eingeschätzt. Es war ihr auch — vielleicht nur im Unterbewußtsein — eine gewisse Genugtuung, daß sie Hesses Frau in dieser Lage kennen lernte: Frau Marianne die Kranke — sie, die mitten im Leben Stehende. Ein kleiner Zufallstriumph — aber er hob sie doch. Und sie gab soviel Laune und Klugheit und Temperament in diesem Plauderstündchen, daß Marianne hernach das lustig hingeworfene Neckwort des Besuchs sich doch in allem Ernst wiederholte und sich fragte: ‚Dies prächtige Ding hat er mir verschweigen können?'

Den Ostertag durfte Marianne außerhalb des Betts und der Stube verleben. Zur Hauptmahlzeit am Abend ging sie, auf ihren Mann und die Pflegerin gestützt, zum Lift und fuhr ins Hotelrestaurant hinab. Jakob Eick, seine Frau und seine Schwester waren Hans Hesses Gäste. Für Marianne war unter der Tafel ein Schemel mit Polstern aufgestellt, so daß sie während des Essens ihr rechtes Bein ausstrecken konnte. Bedient, verwöhnt, bemuttert von allen Seiten ward sie hernach auch in der Halle, wo man den Mokka nahm. Hannelore widmete sich ihr am meisten. Es war gewiß nur ihre harmlose Freude an demselben Spiel, wie bei ihrem ersten Besuch — aber in Marianne stieg eine ohnmächtige Eifersucht auf, deren sie sich innerlich schämte und die sie um alles in der Welt nicht verraten wollte. Doch Frauenaugen konnte ihre Regung nicht entgehn.

Ganz ungezwungen machte sich's, daß Amerikaner, die an den Nebentischen saßen, dicht am Hesseschen Tisch ihren kleinen Tanzplatz improvisierten. Die Musik spielte ein paar neue Tänze, und Jakob Eick, der ein vortrefflicher Tänzer war, holte sich eine auffallend hübsche Miß aus dem ihm bekannten Kreis und kam im ruhig schleifenden Schwebeschritt des Boston mehrmals dicht an Hannelore vorbei. „Man müßte ja ein Herz von Stein haben," sagte sie empört und blitzte ihre Nachbarn mit ihren hellgrauen Augen an, „wenn man da noch länger widerstehn könnte." So kam's, daß Hans Hesse zum erstenmal seit langer Zeit sich wieder im Tanz drehte. Marianne lächelte dem Paar, das sehr gut zueinander paßte, aufmunternd und beifällig zu. Aber eine leise Trauer flatterte doch aus ihrem Blick mit. Und Hannelore brach da mitten im Tanz ab, tat erschöpft, lachte, kam zu Marianne, setzte sich neben sie, ergriff ihre Hand und sagte: „Es war sehr hübsch — aber doch ein bißchen geschmacklos; reden wir von etwas anderem."

Am folgenden Tage wurde die Pflegerin gleich nach dem Frühstück spazieren geschickt. Marianne hatte unendlich viel mit ihrem Mann zu besprechen. Eine Riesenpost hatte sich angesammelt. Auch von Ruth lagen ein paar ausführliche Briefe vor. Und von der Bank war die Aufstellung aller Zahlungen gekommen, die sie bisher den am

meisten Betroffenen Witwen und Waisen der beim Kühlhalleneinsturz umgekommenen Arbeiter hatte zukommen lassen. Sie wußte, daß Hans es als ein Geschenk auffassen würde, das ihm galt. So hatte sie sich's gedacht. Wenn noch ein Rest von Schuldbewußtsein in ihm war, dann mußte ihm die Vorstellung, daß weit über jede Verpflichtung hinaus mit Menschenliebe, Einsicht und der Mühe vieler Gänge und Nachforschungen für die Unglücklichen gesorgt worden war, eine letzte Entlastung bringen. Die Gesamtsumme war sehr hoch — doch Marianne konnte ihrem Mann zugleich beweisen, wie wenig der Zinsverlust für sie in Betracht gekommen war: hatte sie doch vom Tage des Urteils an all ihre persönlichen Ausgaben eingeschränkt. Das waren kleine Opfer, jedes für sich unscheinbar, gewiß, indes Tag für Tag gebracht, ihm zuliebe, und gern gebracht. Natürlich hatte sie in der bösen Trennungszeit keinerlei Interesse gehabt für Reisen, für Luxus und Anschaffungen, für hübsche Kleider, für irgendwelche Geselligkeit und Zerstreuungen. Aber es war wohl weiblich, wenn sie insgeheim verglich: mit den ersparten Summen hätte sie zehnmal das kostbare Pelzwerk, die wundervolle Toilette, den teuren Schmuck erstehen können, worin Hannelore Eick heut abend die Blicke aller Männer — auch ihres Mannes — auf sich gezogen hatte. Es gab also doch etwas, worin sie sich erhaben fühlen konnte über das strahlende junge Wesen, das ihre Eifersucht weckte.

Allein der ganze schöne Opferaltar, dessen Bausteine aus hunderttausend kleinen Entbehrungen bestanden, brach in dieser ersten ernsten Aussprache zwischen ihnen jäh zusammen. Hans Hesse war entsetzt über ihr Opfer: weil in dieser Hilfe ja doch vor aller Welt ein Eingeständnis seiner Schuld lag.

„Das hätt'st dem Herrn Riebsahm überlassen müssen, Marianne. Dem hätt' es nahegelegen, da einzuspringen. Aber hat der sich gerührt? Fiel ihm nit im Traum ein. Ja, hat dich denn keine Menschenseel' gewarnt? Telle, der Rechtsanwalt? Was hat er denn dazu gesagt?"

Sie saß ganz erschrocken, blaß und kleinlaut im Polstersessel am Fenster. Die Welt schien ihr mit einemmal verdunkelt. Es sei doch kein Rechtsakt gewesen, wandte sie ein, nur der Wunsch, zu helfen, Not zu lindern. Und schüchtern, immer zögernder, fuhr sie fort: „Hätt'st du all das Elend gesehen, Hans, dann hätt' dich das Mitleid auch gleich gepackt. Du hast ja ein viel weicheres Herz, als du jetzt zugeben willst."

Am Schreibtisch, halb ihr abgewandt, blätterte er mit unsicherer Hand in den Papieren, die die Listen mit den Namen, Wohnungen und Zahlungen enthielten. Die ganze entsetzliche Tragödie baute sich wieder vor ihm auf. Tausend- und abertausendmal hatte ihn sein pochendes Gewissen in schlaflosen dunklen Stunden in die Arbeiterwohnungen des Berliner Nordens und Ostens geführt, er hatte die Klagen und Anklagen gehört, vor denen er immer wieder sein Ohr verschließen wollte, er hatte die drohenden Gesten gesehn, die sich aus der Volksmenge gegen ihn richteten, als man ihn abführte ... Einiger verweinter, verhärmter Witwen, die als Zeugen vor Gericht vernommen worden waren, entsann er sich besonders genau. Als der Mörder ihres Mannes, ihres Ernährers, des Vaters ihrer Kinder galt er ihnen ...

„Sie haben mir nichts gelassen als das nackte Leben," sagte er und packte die Papiere ingrimmig zusammen. „Alles, was ich vorwärts gebracht hab' in den zehn Arbeitsjahren, hat das Gericht mir abholen lassen. Das Geschäft ist zusammengebrochen, geschlossen. Ganz von vorn hab' ich jetzt wieder anfangen müssen. Von deinem Geld hab' ich nichts gewollt, nichts erhofft. Um das tut mir's nit weiter weh. Und Mitleid hab' ich mit jedem, dem's grad so schlecht geht wie mir. Aber daß meine eigene Frau dem Urteil recht gibt, dem gottverdammten Schandurteil ..." Er fuhr plötzlich herum und starrte sie an. „Denkst nit mehr an die Verhandlung, Annche? Wie du dagestanden bist und hast schwören wollen? Wer hat die Verantwortung für den Bau gehabt? Ich oder der Riebsahm?"

Sie schluckte an ihren Tränen, die hervorbrechen wollten, da sie sich in ihren besten Absichten so mißverstanden sah. „Was soll uns jetzt noch der Prozeß, Hans? Ach gib doch Ruh damit, Liebster."

„Ich frag' dich bloß das eine, Annchen: Ich oder der Riebsahm? Darauf sollst mir antworten. Was hat der Riebsahm damals am Telephon gesagt?"

„Ich — weiß nimmer."

„Aber im Prozeß, Annchen, im Prozeß hast du's Wort für Wort gewußt. Vor dem Richter. Erinner' dich."

„Kann nit. Quäl' mich doch nit."

„Ich muß dich quälen. Mich hat's all die vielen grausigen Monat' gequält."

Müde ließ sie den Kopf sinken. „Ich hab' da ja bloß wiederholt, was mir der Anwalt vorgesagt hat."

„Annchen!"

„Es hätt' so sein können oder anders. Was sonst hab' ich denn an dem Morgen in Thüringen gehört als deine Stimm'? Du

warst bei mir. Und ich hab' dich nit hergeben wollen. Und wenn ich meine Seligkeit hätt' verschreiben müssen um den Preis, daß ich bei dir bleiben darf, ich hätt's getan. Was der Riebsahm gewollt oder gefordert oder geboten hat, das war mir ja alles ganz gleich. Ich hab' nit aufgepaßt damals."

„Aber hernach vor dem Richter — also da hätt'st dich gar nit gescheut, zu beschwören ... Annchen?!"

„Schilt mich nit, Liebster. Für eine Frau, die liebt, gibt's nur ein Recht und einen Schwur."

Nun sah er klar. „Armes Annchen!" sagte er.

Sie sprang auf und warf sich bei ihm nieder, des Verbands nicht achtend, auch nicht der Schmerzen. Sie preßte das Gesicht gegen seine Schulter, umschlang seine Hand, und Tränen fielen darauf. „Du sollst nit sagen: Arm! Du sollst nit! Ach Hans, mein Lieber, Liebster!"

Er strich über ihren heißen Kopf. „Daß d' mich hast verteidigen wollen, selbst gegen das Gesetz, das soll dir vorwerfen, wer Paragraphen in der Brust hat statt ein Herz. Das ist's ja nit, Annchen, was mich so arg anpackt. Aber daß du selbst glaubst: ich sei schuld ..." Ihre Schultern zuckten, ihr Weinen ward immer erschütternder. „Laß, Annchen, komm zu dir, da ist mit Weinen und Klagen nichts zu ändern."

„Ich hab' — doch nur — wiedergutmachen wollen —!" stieß sie unter Schlucken hervor.

Er nickte. „Wiedergutmachen. Das ist's ja grad." Er hob sie auf und küßte sie auf die Stirn und die nassen Augen. „Ich dank' dir, Annche, für die gut' Absicht." Behutsam führte er sie ihrem Polsterstuhl wieder zu. Als sie an ihrem Platz stand, merkte er an ihrem plötzlichen Zusammenzucken, wie stark ihre Schmerzen waren. Sanft suchte er sie niederzusetzen. Aber sie schlang ihren Arm um seinen Nacken und hob sich wieder zu ihm empor. „Küß' mich, Hans. Den Mund, Liebster." Er küßte ihre Lippen. Sie wollten sich an ihm festsaugen, fanden aber keine Antwort. Sie tat ihm unsagbar leid in ihrer Enttäuschung. Aber es schied ihn nun etwas von ihr, das sie nicht begriff: das Grauen vor all den Schatten der anklagenden Toten.

❦ ❦ ❦

Die Ingenieure hatten ihr Quartier in der Frümselalp aufgeschlagen. Stehly war gerade dabei gewesen, dicht neben der Alp ein kleines Holzhaus zimmern zu lassen, in das die Baubüros verlegt werden konnten. Hans Hesse erweiterte den Plan noch um ein geringes, denn er gedachte den nächsten Winter hier oben zu verbringen. Der Stolz der Frümselalp war ein Feigenbaum, der Früchte trug. Die Sonne brannte im Sommer unbarmherzig auf die Felsenwand, die sich hinter der Alpenwirtschaft bis zu einer Höhe von zweitausend Metern erhob. Kein rauher Nord- oder Ostwind hatte Zutritt zu diesem Felsenwinkel, in den üppiggrüne Matten gebettet waren. Die Schneeschmelze trat hier immer rasch ein. Während ein paar Kilometer weiter nach Norden hin, jenseits der Frümsel, des Brisi und der andern Felshörner der Churfirsten, der härteste Winter mit Schnee und Eis erbarmungslos das Land heimsuchte, konnte man vor dem Frümselalphäuschen in Hemdsärmeln in der Sonne sitzen. Je weiter die Arbeiten vorschritten, desto mehr waren alle, die hier oben hausten, davon überzeugt, daß das ungeheure Aufgebot von Geld und Material, Menschen- und Maschinenkraft reichen Lohn abwerfen würde. Eine neue Riviera wurde hier im Herzen der Schweiz erschlossen. Wenn die Zuführung der Baustoffe regelmäßig, flott und stockungsfrei weiterging wie bisher, so daß man bis zum Eintritt der schlechten Jahreszeit auf die unteren Zufahrtswege und deren Beschaffenheit nicht mehr angewiesen war, so konnte bereits im nächsten Sommer der Betrieb mit etwa der Hälfte der Sanatoriums- und Hotelgebäude aufgenommen werden.

Hannelore Eick war unzufrieden damit, daß die Geschäftsleitung den Bau der Landhauskolonie erst in Angriff nehmen lassen wollte, wenn die ersten Hotelblöcke fertiggestellt waren. So oft Hans Hesse nach Zürich kam oder sie nach Wallensee-Neubad und so oft sie sich am Fernsprecher unterhielten, fragte sie danach. Ihm wie dem Bruder las sie zuweilen gehörig die Leviten. Sie hatte bestimmt damit gerechnet, daß ihr Landhaus schon im September beziehbar sein würde und daß ihr im kommenden Winter die Verbannung nach Arosa erspart blieb. Jakob Eick lachte sie aus und rief Hans Hesse als Zeugen an: daß ‚für verwöhnte Luxuspflänzchen' wie die Fräulein Eick die Kolonie da oben vor Jahr und Tag noch kein geeigneter Boden sei.

„Ich werde immer verkannt, Herr Hesse," verteidigte sie sich, „ich schwärme für die Natur. Nur Geßners Idyllen kann ich nicht leiden. Aber das scheint für meinen Bruder der Prüfstein. Ein einfaches Schlafstübchen und Wohnstübchen, mehr brauch' ich nicht. Und zur Anregung ab und zu einen unausstehlichen Menschen, mit dem man sich ein bißchen zanken kann. Die Anwesenden sind natürlich eingeschlossen."

„Aber zu dem einfachen Schlafstübchen gehört natürlich ein Badezimmer aus Marmor," ergänzte Jakob Eick, „fließendes Warmwasser, Fönapparat, täglich frisches Buttergebäck, Steaks, Kaviar vom Eis . . ."

„Selbstverständlichkeiten, Jakob. Wir sind doch keine Hottentotten."

Nun lachte auch Hans Hesse. „Aber für den nächsten Winter müssen wir uns dort oben voraussichtlich noch auf ziemlich wilde Völkersitten gefaßt machen."

Wenigstens für ein paar Sommerwochen wollte sie dann baldigst nach Neubad ziehn. Das müsse sich doch einrichten lassen. „Wo eine zahme Feige gedeiht, da wird doch so ein wildes, überflüssiges Unkraut, wie ich's nach Bruder Jakobs Meinung bin, auch noch fortkommen. Herr Hesse, ich entzieh' Ihnen meine Freundschaft, wenn Sie nicht Rat schaffen."

„Ihre Feindschaft war mir bisher schon so wertvoll — wie lockt mich da erst die Aussicht, von Ihnen einmal freundschaftlich behandelt zu werden."

„Darin liegt erstens eine Verleumdung, zweitens ein schwarzer Undank und drittens eine grauenvolle Unlogik, Herr Hesse."

Immer herrschte dies leichte Plänkeln zwischen ihnen. Hannelore konnte nichts ernst und feierlich nehmen. Sie ward von allen Menschen verwöhnt. Wo immer sie war, gab's Blumen und Flirt und Lachen. Ihr Bruder las ihr jeden Wunsch von den Augen ab, wenn er sich auch anstellte, als sei er mit den rauhesten Prinzipien gepanzert. Und Hans Hesse ertappte sich selbst darauf, daß eine von ihr flüchtig hingeworfene Bitte ihn nicht mehr loslassen wollte. Schon bei der nächsten Begegnung brachte er einen Plan für ein Sommerunterkommen mit. Es bereitete weiter gar keine Schwierigkeiten, in dem Verwaltungsgebäude, dessen Erdgeschoß dieser Tage die Deckenlage bekam, eine kleine Wohnung vorläufig auszubauen. Mit den neuen Trockenöfen, zumal bei der Sonnenwirkung, mit der in den nächsten Wochen zu rechnen war, konnte man die Räume bis Anfang Juli mühelos fertigstellen. Daß sie auch gesundheitlich einwandfrei sein würden, dafür verbürgte er sich. Jakob Eick hatte noch ein Dutzend Bedenken, aber er wußte, noch bevor er sie aussprach, daß seine Schwester sie widerlegen und ihren Willen schließlich doch durchsetzen würde.

Während die Frühjahrsarbeiten in vollem Gang waren — das herrlichste Wetter begünstigte sie — kam Hannelore mehrmals auf Tagesbesuch herüber, um die Fortschritte zu begutachten. Es ging ihr so glänzend, daß sie die Fahrt zum Wallensee sogar mit ärztlicher Erlaubnis im Auto zurücklegen durfte. Allerdings war sie mit Mütze, Brille, Mundschutz, Pelz und Decke verwahrt. Aus der grotesken Raupe entfaltete sich erst oben, sobald sie die Bergbahn verließ, der Schmetterling. Meist kam sie in Gesellschaft. Junge Damen und Herren ihres Züricher Kreises waren begierig, das große Werk mit entstehen zu sehen. Hannelore Eick bezeichnete dann als die größte Sehenswürdigkeit von Neubad den Architekten Hesse. Es gab da stets ein paar lustige Rededuelle.

Heute war Hannelore Eick ihm gegenüber unsicherer. Er merkte es gleich, als sie in das Holzhaus bei der Frümselalp eintrat, in dem er mit seinem Bürostab arbeitete. Sie war erstaunt über das Tempo, in dem es mit ihrer Sommerwohnung vorwärtsging, die sie soeben besichtigt hatte.

„In Berlin scheint man gar nicht zu wissen, was für ein Hexenmeister Sie sind," sagte sie und zog einen Brief aus ihrem Silbertäschchen. Auf den ersten Blick stellte Hans Hesse fest, daß das Schreiben von Marianne stammte. Hannelore warf, da sie aus der prallen Sonne in das schattige Büro eintrat, ihren Pelzumhang über. Den Brief hatte sie auf den Zeichentisch gelegt. „Ich soll nämlich ein gutes Wort bei Ihnen einlegen. Ihre Frau möchte doch den Sommer hier verleben. Sie hat aber eine abschlägige Antwort von Ihnen bekommen."

Hans Hesse hatte die Stirn in finstere Falten gezogen. Er setzte sich wieder zur Arbeit nieder und vollendete seine Bauzeichnung, während er weitersprach. „Es ist eine alte Seemannsregel, daß der Kapitän unbeweibt an Bord kommt."

„Also doch nicht nur Logiernöte, die es ausschließen?" Eine Weile herrschte Schweigen. „Sie könnten mir's doch eigentlich ein klein wenig erleichtern, Herr Hesse," begann sie dann wieder. „Indem Sie mich zum Beispiel fragten, ob Sie den Brief lesen dürften."

„Könnte ich. Ja, aber ich tu's nicht. Warum? Weil ich mich ärgere."

„Über Ihre Frau?"

„Bewahre. Über Sie."

Sie nahm den Brief sofort wieder an sich. „Kalte Duschen hat mir der Arzt verboten. Hu, wie friert's mich. Ich laufe gleich ein Stück in die Sonne, um wieder warm zu werden." Sie ging zur Tür. Dort wandte sie sich um. „Kommen Sie mit?"

In der Sonne, mitten im Trupp von Arbeitern, die Schichtwechsel hatten, schlugen sie den Weg zur Sommerwohnung ein. Zunächst blieben sie beide einsilbig. Als sie außer Hörweite der Leute waren, die zur

Kantine abbogen, sah sie ihn prüfend an und sagte: „Sie sind mir bös'. Und vielleicht haben Sie recht. Aber wenn Sie hoffen, daß ich jetzt darauf verzichte, zum Sommer herzukommen, dann erleben Sie eine Enttäuschung."

„Es wäre mir eine Enttäuschung, wenn Sie wegblieben."

„Ernst oder Spott?"

„Ernst. Ich brauche Sie, Fräulein Eick."

„Um mich zu ärgern?"

„Nein, um zu vergessen."

Sie gab ihm rasch die Hand. „Ich weiß, ich soll Ihnen immer Dummheiten vormachen. Aber manchmal ist das viel schwerer, als klug zu sein."

„Und doch ist's oft Wohltat. Und darum weise."

„Also morgen wieder lustig!" sagte sie und nickte ihm zu.

Stehly kam mit den andern Besuchern, die er inzwischen geführt hatte. Man sprach über den Stand der Bauarbeiten, das Wetter, die herrliche Aussicht, die weiteren Baupläne. Hannelore Eick bildete wie immer den Mittelpunkt. Die Züricher Herren machten ihr den Hof, aber sie teilte wieder Pritschenschläge aus, daß die jungen Damen voll Dankbarkeit hellauf lachten. Als reiche Erbin wäre sie eine gefährliche Nebenbuhlerin gewesen — denn an ein ernstliches Leiden glaubte man bei ihrem blühenden Aussehen ja doch nicht.

Als die Gesellschaft mit der Bergbahn wieder talwärts fuhr, stand Hans Hesse an der Brüstung der Hilfsstation und sah dem in die Tiefe versinkenden Zuge lange nach.

Der letzte Brief von Marianne steckte noch ungeöffnet in seiner Brusttasche. Er fürchtete sich davor, ihn zu lesen. Er wußte, daß wieder Sehnsucht daraus klang — und Eifersucht. In seiner Brust kämpfte es noch. Es bewegte ihn tief, von Tag zu Tag mehr, sie beide aus seinem Leben scheiden zu sehen: Marianne und Ruth. Die kleine Ruth! Und Erbarmen ergriff ihn mit Mariannes Einsamkeit. Aber er wußte doch: jedes Wort mit ihr, jeder Blick von ihr zerrte die alte Qual wieder ans Tageslicht, erinnerte an seine Schuld, malte ihm das Elend der Opfer jener Unglücksstunde aus, riß ihn in Seelenbedrängnis, die ihn unfähig fürs Leben, unbrauchbar für die jetzt so schwer gewordenen Aufgaben seines Berufes machte. Rettung daraus fand er nur bei Hannelore.

Er beugte sich über die Brüstung. In unwahrscheinlicher Tiefe lag der See da unten wie ein Smaragd eingebettet. Die Natur schwieg. Mittagsstill lagen auch die Bauten. Kein Vogel sang, kein Lufthauch wehte. Verloren flatterte aber ein Lachen aus dem abwärts gleitenden Bahnwagen zu ihm empor. Hannelores Stimme als letzter Gruß.

(Fortsetzung folgt)

Lärchen

Nie wird dies Bild mir je verblassen:
Ich fuhr auf lang verstummten Straßen
In einer Herbstnacht übers Land.
Um Weg und Stege zu erkennen,
Ließ eine grelle Fackel brennen
Mein Knecht in seiner harten Hand.

Schon hatten Frost und Sonnentage
Das Laubgehölz in Busch und Hage
Zu reichstem Farbenspiel geweckt.
In herrlich goldenbronznen Tönen
Standen die Lärchen, diese Schönen,
Mit reichen Nadeln dicht bedeckt.

Und Lärchenbäume auch begleiten
Den schmalen Weg zu beiden Seiten,
Der heim mich führte durch das Feld.
Sie schienen feuerübergossen
Und selbst gleich Flammen hochgeschossen,
Als sei das Fackellicht erhellt.

O dieses herrliche Entflammen,
Aus Finsternis und Licht Entstammen
Zu nie geträumter kurzer Pracht!
Doch die sich kaum entzündet hatten,
Schlug wiederum in ihre Schatten
Die unbarmherz'ge dunkle Nacht.

E. von Nolcken

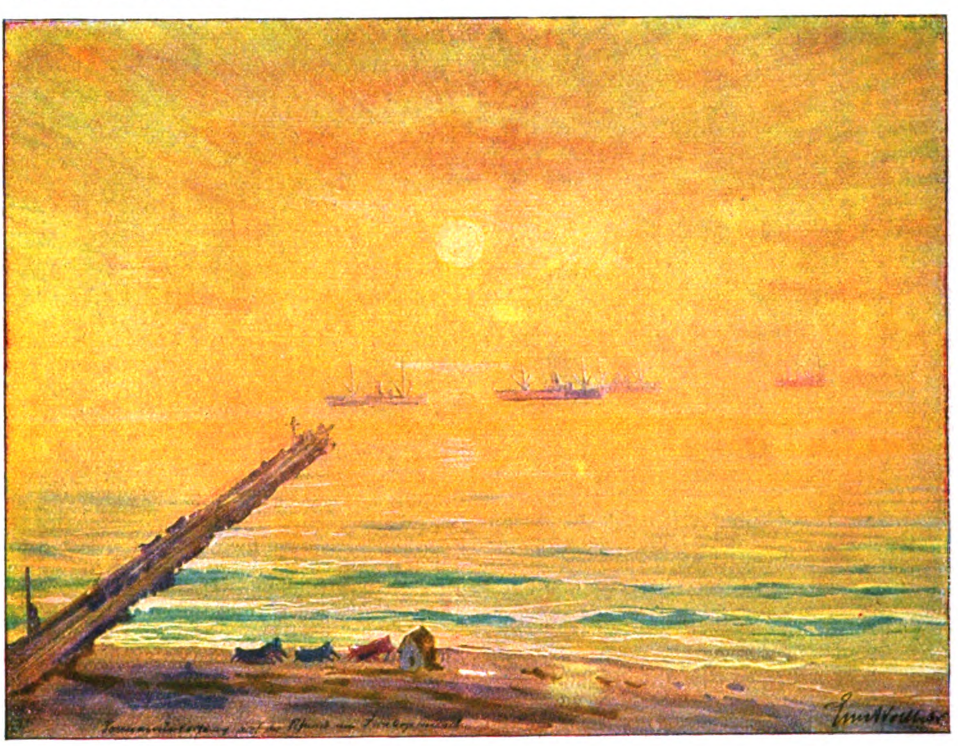
Sonnenhymnen. Von Ernst Vollbeht



Ich liebe die Sonne und bin ihr nachgereist, um sie auf allen Breiten unserer Erdkugel zu malen, am Nordkap, am Äquator und am Kap der guten Hoffnung. Ich habe sie gemalt in der Ebene, auf dem Lande und auf dem Wasser, im Hochgebirge und hoch oben vom Kampfflugzeug aus. Vorerst will ich nun erzählen, wie meine Äquatorfarbenskizzen entstanden sind: Der wachtuende Schiffsoffizier weckte mich in meiner Kabine weit vor 5 Uhr. Es war noch dunkle Nacht; denn am Äquator geht die Sonne stets um 6 Uhr auf und zwölf Stunden später unter. Er ließ nicht locker, bis ich aus meinem Moskitonetz herausgekrochen, aufgestanden und mit meinen Malsachen auf der Kommandobrücke erschienen war. Ich sollte den Anblick eines Sonnenaufganges auf dem Amazonenstrom genießen und im Bilde festhalten. Wir fuhren gerade durch schmale, aber tiefe Wasserarme des Amazonenstromdeltas. Die wechselnden Wassertiefen zwangen uns oft, dicht am Land entlang zu fahren, so daß die Schiffsmasten die Urwaldriesen mit ihrem Blätterdach und Lianengewirr zu berühren schienen. Dicht hinter uns im schmalen Flußbett erschienen zwei glühende Augen, ein rotes und ein grünes. Es waren die Positionslaternen eines englischen Passagierdampfers, der uns eingeholt hatte. Wir mußten ihn vorbeilassen, was ein Freudengeheul der englischen Zwischendecker hervorrief. Durch Nachtgläser konnten wir die Urwaldküste beobachten. Es sah nach Regenwetter aus; das war aber der feuchte, dicke Tropendunst, der aus dem modrigen Urwald aufstieg. Immer heller wurde es, der Himmel und die Landschaft beständig violetter. Rötlich beleuchtete Wolkenschwaden, die dicht über dem Strom dahinjagten, zerrissen, als die gleißende Sonnenscheibe in ihrer lodernden Feuerpracht über dem Horizont erschien. Eine Farbensymphonie in Rot und Violett war entstanden, wie ich mir solche in den kühnsten Malerträumen nicht hätte vorstellen können. Der Urwald und die schwimmenden Inseln standen als überstrahlte Silhouetten gegen die glühenden Farben der aufgehenden Sonne. Erst allmählich siegte die Äquatorsonne über die feuchtschwangeren Dünste, behauptete dann aber kraftvoll ihren Platz am Himmel.



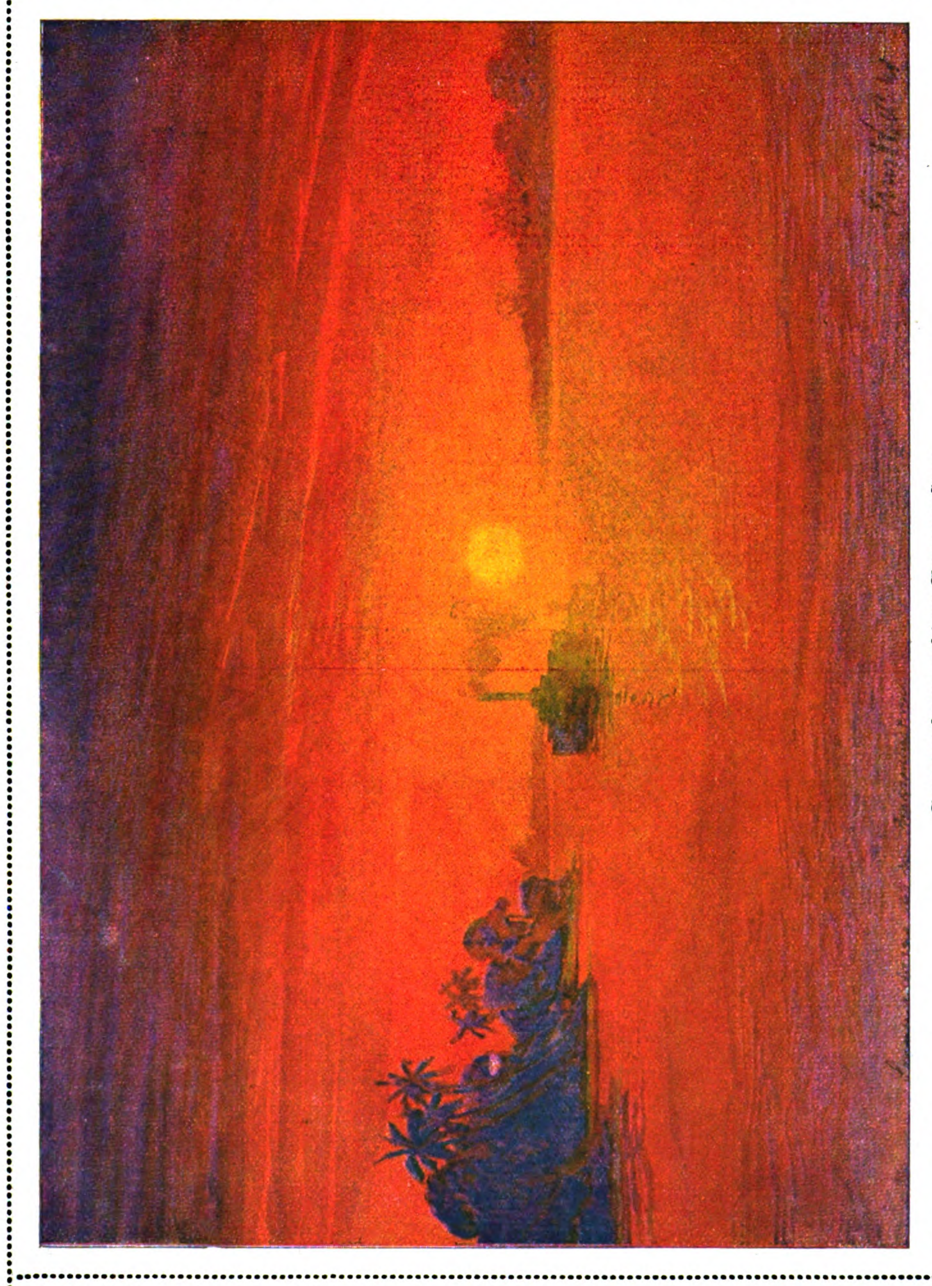
Sonnenaufgang bei Harmattan und Steppenbrand. (Blick vom Militärposten Mbo nach Osten)



Sonnenuntergang über der Reede von Swakopmund

Eines Abends stand ich nicht weit von Manaos an einem Nebenarm des Rio Negro, der mit Viktoria Regia-Blättern und -Blüten überzogen und dessen Ufer mit herrlichen Palmengruppen bestanden war. Ich wartete auf den Untergang der Sonne, die ich in ihrer verschwenderischen Tropenpracht malen wollte. Die mich begleitenden Indianer wurden unruhig und redeten ängstlich auf mich ein. Ich verstand sie nicht. Voll Angst zeigten sie auf ein hinter meinem Rücken aufziehendes Tropenunwetter. Bald hing wie ein dunkler, blaugrauer Eisenvorhang links und rechts von hochaufgetürmten, von der Abendsonne hell beleuchteten Wolken der aufziehende Tropenregen. Durch die hohen elektrischen Spannungen stellten sich bei mir starke nervöse Beklemmungen mit Herzklopfen und Ohrensausen ein. Der sonst leichte Wellen zeigende Fluß schien glattgedrückt. Meine Indianer waren verschwunden und hatten mich meinem Schicksal überlassen. Ich stand vollkommen vereinsamt da und versuchte nun, die Entwicklung dieser Naturgewalten bei Sonnenuntergang zu skizzieren. Fieberhaft schnell mußte die malende Hand den gewaltigen Vorwurf niederschreiben, denn jede Sekunde konnte sich der Tropenregen entladen. Kaum war die Skizze vollendet, so strömte auch schon das Wasser wolkenbruchartig über mein Haupt. Ich lief, vielmehr ich stolperte mit meinem Malgerät und meinem noch feuchten Bild, über das ich meine große Blechpalette schützend zu halten suchte, über Wurzeln und umgefallene morsche Stämme dem Urwalddickicht zu, jeden Augenblick gewärtig, auf Schlangen zu treten. Auf einer etwa einundeinhalb Meter hohen Erhebung gewahrte ich eine halbverfallene Blockhütte. Ich wollte mich in meinen Angstbeklemmungen an einem Hüttenbalken festhalten; doch dieser war morsch, gab sofort nach, und das vermoderte Palmblätterdach samt den verfaulten Pfählen stürzte zusammen; sie begruben mich so unglücklich, daß ich mich nicht mehr zu bewegen vermochte. Zahllose Schneideameisen krochen in meine Hosenbeine und Ärmel, während ich mich unter dem Druck des auf mir liegenden Daches ihrer nicht erwehren konnte und daher furchtbar gepeinigt wurde. Meinem ärgsten Feinde wünschte ich niemals eine solche Lage. Schlangen gegenüber, die sich ja meist in solch verlassenen Hütten aufhalten, wäre ich ebenfalls machtlos gewesen. Zum Glück hörten meine treulosen Begleiter mein lautes Rufen und befreiten mich, als der Tropenregen nach 20 Minuten aufgehört hatte. Mit gewaltigem Blitz und Donnerkrachen endete das Unwetter. Durch meine große Blechpalette hatte ich das Bild gerettet.

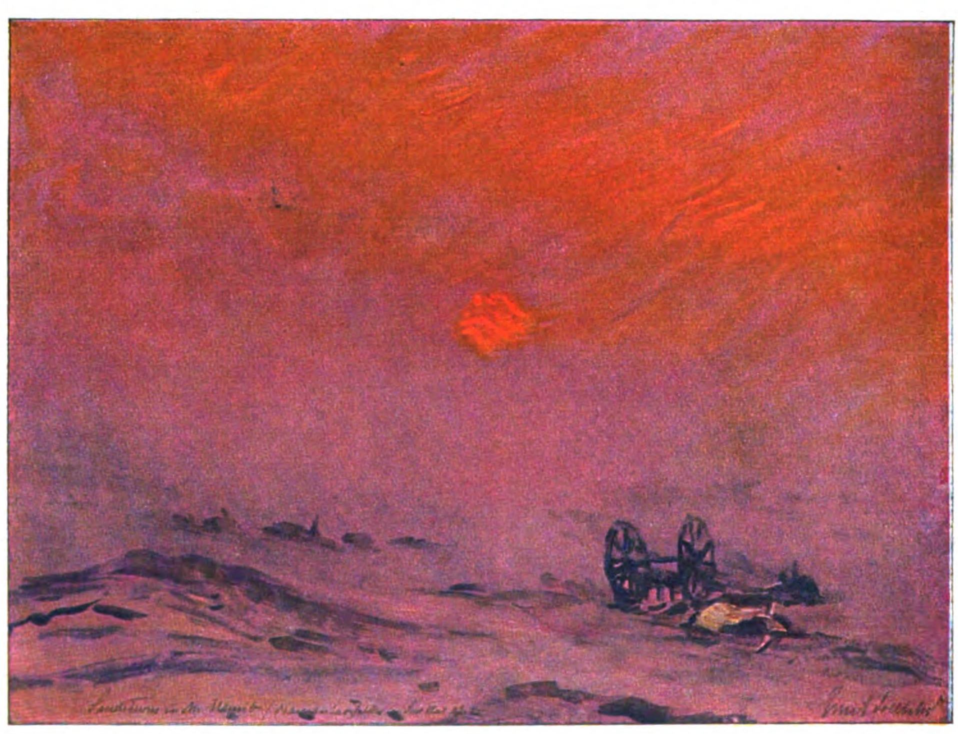
Im Hinterland von Kamerun ließ ich mir eines Abends bei Sandju mein Zelt dicht an



Sonnenaufgang auf dem Amazonenstrom

einen Felsabhang, der von dichten Ölpalmwäldern umgeben war, aufschlagen. Der größte Wortschatz reicht nicht aus, um die weite, feenhafte Aussicht, die ich von hier aus genoß, zu beschreiben. Zu meinen Füßen ein wogendes, grünes Meer von Ölpalmenkronen, mit dem Ausblick auf eine unendlich weite Ferne — die große Mbo-Ebene — mit ihren verstreuten Urwaldparzellen. Rechts hohes, bis an den Gipfel mit Urwald bestandenes Gebirge. Duftige Gebirgssilhouetten gaben dem ganzen Bild den Abschluß. Schnell hatte ich gebadet, mich umgekleidet und etwas gelabt, da ich die Zeit nicht erwarten konnte, um von dem im Abendsonnenglanz liegenden herrlichen Panorama eine Studie zu malen. Nach dem Malen war ich sehr müde, da ich den ganzen Tag in entsetzlicher Tropenhitze geritten war. Ich durfte mir aber tagsüber keine Ruhe gönnen, wenn ich meine mir gestellte Aufgabe, auch die Kolonie Kamerun in vielen Bildern festzuhalten, lösen wollte. Bald konnte überdies noch über Nacht die Harmattanzeit einsetzen, und dann wäre es zum Malen zu spät gewesen, da der durch den Grasbrand hervorgerufene feine Dunst alle Fernsicht verschleiern konnte. Während des kurzen Dämmerlichtes, welches in den Tropen immer nur einige Minuten dauert, und später bei der Kerze schrieb ich meine Tagebuchblätter. Ich hörte, wie die Eingeborenen sich von einer Ansiedelung zur andern Nachrichten zutrommelten, und ich erfuhr durch meinen Boy, der mir alles übersetzte, daß sie sich über mich unterhielten. Sie erzählten sich: „Dieser Massa übertrifft alle Massa, welche photographieren. Er sieht jedes Ding nur mit dem Auge, er hat keinen photographischen Apparat. Sogleich hat er es (das Bild). Der Massa ist schlau wie eine Katze. Er sieht das Ding an, dann hat er einen Stock mit drei Händen (Staffelei). Dann nimmt er etwas wie Mostrich, nimmt eine Art Zahnbürste, dann tut er jedes Ding auf ein feines Papier; so hat er ein feines Ding wie eine Photographie, aber es übertrifft diese."

Über die unendlich weite Fläche hatte die Nacht bereits ihre Flügel gedeckt. Nur gegen den lachsfarbigen Horizont standen noch einige Bergsilhouetten, über welche schwül und schwer die Wolkenmassen sich ballten, so schwer, als ob sie die zarten Töne der unendlichen Ferne zu erdrücken suchten. In dem unter mir liegenden Dickicht krachte es fortwährend. Es waren Elefanten, die zur Tränke gingen, später kam noch eine Herde Büffel dazu. Immer stärker und unheimlicher wurde das Geräusch. Unter der Last der schweren Körper zerbrachen die stärksten Baumäste. Endlich wurde es stiller; nur mein Boy pfiff alle die von der schwarzen Militärkapelle in Duala gelernten Gassenhauer, wie: „Hupf mein Mädelchen, hupf mit mir." — Gute Nacht! —



Sandsturm in der Küstenwüste Namib (Diamantenfelder in Südwest-Afrika)

Am anderen Morgen — ich hatte verschlafen — schob mein Boy den Vorhang meines Zeltes auseinander. Ich sah ein Märchen aus Tausendundeiner Nacht, sah mitten in die aufgehende Sonne, die zwischen den hohen, schlanken Stämmen der Ölpalmen mit ihren langgliedrigen Blättern hervorstrahlte. Über dem Raphiapalmengestrüpp lag noch duftig blauer, feuchter Morgennebel, am Himmel aber sah man violett und rotleuchtende, von Harmattan geschwängerte Luft. Ich jauchzte vor Freude dem neuen Tag entgegen, und im Schlafanzug stand ich da, um den märchenschönen Zauber zu malen, während meine Karawane bereits aufbrach. Bald ritt ich hinterher, immer bergauf, dem hoch im Gebirg liegenden Militärposten Mbo entgegen.



Morgensonne in einem Ölpalmenwald Kameruns

Zum Glück konnte ich mich hier oben endlich einmal abends ohne das atembeklemmende Moskitonetz zur Ruhe legen, da es in dieser Höhe keine Malaria bringende Mücken mehr gibt.

Nachts war plötzlich die Luft mit Brandgeruch erfüllt, so daß ich mein Lager verließ, um nach der Ursache zu forschen. Ich tastete mich von meinem Zelt fort und erschrak fast vor dem wildschönen Bild, welches sich tief unter mir aufrollte. Die ganze Mbo-Ebene war ein gewaltiges Meer von Grasbränden. Im Vordergrund hoben sich dunkle Gebirgsmassen gespensterhaft von der glühenden Lohe ab. So mag von erhabener Höhe der Brand Roms ausgesehen haben. Ein Boy war mir, seinem nachtwandelnden Herrn, ängstlich mit einer Laterne gefolgt. Er mußte mich noch nach mehreren Ausblickstellen begleiten, damit ich das gewaltige Schauspiel von verschiedenen Seiten schauen konnte. Ich hatte ja schon so viele Grasbrände in Kamerun, Deutsch-Ostafrika und Togo gesehen. Hier genoß ich aber wohl den überraschendsten Anblick. Hierauf schlief ich recht unruhig. In aller Herrgottsfrühe, als ich noch träumte, wollte ein Stier (hier oben findet man, da hier keine Tsetsefliege vorkommt, große Rinderherden) mein grünes Zelt stürmen, an dem er wohl Ärgernis nahm, und zwar gerade an der Stelle, wo mein leichtes Feldbett die Zeltbahn berührte. Ich fiel aus dem Bett, zuerst nicht wissend, was da los war. Kaum hatte ich jedoch die Lage überblickt, so stieß ich mit der langen Eisenspitze meiner Staffelei durch das von den Hörnern entstandene Loch meines Zeltuches. Mein herbeigelaufener Boy bombardierte überdies den Wildling mit meinen Nagelschuhen, die er gerade putzte. Mit vereinten Kräften schlugen wir so den bösen Feind in die Flucht.

Ich berauschte mich wieder am Sonnenaufgang. Die Leuchtende trat gerade, als ich die Staffelei aufstellte und mit dem Malen anfangen wollte, aus dem stark,

violett gefärbten Harmattannebel und den von den Grasbränden herrührenden Dunstschichten heraus; sie überstrahlte alles. Mit unbedenklicher Geschwindigkeit mußte ich dieses gewaltige Geschehn in wenigen Augenblicken auf die Leinwand bannen. In den Tropen ändern sich die Stimmungsbilder von Minute zu Minute. Hinter mir standen meine Träger, sahen zu und warteten auf

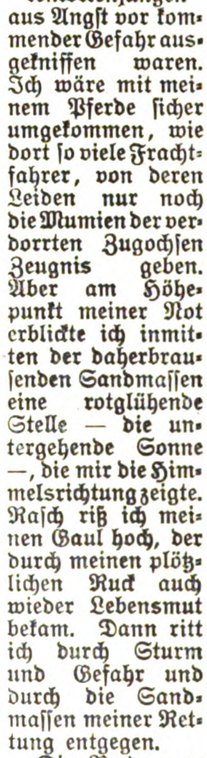


Sonnenaufgang im Walde von Avocourt

einen Wink, loslaufen zu können. Wie schwarze Ameisen zogen sie dann mit meinen Traglasten auf den Köpfen im Gänsemarsch dahin. Ich ritt mit meinen, die Malsachen tragenden Boys und einem Soldaten gemütlich hinterher.

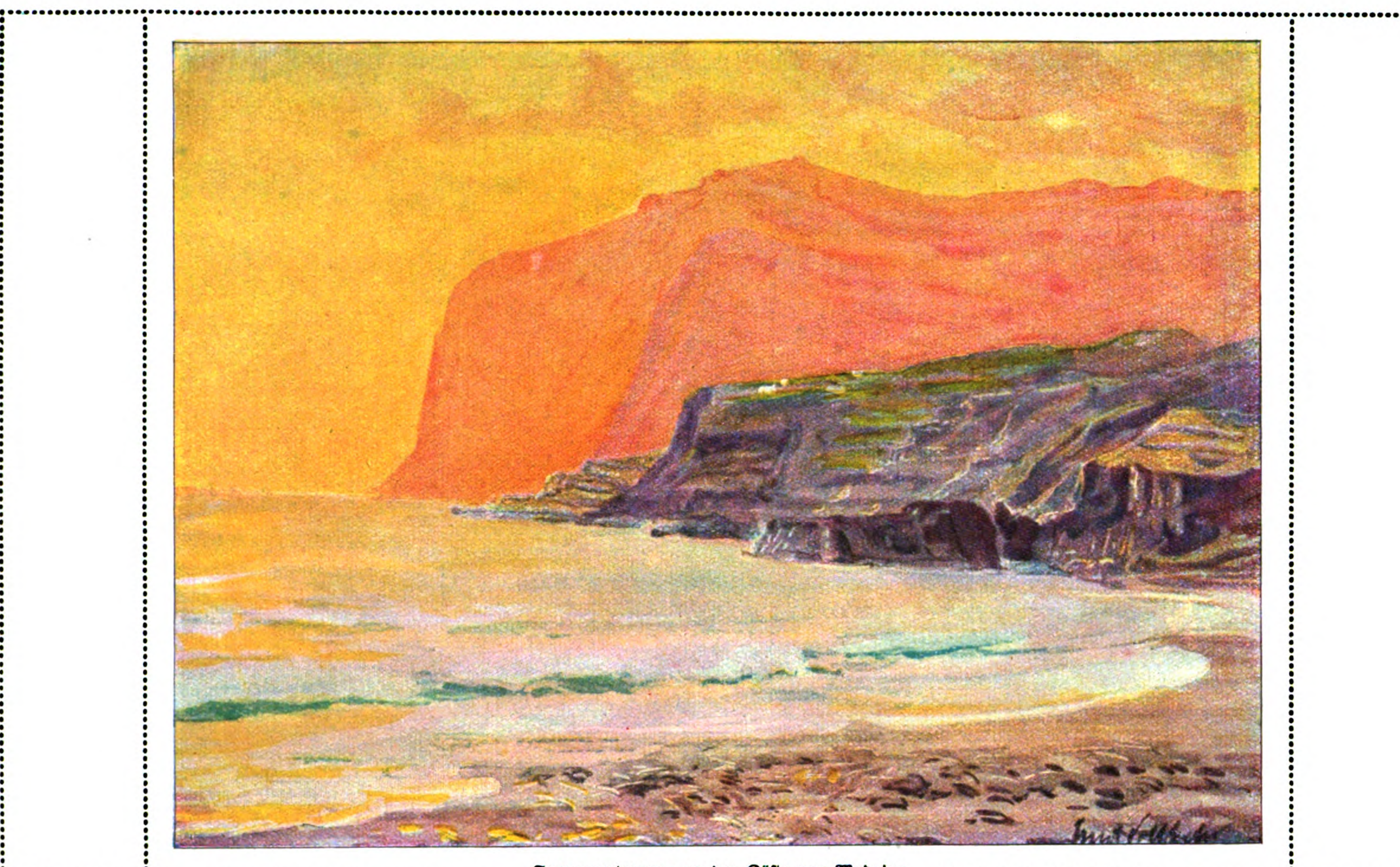
Die mir so heilige Sonne habe ich wohl hundertmal verewigt. Beim Durchblättern meiner Originalskizzen weilen meine Erinnerungen am liebsten bei diesen gewaltigen Ereignissen. Mir wird dann warm ums Herz und heiße Sehnsucht erfaßt mich nach den uns vorerst schnöde geraubten Kolonien.

Aber nicht nur in den Tropen Brasiliens oder Afrikas, nein, auch in den traurigsten Wüsten der Welt habe ich die Lichtkönigin gesucht und sie in ihrer erbarmungslos sengenden Hitze geschaut und gemalt. Ja, ich wäre auf den öden Diamantenfeldern von Deutsch-Südwest, während des Malens,

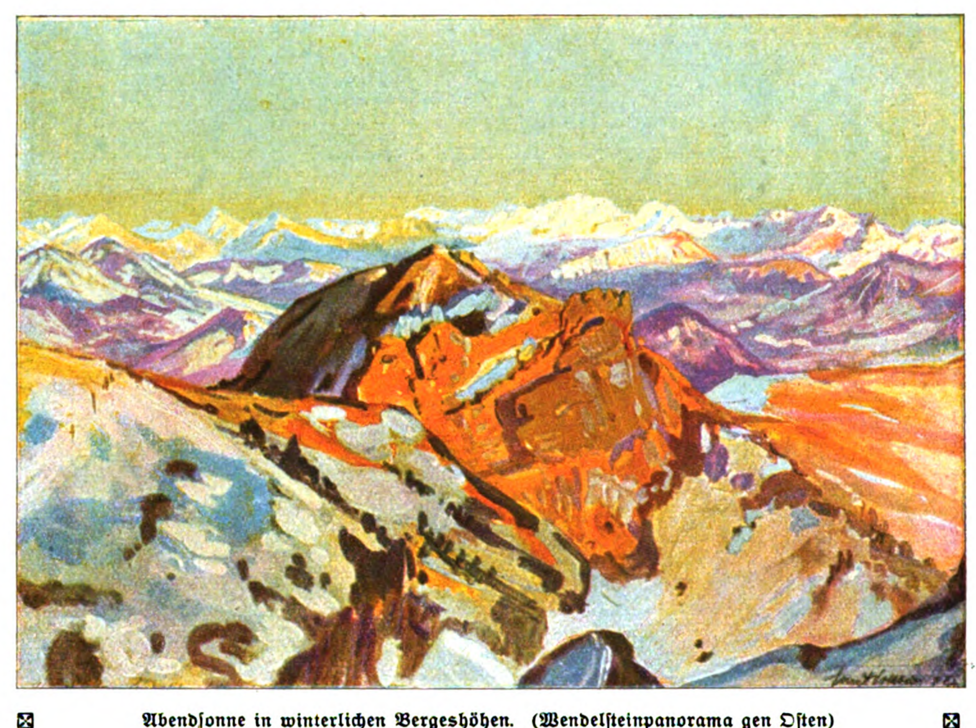


bei einem plötzlich mich überraschenden gewaltigen Sandsturme fast das Opfer meiner Sonnenanbetung geworden. Ich verirrte mich im Sturm, da meine wegkundigen Hottentottenjungen aus Angst vor kommender Gefahr ausgekniffen waren. Ich wäre mit meinem Pferde sicher umgekommen, wie dort so viele Frachtfahrer, von deren Leiden nur noch die Mumien der verdorrten Zugochsen Zeugnis geben. Aber am Höhepunkt meiner Not erblickte ich inmitten der daherbrausenden Sandmassen eine rotglühende Stelle — die untergehende Sonne —, die mir die Himmelsrichtung zeigte. Rasch riß ich meinen Gaul hoch, der durch meinen plötzlichen Ruck auch wieder Lebensmut bekam. Dann ritt ich durch Sturm und Gefahr und durch die Sandmassen meiner Rettung entgegen.

Die Reede von Swakopmund mit der weit ins Meer hinausgebauten Landungsbrücke, der gewaltigen Brandung, durch die nur ganz geschickte Eingeborene ein Landungsboot hindurchbringen können, mit einer Anzahl auf der Reede liegender deutscher Woermann-Dampfer und einem Kriegsschiff habe ich gerade im Schimmer der untergehenden Sonne gemalt. Die ganze Luft war voll Flugsand, der von den nahen Wanderdünen herstammte. Jedes Molekül war von dem untergehenden Sonnenball beleuchtet, ein Flimmern und Gleißen war in der Luft, wie



Sonnenuntergang an der Küste von Madeira



Abendsonne in winterlichen Bergeshöhen. (Wendelsteinpanorama gen Osten)

man es sich hier in der gemäßigten Zone nicht vorstellen kann.

Meine letzte Afrikareise galt dem Hinterland von Togo. Aus den heißen, sonnigen Buschsteppen Afrikas kehrte ich Sommer 1914 noch rechtzeitig nach Deutschland zurück, um mich dem Vaterland zur Verfügung stellen zu können. Im Krieg wurde mir die schwere Aufgabe gestellt, angesichts der grausig verwüsteten Natur kriegsgeschichtliche Dokumente mit dem Pinsel zu schaffen. Wenn dann auch hinter mir die Sonne blutig rot über den Schlachtfeldern aufging, so mußte ich doch der Versuchung widerstehen, sie zu malen. Ich mußte wegsehen und genau das Grabengewirr von Freund und Feind oder in Windeseile die einzelnen Phasen der grausigen Gefechte festhalten. Nur einige Male stand die aufgehende Sonne in dem zu malenden Abschnitt des Gefechtsfeldes, und ich entnehme meinen bei Bruckmann erschienenen Kriegstagebüchern folgende Notiz:

„Auch das Bild ‚Im Wald von Avocourt' hat natürlich seine Geschichte. Ich erinnere mich, als ich im Totenwald von Avocourt stand und den intensiven Sonnenaufgang malte, daß dieser mich wie der leuchtende Eingang zur Walhalla, in die so viele unserer deutschen Helden eingezogen, anmutete. Die Sonne war von ätherisch verklärten Strahlenkränzen bogenförmig umflammt. Abgeschossene und verbrannte Baumstümpfe ragten in die himmlische Farbenglut und wurden von dieser überstrahlt, als ob das Auge vom Häßlichen auf das Göttlich-Schöne gelenkt werden sollte. Ich war daher auch so begeistert, daß ich nicht wissen wollte, in welch gefährlicher Situation ich dastand. Ich ‚mußte' dieses Sonnenmärchen malen. Rechts von mir war der Eingang zu einem Unterstand. Ich sah zwei sächsische Soldaten herauslugen, mit Fingern auf mich weisen und kopfschüttelnd mehrmals die Worte sprechen: ‚Verrückt, verrückt, der malt ausgerechnet hier den Sonnenaufgang.' Ich merkte zu meiner großen Trauer bald, daß sie recht hatten, denn ein plötzlich einsetzender starker Feuerüberfall ermahnte mich zu äußerster Eile beim Malen. Neue, immer nähere Einschläge ließen mich schleunigst im Unterstand Deckung suchen. Bayrische und sächsische Offiziere, die sich ablösen wollten, saßen dort beisammen. Auch hier mußte ich ein Kopfschütteln über mein fertiggewordenes Sonnenbild und meine Sonnenverehrung mir gefallen lassen. Ein herrliches Schmalzbrot wurde mir, dem halb Verhungerten, der ich die ganze Nacht in diesen Gefahren auf holperigen Wegen marschiert war, gereicht. Ich sah es gierig an und freute mich auf den seltenen Genuß. Da krepierte eine schwere Granate dicht vor dem kleinen Luftloch des Unterstandes. Wir wurden — samt dem Schmalzbrot — mit Glasscherben, Dreck und Holzsplittern überschüttet. Wir mußten den Tisch hochreißen, um Deckung gegen die Splitter zu suchen. Da ein Volltreffer! Noch hielt der Unterstand. Ich merkte aber an der Erschütterung,

daß er weitere Volltreffer nicht aushalten könne. Vom ersten zum zweiten Volltreffer hatte ich bis dreiundzwanzig zählen können. Ich nahm meinen Schüler, der mir als Bursche zugeteilt war, beim Kripps und mein nasses Sonnenbild unter den Arm, zählte bis fünf, annehmend, daß alle Eisenteile bis dahin aus der Luft hernieder gekommen waren. Dann aber rannten wir — weiter zählend — querfeldein durch das Granattrichterfeld, bis ich dreiundzwanzig gezählt hatte, und warfen uns, Deckung suchend, in ein Granatloch. Ein neuer Volltreffer kam in diesem Moment auf den unglückseligen Unterstand, weitere folgten. Nachdem sich das Feuer verzogen hatte und der französische Flieger vertrieben war, kamen wir wieder an den Unterstand herangeschlichen und mußten zu unserem Entsetzen feststellen, daß alle Insassen den Weg in die leuchtende Sonnen-Walhalla angetreten hatten. Auch wir, der Kriegsmaler und sein Begleiter, waren tot gemeldet, und man war nicht wenig erstaunt, als ich abends im sächsischen Divisionsquartier noch lebensfreudig mit einigen Frontbildern erschien."

Der Krieg ist vorbei. Ich bin frei und ohne Zwang. Von meinem Häusel in Pasing bei München kann ich von meinem Lager aus die Sonne aufgehen sehen und bei klarem Wetter die Gebirgskette beobachten. Da ist es wohl verständlich, daß ich mit gleichgesinnten Menschen nach arbeitsreichen Wochentagen hinausdränge, um an den Sonntagen in die große winterliche Gottesgebirgswelt zu gelangen. Da ich im Rucksack stets meine Malsachen trage, sind sie schnell zur Hand, wenn ein erhabenes Motiv mich zum Malen begeistert. Während dann die andern die Spuren ihrer Telemarks in den Schnee ziehen, stehe ich auf reiner, weiter Fläche und schaffe. Auch hier in der Bergwelt ist es für einen Maler beseligend, wenn er, auf einer Gebirgsspitze stehend, die Gloriole des Sonnenaufganges beobachten kann und in Farben festzuhalten versucht. Nur kurze Minuten währt die Pracht, schnell wechseln die Stimmungen, und der Pinsel muß fliegen, um annähernd das jedesmal wieder neuerscheinende, gewaltige Ereignis der Sonnengeburt festzuhalten.

Wir sind noch vor Tagesgrauen auf die Bergspitze geklettert. Unter uns, vor uns, gen Westen, Osten und Süden die ragenden, schneebedeckten Alpenriesen mit ihrer aus dem Schnee sich abhebenden Gletscherwelt. Vorerst ist noch alles von silberigem Mondlicht sanft beschienen. Dann hellt sich der Himmel im Osten langsam auf. Die Berggruppen tauchen in dunkles Violett und stehen, scharfgeschnittenen Zacken gleich, gegen den immer heller und farbiger werdenden Morgenhimmel. Nach Norden, tief unter uns, liegt die Ebene in dunkelgrauen Nebeln, während über der ganzen Gipfelwelt nicht eine Wolke schwebt. Da unten trübes Grau, hier oben kristallene Reinheit. Der Himmel färbt sich immer kräftiger in orangegelben Tönen, während der Mond weißlich verblaßt und dem Auge allmählich verschwindet. Plötzlich sind die höchsten Gebirgsstöcke, wie der Watzmann, der Hohe Göll, der Großglockner und Groß-Venediger seitlich hell beleuchtet, und jetzt, wie ein zitternder Blitz, trifft der erste Sonnenstrahl das Auge. Der Scheibenrand der Sonne schaut zwischen den Bergzacken prismenversendend hervor. Ihre sichtbare Fläche wird immer größer. Bald tritt die gleißende Scheibe zur Hälfte hervor, das Auge täuschend, als sei die ganze runde Fläche bereits in Sicht, und zwar schon so glühend und leuchtend, daß sie das Gebirge mächtig überstrahlt. Glühend konturiert erscheint das zackige Gebirge. Nun, da die Sonne ganz hervorgetreten, vermeint man unzählige kreisrunde Flächen in Sonnengröße in ihrem Strahlenkranz flimmern zu sehen. Die Gebirgsmassen, je näher der Sonne, desto intensiver sind sie überstrahlt.

Eine fast an Verwegenheit grenzende Energie muß der Maler entfalten, um ein solches Gelb, Orange, Zinnoberrot, Karmin und Kobaltblau nebeneinander zu setzen, wenn er nur einigermaßen die strahlende Sonne und die mit Schnee bedeckte Gebirgswelt in dieser Geburtsstunde festhalten will.

Es war Januar 1920, als ich dieses und noch andere Sonnenbilder malte, aber die Sonne schien hier oben so warm, daß wir mit entblößtem Oberkörper Ski liefen. Während der drei Tage trübte kein Schleier die erhabene Gebirgswelt, indes die ganze bayrische Tiefebene noch in Nebel und Dunst lag. Dort, wo der Nebel am trübsten, lag die Großstadt, da wo die wagerechte, unendliche Wolkenschicht dunkle Streifen zeigte, floß der Inn, und dort, wo ein Loch in die Wolkendecke gerissen schien, lag der Chiemsee. Wir Glücklichen thronten über all den Nebeln auf reinen Bergeshöhen, konnten uns voll Schönheit saugen. Ich Glückverwöhnter konnte jeden Morgen und Abend die hehre Sonne malen.

Jetzt ist Sommerzeit, und ich verlebe meine Erholungswochen auf der malerischen, im Chiemsee gelegenen Märcheninsel Frauenwörth. Ich habe dort in einem im rosenüberwucherten Blumengarten gelegenen Häuschen ein Sommerheim gefunden. Ein kleiner Bootshafen schneidet in den Garten hinein, und dort lasse ich mein geliebtes Rosenheimer Faltboot ins Wasser. Meiner Sonnenverehrung sind damit auch die Wasserstraßen offen, denn ich kann auf dem weiten Chiemsee oder, wie ich es in den letzten Tagen tat, auf dem herrlichen Inn, wo ich von Kufstein über Wasserburg bis zur Donau fuhr, freudetrunken in aller Herrgottsfrühe oder des Abends der geliebten Sonne entgegenpaddeln oder mich treiben lassen. Ich kann, im Klepperboot liegend, mich von ihrer Glut braun brennen und gesunden lassen. So kann ich Glücklicher die Sonne in mannigfachen Bildern — als Erinnerungsblätter an glückliche Stunden — festhalten, daß sie in trüben Wintertagen der Großstadt mein Atelier mit ihrem Glutenzauber erfüllt und verklärt.

Das Wesen der Jugend und die Verjüngung nach Prof. Steinach

Von Prof. Dr. C. Ludwig Schleich

Was ist jung, was ist alt? In bezug auf die letzten Begebenheiten innerhalb der Trilliarden von Mosaiksteinchen, welche den Dom eines Leibes aufbauen, sind diejenigen Vorgänge, welche den Zustand des Jung- oder Altseins bedingen, durchaus nicht so einheitlich klargelegt, daß es in der Wissenschaft eine allgemein gültige Bestimmung vom Wesen der zeitlichen Abnutzung der Zelle gäbe. Denn hier, am Mechanismus der sogenannten letzten Lebenseinheit, der Zelle, muß sich der Prozeß abspielen, der eben alles Belebte zwingt, zu altern, d. h. mitten im Leben langsam zu sterben. Die Frage trifft beinahe zusammen mit der naheliegenden: Warum ist eigentlich allem Organischen nicht die Unsterblichkeit verliehen? Denn wenn das, was zum Altern führt, vermeidbar oder umgehbar wäre, so müßte die Zelle und die Vereinigung vieler zu einer Persönlichkeit damit ewig jung bleiben können! Man sieht, die einfachsten Fragen führen alsogleich in die tiefsten Probleme.

Um nun den Sinn und die Bedeutung der Steinachschen Versuche und die Aussichten auf ihre Übertragung auf den menschlichen Organismus dem Laien einigermaßen klarmachen zu können, muß man allerdings eine kleine Orientierungsreise ins Land des Winzigsten, ins mikroskopische Reich der unbegrenzten Möglichkeiten des Lebens antreten. Man muß in die letzten Betriebsstätten der Wunder eindringen, um einigermaßen den Prozeß der Jugend und des Alterns, des Absterbens und der Verjüngung übersehen zu können, denn sie sind eng miteinander verknüpft.

Steinachs Name ist den Biologen wohlbekannt; er hat einen hohen Klang wegen unzähliger an ihn geknüpfter Resultate aus dem Gebiete der Mechanik des Lebens. Rühmlichst erwähnt werden in allen modernen Lehrbüchern der Biologie (z. B. dem vorzüglichen von Kammerer: Lehrbuch der Biologie, Wien) die zahlreichen Versuche besprochen, deren Gebiet Steinachs Domäne ist, die Frage nach der Geschlechtlichkeit der Lebewesen. Nach ihm enthalten und bereiten die sogenannten Generationsdrüsen — eine Art traubiger Saftbereitungs-Brauerei im Leibe, deren es viele gibt, z. B. die Schilddrüse und die Nebenschilddrüsen, der Thymus, die Zirbeldrüse an der Gehirnbasis, die Nebennieren, die Milz, der Hirnanhang usw. — diese Drüsen, sage ich, bereiten einen bestimmten Saft, eine Art von Betriebsöl, welches die merkwürdige Eigenschaft hat, ins Blut gelangend, den Geschlechtscharakter eines Wesens, seine Intensität, seine Perversionen, seine Instinkte und Triebe zu beherrschen. Alle solche Drüsen, auch Blutdrüsen genannt, weil sie ihre Säfte nicht wie Nieren oder Leber nach außen ausscheiden, sondern direkt dem Blute beimengen, einspülen, brauen flüssige, hochkomplizierte Substanzen, die beinahe etwas Lebendiges an sich haben, so daß man sogar von lebenden Flüssigkeiten sprechen könnte, weil ihre Leistungen für den Betrieb des Körpers etwas von einer Persönlichkeit, einer Direktorialgewalt, einer bildenden, formenden Kraft haben.

Sie sind Träger von Geistigkeiten. So z. B. wird der junge Mensch, dem man die Nebenschilddrüsen entfernt, unweigerlich zum stumpfen Idioten, Störungen des Betriebes der Zirbeldrüse machen das betreffende Individuum zum körperlichen Riesen oder zum rundlichen Fettklumpen, weil dieser Saft das Knochenwachstum und jener den Fettansatz reguliert; so liegt in der Nebennierenbinde ein Zentralbureau für Bartwuchs und Behaarung und so fort. Wer diese höchst interessanten Beziehungen zwischen Drüsensaft, Körperstruktur und Geistigkeit studieren will, dem empfehle ich ein allerdings ganz medizinisch orientiertes Buch: Wilh. Falta, Die Blutkrankheiten, Wien, neben jenem allgemein belehrenden von Kammerer. Alle diese gemischt mechanisch-geistigen Saftkörper nennt man nun mit dem Sammelnamen: Hormone (= gerufene Lebensgeister). Um ein Bild von ihrer „Belebtheit" zu übermitteln, kann ich beispielsweise auf die von mir bestätigte Entdeckung Zülzers hinweisen, der ein künstliches Hormon, Hormonal benannt, dargestellt hat, dessen lebendige Direktion die Darmtätigkeit zur gesunden Höhe bei träger Verdauung umstimmt, und zwar erhalten sich die Impulse zu dieser Funktionssteigerung durch viele Jahre im Blute, wenngleich nur wenige Kubikzentimeter davon in die Vene eingespritzt werden. So lange bleiben sie leben und sind betriebsfördernd. Diese Hormone nun sind physiologisch ganz gewiß die Erhalter der

Körperharmonie, die Funktionäre des Ablaufes unseres Wohlbefindens, wie ich das in meinem Buche „Das Ich und die Dämonien" bei S. Fischer, Berlin, ausführlich dargelegt habe; die Hormone sind die Träger der physisch-psychischen Harmonie unserer Persönlichkeit. Ihre durch Krankheit und Milieuwirkung, durch physische oder psychische Erlebnisse gestörte Zusammensetzung beherrscht das gesamte Gebiet der Lehre vom kranken Leben von der Gicht bis zur Hysterie und zu den Geisteskrankheiten. Anbildung, Körperform, Geschlecht, Temperament, die gesamte harmonische oder disharmonische Steuerung des Körperbetriebes ist das Werk der Hormone.

Durch die Bildung solcher die Geschlechtlichkeit determinierender und regulierender „belebten Säfte" (Schleim) wird nun, experimentell beweisbar, der primäre und sekundäre Geschlechtscharakter eines Wesens bestimmt. Unter primärem Geschlechtscharakter versteht man die direkte Formgebung alles Weiblichen oder Männlichen, die Bildung der direkten, groben Geschlechtsorgane; unter den sekundären die spezifisch männlichen oder weiblichen Begleitbildungen der ausgesprochenen Männlichkeit oder Weiblichkeit, wie Haar-, Geruch-, Duftbildung, Rauheit oder Weichheit der Haut, Beckenbildung, Schädel- und Knochenform usw. Dazu gehört aber auch die geschlechtliche spezifisch weibliche oder männliche Gemütsanlage, die Psyche mit allen ihren charakteristischen Verschiedenheiten, die ja in unsrer modernen Zeit, seit Schopenhauer, Möbius, Weininger, Strindberg eine so große Rolle spielen und welche mehr, als man glauben möchte, bei der Evolution der Frau ins Männliche am Werke sind.

Flüssigkeiten, Form und Geistigkeiten — in dieser Verquickung steckt das Problem der Hormone!

Wie nun können diese Säfte einen solchen Einfluß auf die Bildung der Form und das physisch-psychische Geschehen gewinnen, von denen die Steinachschen Experimentalresultate ja nur einen Spezialfall darstellen? Da Steinach und Roux eingestandenermaßen keinerlei Vorstellung von dem Mechanismus dieser Sonderbarkeiten zu geben in der Lage sind, so will ich bescheidentlich versuchen, auf Grund eigener einschlägiger biologischer Studien hier eine leichtfaßliche Anschauung zu übermitteln.

Die Zelle, jede Art derselben, wird gesteuert in ihrem Lebensstrom von zwei dynamisch entgegengesetzten Nervenkräften. Sowohl die Zentrale des bewußten Lebens, das Gehirnrückenmark, sendet ein feines Fädchen in das Innere jeder Zelle, wie auch der Urnerv Sympathikus, der Vater aller Nervensubstanz, welcher eine Art Inkarnation des Unterbewußten, ein Marconiplattenapparat des Weltgeschehens, ein Wisser und Erfinder, ein Verwalter der kosmischen Bestimmung des Lebens ist. Auch seine also mehr metaphysischen Zwergenfingerchen reichen in das Zellinnere, während die Sendboten des Milieus, der Erdensteuerung, die Fäden des Gehirnrückenmarkes bilden. Sie arbeiten vice versa. Beide sind, wie man sagt, Antagonisten; aus der Diagonale ihrer doppelsinnig angreifenden Kräfte resultiert die Tätigkeit der Zelle, gleichsam ihre Ekliptik. Der eine, der Sympathikusnerv, ist der Plusnerv, der Befeuerer, der Antrieb, der andere, der Zerebrospinalnerv (Hirnrückenmarksfaden), ist der Minusnerv, der Pulsverzögerer, der Dämpfer, Hemmer, Zurückhalter. Das ist am Herz und Hirn der Zelle nicht anders, als am Herz und Hirn des ganzen Menschen, wo gleichfalls Aktion und Hemmung „doppelsinnig und vice versa" walten.

Daß das so ist, kann man direkt beweisen, resp. aus allen Geschehnissen des gesunden und kranken Lebens direkt ablesen. Aus der Flut der diesbezüglichen Tatsachen will ich nur einige wenige anführen, um das, was ich dartun will, überzeugend zu stützen. Wo man die Fasern des Gehirnrückenmarkes erheblich schädigt, z. B. durch Durchschneidung großer Stammnerven in den Rückenmarkssträngen, erhält man an davon abhängigen peripherischen Organbezirken Wucherungen, Hyperplasien, wie etwa bei Rückenmarksschwindsucht Auftreibungen der Gelenke. Wenn man aber das Sympathikusgeflecht, z. B. bei Drüsen, am Auge, am Knochen, durchtrennt, so gibt es Rückbildung, Geschwürsbildung, Atrophien, Verkümmerungszustände allerart, d. h. eben, der Zerebrospinalnerv überläßt bei seiner Ausschaltung die Zellarbeit dem konkurrierenden Sympathikus ganz allein. Dieser wird die Dominante des Zellgeschehens, und es erfolgt Überbildung. Wird aber der Sympathikus ausgeschaltet, erlischt sein produktiver Anteil am Zellbetriebe, so wird die Zelle erdrückt, rückgebildet, ihre Aktion erstickt. Die Betriebsbahnen des Sympathikus, des großen Sonnengeflechtes unter dem Zwerchfell, das eine Art Bauchgehirn darstellt, wohin die Griechen den Sitz alles Seelischen verlegten, steuern also das Zelleben vorwärts wie Allrhythmus des Sinnes die Welt; die Gehirnfasern, die Drähte der Umwelt, stellen diesen Urtrieb in die intelligible (geistige) Zweckmäßigkeit ein, sie sind ein Teil der hemmenden, korrigieren-

den Vernunft mit allen ihren Einsichten und Irrtümern.

Der gewöhnliche Betrieb der Zelle ist also eine Harmonie beider dynamischen Spannkräfte einer, wenn man durchaus will, positiven oder negativen Lebenskraft.

Also das Erlebnis, die Flut der Ereignisse, verbraucht, verholzt, erstarrt die Kernfunktion der Zelle auf dem Wege des zerebrospinalen Nervensystems, das man auch das parasympathische genannt hat. Ihr Eingreifen vereist die Rhythmen der Molekularbewegung im Zellkern. Umgekehrt befeuern, erlösen, schmelzen die Impulse des Sympathikus diese Erstarrungen ein. Nun ist Jugend und Altern direkt an die Zellkerne gebunden. Nämlich eine Zelle und mit ihr der ganze Organismus bleibt so lange jung, als sie ersatzfähig, regenerierbar bleiben. Jede Zelle erneuert, befruchtet, erzeugt sich in sich selbst für eine bestimmte Dauer immer wieder von neuem. Das Leben ist ein stetes Neugeborenwerden in der Zelle. Aber diese Wiedererzeugungsfähigkeit hat eine Grenze; ihre Befruchtbarkeit durch die Keime der Nahrung und die weißen Blutkörperchen nimmt allmählich ab, schließlich wird jede Zelle allmählich „steril". Dann läuft die Maschine ab ohne die mystische Neuerzeugung ihrer Räder, und schließlich steht sie still; die Seele zieht sich aus dem unbrauchbar gewordenen Apparat zurück: ein Wesen stirbt. Jung sein und jung bleiben heißt also ersatzfähig bleiben. Die Jugend reicht so lange, als die verbrauchten, abgenutzten, ja verschwendeten, verschleuderten, selbst leichtsinnig ins Leben gestreuten Zellen durch Neubekeimung mit der Nahrung wieder erzeugt werden. Man kann also jung bleiben, wenngleich man alt an Jahren wird, wenn nur der Regenerationsprozeß fortbesteht. Diese Frist der Fähigkeit zur Zellnachsaat ist von der Eintagsfliege über die dreißig Monate lebende Ratte, über Löwe und Pferd, die 30—60 Jahre, Papagei und Schildkröte, die 120—200 Jahre alt werden können, den Lebewesen mit verschiedenem Maße zuerteilt. Den Grund, warum alle Wesen verschieden alt werden (Bäume können 5000 Jahre leben, vermöge dieser immer neuen Selbstbefruchtungsfähigkeit), kennen wir nicht; er kann nur durch die Gesamtfunktion des Lebens verstanden werden. Genug, wir werden alt, wenn diese Erzeugung in uns selbst nachläßt, und sterben, wenn sie aufhört (siehe des Verfassers Broschüre: Das Problem des Todes. Verlag E. Rowohlt, Berlin).

Hier nun setzt der Mechanismus der Steinachschen Verjüngung ein. Er hat an Ratten, die also durchschnittlich 30 Monate lang leben, experimentell bewiesen, makroskopisch und mikroskopisch, daß durch eine künstlich herbeigeführte Mehrproduktion von jenen oben erwähnten Hormonsäften die Wiederersatzfähigkeit aller Zellen des Leibes, nicht nur die der Zeugungsorgane, aufs neue zu erzwingen ist. Die sterile Rattenzelle wird unter dem Einfluß des Pubertätsdrüsenhormones wieder befruchtbar und erhält die Fähigkeit ihrer Jugend zurück. Daran kann gar kein Zweifel sein, falls die Tierexperimente Steinachs ihre Bestätigung finden, was wohl als sicher zu gelten hat. Die Hormone remobilisieren die Auffrischungsarbeit des Sympathikus in der Zelle, sie läuten am Klingelzug desselben, die Faust der Erlebnisnerven wird abgeschoben, die kleinen Tore des Lebens öffnen sich wieder zum Einlaß der Erntewagen.

So ist es bestimmt bei Ratten. Es wird eine unendlich lange Kette von Experimentalreihen erforderlich sein, um festzustellen, wie weit aufwärts im Tierreich diese Beeinflußbarkeit des Zellbetriebes durch Befeuerung der Sympathikusarbeit geht und ob sie in den Mechanismus des menschlichen Geschehens hinaufreicht.

Die „Liebe" der Tiere ist ein Trieb, Automatie, Instinkt, die des Menschen, im auslösenden Akt identisch, ist etwas Grundverschiedenes, ein unendlich variabler Komplex von leiblichen und seelischen Grundgewalten, sie ist sicher nicht nur Instinkt, ihr An- und Abschwellen wird nicht nur von Hormonen dirigiert, sondern hier spielen Bewußtsein, Intellekt, Gemüt, Vernunft eine oft so entscheidende Rolle, daß möglicherweise gerade beim Menschen die Zündkraft der Hormone versagt resp. durch hemmende Mechanismen, die in unserem Liebesappetit eine so große Rolle spielen, überkompensiert sind.

Aber warten wir ab. Die von Steinach aufgewiesene Verjüngungsmöglichkeit von Lebewesen auf rein mechanischem Wege ist eine Entdeckung von ungeheuerer Tragweite. Allerdings ist dieses „auf mechanischem Wege" nicht so erschreckend, weil, wie ich eben glaube aufgedeckt zu haben, es sich bei den Hormonen um die größten Wunder handelt, welche die Naturwissenschaft anstaunen muß. Denn Flüssigkeiten mit geistigem Gehaben, charakteristischer Wesenheit, lebendiger Schöpferkraft — sie sind ein Schritt weiter zur Erkenntnis der Geistigkeit aller Materie, denn wir können sie geruhig nach meiner Definition „belebte Flüssigkeiten" nennen.

Das Leben ist nicht an den Aggregatzustand des Festen gebunden.

Auch das flüssige Blut ist lebendig und ein Träger höchster Wunder, warum nicht **Fermente, Alkaloide, Hormone?**



Neuzeitliche Griffelkunst: Fischer an der Weichsel. Lithographie von Otto Lange
(Aus Emil Richters Kunstausstellung, Dresden)

Der Einsiedel und die Nymphe Arethusa. Legende von Isolde Kurz

Auf der herrlichen Insel Euböa, nicht weit von der Stadt Chalkis, stand in hellenischer Vorzeit ein schönes Marmorheiligtum der Quellnymphe Arethusa, die dort unterhalb eines flachen, besiedelten Bergrückens mit silberhellem Mädchenlachen aus einer engen Felskluft sprang, sich nach einem Laufe von wenig Schritten kopfüber ins Meer stürzte und in kurzer Entfernung vom Ufer aus der Salzflut wieder auftauchte, ihre Haare schüttelte und einen Springquell von Süßwasser emporwarf. An diesem munteren Wasserspiel hatten die Inselbewohner so viel Freude, daß sie der schönen Fröhlichen zu Dank und schuldiger Verehrung die Marmorgrotte nebst umgebenden Anlagen geweiht hatten, wovon man heute noch die Spuren sieht. Dort pflegten zu gewissen Zeiten des Jahres die Bewohner von Chalkis und was an fremden Gästen über den Euripos kam, ihre Opfer darzubringen. Da geschah es eines Tages, daß ein gewaltiges unterirdisches Beben den Fels am Meere durch und durch spaltete, wobei Quell und Heiligtum der Arethusa verschüttet, auch die darüber gelegene Ortschaft auf dem Berge zerstört wurde. Niemand hatte zum Ausgraben und Wiederaufbauen Zeit, denn es gingen Krieg und Pestilenz durch die Welt, römische und barbarische Heere ergossen sich über Hellas, und als es endlich stille, ganz stille ward, da gab es keine griechischen Götter mehr, die großen Olympier waren samt allen den kleinen Untergottheiten vor dem Gekreuzigten entflohen, niemand wußte wohin. Und Arethusa, die kein Tageslicht mehr sah und keinen Menschenlaut vernahm, schlief immerzu in ihrer steinernen Behausung.

An der ganz verödeten Stelle hatte sich aber ein frommer Klausner niedergelassen, der fern von den Unbilden der Welt allein zwischen Meer und Bergwand heiliger Gedanken pflog. Die Schafhirten, die auf dem sonnverbrannten Bergrücken über dem Schutte der ehemaligen menschlichen Wohnstätten weideten, teilten ihr Brot und ihre Milch mit ihm, aber er litt oft große Not um frisches Wasser, daher er beschloß, den Arethusaquell aufzugraben. Die Kunde, daß hier ein Quellheiligtum gestanden, hatte sich nämlich in der Gegend erhalten; es war sogar die Verehrung der Nymphe nicht völlig im Volke erloschen, denn gelegentlich fand der Einsiedel wohl einmal die Felsplatte mit einem Guß von Öl benetzt, oder die schöne Olive, die ihre Zweige über seine Klause breitete und ihre Früchte zum Auspressen spendete, mit bunten Bändern geschmückt, welche Überreste heidnischen Irrwahns ihn jedesmal in frommen Zorn versetzten. Er verschaffte sich Werkzeug und grub und grub hart neben seiner Klause im Boden, wo er unter Trümmersturz die ehemalige Grotte vermuten mußte. Eines Tages war er tiefer als sonst in die verschüttete Schlucht eingedrungen, nachdem er eine große Menge teils behauener, teils unbehauener Steine auf die Seite geschafft hatte; da sprang ihm aus dem Dunkel unversehens mit silbernem Jubel die blanke Nymphe an den Hals und überschüttete den Entsetzten mit ihrem Gesprudel.

Der fromme Mann hielt sie für eins der gewohnten Spukbilder, womit der Dämon ihn zu versuchen pflegte, und begann alsbald seine Beschwörung. Allein die Schöne verschwand nicht unter Schwefeldampf, wie er erwartet hatte, sondern blieb so, wie sie war, nur mit ihrem rieselnden Haar bekleidet, vor ihm stehen und fragte: „Wer bist du, sonderbarer Mann, und was willst du hier?"

„Was willst denn du, Töchterlein des Dämons?" fragte der Alte zurück und begoß sie aufs neue mit ihrem eigenen Wasser, indem er den Namen des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes anrief.

Davon litt sie augenscheinlich nicht die geringste Beschwerde, sondern sagte mit vieler Würde, wenn auch sehr lieblich lächelnd: „Ich bin Arethusa, die Herrin dieses Ortes, an dem du nur durch mich geduldet verweilen kannst. Also hast du kein Recht, mich zu fragen, was ich hier will. Ich bin dir übrigens nicht böse, daß du mich aus dem Schlafe geweckt hast, und erlaube dir, deinen Durst aus meinem Geriesel zu stillen. Auch wenn du ein Bad in meinem klaren Becken nehmen willst, habe ich nichts dawider; denn du scheinst mir lange nicht gewaschen, lieber Mann, und dein Haar und Bart bedarf gleichfalls der Pflege."

„Du hast hier wenig zu erlauben, meine Kleine," sagte der Einsiedel mit einem Spott, der nicht ganz ohne Gutmütigkeit war. „Die Zeit für dich und deinesgleichen ist vorüber. Durchwandere die Insel nach allen Seiten und begib dich hinüber aufs Festland, du

wirst in ganz Hellas keinen von deiner Sippe mehr antreffen. Sie sind längst alle beim Anblick des Kreuzes köpflings in die Hölle gestürzt, die ihr den Tartaros nennt. Ja, sieh mich nur so staunend an: es gibt keinen Vater Zeus mehr, und das ganze olympische Gesindel ist mit ihm verschwunden. Was deine Rechte an diesen Ort betrifft, so reibe dir die Augen und sieh, daß hier keine Nymphengrotte mehr steht. Auch das blanke Becken, zu dem du mich einlädst, ist nur in deiner Einbildung vorhanden; von deiner einst so berühmten Quelle läuft jetzt ein dünnes Fädlein ins Meer, dem ich soeben mit Hacke und Schaufel erst den Weg geschaffen habe. Hier nebenan steht meine Klause. Ich hoffe, du wirst mich nicht in meinen Betrachtungen stören. Wenn du dich aber belehren willst und den Hochmut lassen und den Namen der heiligen Dreifaltigkeit anbeten, auch deinen etwas mangelhaften Anzug, so gut du's vermagst, ergänzen, so will ich sehen, was ich für dich tun kann. Jetzt aber will ich zunächst einmal in meiner Zelle für dich beten."

Damit trat er, über das Gestein stolpernd, einen vorsichtigen Rückzug an, denn es war ihm doch beim Anblick der lebendigen heidnischen Schönheit etwas sonderbar zumute geworden.

Arethusa aber trat aus den Trümmern ihres zerstörten Heiligtums, blickte aufs Meer hinaus und härmte sich, soweit eine Quellnymphe sich härmen kann, denn diese sind von kühler und flüchtiger Art und wenig der Gefühlsschwärmerei ergeben. Sie sann über die Rede des seltsamen Mannes nach, der ihr rauh aber nicht böse erschienen war, und begriff, daß sie lange, lange geschlafen hatte und daß jetzt in der Tat die Welt verwandelt war. Denn so weit sie umherschweifte, nirgends fand sie mehr etwas Bekanntes. Von all ihren Schwestern, die sonst mit den vollen Urnen liefen die durstigen Felder zu tränken, war keine mehr zu sehen, und an Stelle der Felder lag Ödland. Die Flußgötter, die sonst um ihre Mündungen sich mit den Nereiden neckten und den Quellnymphen auflauerten, waren zusamt den Flüssen verschwunden. Die Oreaden von der Bergeshöhe gaben auf ihre Rufe keine Antwort mehr, und selbst von den kleineren Flurgottheiten, den Panisken, mit denen sie oft herablassend gespielt hatte, war nirgends eine Spur. Sie fuhr ins Meer hinab und durcheilte seine Tiefen: da gab es keine Nereiden mehr; die Tritonen, diese Faune der Salzflut, vor denen sie sich so sehr gefürchtet hatte, waren ausgestorben; nur die Fische kamen dummglotzend heran und schossen vorüber. Klagend irrte sie über die Insel, suchte die Haine und Standbilder der Götter und fand sie nicht mehr; selbst die prangende Stadt Chalkis lag verödet, und ihre Tempel zerfielen. Über den Trümmern lebte ein spärliches, zerstreutes Hirtenvolk, das zu andern, ihr unverständlichen Bildern flehte. Nur die grünen Wellen des Euripos schossen mächtig und rauschend hin wie zur Zeit, wo die zürnende Artemis hier die Schiffe des Atriden am Weiterfahren gehemmt hatte.

In solcher Einsamkeit konnte es Arethusa mit der geselligen Natur der Nymphen nicht lange aushalten, und so pochte sie richtig eines Tages bescheiden an die Tür des Klausners, nachdem sie, seiner Rüge eingedenk, sich um und um züchtig in ihre langen Haare verhüllt hatte.

Auf seine unwirsche Frage, wer ihn störe, antwortete sie bittend, sie sei gar so allein und möchte ihm gern ein wenig Gesellschaft leisten dürfen.

„Willst du dich belehren und den Gekreuzigten anbeten?" fragte er durch den Türspalt.

„Ach nein, den kenne ich nicht," antwortete sie, „und ich bitte dich, mir nicht von so schrecklichen Dingen zu sprechen. Ich möchte dir gerne etwas vorsingen, damit die Zeit hingeht, denn ich sagte dir ja schon, ich bin traurig."

Und alsbald erhob sie einen sehr süßen Gesang, der an das silberne Rieseln eines einsamen Waldbachs erinnerte. Aber der fromme Mann stopfte sich die Ohren zu und wollte nicht hören.

Wieder wohnten sie längere Zeit nebeneinander, ohne sich zu sehen, denn der Einsiedel vermied es, vor seine Tür zu treten. Und die Arethusa gab vor lauter Traurigkeit das Singen auf, daß er auch ihre Stimme nicht mehr hörte und am Ende fürchtete, es sei ihr ein Schade zugestoßen, daher er eines Nachts vor ihre Grotte schlich, um hineinzuspähen. Da sah er sie im Mondlicht, die Urne im Arm, in ihrer blanken Schönheit neben der Quelle ausgestreckt liegen, daß er heftig erschrak und hinwegeilte. Darüber wurde es Herbst, und keiner ihrer alten Freunde und Freier kam nach Arethusa fragen, nirgends entdeckte sie ein Zeichen der Ihrigen. Nur einmal, da es schon dem Winter zuging, kam ein uraltes, zitterndes Weiblein und hing ein ganz verblichenes Band um die junge Strandkiefer, die vor ihrer Höhle sproßte, um die Nymphe zu ehren, denn so hatte es ihre Ahne und ihre Urahne einst gehalten. Von dieser erhielt Arethusa die traurige Bestätigung, daß der

ganze Olymp entvölkert wäre und daß seine Bewohner sich auf einer fernen, fremden Insel, die man die liparische heiße, durch den Schlund eines feurigen Vulkans ins Erdinnere zurückgezogen hätten.

Arethusa weinte so, daß ihr Wasser stieg und unter der geschlossenen Tür in die Zelle ihres Nachbars drang.

Jetzt öffnete er notgedrungen und sah Arethusa in Tränen.

„Was ist denn das heute für ein Jammer?" fragte er.

„Du weißt es ja, die Meinigen sind alle von der Erde verschwunden, ich bin allein noch übrig und weiß nicht, wie ihnen nachfolgen, denn ich kenne die Insel nicht, die man die liparische heißt, und es wäre mir bange, durch den feurigen Schlund hinabzufahren."

„Ich fürchte, du wirst noch durch einen ganz anderen Feuerschlund fahren müssen, wenn du noch länger der Bekehrung widerstrebst, die dir kraft der unerschöpflichen Güte des Herrn durch seinen unwürdigen Diener Athanasius zuteil werden könnte."

„So will ich mich denn bekehren," seufzte die arme Arethusa, die sah, daß ihr kein anderes Mittel blieb, wenn sie wieder ein wenig Anschluß gewinnen wollte.

„Da muß ich dich zunächst taufen," sagte der Einsiedel.

Er tauchte ihr das Haupt tief in ihre Quelle, worüber sie mächtig lachen mußte und ihn beim Heraufkommen über und über mit Wasser bespritzte. Dann hieß er sie dem Teufel und seinen Werken widersagen, was sie unschwer tat, da sie selbigen ja gar nicht kannte. Zuletzt bekleidete er sie mit einem alten Mantel, der sich in seiner Klause fand und der ihr anfangs gar nicht gefallen wollte, dem sie aber schließlich nach vielem Probieren doch durch anmutigen Faltenwurf eine gewisse Kleidsamkeit zu verleihen wußte. Und nun hieß er sie auf den Felsblock niedersitzen und aufmerksam zuhören.

Er erzählte ihr von dem Besuch des Engels, wie er mit dem Lilienstengel zu der Jungfrau kam, ihr die hohe Botschaft zu bringen. Dann von der Flucht nach Ägypten und von dem Kindlein, wie es in der Krippe lag und wie die Öchslein und Geißlein es staunend umstanden, wie die Hirten und Engel sangen und die drei Könige, von dem Stern geführt, ihre Geschenke brachten.

Arethusa schmiegte den Kopf glückselig an seine Schulter und sagte: „O Vater Einsiedel, so schöne Geschichten hat mir noch niemand erzählt wie du."

Aber als er nun von der Sendung des Menschensohnes, von seinen Wundern und Heilungen sprach und von dem Haß der Schriftgelehrten gegen ihn, ermüdete sie sichtlich, und bis er zu der Festnahme des Erlösers und seinem Leidensweg nach Golgatha kam, da hatte sie ihr Haupt auf seinen Schoß herabsinken lassen, und er sah, daß sie so fest schlief wie dereinst die Jünger auf dem Ölberg.

Er weckte sie sanft und gab ihr das Kruzifix zu küssen, das in seiner Zelle hing.

Sie gehorchte und betrachtete es genauer, indem sie noch schlafbefangen fragte: „Ist das der liebe Himmelmensch, den die bösen Männer ans Kreuz gebunden haben?"

„Nicht gebunden, mein Töchterchen. Sie haben ihn an Händen und Füßen grausam mit langen Eisennägeln festgenagelt."

Da schrie sie laut auf: „O gräßlich, gräßlich, gräßlich!" und lief davon, daß ihr Haar flatterte und das schwere Gewand ihr um die Glieder schlug.

Aber in der nächsten Frühe klopfte sie schon wieder an seine Zelle, weil ihr nachträglich etwas eingefallen war. Denn die Nymphen sind nicht nachdenksamen Geistes und die Fragen kommen ihnen meistens nach der Hand.

„Vater, warum ließ er sich das gefallen?" fragte sie durch den Spalt.

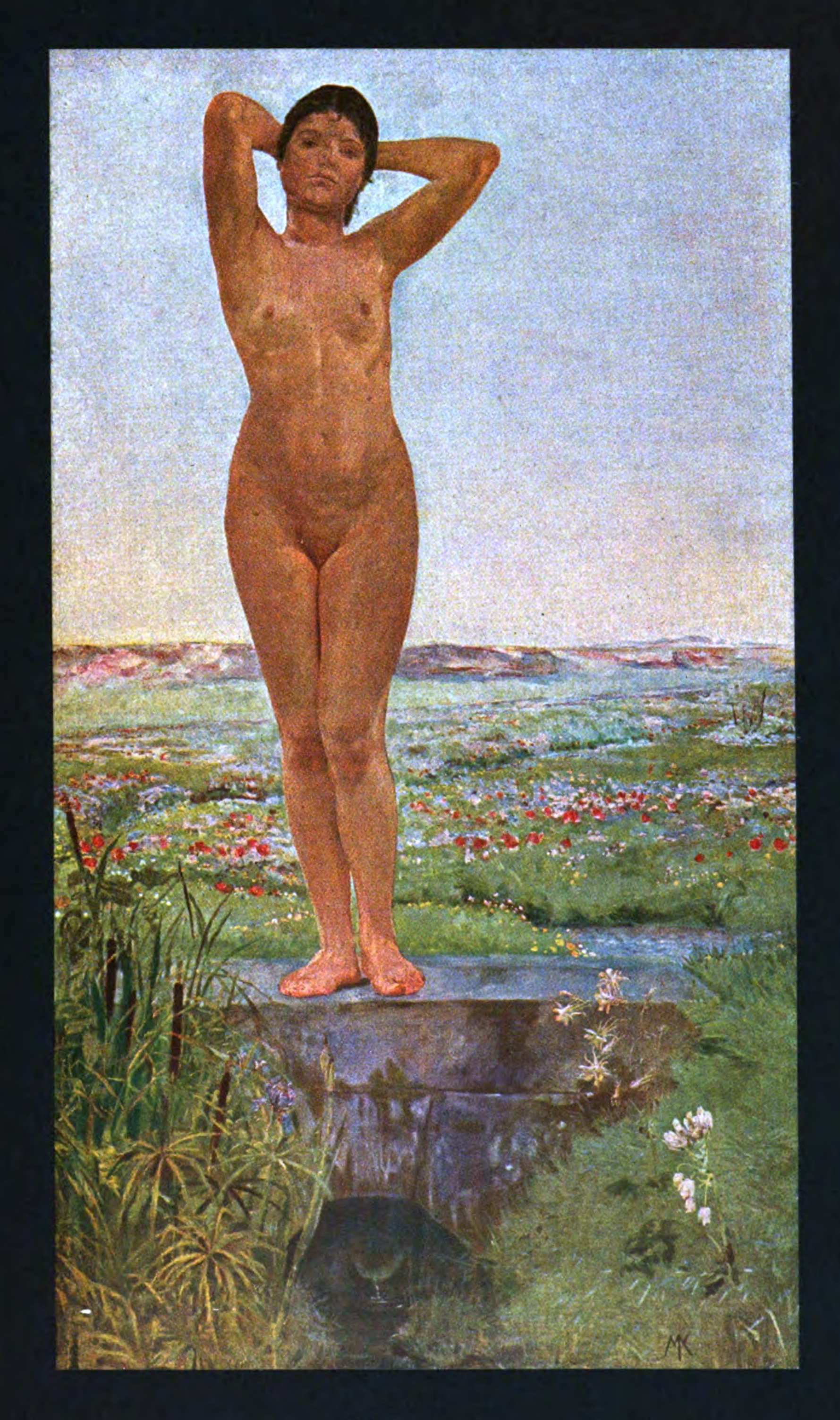
„Hast du mich denn noch nicht verstanden? Um dich und mich und die Welt zu erlösen!"

Ach nein, sie hatte ihn nicht verstanden, es ging einfach über ihre Fassungskraft, und er hatte sich noch lange zu mühen, ehe sie ihn verstand.

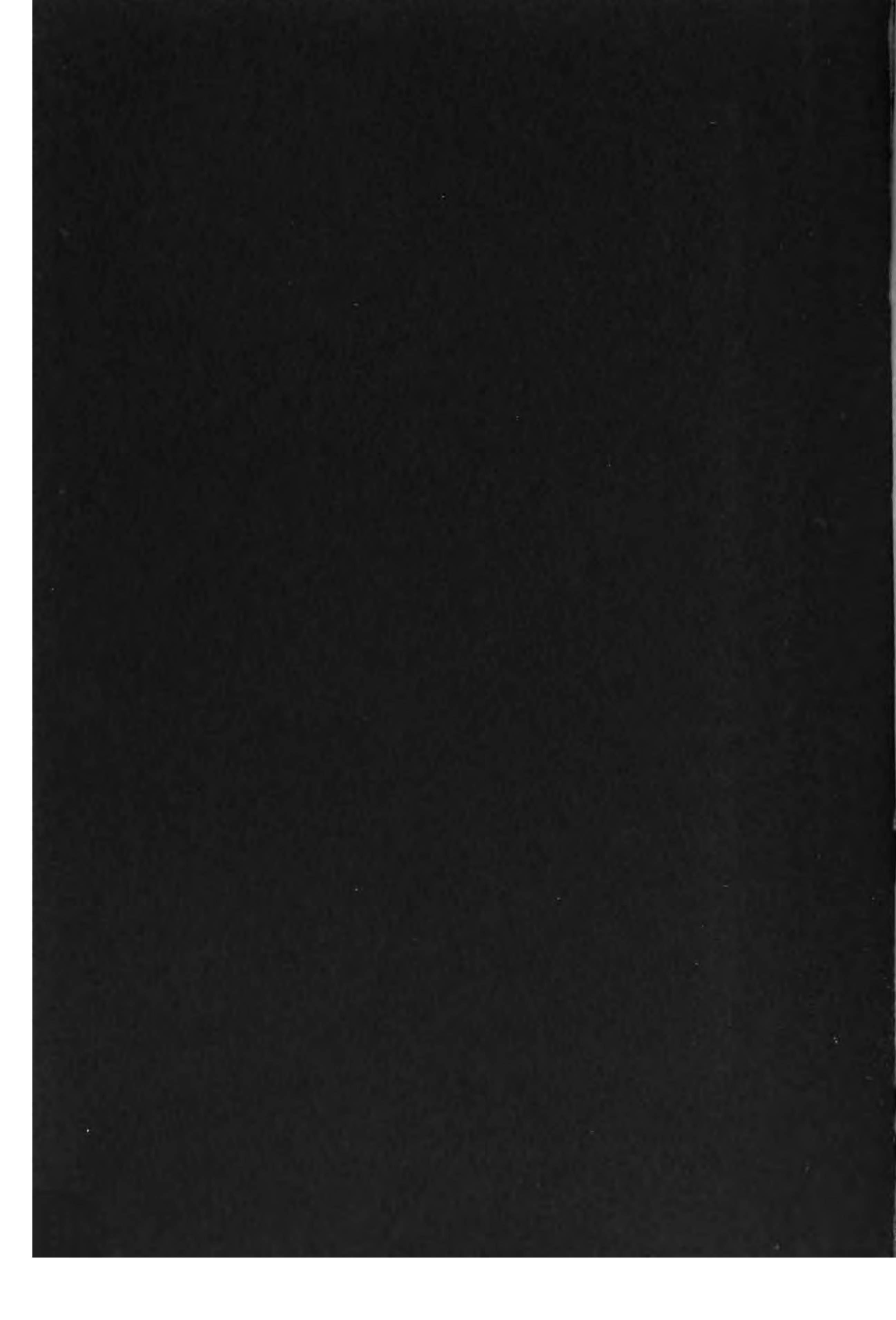
„Nun höre besser zu," sagte er mit aufgehobenem Finger wie zu einem Kinde. Und er holte weit aus, sprach vom Falle des ersten Menschen und wie alles, was da lebt, in Sünden geboren und der Erlösung bedürftig sei.

„Ich bin nicht in Sünde geboren," sagte die Nymphe seelenruhig. Und plötzlich fiel ihr ihre festliche Vergangenheit wieder ein, die Opferfeierlichkeiten und die Preisgesänge, die ihr zu Ehren gedichtet und vor ihrer Marmorgrotte vorgetragen worden waren, und sie begann mit heller Stimme zu singen:

„Mich gebar dem waltenden Zeus die holdselige Mutter
Merope, silbergewandet, des Stromgotts Tochter, des hohen,
Der am eleïschen Strand ins Meer sein Gewässer ergießet.
Diesem gab mich die Mutter, die sterbende, daß mich der Alte
Aufzög', wie er's vermöchte mit Hilfe dienender Nymphen
Dort am Gestad', dem schönen, und herzlich liebte der Ahn mich,
Spielte Haschen mit mir und sprang kopfüber ins Sturzbad,
Tauchte wieder empor, das Haupt von Binsen umkränzet
Vor dem jauchzenden Kind. Ja, selig war meine Jugend."



Campagna
Aktstudie von Prof. Max Klinger †



„Jetzt höre aber auf mit dem langweiligen Gedudel," brummte der Klausner unmutig, der nicht musisch vorgebildet war.

„Es ist kein Gedudel," gab die Nymphe gekränkt zur Antwort, „es ist die Sprache, in der der göttliche Homeros seine Helden sang."

„Nun, so singe in Gottesnamen weiter," sagte er, um sie zu versöhnen.

Die Nymphe konnte nicht lange schmollen, sie begann gleich wieder in ihrer lieblich eintönigen Weise:

„Arethusa nannte in liebevollem Gedenken
Mich der Ahn, der Nymphe, der wasserzerfloss'nen zu Ehren,
Die durch sprödes Versagen dereinst ihn mächtig entzündet,
Daß er der Fliehenden folgte, der Götterentrückten, und ganz das
Jonische Meer durchmaß in unterseeischem Rasen,
Bis auf Ortygia*) beide das Land erstiegen und endlich
Sie den Wunsch ihm gewährt', sein Wasser dem ihren zu mischen.
Diese gab mir den Namen, doch ich bin jüngeren Alters."

„Bist du jetzt fertig?" fragte der Klausner, als sie einen Augenblick Atem schöpfte.

Aber sie hub von neuem an:

„Jüngeren Alters bin ich, mit jener nicht zu vergleichen.
Dennoch hab' ich manches gesehn, das heutigen Menschen
Traum und Fabel erscheint: der Völkerhirt Agamemnon
Nahte opfernd mir einst und flehend, da er die tausend
Schiffe gen Troja führt' und am Euripos bittern Verzug fand.
Selber kam ich heraus und tränkte die durstigen Scharen."

„Nun laß es aber gut sein mit den alten Geschichten," sagte der Vater Athanasius. „Setze dich wieder zu mir, daß ich dich weiter unterrichte."

Und er fuhr in seiner Lehre fort, wo er stehen geblieben, während sie gläubig zu seinem großen erhobenen Zeigefinger empor sah.

Dabei wurden sie immer bessere Freunde und konnten einander nicht mehr entbehren. Alle Tage saß er bei ihr mit dem aufgehobenen Finger, und das zarte Gebilde staunte zu der gewaltigen Hand und dem ungekämmten weißen Bart empor. Doch sie wollte nur stets aufs neue von dem Kindlein in der Krippe und von den singenden Engelknaben hören; das Leiden des Gottessohnes vermochte sie nicht zu fassen. Allein er sagte es ihr wieder und wieder vor, sie mußte lernen zuzuhören, so schwer es ihr fiel, und das Gehörte wieder aufsagen, und er ruhte nicht, bis sie es am Ende doch begriffen hatte.

Da brach Arethusa in solche Tränen aus, daß sie wie ihre berühmtere Namensschwester in Wasser zu zerfließen drohte und ihre Quelle austrat und die Gegend überschwemmte. Und Arethusa weinte Tag und Nacht.

Auf ein so großes Leid war der Einsiedel nicht gefaßt, er suchte sie zu trösten und sagte am Ende, ihre nasse Wange streichelnd: „Fasse dich doch nur, mein Töchterchen, es ist ja schon so lange her, wohl vierhundert Jahre und drüber. Und er sitzt jetzt längst wieder an der Seite des Vaters im ewigen Glanze."

Da trocknete Arethusa ihre Tränen und freute sich wieder.

So trieben sie's viele Jahre und waren auf ihre Weise glücklich und zufrieden. Die Nymphe wurde gesetzter und spritzte ihm nicht mehr die Kutte mit Wasser voll. Er pflegte seine Person besser, badete auf ihren Rat im Meere und wusch sich im klaren Süßwasser, erlaubte ihr auch, das allzu üppige Wachstum seines Barts und Haares zu beschneiden. Sie lernte es, beim Eintritt in seine Klause zierlich mit dem Finger in sein Weihwasser zu tippen und damit Stirn und Brust zu bekreuzen, wenn sie auch nicht tiefer in die Heiltümer der christlichen Kirche eindrang. Er dagegen ließ sich ihren Gesang vor seiner Klause gefallen und fand sogar mit der Zeit Geschmack daran; nur wenn der Inhalt allzu leichtfertig wurde, klopfte er ihr mit dem großen Finger sänftlich auf den Mund.

Wie nun die Zeit kam, daß Vater Athanasius nach dem Laufe des Irdischen scheiden sollte, begann er sich um das fernere Schicksal seines schönen Schützlings zu sorgen. Er wußte, daß sie sehr unglücklich sein würde, wenn sie allein zurückblieb, und noch mehr bekümmerte ihn, was nach ihrem eigenen Hinscheiden aus ihr werden sollte. Denn auch die Nymphen sind sterblich, nur daß sie nicht altern und daß ihnen eine viel längere Lebensdauer geordnet ist als den Kindern der Menschen; sie lösen sich beim Tode leidlos in die Elemente auf. Jetzt aber hatte sie durch die heilige Taufe und durch die Bekehrung, die er ihr angedeihen ließ, eine unsterbliche Seele gewonnen und war doch nicht einer der wahren, dem Himmel anverlobten Christenseelen gleichzuachten. Sie gehörte weder hierhin noch dorthin, konnte weder ins Himmelreich eingehen noch in ihr Element zerfließen. Ihre hohen Verwandten aber saßen auf dem Grunde der liparischen Insel, und es war kein Weg, der dahin führte. Und schon begann durch die zunehmende Entholzung des Gebirges die Are-

*) Insel bei Syrakus.

thusaquelle schwächer zu rinnen. Die Stunde, wo sie ganz versiegte, mußte Arethusas Todesstunde sein. Er sah nun ein, was er getan hatte, und betete Tag und Nacht für das Heil seines geliebten Töchterleins.

Als seine Stunde herankam, saß Arethusa bei ihm und flehte ihn an, sie geradeswegs mitzunehmen in seinen Himmelsgarten. Er seufzte, segnete sie und verschied.

Nachdem die Nymphe ihn mit ihren Händen in die Grube gelegt hatte, die er sich selbst schon vor Jahren gegraben, setzte sie sich vor seine Tür und weinte so heftig, daß ihr Gewässer beim Niederströmen in die Salzflut wie ehedem als Springquell wieder in die Höhe stieg. In der Nacht aber trat ihr verklärter Freund zu ihr in die Grotte. Arethusa richtete sich jäh auf.

„Will mich der liebe Himmelmensch bei sich haben?"

„Der süße Gottessohn ist dir gewogen, liebe Tochter, er hat nicht vergessen, wie du so bitterlich um ihn geweint hast," war die Antwort. „Aber die vielen heiligen Frauen und Martyrfürstinnen fanden, daß dein Eintritt ins Paradies doch zu wohlfeil erkauft wäre. Und da du nun auch nicht weiter auf der Erde verweilen kannst, hat er mir gewährt, daß ich dich unter sicherem Geleit nach einer schönen Wiese führen darf, wo du viele Dichter und Weise von Hellas in ernsten und frohen Gesprächen beieinander finden wirst."

„Ach, lieber Vater," klagte sie, „was soll ich bei all den gelehrten Männern auf der Denkerwiese? Ich möchte sein, wo du bist — an dem musikalischen Ort."

„Tröste dich, liebes Kind, es sind auch edle Frauen auf jener Wiese mit Gesang und Saitenspiel. Voran die Dichterin Sappho, die man die göttliche nennt, auch die athenische Aspasia und eine gewisse Arkadierin Diotima, die man zwar nicht näher kennt, die aber für eine Frau von zuverlässigen Grundsätzen gilt. Diese alle werden dich freundlich empfangen, und du wirst dich dort als bei den Deinen glücklich fühlen."

„So müssen wir uns für immer trennen, lieber Vater?" fragte sie trostlos.

„Nicht für immer," sagte er geheimnisvoll. „Der süße Gottessohn hat mir ein Wort der Gnade zugeflüstert, ich darf es nicht wiederholen, aber ich weiß jetzt, daß auch für jene edlen Seelen, die kein anderer Vorwurf trifft, als daß ihre Geburt vor die Erscheinung des Heiles fiel, der Tag kommen wird, der sie mit dem Höchsten vereinigt."

So brachte er sie unter dem Schutze Raphaels, des rüstigen Wanderers, nach der großen Dichter- und Denkerwiese, die weder dem Himmel noch der Hölle angehört und auch nicht dem Erdenland, sondern dem gleicht, was die Alten unter dem Elysion verstanden. Dort wurde die muntere Nymphe von den ernsten Frauen und Männern gütig aufgenommen; sie erheiterte ihre tiefsinnigen Gespräche durch Gesang und Tanz und Kopfsprung ins elysische Gewässer und mußte ihnen erzählen, wie es jetzt in Hellas aussah.

Daselbst fand sie auch den hohen Empedokles von Agrigent, der ihr bestätigte, daß die Fahrt durch vulkanische Schlünde eine heiße und mißliche Sache sei, die er selbst erprobt, aber niemand mit gutem Gewissen empfehlen könne.

Oft mußte sie der erlauchten Versammlung ihr heiteres Jugendlied von den Spielen am Ufer des Alpheios vorsingen. Zuweilen aber stimmte sie ganz plötzlich das Kyrie eleison an, wie sie es von dem Vater Athanasius vernommen. Dann sangen alle voll Andacht mit, denn die Nymphe hatte ihnen auf ihre Art von dem guten Himmelmenschen erzählt, und die Weisen wußten sich ihre kindischen Worte auszulegen, mancher alten Weissagung gedenkend, und sie hofften alle still dem Tag entgegen, der auch ihnen aus der Ferne gezeigt war.

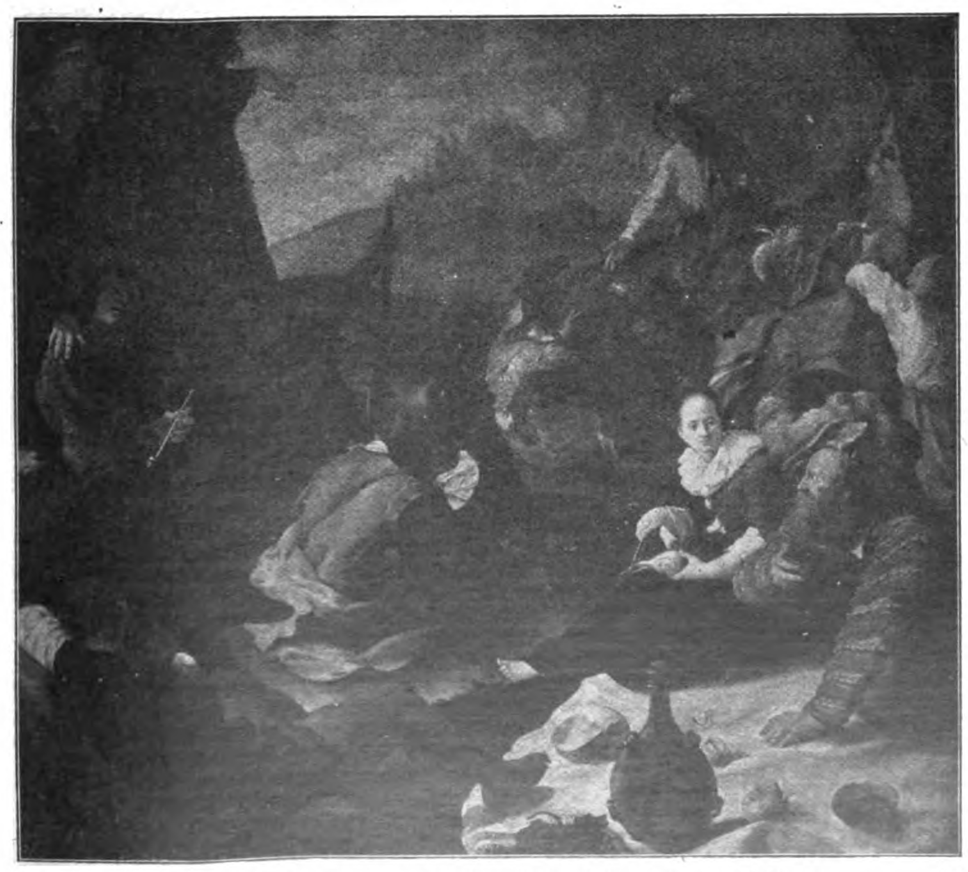
Psalm von großer Musik. Von Ernst Lissauer

Du, Gott, den ich meine, ich schaue dich manch' einmal
In großer Musik über dem hörenden Saal.
Dann packst du die Geigen, die Flöten, Baßstreichen, Posaunenbläser
Und in den Bänken drunten die wimmelnd horchenden Tausend,
Und wie Wind in der Ebene über die weithin sich neigenden Gräser,
Fährst du dahin, sanftwehend oder schwerbrausend.
Da sind alle Seelen im Saal gewendet nach dir dem Einen,
Und lastsam, doch leicht, gefittigt, geballt,
Aufhebt sich Musik und schwebt und ruht in tönendem Scheinen,
Und so bist du da in gegenwärtiger Gewalt.

Johan Lys

Von Geheimrat Dr. W. von Bode

ie schweren Kriege, die als Folge der Reformation und Gegenreformation durch ein volles Jahrhundert die alten Kulturländer nördlich der Alpen tief erregten und große Teile verwüsteten, ließen hier die Kunst, die der Ruhe und Sammlung bedarf, nicht mehr zu gedeihlicher Entwicklung kommen; sie trieben die Künstler von starker Veranlagung fast mit Gewalt nach dem Süden, nach dem gelobten Lande der Kunst Italien. Hier herrschten in der gleichen Zeit Ruhe und Wohlstand; hier standen die Künste in hoher Achtung und konnten sich frei entwickeln, und Akademien boten die damals noch sehr seltene Gelegenheit zum Studium. Diese Diaspora der Künstler des Nordens hat nicht am wenigsten dazu beigetragen, Anregungen allerart gerade für die Länder nördlich der Alpen zu geben, gesunde Keime zu kräftigen Neubildungen zu entfalten, den Grund zu legen zu neuer, herrlicher Blüte der im Laufe des 16. Jahrhunderts mehr und mehr ermatteten und selbst verkommenen Kunstübung in diesen Ländern. In Italien hat der Großmeister und eigentliche Schöpfer der vlämischen Kunst P. P. Rubens seine hohe Schule durchgemacht; aus Italien haben die Künstler des jungen holländischen Freistaats wesentliche Anregungen erhalten, unter deren Einwirkung sich ihre neue Kunst entfaltete; das französische Barock wurde in Rom geboren und entwickelte hier seine schönsten malerischen Blüten. Auch die wenigen deutschen Maler dieser Zeit verdanken ihre Ausbildung zu echten Künstlern dem Einfluß der italienischen Kunst, ihrem Aufenthalt und ihrer Tätigkeit in Italien. Das gilt vor allem für Adam Elsheimer, das gilt in gleichem Maße für Johan Lys. Freilich, die Holländer bestreiten uns heute, daß Lys von Geburt ein Deutscher war; nicht aus



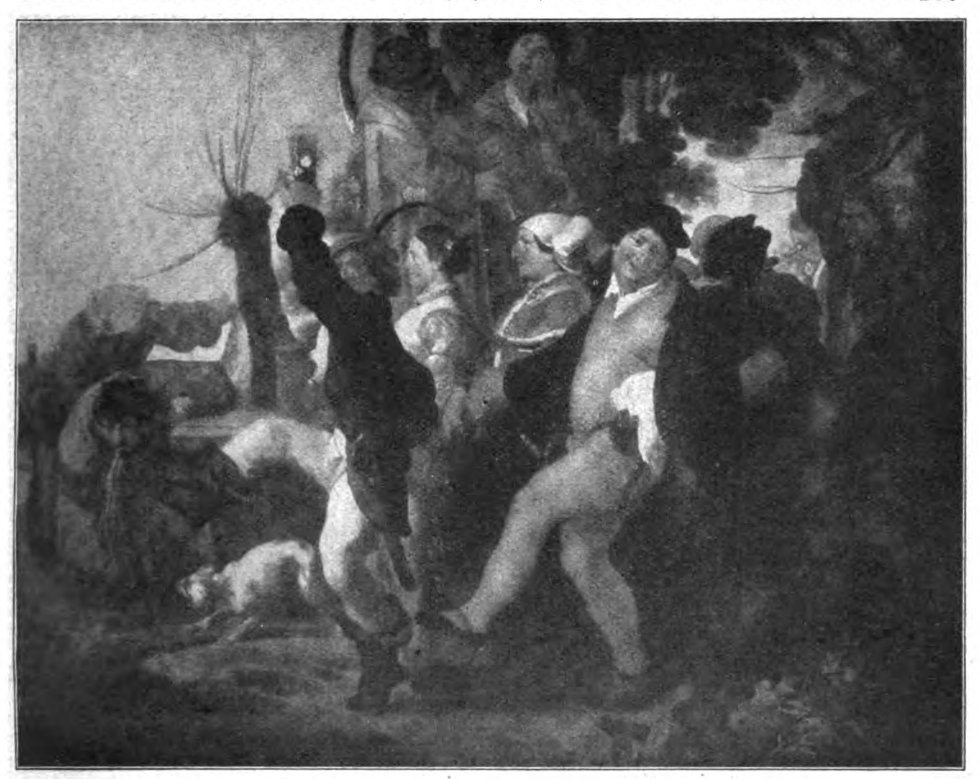
Rast von Soldaten auf dem Marsch. Berlin, Kaiser Friedrich-Museum



Schlägerei. Innsbruck, Ferdinandeum

dem Oldenburgischen — wie Sandrart angibt — sondern aus Hoorn am Zuidersee sei er gebürtig, wie die 1706 veröffentlichte Rypsche Chronik von Hoorn mitteilt. Da aber Joachim von Sandrart, sein — wie wir sehen werden — wenig jüngerer Zeitgenosse, der monatelang mit ihm in Venedig die gleiche Wohnung hatte, in seinem Bericht sich genau über den Künstler orientiert zeigt, so muß er uns, bis etwa das Gegenteil aus den holländischen Archiven bewiesen wird, als die maßgebende Quelle gelten. Der Deutsche Sandrart konnte doch darüber, ob er mit einem Deutschen oder mit einem Holländer zusammenlebte, eigentlich kaum in Zweifel sein. Immerhin ist diese Frage für die Kunst des Jan Lys von geringer Bedeutung; er sowohl wie Elsheimer haben ihre Heimat in Grenzorten Deutschlands, die — zumal in jener Zeit — von ihren Nachbarländern stark beeinflußt waren; beide erhielten ihre wahre künstlerische Erziehung durch fremde, niederländische Künstler, und schließlich haben beide erst in Italien ihre volle Eigenart entwickelt, in der die heimischen Traditionen fast verschwinden. Von beiden Künstlern ist Elsheimer stets bekannt gewesen und gefeiert worden; im größeren Publikum freilich mehr dem Namen nach, weil die Werke des jung verstorbenen Meisters sehr beschränkt und zudem sehr klein und zerstreut sind. Dagegen ist Johan Lys selbst den Fachgenossen erst in neuester Zeit namentlich durch die treffliche Arbeit von Rudolf Oldenbourg (im Jahrbuch der Preußischen Kunstsammlungen, 1914) wieder bekannt geworden; die Zahl der Werke des gleichfalls jung verstorbenen Künstlers ist ebenso beschränkt wie Elsheimers Werke und diese fehlen in den meisten großen Sammlungen, auch gingen sie bis vor kurzem meist unter fremden Namen. Dem kunstliebenden Publikum ist selbst sein Name heute noch so gut wie unbekannt. Und doch ist Lys nicht nur ein ganzer Künstler, von einer Eigenart wie die großen Meister: er steht auch der modernen Kunst so nahe wie nur wenige.

Sandrart skizziert das Leben seines Freundes in den folgenden treffenden Worten: „Johann Lys ist um so viel preißwürdiger, weil er alle Meister seiner Nachbarschaft an Kunst überstiegen, wie wir dann aus diesem entlegenen Land Oldenburg bißher keines Künstlers unserer Profession gedenken können, er aber hat sich nach gelegtem Grund in der Mahlerei nach Amsterdam begeben, und daselbst des Heinrich Golzii Manier zu ergreifen sich sehr bemüht, auch geistreiche Sachen gemahlt; von dannen zog er nach Pariß, Venedig und Rom, nahm eine ganz andere Art an, und weil es ihm zu Venedig sehr wol ergangen, kehrte er gar bald wieder zurück dahin.“ Sandrart traf



Hochzeitszug. Budapest, Gemälde-Galerie

ihn dort, als er auf dem Wege nach Rom im Jahre 1628—1629 zunächst längere Zeit in Venedig sich aufhielt und mit ihm zusammen wohnte und lebte, bis er nach Rom weiterreiste. Lys, der ihn dahin folgen wollte, wurde aber — wie Sandrart weiter erzählt — „durch die Anno 1629 entstandene Pestilenz hingerissen." Über sein Leben und seine Kunst läßt sich der deutsche Freund ausführlicher aus. „Er hatte den Gebrauch, sich lange zu besinnen, ehe er seine Arbeit angefangen, wann er sich resolvirt, ließe er sich nichts mehr irren; da wir zu Venedig beysammen wohnten, blieb er oft zwei oder drei Tag von Haus, und kam dann bey Nacht ins Zimmer, setzte sein Palet mit Farben geschwind auf, temperirte sie nach Verlangen, und verbrachte also die ganze Nacht in Arbeit: Gegen Tag ruhete er ein wenig, und fuhre wieder zwei oder drei Tag und Nacht mit der Arbeit fort, so daß er fast nicht geruhet, noch Speise zu sich genommen, dawider nichts geholfen, was ich ihm auch zuspreche, und remonstrirte, daß er sich selbsten Schaden thäte, Gesundheit und Leben verkürzte, sondern er verharrte bey seiner angenommenen Weiß, blieb etliche Tag und Nacht, weiß nicht wo, bis daß der Beutel leer worden; alsdann macht er wiederum seinem alten Brauch nach, aus der Nacht Tag, und aus Tag Nacht." Sandrart erwähnt dann noch, daß er viel „auf unserer Academie zu Venedig nach den nackenden Modellen zeichnete, denen er im Malen eine besondere Grazie und gleichsam mehr als natürliches Leben wußte zu geben; der Antiche aber, und ihrer seriösen Schulen achtet er nicht viel, mit Vermerke, er ästimire wohl selbige sehr hoch, wenn er aber dieser seiner Manier ganz widrigen Art wollte nachfolgen, müste er wiederum von vorne anfangen lernen. Dannenhero beliebte ihm mehr Titians, Tintorets, Paul Veronese, del Fetti und anderer Venetianer Manier, sonderlich des Letzten."

Nach diesem Treiben des Künstlers und nach der Art, wie der 1606 geborene, also zur Zeit ihres Zusammenseins erst etwa zweiundzwanzigjährige Sandrart mit Lys verkehrt und ihm Vorstellungen über sein unsinniges Leben macht, dürfen wir annehmen, daß die beiden Künstler im Alter nicht wesentlich verschieden waren, daß also die alte Angabe, Lys sei 1580 geboren, irrtümlich ist; wie auch die modischen Kostüme seiner Bilder beweisen, kann er erst gegen Ende des 16. Jahrhunderts geboren sein. Nach den Trachten wie nach seiner malerischen Behandlungsweise sind selbst seine frühesten uns erhaltenen Bilder (wir kennen jetzt etwa vierzig, die nicht seltenen, mehr oder weniger freien Wiederholungen eingerechnet) kaum



Die jungen Zecher. Im Besitze von Dr. A. Bredius, Haag

wesentlich früher als 1620 entstanden. Auch befinden sich darunter keine Bilder, die noch in Holland gemalt wären; selbst die frühesten zeigen schon einen stark italienischen Einschlag, namentlich in der Behandlung. Auch läßt sich die Schulung des Künstlers in Holland nur dann richtig verstehen, wenn wir seinen Studienaufenthalt in Amsterdam erst etwa vom Jahre 1615 ab annehmen. Da erst wenige Jahre vorher die auch für Lys sehr charakteristischen Gesellschaftsstücke — die „schönen Conversationen", wie sie Sandrart nennt, „da unter lieblichen Seiten- und Kartenspiel, bei einem ergötzlichen Trunke jeder nach seinem Gefallen conversirt und im Luder lebt" — aufgekommen waren. Für diese gaben dem jungen Lys damals die Bilder und namentlich die Radierungen eines Willem Buytewegk und Werner van Valkert in Amsterdam, eines Esaias van de Velde in Harlem die Anregung. Auch in den Allegorien, mythologischen und biblischen Darstellungen hat wohl gerade Buytewegk (mehr als „des Heinrich Golzii Manier", auf die Sandrart hinweist), den jungen Lys beeinflußt, dessen fleckige Beleuchtung, dessen wulstige Formengebung in dem älteren Amsterdamer Künstler schon stark vorgeahnt ist.



Männliches Bildnis. Florenz, Uffizien

Daß sich von Lys kein Werk nachweisen läßt, welches noch den



Das Moraspiel. Kassel, Gemälde-Galerie

Charakter seiner Lehrzeit in Holland verrät, dürfen wir als Beweis dafür an**sehen, daß er** jung die Reise nach Italien **antrat, von wo** er nicht wieder nach dem **Norden zurückkehrte.** Er nahm seinen **Weg, wie es** die jungen holländischen **Künstler sehr häufig** taten, über Paris und Venedig nach Rom. Aber Rom fesselte ihn nicht sehr lange trotz aller Anziehung, welche der lustige Verkehr in der niederländischen Künstlergesellschaft, der Bent, in der er den Spitznamen Pan führte, auf den lebenslustigen Jüngling geübt haben wird; er kehrt nach Venedig zurück, das ihn schon auf der Durch-

reise durch seine alte Kunst und sein Leben angezogen hatte. Alles, was uns an Bildern von ihm erhalten ist, ist hier entstanden; selbst die frühesten Werke, welche den Einfluß seines Aufenthaltes in Rom deutlich verraten. Aber der römische Aufenthalt war doch von großer Bedeutung für den jungen Künstler. Wie auf fast alle nordischen Maler, welche damals nach Rom kamen, wirkte auch auf Lys die Kunst des etwa ein Jahrzehnt früher verstorbenen Caravaggio bestimmend ein. Der Künstler tritt uns in seinen frühesten Bildern geradezu als Caravaggio-Nachfolger entgegen, Bilder, die freilich nach den Kostümen schon in Venedig entstanden sind, die aber Caravaggios Vorbild in den Motiven wie in der Beleuchtung und Färbung noch aufs deutlichste verraten. Der „Lautenspieler" in der Dresdner Galerie, das sorgfältig durchgeführte, noch etwas trockene Bildnis eines italienischen Musikers geht im Motiv, in dem scharfen Kontrast zwischen Licht und Schatten, in der Auffassung und Färbung unmittelbar auf ähnliche Bilder des italienischen Meisters zurück. Es hat für uns das besondere Interesse, daß es, trotz einer gewissen Nüchternheit, doch beweist, wie individuell der junge Künstler das Modell wiederzugeben wußte, wie solid er in Zeichnung, Färbung und Durchführung war. Wir dürfen demnach annehmen, daß Lys, als er etwa um 1618 Holland verließ, einem Paulus Moreelse oder Werner van Valckert in seiner Kunst schon fast gleich stand; im Helldunkel, in Kraft und Feinheit der Färbung ist er ihnen aber, dank der Einwirkung von Caravaggios Kunst, schon überlegen.



Quartett. Kassel, Gemälde-Galerie

Wie kühn, wenn auch keineswegs in glücklicher Weise, Lys gleichzeitig seine ersten Versuche machte, zeigt die merkwürdige Darstellung einer „Rast von Soldaten auf dem Marsch" im Kaiser Friedrich-Museum. Das flackrige Licht und unruhige Helldunkel, die festen Farben zeigen den Einfluß von Caravaggio, aber der eigentümliche Aufbau der Figuren nach den Seiten um die fast leeere Mitte, die gesuchten Verkürzungen und Überschneidungen lassen Tintorettos Gemälde als Vorbilder erkennen. In diese erste Zeit seines Aufenthaltes in Venedig gehören weiter zwei gleich originelle aus Venedig stammende Genrebilder mit scharfen Gegensätzen von Hell und Dunkel, kräftigen, tiefen Farben und breiter Behandlung: der „Hochzeitszug" im Budapester Museum und die „Schlägerei" im Museum zu Innsbruck, Gegenstücke voll Kraft und Wucht in Bewegung und Bildung der derben Bauerngestalten, die mir einen niederdeutschen Charakter zu haben scheinen. Sie stehen etwa in der Mitte zwischen ähnlichen um etwa 60 Jahre früheren Darstellungen vom alten Pieter Brueghel und den wenigen Bauernstücken von Rubens, die zehn bis zwanzig Jahre später entstanden. Die gleichzeitige Kunst hat weder in den Niederlanden noch in Italien ähnliches aufzuweisen. Während





Gelage von Soldaten und Dirnen. Kassel Gemälde-Galerie

hier die schwarzen Schatten und grellen Lichter noch störend wirken, zeigt ein bisher mit Unrecht als Selbstporträt von Honthorst bezeichnetes Bild in der Künstlergalerie der Uffizien, — nach dem Zirkel in der Linken wohl das Bildnis eines jungen Architekten — bei gleicher Kraft des Helldunkels und der Farben wesentlich durchsichtigere Schatten, weichen, breiten Auftrag der Farben, lebendigen, momentanen Ausdruck und Bewegung. Auch die Art, wie der Kopf sich dunkel vor dem hellen, luftigen Grund abhebt, ist schon durchaus meisterlich und zeigt den Künstler hier schon in der Art seiner späteren Hauptwerke.

Am bekanntesten und beliebtesten war Lys zu seiner Zeit durch seine Gesellschaftsstücke, die „schönen Conversationen geharnischter Soldaten mit venezianischen Courtisanen" nach Sandrarts Beschreibung. Die Motive kannte er schon von Holland her, von den Bildern eines Buytewegk, Dirk Hals u. a., hatte sich auch wohl selbst in Amsterdam schon darin versucht. Unter dem Einfluß der italienischen Kunst und durch das Studium der venezianischen „Gesellschaft", der wohl seine häufigen von Sandrart beschriebenen tagelangen Eskapaden von der gemeinsamen Wohnung aus galten, erhalten diese Darstellungen einen ganz eigenen Charakter. Diesem besonderen Charme verdankten sie schon zur Zeit des Künstlers ihre große Beliebtheit, so daß sie meist in verschiedenen Wiederholungen vorkommen. Ist das frühere „Quartett" in der Galerie zu Kassel noch flüchtig und reizlos im Stil der holländischen Genrebilder eines Pieter de Laer oder Andries Both, so hat das „Moraspiel" in derselben Galerie, von der im Privatbesitz eine frühere, veränderte Wiederholung bei Fackellicht vorkommt, schon echt italienischen Charakter und Stimmung im Motiv wie in den Typen und in den landschaftlichen Hintergründen; es ist zugleich in Anordnung, Beleuchtung und Zeichnung schon ein so typisches Barockbild, wie es ein Holländer der gleichen Zeit nicht malte. Kassel hat noch ein drittes Bild dieser Art, das umfangreichste und nach den Wiederholungen und Kopien beliebteste Werk des Künstlers, das „Gelage von Soldaten und Dirnen", eine Komposition von fünfzehn ganzen, fast lebensgroßen Figuren in einem öden Raume. Für das Motiv hat der Künstler noch Caravaggios kartenspielende Soldaten mit Dirnen und Wahrsagerinnen, die namentlich in Holland den größten Anklang und vielfache Nachahmung fanden, als Vorbild genommen. Aber Lys ist hier schon ganz unabhängig von seinem Vorbild, und seinen etwa gleichaltrigen Landsleuten; die Honthorst, Terbruggen, Bylaert u. a. m., welche ähnliche Motive mit Vorliebe darstellen, haben nichts von solchem Leben, von ähn-



Die Alte vor dem Spiegel. Stich von Jeremias Falck nach dem Gemälde von Johan Lys. Dresden, Kupferstich-Kabinett

licher Mannigfaltigkeit, reicher Färbung, feinem Helldunkel und malerischer Behandlung geschaffen. Bewunderungswert ist, wie die reiche Komposition trotz des flackernden Lichts, das die reichen Stoffe noch mehr herausleuchten läßt, zusammengehalten und geschickt aufgebaut ist, wie sich dabei die einzelnen Gruppen frei und weich voneinander abheben, wie die Komposition in Licht und Linien auf- und abwogt, wie die weichen Farben zueinander gestimmt sind, wie in der Fülle verschiedenartiger Gestalten „die Vielfältigkeit der Affekte, Gebärden und Begierden eines jeden vernünftig ausgebildet sind“ (Sandrart). Der Entwurf zu einer Art Gegenstück zu diesem Bilde ist uns in einer großen leicht getuschten Zeichnung im Besitze von Dr. A. Bredius im Haag erhalten: Zu Landsknechten mit ihren hübschen jungen Dirnen sind Zigeuner ins Zimmer getreten, und eine reizende junge Zigeunerin ist im Begriff, einem der Krieger aus seiner Hand zu wahrsagen. Die Anmut der Gestalten und der Reiz ihrer geschmackvollen Trachten, wie die geistreiche leichte Art, mit der die Komposition entworfen und ausgeführt ist, rufen unwillkürlich die Erinnerung an die Kunst eines Watteau und seiner Nachfolger wach.



Der verlorene Sohn. Stich von P. Monaco nach einem Gemälde von Johan Lys
Dresden, Kupferstich-Kabinett

In einer anderen Darstellung dieser Art, von der nicht weniger als drei eigenhändige Wiederholungen (die bekannteste in den Uffizien, die besterhaltenen in der Akademie zu Wien) erhalten sind, läßt der Künstler ausnahmsweise das biblische Motiv noch ahnen, das durch das ganze 16. Jahrhundert als Vorwand für solche Darstellungen benutzt wurde: den „Verlorenen Sohn unter den Dirnen“. In diesem Bilde, in dem der Künstler die Szene an die Mauer einer italienischen Villa gelegt hat, ist der figlio prodigo, wie auf der Bühne, mit seiner Schönen vorn hingetreten; hinter ihm eine Gruppe von jungen Kavalieren, die einem Lautenschläger zuhören, sich Wein kredenzen lassen und mit einem Pärchen oben auf der Mauer schäkern; ein paar Hunde und Kleider, Noten und eine Laute im Vordergrunde verstärken die reiche Komposition, die in der Grazie der Figuren wie in der Pracht ihrer Trachten an den schimmernden Glanz eines Damenporträts aus van Dycks späterer Zeit erinnert, den sie aber im Geschick der Anordnung, in der luftigen, sonnigen Wirkung übertrifft. Unmittelbar an van Dyck

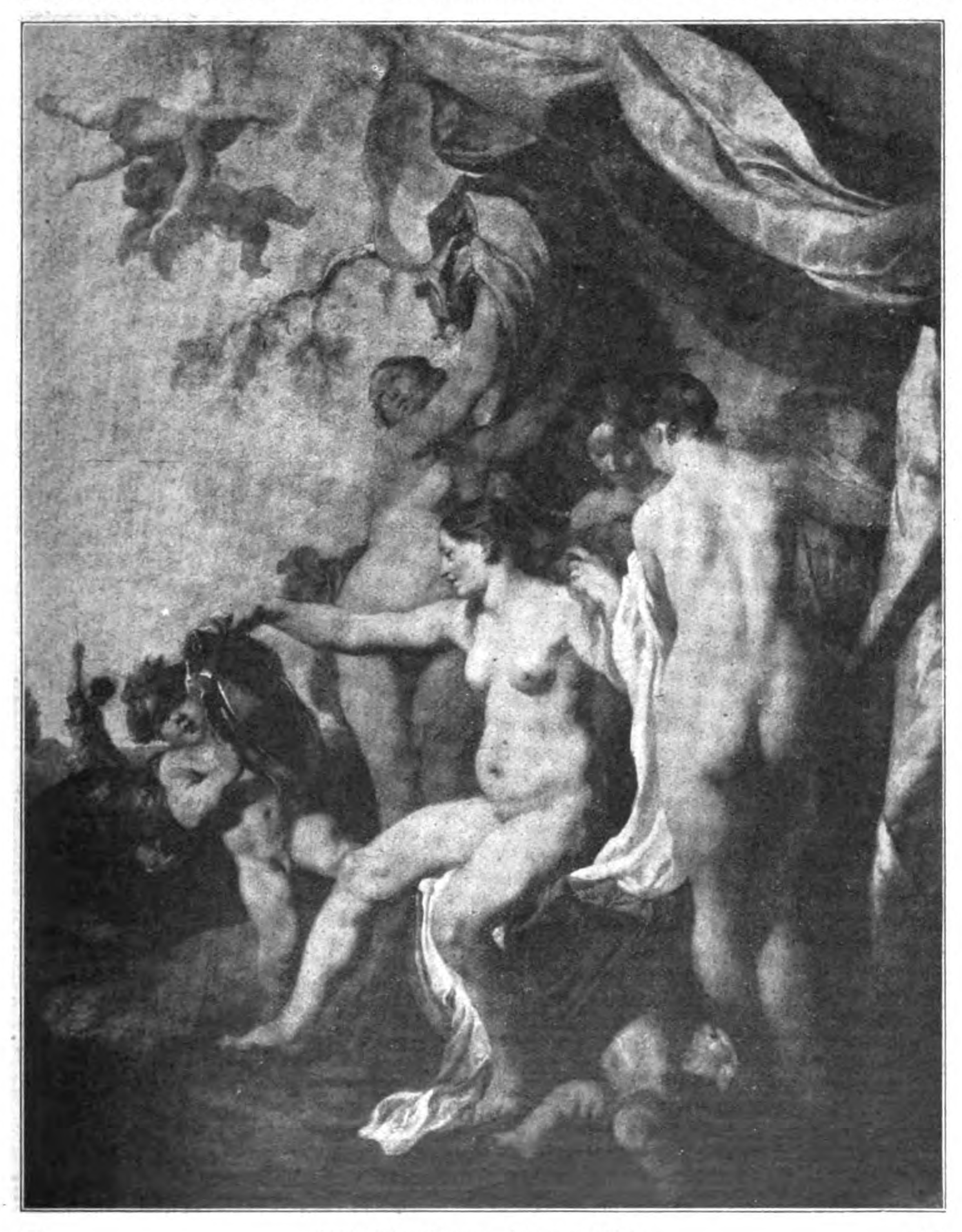


Der Satyr beim Bauer. Philadelphia, Sammlung Widener

gemahnt ein großes Gemälde mit mythologischem Motiv im Palazzo Pitti: Venus, die den Adonis zurückzuhalten sucht; in den Wolken Amoretten, andere zur Seite mit den Jagdhunden spielend. Lys, der fremde Kunst stets mit offenen Augen betrachtete und gern und mit großem Geschick daraus Anregungen entnahm, hat van Dycks Kunst und hat ihn sicher auch persönlich kennen gelernt, als dieser in den Jahren 1623 bis 1625 in Italien lebte und wiederholt gerade Venedig aufsuchte und dort seine Studien machte. Hier in diesem Adonisbilde hat der Einfluß des verwandten, fast gleichaltrigen Meisters aber zu stark und nicht günstig auf ihn eingewirkt. Die Bewegung ist zu hastig, zu gesucht, die Komposition des stark nachgedunkelten und beschädigten Bildes zu wenig einheitlich.

Vielleicht hat damals die Bekanntschaft mit Anton van Dyck Lys' Beziehung zur niederländischen Kunst wieder aufgefrischt, diesmal zu den großen Meistern von Antwerpen. Die Galerie zu Turin besitzt unter Rubens' Namen ein Gemälde des Künstlers: ein Kriegsknecht ein junges Mädchen umarmend, das — wie Dr. Oldenbourg nachgewiesen hat — schon im Besitz von Sandrart als Werk von Rubens galt und als solches gestochen ist; es ist Rubens' trefflichem, weit überlegenem, wohl zehn Jahre später entstandenem Bilde im Palazzo Bianco zu Genua in der Tat in der Erfindung wie in den Typen sehr ähnlich. Unter Jordaens' Namen ging bis vor kurzem eines der anmutigsten, tüchtigsten Bilder von Lys, die „Toilette der Venus" in den Uffizien. Volles warmes Licht ist über die schönen Körper der Göttin, ihrer jungen Dienerinnen und der Amoretten ausgegossen, jeder Körper ist darin eine besonders abgetönte Lichtquelle, kräftig modelliert und doch klar bis in die tiefsten Schatten, weich und voll in der Farbe. Niemals hat Jordaens ein so anmutiges Bild gemalt. Mit Jordaens mißt sich der Künstler in einem andern, größeren Gemälde, das gerade eine Lieblingsdarstellung des Antwerpener Meisters wiedergibt, im „Satyr beim Bauer", in der Sammlung Widener zu Philadelphia, in die es unter dem Namen des Velazquez gelangte. Gewiß ist Lys durch eines von Jordaens' Bildern zu dieser Darstellung angeregt worden, aber im übrigen ist er ganz selbständig. In Derbheit der Typen, im Humor überbietet er womöglich sein Vorbild, in der Anordnung, in den Formen ist er viel bewegter, barocker und doch geschlossener in der rhythmischen Bewegung, die in den Linien wie in der Beleuchtung, in den starken Überschneidungen, und Lichtkontrasten ganz aus einem Gusse ist.

Solche Gesellschaftsstücke, Landsknechte und junge Kavaliere mit ihrem weiblichen Anhang, Motive, wie der junge Lys wohl schon



Toilette der Venus. Florenz, Uffizien

als Schüler in Amsterdam gemalt hatte und deren Behandlung ihm dann in Rom durch das Vorbild der ähnlichen Darstellungen von Michelangelo Caravaggio und dessen zahlreichen Nachfolgern aus den Niederlanden noch mehr zur gewohnten Aufgabe wurde, fanden bei seinen Zeitgenossen offenbar großen Anklang; das verraten die häufigen Wiederholungen und Kopien, die davon vorkommen. Die Abnehmer solcher Bilder des Künstlers waren vornehmlich, wie es scheint, die nordischen Landsleute, von denen manche, namentlich Vertreter der großen Kaufhäuser von Amsterdam und Antwerpen, in Venedig ansässig waren. Daher waren sie in den Kabinetten der holländischen Städte, besonders in Amsterdam, nicht selten und kamen dort auf den Versteigerungen des 17. und 18. Jahrhunderts wiederholt vor. Das hat wohl zu der Annahme geführt, Lys sei von



Judith. Budapest, Gemälde-Galerie

Venedig noch einmal auf einige Zeit nach Amsterdam zurückgekehrt und habe damals diese Bilder gemalt. Allein ein holländischer Einfluß, wie er sich dann geltend machen müßte, ist darin keineswegs zu entdecken; vielmehr entwickelt sich die Kunst des Jan Lys stetig und immer stärker im Sinne des italienischen Barocks. Dadurch trat er mehr und mehr auch in Beziehung zu den italienischen Kunstfreunden sowohl wie zu den tüchtigen italienischen Künstlern, die damals in Venedig lebten. Schon Sandrart bemerkt, daß er neben den großen Klassikern Venedigs, namentlich „del Fettis und anderer venezianer Manier beliebt habe". Neben Feti hat offenbar Bernardo Strozzi, der abenteuernde Prete Genovese, der mit Lys auch in seinem ausgelassenen Treiben sympathisierte, auf diesen eingewirkt, wie umgekehrt Lys noch im höheren Maße auf Feti und Strozzi Einfluß ausgeübt hat. Auch in den Motiven macht sich bei ihm etwa um die Mitte seiner Laufbahn, soweit wir sie verfolgen können, eine wesentliche, durch seine italienischen Genossen in der Seestadt angeregte Veränderung geltend. Die Gesellschaftsstücke in holländischem wie in römischem Geschmack treten zurück, ja sind nach dieser Zeit kaum noch von ihm gemalt worden. Dagegen treten jetzt biblische und religiöse Motive in den Vordergrund; selbst die mythologischen Darstellungen, wie Lys sie vereinzelt bisher gemalt hatte, verschwinden fast ganz hinter religiösen Vorwürfen. Diese sind zum Teil die damals von den Barockmalern beliebten: der Brudermord Kains, Judith tötet Holofernes, die büßende Magdalena, die Findung Mosis, das Opfer Isaaks. Andere scheint der Künstler selbst gewählt oder seinen Bestellern in Vorschlag gebracht zu haben, weil sie seinen künstlerischen Intentionen besonders entsprachen. Denn diese religiösen Darstellungen sind zweifellos zumeist auf Bestellung entstanden: befinden sich doch ein paar noch in den Kirchen, für die sie gemalt wurden. So das offenbar früheste Gemälde der Art, zugleich das umfangreichste, das wir von Lys kennen: Petrus erweckt die Thabita, in San Pietro zu Fano. Das Bild enthält etwa ein Dutzend ganze lebensgroße Figuren in reicher Innenarchitektur. Eine Marmortafel neben dem Gemälde bezeugt, daß die Kapelle 1617 gestiftet wurde und daß 1623 zur Vollendung neue Mittel bewilligt wurden. Um 1623 wird das Bild also spätestens vollendet sein. War es das ungewohnte Motiv, war es der außerordentliche Umfang oder Dreinreden des Bestellers: das Bild ist in jeder Beziehung unbefriedigend und steht selbst hinter den frühesten Arbeiten des Künstlers zurück; die Figuren stehen steif nebeneinander, sind ausdruckslos und gleichmäßig in den Typen, die Farben sind hart und bunt. Aber das Bild ist nur eine Ausnahme, sonst sind gerade die Gemälde mit religiösen Motiven Lys' glücklichste Leistungen; nicht etwa wegen tiefreligiöser Empfindung — die lag dem



Das Opfer Abrahams. Florenz, Uffizien



Magdalena. Dresden, Gemälde-Galerie

Künstler ebenso fern wie seinen italienischen Zeitgenossen —, wohl aber nach ihren hohen malerischen Qualitäten.

Schon die „Findung Mosis" im Musée Wicar zu Lille (unter Strozzis Namen), die wohl noch nicht seiner allerletzten Zeit angehört, zeigt ebenso große Frische in der Auffassung wie Geschick in der engen Zusammengruppierung der lebhaft bewegten Frauengestalten und Leuchtkraft in der Karnation der zarten Farben. Wie hier so fällt in allen späten Bildern die treffliche Modellierung der nackten Körper auf. Selbst ein so wenig erfreuliches, jetzt obenein in der Farbe auffallend kalt wirkendes Gemälde wie „Kains Brudermord", das kürzlich im Berliner Kunsthandel vorkam (in reicherer glücklicherer Komposition auch in der Galerie Giovanelli in Venedig), bestätigt durch die Kühnheit und Meisterschaft, mit der die Körper gezeichnet und modelliert sind, die Angabe Sandrarts über Lys' fleißige Aktstudien. Ein besonders frappantes Beispiel dafür ist die „Judith, die Holofernes das Haupt abschlägt", im Museum zu Budapest; von wuchtigster Bildung der Figuren und fast gewaltsamer Bewegung, die aber ausgeglichen wird durch die Pracht und Harmonie der Farben, die rauschenden Falten der üppigen Gewänder und die Leuchtkraft der Karnation. Das gilt in ähnlichem Maße von der Dresdner „Magdalena, die der Engel vor der Versuchung behütet" — freilich keineswegs eine engelgleiche Gestalt.

In der Darstellung des „Kain, der Abel erschlägt", erscheint Gottvater in einer Wolke, die bis tief auf die Landschaft herabhängt. Aus diesem Motiv weiß der Künstler in seinen letzten Bildern ein Mittel zu gestalten, durch das er die Lichtquellen im Bilde noch vermehrt, aber zugleich die Darstellung in ein weiches Halbdunkel hüllt, die Schatten auflichtet und die weichen Farben wie durch einen leichten Schleier zart und duftig erscheinen läßt. Leider sind uns von solchen Stücken verschiedene von Sandrart als Hauptwerke gerühmte nicht mehr erhalten; so die „Versuchung des hl. Antonius" und „Der Sturz des Phaeton". In „Abrahams Opfer" in den Uffizien hüllt die Wolke, in der der Engel herabfährt, fast die ganze Gruppe ein und gibt ihr die mannigfaltigste Fülle von Licht und den Farben die zarte Durchsichtigkeit. Noch geschickter ist das gleiche Mittel ausgenutzt in zwei Visionen: der „Entzückung des hl. Paulus", jetzt in der Berliner Ga-



Entzückung des Heiligen Paulus. Gemälde von Johan Lys
(Berlin, Kaiser Friedrich-Museum)

lerie (zu der das Gegenstück „Entzückung des hl. Petrus“ nur noch durch den Stich bekannt ist), und in der „Vision des hl. Hieronymus“, das heute noch in der Kirche S. Nicola ai Tolentini in Venedig hängt. Durch helles Sonnenlicht durchleuchtete Wolken sind als flackernde Lichtflecken über die Bildfläche verstreut, lassen die zarten Farben, die vom Gelb über Rosa und Blau bis zum Grün in feinster Skala über das Bild verstreut sind, in köstlicher Frische auftauchen und in den Schatten wieder verschwinden. Das Auf- und Abwogen von Licht und Schatten verstärkt die überirdische Erscheinung, gibt den kräftigen Gestalten in den reichen, schwülstig gebauschten Falten ihrer Gewänder einen ätherischen Schein, gibt den reichen Farben einen zarten, duftigen Ton. Die Auflösung der festen Form, die Wirkung der Gegensätze in Stellung und Bewegung der Figuren und in der Differenzierung ihrer Glieder, wie sie die italienischen Zeitgenossen in ähnlicher Weise anstrebten, hat keiner von ihnen so weit getrieben und hat sie durch das Licht, durch Delikatesse und Schimmer der blumigen Farben so malerisch, so anmutig zur Erscheinung gebracht. Jede Härte der Farben, ihre Festigkeit und materielle Wirkung, wie sie allen Gemälden der gleichzeitigen italienischen Maler mehr oder weniger anhaften, ist hier genommen; der nordische Meister erhebt sich in ähnlicher und doch sehr verschiedenartiger, durchaus selbständiger Weise wie Rubens über seine italienischen Zeitgenossen, deren Schüler beide sind, und hat uns in solchen Bildern Werke hinterlassen, die zu den hervorragendsten Schöpfungen des Barocks gehören.

Jan Lys wurde aus dem Leben abgerufen in der ersten Manneskraft, als er eben auf der Höhe seines Könnens angelangt war. Er hat ein Alter erreicht nicht höher als etwa das von Adriaen Brouwer, seinem Zeitgenossen in den Niederlanden, mit dem auch sein Leben und seine künstlerische Veranlagung — so verschieden ihre Kunst ist — manche Verwandtschaften aufweisen. Wie Brouwer, so hat auch Lys sich an keinen gesellschaftlichen Zwang binden wollen; auch er hat ein zigeunerhaftes Leben geführt, den Tag zur Nacht und die Nacht zum Tage gemacht; auch er liebte es, plötzlich aus dem Gesichtskreise seiner Kollegen zu verschwinden, um ebenso unerwartet wieder aufzutauchen und dann um so rastloser seiner Kunst sich zu befleißigen. Wie Brouwer so hat auch Lys auf solchen wilden Fahrten doch zugleich beobachtet und studiert und nicht nur seine Motive den „Conversationen, da man im Luder lebt“ (nach Sandrarts Ausspruch) entlehnt. Hatten beide Künstler durch dieses Leben ihr frühes tragisches Ende verschuldet — beide starben durch Ansteckung an der Pest —, so hatten doch beide den sittlichen Ernst und die Energie, auch in diesem Treiben ihre Kunst stets zu fördern, ja daraus selbst künstlerischen Nutzen zu ziehen. Dadurch waren sie imstande, der Nachwelt eine Reihe von Werken zu hinterlassen, die zum Besten gehören, was die Kunst des Barocks überhaupt aufzuweisen hat.



Der heilige Hieronymus. Venedig, Tolentinerkirche

Närrische Zeiten. Von Hans Rosenhagen

Warum soll in so wildbewegten Zeiten, wie den gegenwärtigen, nicht auch der Geschmack Wandlungen durchmachen? Damit gibt er ja zu erkennen, daß er in all dem Elend lebendig geblieben ist. Leider aber vermehrt er noch die allgemeine Verwirrung, anstatt sie einzudämmen. Überall sind die alten Vorbilder und Ideale gefallen, und Sitte und Mode — die unmittelbarsten Äußerungen des Geschmacks — leiden unter diesem Zustand recht erkennbar. Denn wer bestimmte vorher Sitte und Mode? Die gute Gesellschaft und die Höfe, die bestrebt waren, wenigstens nach außen hin, das Bild einer gesammelten und gepflegten Kultur zu bieten. Die Revolution hat die Höfe fortgefegt, die gute Gesellschaft ist in alle Winde zerstreut und zum großen Teil in der Zeiten Not untergegangen. Wer soll jetzt den Ton angeben? Die neuen Machthaber? Sie fühlen selbst, daß sie dazu nicht imstande sind, denn sie kommen aus einer Schicht, die viel zu sehr mit anderen Dingen beschäftigt war, um sich mit Angelegenheiten der äußeren Kultur zu befassen. Sie sind sicherlich zufrieden, wenn sie die nötigsten Repräsentationspflichten ohne grobe Verstöße gegen das Übliche erfüllen können. Die neuen Reichen? Der Himmel behüte uns vor Leuten, die da meinen, für Geld sei alles zu haben und Reichtum verleihe an sich schon Geschmack! Die jetzt herrschende Klasse der Arbeiter? Mein Gott, Ellenbogen, Fäuste und deutliche Sprache sind höchst schätzenswerte Eigenschaften, wo sie hingehören, sind heute vielleicht sogar modern; aber für kulturfördernd haben sie nie gegolten, und seitdem der Handwerker den Stolz auf sein Handwerk verloren hat und lieber für einen feinen Herrn unbestimmten Gepräges gehalten sein will, darf man von ihm nicht erwarten, daß er bestimmend auf die Lebensformen der Allgemeinheit wirken wird. Das Bürgertum? Es ist durch die Ereignisse verschüchtert, zum Teil auch untergegangen. Ihm fehlt außerdem die Initiative, und daher sieht es sich am eifrigsten nach Vorbildern um. Es gab eine Zeit, da stellte diese das Theater. Die intelligenten Schauspieler studierten die Sitten und das Benehmen der guten Gesellschaft und suchten sie möglichst getreu auf der Bühne wiederzugeben. Sie setzten einen Ehrgeiz darein, ihres „vornehmen Spiels“ halber gelobt zu werden. Es gab damals „Salonstücke“, an denen der brave Bürger mit Vergnügen und nicht ohne Nutzen für sich sah, wie man in der guten und allerbesten Gesellschaft sich bewegte und trug. Das Theater hat seitdem eine starke Schwenkung gemacht. Kein vernünftiger Mensch wird mehr darin eine Erziehungsstätte sehen wollen oder glauben, daß der Besuch des Theaters zu einer Verbesserung der Sitten beitragen könnte. Eher bleibt das Gegenteil zu vermuten. Auch hat das bürgerliche Publikum längst des Theaters sich entwöhnt, weil sein Besuch zu einem gar zu kostspieligen Vergnügen geworden ist. Das Theater ist durch das Kino ersetzt worden. Dieses fand ein sehr viel breiteres Publikum, als jenes je besessen, und daher reichte seine Wirkung sehr viel weiter. Das unglückselige Publikum hielt das Kino für eine Bildungsstätte, und weil es Vorbilder brauchte und suchte, fand es sie dort. Die Verwüstungen, die dadurch auf den Gebieten des Geschmacks angerichtet wurden, sind kaum noch zu übersehen.

Wohl hätte das Kino ein Kulturverbreiter ersten Ranges werden können, wenn es nicht gleich in die Hände rücksichtsloser Geldmacher und Spekulanten gefallen wäre, für die Geschmack und Kultur Worte ohne Sinn und Bedeutung sind. Es ist ja immer ein dankbares Geschäft, an die schlechten Instinkte der Massen sich zu wenden. Also zeigte man ihnen, an Stelle einer durch die Mittel der Kunst veredelten Wirklichkeit, eine auf Sensationen zugeschnittene vergröberte, ja, allergemeinste. Das Publikum der Kinovorstellungen hat längst verlernt, zu empfinden, daß man ihm anstatt geschmackvoller Bilder des Lebens Zerrbilder desselben bietet. Es bemerkt auch nicht, daß die Mehrzahl der beliebten Kinoköniginnen den Unterschied zwischen dem Benehmen und der Haltung einer Dame und den Manieren einer Kokotte nicht kennt, daß die körperliche und geistige Anmut der meisten Filmhelden selten über die des vormaligen Commis-voyageur hinausreicht. Es übersieht, überrascht durch den Aufwand von Äußerlichkeiten und die unglaublichsten Situationen, daß die Kinodarsteller selten wie normale Menschen, dafür meistens aber wie Halbverrückte oder gar wie Wahnsinnige sich betragen. Daß von solchen Vorbildern sich nichts lernen läßt, wenigstens nichts Gutes, ist klar. Von der Verrückung aller Begriffe von Anstand und Moral, von der Irreleitung der Phantasie, von der Aufreizung der Sinnlichkeit, die durch das Kino herbeigeführt werden, soll hier gar nicht einmal gesprochen werden. Die Wirkungen in dieser Richtung liegen vor aller Augen und haben gerechterweise zu dem Ausschluß der Jugendlichen bis zum 18. Lebensjahre vom Besuche des Kinos geführt. Aber hingewiesen muß darauf werden, daß die Filmbühne nicht nur eine rücksichtslose Konkurrentin des Theaters geworden ist, sondern allmählich auch der Schauspielkunst gefährlich zu werden beginnt. Sie

erreicht das, indem sie namhafte Berufsschauspieler durch hohe Honorare verlockt, als Mitwirkende in den Kinoschmarren aufzutreten. Dadurch werden hervorragende Darsteller genötigt, dem von minderwertigen Elementen geschaffenen Kinostil sich unterzuordnen, und allmählich an dessen übertriebene und groteske Ausdrucksformen so gewöhnt, daß sie diese schließlich auch auf das wirkliche Theater übertragen. Sie selbst merken vielleicht kaum, daß sie ihre Kunstmittel vergröbert haben; indessen der feinfühlige Zuschauer empfindet den Niedergang der einst so heiß bewunderten Künstler, und auch die Dichter leiden darunter, daß die brutale, überdeutliche, akrobaten- und pantomimenhafte Art des Kinospiels auf Schöpfungen angewendet wird, die dergleichen weder brauchen noch vertragen. Indem der Schauspieler aufhört, natürliche Menschen — im Gegensatz zu Kinomenschen — natürlich darzustellen, verliert er als gestaltender Künstler den besten Teil seines Nimbus. Die Kinosterne werden ganz anderer Eigenschaften halber angeschwärmt als die Schauspieler, und das Publikum, das sich für jene begeistert, macht leider sehr viel geringere Ansprüche, als das Theaterpublikum. Das sollten Schauspieler, die sich und ihre Kunst hochstellen, niemals vergessen; denn es kommt immer darauf an, von wem man und was bewundert wird. Eine Masse, die der gröbsten Reizungen bedarf, um hingerissen zu werden, ist nicht das Publikum, dessen Beifall der geschmackvolle Künstler sich wünscht.

Die Theaterleiter dürfen sich freilich nicht rühmen, an dem Niedergang der Schauspielkunst unbeteiligt zu sein; denn wohl in keiner Zeit sind den Darstellern unwürdigere Aufgaben gestellt worden als eben jetzt. Der Spielplan wird vielfach von einer Literatur — wenn dergleichen noch so zu bezeichnen ist — beherrscht, die überhaupt keine anderen Probleme mehr kennt als grob erotische. Daß Erotik in jeder Form das wirksamste aller Reizmittel, selbst für die stumpfesten Geister ist, braucht nicht bewiesen zu werden. Wie niedrig also müssen die Theaterleiter von heute das Publikum und seinen Geschmack einschätzen, daß sie wagen, ihm andauernd diese dramatisierten Zoten als geistige Kost anzubieten! Und muß die Schauspielkunst nicht schließlich verkümmern, wenn sie anstatt des Lebens, das doch wahrhaftig nicht nur aus erotischen Ereignissen besteht, im wesentlichen nur noch sexuelle Fieberzustände und psychopathische Vorgänge darzustellen hat? So erfrischend unter Umständen eine derbe Unanständigkeit wirken kann — dieses ewige Spielen mit erotischen Dingen tötet am Ende nicht nur jede reine Empfindung, sondern auch jede feinere Sinnlichkeit. Das deutsche Volk gleitet auf diesem Wege unrettbar in orientalische Zustände.

In dieser orientalischen Richtung, deren beste Stütze und erfolgreichste Vormacht übrigens ebenfalls das Kino ist, bewegt sich auch die Tanzkunst — wenn das, was sich dafür ausgibt, mit Kunst noch zu tun hat. Als die brave Isidora Duncan vor ein paar Jahrzehnten das ungeheuerliche Wagnis unternahm, mit unbekleideten Beinen und Füßen vor der Öffentlichkeit zu erscheinen, und Sensation erregte, konnte niemand ahnen, bis zu welcher Entäußerungsfähigkeit hinsichtlich der Bekleidung die ihr folgenden Tänzerinnen es bringen würden. Die Nackttänze gehören heute bereits zu den Alltäglichkeiten. Kein Mensch denkt daran, ihre Vorführung zu verhindern; jeder unmündige Lebejüngling kann sich für ein paar Mark das Vergnügen verschaffen, Weiber im Evakostüm herumspringen zu sehen. Daß diese Nackttänze und -Tänzerinnen der Kunst so ferne stehen, wie nur möglich, braucht kaum versichert zu werden; aber sie wirken auch — und das ist in Dingen der Kunst das Entscheidende — in hohem Grade unästhetisch. Nicht aus Gründen der Moral sind die Nackttänze abzulehnen, sondern weil sie häßlich und geschmacklos sind. Die Griechen dichteten der Aphrodite den Besitz eines Gürtels an, der ihr unwiderstehlichen Reiz verlieh, und deuteten damit sehr fein darauf hin, daß der verhüllte Frauenkörper ungleich stärker auf die Phantasie des Mannes wirkt als völlige Nacktheit; denn diese läßt nichts mehr ahnen, bietet dafür aber oft Tatsachen, die enttäuschen. Davon wissen freilich die armseligen Geschöpfe, die sich im Nackttanz prostituieren, nichts, sonst würden sie klug verbergen, was sie jetzt jedem Beliebigen unverlangt zeigen. Der Hinweis, daß man schon im Altertum an solchen Nackttänzen sich erfreut habe, entschuldigt die Sache selbst nicht im geringsten. Damals herrschten eben andere Kulturzustände, und nackte Menschen bildeten keinen ungewohnten Anblick. Das Tanzen nackter Frauen war zunächst nur im Orient üblich und kam von daher zu den Griechen und Römern; doch darf man nicht vergessen, daß die griechischen Tänzerinnen immer auf der Grenze zwischen Kind und Jungfrau standen, also beim Tanzen keine Fleischmassen in Bewegung setzten und daher nicht unästhetisch wirkten. Außerdem bedienten sie sich der Schleier und gewisser Gewandstücke; denn auf welche andere Weise hätten sie, für die Zuschauer erkennbar, bestimmte Charaktere und Gestalten der Fabel darstellen können? Niemals aber wohnten, wenigstens in den Zeiten des Hochstandes der antiken Kultur, Ehefrauen und Töchter solchen Vorführungen bei; diese fanden vielmehr ausschließlich vor Männern, vielfach allerdings in der Gegenwart von Hetären statt, die solche halbwüchsige Tänzerinnen zur besseren Unterhaltung ihrer Freunde wohl auch mit sich zu führen pflegten. Und endlich wurde — und das ist das Entscheidende — nicht getanzt, um Lüsternheit zu erregen, sondern um die Augen zu erfreuen durch Anmut, Kunst und Jugend. Die Nackttänze von heute aber werden lediglich aus Gründen der Sensation ausgeführt, mit der bewußten

Absicht, durch die Nacktheit zu wirken und ganz andere als künstlerische Empfindungen zu wecken. Eine Künstlerin, die wirklich etwas leistet und Selbstachtung besitzt, wird sich niemals als Nackttänzerin produzieren. Sie hat es gar nicht nötig; denn sie wird auch in der üblichen Kleidung Begeisterung hervorrufen. Man mißbrauche also nicht weiter das Wort „Kunst", um eine Sache zu empfehlen und zu entschuldigen, die nichts, aber auch gar nichts mit ihr zu tun hat, die dem deutschen Empfinden ins Gesicht schlägt und die in jeder Beziehung durch Geschmacklosigkeit glänzt.

Überhaupt diese fürchterlichen Tanzereien der Unberufenen! Jedes halbwegs graziöse Mädel scheint sich heutzutage berufen zu fühlen, die Kunst des Tanzes zu reformieren. Das ist genau derselbe Unsinn, wie wenn gewisse Leute sich einbilden, sie müßten die Kunst der Malerei wieder von vorn anfangen. Die Form jeder Kunst ist etwas durch jahrhundertelange Bestrebungen berufener Meister Gebildetes. Es ist ein Glück, daß sie überliefert und gelehrt werden kann; denn wenn jeder sie sich selbst erst wieder schaffen müßte, gäbe es ja gar keine Fortschritte in der Kunst. Solche Fortschritte können sowohl technischer Art sein, als auch darin bestehen, daß die überlieferte Form mit einem neuen Geist erfüllt wird. Weder Rubens noch Rembrandt, weder Velazquez noch Leibl wären dazu gekommen, ihre unsterblichen Werke zu schaffen, wenn sie sich damit aufgehalten hätten, eine neue Art des Malens erst zu erfinden. Mit dem Blödsinn des Kubismus und des Futurismus wird die Malerei als Kunst ebensowenig gefördert, wie die Tanzkunst durch die Herumhopsereien der Reformatorinnen. Schon die Duncan wirkte dilettantisch; aber sie erschien in ihrem griechischen Gewande wenigstens natürlich, und ihr Bestreben, die in Bildwerken erhaltenen schönen Stellungen und Bewegungen altgriechischer Tänzerinnen, wie weiland die schöne Lady Hamilton, nachzuahmen, zu neuem Leben zu erwecken, war gewiß nicht zu tadeln. Doch was sind und leisten ihre Nachfolgerinnen! Groteskſprünge und Akrobatik werden Tanz genannt. Die Hauptsache ist das Kostüm, und je unwahrscheinlicher und exzentrischer, desto besser. Maler, die vielleicht nichts anderes zu tun haben, zerbrechen sich die Köpfe, um unerhörte, nie dagewesene Bekleidungsstücke für diese Tanzhuldinnen zu entwerfen. Würden diese im bescheidenen Gazeröckchen der Berufstänzerin vor der Öffentlichkeit erscheinen — kein Mensch dächte daran, ihrer Kunst Beifall zu spenden. Man würde vielmehr sehen, daß sie mit ihren Leistungen auf einer recht niedrigen Stufe stehen, daß jede kleine Ballettschülerin über mehr Kunst verfügt. Mit Phantasiekostümen und Akrobatenkünsten ist eine Reform des Tanzes eben nicht herbeizuführen.

Man sollte vor allen Dingen erst einmal anfangen, sich klarzumachen, was Tanz eigentlich ist. Dann reformiert es sich leichter. Und es gibt zu reformieren. Nicht den Bühnentanz. Den zu heben, ist nicht die Aufgabe hübscher, wohlgestalteter und graziöser Mädel, sondern die des Genies; denn in dieser Beziehung hat die Tanzkunst vor den anderen Künsten nichts voraus. Was ist nun der Tanz im allgemeinen? Ein Ausdruck der Jugendkraft, der Körperfröhlichkeit, der Lust am beschwingten Regen der Glieder. Im gesellschaftlichen Leben ein Ersatz für das Kinderspiel und ein Mittel zu einem heiteren, anregenden und dennoch harmlosen Verkehr der beiden Geschlechter. Und nun werfe man einen Blick auf die Tanzvergnügungen von heut! Ist das noch Tanz zu nennen, was da verübt wird? Gewiß: die Pavane, die Sarabande, die Gavotte und das Menuett waren auch Gesellschaftstänze, bei denen im Wesentlichen gestanden, geschritten und vor allem Reverenzen gemacht wurden; aber sie waren voll Anmut und Anstand und gaben der Hochachtung und Verehrung der Männerwelt für das weibliche Geschlecht einen zwar feierlichen, jedoch sehr reizvollen Ausdruck. Die Walks, Steps und Trotts von heut indessen sind, soviel Mühe Tänzer und Tänzerin sich auch geben mögen, graziös zu wirken, das vollkommene Gegenteil jener vornehmen Tänze. Der Hinweis auf den exotischen Ursprung dieser Tänze entschuldigt nichts. Müssen deutsche Frauen, Mädchen und Männer durchaus wie Neger und Indianer tanzen? Bemerken sie nicht den unanständigen Sinn dieser Tänze? Fühlen sie, in deren Ohren noch der Nachklang der holden Weisen eines Johann Strauß ruhen muß, sich nicht abgestoßen von der unmelodischen, barbarischen Musik, nach der diese Negertänze ausgeführt werden? In einem tropischen Klima, bei grobsinnlich veranlagten Völkern ohne eigentliche Kultur mögen solche Tänze angemessen erscheinen, nicht jedoch bei einem Volke, das so überreich an reizenden und eigenartigen Tänzen ist wie das deutsche. Der letzte Rest von Bewegungsanmut, den die Deutschen in ihren selbsterfundenen Gesellschaftstänzen sich bewahrt hatten, geht mit der fortgesetzten Übung dieser Niggerunterhaltungen dahin. Allerdings hat es den Anschein, als ob die vernünftigeren Elemente auf die Teilnahme an diesen aus Nord- und Südamerika stammenden Tänzen bereits verzichteten. In den Tanzkaffees, die nach dem Kriege aus dem Boden geschossen waren, sah man die neuen Tänze fast nur von bezahlten Leuten ausgeführt, während das Publikum zuschaute. Und das war gut so; denn beim Zuschauen wird manchem und mancher erst zum Bewußtsein gekommen sein, auf welch' niedrige gesellschaftliche Stufe sie sich selbst stellen, wenn sie diese „Schiebetänze" persönlich ausführen. Hier gibt es genug zu reformieren; es gehören indessen geeignetere Mittel dazu als ausschweifende Kostüme und groteske

Sprünge oder Tempeltänze abgetaner Kulten; nämlich gesunde reine Empfindung und die Erkenntnis, daß junge Menschen unschuldige Vergnügungen brauchen und daß im Tanz noch andere Spannungen auszulösen sind als rein erotische. Dem deutschen Wesen ist die schwüle orientalische Sinnlichkeit ohnehin nicht gemäß. Auf alle Fälle aber deutet das freiwillige Vertauschen einer höheren Kultur mit einer tieferstehenden, wie es bei den Gesellschaftstänzen tatsächlich stattgefunden hat, immer auf einen Niedergang hin, sowohl der seelischen Kräfte als auch des Geschmacks.

Doch nun zur Mode! Daß sie ihre Eingebungen und Gesetze ganz wo anders her empfängt als aus der natürlichen Empfindung oder aus der Vernunft, darf als allgemeine Überzeugung vorausgesetzt werden. Für Stimmungen ist sie wohl auch nicht empfänglich; denn sonst würde sie diesen traurigen und niederdrückenden Zeiten nicht mit einem so heiteren, von Jugendlust strahlenden Gesicht begegnen. Ach ja, die Jugend ist schön, das Schönste vom Leben; aber sie hat einen bösen und ganz unverbesserlichen Fehler: sie kleidet nur die jungen Leute. Man kann sich so jung fühlen, wie man will; aber wenn der Körper Zeichen von einer längeren Reihe von Dienstjahren sichtbar werden läßt, muß eben Rücksicht auf ihn genommen werden, vor allem auch in der Kleidung. Eine Dame von Geschmack hat es ganz in der Hand, in jedem Lebensalter schön, elegant und modisch zu erscheinen. Sie muß sich nur immer den Jahreszeiten des Lebens entsprechend kleiden. Eine herbstliche Dame in herbstlicher Tracht kann wundervoll aussehen; in der Kleidung der Frühlingsjahre wird sie immer einen lächerlichen Eindruck machen. Im Augenblick herrscht die Backfischmode, die an und für sich sehr anmutig läßt; aber da sie eine Mode der Jugend und der Enthüllung ist, fordert ihre Anwendung Vorsicht. Leider wird diese bis zur Unerträglichkeit vergessen. Als die Damenröcke noch bis zu den Knöcheln reichten, erschrak man vielleicht hier und da über den großen Fuß, auf dem manche sonst reizende Dame lebte; jetzt, wo der Rock an oder gar über dem Knie endigt, macht man eine noch viel traurigere Entdeckung: viel mehr hübsche Damen, als man geahnt hat, laufen auf zweifellosen O-Beinen in der Welt herum. Ob die Hochachtung vor der Allmacht der Mode wirklich bis zu diesem Grade der Selbstverleugnung getrieben werden muß? Wo bleibt da die liebe Eitelkeit und der gute Geschmack? Man trägt doch sonst körperliche Mängel nicht gern zur Schau. Aber das Bedürfnis, ganz, ganz jung zu erscheinen, hat offenbar alle Bedenken über den Haufen geworfen, und so bezahlt man den jugendlichen Eindruck mit dem Opfer seines Rufes, von vollkommenem Wuchse zu sein. Nun mag solche Unbesonnenheit bei unerfahrenen Schönen noch hingehen; ganz böse aber wird der Fall, wenn, was in Großstädten häufig zu beobachten ist, bejahrte und wohlbeleibte Weiblichkeiten im Backfischgewande sich zeigen. Krumme Beine wirken bei Großmüttern und solchen, die es sein könnten, natürlich nicht ganz so ernüchternd wie bei hübschen jungen Mädchen, wohl aber wird die Mode durch unförmliche Waden und Hüften so ins Lächerliche und Groteske gezogen, daß man anfängt, sie unleidlich zu finden. Mag das Kino an der Beliebtheit und Verbreitung der Backfischmode auch reichlich beteiligt sein — soviel Geschmack besitzen die Göttinnen des Films wenigstens, daß sie den armen Sterblichen den Glauben an die Vollkommenheit ihrer Reize nicht mit Gewalt, der Mode zuliebe, rauben. Mindestens haben Damen mit O-Beinen und maßlosen Sitzgelegenheiten sich noch niemals im Backfischröckchen auf der Flimmerwand sehen lassen.

Doch auch die Männerwelt ermangelt der Mode gegenüber der Selbsterkenntnis. Da hat man jetzt den gegürtelten Überzieher, dessen Abstammung vom Militärmantel unverkennbar ist. Allerdings tragen ihn meist die braven Leute, die sich mit tausend schlechten, dafür jedoch erfolgreichen Gründen dem Frontdienst im Kriege entzogen haben. Jeder, der einmal Soldat gewesen ist, weiß, daß er der Vorschrift, das Koppel über den Mantel zu schnallen, bei gewissen Gelegenheiten geflucht hat. Der Mantel mit übergeschnalltem Seitengewehr hält zwar warm, aber bequem ist er nicht. Nun übernimmt man der Mode zuliebe freiwillig die Unbequemlichkeit. Aber sah der Militärmantel mit übergeschnalltem Seitengewehr schon nicht besonders gut aus, so gewährt der Überzieher mit Gürtel nur in ganz seltenen Fällen einen erfreulichen Anblick. Bei jungen, großen und schlanken Männern wirkt er erträglich; ein wohlgenährter, untersetzter Herr erscheint in dieser Tracht indessen genau so komisch wie einst der dickbäuchige Spieß. Im übrigen ist der Gürtel für den Herrenüberzieher ein Unding, besonders am Sommermantel; denn er setzt den Träger unnötigerweise in Schweiß. Man wird ihn auch bei wirklich eleganten Herren kaum finden; um so häufiger dagegen bei jenen ahnungslosen Leuten, die der irrigen Meinung leben, man müsse sie für Angehörige der guten Gesellschaft oder für Mitglieder irgendwelchen vornehmen Klubs halten, wenn sie sich nach der neuesten Mode trügen. Trotz der militärischen Abstammung haftet dem Kleidungsstück dazu etwas Weibisches an, und die Erinnerung an Begleiterscheinungen des Kriegsausgangs, die es heraufbeschwört, ist so unerfreulich, daß der Mann von Geschmack schon darum auf die Anwendung dieser Mode gern Verzicht leistet.

Doch nicht allein die bedingungslose Gefolgschaft, die jede, auch die unkleidsamste Mode findet, beweist, daß die große Masse des eigenen Urteils, selbst in ganz persön-

lichen Angelegenheiten, entbehrt — auch im politischen Leben sieht man besinnungslos Handlungen vollführen, einfach, weil sie von vielen anderen auch ausgeübt werden. Zu diesen Handlungen gehören die sogenannten „Demonstrationszüge“. Sie mochten in den Zeiten der Monarchie und des Militarismus den Zweck haben, den Machthabern zu zeigen, daß auch das Volk seine Armee besitze und daß es eine Macht sei, die respektiert zu werden wünsche. Diesen Zweck können sie in einer Republik nicht mehr haben und deshalb sollten sie so schnell wie möglich abgeschafft werden. Vor wem oder gegen wen demonstriert man denn? Doch vor dem Volke, und das denkt nicht daran, dem Arbeiter das Recht zu bestreiten, die Arbeit niederzulegen, wann es ihm gefällt, oder den 1. Mai als Weltfeiertag zu begehen oder die rote Fahne für sein Wahrzeichen zu halten. Als Erholungsmittel können die Massenumzüge in den staubigen Straßen der Städte doch wahrhaftig nicht gelten. Bleibt also vielleicht die Genugtuung, der Öffentlichkeit zeigen zu können, wie stark die Partei ist. Das geschieht jedoch bei den Wahlen viel nachdrücklicher, und man braucht dazu nicht einmal die Kinder, die häufig auch in solchen Zügen mitgehen. Mögen viele der Umzügler bei solcher Demonstration sich auch sehr wichtig und heldenhaft vorkommen — der Zuschauer hat immer ein wenig das peinliche Gefühl, daß hier erwachsene Menschen in der Weise von Kindern sich betätigen. Dieses Gefühl wird durch die bei den Umzügen mitgeführten Schrifttafeln noch gesteigert; denn von denkenden Menschen möchte man nicht annehmen, daß sie hinter Schlagworten herlaufen, die häufig gar keinen Sinn haben. Wurde da bei den Umzügen am 1. Mai in der Stadt der Intelligenz eine Tafel mit der Aufschrift getragen: „Wir fordern die Weltschule!“ Wer von den Teilnehmern des Zuges hätte wohl Auskunft geben können über die „Weltschule“? Aber die Menschen gingen so ernsthaft hinter dem sinnlosen Worte her wie die Kinder hinter der Laterne, nur daß sie nicht sangen. Ja, wenn sie noch singen möchten und die niedergedrückten Volksgenossen mit dem Liede: „O mein Heimatland! O mein Vaterland! Wie so innig, feurig lieb' ich dich!“ aufzurichten suchten! Wer möchte da sich ihnen nicht anschließen! Und was so, wie es ist, geschmacklos und peinlich erscheint, könnte eine Demonstration werden, die einen Sinn, einen Zweck und eine Wirkung hätte. Aber vielleicht gilt es heute auch für eine Geschmacklosigkeit, von einem Vaterlande zu singen und zu sagen...

Die Rodung. Von Helen Fidelis Butsch

Ihr habt ein grausam großes Werk getan,
Da ihr die Hand an diesen Wald gelegt!
Schon zieht die Rodung sich den Berg hinan
Wie von ergrimmten Riesen kahl gefegt.
Der frommen Dämm'rung süß geheimes Weben
Zerriß, als ihre hohen Hüter starben.
Dem grellen Sonnenbrande preisgegeben
Verdorrt der Grund, und Moos und Kraut verdarben.
Und sie, die stark und mächtig manchen Stürmen
Den Weg gehemmt auf ihrer wilden Fahrt,
Ruh'n hingemäht, und ihre Leiber türmen
Sich rings am Bergesfuße aufgebahrt.
Ein Riesenstamm nur liegt allein, verloren
Am Hang, die Disteln starren um ihn her;
Ihm tritt das Harz noch heiß aus allen Poren,
Die Luft um ihn ist wie von Weihrauch schwer.
Ein ahnungsloser bunter Falter fliegt
Vom Duft gelockt und froh der Sonnenstunde,
Umspielt den Riesen, senkt sich, zuckt und wiegt
Und saugt den Saft aus seiner Todeswunde.

Ursula Bittgang

Novelle von Heinrich Zerkaulen



Wie die Wiese an dem Berghang ihres kleinen Städtchens ist (und war) ihr Leben. Blumen blühen darauf, nicht allzuviele, so daß gerade ein fröhliches, buntes Frühlingsmuster herauskommt. Und darüberhin sind Wolken und Sonne, Hagel und Frühlingssturm, Glaube und Enttäuschung und — am meisten — Hoffnung gefahren (und fahren noch). Recht eigentlich ein Leben, wie du und ich es aus uns selber kennen, mehr still als laut, mehr bescheiden als stolz. Aber ein Leben voll Güte und Verstehen.

Von ihm will ich einiges erzählen, denn es verdient wohl, in seinen hellen Umrissen auf dem dunklen Hintergrund unserer Zeit festgehalten zu werden. Zum Beispiel und zur Nacheiferung.

⌘ ⌘ ⌘

Ursula Bittgang wohnt seit Jahrzehnten in dem Landstädtchen, in das ihr Mann, der Doktor Bittgang, sie einst als junge Frau geholt hat. Er starb im Wagen an einem Herzschlag, nachdem er noch spät in der Nacht einer braven Bäuerin geholfen hatte, ihr Kleines zur Welt zu bringen. Es ist lange her, denn jenes Kleine dient schon einige Zeit im Hause der Ursula Bittgang. Babett heißt sie.

Außer ihr sind noch drei Frauen im Hause, Erika, Gertrud und Hannelore, die Töchter der Ursula Bittgang. Hannelore ist die jüngste; sie trägt zwar einen langen Rock, aber zwei schwere, braune Zöpfe hängen ihr lang herab, daß man ohne weiteres glauben kann, nur deshalb trage sie den Kopf so blank in den Himmel hinein, weil ihre zwei schweren, braunen Zöpfe ihn immer hintenüberreißen wollten. Sie ist auch sonst ganz aus der Art geschlagen, liebt bunte Farben und schön geformte Verse. Dazu spielt sie Geige. Wenn der Himmel lacht, ist ihr unendlich schwer zu Sinn. Ist es aber trübe draußen, dann flüchten alle vor ihrer Ausgelassenheit. Übrigens haßt sie (noch) die Männer.

Ihr vollendetes Gegenteil scheint Erika, der Mutter wie aus dem Gesicht geschnitten, nur herber, eigenwilliger. Ihrem steilen Gesicht sieht man das schon an, sie ist wie unnahbar. Dabei so praktisch und auf das absolut Vernünftige heraus, wie Hannelore unberechenbar scheint. Erika tut alles ganz, ein Mittelding gibt es nicht. Entweder sie haßt oder sie liebt.

Dazwischen, auch an Jahren, steht Gertrud. Harmlos und unpersönlich. Ein gutes Menschenkind.

Warum die drei Töchter so ausführlich und auffallend beschrieben sind? Weil sie zusammen das Bild der Mutter ergeben: Ursula Bittgang. In ihren Augen lacht oft ein verirrtes blaues Stück Himmel, und ihre Schläfen können zittern wie zuckende Flämmchen. Aber sie hat einen unbeugsamen Sinn, wenn sie will. Es kommt nicht oft vor, daß sie starr ist. Dann macht sie lieber eine Dummheit, ohne nach rechts oder links zu sehen, ohne zu bedenken, was war und was sein wird. Ihre Heirat war so eine unbesonnene Dummheit (wenn sie sie nicht mit ihren drei Töchtern längst gutgemacht hätte). Aber um das zu verstehen, braucht es eines längeren Umweges. Zudem ist Ursula Bittgang einer von den glücklichen Menschen, die den eingeschlagenen Weg nun auch beharrlich zu Ende gehen. Sie vergißt über einen Schmerz nicht die Freude. Sie glaubt immer, sie hofft immer. Solche Menschen liebt dennoch das Glück.

⌘ ⌘ ⌘

Wie gesagt, es ist ein weiter Weg bis hierher. Da er aber nicht außergewöhnlich, wird er rasch zu beschreiben sein. Wie die meisten Menschenleben um uns her gleichsam auf einen Blick zu beschreiben sind.

⌘ ⌘ ⌘

Ihr Vater war Förster. Immer war grüne Musik um ihr Elternhaus. Denn die hohen Bäume der Försterei machten ununterbrochene Musik in ihre früheste Kindheit hinein. Im Herbst rauschte es wie Abschied, im Winter wie müdes Leid, im Frühling wie Hoffnung, im Sommer wie Erfüllung. Erst schien es Ursula Bittgang (wir wollen ihren Familiennamen der Einfachheit halber auch in ihre Kindheit mit herübernehmen, denn Namen tun ja nichts zur Sache) — erst schien es Ursula Bittgang, als gäbe es nur Hoffnung und Erfüllung im Leben. Sie wußte damals noch nicht, daß ein Menschenleben nur halb ist, wenn es nicht auch Abschied und müdes Leid kennt. Sie war das einzige Kind und glaubte zuerst, Vaters Jagdhunde seien ihre Geschwister. Zwei tolle Kameraden, die durch Dick und Dünn mit ihr gingen. Die eifersüchtig aufeinander waren, wenn sie nur einen ein bißchen länger ansah.

Es war an einem Abend im frühen April. Ganz dünner Regen rieselte. Vater hatte einmal von solchem Regen gesagt, er sei wie ein nasses Flanelltuch: man könne sich in ihm den Tod holen. Er saß schon unter der grünen Petroleumlampe, Mutter gegenüber. Es war ihr nicht recht wohl, darum las ihr Vater gerade eine lustige Geschichte aus dem Wochenblättchen vor. Und unterstrich allen dünnen Humor langsam und breit, daß es beinahe wie richtiger Schall aussah. Aber Mutter lachte doch nur gezwungen, ihr fröstelte, und sie saß vor dem Ofen.

Ursula wäre ihr so gerne mit der Hand über das graue Haar gefahren. Aber sie schämte sich schon bei dem Wunsch, so streng und feierlich sah die Mutter heute abend aus. Sie küßte sie auch nicht auf den Mund beim Gutenachtgruß, sondern langsam auf die Stirne. Daß Ursula fast zusammenzuckte vor einem kalten, windigen Hauch.

Sie hatte wirre Träume diese Nacht. Der Wind rauschte, der Regen war stärker geworden und klopfte immerzu ans Fenster, und die beiden Hunde bellten dumpf und ängstlich in ihrer Hütte. Es war ganz unheimlich. Sie zog die Bettdecke endlich hoch über ihre Ohren, da schlief sie ein.

Grau war der Himmel und fahl, als sie erwachte. An ihrem Bett stand der Vater. Er trug ein Licht in der Hand und war doch Tag. Dann sprach er sehr leise: „Ursula komm einmal zur Mutter."

„Ist Mutter denn krank?"

Da schlug dem starken Mann ein jähes Aufschluchzen das zitternde Licht aus der Hand, der Glasleuchter zerbrach in hundert Scherben. „Unsere Mutter ist tot, Ursula."

So fand sie ihre Mutter, den Rock angezogen, halb auf dem Bett liegen. Ein kleines rotes Bächlein war aus ihrem Mund geflossen. Sie lag mit dem Gesicht nach der Wand zu, stumm und still.

„Mutter!!"

⌘ ⌘ ⌘

Es wickelte sich aber alles streng und der Reihe nach ab, wie es stets bei solchen Dingen im Menschenleben zu sein pflegt. Erst will der Himmel einstürzen und alle Uhren hören auf zu schlagen. Eine unendliche Wirrnis starrt aus dem gewohnten Tageslauf. Als ob überall breite und niemals heilbare Risse klafften. Man will nicht denken und steckt den Kopf in sein Leid. Dann aber löst sich eine Rinde nach der andern, denn der Mensch hat Tränen, seinen Schmerz auszuweinen.

Furchtbar aber sind die Tränen eines Mannes. Das erst brachte die kleine Ursula Bittgang ins Gleichgewicht: sie fühlte plötzlich etwas wie Mütterlichkeit für ihren Vater, der unsagbar zu leiden schien unter dem Tod seiner stillen Frau. Es vergingen Tage und Wochen so, immer war Ursula um ihren Vater. Sie hätte mit Jubel alles hingegeben, ihm die kleinste Freude zu machen. Eine heilige Zweiheit schien um sie beide gelegt. Sie richtete nicht mehr den Tag ein nach Minuten und Stunden, nur nach seinem Kommen und Gehen. Fast vergaß sie selber das Leid um die fehlende Mutter in der Liebe um ihn.

Da geschah das Unerhörte: Der Brief einer entfernten Verwandten, von der sie nichts wußte und nie gehört hatte, lud sie zu sich ein. Sie, die Tante, wolle die weitere Erziehung der kleinen Ursula übernehmen, diese Sorge dem gramgebeugten Vater liebevoll abnehmen.

„Ja, fahre hin, Ursula," sagte der Vater. Sie bemerkte nicht, wie er ihr nicht in die Augen sah dabei.

Und Ursula lachte aus vollem Halse. „Die dumme Tante! Als ob ich von dir könnte! Die dumme Tante!"

„Es ist doch besser, wenn du wenigstens den guten Willen zeigst, Kind. Nur für die Ferien fahre hin."

„Du glaubst — du meinst — wirklich?"

„Ja, Kind."

Da brach ihr Kinderhimmel zum zweiten Male zusammen. Ihre Kleider wurden gepackt, auch die Schulbücher.

„Warum denn die Schulbücher? Es ist doch nur für die Ferien!"

Auch die Schulbücher wurden gepackt.

Dann kam die letzte Nacht im Elternhause. Die Fenster in ihrem Zimmer standen weit offen. Der Mond brannte wie eine Fackel über die sich wiegenden Bäume, daß alle Wipfel in Flammen standen. So brannte es auch in ihrem Herzen.

Vor dem Bett ihrer Mutter brach sie in die Knie. Da konnte sie zum ersten Male in ihrem Leben aus ganzem Herzen weinen. Aber der Jagdwagen wartete schon, der sie zur Bahn bringen sollte. Eine rechte Frühlingssonne lachte vom frühen Himmel auf die Erde herunter. Und die beiden Jagdhunde tanzten fast über die Gäule weg.

„O meine Hunde!"

Und aus Ursula Bittgangs Kinderherzen floß ein kleines rotes Bächlein, wie einst aus dem Mund ihrer toten Mutter.

Ursula Bittgang war damals zwölf Jahre alt.

⌘ ⌘ ⌘

Von einer ganz unbeschreiblichen Liebenswürdigkeit war diese Tante, so daß Ursula



Ruderboote. Gemälde von Hubert Dürnholz

(Aus Ed. Schultes Kunstausstellung, Berlin)

Bittgang sofort das Gefühl hatte, sich vor ihr verteidigen zu müssen. (Denn wie oft im Leben ist das Schöne nur der Widerschein vom Häßlichen.)

Ursula tat recht, auf der Hut zu sein.

Aber dann zergrübelte sie wieder ihr Herz, aus welchem Grunde ihre Tante denn dies alles auf sich genommen habe? Freude machte sie ihr wahrlich nicht.

Erst weinte sie und verlangte immer wieder nach Hause. Als aber die Ferien ihrem Ende zugingen, wurde sie bei der neuen Schule angemeldet. Mit einem ganz unbeschreiblich liebenswürdigen Gesicht machte es ihr die Tante klar, daß das nicht anders sein könne. Vater müsse wieder frei seinem Berufe leben, Ursula erinnere ihn zuviel an die tote Mutter.

„Das soll ja gerade ...“

Was sie doch für ein ungezogenes Kind sei! Die höchste Zeit, daß das Leben sie einmal ernstlich in die Schule nehme. Die Mutter habe sie nach allen Regeln der Kunst verzogen. Nun würde sie keine Ruhe im Grabe mehr haben, sehe sie ihre ungeratene, störrische Tochter.

Ach ja, Ursula wolle ja schon von selbst! Ja doch! Ganz von allein!

„So ist es gut, liebes Kind.“ Und die liebe Tante strahlte. Sie war eine Meisterin, sie brachte es fertig, aus einem geraden Menschenkind ein Wachsbäumchen zu machen.

Erziehung nannte sie das.

Sie war eine Meisterin.

⌘ ⌘ ⌘

Ursula Bittgang konnte nicht tollen wie die andern. Laufen, daß die Röcke stieben und die lustigen Haarschleifen flattern, Räderschlagen mit den Jungens um die Wette. Ursula Bittgang haßte das Lernen, aber dennoch (vielleicht deshalb gerade?) wurde sie Erste in der Klasse. Eine Musterschülerin, ein Vorbild.

„Seht nur Ursula Bittgang!“ sagte die Lehrerin.

Und ihr Herz weinte und war einsam.

Eine Mitschülerin hatte Ursula Bittgang, das war Bertha Sternheim, die einzige Jüdin der Klasse. Ihr Vater war sehr reich. Und nur dies hielt die andern ab, sie nicht noch mehr zu quälen und zu verspotten, als sie ohnedies schon taten. Ursula Bittgang und Bertha Sternheim wurden bald Freundinnen, sie hatten auch den gleichen Schulweg. Halbe Tage lang war Ursula Bittgang bei ihr. Zu Hause blieb ihr oft das Brot im Halse stecken. Aber bei Mutter Sternheim war sie wie das Kind daheim.

Und der Sommer kam und ging.

Weißt du noch, Ursula Bittgang, wie du nie begreifen wolltest, wie schön doch der Herbst ist? Der Abschied?

Ach ja, das Kopftuch umgeschlagen, durch geduckte Häuser hin zur Judengasse. Und der Wind rüttelt an Fenster und Türen, schmeißt einem welke Blätter hintennach und johlt wie ein Straßenjunge dazu. Und dann in die warme, mollige Stube hinein zu Mutter Sternheim. Bratäpfel braten im Ofen, und die Petroleumlampe brennt schon.

Oder auch ohne Wind, ganz in flammendes Rot getaucht von der untergehenden Sonne. Gelbe Streifen am Himmel und die Bäume so nackt und wie frierend, als wollten sie die gelben Tücher vom Himmel erbitten, um sich zu kleiden damit.

Oder auch wieder ganz warm plötzlich wie im Sommer, alles vergüldet, und das braune Laub am Boden raschelt einem wie aufgestöbertes Gold um die Füße. Man braucht sich nur zu bücken, um es zu greifen.

(Nein, nichts greifen wollen — es ist doch so schön genug!)

Und schon, ehe der Traum recht begonnen, zerrann er in Sehnsucht. Bertha Sternheim kam von der Schule und fort zu Verwandten in die große Stadt.

Wohl ging Ursula Bittgang noch oft in das kleine Haus in der Judengasse.

Aber ihr Herz war einsamer denn je. Da lebte nur noch Vater. Sie wußte, eine fremde Macht hielt sie mit Gewalt von ihm fern. Und sie schrieb ihm, so oft es ihre Zeit erlaubte. Und darüber hinaus noch in Gedanken. Er würde wieder schreiben, bald — bald.

⌘ ⌘ ⌘

Auch dieser Winter ging vorüber, aber die Tante blieb gleich liebenswürdig. Wie schön sie nur alles wieder zu ihrem Geburtstage gemacht hatte! Draußen kletterte der Mai auf die Bäume, zupfte lauter grüne Knospen hervor und grub Blumen in die Wiesen. Und Blumen standen auch an ihrem Tischplatz, als Ursula Bittgang aus der Schule kam. Und ein ganzer Haufen Post lag da. Obenauf aber Vaters Brief!

Aufgemacht, natürlich. Aber Ursula war das gewohnt. Es gab ihr jedesmal einen Stich ins Herz, wenn sie daran dachte, jemand Fremdes habe darin schon vor ihr gelesen. Aber, was tat es, es war dennoch Vaters Brief.

Und wie die Tante lachte, oder höhnte? Es war ihr plötzlich so, als würde sie ausgelacht. Sie wollte den Brief jetzt nicht lesen in ihrem Beisein.

Eine unbegreifliche Angst griff nach ihr, der Brief war plötzlich so heiß in ihrer Hand, als würde er gleich lichterloh brennen.

„Aber so lies doch, kleine Ursula. Ich bin doch so gespannt, was Vater schreibt zu deinem Geburtstag!“

‚Wie ich dich hasse,‘ denkt Ursula. Dann faltet sie den Bogen auseinander: „Mein liebes Kind! Nun ist Mutter schon über ein Jahr lang tot. Aber bald sollst Du eine neue Mutter haben. Ich werde in zwei Wochen wieder heiraten. Bleibe nur brav wie bisher und lerne tüchtig. Mach' auch Tante nur Freude, sie tut Dir ja alles Liebe. Sei herzlich geküßt an Deinem Festtag. Dein Vater.

P. S. Tante wird Dir zwanzig Mark geben, davon sollst du dir etwas Schönes und Nützliches kaufen heute.“

Das hatte die ewig lächelnde, liebenswürdige Tante denn doch nicht erwartet —: — Ursula Bittgang ging wortlos aus dem Zimmer; sie tat nichts, sie sagte nichts, sie schloß leise die Tür hinter sich zu.

An diesem Tage kam Ursula Bittgang von ihrer Kammer nicht mehr herunter.

Nun waren auch die Säulen ihres Kinderhimmels eingestürzt. Ursula Bittgang, der junge Mensch, saß tränenlos und endgültig auf den Trümmern.

⁂ ⁂ ⁂

Aber der liebe Frühling zog wonnig ins Land. Eine unendliche Fahne schwang er leicht und seidig zu Häupten: den blauen Himmel.

Erst war eine ungeheure Scham über Ursula Bittgang: Vater — Mutter!

Doch hier ist nicht die Stelle, ihr Seelenleid in wohlabgewägten Worten zu zerpflücken. Worte sind ja doch nur die Maskenbilder für unsere Freude und unser Leid. Es genügt zu wissen, daß Ursula Bittgangs Lebensschifflein den ragenden Mast siegesgewisser Gläubigkeit in diesem Sturm ihres Herzens verloren hatte. Er war über Bord gegangen. An seine Stelle aber pflanzte sich steil und gerade und eigenmächtig die ewige Liebenswürdigkeit ihrer Tante.

Was tat hier auch Widerstand? Der Grund, das Elternhaus, die Heimat waren ihr unter den Füßen weggezogen. Eine neue und fremde Frau schlief im Bett ihrer toten Mutter, küßte den Mund ihres Vaters. O, Ursula Bittgang durfte nicht denken daran.

So übersah sie den raschen Wechsel der Wochen und Monde. Aus einem halben Jahr wurde ein ganzes, aus diesem ersten zwei und drei neue. Sie wurde mit dem besten Zeugnis der Klasse aus der Schule entlassen, Ursula Bittgang war jetzt fünfzehn Jahre. Äußerlich kaum anders, der längere Rock, den sie trug, änderte ja nichts Wesentliches. Aber ihr Gesicht war recht eigentlich schön geworden. Und das machten ihre Augen. Jetzt zeigte sich manchmal und zaghaft das, was heute noch, da sie eine reife und längst stille Frau geworden, ihr Gesicht aus dem Alltag hinaushebt und von dem eingangs die Rede war: In ihren Augen lachte oftmals ein verirrtes blaues Stück Himmel, und ihre Schläfen konnten zittern wie zuckende Flämmchen.

⁂ ⁂ ⁂

So kam denn Ursula Bittgang auf den Befehl (sie selber nannte das Wunsch) — auf Befehl ihrer Tante in ein Erziehungsheim der nächstgrößten Stadt.

Fräulein Elise Kupferschmied leitete dieses Erziehungsheim in materieller und sittlicher Beziehung gleichermaßen unantastbar und vorbildlich. Zurzeit taten unter ihrer umsichtigen und vorsichtigen Führung noch drei andere junge Damen „ihren ersten Schritt ins wirkliche Leben“ (sagte Fräulein Elise Kupferschmied bei der Vorstellung).

Die Tante samt ihrer unerbittlichen Liebenswürdigkeit besorgte Ursula am Abend noch zur Bahn. Danach ging sie im Tanzschritt ihrem neuen Heim zu.

Im Tanzschritt!

Als ob sie keine Kleider mehr am Leibe trüge. Die Häuser ringsumher hielten sich untergefaßt, wackelten vor Freude mit ihren hohen Giebeln, verneigten sich tief, und sie schritt hindurch. Tantenlos.

Im Tanzschritt! Sie würde ihr neues Leben mit beiden Händen hoch bauen, von Grund auf. Mit Strebepfeilern bis in den Himmel!

So wurde sie denn aufmerksam und tastend empfangen von Fräulein Elise Kupferschmied und den drei anderen jungen Damen.

Aber nur eine von diesen dreien sollte eine Rolle spielen im neuen Leben der Ursula Bittgang, das war die schlank gewachsene, blonde Trude Stinnesbach. (Die beiden andern brauchen deshalb als schöne aber unbedeutende Requisiten auch nicht weiter charakterisiert zu werden.)

Trude Stinnesbach war großzügig, selbstbewußt, unternehmend und selbständig. Kurz, das Gegenteil von Ursula. Eine leichte, sonnige Jugend lag hinter ihr. Der Vater, Drogenhändler en gros, das Musterbeispiel eines Menschen, dem eigentlich unverdientermaßen alles im Leben gelungen war und auch weiterhin wohl gelingen wird. Es gibt so Menschen. Trude Stinnesbach kam aus einer ganz warmen, gemütlichen, weißen Kinderstube. Das Herz voll Ludwig Richter und Moritz von Schwind.

Sie sagte gleich Du zu Ursula. Und sie, benommen von lauter Glanz und Licht, sagte

auch Du. Zudem schliefen sie im gleichen Zimmer. —

Es war das erstemal im Leben, daß Ursula Bittgang an diesem Abend nicht an ihre tote Mutter dachte, ehe sie wohlgemut einschlief.

⌘ ⌘ ⌘

Der äußere Tageslauf wickelte sich nun genau so ab, wie es immer schön gedruckt auf den Prospekten derartiger besserer Erziehungsanstalten heute noch zu lesen ist. Und, wie gesagt, Fräulein Elise Kupferschmied genoß als Vorsteherin dieses Hauses den besten Ruf der Stadt. (Das bedeutete viel in einer solchen Stadt, in der natürlich der Klatsch blühte, herrlich blühte wie in allen menschlichen Ansiedlungen der Welt.) Sie hatte denn auch gleich die besondere Fähigkeit Ursula Bittgangs erkannt, die ganz auf das praktisch Hausfrauliche hinzielte. Daneben interessierte sie sich auffallend für schöngeistige Dinge.

Und auch hierin war Fräulein Elise Kupferschmied auf dem Posten. Mit ihren 42 Jahren hatte sie erkannt, daß der solide Mittelweg, auch künstlerisch, die beste Wanderstraße sei für die ihr anvertrauten Zöglinge. Mit Eichendorff schloß also z. B. die Grenze ihrer Literaturvermittlung. Und da zeigte sich allerdings, daß Ursula Bittgang eigentlich da erst zu beginnen dachte. Das kam daher, weil Trude Stinnesbach sich heimlich das „Buch der Lieder“ von Heinrich Heine gekauft hatte.

Doch, wir wollen nicht vorgreifen, so viel amüsanter diese Dinge auch sein mögen im Gegensatz zu den bedeutend praktischeren Hausangelegenheiten, denen Fräulein Elise Kupferschmied naturgemäß den Vorrang gab. Es wurde gekocht, gebraten, gebacken. Es wurde gewaschen, genäht, geflickt. Es wurde auch Tennis gespielt.

Aber dies könnte wieder einen voreiligen Grund zur Abschweifung geben. Darum sei erst erzählt, daß dies zufriedene, gesunde, im ganzen auch glückliche Leben, das zwei lange, sorglose Jahre dauerte, nicht ohne Einfluß auf Ursula Bittgangs äußere Erscheinung blieb. Sie wurde rundlicher, auch ein wenig ungezwungener, freier. An Stelle der liebenswürdigen Tante ward ein neuer Flaggenmast auf ihr Lebensschifflein gesteckt. Und dessen Spitze stach schon mitten in den blauen Himmel ein Guckloch. Ja, Trude Stinnesbach hatte recht: das Leben war doch wert, gelebt zu sein!

⌘ ⌘ ⌘

Das „Leben“?

Hier ist es angebracht, einmal kurz Atem zu schöpfen. Ursula Bittgangs inneres Erleben hatte bis heute einen Kreislauf beschrieben. Sie war zum Ausgangspunkt zurückgekehrt, zur heiter unbekümmerten Lebensfreiheit. Jenes glückselige Stadium, in dem man noch nicht zu grübeln braucht: Woher? Und noch nicht ans Zielen denkt: Wohin? Die Welt ist eine große Schaubühne und noch sitzt man davor wie im Theater, sieht das Spiel behaglich und gruselig und unbeteiligt mit an. Man steht noch nicht selber als Akteur im Rampenlicht, von allen Seiten durchglüht und von Scheinwerfern aufgespießt.

Aber der große Regisseur wartet nur, er steht immer hinter der ersten Kulisse, winkbereit. Schon hatte er den Arm erhoben, auch Ursula Bittgang heranzurufen. Es kam ein Brief von daheim!

Und das Haus ihrer Kindheit stieß mit einmal alle dumpfen Fenster und vergitterten Türen sperrangelweit auf. Nun wogte ein lockender Strom von Sehnsucht — Sehnsucht durch alle Gemächer ihres Herzens: nach Hause! Wie das rief und rief!

Aber da war es, ein Stich, die neue Mutter würde sich herzlich auf ihre große Tochter freuen. Zogen schon Wolken auf? Nein! Es rief ja immer mächtiger, mit seliger, unwiderstehlicher Gewalt: nach Hause!

Und Ursula Bittgang küßte Trude Stinnesbach zum Abschied, sagte Fräulein Elise Kupferschmied Lebewohl und fuhr nach Hause.

Im Takt der Räder sprang mit, federleicht und froh, der junge Lenz ihrer siebzehn, achtzehn Jahre.

⌘ ⌘ ⌘

O, die Welt war unermeßlich schön! Und grenzenlos weit! Und grenzenlos hoch! Ursula Bittgang saß im Zuge, die Hände im Schoß, lehnte sich tief in die Polster. Und lehnte sich fest an, daß sie nicht hinten überfiel vor Glück. Sie hatte absichtlich nicht geschrieben, wann ihr Zug eintreffe, daß man sie nicht mit dem Jagdwagen abholen solle. Sie wollte sich ganz allein zurückfinden auf irgend einem heimlichen Wege, daß plötzlich ihr Vaterhaus vor ihr stünde. Als wenn sie nur von einem Waldgang heimkehre, das Schultertuch noch auf dem Arm. Kein Mensch solle sie sehen.

Da war sie schon am Zwinger. Ihre beiden Hunde sprangen hoch und lärmten und rasten: eine Fremde im Gehege!

Das riß sie jäh herum. Ein Spalt sprang in ihre zitternde Herzfreude und klaffte breit darin. Die Hunde lärmten weiter und rasten und sprangen hoch: eine Fremde im Gehege!

Kennt ihr mich denn nicht wieder? Und sie schlug die Hände vor das Gesicht. „O meine Hunde!“

Da, plötzlich, kuschten sie und rieben die Schnauzen durch die Stangen und wedelten mit dem Schwanz. Plötzlich, von weit her, ja doch: Tag, Ursula Bittgang!

Aber das Lärmen hatte eine Frau aufmerksam gemacht, die vor dem Försterhaus wie wartend auf und ab ging, eine junge, schlichte Frau. Als Ursula aufblickte, stand sie schon vor ihr. Ein jähes Rot jagte Ursulas Wangen hinauf — war das ...?

„Ursula?"

„Ja, gnädige Frau." Und sie beugte sich nieder, wie gezwungen, und wollte ihre Hand küssen.

„Nicht doch, mein Kind."

So standen sie also gegenüber, aber wie anders, als Ursula gedacht hatte. Eine Mutlosigkeit sondergleichen fiel ihr die Glieder herab und fiel in ihr Herz, das war wie ein See voll glühender Scham. Wo war denn plötzlich all ihr Haß vor dieser warmen Güte? Ein Taumel schlug auf sie ein, ein Wort stieg auf: „Vater!"

„Vater, ja, mein Kind, wir wollen zu ihm gehen."

„Sie sind gut zu mir."

„Nenne mich nicht Sie, kleine Ursula." Und sie zog sie zu sich, ganz dicht.

„Frau Mutter."

„Auch so nicht, liebe kleine Ursula."

„Mutter!!" —

Zwei Frauen gingen nach Hause.

⌘ ⌘ ⌘

Ursula Bittgang schlief diese erste Nacht tief und traumlos und lange. Als sie erwachte, mußte sie erst alles auflesen in Gedanken, stückweise, und sich zusammensetzen, was eigentlich war und wie eigentlich alles werden solle. Es war doch schwerer, als sie gedacht. Vater war so seltsam feierlich gewesen, fremd beinahe. Sie war nicht an ihn herangekommen gestern. Und die neue Mutter?

Ursula saß aufrecht in ihrem Bett, die Arme verschlungen um die Knie, und starrte, und dachte ...

Ein schöner, großer Garten. Wohl sind alle Bäume und Blumen bekannt, die Vogelstimmen, die Käfer im Grase. Und doch fremd. Als wären aus gewohnten schmalen, lieblich ungepflegten Wegen plötzlich breite, weiße, peinlich saubere Straßen geworden, auf denen man wohl feierlich gekleidet und achtsam schreiten dürfe. Und Schilder standen plötzlich an allen Ecken, lauter Warnungstafeln. Und man rafft die Kleider zusammen, ängstlich, furchtsam, nirgends anzustoßen, kein Grashälmchen zu betasten, geschweige zu zertreten. Schauerlich fremd.

Ursula saß aufrecht in ihrem Bett, die Arme noch immer verschlungen um die Knie, und starrte, und dachte ...

Und dann dieser fremde Mensch bei Tisch, ein junger Eleve, der Sohn eines Oberförsters. Vater hatte ihn immer nur mit ‚Herr Friedrich' angeredet.

Wie er aussah?

Schmuck, ja. Aber sonst? Und überhaupt, warum ein Fremder dazwischen, wo alles in ihr geschrien hatte, sich anzukuscheln. In Gedanken und Reden und Hingebungen. So aber war man gegangen wie über Eis, immer aufmerksam, nicht versehentlich auszugleiten.

Sollte das denn so fortgehen, heute und morgen und immer?

Ein Schauer lief ihr den Rücken herab. Sie stand auf, schloß das Fenster und kleidete sich an.

⌘ ⌘ ⌘

Es ging so fort, morgen und übermorgen und alle Tage. Ursula Bittgang war daheim, aber aus ihrer Jungmädchenkammer war ein Fremdenzimmer geworden, das sie bewohnte. Sauber und freundlich, aber eben ein Fremdenzimmer.

Nur die Mutter zeigte die gleiche Güte. Und Ursula dankte ihr in stummer Verehrung. Was brauchten auch Worte zwischen ihnen beiden gesprochen zu werden, Ursula wußte doch, diese Güte war halb Mitleid.

Und Vater schob den Herrn Friedrich vor, als ob er nur in Gänsefüßchen mit ihr selber zu reden gedächte.

Wie ihr bangte vor sich und der Zukunft. Wieder war sie einsam in lauter Sonne. Ihr Herz ging betteln, wer würde ihm auftun?

Herr Friedrich tat es.

Nicht viel ist von ihm zu berichten. Seine Sehnsucht reichte nicht höher als die höchsten Bäume seines väterlichen Forstes. Aber in ihm selbst rauschte noch jungfräulicher Wald. Er wußte noch nicht Wohin und brauchte es auch mit seinen achtzehn Jahren nicht zu wissen. Das Ziel seines Berufes war klar, der Weg dahin ging die genau vorgeschriebenen und oft betretenen, nicht allzu engen Geleise.

So trat Ursula Bittgang in diesen seinen Weg (was allerdings nicht vorgesehen war). Es lag in ihrem Charakter, daß dies nur ein Stück leisen Wegbegleitens wurde. Ursula Bittgang war kein Mensch, der Welten aus den Angeln zu heben vermochte. Unbeschützt und unbekümmert trug sie den hellen Schein ihrer stillen Wünsche wie eine Kerze vor sich her. Heute ist das ja anders. Diese Wünsche sind wie ein Garten geworden, in dem sie allein lustwandelt, nicht mehr auf Erfüllung wartend, nur am Wunsche selbst sich freuend. Damals aber umschlossen

all jene Wünsche nur ein einziges Wort: Heimat! Zu einem Menschen hingehn können und wissen, er ist nicht wie die verehrungsvoll fremde neue Mutter, nicht wie die ewig liebenswürdige falsche Tante, nicht wie das geschäftstüchtige kalte Fräulein Elise Kupferschmied, nicht wie der in Scham mit sieben Siegeln verschlossene Vater. Nur wissen von ihm, daß er nichts will, daß er nur da ist für einen.

Und Herr Friedrich wollte nichts als ihre beglückende Gegenwart. Das süße Geheimnis Weib trug in verhüllter Schale Ursula Bittgang in sein zagendes Knabentum.

⌘ ⌘ ⌘

Also fiel wundersamer Zwiespalt in Ursulas verworrene Einsamkeit. Über Nacht war die blaue Blume Liebe aufgeblüht und tauchte alles unter in sinnbetörenden Duft. Eines lehnte sich an das andere. Die Welt ward in einen Ring gelegt, gülden wie die güldene Sonne, hart wie die harte Erde. Und jene Heimlichkeit der ersten Liebe legte auch um diese beiden Menschen die Rosenranke, daß sie den Alltag nicht mehr sahen und blind waren vor der Not der Zukunft.

Herr Friedrich machte sich auch weiter keine Sorgen. Aber sein Vater, der Oberförster. Ein unauffälliger Besuch genügte, nicht einmal ein Wort mit Ursulas Vater, der ahnte ja sowieso nichts.

Doch er fände es jetzt angebracht, den Jungen auf die Forstakademie zu schicken. Ein wenig zu früh? Nein, man kann nie früh und viel genug lernen im Leben.

Unauffällig wie sein Besuch, war des Oberförsters Entschluß. Übrigens könne er den Jungen gleich mitnehmen.

„Ah, das gnädige Fräulein!"

‚Ein galanter Herr,' denkt Ursulas Vater, da der Herr Oberförster ihr die Hand küßt und dann ein wenig befehlend auf den Wagen weist. Herr Friedrich saß schon in den Polstern, mit einem rechten Aprilgesicht, unbeständig, Wolken, Regen, ein wenig müde Sonne dazwischen. Er war so eingeschüchtert, daß er nicht einmal wagte, Ursula die Hand zu reichen zum Abschied.

‚Die höchste Zeit,' denkt der Alte, sprang auf den Bock und zog harsch die Zügel an. —

„Wollen wir noch ein wenig durch die Allee?" sagte nach dem schweigsamen Abendbrot die Mutter zu Ursula. Es war das erstemal, daß sie ihre große Tochter zu einem gemeinsamen Gang aufforderte.

Und sie gingen lange, und keines sagte ein Wort. Aber der Wald weinte.

„Du darfst es dir nicht zu Herzen nehmen, mein Kind. Gute Nacht, Ursula." Kein Wort mehr. Und Ursula Bittgang verstand. Und vor dem Fenster ihrer Kammer weinte der Wald.

⌘ ⌘ ⌘

Am andern Morgen vermochte Ursula nicht aufzustehen aus dem Bett. Wie in einem Schraubstock waren ihre Glieder gefangen. Ihr Kopf brannte und das Herz war leer wie eine ausgeräumte Stube, zerbrochen die Fenster und eingeschlagen die Türen. Ihre Gedanken waren wie ein Schrei ohne Echo, müde und allein fiel sie in ein gähnendes Nichts.

Am gleichen Abend noch wurde aus dem nahen Dorfe Doktor Bittgang an ihr Krankenbett gerufen. —

Der freundliche Leser, der bis hierher der Aufzeichnung dieser kleinen Chronik gefolgt ist, vermutet recht: Ursula wurde nach einem halben Jahr seine Frau. Eine sehr junge, eine sehr schöne junge Frau. Neidlos erkannten es alle an, die der schlichten Trauung in der mit Buchsbaum und roten und weißen und blauen Papierrosen geschmückten Dorfkirche mit beiwohnen durften.

„Aber ein ungleiches Paar," unkten ein paar ältliche Klatschbasen, „so sehr wir unseren lieben Doktor Bittgang schätzen."

Dennoch, sie fuhren mit vielen Wünschen und hellem Sonnenschein auf die Hochzeitsreise.

⌘ ⌘ ⌘

Mit dieser Heirat hatte Doktor Bittgang seine Praxis in das eingangs beschriebene Landstädtchen gelegt. (Eine große Wiese liegt am Berghang dieses kleinen Städtchens. Blumen blühen darauf, nicht allzuviele, so daß gerade ein fröhliches, buntes Frühlingsmuster herauskommt.)

Anders, als sie ausgefahren, kam Ursula Bittgang von ihrer Hochzeitsreise zurück. Wie von schwerer Krankheit genesen. Nun war sie erwacht — und war gefangen: Frau Doktor Ursula Bittgang!

O, Doktor Bittgang war das Muster eines Ehegatten, korrekt und vornehm, praktisch und gänzlich unsentimental. Er hatte zweifellos die rechte Frau gefunden. Jung war sie und schön und müde schon vor Einsamkeit und Enttäuschung. Nichts Fremdes würde seine Herrschaft je bedrohen. Ein Vogel, dem die Flügel gebrochen, macht keine Ausflüge mehr in die lockende Ferne, er fühlt sich wohl im eigenen Nest und zufrieden.

Ursula Bittgang war wie ein Vogel, dem die Flügel gebrochen. Kaum daß sie sich je zu erinnern vermocht hätte, wie alles gekommen. Nur müde war sie gewesen, so müde. Nun aber war es da und verlangte

einen ganzen Menschen, sollte der einmal betretene Weg nicht in einer dumpfen Sackgasse enden.

Ursula Bittgang hatte sich immer im Leben vor fremden Menschen beugen müssen, nun beugte sie sich ihrem Manne. Das heißt ...

Nein, sie tat nur ihre Pflicht und tat sie treu und ganz. Daß eine junge Frau schon so stark sein kann? Es ist nicht so schwer, wenn man Verantwortung trägt. Und die junge Mutter fühlte sie für ihr erstes Kind —: — jene Erika. (Der Mutter wie aus dem Gesicht geschnitten, nur herber, eigenwilliger. Praktisch und auf das absolut Vernünftige heraus. Sie tut alles ganz. Eine Mittelding gibt es nicht, entweder sie haßt oder sie liebt.)

Härter schienen noch die Fesseln. Oft war es wie vergebliches Aufbäumen in Ursula Bittgang, die Ferne lockte, irgendwo brandete die Welt. Aber die Flügel waren gebrochen. Rasch kam das zweite Kind: Gertrud. (Harmlos und unpersönlich. Ein gutes Menschenkind.)

Und langsam schwand alle Bitternis fort, immer voller, seliger blühte das Gärtlein Einsamkeit in ihrem Herzen.

Jahre gingen dahin.

Erika und Gertrud konnten schon raufen miteinander und liefen Vaters Wagen entgegen abends, wenn er von der Praxis heimkehrte. Und kletterten auf den Bock dann zu Kutscher Johann mit der steilen Peitsche und dem geraden Hut.

⌘ ⌘ ⌘

An einem solchen Abend im Spätsommer ging auch Ursula Bittgang selber ihrem Gatten entgegen. Seit Wochen hatte es nicht mehr geregnet, immer die gleiche schwere Sonne drückte die Erde, daß sie seufzte unter der süßen Last des blauen Himmels, überreif hingen alle Früchte.

Ursula aber ging ihrem Gatten entgegen, langsam, tief in Sinnen. Ihm zu sagen, daß sie ein neues Leben fühle in der Wiege unter ihrem Herzen. Anders war alles denn vorher, auch sie trug ihre fünfundzwanzig Jahre jetzt wie einen schweren Sommer in neuer Reife. Ihre Gedanken gingen still wie die Wasser in einem Binnensee. Ließe man ein Senkblei da hinab, man fände wohl bald den Grund. Denn wer auch hätte in Ursulas Leben die Grenzen höher oder tiefer sprengen können, ihr Gatte sicherlich nicht. Der lebte seinem Berufe, ihm war die Frau nur die Verwalterin seines Hauswesens, eine etwas kostspielige, aber dennoch wohl notwendige Einrichtung. Er war wie ein Kind oft, manchmal wie ein recht unartiges, verzogenes Kind.

Wohl trug Ursula Bittgang selber die Schuld daran, aber sie merkte das nicht. Im Gegenteil, er ließ ihr doch wenigstens den inneren Frieden. Daß sie ihm ordentlich dankbar war, dem Vater ihrer Kinder.

So also ging sie ihm an jenem Abend entgegen.

Allenthalben zogen die Leute den Hut vor ihr, und sie grüßte lächelnd und blieb stehen bei diesem und jenem. Die Frau Doktor Bittgang war eine gute Frau. Der konnte man schon sein Leid klagen, ohne befürchten zu müssen, daß es ihr langweilig würde. Und sie wußte Rat, in den meisten Fällen sogar Tat. Allenthalben zogen die Leute den Hut vor ihr, als sie so langsam, tief in Sinnen daherschritt. War sie wirklich erst fünfundzwanzig Jahre? Dem Gesicht nach, ja.

Aber da bog der Wagen um die Ecke. Kutscher Johann grüßte schon von weitem und parierte die Pferde.

„O, ich störe?“

„Nein, Ursula. Aber darf ich dich vorstellen: Hans Alexander, wie du siehst, noch abgemagert vom Staatsexamen; Couleurbruder übrigens; hab' ihn aufgelesen bei Verwandten; taugt nichts für ihn, so ein öder Bauernhof; soll lieber zu uns, essen lernen und ein bißchen zusehn, wie man die Menschen wieder zusammenflickt, der junge Herr Doktor.“

„Eine lange Vorstellung, Herr Alexander,“ lachte Ursula Bittgang und reichte dem jungen Doktor wohlgelaunt ihre Hand, die er ehrfurchtsvoll küßte. „Gleich die ganze Lebensgeschichte en miniature.“

„Nur äußerlich, gnädige Frau, im Gerippe steckt mehr.“

„Oho, junger Mann,“ lachte Doktor Bittgang breit, „wir haben alle bloß die gleichen Funktionen.“

„Aber wenden sie verschieden an.“

„Na, dann fahr man los, Johann. Aber rasch, mein Magen knurrt schon,“ winkte Doktor Bittgang ab.

Er war nicht für lange Debatten, dazu vor dem Abendbrot.

So fuhren die drei durch den schweren, reifen Spätsommerabend.

⌘ ⌘ ⌘

Wie ein Kind im Hause war Hans Alexander bald, Spielgenosse und Kamerad. Onkel Doktor machte alles mit, spielte Geige und lachte, sprach zärtliche Verse und machte ausgelassene Witze, erzählte Liebes- und Räubergeschichten. Der Liebling von Erika und Gertrud. Der Liebling auch von —

Ursula Bittgang lebte die Tage all wie in einem leisen Schwindel. An ihrem Herzen sprangen die Wände. Es schien ihr, als dehnten sich schmerzhaft ihre Glieder, als wachse sie noch einmal. Sie achtete plötzlich auf ihren Anzug, und mehr als sonst, und bevorzugte die hellen Kleider. Immer noch waren die Tage schwül und seufzten nach kühlendem Regen. Jetzt aber fürchtete sich Ursula Bittgang vor dem erlösenden Gewitter, sie fürchtete alles, was sie aufwecken könnte.

Ah, jung sein, doch noch jung zu sein!

Ursula Bittgang wartete auf ihn im Eßzimmer. Spätrosen leuchteten auf dem Tisch mit dem ihnen eigenen, müde machenden Duft. Die Glastüre stand offen zum Garten hinaus. Da tollten Erika und Gertrud wieder mit Onkel Doktor. Ob er nicht bald komme? Sie stand vor dem Eckspiegel, im weißen Kleid, Rosen im Gürtel; doch noch jung zu sein!

Ursula Bittgang dachte in dieser Zeit so manchmal an den Herrn Friedrich. Genau wie damals war das alles: Rosengeranke rundherum, daß man den Alltag nicht mehr sah. Ursula Bittgang aber dachte nicht mehr an das neue Leben, das in der Wiege unter ihrem Herzen schlief. Wenn er doch käme jetzt —

Da trat Hans Alexander ins Zimmer, noch erhitzt vom Raufen mit den Kindern. Sie stand, ganz in Glut getaucht, immer noch vor dem Spiegel, die offenen Arme weit unter dem Kopf verschränkt, daß ihm das Lachen im Halse verschlug. „Frau Ursula!"

Er ging rasch auf sie zu und küßte ihr die Hand, beide Hände. „Liebe Frau Ursula!"

Ursula Bittgang aber stand, die Augen geschlossen, ihr Blut sang — Jetzt, da, plötzlich fühlte sie laut einen zweiten Herzschlag unter dem eigenen. Eine jähe Röte brannte ihr die Wangen hinauf. Wie das klopfte und klopfte, laut, dröhnend, ängstlich: Ursula Bittgang!

Sie ließ sich wie gebrochen in den Sessel fallen, Tränen stürzten ihr aus den Augen. Er lag auf den Knien vor ihr, den Kopf vergraben in ihrem Kleid. Da löste sie leise ihre Hand aus der seinen, strich über sein Haar und sagte: „Gehen Sie, lieber Hans Alexander. Ich danke Ihnen für die Sonne, die Sie mir geschenkt haben. Aber sie ist meinem Kind in das Herz gefallen, gehen Sie, lieber Hans Alexander."

⌘ ⌘ ⌘

So fuhr Onkel Doktor wieder ab. Erika und Gertrud weinten, und Ursula Bittgang stand bei ihnen und winkte lang mit dem Taschentuch. —

Dann kam ihr drittes und letztes Kind, die Hannelore. (Sie ist ganz aus der Art geschlagen, liebt bunte Farben und schön geformte Verse. Dazu spielt sie Geige. Wenn der Himmel lacht, ist ihr unendlich schwer zu Sinn. Ist es aber trübe draußen, dann flüchten alle vor ihrer Ausgelassenheit.)

Das war Ursula Bittgangs letzter reifer Sommer. Seitdem liebt sie den Herbst.

Abschied?

Nein, nicht in Resignation. Sie lebt ihren Kindern, und seit ihr Mann, der Doktor Bittgang, im Wagen an einem Herzschlag verschieden, lebt sie auch all den Menschen in ihrem kleinen Landstädtchen, die Hilfe und Rat von ihr bedürfen. Es sind deren nicht wenige.

Wohl kam noch einmal ein lockender Ruf in die Ferne, Hans Alexander, der vom Tode ihres Gatten gehört. Er brauche jetzt mehr denn je eine junge Frau Doktor und seine alten Spielkameraden Erika und Gertrud wieder und die kleine Hannelore. —

Eine junge Frau Doktor?

Ursula Bittgangs Augen lachten nur wie ein verirrtes blaues Stück Himmel, und ihre Schläfen zitterten wie zuckende Flämmchen. —

Auch dazwischen liegen jetzt schon Jahrzehnte. Sie hat weiter gearbeitet an ihrem Daheim. Und ist ihren drei Töchtern eine Mutter geworden und ein Kamerad. Es gibt keine Geheimnisse im Hause der Frau Doktor Ursula Bittgang. Gleichmäßig ziehen Wolken und Sonne, Hagel und Frühlingssturm, Glaube und Hoffnung. Und der Weg geht geradeaus.

Ihre Kinder werden einmal keinem Vater entfremdet sein, keine Tante hassen, keine fremde Mutter lieben müssen ...

So lebt Ursula Bittgang heute noch ihre Tage. Recht eigentlich ein Leben, wie du und ich es aus uns selber kennen, mehr still als laut, mehr bescheiden als stolz.

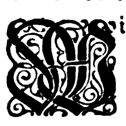
Aber ein Leben voll Güte und Verstehen.





Aus meinen Lese- und Wanderjahren

Von Otto Ernst



Wie bin ich eigentlich dazu gekommen, durch die Lande zu reisen und vor den Leuten zu reden? Ich muß schon sagen: wie das Mädel zum Kind, d. h. nicht wie irgendein beliebiges Mädel, sondern etwa wie Goethes Gretchen, will sagen: in aller Unschuld. Man hat es mir nicht an der Wiege gesungen, daß ich einmal dergleichen tun würde. Meine Eltern haben mich auch nicht Besuchern vorgeführt mit dem Bemerken: „Er muß Ihnen mal ein Gedicht aufsagen, er trägt so reizend vor!" O nein! So war man bei uns nicht.

„O sag', woher kommt Liebe?
Sie kommt nicht, sie ist da —"

So ist es wohl auch mit aller Kunst. Sie kommt nicht, sie ist da.

Ein braver Mann, der mir als fünfzehnjährigem Buben aus reiner Menschenfreundlichkeit Privatstunden gab, ließ mich eines Tages die ersten Szenen der ‚Räuber' lesen. „Warum mir gerade dieses Mohrenmaul, diese Hottentottenaugen?" zischte ich. „Ich will alles um mich her ausrotten, was mich einschränkt, daß ich nicht Herr bin!" pfauchte ich, usw.

Als ich wieder vom Buche aufblickte, machte mein lieber Schulmeister seine allergrößten Augen. Er hat es mir später erklärt: er hatte sich gewundert, wie aus diesem schüchternen Dreikäsehoch, der vor Verlegenheit immer nicht wußte, wohin er seine Mütze legen sollte, und darum sich draufsetzte, plötzlich ein so ausgewachsener Galgenstrick wie dieser Franz hervorkroch. Er hatte damals besorgt gemeint, ich hätte mich wohl sehr aufgeregt. Davon war mir nichts bewußt. Ich hatte gelesen, wie ein Nachtwandler wandelt. Ich wußte nur: dieser Franz ist ein Schurke. Und einen Schurken muß man wie einen Schurken lesen, das ist doch klar.

Als Sechzehnjähriger besuchte ich das Präparandeum in Hamburg. Einmal, in der Literaturstunde, kam der Direktor herein, der gefürchtete und dennoch geliebte Direktor, und wollte sich den Unterricht anhören. Der Mann sah immer aus wie ein kampfgerüsteter Igel, in einem Kranz von Stacheldraht serviert; aber er hielt zum Recht nach oben und nach unten; darum liebten wir ihn. Der Lehrer rief mich auf und wünschte, daß ich den ‚Erlkönig' vortrüge. Ich tat es, wie ich's gewohnt war, und als der Direktor gegangen und die Stunde zu Ende war, meinte einer meiner Mitschüler: „Na, von heut an hast du aber einen Stein im Brett beim Direktor."

„Wieso?" fragte ich verständnislos.

„Na — dein ‚Erlkönig'?!" rief er.

Er hatte offenbar etwas Besonderes in meinem Vortrag gefunden; ich kann noch heute schwören, daß mir davon nichts bewußt war. Immerhin ist es möglich, daß ich in meinem rasenden Lampenfieber den sterbenden Knaben ziemlich echt gesprochen habe, da sozusagen mein Lehrer der Vater, der Direktor der Erlkönig und ich das ächzende Kind war.

Ich war also entdeckt wie die Insel Guanahani, die auch nicht ahnte, daß sie für Kolumbus irgendwelches Interesse habe. Und jener Mitschüler stand offenbar nicht allein; denn als die nächste Klassenkneipe vorbereitet wurde — eine Sache, auf die wir uns immer gewissenhaft vorbereiteten, während wir uns auf unsere Stunden zwar auch gewissenhaft vorbereiteten, aber nicht immer —, trat der Präside an mich heran mit dem Ersuchen, den Abend durch einen Vortrag zu „verschönen". Ich war mir auch dann noch nicht bewußt, daß eine Verschönerung dabei herauskommen müsse; aber nach jungfräulich-verschämtem Zaudern sagte ich zu. Das ist für einen so norddeutschen Menschen wie mich ein großer Entschluß. Ich habe unzählige Norddeutsche kennen gelernt, die durch keine Macht der Erde, ja „nicht ums Verrecken", wie man zu sagen pflegt, dazu zu bewegen sein würden, aus der Reihe hervorzutreten und „etwas vorzutragen". Sie erblicken darin, auch wenn andere es tun, eine Art Schamlosigkeit; ein Mädchen vollends, das sich sprechend oder singend vor andern produziert, gilt ihnen für annähernd entjungfert. Das ist natürlich haarsträubend spießig; aber es ist mir immer noch erfreulicher als die Schamlosigkeit der Talentlosen, wie denn übertriebene Schamhaftigkeit immer noch viel besser ist als Frechheit. In dem Lampenfieber, das gerade die besten und tiefsten Künstler niemals ganz verläßt, ist wohl immer auch ein gut Teil solcher Scham verborgen.

Ich machte mich zu Hause über die Faustmonologe her, und während ich sie mir laut sprechend einprägte, schien es mir plötzlich,



Fuchsjagd. Gemälde von Prof. Wilhelm Räuber

als wenn das gut klänge. Ich entdeckte mich selbst, wenigstens meine Stimme; ich hörte zum erstenmal meine Stimme. War somit von meiner Künstlerseele die äußerste Hülle kindlicher Unbewußtheit abgestreift, so kann ich doch zwingende Beweise für meine unberührte künstlerische Unschuld vorbringen. Ich hielt es nämlich für undenkbar, daß man den zweiten Faustmonolog ohne Requisiten sprechen könne. Diese Requisiten bestanden in einem schalenförmigen Weinglas und einer kleinen Karaffe mit Bier. Wenn nun die Stelle kam:

„Hier ist ein Saft, der eilig trunken macht.
Mit brauner Flut erfüllt er deine Höhle.
Den ich bereitet, den ich wähle,
Der letzte Trunk sei nun mit ganzer Seele,
Als festlich hoher Gruß, dem Morgen zugebracht!"

dann führte ich die „kristallne reine" Bierschale zum Munde und zog sie erstaunt und erschüttert zurück, wenn ich angeblich ein „tiefes Summen" und einen „hellen Ton" vernahm. Und es spricht gewiß für die Lauterkeit der Kunstbegeisterung bei meinen Genossen und bei mir, daß keiner von uns die außerordentliche Komik dieser Situation empfand. Wenigstens ich nicht. Und hörbar oder sichtbar hat auch keiner von den andern gelacht.

Sonst kommt es zuweilen vor, daß Zuhörer lachen, wenn es dem Vortragenden bitter ernst ist. Die kleinen Mädchen sind darin bekanntlich am tüchtigsten. Sie machen sich keine Sorgen, weder um das europäische Gleichgewicht, noch um das Problem der Willensfreiheit, noch um die Grenzen der menschlichen Erkenntnis. Ich habe sie kichern sehen, während Joseph Kainz den Fluch der Erinnyen in Schillers ‚Kranichen' sprach. Sie meinen es gewöhnlich nicht böse. Oft handelt es sich um eine Überspannung der Nerven, die dann auf den geringsten Anstoß reagieren. Und wehe, wenn solch ein Anstoß erfolgt! Die Pest ist minder ansteckend als solch ein Lachen. Es ergreift die Ernstesten wider ihren Willen wie eine nervöse Epidemie. Es kommt vor, daß ernsteste Menschen bei Begräbnissen ohne merkbaren Anlaß plötzlich lachen müssen, auch wenn sich durchaus nichts Lächerliches begibt. Dies Lachen ist dann ein verkehrtes Schluchzen.

Ganz echt, bewußt und intrigant ist die Munterkeit der kleinen Mädchen aber dann, wenn sie nachher tanzen wollen. Kein Kainz und kein Possart, kein Schillerscher oder Goethescher Rhythmus vermag den Rhythmus der weißbestrumpften Füßchen aufzuheben. Seitdem ich in der Lage war, mir mein Publikum auszusuchen, habe ich standhaft abgelehnt, für Leute „mit nachfolgendem Ball" zu lesen. Selbst wenn zufällig lauter wohlerzogene Damen anwesend sein sollten: innerlich zucken die Füße doch, und in den Köpfen kreist es:

„Und schauerlich gedreht im Kreise,
Hopsasa trallala,
Beginnen sie des Hymnus Weise,
Heidideldum dallala ..."

und Hebbels Holofernes gaukelt durch ihren Sinn als flotter Tänzer.

Vor solch einem Publikum sollt' ich einmal in jungen Tagen Chamissos ‚Salas y Gomez' vortragen, weil der Ruf von dieser meiner Leistung seltsamerweise auch in diese Kreise gedrungen war. Ich erkannte sehr bald, daß es vollkommen aussichtslos war, die jungen Leute, insonderheit die Damen, für einen armen Schiffbrüchigen zu erwärmen, der nicht tanzte. Chamissosche Terzinen vor diesem Publikum sprechen, das hieß Diamanten vor die Schäfchen werfen. Bekanntlich hat der Verschlagene die Qualen seiner mehr als fünfzigjährigen Einsamkeit in drei Schiefertafeln gegraben, die man nach seinem Tode bei ihm findet. Ich zog also diese drei Tafeln in eine zusammen, kürzte solchermaßen die Leiden des unglückseligsten aller Robinsone auf ein Drittel und erlöste ihn durch einen frühen Tod. Woher ich damals die Frechheit genommen, weiß ich noch heute nicht; die Verzweiflung eines Künstlerherzens oder ein tiefes Mitleid mit Chamisso muß sie mir eingegeben haben. Noch heute, wenn ich daran denke, werde ich schamrot und komme auf den Gedanken, Regisseur zu werden. Gleichwohl liegt zur Reue kein eigentlicher Grund vor; die Tänzerinnen und Tänzer haben damals lebhaft geklatscht, weil es schon aus war, und gemerkt hat keiner etwas, eine einzige Dame ausgenommen, mit der ich zum Glück verlobt war.

Trotzdem habe ich dergleichen „Sprünge" nicht wieder gemacht, vielmehr, wenn ich so etwas wie ein fühlloses oder widerstrebendes Publikum fühlte, mit ihm gerungen nach der Weise Jakobs an der Stätte Pniel: „Ich lasse dich nicht, du segnest mich denn!" Manchmal ist mir das gelungen, mitunter auch nicht.

Der Inhaber eines großen Varietés, der auf Grund irgendeiner Verordnung Theodorichs des Großen in der Zeit vor Weihnachten nicht spielen durfte, kam auf den rührenden Einfall, mich zu einer Vorlesung einzuladen. Ich nahm an; der Mann mußte ja sein Publikum kennen. Beim ersten Blick ins Auditorium wußte ich Bescheid; die Sachlage war sehr schwierig. Ich erschien nicht im Trikot; kolossale Muskelballen habe ich auch nicht; ich warf mein Buch nicht in die Luft und fing es nicht mit der Nase auf; ich trug keine gewürfelte Hose und keinen gestreiften Zylinder, und für einen Damenkomiker hab' ich eine zu tiefe Stimme und kein passendes Korsett. Was tun? Die Leute saßen da, sahen einen grünen Tisch, einen Mann im Frack und dachten: ‚Was will denn der?' Daß ich deutsche Dichtung vorlesen wolle, darauf konnten sie doch unmöglich verfallen ...

Keiner unterschätze oder überschätze die Gefühle eines Vorlesers in solcher Lage. Für einen Tenor liegt die Sache anders; ein Tenor nimmt es mit jedem Akrobaten auf. Aber ein Dichter? Wenn man schon

für gewöhnlich mit 39 Grad Fieber vor die Lampen tritt und einem diese Lampen viel zu hell scheinen, so ist es in solchem Falle, als brennten sie alle trübe und blakten. Eine Legende erzählt von einem frommen Manne, der in die Wüste ging und den Steinen das Evangelium predigte und es erreichte, daß sie schließlich Amen sprachen. Das muß ihm nicht leicht geworden sein. Ich las eine Viertelstunde lang ohne sichtbaren, hörbaren oder fühlbaren Erfolg. Ein Mann, der heftig zu klatschen begann, stellte, erschreckt durch das schaurige Echo der Einsamkeit, seine Arbeit wieder ein. Ich las eine weitere Viertelstunde mit demselben „Erfolg“. Natürlich liest man in solchem Falle nicht unbefangen; denn vor jedem Satze denkt man: ‚Paß auf, das verstehen sie auch wieder nicht! — Paß auf, das macht schon wieder keinen Eindruck!‘ Indessen ich biß die Zähne zusammen und konzentrierte mich. Und siehe da, obwohl ich keine „Konzessionen“ las, im Gegenteil: die Lampen wurden mählich heller; der Saal wurde wärmer: ich fand in der Menge immer mehr lebendige Augenpaare, und schließlich muß ich so steinerweichend gelesen haben, daß sie Amen riefen und klatschten und mehr verlangten. Hier war's also geglückt. An solchen Abenden streckt man sich natürlich in seinem Bette mit stark erwärmtem Selbstgefühl.

In einem andern Falle hatte mich ein schwerreicher Verein von schwerreichen Industriellen nach einer schwerreichen Fabrikstadt im Osten geladen. Auch hier hatte ich, ehe ich ein Wort gesprochen, das Gefühl, ohne Schlüssel und Dietrich, ohne jegliches Einbruchsmittel vor einem diebes- und feuerfesten Geldschrank zu stehen. In Räders prächtiger Posse „Robert und Bertram“ kommt ein Bankier Ippelmeyer vor, der einmal entrüstet ausruft: „Beweisen? Beweisen? Sie woll'n mir was beweisen? Mir will er was beweisen! Dem reichen Ippelmeyer will er was beweisen!“ Dieser Mann ist also so reich, daß man ihm nichts beweisen kann, auch den pythagoräischen Lehrsatz nicht. So reich waren diese meine Zuhörer auch, noch reicher. Sie waren so „blödsinnig begütert“, daß man sie nicht rühren und nicht erheitern konnte. Wenn in dem, was ich vorlas, etwas von „Banausen“ oder „Spießern“ oder „Kaffern“ vorkam, sprach ich es mit besonders kräftiger Betonung und mit einem leuchtenden Rundblick übers Publikum; aber das verstanden sie auch nicht. Der Vorstand versicherte mir zwar am Schlusse mit Entschiedenheit, es sei sehr schön gewesen; aber er hat mich nicht überzeugt.

Ja ja, das Publikum! Und nun glaubt der Leser, es werde eine lange oder doch laute Scheltrede gegen das Publikum folgen. Ganz im Gegenteil. Wenn das Publikum an mir so viel Freude erlebt hat wie ich an ihm, dann können wir beide mehr als zufrieden sein. Ja, wenn das Publikum nichts anderes wäre als eine bloße Ansammlung der Müller, Meyer, Schulze und Lehmann, dann stünd' es übel drum; denn wir einzelnen Meyer, Müller, Schmidt usw. sind allerdings eine traurige Sorte. Aber Sie kennen doch Schwefel, nicht wahr? Und Sie kennen Quecksilber, nicht wahr? Nun, verbinden Sie die beiden chemisch miteinander, und es entsteht Zinnober, ein Körper mit ganz anderen Eigenschaften als Schwefel oder Quecksilber. Tun Sie Müller und Meyer zusammen, und es entsteht ein Zinnober, genannt Publikum. Es entsteht eine Masse, die dümmer ist als das Vieh und gescheit bis zur Genialität. Ja, ein Beweis dafür, daß das Publikum eine chemische Verbindung von ihr selbst verschiedener Elemente ist, ist darin gegeben, daß jede andere Ansammlung eine andere Verbindung darstellt, daß das Publikum von heute niemals das von gestern oder morgen ist. Jeder Bühnenkünstler weiß das; es müßte ihm ganz unerträglich sein, dieselbe Rolle fünfzigmal zu spielen, wenn er sie nicht jedesmal auf einem anderen Instrument, mit anderer Resonanz spielte. Die Auditorien von hundert Abenden und in hundert Städten haben eine Reihe gemeinsamer Züge: sicherlich. Und doch gibt es hier eine eigentümliche Erfahrung, die keinem vielbewanderten Vortragskünstler fremd ist. Jeder Künstler dieser Art hat in seinem Vortragsschatze Stücke und in diesen Stücken Stellen, von denen er sich sagt: „Das zündet überall; das wirkt auf jedes Publikum.“ Es wirkt auch 99 mal; aber eines Tages, an einem hundertsten Abend, in einer hundertsten Stadt geht die Kraft- und Glanzstelle ohne spürbare Wirkung vorüber! Und doch braucht es sich keineswegs um ein stumpfes Publikum zu handeln; denn plötzlich reagiert dieses selbe Publikum lebhaft auf eine andere Stelle, auf ein anderes Werk, das anderswo nicht erfaßt wurde. Da haben wir sozusagen den mathematischen Beweis dafür, daß jedes Publikum ein Individuum ist.

Wie vor ein Individuum bin ich denn auch vor jedes Publikum hingetreten, und nie habe ich mich als ein Grammophon mit Platten aufgefaßt, die man auflegt und sich abdrehen läßt. Ich habe meine Vortragsstoffe deshalb, von meinen frühen Versuchen abgesehen, niemals auswendig gelernt, obwohl es mir ein Leichtes gewesen wäre. Was man auswendig gelernt hat, mechanisiert sich, nicht nur im Hirn, sondern auch im Herzen. Musik haftet außerordentlich leicht in meinem Gedächtnis; aber ich sträube mich mit aller Gewalt dagegen, den „Figaro“, den „Fidelio“, den „Don Juan“, die Symphonien Beethovens, die Matthäus-Passion und dergleichen Herrlichkeiten auswendig zu lernen; ich will jedesmal wieder, wenn ich sie höre, von ihren Schönheiten überrascht, hinterrücks überfallen, überwältigt werden. So will ich jedesmal wieder selbst erleben, was ich lese. Die Gedächtnis-Akrobatik der

langen Rezitationen „frei aus dem Gedächtnis" ist für mich als Zuhörer jedesmal eine Angstsache; unaufhörlich muß ich denken: ‚Jetzt bleibt er hängen,' denn auch das beste Gedächtnis hat seine Mücken, und dann ist von Genuß natürlich nicht mehr die Rede.

Wenn man solchermaßen jede Leistung als eine neue Geburt auffaßt, dann entsteht aus dieser Auffassung und einer gewissen Gewissenhaftigkeit jenes ein bißchen sehr anstrengende Gefühl des Lampenfiebers. Es ist aber wohl zu bedenken, daß dieses Gefühl sehr oft noch durch äußere Schwierigkeiten verstärkt wird. Es braucht nicht gerade ein wackelnder Zahn zu sein, wie er Liliencron peinigte. „Ich habe," erzählte er mir, „hier vorn einen künstlichen Zahn, der natürlich nicht festsitzt; wenn ich nun vorlese, etwa ‚Teure Thinka!', dann habe ich immer eine Höllenangst, daß der Zahn herausspringt und mit Donnergepolter ins Publikum kollert!" Es braucht, wie gesagt, nicht das zu sein; ein wackelndes Pult, auf dem man bei jeder stärkeren Erregung Schaukelbewegungen macht, genügt vollkommen, um das Lampenfieber mit Seekrankheit zu komplizieren, und ein Pult, das man nicht vorher untersucht hat, wackelt gewiß.

Das Trinkwasser, das man bestellt hat, fehlt in der Regel; aber es kommt! Spät kommt es; doch es kommt. Mitten im schwierigsten lyrischen Gedicht kommt es, von einem Saaldiener mit klirrender Behutsamkeit durch die ganze Länge des Saales getragen, und mit dem Ausdruck pflichtbewußter Tüchtigkeit stellt er es Ihnen vor die Nase. Wenn er sehr tüchtig ist, bringt er Selterswasser, entstöpselt es vor aller Ohren und löst die Spannung der glücklich vereinten Nerven durch einen kräftigen Knall.

Unsere Vortragssäle sind in der Regel so eingerichtet, daß es überall hell ist, nur nicht am Pult des Vorlesers. Aber der wahre Teufel der Finsternis sitzt in den Bogenlampen. Sie lesen:

„Ach, aus dieses Tales Gründen,
Die der kalte Nebel drückt,
Könnt' ich ..."

Die Bogenlampe erlischt.

„Könnt' ich doch den Ausgang finden,
Ach wie fühlt' ich ..."

S—s—s—s—s—s— bum! Die Lampe glüht wieder.

Ach wie fühlt' ich mich beglückt!
Dort erblick' ich schöne Hügel ..."

Die Lampe geht wieder aus.

„Ewig jung und ewig grün!
Hätt' ich Schwingen, hätt' ich Flügel,
Nach den Hügeln zög' ich hin.
Harmonien hör' ich klingen ..."

Siiiiiii — pst pst pst — ks ks ks — puff! Jetzt brennt sie wieder. Das macht Stimmung.

Mit manchen Vortragslokalen ist hinterrücks eine Kegelbahn verbunden. Der Wirt kann keine Rücksicht auf Sophokles nehmen; er muß seine Kegelbahn vermieten. Sie sprechen die namenlosen Qualen des Gatten und Sohnes der Jokaste, und dazwischen hören Sie alle Neune fallen. Auch Tanzsäle schmiegen sich gern an Vortragsräume. Sie sprechen den Fluch des alten Lear, und aus der Nachbarschaft tönt, nicht einmal übermäßig dezent, der Walzer: „Nur die Ruhe kann es machen!"

Ich hörte einmal Emanuel Reicher Gedichte von Hölderlin sprechen. Es war mitten im steinigsten Hamburg, wo man gewiß keinen Hühnerhof vermuten konnte. Aber als Reicher begann:

„Ihr wandelt droben im Licht
Auf weichem Boden, selige Genien!"

da schrie ein Hahn mit prachtvollem Organ „Kükerüküüüh!" Reichers Mundwinkel zuckten.

„Glänzende Götterlüfte
Rühren euch leicht ..."

„Kükerüküüüh!" machte der Hahn. Reichers Schultern bebten.

„— wie die Finger der Künstlerin
Heilige Saiten."

„Kükerüküüh!" Reicher konnte nicht mehr.

Solchen und anderen Anfechtungen ist der Vortragskünstler ausgesetzt auf Schritt und Tritt, und mit der Zeit fallen sie auf die Nerven. Dazu muß er reisen, fast jede Nacht in einem andern Bette schlafen und jeden Tag dieselbe Hotelküche genießen. Manchmal ist das Reisen schön; manchmal auch nicht. Ich vergesse nie den frühen Wintermorgen, da ich unter Mond- und Sternenschein aus einem kleinen mecklenburgischen Nest, wo ich den Abend zuvor gelesen, von sorgenden Händen wohlig eingewickelt, auf einem Wagen stundenweit durch klingenden Frost zur Bahn fuhr, um am Mittag desselben Tages noch in unserer damals glänzenden Reichshauptstadt sprechen zu können. Ein Wechsel von wunderbarem Reiz. Die Leute haben mich oft gefragt, ob es mir denn Vergnügen mache, auch in kleinen Nestern zu lesen, und ich habe ihnen immer mit Ehrlichkeit antworten können: „Erst recht." Die großen Städte leiden keinen Mangel an geistigen Dingen, oder wenn sie ihn leiden, so ist es der Mangel im Überfluß; nach Dorf und Kleinstadt kommt wenig, oder es kommt der Abhub von der Tafel der Großstädte. Wenn man in solchem Städtchen am Hotelfenster steht und auf Markt und Gassen schaut und alles in allem eine Gemüsefrau sieht, so denkt man wohl zuweilen: ‚Du lieber Himmel, woher sollen in diesem verlassenen Erdenwinkel die Leute kommen, die dir zuhören mögen?!' Aber am Abend kommen sie dann aus allen Gäßchen und Winkeln, die oft monatelang, jahrelang nach einer Labe aus dem Kelche der Kunst gedürstet haben, und erstaunt, entzückt, ergriffen fühlt man sich plötzlich warm umschlossen von einem feinhörigen, tiefherzigen Zuhörerkreis.

Und Berlin? Ich habe soeben diese Stadt genannt und argwöhne eine ungünstige Meinung über ihr Publikum. Sie ist unberech-

tigt. Das Berliner Publikum, von dem allein Nachrichten ins weite Reich dringen, jenes Publikum gewisser Premieren, das mit jeder hohlköpfigen Mode läuft, vor keiner Schweinerei erschrickt, aber für jeden Angriff auf den letzten Rest eines reinen Empfindens freudig einen blauen oder auch braunen Schein bezahlt: dieses Publikum ist eine Zucht- oder Irrenhausgemeinde; es ist nicht „das Berliner Publikum." Wenn man jene Sorte von den etwa drei Millionen Berlinern abzieht, dann bleiben immer noch etwa drei Millionen Berliner nach, und die sind ein überaus empfängliches, dankbares und warmblütiges Publikum. Ja, warmblütig. „Der kalte Norden," nicht wahr? In Süddeutschland ist eine merkwürdige Fabel verbreitet, die vom „kalten Norden". Sie ist so wahr wie jener mittelalterliche Bericht von dem Gänsebaum, aus dessen riesigen Knospen, wenn sie platzten, Gänse herausflögen. Ich habe Künstler jeglicher Art nirgends wärmer feiern sehen als in Berlin, Hamburg, Bremen, Königsberg und andern Orten. Dagegen sagte man mir in einer süddeutschen Hauptstadt vor meinem Auftreten: „Wundern Sie sich nicht über unser Publikum; wenn es dreimal in die Hände klappt, ist es enthusiastisch." Das war nun freilich auch eine ungerechte Hyperbel; ich fand die Leute nicht kälter als im Norden. Ich habe die deutsch redende Welt durchfahren von Petersburg bis Bern, von Wien bis Paris und Amsterdam; die offensten Herzen hab' ich gefunden in Paris, im deutschen Rußland und bei den Saupreußen in Berlin.

Doch darf ich meine Schweizer Freunde nicht vergessen. Man hat dort die liebe Art, einem Gast, den man erfreuen will, die heimischen Lieder in wohlgeübtem mehrstimmigem Gesange zwanglos vorzusingen, und das haben sie fleißig getan. Aber sie haben auch konkretere Weisen der Huldigung. Als ich einstmals nach getaner Arbeit mein Abendessen einnehmen wollte und vom Kellner Wurst verlangte, war keine da. Eh' ich's hindern konnte, sprangen drei hübsche Mädchen hinaus, und nach einer Viertelstunde kamen sie zurück mit einer Wurst.

„O laßt mich zögern!"

rief ich mit Tasso,

„Seh' ich doch nicht ein,
Wie ich nach dieser Stunde leben soll."

Und ein schlagfertiger Alfons, ein Schauspieler, versetzte:

„In dem Genuß des herrlichen Besitzes,
Der dich im ersten Augenblick erschreckt."

Prall und rundlich lag sie vor mir auf dem Teller, die Dichterkrone. Ich hätte sie mir in die Locken gedrückt, wenn ich nicht so hungrig gewesen wäre.

O ja, solch ein geselliges Beisammensein nach der Vorlesung kann sehr erheiternd sein. So rief einmal ein Mann, als ich an einem regnerischen Maiabend gelesen hatte: „Wie war es voll! Knüppelhagelvoll! Kein Stuhl war mehr zu haben! Das macht das schlechte Wetter."

„Nur!" versetzte ich.

Ein Medizinalrat in einer kleinen Stadt versicherte, als ich aus meinen Romanen und aus meinen Kinderstudien vorgelesen hatte: „Romane schreiben ist gar keine Kunst, wenn man bloß seine Kinder beobachtet. Meine Jüngste fragte mich mal: ‚Vater, brüten die Schweine auch?' Ist doch großartig, was? ‚Vater, brüten die Schweine auch?'"

„Großartig," stimmte ich bei. „Wenn Sie daraus einen Roman machen, verdienen Sie ein Schweinegeld."

Sogar die Autogrammschnorrer können einem Vergnügen machen. Als ich einmal mit einem berühmten Geiger zusammen wirkte, schrieb ich auf die dargereichten Blätter immer seinen Namen und er den meinen. Ein junges Mädchen mit graphologischer Begabung fand die Schriftzüge sehr charakteristisch.

Weniger lustig sind die Menschen, die nach dem Grundsatz handeln: ‚Nun hab' ich dich einundeinhalb Stunden lang angehört — jetzt komm' aber ich dran!' Vierzehn Sonette hat mir mal einer flüsternd in die Ohren gebrüllt; er umklammerte dabei meinen Oberarm, und jedesmal, wenn ich besonders begeistert sein sollte, kniff er. Erst als ich nachdrücklich versicherte: „Verzeihen Sie; ich muß mal hinaus!" gab er mich ernüchtert frei. Aber ich trug einen violetten Arm davon.

Eine ebenso anmutige Spezies sind die, die in der Fünfminutenpause mit einem Manuskript ins Künstlerzimmer kommen und die Frage entschieden wünschen, ob sie Dichter seien.

Niemand aber möge glauben, daß solche Erfahrungen die Regel seien. Öfter als das hört man ein paar leise Worte, die vieles sagen, fühlt man einen stummen Druck der Hand, sieht man ein Paar junger oder alter Augen, die wie Schwester- oder Bruderaugen in die unsern blicken. Darum bin ich denn auch mehr als dreißig Jahre lang mit frohem Herzen durch die Lande gefahren.

„In raschen Jahren geht's wohl an,
So um und um frei durch die Welt zu streifen,"

aus dem D-Zug ins Vortragshemd zu stürzen, vom Vortragspult zum Abendessen und vom Abendessen an den Frühzug zu gehen — heute treffe ich spätestens zwölf Stunden vor der Vorlesung am Platze ein und schärfe dem Pförtner des Gasthauses ein: „Wenn mich jemand besuchen will: ich bin tot; wenn er den Verblichenen sehen will: ich bin schon begraben. Nur über Ihre Leiche geht der Weg in mein Zimmer. Nach der Vorlesung sei ich noch immer zu allen Schandtaten bereit."

Das letzte ist etwas Renommage eines alternden Herrn; solche Sprünge wie z. B. in Zürich und am Rhein mache ich jedenfalls nicht mehr mit der alten Eleganz. In

Zürich feierten mich Studenten an den Morgenzug nach Straßburg; Studenten sind in solchen Fällen sehr lieb und sehr anstrengend. Schlimmer war es in jener Stadt am Rhein.

„An den Rhein, an den Rhein, zieh nicht an den Rhein;
Mein Sohn, ich rate dir gut."

Dort sollte ich am Mittag lesen; am Abend vorher gab man ein Stück von mir, und das anschließende Abendessen schloß gerade noch zeitig genug, daß ich zur Vorlesung kommen konnte. Die Weine von Mosel und Rhein — so schön sie sind —, sie haben bei fortgesetzter Anwendung die Eigentümlichkeit, daß sie das menschliche Organ zusammenziehen wie den oberen Rand eines Strumpfes und den menschlichen Kehlkopf sozusagen in eine Gänsegurgel verwandeln. Durch stimmlichen Wohlklang bin ich an jenem Mittag sicher nicht aufgefallen. Die Kegelbahn und der Tanzsaal, die sonst nebenan zu liegen pflegten, waren in meinen Kopf verlegt, die Bogenlampe auch. Aus weiter Ferne drang gelegentlich ein Lachen oder ein Klatschen herüber; daraus schloß ich, daß ich das Lesepult wirklich erreicht hätte und öffentlich etwas vorläse. Wie die Leute lachen konnten, begriff ich nicht; die Welt war doch sehr, sehr traurig; namentlich hatte sie furchtbare Kopfschmerzen. Aus dem Umstande, daß ich heute hier in meinem Hause sitze, schließe ich auch, daß meine Vorlesung einmal aufgehört hat; damals schien es mir nicht so. Aber das Publikum hat nichts gemerkt; Haltung muß ich also glänzend bewahrt haben. Und ich will gleich hinzufügen, daß dies in mehr als dreißig Jahren der einzige Fall dieser Art geblieben ist; sonst kommen meine lauteren und reinen Feinde auf die Idee, ich sei ein Säufer, und schließen womöglich gar aus solcher Verkommenheit bei mir auf Genie.

Der müßte ja auch ein Narr und ein schlechter Rechner sein, der das Glück eines Weinrausches vertauschen möchte mit dem Rausch des schaffenden Künstlers. Ein guter Vorleser ist ein feiner Brückenbauer; er baut die luftig goldne Brücke vom Dichter zum Volke. Um einen Dichter voll zu erfassen, muß man, wie jedermann weiß, selbst ein Dichter sein, wenn auch ein stumm geborener; wer das Wort eines Dichters innerlichst erfühlt, der ist in solchem Augenblick selbst ein Dichter. Der Vorleser macht sie alle zu Dichtern, die da vor ihm sitzen, oder doch die besten unter ihnen; er ist ein Gott: er kann Dichter machen. Er verbreitet um sich die goldene Luft der Kunst; er ist wie alle wahren Künstler im Besitz der höchsten Macht: er kann glücklich machen.

Vom goldnen Baum. Von Otto Wohlgemuth

(Lied für meinen Sohn)

Über meines Vaters Haus
Blüht bei Nacht ein wunderbarer Baum.
Heimlich Raunen und Gebraus
Hör' ich leise branden wie im Traum.
Dumpf und dämmrig, wie es rauscht,
Dröhnt's im Bergwald fern wie Orgelklang,
Immer, immer wieder lauscht
Meine Seele auf den großen Gang.

Bang in Unruh pocht mein Blut,
Brunnentief ertönen Melodein,
Alles still im Hause ruht,
Nur das Totenwürmlein nagt im Schrein.

Wipfellieder wehn ums Dach,
Doch sie künden mir nicht, was ich soll,
Heimatgeister wallen wach
Durch die Fluren draußen sorgenvoll.

Überm Berg liegt weit hinaus
Dunkel drohend Schicksal, Welt und Raum —
Über meines Vaters Haus
Blüht der Sehnsucht wunderbarer Baum.

Neue Opern

Von Dr. Leopold Schmidt

Das große Erlebnis des Krieges ist ohne Einfluß auf die musikalische Produktion geblieben, und es hat sich nur wieder die aus der Geschichte gewonnene Erfahrung bestätigt, daß die Evolutionen der Tonkunst nichts mit den Dingen dieser Welt zu tun haben. Zeiten nationalen Tiefstandes können in musikalischer Hinsicht Blütezeiten sein, und siegreiche Kriege brauchen keine großen Werke hervorzubringen. Die niedere Literatur der patriotischen Gelegenheitsstücke kommt ja überhaupt nicht in Frage. Ernstlich betrachtet aber ist die Produktivität unsrer Musiker durch die Ereignisse der letzten Jahre weder vermehrt noch verringert, auch ihr Schaffen in keine besondere, durch die Zeitstimmung bedingte Richtung geleitet worden. Inwieweit die sozialen Gefahren der Zukunft die schönen Künste bedrohen, ob der wirtschaftliche und politische Zusammenbruch Deutschlands nicht auch sie unter seinen Trümmern begraben wird, läßt sich freilich nicht voraussehen. Vor der Hand jedoch kann man feststellen, daß nach der ersten kurzen Lähmung (1914) das deutsche Kunstleben seinen ungestörten Fortgang genommen hat.

Die hier besprochenen Opern sind Werke, die teils ihre Uraufführungen, teils ihre Berliner Erstaufführungen im letzten Winter erlebten. Obwohl die Liste der diesjährigen Novitäten — da nicht alle deutschen Bühnen in Betracht gezogen werden konnten — damit keineswegs erschöpft ist, zeigt selbst diese Zusammenstellung, daß weder Krieg noch Revolution den Schaffenstrieb zu unterbinden vermocht haben. Ganz abgesehen von den leichtgewogenen Operetten, die wie Pilze aus der Erde schießen, entspricht der Zuwachs an ernsten Werken durchaus dem Bilde des Spielplans aus besten Friedenszeiten.

Hatten wir doch die Freude, sogar eine musikalische Schöpfung von überragender, voraussichtlich bleibender Bedeutung zu begrüßen! Ein Werk, wie es nur selten, in weiten Abständen der Welt geschenkt wird. „Die Frau ohne Schatten" von Richard Strauß, in den Kriegsjahren entstanden, wurde das große Ereignis der Opernbühne. Wien bereitete dem Kompo-



Szenenbild aus der „Frau ohne Schatten" von Richard Strauß. Staatstheater, Berlin



Lilli Hafgreen-Dinkela als Kaiserin in der ‚Frau ohne Schatten‘ Staatstheater, Berlin

nisten eine enthusiastische Aufnahme; dort hat sich die Oper auch, mit der Jeritza und Mayr, in der Gunst des Publikums bereits festgesetzt. In Dresden (bei unzulänglicher Aufführung) und anderwärts war der Erfolg nur mäßig. Dann kam die Berliner Staatsoper und gab mit Aravantinos' szenischer Einkleidung und der vorbildlichen Darstellung der weiblichen Hauptrolle durch die Kemp dem Werk wohl die überzeugendste Gestalt, und von Aufführung zu Aufführung wächst der Kreis derer, die dem tiefsinnigen Märchen und seinen musikalischen Schönheiten das rechte Verständnis entgegenbringen.

Über die Dichtung Hugo von Hofmannsthals ist viel geredet und geschrieben worden; man findet sie verworren, bizarr, unverständlich. Ähnliche Bedenken wurden gegen ‚Elektra‘, den ‚Rosenkavalier‘, ‚Ariadne‘ erhoben. Wer aber das Werk liebevoll empfängt — und liebevolle Empfänger sollen wir doch jedem Neuen gegenüber sein — wird diese Vorwürfe oberflächlicher Beurteilung nicht verstehen, sie leicht entkräften. Willig wird er sich in das Land der ungebundenen Phantasie entführen lassen; er empfindet ihren Zauber, und es wird ihm nicht schwer fallen, den Sinn des Ganzen zu erfassen und zu begreifen, wie hier der Musik die tiefsten Möglichkeiten geboten wurden.

Uralte Märchenwelt tut sich auf, in der nordische und orientalische Überlieferungen ihre Symbole zu neuer Bedeutung ineinanderschlingen. Die Tochter des Geisterfürsten Keikobad hat sich als Gazelle auf der Jagd fangen lassen und ist nun dem Kaiser in Liebe untertan. In dem Falken, der der Flüchtigen die Augen geblendet hat, spielt die Symbolik des Tierreiches, in der Amme der Haß der Elementargeister gegen die Irdischen hinein; in der Liebe der Kaiserin aber klingt vernehmlich das alte Melusinen-Motiv der Sehnsucht nach Menschwerdung an. Von der Kaiserin wird gesagt, daß ihr Leib kristallen, durchsichtig sei. Sie wirft keinen Schatten. Damit meldet sich der leitende Gedanke, und im Zuschauer erhebt sich die Frage: was ist's mit diesem Schatten, der dem Sterblichen eigen, um den die Kaiserin kämpft und leidet, damit ihr Liebster nicht zu Stein erstarre, und den die Amme der Frau des Färbers Barak abzulisten trachtet? An mehr als einer Stelle spricht Hofmannsthal es deutlich genug aus, daß er den ‚Schatten‘ als Zeichen der Fruchtbarkeit auf-



Marie Gutheil-Schoder als Färberin in der ‚Frau ohne Schatten‘. Staatsoper, Wien. (Aufnahme von Setzer, Wien)

faßt. Wer sich nicht als Glied in die Kette der Menschheit fügt, wer keine Nachkommen hat, wirft keinen Schatten. Der Chor der Neugeborenen, der lästigen Unerwünschten, die um des Lebensgenusses willen die Färbersfrau von sich fernzuhalten sucht, bildet denn auch das Gericht über die Sünden der Herzlosigkeit und Eigenliebe, und sein Gesang gibt dem Werke den Abschluß, der von dem Geheimnis der Verkettung alles Irdischen handelt. Und doch täte man unrecht, wollte man bei dieser physiologisch-philosophischen Auffassung stehen bleiben. Der Dichter will mehr sagen, mehr dartun, denn über seine ursprüngliche Bedeutung hinaus wird im Verlaufe der Handlung der ‚Schatten' zum allumfassenden Symbol wahrer Menschlichkeit. Um des eignen Glückes willen hat, auf den Rat der Amme, die Kaiserin arme, im Dumpfen lebende Menschen ins Unglück gestürzt. Fast hätte Barak sein Weib, das schon bereit war, den bösen Handel einzugehen, erschlagen; von übermächtigen Gewalten getrennt, irren beide in fremden Welten. Es bedarf nur eines Entschlusses, und die Kaiserin kann den ersehnten Schatten an sich reißen und den vom Schicksalsspruch schon ereilten Kaiser erlösen. Der Versucher tritt zu ihr. Da, wo sie nur die Schale an die Lippen zu führen braucht — gießt sie das goldene Lebenswasser aus, unfähig, um den Preis der Selbstsucht glücklich zu werden. In diesem Augenblick ist die Kaiserin Mensch, hat sie in Wahrheit menschlich gefühlt und gehandelt, und in diesem Augenblick fällt ein langer Schatten von ihrem Körper über die Bühne. Die Färberleute sind gerettet und begegnen sich auf dem Schatten der Frau, der zur goldenen Brücke wird, zwei reuig Versöhnte. An diesem echt märchenhaften Höhepunkt der Dichtung verstehen wir den tieferen, eigentlichen Sinn des Ganzen. Und wir verstehen auch den Komponisten, der sich davon angezogen fühlte.

Die Partitur der „Frau ohne Schatten" ist eines der größten Musikwunder. Ihr Reichtum ist noch gar nicht zu überblicken. In Richard Strauß schafft letzten Endes die Natur selber. Seine Musik entsteht im besten Sinne naiv, mit Notwendigkeit und nicht durch Spekulation. Das ist es, was ihn von vielen unterscheidet und zu einem Einzigen stempelt.



Karl Armster und Barbara Kemp als Färberehepaar in der ‚Frau ohne Schatten'. (Aufnahme von Zander & Labisch, Berlin)

Zum erstenmal wendet sich Strauß dem Phantastisch-Übersinnlichen zu (das in der ‚Ariadne' nur Spiel im Spiele, hier dramatisches Erlebnis ist). Das Problem wird vom Standpunkt des modernen Musikdramatikers behandelt und so die Märchenoper vielleicht ihrer letzten Entwicklungsmöglichkeit zugeführt. Sehr wesentlich ist die Wirkung auf den Reiz und die Eindruckskraft prägnanter Melodik gestellt. Man gewinnt die beruhigende Überzeugung, daß unsre Musik nach dieser Richtung hin durchaus nicht erschöpft ist, vorausgesetzt, daß ein wirklicher Erfinder, ein starker Könner auf dem Plan erscheint. Neben kunstvolleren Gebilden verwendet Strauß (z. B. beim feierlichen Gesang der Wächter am ersten Aktschluß) fast volkstümlich einfache Melodien, neben dem Kantablen auch das Deklamatorische. Er beschränkt sich also keineswegs auf eine bestimmte Art der Melodik und



Maria Jeritza als Kaiserin in der ‚Frau ohne Schatten‘ von Richard Strauß. Staatsoper, Wien
(Aufnahme von Setzer, Wien)



Delia Reinhardt als Kaiserin in der ‚Frau ohne Schatten'. Nationaltheater, München (Aufnahme Hanns Holdt, München)

bleibt doch stets persönlich und einheitlich im Stil. Manche Symbole haben die Form kurzer rhythmischer Motive, wie das Keikobadmotiv, das Jagdmotiv des Kaisers, oder prägen sich in wenigen Noten aus wie das charakteristische, die ganze Oper durchziehende Motiv des Falken. In den lyrischen Momenten dagegen und an dramatischen Höhepunkten nimmt der Gefühlsausdruck breitere Formen an. Wir hören Melodien wie Baraks köstliches Bekenntnis: „Mir anvertraut, daß ich sie hege" — oder das Liebesthema des Kaisers, das in mancherlei Abwandlungen zu den grandiosesten Steigerungen führt. Die Tonalität ist streng gewahrt, das Originelle liegt in der Kühnheit der harmonischen Kombinationen, der zwingenden Logik und dem geistreichen Spiel mit den Symbolen, die sich wiederholt zu längeren symphonischen Zwischenspielen verweben. Barak hat u. a. das wohlige Streicherthema mit der ausdrucksvoll absteigenden Sexte, die Kaiserin das unsagbar anmutige, von der Solobratsche und Geige introduzierte Thema, die Amme ihre Attribute wilder Dämonik, die Färberfrau ihre hysterischen Ausbrüche und Ekstasen. Doch was wollen Beispiele besagen bei einer Partitur, die durch und durch voll melodischer Erfindung steckt!

Ist das Märchenhafte schon in der Plastik, Fülle und Schlichtheit der Themen betont, so dient dem Komponisten das Ausdrucksmittel der Klangfarbe natürlich zu noch schärferer Charakterisierung. Man kennt seine Souveränität auf diesem Gebiete! Das Ohr schwelgt in Schönheiten von apartesten Reizen und dann wieder in einer Macht der Tonentfaltung sondergleichen. Da gibt es genug des Neuen und Unbeschreiblichen. Mit einer schier unheimlichen Sicherheit der Technik ist hier Höchstes erreicht: eine absolute Übereinstimmung von Wollen und Vollbringen. Deutlich ist die Geisterwelt von der menschlichen zu unterscheiden, dort wie hier das (doch mit allen Mitteln arbeitende) Orchester von kristallener Durchsichtigkeit. Und mehr noch als in andern Straußschen Partituren spielt, im kleinen wie im großen, das Architektonische eine Rolle. Mit unerhörter Kunst sind die Zauberchöre, die Ensembles im Färberhaus, vor allem das aus düsterer Stimmung gewaltig sich steigernde zweite Finale geschaffen. Wie die Form der Arie ist im Schlußakte die des Duetts und des Quartetts neubelebt, verbunden mit Chören, die geisterhaft aus der Ferne klingen. Gegen das Ende hin tritt überhaupt immer deutlicher die dramatische Wirkung hinter die musikalische zurück, und wir werden daran erinnert, daß die Oper doch eben in erster Linie eine musikalische Kunstgattung ist und bleibt. Auch darin hat das Werk als Zeiterscheinung etwas Symptomatisches.

Was die ‚Frau ohne Schatten' so hoch über den Durchschnitt der zeitgenössischen Produktion stellt, ist nicht das Artistische, sondern die tief ethische Wirkung, das Kennzeichen jeder wahrhaft großen Kunst. Und wie jede neue Kunst stellt sie Aufgaben, die, ungewohnt, zunächst von fast unüberwindlicher Schwierigkeit scheinen. Indessen ich bin sicher, auch diese Oper wird sich allmählich ihre Interpreten, ihren Darstellungsstil schaffen und so nicht nur an einzelnen Orten sich durchsetzen, sondern für immer auf der deutschen Bühne Wurzel schlagen.

⌘ ⌘ ⌘

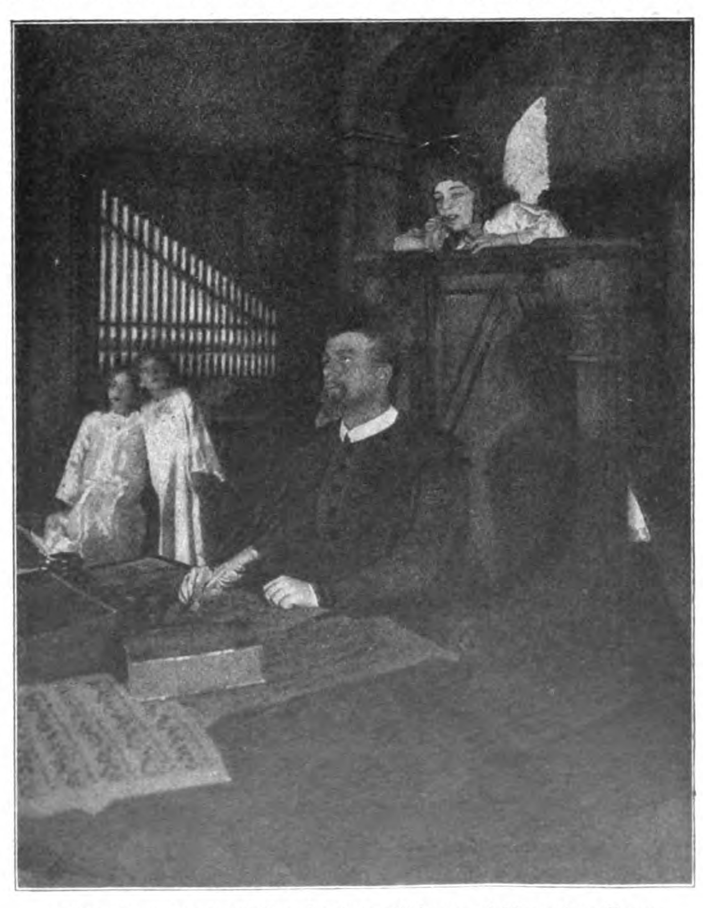
Wie am Ende der Spielzeit der neue Richard Strauß, so stand zu Anfang Hans Pfitzners „Palestrina" im Mittelpunkt des Interesses. Ein Werk kaum weniger schwierig und umfangreich, in seiner Art bedeutsam, umstritten von der Parteien Gunst und Ungunst. Doch kann man sich keine größeren Gegensätze denken. Während bei Strauß alles blühendes Leben und Farbenfreudigkeit ist, hat Pfitzners Musik etwas durchaus Spirituelles, gleichsam Körperloses. Es fehlt ihr die sinnliche Wärme, das Beglückende melodischer Schönheit; ihr Wert liegt in der Keuschheit des Ausdrucks, in der Ehrlichkeit und Idealität der Gesinnung. Dort eine leichte, verschwenderisch gestaltende Hand; hier ein Ringen mit sich selbst und der Materie. Dort eine spontan schaffende, überquellende Phantasie; hier ein geschärfter, heller Kunstverstand und eine an scheue, entsagende Zurückhaltung grenzende Innerlichkeit.

Geschichte und legendäre Überlieferung haben dem Dichterkomponisten Pfitzner den Stoff gegeben. Nach den neuesten Forschungen ist es zwar fraglich, ob Pierluigi (Pa-

lestrina) im Auftrag des Tridentiner Konzils geschrieben hat. Jedenfalls wurde seine dem Andenken des Papstes Marcellus gewidmete Messe für so schön befunden, daß sie die Reform der Kirchenmusik miteinleiten konnte und daß die Sage ging, Engel vom Himmel hätten dem Meister die musikalischen Gedanken zugetragen. Aus alledem hat Pfitzner seine Handlung geformt in einem Textbuch, das nicht ohne poetische Schönheit ist. Das Historisch-Legendäre dient ihm dabei nur als Gewand für allgemeingültige, abstrakte Ideen. Was er in Worten und Tönen gedichtet hat, ist die Tragödie des einsamen Menschen, des an der Welt zerschellten Künstlergemütes, das in der Naturnotwendigkeit des eigenen Schaffens den Frieden findet. Einzig in ihrer Art ist die nächtliche Szene, in der Palestrina nach vertrauter Zwiesprache mit den Geistern verstorbener Meister, von höheren Mächten inspiriert, die Messe aufs Papier wirft. Da ist die heiligste Stunde des Künstlers, das Wunder der Empfängnis, durch die Mittel der Kunst selbst zur Anschauung gebracht. Im Gegensatz dazu steht der zweite Akt mit dem Ränkespiel und dem kläglichen Ende des Konzils. Pfitzner brauchte ihn, um in bitterer Ironie die Welt zu zeigen, an der der Künstler leidet und oft zugrunde geht. Hier war er bemüht, scharf zu charakterisieren, und doch ist es ihm nicht gelungen, diesen Teil seiner Idee dramatisch so recht lebendig zu machen. Um einen solchen Stoff dem Theater zu gewinnen, hätte es eines anders gearteten schöpferischen Ingeniums bedurft.

Über dem Anfangs- und Schlußakt liegt etwas unendlich Mildes gebreitet. Der Musiker wirkt hier im wesentlichen durch Farben und Stimmungen. Der zweite, mehr opernhafte Akt ist plastischer, voll schärferer Kontraste, aber weniger originell in der Erfindung. Wichtig ist im ‚Palestrina‘ der archaistische Einschlag. Der monodische Stil der Madrigalisten und die Zeit Josquins werden zitiert (in der Geisterszene). Historisches und Eigenes mischt sich in dem sparsamen Gebrauch der Chromatik, den oft leittonlosen Führungen und linearen Kontrapunkten, die im besonderen dem Orchester seine feineren Reize, seinen mystischen, übersinnlichen Charakter geben. Den musikalischen Höhepunkt bildet die Entstehung der Messe. Wenn das der Missa papae Marcelli entlehnte Kyrie-Thema von Engeln intoniert, von Palestrina aufgenommen und melodisch frei in mächtiger Steigerung weitergeführt wird, dann wächst Pfitzner über sich selbst hinaus und reißt den Hörer mit sich fort.

Im allgemeinen läßt sich sagen: man muß ein Deutscher sein, um die Reinheit, Tiefe und Innerlichkeit recht zu empfinden. Gerade das hat vielen das Werk lieb gemacht, die in seinem Wesen und Grundgedanken Trost und Erhebung finden. Und so geschah es, daß eine Oper, die vom Hörer geistige Anspannung und Verzicht auf äußere Wirkung verlangt, eine Oper mit kirchengeschichtlichem Inhalt, ohne Erotik und fast ohne Frauenstimmen bei dem genußsüchtigen Publi-

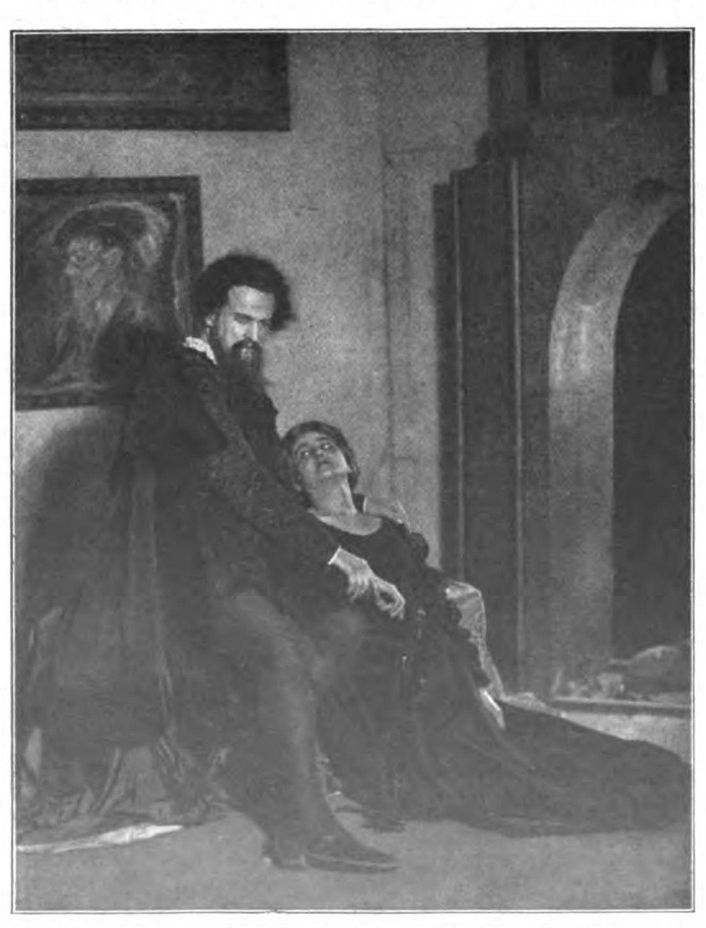


Josef Mann als Palestrina in Hans Pfitzners gleichnamiger Oper
Staatstheater, Berlin

kum unserer Tage (wie bei der Münchner Uraufführung im Juni 1917) Erfolg haben und sich bis heute auf dem Berliner Spielplan erhalten konnte.

Reznickes ‚Ritter Blaubart', für Berlin bereits angesetzt, mußte aus mancherlei Gründen verschoben werden; er wird nun ziemlich gleichzeitig im Herbst bei uns und in Wien herauskommen. Inzwischen hat er seine Uraufführung am Landestheater in Darmstadt erlebt, und zwar mit einem Erfolge, der über die Bedeutung des Werkes und seine Bühnenwirksamkeit keinen Zweifel läßt. Wie man sich auch im einzelnen dazu stellen mag: wir haben es hier mit einem der interessantesten Werke der neueren Opernliteratur zu tun. Schon die zugrundeliegende Herbert Eulenbergsche Dramatisierung des Märchens sichert ihm den Eindruck des Ungewöhnlichen.

Eulenbergs ‚Blaubart' war ein erster Vorstoß gegen die zu Anfang des Jahrhunderts noch herrschende realistische Richtung. Es ist verständlich, daß dieses Stück voll mystischer Romantik und gewagter Kraßheiten, das in der szenischen Gestaltung bis dicht an die Grenzen des Bühnenmöglichen geht, bei seinem Erscheinen zunächst auf Widerspruch stieß. Inhaltlich läßt Eulenberg den Kern des Märchens unberührt; aber in der Charakterisierung und Motivierung hat er der hartgemeißelten Märchengestalt versöhnlichere Züge gegeben, die sie in den Kreis des Allgemein-Menschlichen rücken und neben dem Gefühl des Grauens Mitleid für den Helden wecken. Dieser Blaubart ist das Produkt einer verfehlten Erziehung, ein erblich belasteter Psychopath. Ein faustischer Grübler in der Einsamkeit, getrieben von donjuanhafter Liebesdämonie. Vielleicht hat Eulenberg, indem er den bei krankhaften Naturen bis zur Grausamkeit sich steigernden Ehrgeiz der männlichen Liebesempfindung zum Hauptmotiv machte, den eigentlichen Sinn der Sage enthüllt. Jedenfalls hat er das Blaubartproblem von einer neuen Seite gesehen. Für die musikalische Ausgestaltung mußte die wortreiche Dichtung stark gekürzt werden. Die einschneidendste Veränderung hat der Schluß erfahren: Blaubart wird nicht wie im Drama erschossen, sondern kommt in den Flammen seines von Josua, dem geblendeten Diener, in Brand gesetzten Schlosses um. Ein opernhafter, vielleicht allzu opernhafter Ausgang der Tragödie.



Bischof als Blaubart und Fräulein Meyer in Reznickes ‚Ritter Blaubart' Landestheater, Darmstadt. (Aufnahme von Erwin Raupp, Darmstadt)

Reznicek hatte mit der Wahl dieses Stoffes eine schwierige und heikle Aufgabe übernommen. Seine Musik knüpft an den Stil seiner sinfonischen Dichtungen (‚Schlemihl', ‚Der Sieger') an. In formaler Hinsicht bedient er sich zweier entgegengesetzter Mittel: einer knappen, aber prägnanten Ausdeutung aller für das Verständnis wichtigen und charakteristischen Einzelheiten und breitausladender orchestraler Zwischenspiele, die das in der Handlung nur Angedeutete fortspinnen und dem Hörer gefühlsmäßig nahebringen. Im



Grete Merrem-Nikisch als Gertraude und Eva Plaschke v. d. Osten als Schirin in Schirin und Gertraude von Paul Gräner. Dresden, Staatstheater. (Aufnahme M. Herzfeld, Dresden)

Ausdruck ist das Transzendentale, der Wirklichkeit Entrückte meisterlich getroffen; die Grundfarbe ist die einer spukhaften Phantastik.

Die Harmonik des Werkes scheut nicht vor kühnsten Kombinationen, in der Schilderung des Entsetzlichen auch nicht vor schneidenden Kakophonien zurück. Sie ist modernster Art, wie die Thematik und das glänzend behandelte Orchester. Alles erhält seine musikalischen Symbole. Nicht nur die Frauen, der blinde Josua, vor allem Blaubart selber — auch das verödete Schloß, der schweigende Wald, das Wasser, die Vögel, die glitzernden Sterne erscheinen scharf gekennzeichnet. Das Tonbild des düsteren Gewölbes, in dem Blaubart mit den Häuptern seiner gemordeten Frauen Zwiesprache hält, mutet den Nerven noch Stärkeres zu als die von einem schemenhaft matt gefärbten Trauermarsch begleitete Beerdigungsszene. Der zweite Akt ist zunächst in weiche, von Naturstimmen durchzogene Klänge gehüllt. Mit dramatischer Lebendigkeit folgt die Musik bis ins einzelne den dann rasch sich entwickelnden Ereignissen; nach der Mordtat aber nimmt sie — da, wo Blaubart sich dürstend zum Teiche neigt — die Wogen der Leidenschaft ebbend, märchenhafte Mondscheinstimmung in sich auf. Die Liebesduette des Ritters sind den beiden Frauengestalten entsprechend differenziert. Ein genialer Einfall ist die Leichenräuberszene, ein burleskes Scherzo von musikalischer Bildhaftigkeit, das sich höchst wirksam zwischen die düsteren Stimmungen schiebt. Ein prachtvolles Orchesterstück ist die sich anschließende Überleitung zum letzten Bilde. Hier ganz besonders zeigt sich Reznicek als der große Könner und Kontrapunktist, der mit der Kunst der Farbenmischungen und sinnvoller Themenverwebung die sinfonische Ausdeutung des Dramas beherrscht. Aber bei aller Schärfe der Charakteristik hat Reznicek es als echter Musiker nicht zu unterlassen vermocht, den mildernden, versöhnlichen Zauber der Tonsprache walten zu lassen. Was im Drama allzu grausig und deshalb abstoßend wirkt, ist in der Oper — die selbe Erfahrung haben wir bei Straußens ‚Salome' gemacht — erträglich, wenn nicht gar von unheimlichem Anreiz. Der Schluß des Werkes erhebt sich zu eindringlicher Größe.

Die Darmstädter Aufführung unter Michael Balling, bei der sich Johannes Bischoff in der Titelpartie auszeichnete, wurde den musikalischen und szenischen Anforderungen in anerkennenswerter Weise gerecht. Ihre volle Wirkungskraft mag die Oper freilich erst an größeren Bühnen erweisen.

⌘ ⌘ ⌘

Eine gewisse Ähnlichkeit mit Reznickes ‚Blaubart‘ zeigt die jüngste Novität der Berliner Staatsoper, *Bernhard Sekles*’ ‚*Schahrazade*‘. Auch sie ist aus einem vorhandenen Drama (Verfasser: Gerdt von Bassewitz) entstanden, und der Kalif aus Tausendundeiner Nacht ist gewissermaßen ein Zwillingsbruder des westländischen Ritters. Von seiner ersten Gemahlin betrogen, kühlt er seine Rache an den Töchtern des Landes. Allnächtlich wird ihm eine Jungfrau zugeführt, die am Morgen dem Beil des Henkers verfällt, damit der Herrscher „ungeschändet seiner Ehre sicher“ sei. Schahrazade, die Tochter des Großvesiers, sieht in der Grausamkeit des Kalifen nur den Rückschlag einer enttäuschten, allzugroßen Liebe zum weiblichen Geschlecht. Sie fühlt sich hingezogen zu dem Fluchbeladenen, und es reizt sie, ihm den Glauben an das Weib zurückzugeben. Bräutlich geschmückt zieht sie mit den Ihren in den Palast ein und bietet sich freiwillig als Gemahlin einer Nacht dar, ihres Schicksals gewärtig. Aber zum ersten Male winkt der Kalif dem Henker ab, und während sich der Vorhang senkt, beginnt Schahrazade ihre Märchen zu erzählen.



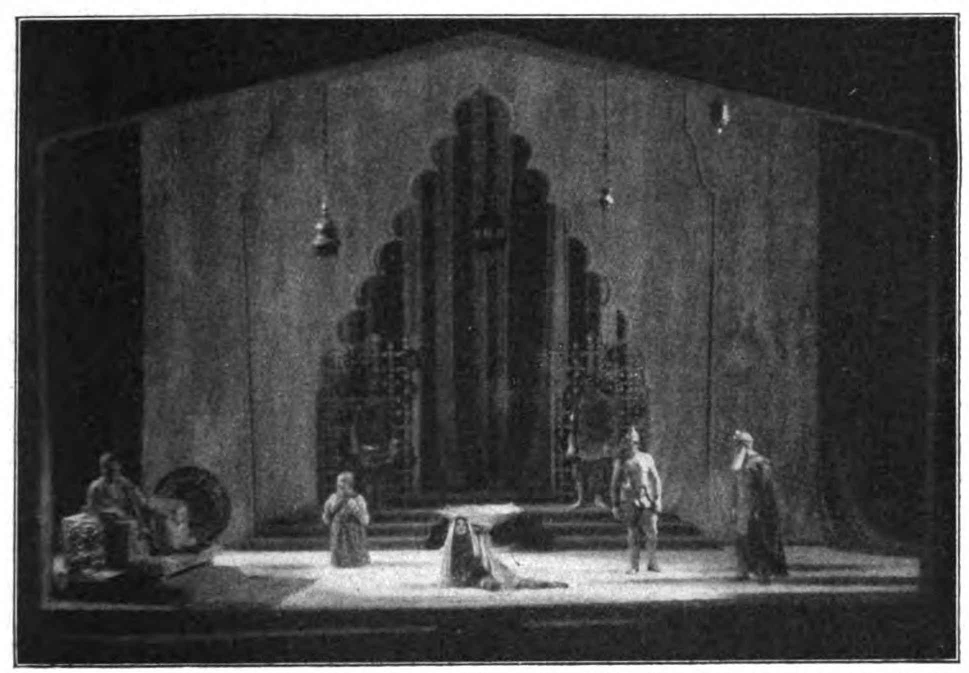
Emmy Krüger in der Titelrolle von Bernhard Sekles’ ‚Schahrazade‘. Nationaltheater, München. (Aufnahme von Hanns Holdt, München)



Fast scheint es, als ob das Märchenhafte in der Luft läge, und als ob die Vorliebe moderner Opernkomponisten für solche Stoffe mit der gegen den Realismus gerichteten Bewegung in der Literatur parallel ginge. Bernhard Sekles ist ein ernst zu nehmender, vornehmer Musiker. In der Gewähltheit der Harmonik und Thematik, in komplizierter Rhythmik und kunstvoll farbiger Instrumentation steht er hinter den Jüngsten nicht zurück. Auch sein Stil ist der des sinfonischen Musikdramas, bei dem das Orchester meist Wichtigeres zu sagen hat als die Singstimme. Aber die dramatische Wirkungskraft des ‚Blaubart‘ ist seiner Partitur nicht eigen. Allzu geflissentlich und eintönig sucht er seiner Musik den Charakter des ‚Orientalischen‘ zu geben. An geistreicher und feiner Arbeit fehlt es gewiß nicht; aber eines hat diese Musik nicht: Sinnlichkeit. Sie findet keine rechten Beziehungen zum Text, ist nicht der Ausdruck musikalisch scharf umrissener Individualitäten und, um bühnenkräftig zu wirken, schon in der Erfindung nicht prägnant genug. Deshalb wird sie auch trotz aller koloristischen und harmonischen Reize das große Publikum nicht fesseln und nicht überzeugen. Nur das Stofflich-dichterische interessiert an dieser Oper. Die Aufführung, mit der Artôt, Karl Armster, Leo Schützendorf und Josef Mann besetzt, von Hörth inszeniert und von Stiedry dirigiert, brachte es zu einem freundlichen Erfolge.

⁂

Längst keine Neuheit mehr, für uns doch neu war *Wolf-Ferrari* in seinem Einakter ‚*Susannens Geheimnis*‘. Das anderwärts häufig gegebene Werkchen erscheint viel zu spät im Berliner Spielplan. Es ist keine Kunst großen Stils, aber — was mehr sein kann und jedenfalls seltener ist —



Szenenbild aus Sekles' ‚Schahrazade'. Entwurf von Emil Pirchan für das Nationaltheater zu München (Aufnahme von Hanns Holdt, München)

eine feine und graziöse Arbeit. Seit d'Alberts ‚Abreise' der erste wertvollere Einakter.

Durch die dekorative Einrichtung von Paul Aravantinos war die Bühne in ein reizendes, geschmackvolles Boudoir umgewandelt und so ein Rahmen geschaffen, in dem sich die kleine Begebenheit zwanglos und wirksam abspielen konnte. Ein erster Schritt, die Konversationsoper in dem großen Raume heimischer zu machen. Vera Schwarz gab mit Humor und Feinheit die junge Frau, die durch ihre heimliche Liebe zur Zigarette in falschen Verdacht gerät. Benno Ziegler, in seinen Stimmitteln nicht beträchtlich, aber ein eleganter Darsteller, war ein eifersüchtiger Ehemann, und Robert Philipp trug in der nicht unwichtigen Rolle des Dieners durch sein ausdrucksvolles und doch diskretes stummes Spiel viel zum Erfolge bei. Man hätte eine reine Freude gehabt, wenn sich das Orchester unter dem temperamentvoll gestaltenden Leo Blech mehr Zurückhaltung auferlegt hätte.



Erna Sydow als Schwester und Lola Artôt de Padilla in der Titelrolle von B. Sekles' ‚Schahrazade'. Staatsoper, Berlin. (Aufnahme von Zander & Labisch, Berlin

Wolf-Ferraris Musik ist vornehm und liebenswürdig, im einzelnen voll treffender Züge, klangschön und nie überladen, dabei von seltener Natürlichkeit des Humors. Gleich nach der flotten und geistreichen Ouvertüre gab es einen starken Applaus. — Es war an der Zeit, daß man sich dieses Komponisten wieder erinnerte, der in seiner Mischung von deutschem und italienischem Wesen eine eigene Spezies darstellt und der in seinen ‚Neugierigen Frauen' ein Meisterwerk heiterer Bühnenkunst geschaffen hat. Daß unsere großen Opernbühnen dieses Werk

in Vergessenheit geraten ließen, auf die reizvolle Aufgabe seiner Darstellung noch immer verzichten, ist ebenso unbegreiflich wie bedauerlich.

Eugen d'Alberts „Revolutionhochzeit". Das gleichnamige Drama des Dänen Sophus Michaelis, der französischen Revolutionszeit entnommen, zeigt die Emanzipation der Massen, das Vordringen neuer Ideen, vor deren Ansturm das Alte, Morsche und Überlebte zusammenbricht. Zeigt es an dem Schicksal dreier Menschen. Der Marquis de Tressailles, Vertreter des ancien régime, leichtlebiger Kavalier der Rokokozeit, schlägt sich auf die Seite der Emigranten; Marc-Arron, der Sohn des Volkes, der Diener einer neuen Weltordnung, kämpft als Offizier in der Revolutionsarmee. Zwischen beiden steht ein Weib, Alaine de l'Estoile. In der Nacht, in der sie auf ihrem Schlosse mit ihrem Vetter, dem Marquis, Hochzeit feiert, wird sie die Geliebte Marc-Arrons. Um ihres Besitzes willen übt dieser Verrat an der eigenen Sache, läßt den zum Tode verurteilten Royalisten, die Kleider mit ihm tauschend, entfliehen und bringt sich selbst zum Opfer. Die Gewalt und Echtheit seiner Leidenschaft, vor der die Tändeleien des dekadenten Edelmanns verblassen, reißt die entwurzelte Aristokratin mit ihm auf die


W. Staegemann, E. Wildhagen u. Lina Gerzer als Salome in L. Falls ‚Goldner Vogel'. Dresden, Staatstheater. (Aufnahme von M. Herzfeld)


Elisa Stünzner als Alaine de L'Estoile in d'Alberts ‚Revolutionshochzeit'. Dresden, Staatstheater (Aufnahme von M. Herzfeld, Dresden)

Seite der Kämpfer für Freiheit und Gleichheit. Alaine, die im Original leben bleibt, wirft sich in der Oper (ein wenig kinohaft!) vor die Gewehre der Soldaten und wird zusammen mit Marc-Arron erschossen. Zur Illustration der sozialen Gegensätze ist außerdem noch ein Dienerpaar herangezogen.

In dem von F. Lion zurechtgemachten Libretto hatte d'Albert sein ‚starkes Buch', nach dem er immer auf der Suche ist. Mit seiner reichen und lebendigen Tonphantasie und seinem farbigen Orchester charakterisiert er jede Situation, jeden Vorgang, sei es, daß es sich um den Ausdruck von Stimmungen und Leidenschaften oder um die Versinnlichung von realistischen Dingen und Ereignissen handelt. Aus einer dichterischen Idee heraus selbständige musikalische Wirkungen zu gewinnen, ist nicht seine Sache; immer bleibt es die Handlung, die, von der Musik gestützt und erläutert, in erster Linie wirken soll. So schuf er seit ‚Tiefland' — in seiner Art ein Anhänger Gluckscher Theorien.

Gegenüber seiner vorletzten Oper, dem ‚Stier von Olivera', bedeutet die ‚Revolutionshochzeit' insofern einen Fortschritt, als hier alles einheitlicher gestaltet ist. Der einmal angeschlagene Ton wird festgehalten, der Stil konsequent durchgeführt. Dabei sind die

feindlichen Welten auch musikalisch streng gesondert. Zur Charakterisierung der aristokratischen Sphäre dienen vornehmlich das Menuett, der Lieblingstanz der Rokokozeit, ein leichter Plauderton und, namentlich im ersten Akt, eine fein ausgearbeitete, kammermusikartige Instrumentation. Die Gruppe der Revolutionäre hat ihre markanten, stampfenden Rhythmen, eine mehr dem Sprachton genäherte melodische Linie und im Orchester naturalistische Tonmalerei und krassere, stärker aufgetragene Farben. Mit besonderer Liebe ist die Gestalt des Marc-Arron bedacht, seine lyrischen Szenen mit Alaine bilden Höhepunkte des Werkes. Hier kommt es zu dramatischen Akzenten und breiteren Ergüssen, wenn auch nicht zu dem erwarteten Zwiegesang; die homophone Schreibweise ist beibehalten, nur das Orchester gewinnt an Glanz und Wärme. Im dritten Akt, den eine zierlich geformte Szene der Domestiken einleitet, und der im übrigen viel lediglich Dekoratives enthält, hat d'Albert (nicht gerade glücklich) eine Neuerung, den rhythmisierten Sprech-Chor versucht.

Die Uraufführung fand in Leipzig statt und brachte dem Komponisten stürmischen Erfolg. Otto Lohse dirigierte, Walter Soomer war Marc-Arron, Aline Sanden Alaine, Hans Lißmann der Marquis.

❀ ❀ ❀

Dieser Rückblick soll nicht beschlossen sein, ohne eines Werkes zu gedenken, das zwar nicht zu den eigentlich wertvollen Erscheinungen der Gegenwart zählt, aber als Dokument für das ernste Aufwärtsstreben eines begabten Mannes Beachtung und Anerkennung verdient. Ich meine die Oper ‚Der goldene Vogel' von Leo Fall, die unlängst am Dresdner Staatstheater herauskam, an dem auch die liebenswürdige Spieloper ‚Schirin und Gertraude' von Paul Gräner eine Reihe beifällig aufgenommener Aufführungen hat erleben dürfen. Fall ist von Haus aus ein gründlich gebildeter Musiker und hat schon in seiner Jugend Opern geschrieben, bevor er sich der Operette zuwandte und einer der berühmtesten Meister auf diesem Gebiet wurde. Schon in seinen Operetten fiel immer die gute Instrumentation und manch feinere Arbeit auf. Es spricht für Falls künstlerische Gesinnung, daß ihm die leichten und sicheren Erfolge offenbar nicht genügen. Leider hat er ein Textbuch gewählt, das sein Streben, statt es zu fördern, zurückstieß. Die Münchner Künstler-Karnevalsgeschichte, die ihm Paul Frank und Julius Wilhelm schrieben, ist der aufgelegte Operettenstoff mit sentimentalem Einschlag. Leo Falls lyrischer Natur mußte er doppelt gefährlich werden; auch drückt er den Gesamteindruck des Werkes auf das Niveau, an das man gerade zu Gunsten des Komponisten nicht denken durfte. Trotzdem ist der ‚Goldene Vogel' eine starke Talentprobe, die von überraschend sicherer Beherrschung des modernen Opernapparates zeugt. Die Partitur ist nicht nur klangvoll, fein und sauber gearbeitet, sondern auch voll liebenswürdiger, stellenweis charakteristischer Erfindung.

Kapellmeister Kutzschbach, Elisabeth Rethberg in der Hauptrolle, neben ihr Tauber und Staegemann, setzten sich mit redlicher Hingabe und bestem Gelingen für das Werk ein, das in Dresden einen ehrenvollen Erfolg davontrug.

Der schöne Garten

Der schönste Garten unsrer Stadt,
Wie schön ihn keine zweite hat,
Träumt draußen vor den Toren
Still und in sich verloren.

Und alte Bäume, dichtbelaubt.
Schön selbst im Winter, blattberaubt,
Stehn da wie ernste Hüter
Wertvollster Menschengüter.

Gar viele Blumen blühen dort,
Und dennoch tragen immerfort
Die Leute neue Kränze
Zu diesem steten Lenze.

Die Menschen lassen feierlich
Des Alltags Falten hinter sich,
Wenn sie zum Garten treten,
Stehn fromm bei seinen Beeten.

Nur eins ist schad: der Boden drin
Dehnt sich nicht rasenglatt dahin,
Nur Hügel sind zu sehen,
Dran sinnend Menschen stehen . . .

Hugo Salus

Frau von Chevreux

Novelle von Barbara Starke

Frau von Chevreux war von ihrem Stern verlassen worden —

Frau von Chevreux war in Ungnade gefallen —

Frau von Chevreux saß in der Verbannung!

Frau von Chevreux lehnte in den molligen Polstern ihres seidenen Armsessels und dachte über ihre neuste Intrige nach. Daß es ohne eine solche ihr nicht gelingen würde, wieder an den Hof zu kommen, war ihr klar. Nun kam es also darauf an, die Fäden geschickt zu schlingen. Und darin hatte Frau von Chevreux Übung. Diese ihre neuste Intrige war mit aller Vorsicht eingeleitet und mit aller Kühnheit ins Werk gesetzt. Frau von Chevreux war sehr stolz darauf. Wenn der Schlag gelang, dann konnte sie mit Sicherheit darauf rechnen, daß sowohl Richelieu, der allmächtige Kardinal, als auch seine rechte Hand, der Marquis von Nérailles, ausgespielt hatten. Denn lächerlich gemacht zu werden, vertrug selbst der sonst so gleichgültige König nicht. Und dann war ihr eigener Weg wieder frei!

Und wenn der Streich fehlschlägt, Frau von Chevreux? —

Vor der Terrasse des lieblichen Landschlößchens, in welchem seine Besitzerin ihren nun schon ins zweite Jahr verlängerten Sommerurlaub zubrachte, tönte das Rollen eines Wagens, und als die Schloßherrin neugierig ans Fenster trat, war sie baß erstaunt, den Marquis von Nérailles, ihren heimlichen und offenen Widersacher, denselben, mit dem ihre Gedanken sich soeben beschäftigt hatten, zu erblicken. Er stieg in aller Ruhe aus seinem Wagen, warf einen Blick auf das Schloß und dessen Umgebung — wobei er natürlich Frau von Chevreux sofort hinter ihrem Fenster entdeckte — und trat befriedigt ins Haus.

Wenige Minuten später stand er im Salon. Frau von Chevreux ging ihm mit vollendeter Liebenswürdigkeit entgegen.

„Sie finden mich stumm vor Verwunderung, Marquis," sagte sie, indem sie ihm ihre kleine Hand reichte. „Was führt Sie her?"

„Ich bin entzückt, meine schöne Feindin nach so langer Zeit wiederzusehen," erwiderte er und küßte ihre Hand mit Inbrunst. „Mein Weg führte mich durch diese Gegend, und ich machte mit Vergnügen den kleinen Umweg, um mich nach Ihrem Befinden zu erkundigen."

‚Die erste Lüge!' sagte Frau von Chevreux zu sich selber. ‚Was mag er bringen?'

„Machen Sie es sich bequem, Marquis. Sie sind zu Hause," lud sie ein. „Ich bin im Begriff, den Tee zu nehmen, und hoffe, daß Sie ihn nicht verschmähen."

„Da Sie ihn selbst mittrinken, gerne," erwiderte er lächelnd.

„Sie sind mißtrauisch geworden. Wann hätten Sie und ich je mit so plumpen Waffen gekämpft, mon cher! Sie scheinen mich doch sehr vergessen zu haben!"

„Sie zu vergessen, ist unmöglich, Madame," versicherte er mit höflicher Verneigung. „Ich habe gerade in der letzten Zeit ganz besonders viel an Sie gedacht. Aber ich bin glücklich, Sie so unverändert wiederzufinden und unseren alten Verkehrston wieder anschlagen zu können."

Er nahm dankend die Teetasse, die sie ihm reichte, lehnte sich behaglich im Sessel zurück und legte seine schlanken Finger spielend aneinander.

„Es ist etwas eigenartig Reizvolles um unser Verhältnis zueinander," fuhr er sinnend fort. „Es gibt nichts Pikanteres als die Feindschaft einer schöner Frau und nichts, was den eigenen Scharfsinn mehr förderte. Ich kann nicht sagen, wie dankbar ich Ihnen stets für diese liebenswürdige Anregung war, und wie sehr sie mir seit Ihrer — Abwesenheit fehlt. Ich wette, wir werden im Laufe der Jahre kraft unserer Feindschaft noch recht gute Freunde werden."

Sie hatte lächelnd zugehört; jetzt sagte sie: „Wie liebenswürdig von Ihnen, daß Sie den Umweg und die schlechten Straßen nicht gescheut haben, um mir das zu sagen!"

„Ah," machte er launig, „ich sehe, daß Sie viel zu klug sind, um nicht zu erraten, daß dies nicht das einzige war, was ich Ihnen sagen wollte. Nein, in der Tat, ich hatte mehreres mit Ihnen zu besprechen — wenn Sie so wollen. — Aber das eilt alles nicht so sehr."

‚Dann ist es also von der größten Wichtigkeit,' urteilte Frau von Chevreux für sich. ‚Was mag es sein?'

Laut sagte sie: „Wie Sie meinen, Marquis. Dann lassen Sie uns noch ein wenig von Paris plaudern. Was macht man dort?"

„O, was soll man dort machen, meine Liebe! Der Stern des Hofes, die begünstigste Freundin Ihrer Majestät, die geistreichste Frau von Paris, ist fort; es wäre zum Sterben langweilig, wenn nicht einige Barmherzige durch allerliebste kleine Plänkeleien für etwas Abwechslung sorgten."

„Und wer sind diese Barmherzigen?"

„Sie selbst kennen sie genau. Aber wie Sie wissen, bin ich stets, ein Muster von Verschwiegenheit gewesen."

„Je nachdem," bemerkte sie lächelnd.

‚Was meint sie?' dachte er mißtrauisch. ‚Sollte sie noch mehr wissen als —?'

Aber sie ging schon zu anderem über: „Und mein ‚Freund', der Kardinal?"

„Er ist untröstlich über Ihre Abwesenheit, Madame, und hofft nichts sehnlicher, als Sie in kürzester Zeit wieder begrüßen zu können. Auch das wollte ich Ihnen mitteilen."

Ein Blitz des Triumphes zuckte aus den Augen der schönen Frau. Also das war es! Es war geglückt! Aber warum kam dann Nérailles selbst? Sollte sie soviel erreicht haben, daß er es für geraten hielt, sich nun bei ihr anzuschließen? Ihr Herz pochte laut. Trotzdem hielt sie sich in der Gewalt. Ruhig bleiben, nicht zeigen, daß sie irgend etwas merkte!

„Ich bin des Hofes und der Hauptstadt entwöhnt," meinte sie überlegen, „und ich habe auch gelernt, daß die allerhöchste Gunst ein sehr vergängliches Gut ist —"

„Sie sind Philosophin geworden —?"

„Vielleicht. Und ich glaube nichts mehr, als was ich schwarz auf Weiß sehe."

„Und wenn ich es schwarz auf Weiß hätte?"

„Ich bitte Sie, keine Geschäfte, Marquis!" Sie hob abwehrend die Hände. „Sie sagten selber, es hätte Zeit."

„Wie Sie befehlen, Madame."

„Erzählen Sie mir lieber noch etwas. Nehmen Sie noch eine Tasse Tee?"

„Eine halbe, wenn ich bitten darf, und ein wenig von Ihren wundervoll leckeren Kringeln." Er langte sich selbst die Schale mit dem kleinen Backwerk herbei. „Köstlich, Madame," fuhr er fort. „Und es ist genau wie früher: ich fühle mich nach dem Boulevard St. Germain zurückversetzt. Die bekannten Sessel mit den Beauvais-Bezügen, um die ganz Frankreich Sie beneidete, derselbe eigenartige Duft in all Ihren Sachen —" Er hielt ein wenig inne und lachte leise. „Dieselben krussen Kringel, dieselbe schöne und geistreiche Frau —"

‚Was soll das alles?' fragte sich Frau von Chevreux.

„Ich kann mich nicht erinnern, heute schon etwas Geistreiches gesagt zu haben," entgegnete sie lachend. „Sie lassen mir keine Zeit dazu."

„Ich muß mich beeilen mit allen Schmeicheleien, die ich Ihnen sagen will," erwiderte er. „Die Zeit, die mir für Ihr Idyll bleibt, ist kurz."

„Wirklich! Das werden wir beide aber sehr bedauern!" sagte sie scharf

Er schien es nicht zu bemerken. „Ich muß heute nacht noch in Paris sein."

„So dringende Geschäfte?"

„Unaufschiebbare, Madame."

„Vier Stunden Wagenfahrt allein in der Nacht!"

„Wer sagt Ihnen, daß ich allein fahre?"

„Ah, ein galantes Abenteuer — ich verstehe."

„Nun, bis jetzt nicht." Er wiegte den Kopf. „Aber wie wäre es, Frau von Chevreux, wenn ich Sie bäte, mich zu begleiten?"

‚Es ist wahrhaftig gelungen!' triumphierte sie innerlich. „Das ist viel verlangt!" rief sie scheinbar entrüstet.

„Ich weiß es, Madame. Aber reizt es Sie nicht, Paris wiederzusehen? Und Ihren Freund Richelieu? Er hat viel Verdruß, der arme Kardinal, und eine Aufheiterung täte ihm gut."

„Sind Sie sicher, daß ich dazu geeignet bin?"

„In diesem Falle gewiß." Er nahm einen Schluck Tee und stellte die Tasse sehr langsam wieder hin.

Frau von Chevreux wurde ungeduldig. „Ich glaube, Sie sprachen von unterhaltsamen Geschichten, die sich letzthin zugetragen haben. Warum spannen Sie mich auf die Folter? Ich lasse mich gern unterhalten."

„Sprach ich wirklich davon?" fragte er wie zerstreut. „Die Sache ist in der Tat ganz allerliebst! Denken Sie sich — —"

‚Jetzt kommt's!' dachte sie und lehnte sich im Stuhl zurück, so daß ihr Gesicht außerhalb des Lichtbereiches rückte. Wie ein kleines lauerndes Kätzchen saß sie da.

Der Marquis sprach: „Sie kennen den Aberglauben Seiner Majestät, und seine Vorliebe, Sterndeuter, Wahrsagerinnen und dergleichen Volk zu befragen. In letzter Zeit hatte sich eine neue solche Person aufgetan, in einer unmöglichen kleinen Gasse, zu der man nur mit Lebensgefahr gelangt. Aber das hielt den König nicht ab, sie öfter zu besuchen. Nun muß sich jemand hinter diese Frau gesteckt haben — vielleicht trat sie überhaupt nur im Auftrage der fraglichen versteckten Persönlichkeit auf — kurz, es wurde da vor ein paar Tagen eine reizende kleine Verschwörung entdeckt."

Frau von Chevreux saß ganz still da. Ihr Herz hörte plötzlich fast auf zu schlagen. Sie sah des Marquis Blicke spöttisch auf sich ruhen und fühlte, wie sie ganz blaß geworden war.

„Also," fuhr der Marquis halb lächelnd fort, „es handelte sich um eine Sitzung, welche der König bei der Wahrsagerin haben sollte; bei dieser Gelegenheit sollte, unter der Firma der Geisterbeschwörung, ein infames kleines Pamphlet auf den König vorgebracht werden, in welchem sein Aberglaube auf das beißendste verspottet wurde. Können Sie so etwas glauben, Frau von Chevreux! Dabei war das Gedicht von einer Feinheit und einem Geist, daß es gut und gerne — nun sagen wir: — von — Ihnen hätte sein können."

Fast hätte Frau von Chevreux sich verraten, so erschrocken war sie. Aber noch gab sie sich nicht verloren.

„Von — mir?" erwiderte sie nervös lachend. „Ich dachte nicht, daß Sie meine Fähigkeiten so hoch einschätzten."

„Soll ich Ihnen noch mehr Komplimente sagen? — Nun, die Hauptsache kommt noch: Die Sache war so eingefädelt, daß es den Anschein haben mußte, als gehe das Pamphlet vom Kardinal und von mir aus! Wäre die

Intrige nicht vorher entdeckt worden, sie hätte ohne allen Zweifel den Sturz des Kardinals und auch mein Verschwinden zur Folge gehabt."

Er lächelte noch nimmer, ein überlegenes, fast liebenswürdiges Lächeln, und seine Finger zerbröckelten nachlässig einen braunen Kringel. Als ginge ihn die ganze Sache nichts an und hätte auch für sein Gegenüber nur ein entferntes Interesse.

Frau von Chevreux hatte unterdessen versucht, ihre Fassung wiederzugewinnen; aber ihre Stimme klang doch ein wenig rauh, als sie fragte: „Aber es wurde noch rechtzeitig aufgedeckt?"

„Leider — ja."

„Und — wissen Sie, von — wem die Sache ausging?"

„Einen Verdacht haben wir, und erraten Sie, wodurch?"

„Nun?"

„Durch ein schwarzes Samtband, das —"

‚Gott sei Dank, falsche Fährte!' Frau von Chevreux atmete auf. Mit einem Schlage war sie wieder auf der Höhe. „Nun, ich kann mir denken, daß der Kardinal außer sich war!"

„O ja, das war er! Er hat Rache geschworen. Der Urheber des Komplotts —"

„Der unbekannte Urheber —"

„Der bis jetzt noch unbekannte Urheber wird stehenden Fußes nach der Bastille geschafft!"

„— wenn Sie ihn haben!"

„Natürlich erst dann!"

Kleine Pause.

„Und durch ein schwarzes Samtband kamen Sie auf die Spur?"

„Ganz recht, und zwar war ich es selbst, der die Spur entdeckte, und auf ganz eigentümliche Weise. Stellen Sie sich vor — Aber was haben Sie da für ein entzückendes Fläschchen?" unterbrach er sich und griff nach einem feinen, schlanken, venezianischen Glase, welches unter vielen anderen Kunstgegenständen auf einem niedrigen Seitentischchen stand. Er faßte es vorsichtig und hielt es gegen das Licht. Ein zarter Duft entströmte daraus.

„Es ist mein Parfüm," sagte Frau von Chevreux.

„Ich kenne es von früher, es ist Ihr ureigenes."

„Ja, denn es wird von einem bestimmten Manne nur für mich allein hergestellt."

„In der Tat! Ach! — Nun, sehen Sie, dieses Parfüm fand ich an dem schwarzen Samtband wieder."

⁂

„Es ist merkwürdig," begann der Marquis nach einer Weile wieder im harmlosesten Plaudertone, „es ist in der Tat merkwürdig, wie treffend Sie oft in Ihren Bemerkungen sind, gnädige Frau! Ich entsinne mich einer Unterhaltung, die wir einmal vor Jahren in Ihrem Salon hatten, und wo Sie behaupteten, die klügsten Menschen gingen oft in die einfachsten Fallen. Ich bestritt das damals; aber wie stets, sehe ich mich auch diesmal genötigt, die Richtigkeit Ihrer Behauptung anzuerkennen. Denn von einem schwarzen Samtband ist natürlich keine Rede."

„Ach — unerhört!" stieß sie hervor.

„Da wir nun aber einmal bei den leidigen ‚Geschäften' angelangt sind, so gestatten Sie wohl, daß ich sie gleich in aller Form abwickle. Hier ist der Brief des Kardinals."

Er reichte ihr das Schreiben hinüber, dann erhob er sich und ging einige Male im Zimmer auf und ab. An den Kamin gelehnt, blieb er endlich stehen und beobachtete die schöne Frau mit lächelnder Aufmerksamkeit.

‚Der Neid muß ihr lassen: sie hat sich meisterhaft in der Gewalt,' dachte er.

Sie ließ das Papier sinken; sie war sehr blaß. „Welch unerwartete Überraschung," sagte sie mit beißendem Spott. „Ich muß gestehen, Marquis, ich bewundere Sie: Daß Sie es über sich brachten, diesen Trumpf über eine Stunde in der Hand zu haben, ohne ihn auszuspielen."

„Ich bin glücklich über dieses Lob aus Ihrem Munde," spottete er.

„Auch Ihren Mut bewundere ich," begann sie wieder, und ihre Augen funkelten böse. „Daß Sie sich allein und wehrlos mit einer solchen Nachricht in mein Haus begaben."

„Oh," machte er sanft, „versicherten Sie mir nicht gleich anfangs, daß Sie nicht mit groben Waffen kämpften? Jetzt würde ich, selbst wenn Sie ihn mir kredenzten, keinen Tee mehr bei Ihnen trinken."

„Aber das Schloß liegt einsam, und ich habe Diener."

„Trauen Sie mir wirklich zu, ich würde ohne Bedeckung kommen? Unten im Dorf liegt eine Abteilung Soldaten."

„Ah!" fuhr sie auf.

„Sie müssen mich doch für recht dumm halten," sagte er gutmütig.

Sie streifte ihn mit einem kurzen Blick, und durch ihren Geist zuckte blitzartig ein Plan. ‚Jetzt zeig', was du kannst, Mathilde Chevreux!' Sinnend sah sie eine Weile vor sich nieder und sagte dann wie halb widerwillig: „Ich sehe ein, daß ich in Ihrer Gewalt bin, Marquis. Bitte mir nun zu sagen, was mit mir geschehen soll."

Sie tat ihm fast leid in ihrer Hilflosigkeit, und der Triumph über seinen Sieg war nur noch halb so groß wie zuerst. „Ich soll Sie noch heute Abend nach der — nach Paris begleiten," sagte er beinahe demütig.

„Ich folge," erwiderte sie leise. „Vorher aber möchte ich für meine Leute und auch noch ein wenig für mich selber sorgen. Ich habe Geld und Schmuck über die Grenze zu schaffen und bitte Sie, meinem alten Diener einen Paß dafür auszustellen."

„Das ist mir leider unmöglich, Madame. Sie haben selbst gelesen, daß Ihr Vermögen mit Beschlag belegt ist."

„Und dennoch werde ich Sie bitten, den Paß zu schreiben," beharrte sie. „Und ich erwarte, daß Sie mir diese kleine Gefälligkeit erweisen werden dafür, daß ich Ihnen so widerstandslos folge."

„Nun, was das anlangt, so wählen Sie, wie ich erneut feststellen muß, auch hierin den klügsten Weg," sagte er galant.

„Lassen wir jetzt die Redensarten, Marquis," unterbrach sie ihn ein wenig rasch. „Sie wollen mir also den Paß nicht ausstellen?"

„Ich bin untröstlich, Madame, Ihnen eine Bitte abschlagen zu müssen."

„Nun, so sehe ich mich leider gezwungen — ich sage ausdrücklich ‚leider' und wider meinen Willen, Marquis —, auf eine längst vergangene Angelegenheit zurückzugreifen, die Ihrem Gedächtnis vielleicht schon entschwunden ist."

Er hatte plötzlich ein sehr unbehagliches Gefühl. Doch er versuchte zu scherzen. „Wenn es sich etwa um eine Forderung handeln sollte, die jemand an mich stellen zu können glaubt — für so etwas habe ich ein ebenso schlechtes Gedächtnis wie für Dummheiten, die ich früher einmal begangen."

„Ob es eine Dummheit von Ihnen war, das zu beurteilen überlasse ich Ihnen," versetzte sie liebenswürdig. „Aber Sie erinnern sich vielleicht noch eines Anschlags gegen das Leben des Kardinals, der vor zehn Jahren oder mehr in Szene gesetzt wurde und der dann ‚leider' ebensowenig gelang wie — —" Sie blickte gespannt in sein starr gewordenes Gesicht. „Sollten Sie sich nicht mehr darauf besinnen, so will ich Ihnen gerne nachhelfen, mon cher — —"

Nérailles biß die Zähne zusammen. Das war ja eine nette Bescherung! Wo in aller Welt hatte das Teufelsweib die Kenntnis jener Angelegenheit her? Jetzt, wo er sie endlich, nach jahrelangen Kämpfen, niedergerungen zu haben schien, kam sie plötzlich mit solchen Geschichten!

„Frau von Chevreux," rief er erregt, „ich muß Sie bitten, nicht nach Ausflüchten zu suchen! Sie haben den Brief des Ministers gelesen. Was Ihnen bevorsteht, haben Sie sich selbst zuzuschreiben."

Sie blickte ihn voll Erstaunen an.

„Sie fallen aus der Rolle, mein Lieber," sagte sie freundlich. „Lassen Sie uns den Fall überlegen und ruhig besprechen. Ich besitze da einen Brief, einen kleinen, sehr gefährlichen Brief, der, wenn der Kardinal davon erführe, einen gewissen Herrn könnte teuer zu stehen kommen. Nun wohl, lassen Sie mich frei, und Sie sollen den Brief haben."

„O," rief er wütend, „ich will ihn auch ohne Ihr liebenswürdiges Entgegenkommen finden! Das Schlößchen ist schnell durchsucht."

„Sie scheinen mich für sehr dumm zu halten," wiederholte sie seine vorherigen Worte. „Der Brief ist nicht im Schloß, sondern an einem Orte, wo ihn so leicht keiner findet. Es weiß aber außer mir und meinem alten Diener noch eine dritte Person darum, und, Marquis," ihre Stimme wurde eher sanfter, statt sich zu heben, „einen Tag, nachdem ich hier gewaltsam herausgeholt bin, liegt das Schriftstück auf dem Schreibtisch Seiner Eminenz. — Sie haben zu wählen."

Er zerrte nervös an seinem Henri IV-Bärtchen. ‚Da sollten doch gleich himmelkreuztausend — — —.' Noch zu rechter Zeit fiel ihm ein, daß er sich in Gesellschaft einer Dame befand, und er stellte, auch in Gedanken, das Fluchen ein. Er gab sich Mühe, ruhig nachzudenken. War es wirklich Tatsache, daß sie den erwähnten Brief besaß? Dann war sie imstande und ließ ihn an den Kardinal gelangen. Und schließlich: würde er selbst in diesem Falle anders handeln? Wie aber, wenn die ganze Sache eine riesige Spiegelfechterei von ihrer Seite war? Auch das war ihr zuzutrauen, dieser nichtswürdig klugen, kleinen Schlange. Dann ließ er sie jetzt laufen und hatte eine zwiefache, nie wieder gutzumachende Blamage ...

„Und warum, meine Gnädigste," sagte er laut und triumphierend, „bedienten Sie sich nicht früher dieser wundervollen Waffe gegen mich?"

„Wie Sie sehen, habe ich sie gerade bis zum richtigen Augenblick aufgehoben."

Er überlegte wieder. Das Papier mußte er haben, für jeden Fall! Aber dafür Frau von Chevreux freilassen? Unmöglich! Nimmermehr! Sie müßte zunächst einmal unschädlich gemacht sein und die ewige Angst vor ihr aufhören. Aber wie? Was hatte sie da vorhin gesagt von ihrem Vermögen — —?

„Gnädige Frau," sagte er entschlossen und trat vor sie hin, „was ich Ihnen jetzt sage, ist mein letztes Wort. Davon daß Sie selbst freikommen, kann nun und nimmer die Rede sein. Anderseits leugne ich nicht, daß das Schriftstück, welches Sie mir unter so liebenswürdigen Bedingungen anbieten, von nicht unerheblichem Wert für mich ist. Ich bin bereit, es Ihnen abzukaufen für einen Paß, der es Ihrem Diener ermöglichen soll, Ihr bares Vermögen und Ihren Schmuck in Sicherheit zu bringen. Ich bitte, mich recht zu verstehen: nur Ihr Geld und Ihren Schmuck, keine Papiere! Ich werde dabei sein, wenn er die Sachen von Ihnen in Empfang nimmt. Sind Sie einverstanden?"

Frau von Chevreux warf einen raschen Blick auf ihn. Es schien in der Tat, daß er fest entschlossen und für den Augenblick nichts anderes für sie zu erreichen sei. Also hieß es zugreifen. Sie erhob sich, warf den schönen Kopf in den Nacken und sagte trotzig: „Ich bin einverstanden."

„Ich war überzeugt, daß wir uns einigen würden," antwortete er erleichtert.

Frau von Chevreux trat an den Teetisch, goß eine Tasse Tee ein und trank sie in einem Zuge aus. Als sie sich wieder umdrehte, war sie vollkommen gefaßt.

„Also, mein lieber Marquis, ich werde Ihnen den Brief besorgen lassen, was etwa eine halbe Stunde in Anspruch nehmen wird. Während dieser Zeit haben Sie wohl die Güte, den Preis dafür fertigzustellen. Wollen Sie sich meines Schreibzeuges bedienen?“

Sie klingelte dem alten Diener und redete leise mit ihm. Dann machte sie sich an einem kleinen Wandschrank zu schaffen, dessen Tür unauffällig von der Tapete bekleidet war und holte nach und nach einige Beutel mit Geld und mehrere Schmuckkästen daraus hervor; sie legte alles auf einen Tisch, die Schmuckkästen geöffnet. Der Marquis saß unterdessen an ihrem Schreibtisch und verfaßte den Paß; ein paarmal unterbrach er sich, um nach den Personalien des Dieners zu fragen. Sonst sprachen sie kein Wort.

Nach einer kleinen halben Stunde erschien der Alte wieder, übergab seiner Herrin einen Bogen Papier und zog sich dann hinter den gemalten Wandschirm in der Ecke zurück.

Frau von Chevreux näherte sich dem Schreibtisch.

„Bitte, Marquis.“

Er nahm den Brief, welchen er sorgfältig prüfte und dann mit einem kleinen befriedigten Lächeln in seiner Brusttasche barg. Dann übergab er ihr den Paß.

„Nun, gnädige Frau, steht unserer Abreise wohl nichts mehr im Wege.“

Ruhig erwiderte sie: „In zehn Minuten bin ich bereit.“

Sie verschwand durch eine Seitentür, durch die der Diener ihr geräuschlos folgte.

Der Marquis strich mit einer liebkosenden Bewegung durch seinen gepflegten Bart; er war selten in so glänzender Laune gewesen. Das sollte ihm einer nachmachen! ‚Nérailles, du hast dich selbst übertroffen!‘ Wegen des beiseite geschafften Vermögens ließ sich leicht irgendeine Lüge erfinden, wenn man die Hauptsache in Ordnung hatte. Und sie war wirklich über alles Erwarten gut in Ordnung!

Die bronzene Stutzuhr auf dem Kamin holte mit einem feinen, dünnen Ton zum Schlagen aus. Nérailles fuhr auf. So spät war es schon? Wo blieb seine Gefangene? Einen Augenblick schoß ein furchtbarer Gedanke durch seinen Kopf: konnte sie entwischt sein? — Unsinn! Das Schloß war von Wachen umstellt. — Eine Geheimtür? Gab es nicht; er hatte den Plan des Hauses studiert. Und da tat sich auch schon die Tür auf, und Frau von Chevreux trat wieder ein.

Sie trug Reisekleidung und einen dichten, kostbaren Spitzenschleier fest um Kopf und Gesicht gewunden; sie weinte leise, aber in aufrechter Haltung schritt sie vor bis zu dem Tisch, auf dem die Kostbarkeiten lagen.

„Eustach?“ rief sie mit tränenschwerer Stimme.

Der alte Diener kam hinter seinem Wandschirm hervor. Als er, dem Marquis den Rücken zuwendend, vor seine Herrin trat, dachte dieser flüchtig: ‚Der arme Alte, der Schmerz beugt ihn nieder, er sieht fast kleinergeworden aus. Oder täuscht mich nur die stolze Haltung der schönen Frau?‘ Frau von Chevreux reichte dem Diener den Paß und deutete mit der behandschuhten Hand stumm auf den Tisch; sie war offenbar zu bewegt, um reden zu können.

Auch des Alten Stimme war brüchig, als er sprach: „Madame, ich werde mein Bestes tun.“ Er raffte alles zusammen, beugte noch einmal ein Knie vor seiner Herrin, welche ihm schluchzend die Hand reichte, und verschwand.

Der Marquis wandte sich an die verschleierte Gestalt. „Ich bitte um Ihren Arm, Madame,“ sagte er.

⁂ ⁂ ⁂

Am nächsten Morgen saß Frau von Chevreux in einem behaglichen kleinen Gasthauszimmer jenseits der Grenze und schrieb den folgenden Brief:

„Mein lieber Marquis!

Bei der aufrichtigen Freundschaft, die Sie stets für mich bewiesen haben, wird es Ihnen wertvoll sein zu erfahren, daß ich dank Ihren liebenswürdigen Bemühungen ungefährdet und im Besitze aller meiner Wertsachen hier angekommen bin und mich äußerst wohl fühle. Wie Sie sehen, ist deshalb meine erste Handlung, Ihnen für die Erleichterung, die Sie mir durch die Ausstellung des bewußten Passes verschafft haben, herzlich zu danken. Es schmerzt tief, daß ich Ihnen zum Lohn für ihre Aufopferung meine von Ihnen so heißersehnte Gesellschaft entziehen mußte und als Ersatz dafür nur diejenige des alten Eustach bieten konnte. Mein einziger Trost ist, daß ich Ihnen vorher zu dem begehrten Briefe verholfen hatte, der Sie so sehr glücklich zu machen schien. Ich weiß dieses kostbare Schriftstück um so beruhigter in Ihren Händen, als ich sicher bin, es selbst nicht mehr nötig zu haben. Denn soviel ich meinen Freund, den Kardinal kenne, wird der Streich, den Sie ihm gestern abend spielten, vollkommen genügen, um Ihnen eine mindestens so ausgedehnte ‚Erholungszeit‘ fern vom Hofe einzutragen, wie die meine ist. — Sollten Sie also in der nächsten Zeit einen sicheren Zufluchtsort brauchen, so schlage ich Ihnen den hiesigen vor. Wir könnten dann noch eingehendere Betrachtungen über die Wahrheit meiner Behauptung anstellen, daß die klügsten Leute oft in die plumpsten Fallen gehen. Wir könnten vielleicht auch Kompagniegeschäfte machen und versuchen, ob wir gemeinsam das erreichen, was uns einzeln nicht gelingen wollte.

Bis dahin bin ich in unveränderter Freund- und Feindschaft

Ihre Mathilde Chevreux.“

Neues vom Büchertisch

Von Karl Strecker

Schöpferische Konfessionen. Von Fritz v. Unruh, Ernst Toller, Joh. R. Becher, Georg Kaiser, Carl Sternheim, Theod. Däubler u. a. (Berlin, Erich Reiß) — **Hans Schliepmann: Was das Leben erfüllt.** Ein Roman für Besinnliche (Leipzig, Erich Matthes) — **Wilhelm Scharrelmann: Selige Armut** (Leipzig, Quelle & Meyer) — **Franz Nabl: Der Tag der Erkenntnis** (Berlin, Egon Fleischel & Co.) — **Humboldt im Verkehr mit seinen Freunden.** Von Theodor Kappstein ausgewählte Schriften (Berlin, Wilh. Borngräber) — **Richard Wagner: Briefe an Julie Ritter** (München, F. Bruckmann)



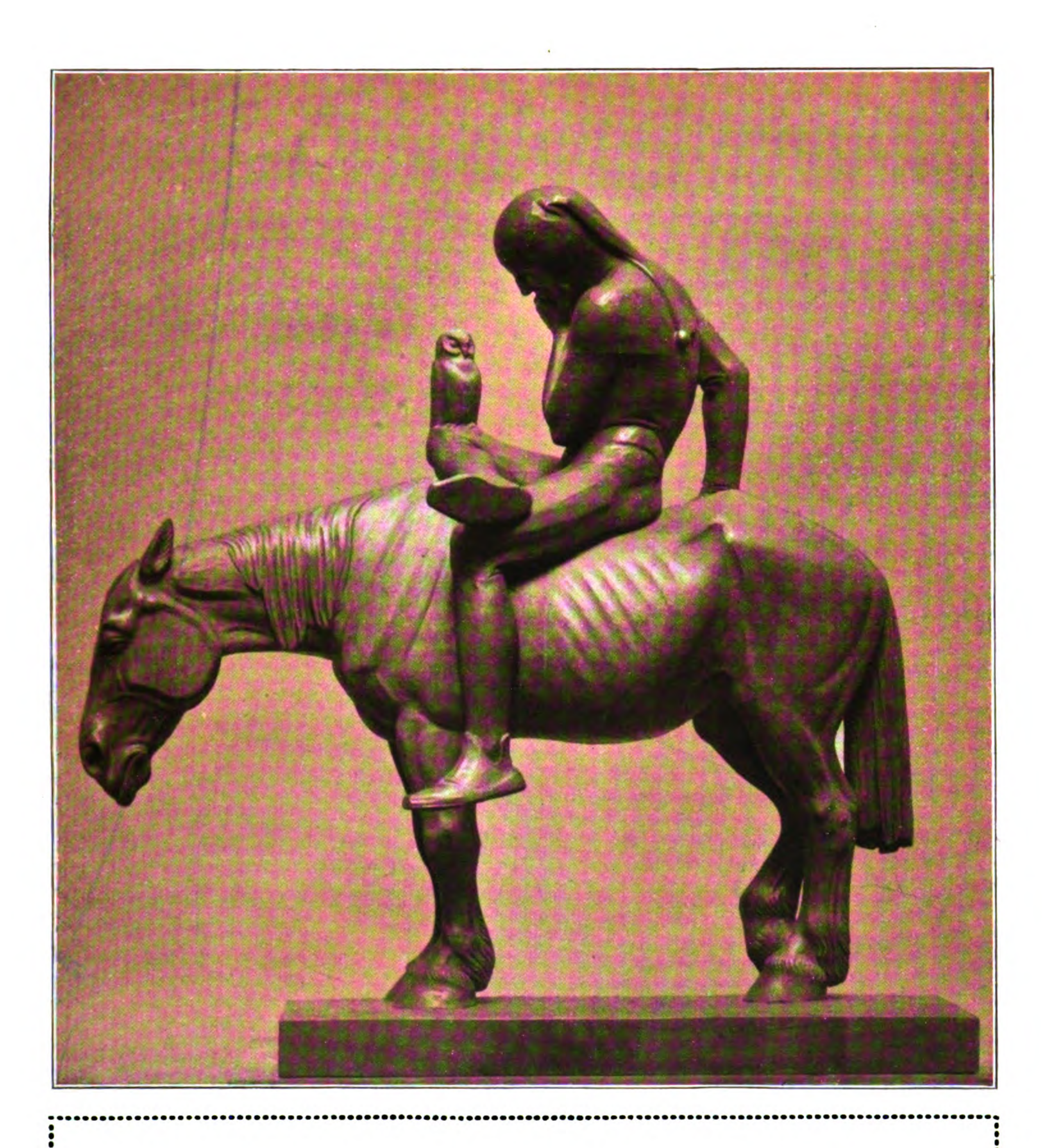
Ein Merkmal literarischer Stockungs- und Übergangszeiten, in denen wenige nur neue Ziele klar vor Augen sehen, ist es, daß man mehr über die Kunst und Dichtung als durch sie spricht. Wenn Schriftsteller und Künstler sich herbeilassen, des langen und breiten über ihr Schaffen sich zu äußern, so ist das meist ein Zeichen dafür, daß es zurzeit mit diesem Schaffen hapert, und wenn sich gar eine ganze Gruppe zu solchen Äußerungen zusammenschließt, so darf man das kaum als ein sehr günstiges Wahr- und Wetterzeichen ansprechen. Da äugt ein Bändchen Schöpferische Konfessionen aus dem Bücherstapel zu mir herüber und lockt zu näherer Betrachtung. „Es reden hier," bemerkt der Verlag, „eine Anzahl der schärfsten künstlerischen Profile, die unserer Epoche Gestalt geben, über sich selbst: das Werk, die Zeit, die Welt." Hm. Wenn Profile reden, so ist man natürlich nur imstande, die halben Äußerungen des Mundes wahrzunehmen, man wird daher wohl daran tun, sich von vornherein auf Halbheiten gefaßt zu machen. Schriftsteller, Dichter und bildende Künstler haben das Wort; wir dürfen hier, um Grenzüberschreitungen zu vermeiden, nur von den ersten beiden Gattungen sprechen. Fritz v. Unruh, noch immer eine unserer besten Hoffnungen, läßt seinen tiefen künstlerischen Ernst ja niemals verkennen, auch nicht wenn er sich hier zum Leben bekennt „im Gegensatz zu Nihilismus und Transzendenz"; Leben aber ist ihm Schaffen. „Wer nicht schafft, so wie er atmen muß, ist kein Schaffender." Unruh wird selber zugeben, daß er nichts als Selbstverständlichkeiten sagt, wenn auch in der anspruchsvollen Form des wissenschaftlichen Forschers. Auch daß er schließlich strenge Arbeit und den energischen Drang zur Form fordert, ist eine Selbstverständlichkeit, aber es gibt Wahrheiten, die unter gewissen Umständen nicht oft genug wiederholt werden können: so sollten sich diese doppelte Forderung Unruhs nur gewisse überlaute Zeitgenossen hinters Ohr schreiben, die mit einem verblüffenden Wortgebilde schon ein unsterbliches Werk geschaffen zu haben glauben. Da begegnet uns gleich in diesem Buch der herzlich unbedeutende Aktivist Gottfried Benn: er zieht aus einem in weitesten Kreisen unbekannten Novellenbuch von sich wie aus einem Juwelenkästchen folgende drei Ausdrücke hervor: „Da geschah ihm die Olive"; „groß glühte heran der Hafenkomplex"; „Anemonenwald". Diese drei zweifelhaften Wortbilder hält er für so bedeutend, daß er sie zu seiner „künstlerischen Konfession" erhebt. Was für ein Liliputaner! Wo andere anfangen, hat er schon sein Ziel gefunden! Gesetzt, die drei Ausdrücke wären so bedeutend, wie Benn in einer beinahe komischen Selbsttäuschung annimmt, so wären sie doch nur drei, nebenbei schlecht behauene, Bausteine, wertlos in ihrer Abgelöstheit, sinnlos ohne den Meister, der sie mit tausend anderen zu einem künstlerischen Gefüge erhebt. Glücklicherweise stehen derartige Meinungen aus der künstlerischen Blattwürmchenperspektive heute selbst bei den Ismus- und Rezeptdichtern nicht mehr hoch im Wert. Kasimir Edschmid, der diese Sammlung in der Bücherfolge ‚Tribüne der Kunst und Zeit' herausgibt und der sich übrigens zu einem kritischen Kopf von Rang entwickelt hat, könnte Herrn Benn darüber belehren, daß er in kindlicher Verkennung Schwelle schon für Fries ansieht, und Fritz v. Unruh tut es unbewußt im selben Buch auf Seite 24.

Glücklicherweise haben andere Konfessoren uns mehr zu sagen als Benn, so gleich in seiner nächsten Nähe Ernst Toller. Man kann in rebus politicis gänzlich von ihm abweichen, ja sogar in der ganzen Weltauslegung — und man wird doch dem männlichen selbstlosen Empfinden dieses für seine Überzeugung Duldenden hohe Achtung nicht versagen. Der Eindruck seiner „Wandlung" wird hier beglaubigt und erläutert. Besonders durch seinen Brief an Gustav Landauer pulst ein großer Zug jugendlicher Schwärmerei, welcher jedem, der mit sich und mit den Geistesmächten der Zeit ehrlich gerungen, wie eine heiße Blutwelle durchs Herz geht. In der Jugend muß jeder wahre Dichter einmal aufrührerisch gewesen sein, zum wenigsten in der Theorie. Erst durch harte Zusammenstöße mit der Wirklichkeit, durch tiefere Kenntnisse und durch Einsicht in die notwendigen Lebensbedingungen der Menschheit darf er umlernen. Aber darum gerade ist

das zauberische Mitgefühl mit jugendlich Kämpfenden, im Strudel Ringenden so natürlich, oder um es anders auszudrücken, der geheime Klang jener Nietzscheschen Sternenfreundschaft, deren Kurven sich allenfalls außerhalb dieser Erde treffen ...

Leider ist Toller in diesem Buch so ziemlich der einzige, wenigstens unter den Schriftstellern, dessen Bekenntnis ehrliche Einfachheit und wirkliche Größe atmet. Ohne eitle Selbstbespiegelung als die Unterlage kurzgefaßter Zeit- und Weltbetrachtung zu machen, äußert sich allenfalls noch Theodor Däubler; zum mindesten stutzt man, nicht unangenehm überrascht, wenn er seine ‚Konfession' beginnt: „Ich habe nur eines auszudrücken: die Idee des Nordlichts." Das ist jedenfalls ursprünglich, wenn auch nicht urwüchsig, denn ein Auge, das wirklich unausgesetzt nach dem freilich sinnvollen, deutungsreichen und gewaltigen Symbol des Nordlichts gerichtet ist, wird schwerlich darauf achten können, ob die Menschen „rechts orientiert" sind oder links, was Däubler im folgenden untersucht. Aber es soll ihm unter „Haben" gebucht werden, wenn er, freilich im ersten Satz allzu superlativistisch, sagt: „Der höchste Schatz, der zu verwalten und zu behüten bleibt, ist die Sprache ... Besonders reich an innerer Leuchtkraft ist die deutsche Sprache." Das klingt freilich anders, als wenn der ahnungslose Gottfried Benn faselt, „das einzige Problem, vor dem ich stehe, ist das Problem des südlichen Worts." Das einzige — dieses Kind des Glücks; „seine Sorgen möcht' ich haben," wie es im Börsenstil heißt. Däublers künstlerisches Bekenntnis ist aber auch ein Lanzenwurf gegen den etwas leergewordenen Becher, der die deutsche Sprache noch immer, auch hier, massakriert und noch immer in seinen unrhythmischen Rhythmen nichts Höheres kennt, als ein politisches Schlagwörterlexikon zusammenzustellen, wie er denn diesmal gegen die „Giftdolde der Staaten" und den „Fäulnisteich der Familien" ein Dutzend sprachfeindlicher Verse abschießt. Auch er hält noch immer das Haschen nach „Ausdrücken" für eine Hauptsache, obwohl wir doch in der Literatur schon vor Monden an der schönen Leiche des Expressionismus gestanden haben. Und die Ideen, die er „ausdrückt", sind leider ohne Ausnahme aus zweiter — nein: aus vierter, fünfter, sechster Hand. Immerhin erfrischt dies muntere Hüpfen auf einer Stelle. Geradezu resigniert gegen Johannes R. Becher wirkt Carl Sternheims Bekenntnis. Er scheint müde. Der ihm nahestehende Edschmid urteilte jüngst von ihm, daß ihn die Menschen nicht interessierten. Diese unbestreitbare Wahrheit ist die Erklärung für die Humorlosigkeit des Satirikers Sternheim, denn wer Humor hat, hat Liebe. Sternheim selber gibt in diesem Bekenntnis zu, daß erst um sein dreißigstes Jahr Mitmenschen angefangen haben ihn „zu packen, weil ich meine Frau traf". Er verheißt, in seinen kommenden Schriften zeigen zu wollen, „wie des Menschen Unabhängigkeitswille nicht Hochmut und dionysische Extravaganz, sondern notwendiges Regulativ zu dem sonst über alle Schöpfung verhängtem, naturwissenschaftlichem Unabwendbarem (so!), Dichtung aber die uns erschütternde untendenziöse Aufzeichnung und begriffliche Festmachung dieser immer neue Kombinationen ergebenden Wechselwirkung beider schaffenden Gewalten ist". Hoffentlich bedeutet dieser Wortknäul nicht: ich bin jetzt zahn- und ziellos geworden. Warten wir ab, wie sich der tendenzlose Sternheim entpuppen wird. Während aber bei Sternheim eine gewisse Wandlung schon darin zu spüren ist, daß er die Sprache nur noch knäult nicht mehr rädert und aus den Gliedern renkt, daß er sogar dem Artikel gnädig wieder sein Recht läßt, beginnt Georg Kaiser, der behende Stückemacher, seine Konfession: „Aus Vision wird Mensch mündig: Dichter." Und er schließt damit, daß es nur eine Vision gebe: „Die von der Erneuerung des Menschen." Zwischen diesen beiden Thesen sucht Kaiser uns zu überzeugen, daß in der buntscheckigen Wirrnis seiner Werke und Gestalten ein einheitlicher Plan, eben jene Vision, herrsche. Und er entschuldigt hochherzig den Zuschauer, der nichts von diesem Gesetz weiß und außerstande ist, „mit seinen verwirrten Händen" von heute auf morgen die Stücke so zu ordnen, wie sie seiner „Erkenntnis nützen". Das wird einem freilich bei diesem Massenproduzenten schwer. Aber sollte nicht gerade das, was er vom Betrachter verlangt, Sache des Dichters sein?

Man sieht: allzuviel kommt nicht heraus bei den „schöpferischen Konfessionen". Das Beste in dem Buch ist eine ebenso feine wie sinnvolle Betrachtung Paul Klees, die, scheinbar nur von der Graphik ausgehend, an die tiefsten Wahrheiten von Kunst und Leben rührt. Aber wir wollen nicht ungerecht sein: es ist für den Dichter schwerer noch als für den bildenden Künstler, sich über Lauf und Ziel seines Lebenswerkes auszusprechen. Was sind denn die eigentlichen „Konfessionen" des schaffenden Schriftstellers? Vor mir liegt ein Roman von 624 Seiten — er ist eine einzige „Konfession", oder wenn man will: ein großer Ameisenhaufen von wimmelnden Bekenntnissen auf allen Gebieten des Lebens und der Kultur. Sind nicht die Bücher die eigentlichen „schöpferischen Konfessionen" ihrer Verfasser? Der Roman, von dem ich spreche, heißt Was das Leben erfüllt, sein Verfasser ist der als Kunstkritiker aufs beste bekannte Hans Schliepmann, ein ungemein gescheiter, witziger, klarschauender Schriftsteller von geradem, geistigem Wuchs. Erst spät, jenseits der Fünfzig, ni fallor, hat er sich aufs Fabulieren verlegt, um seine Weltauffassung und Lebensanschauung zu verkünden. Sein erstes Bekenntnisbuch war Die Wenigen und die Vielen, das er ohne seinen Namen veröffentlichte. Dort



Till Eulenspiegel
Holzbildwerk von Oskar Garvens
(Kunstausstellung, Berlin 1920)

wie hier stellt er bestimmte ethische und kulturelle Forderungen auf, die in schärfstem Gegensatz zu dem Leben vor dem Kriege stehen, also zu einer ideallosen Welt ... Schliepmann sucht in „Was das Leben erfüllt“ um ein Menschenschicksal wie um einen Stamm diese Forderungen herumzuranken. Sein Held — „Harro v. Kürenberg“ verdient, wie schon der Name verrät, diesen heute in Mißkredit geratenen Titel in jeder Hinsicht — ist der natürliche Sohn eines Prinzen und einer tiefen, seelenvollen Mutter, die er schwärmerisch geliebt hat. Vom Vater hat er, so meint es der Verfasser offenbar, die Statur und einen herrischen Eigenwillen, ein forsches Draufgängertum, das ihm im Leben manches Bein stellt und ein eigenes sogar zerbricht, von der Mutter die Tiefnatur, die seelische Versonnenheit; schließlich auch die Lust zum Fabulieren. In der gewählten Regierungslaufbahn scheitert er, weil er unter den Larven der Räte und Geheimräte nicht nur die einzige fühlende Brust ist, sondern auch der einzige freie Kopf, der keine Rücksichten kennt. Ohne Amt und Würden, mit keinen anderen Ehren als denen eines reinen Willens und eines unbedenklichen Percytums, geht er ins Privatleben und — zunächst zur Erholung in das Ostseebad Muserow. Ein Besserwisser und Reformator von Naturanlage, stößt er hier, wie in seinem Amt, überall an, wirkt aber bei den Einsichtigen doch wie ein frischer Windstoß, der in muffige und von Spinnweben verhangene Stuben weht. Die Tragikomik des Menschendaseins will es, daß er bei einer Feuersbrunst ein altes, nichtsnutziges Weibsbild, dem er selber das Recht zum Leben, d. h. zur Belästigung ihrer Mitmenschen abgesprochen hat, zu retten sucht und dabei lebensgefährlich verunglückt. Er wird langsam gesund unter der Pflege einer edlen, schönen Frau, aber er bleibt ein Krüppel: der halbe rechte Unterschenkel muß ihm abgenommen werden. Das alles beugt ihn nicht. Er heiratet seine Pflegerin und setzt sein großes reformatorisches Vernunftwerk in seiner Weise und in seinem Kreise fort. Schliepmann glaubt an eine bessere Zukunft. Aber nur die Aufrichtung des kühnsten Ideals kann seiner Meinung nach zu einem geistigen Siege führen, zum Siege der Vernunft und des sittlichen Wollens. „Aus Tollheit und Tobsucht, aus Feigheit und Verlotterung, aus all den Schwächen und Lastern, die unserer Vernichtung letzte Ursache waren, aus Schmachgefühl und Verzagen“ soll uns der Roman durch das Beispiel eines kampffrohen deutschen Herzens zum Glauben an unser Volk, die Hoffnung auf eine bessere, durch Unglück geläuterte Jugend, seinem Helden gleich an Lauterkeit, Kampflust und Lebenseinstellung unter ein Ideal führen.

An ethischer und geistiger Kraft überragt der Roman so ziemlich das meiste, was die letzten Jahre in der Erzählungsliteratur den Deutschen gebracht haben. Dennoch ist er nicht ganz das große Kunstwerk, für das ihn der Verfasser, seinem Vorwort zufolge, hält. Und zwar weil er zu einseitig mit Lehrmeinung belastet ist, weil die rein epischen Bestandteile nur sozusagen die Spalierlatten bilden für die verästelten und verzweigten Theorien des Verfassers, für die geistvollen Ranken und reifen Früchte seiner Lebensanschauung. Schliepmann hat den Mangel auszugleichen gesucht durch aufregende Vorkommnisse, wie die Feuersbrunst, aber hier merkt man gerade ein wenig das Gewaltsame, mehr Romanhafte als Epische. Die Schilderung seines Helden wird manches Kopfschütteln erregen. Der Prinzensohn, der Tausendsassa mit dem „scharfen, geistvollen Gesicht“, mit „hellen Adlerblicken“ und „bewiesener Löwenkraft“, dieser „Harro v. Kürenberg“, der trotz seiner Jugend alles besser weiß, immer als deus ex machina rechtzeitig aus dem Häuschen springt, stets zum Prügeln bereit und besonders gegen alte Damen rücksichtslos bis zum äußersten. Aber nur jemand, der Schliepmann nicht kennt, kann ihn selbst bei dieser Charakteristik im Verdacht einer Marlittiade haben. Mit Absicht gab er seinem Helden kleine Züge eines modernen Don Quixote, wie er denn gerade für die tragikomischen Seiten des Lebens einen scharfen Blick hat. Einzelne Stellen erinnern an Vischers humoristischen Meisterroman ‚Auch Einer‘, das macht: auch hier führt ein Kritiker von Beruf die Feder. Glanzstücke beiläufiger und zielsuchender Satire durchsprenkeln das Buch, das trotz der ungewöhnlichen Länge nicht einen Augenblick Abspannung oder gar Ermüdung im Leser aufkommen läßt. Ein aufrechter Mann und sehr gescheiter Kopf schreibt sich hier allen Ärger von der Seele, den ihm dies vertrackte Leben im großen und im kleinen gebracht hat, er vermeidet fast immer rechtzeitig durch eine humoristische Biegung das Hingleiten in selbstgerechtes Pharisäertum; man gewinnt den Verfasser und seinen Helden, die sich ja schließlich zueinander verhalten wie Trompete und Mundstück, mit jeder Seite lieber, und keiner wird das Buch ohne geistige Bereicherung, ohne ein Gefühl seelischer Stählung aus der Hand legen.

Rein episch, ohne erzieherische Nebenabsicht oder gar (wie bei dem Ethiker Schliepmann) Hauptabsicht, aber doch auf dem Baugrund einer tiefen Auffassung von Lebens- und Herzensmacht ist der Roman Selige Armut von Wilhelm Scharrelmann aufgebaut. Scharrelmann ist bekannt als der Verfasser der humorvollen, spitzwegigen Pickbalgegeschichten. Und da die Welt der Leser in der Regel von dem neuen Werk eines Schriftstellers oder Künstlers zum mindesten eine gewisse Geschwisterähnlichkeit mit seinen früheren Schöpfungen erwartet, wird er mit diesem Roman zunächst Befremden erregen. Denn er beschreitet auf einmal ganz neue Wege. Losgelöst von Stoff, Umwelt und Darstellungsart jener Erzählungen, wagt er sich an einen großen

Roman, der zwar auch noch in den leicht andeutenden Farbentönen seiner Heimat schimmert, aber doch im Kern des Stoffes und der Schicksale allgemein menschliches Gepräge trägt. Man merkt dem Ganzen an, daß Scharrelmann seinen neuen Weg eigentlich noch sucht. Mancherlei Schwankungen, ich möchte sagen, eine tastende Fühlhornbewegung des Geistes ist namentlich zu Anfang ein Zeichen dafür. Da hat er alles breit auseinandergefasert, als wüßte er noch nicht, welchem Faden seines aufgelegten Garns er nun eigentlich folgen soll. So wird eine Art Garndelta daraus, viel zu breit angelegt für einen regelrechten Fluß der Erzählung. Hie und da klebt eine Eischale aus der Pickbalge an der sich frei ringenden Erzählungskunst Scharrelmanns. Wenn er sie nur als Hemm- und Hindernis, als Erdenrest peinlich erkennen wollte! Aber durch Zufall weiß ich, daß er gerade die ersten Kapitel seines neuen Romans für die bedeutendsten hält. Wohl um seines Kandidaten Dovidat willen, der in der Tat ein lieber Kerl ist und obendrein einer, wie wir sie brauchen im heutigen Deutschland: kein Mucker, aber auch kein Leichtfuß, eine feste, in sich gesammelte Natur, die doch mit hellen Augen in die leuchtende Gotteswelt sieht. Aber im übrigen treten die Fehler des Buchs gerade im ersten Drittel am deutlichsten hervor. Sie verschweigen, hieße einem Künstler wie Scharrelmann einen schlechten Dienst erweisen; er gehört nicht zu den eitlen Faselhänsen, die sich gekränkt fühlen, wenn ruhiges Urteil ihnen sagt: hier sitzt ein falscher Zug, er ist ein Ringender, ehrlich an sich Arbeitender, der für jeden Fingerzeig, sofern er ihn als richtig erkennt, im stillen Dank sagt. Es fällt — um auch Kleinigkeiten im Vorübergehn zu streifen — aus dem Rahmen eines ernsten, ja im Grunde tragischen Romans, wenn die Personennamen gesucht scherzhaft sind — so heißt hier der alte Diener Krummbiegel, der Kantor Magenbarth, die Kochfrau Sauerbrei, der Baßgeiger Nunnebier, der Klarinettenspieler Hahnetimp usw. In den Gesprächen wirkt manches, gelinde gesagt, überflüssig. Das alles ändert sich, sobald der Erzähler in Fluß kommt, am Erleben seiner Menschen warm wird. Da kann es Scharrelmann nicht länger verbergen, daß er eine feine klingende Seele hat, daß sein Gefühl echt ist und sein Künstlertum die reinsten Goldadern aufweist. Namentlich Ulrike und Dovidat sind mit einer schlichten Innigkeit und menschlichen Wahrheit gezeichnet, wie sie sehr selten in unserer Epik der Gegenwart erfreuen. Die Seelenvorgänge in dem jungen Pfarrer am ersten Abend in seinem einsamen, ärmlichen Pfarrhause sind von einem ganzen Dichter erfaßt. Alles in allem darf man Scharrelmann zu dem neuen Wege, den er beschritten hat, beglückwünschen, er ist seiner Meisterzeit nahe …

Dagegen hat sich der Österreicher **Franz Nabl** in seinen beiden Erzählungen **Der Tag der Erkenntnis** von ihr entfernt. Nabl hat einen guten Namen als Erzähler, und sein ‚Grab des Lebendigen' konnte hier, namentlich wegen der schlichten, überzeugenden Darstellung des Sachlichen, gelobt werden. Die beiden Novellen, die er hier bietet, ‚Der Tag der Erkenntnis' und ‚Die Augen', sind in der Erfindung nicht gar so übel, aber in der Darstellung weitschweifig und nichtssagend. Plötzlich springt dann wohl einmal, wie das Nabls Art ist, aus dem träge dahinschleichenden Murmelbach eine frische Welle der Handlung munter ins Licht, aber nur um das Seichte des Bächleins deutlicher erkennen zu lassen. Hoffen wir, daß Nabl sich inzwischen zu Besserem gesammelt hat und — flüchten wir zu tieferen Quellen!

Sie bedürfen trotz ihres Wertes nur weniger Worte. Denn wer sie zu schätzen weiß und ihren geistigen Urhebern nahe steht, bedarf nur des Hinweises und der Zusicherung, daß sie erfüllen, was der Titel verspricht. Daß der hochherzige **Wilhelm v. Humboldt** mit seiner universalen Geistes- und Herzensbildung gerade **im Verkehr mit seinen Freunden** besonders reizvoll und bereichernd ist, weiß man zum mindesten aus seinen ‚Briefen an eine Freundin' (Charlotte Diede) und aus seinem Briefwechsel mit Schiller. Aber es war ein glücklicher Gedanke, gerade diese Seite seines Wesens zum Gegenstand einer besonderen Zusammen- und Darstellung zu machen, und von den vorliegenden beiden Bänden darf man allgemein sagen, daß diese Aufgabe **Th. Kappstein** wohl gelungen ist. Man erkennt in dem umfassenden, freiheitlich gesinnten Geist Humboldts den edlen Menschen und zarten, fürsorglichen Freund, man freut sich seiner feinen Beobachtungen und liebevollen Empfindungen; es ist ein Werk für alle, die sich zu Humboldts Bekenntnis bekennen: „Ich mache keine Ansprüche auf die meisten anderen Vorzüge, nicht auf Talent und auf Gelehrsamkeit. Aber gern möchte ich Anspruch machen auf den Vorzug: Mensch und gebildeter Mensch zu sein." Humboldt darf gerade heute nicht in Vergessenheit geraten.

Wagnerverehrer werden in des Meisters **Briefen an Julie Ritter**, die **S. v. Hausegger** herausgegeben und mit einer ausgezeichneten Einleitung nebst knappen Anmerkungen versehen hat, eine dankeswerte Ergänzung ihrer Wagnerliteratur finden. Das gut ausgestattete Büchlein umfaßt sechsunddreißig Briefe, von denen einige schon durch frühere Veröffentlichungen bekannt sind; ihr Wert liegt darin, daß sie gerade im Höhepunkt einer entscheidenden Lebenswende Wagners, in der bedeutenden Zeitspanne geschrieben sind, da der Ring und der Tristan entstanden, und daß Wagner mit der rückhaltlosen, temperamentvollen Ursprünglichkeit, die ihn auch in seinen Briefen auszeichnet, hier manches anschauliche Stimmungsbild seines inneren Lebens, seines gärenden Werdens in jener Zeitspanne gibt.

Illustrierte Rundschau

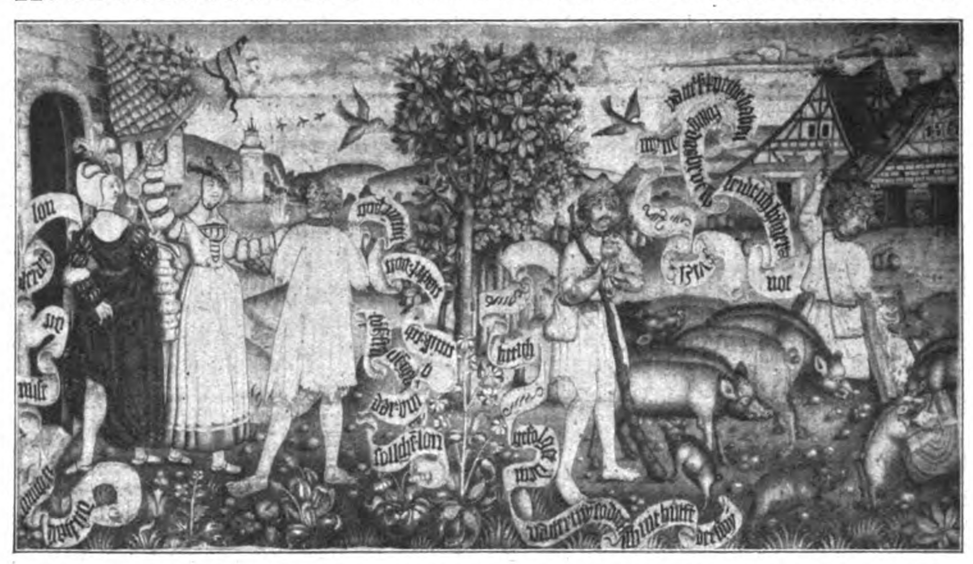
Mittelrheinische Bildteppiche — Plaketten von Ludwig Fuchs — Bildwerke von Renée Sintenis — „Mein Weg mit dem Weib." Radierungen von Walter Rehn — Damenschlafzimmer von Leonhard Heydecker — Gläser aus der Kunstgewerblichen Fachschule Haida — Zu unseren Bildern

Die Bildteppiche aus der Erzählung von der keuschen Susanna und aus der Geschichte des verlorenen Sohnes behandeln zwei Stoffe, die sich wegen ihrer einleuchtenden Moral durch das ganze Mittelalter großer Beliebtheit erfreuten; ja, noch im 16. und 17. Jahrhundert wurden sie in der Malerei wie in der Dichtung, vornehmlich auch auf der Bühne gern dargestellt. In beiden steckte neben der religiösen Erbaulichkeit auch ein starker weltlicher Reiz. Die Alten, die der frommen Susanna vergebens nachstellten, wurden bald zu lächerlichen Lustspielfiguren, und das Lotterleben des ungeratenen Herrensohnes zu schildern war ein Vergnügen, gegen das die endliche Bekehrung nicht aufkam. Diese Freude an dem weltlichen, sinnlichen Gehalt der beiden heiligen Geschichten verraten auch unsere Teppiche, die Hermann Schmitz in den Berichten aus den Preußischen Kunstsammlungen genau untersucht und gewürdigt hat. Beide Teppiche stammen vom Mittelrhein und stehen dem Meister nahe, der das Hausbuch der Fürsten von Waldburg-Wolfegg mit außerordentlich lebendigen Zeichnungen ausstattete und seinerseits in die Nähe Martin Schongauers gehört. Beide sind als Rücklaken für Chorstühle gedacht und geben uns eine Vorstellung von der fast ganz untergegangenen mittelalterlichen Monumentalmalerei. Oft in Frauenklöstern gewirkt, stehen sie ganz auf dem Boden heimischer Überlieferung und im Gegensatz zu den berühmteren niederländischen Teppichen. Während diese auf bildmäßige Darstellung ausgehen, bleiben jene bei einer frieshaften und flächenartigen Behandlung.

Der ganz in Wolle gearbeitete Susannenteppich (Kunstgewerbe-Museum zu Berlin) ist das ältere Werk; es stammt etwa aus dem Jahre 1500. Der Künstler hat mit großen hellen und dunklen Flächen modelliert. „Das starke Rot der Mehrzahl der Gewänder bestimmt den farbigen Eindruck, dazu gesellen sich ein kräftiges Grün für Bäume und Pflanzen, ein Blau und ein dunkles Braun für einzelne Stoffe, und die reichlich verwendete Architektur ist vorwiegend weiß und grau." Unsere Abbildung



Mittelrheinischer Bildteppich: Susanna und die Alten. (Kunstgewerbe-Museum zu Berlin)



Mittelrheinischer Bildteppich: Die Geschichte des verlorenen Sohns. (Kaiser Friedrich-Museum zu Berlin)

stellt als zweiten von sechs Abschnitten die Versuchung Susannas durch die Greise dar. Links die Dienstboten der Susanna, die auf die Klage des Alten antworten:

> Das sin uns gar ser vnglaublich wort
> Der glych ist nye fon yr gehort.

Diese Klage selbst lautet:

> Hort all eyn boß vnd selczsam dingk
> Wir funde by ir einen jungeling.

Rechts auf dem Bilde die Versuchung und Bedrohung der keuschen Frau sowie ihr Hilferuf:

> Thu unsern willen sunst wir sprechen
> Wir han sehen dich Ebrechen. — — —
> Im hern lydd ich lieber den dot
> kompt all gesynd helft mir uß noyt.

Der Teppich mit der **Geschichte des verlorenen Sohnes** (jetzt im Kaiser Friedrich-Museum) ist 1517 datiert, hat aber trotzdem die überlieferte Form der friesartigen Erzählung beibehalten. Unsere Abbildung zeigt mit großer Frische die Wendung im Leben des leichtsinnigen Bruders. Links haben ihn die feinen Fräulein bis aufs Hemd ausgezogen; rechts klagt er:

> Het ich gefolget dem vatter myn
> So derft ich nit hütten der swyn.
> Myne Vatters knecht haben follig das Brot
> So leidt ich hungers not.

Der Teppich ist an einzelnen Stellen mit Seide durchwirkt und war von buntester Farbenfreude; jetzt ist er verblichen, und nur das tiefe kräftige Rot im Gewand des einen Dirnleins hat sich erhalten. Doch gehört auch dieser Teppich zu den schönsten Erzeugnissen unserer deutschen Wirkerei. —

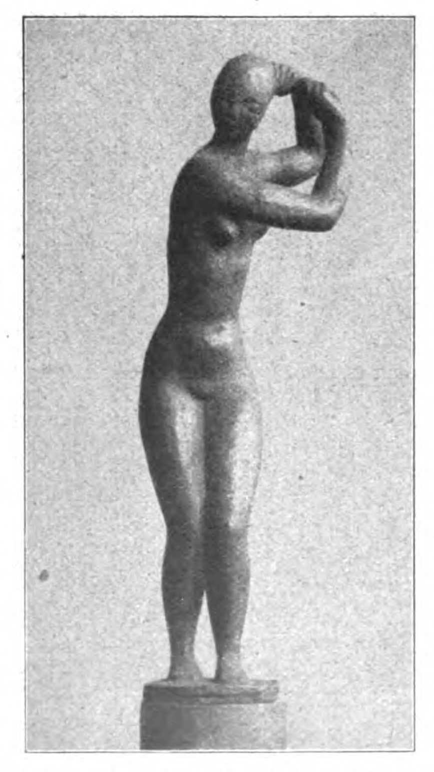


Plaketten von Bildhauer Ludwig Fuchs, München





Nach diesem Ausflug in unsere spätgotische Vergangenheit wenden wir uns in den folgenden Bildern unserer Gegenwart zu, indem wir zunächst drei Plaketten von dem Bildhauer Ludwig Fuchs zeigen. Man sieht es diesen kleinen Kunstwerken an, daß sie in München zu Hause sind, denn es regt sich in ihnen jener harmlose süddeutsche Humor, für den der ernstere und verstandeskühle Norden besonders dankbar ist. Wie niedlich sind die Anhänger mit dem geflügelten Nackedei, der trotz Muff und Handschuhen vor bitterer Kälte in sich zusammenkriecht, und dem fröhlichen Liebesgott, der zwei verbundene Herzen im Arm von dannen eilt. Selbst in der ernster gearteten Denkmünze auf eine silberne Hochzeit regt sich der Schalk, indem er Evas Versuchung und Adams Fall für die bildliche Darstellung wählt.



Bildwerke von Renée Sintenis:
Reh — Pferd — Badende
Mit Genehmigung des Verlags Fritz Gurlitt, Berlin

Humor waltet auch in den Werken der Bildhauerin Renée Sintenis, aber es ist ein wesentlich anders gearteter Geist, der sich hier ausspricht. Die Künstlerin gehört zur Jugend und hat gleich vielen ihrer Zeit eine Vorliebe für die ursprüngliche Kunst von Kindern und Urvölkern gefaßt. Sie ist nur klug genug, ihre Schöpfungen nicht für gewaltige Offenbarungen auszugeben. Sie bleiben liebenswürdige Kinder einer spielenden Laune. Trotzdem gehören ihre Menschen und Tiere nicht in eine beliebige Arche Noäh. Bei aller gewollten Einfachheit der Form steckt in ihnen ein sehr starker und gesunder plastischer Gedanke. Wer die Einzelheiten ansieht, wird von Plumpheit reden. Aber man lasse einmal so ein Pferd in seiner Gesamtheit auf sich wirken: wieviel angespanntes Leben steckt in der Bewegung. Wie anmutig ist so ein Reh!

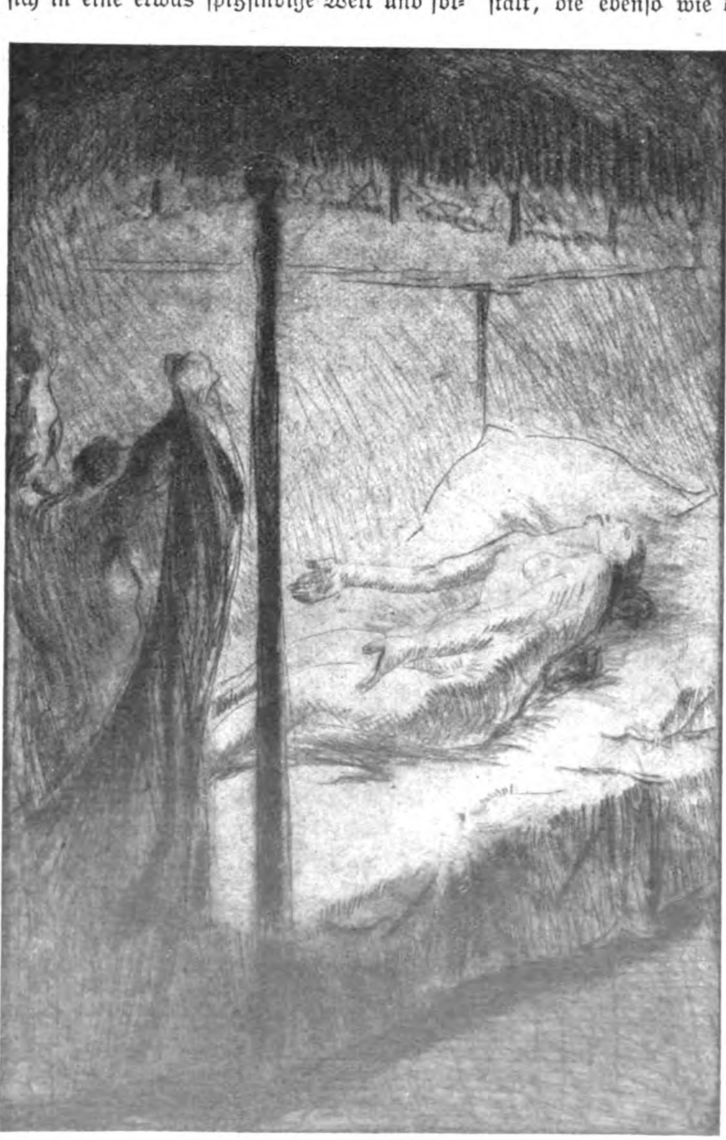
Wie reizend so eine Badende, trotz den zu kurzen Beinen. Julius Meier-Graefe meint, eine Frau wie Renée Sintenis zeige, daß Kunst nicht von Können, sondern von Spielen herkomme. Und an diesem „abgrundtiefen Gedanken“ ist gewiß etwas Wahres.

Die achtzehn Radierungen des jungen Dresdner Graphikers Walter Rehn, die unter dem Titel ‚Mein Weg mit dem Weib‘ bei Emil Richter in Dresden erschienen sind, haben die Fracht der Gedanken sogar sehr reich geladen. Sie sind leidenschaftdurchglüht, gewiß, aber ab und zu verlieren sie sich in eine etwas spitzfindige Welt und folgen allzu willig den ins Mystische ausschwärmenden Sonetten, die sie illustrieren. Unser Blatt ist eins von den wenigen, das, losgelöst aus der Folge, verständlich bleibt, und zeigt zugleich die selbst das Kühnste wagende Kunst von Walter Rehn. Die Radierung ist zu einem Sonett geschaffen, das beginnt:

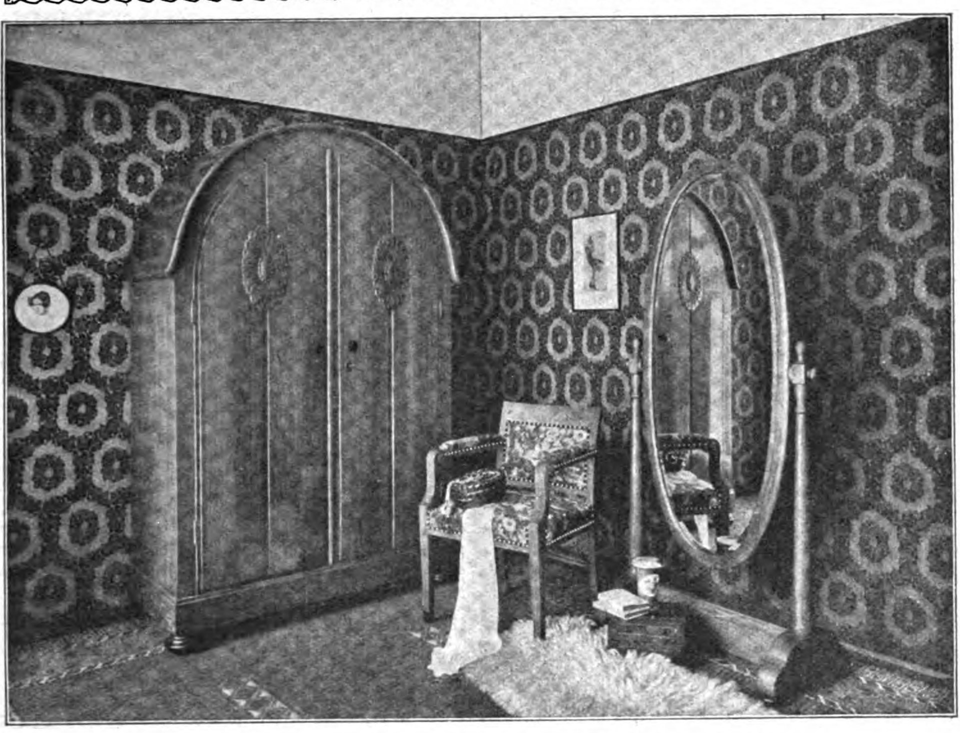
Gesegnet ist der Mann und seine Geste,
Wenn um sein Leben sich ein Weib verzehrt.
Bejahend fiebernd und verneint begehrt,
Und sein Verjubeln werden Janusfeste.

Auf S. 223 u. 224 zeigen wir einige Schöpfungen der ehedem K. K. Kunstgewerblichen Fachschule Haida in Böhmen, einer Anstalt, die ebenso wie die Schwesterschule in Steinschönau als ein Ehrendenkmal deutscher Arbeit und deutschen Geschmacks auch im tschechoslowakischen Staat anzusehen ist. Die Leitung der Fachschule ist mit Erfolg um hervorragende Leistungen bemüht, indem sie die alten Techniken (Schnitt, Schliff, Emailmalerei, Vergoldung, Überfang) auf neue Muster anwendet. Am glücklichsten zeigt sich das Finden neuer Formen in den emailbemalten Flaschen und Vasen. Den Vertrieb der Kunstgläser hat die Firma Joh. Oertel & Co. in Haida.

Mit Glück sind in dem von Leonhard Heydecker in Kempten entworfenen und in seiner Werkstatt ausgeführten Damenschlafzimmer die allzu landläufigen Formen vermieden, und dennoch wirkt das Ganze bezeichnend. Der Raum hinterläßt einen gemütlichen und wohnlichen Eindruck. Der zweiteilige Kleiderschrank mit ge-



Das innere Ja. Aus Max Rehns „Mein Weg mit dem Weib“
(Verlag von Emil Richters Kunsthandlung, Dresden)



Damenschlafzimmer. Von Architekt Leonhard Heydecker, Kempten

bogener Abdachung und gekehlten Türen ist in amerikanischem Redpineholz ausgeführt. Die schöne Maserung des astlosen Holzes kommt unter der natürlichen Politur in warmer gelblicher Farbe zur Geltung. Die Knöpfe und Füße sind aus Birnbaum, rötlich gebeizt und poliert. Innen ist der Schrank dunkel gebeizt und mattiert. Zu diesem Schrank paßt der Spiegel in Form und Farbe, und auch der in bläulichem Hauptton gehaltene Sessel fügt sich glücklich ein.

Unsere Bilder haben zunächst zweier Toter zu gedenken: **Max Klingers** und **Albert von Kellers**. Als wir vor kurzem das letzte große Werk des Leipziger Meisters, die ‚Ermordung Cäsars', veröffentlichten, konnten sich die Leser seiner Genesung freuen. Sie war nur scheinbar. Am 4. Juli ist er gestorben, und wohl jeder hatte bei diesem Tode den Eindruck, als sei mit diesem Mann eine große Entwicklung unserer Kunst einstweilen zu Ende gegangen, die humanistisch-klassizistische. Klingers vielseitiges und erst in den letzten Jahren mählich ermüdendes Schaffen ist in diesen Heften mehrfach gewürdigt worden (Bd. 31 u. 32); hier sei nur noch einmal mit einem seiner frischesten und heitersten Werke an ihn erinnert. Diese Quelle enthält das Beste seiner Kunst: reine Schönheit und Sinnlichkeit. — Auch **Albert von Keller** (gestorben 16. Juli) war der Vertreter einer zur Rüste gegangenen Zeit. Dieser weltmännische und mystische Maler hatte



Glaspokal aus der kunstgewerblichen Fachschule für Glasindustrie, Haida, Böhmen



noch etwas von Makart und Lenbach an sich. Aber er war ein Kolorist von dauerhafterem Glanz, und wenn seine Zeit erfüllet war: in der Geschichte unserer deutschen Malerei nimmt er einen der ehrenvollsten Plätze ein. Wie in den Monographien unseres Verlages Max Schmid Klinger geschildert hat, so hat über Keller Rosenhagen eingehend und liebevoll geschrieben. Das hier abgebildete Werk mag manchen zunächst befremden. Es ist altmodisch; unser Schönheitsbegriff hat sich unter dem Einfluß der modernen Kunst gewandelt, selbst bei denen, die



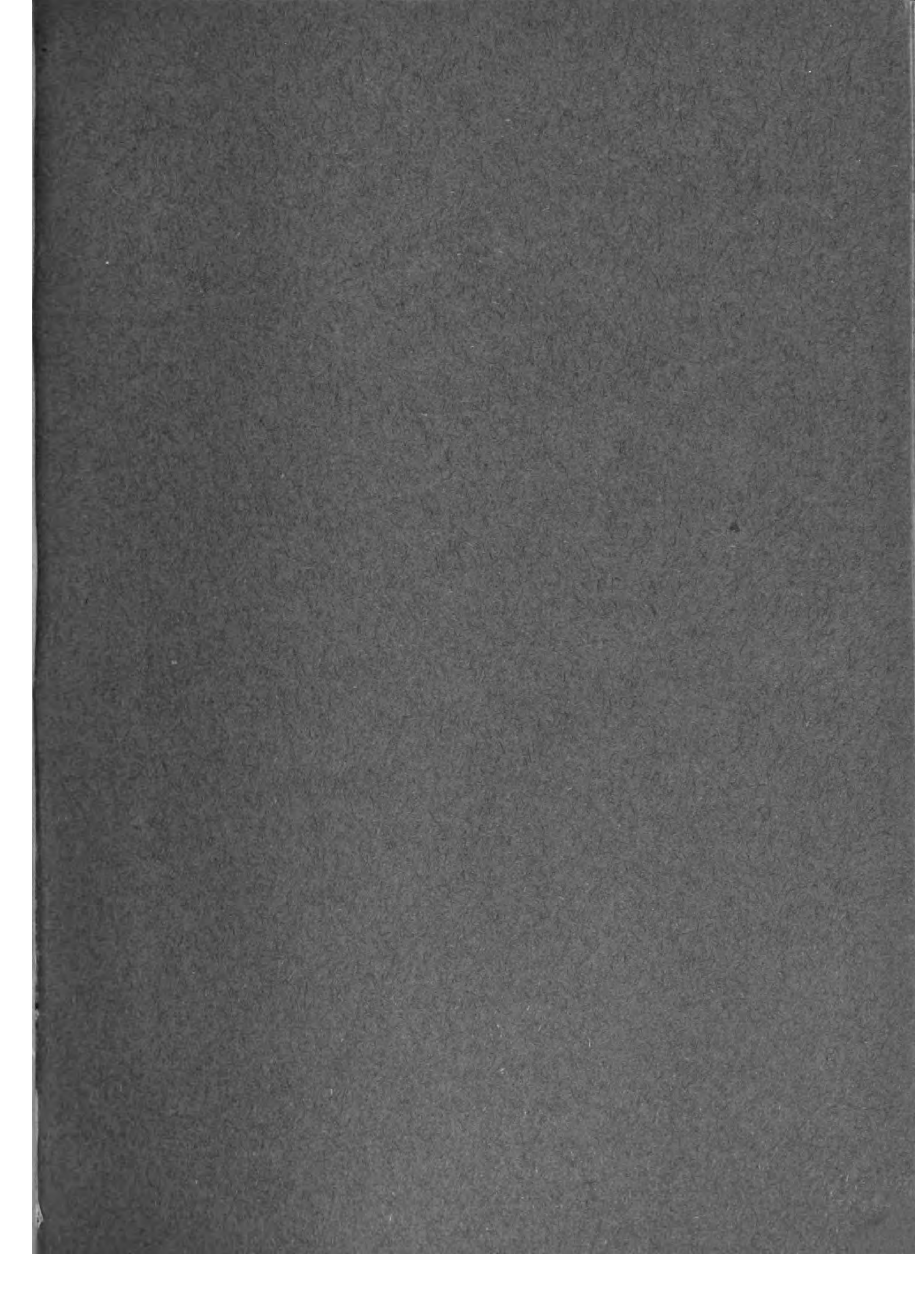
Kunstgläser der kunstgewerblichen Fachschule für Glasindustrie in Haida: Becher und Dose

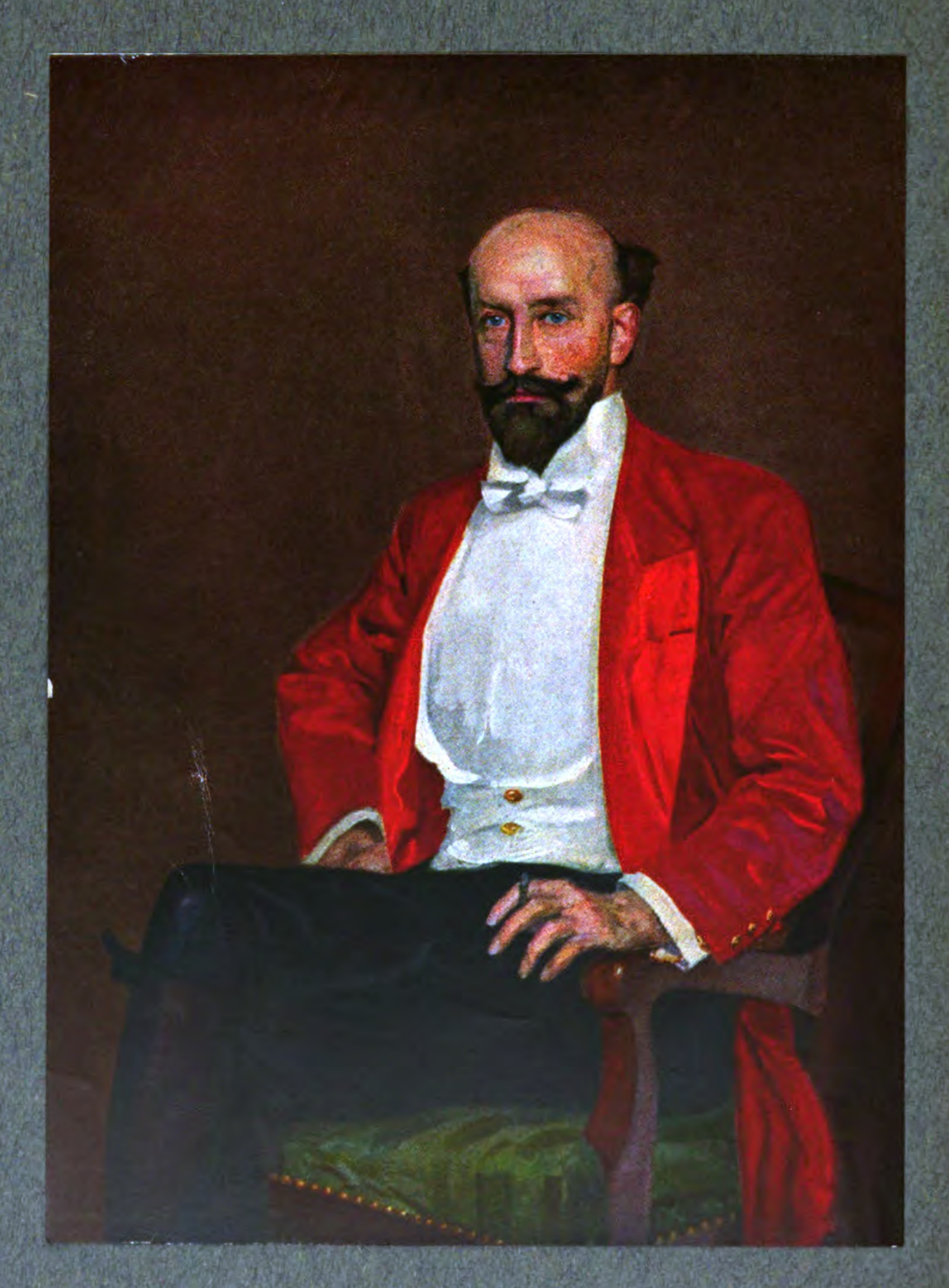
sie verachten. Aber nur ein Oberflächlicher bliebe von der Vornehmheit Kellerscher Auffassung unberührt (zw. S. 136 u. 137). — Das Titelbild des Heftes verdanken wir Franz Hienl-Merre. Es ist ein Stillleben von leuchtenden Farben. Freilich ist dieses grelle Gelb im Zusammenklang mit dem bunten Strauß und dem weißen Tischtuch noch bei weitem nicht das Aufreizendste, was dieser Maler geschaffen hat. — Gerhard Graf (geb. 1885 in Berlin) ist ein Meister des Städtebildes. Wir bringen hier eine farbenfunkelnde, regenfeuchte Ansicht von Frankfurt (zw. S. 128 u. 129). — Schade ist, daß wir die ‚Ruderboote' des Düsseldorfers Hubert Dürnholz (zw. S. 184 u. 185) nicht farbig wiedergeben konnten. Aber auch unser Doppeltondruck zeigt viel: die lebendige Bewegung, die dieses Bild so reizvoll macht. — Robert E. Stübner hat eine Teestunde von einer außerordentlichen Behaglichkeit geschaffen. Der junge Maler ist nicht immer so harmlos, wie er sich hier gibt. Er hat eine starke dramatische Begabung in der Führung von Licht und Schatten und zeigt sich als geschmackvollen Koloristen (zw. S. 120 u. 121). — Prof. Wilh. Räubers ‚Fuchsjagd' (zw. S. 192 u. 193) führt uns in die Vergangenheit, deren bildlicher Darstellung auf weltgeschichtlichem Gebiet dieser Diez-Schüler (geb. 1849) seine stärksten Erfolge verdankt hat. — Eine hübsche Holzplastik von Materialtreue und nachdenklicher Heiterkeit ist der ‚Till Eulenspiegel' von Oskar Garvens (zw. S. 216 u. 217), während Otto Lange mit dem Holzschnitt seiner Weichselfischer (auf S. 157) die Gebote seiner Technik mit noch größerer Schlichtheit erfüllt.

P. W.



Herausgeber: Paul Oskar Höcker und Dr. Paul Weiglin
Künstlerische Leitung: Rudolf Hofmann — Verantwortlicher Schriftleiter: Paul Oskar Höcker in Berlin — Verlag: Velhagen & Klasing in Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien — Druck: Fischer & Wittig in Leipzig — Für Österreich Herausgabe: Friese & Lang in Wien I. Verantwortlich: Erich Friese in Wien I, Bräunergasse 3 —
Zuschriften an die Schriftleitung von Velhagen & Klasings Monatsheften in Berlin W 50, Tauentzienstr. 7b





Bildnis
Gemälde von Ernst Heilemann



Hans im Glück

Roman von Paul Oskar Höcker

(Fortsetzung)

Ruth zählte dreizehn Jahre, als das Scheidungsurteil dem langen, zermürbenden Kampf, den ihre Mutter kämpfte, ein Ende machte. Weit über ihr Alter hinaus war Ruth in diesen schweren Zeiten gereift. Die Leidenschaftlichkeit, mit der sie um die Liebe ihrer Mutter rang, übertraf jede der Empfindungen, die hier im Streit miteinander lagen. Wie oft aber sah sie sich mißverstanden, auch zurückgestoßen. Mit dem fanatischen Wahrheitsdrang ihrer Jugend gestand Ruth ihrer Mutter einmal, daß das Grauen vor dem Vater sie noch keinen Tag, noch keine Nacht verlassen hatte. Wenn sie von bösen Träumen geängstigt ward, so stand in deren Mittelpunkt immer das furchtbare Unglück, für das er verantwortlich gemacht wurde. Ruth hatte bei manchem Berliner Besuch, auf dem sie die Mutter begleitete, die Krüppel, die Blinden, die Witwen und Waisen in ihren ärmlichen Behausungen gesehen; die Bilder vergaß sie nie, nie.

Und ihr ‚Ännchen' erkannte nur voll Schmerz und Trauer den Groll, der in ihrem Herzen gegen den Vater aufstand, der wuchs und wuchs ...

Ruth hatte all die quälenden Abschnitte des langen, zähen Ringens ihrer Mutter um den Besitz des längst Verlorenen miterlebt. Vieles sollte ihr verheimlicht werden — aber in ihrer Verzweiflung brauchte ‚Ännchen' dann ja doch eine Vertraute, bei der sie sich ausweinen konnte. Und mit den Tränen kam die Reue. Da hätte Ruth nun trösten sollen. Doch das konnte sie nicht. Sie hielt es für Rettung und Genesung, wenn ihre Mutter nun endlich, endlich freiward. Aber ‚Ännchen' liebte ihren Mann noch immer und klammerte sich an jede Hoffnung. Das konnte Ruth nicht verstehen.

Das schwerste war's für Marianne, daß schließlich sie selbst die Entschlußkraft finden mußte, den Schnitt herbeizuführen, der die Qual des Hoffens und Wiederverzweifelns endete. Kühle Rechtsanwaltsübung half dabei. Denn das Grauen vor der eigenen Vergangenheit, das Hans Hesse von ihrer Seite in die Flucht riß, das allein hätte ja kein Gericht bewogen, den Lebensbund zu trennen. Ein Hotelklatsch, den der Zufall weitergetragen hatte und der eine Züricher Barnacht und eine gebefreudige Böhmer Soubrette mit Hesses Leben flüchtig verquickte, sollte da den Vorwand geben. Der Termin, in dem das Schweigen der Pragerin dem Richter als Belastung ausreichte, endete damit, daß die Scheidung ausgesprochen und Hans Hesse als der allein schuldige Teil erkannt wurde.

Als Marianne vom Gericht heimkam, war ihr's, als habe man einen Menschen lebendig begraben.

Ruth wußte nicht, daß gerade dieser Tag es war, der die Lösung gebracht hatte. Als sie's später erfuhr, verdoppelte sie ihr heißes Bemühen, das einzige Wesen, dem sie gehörte, endlich restlos für sich zu gewinnen. Aber da war eine Schranke, über die keines von beiden hinwegkonnte.

Osterroht wachte als treuer Freund über Ruths Entwicklung. Ihr musikalischer Geist

vertiefte sich zugleich mit ihrer erstaunlich wachsenden Technik. Sie überraschte große Musiker durch die Reife ihrer Auffassung noch mehr als durch ihr virtuoses Spiel. Längst hatte Ruths Professor Marianne zu der Überzeugung gebracht, daß sie ihre Tochter nicht mehr ins Schuljoch einspannen dürfe; ein Oberlehrer und eine Sprachlehrerin gaben Ruth Privatstunden. Aber so geweckt und so strebsam sich Ruth in dieser Lehre zeigte, es machte sich allmählich doch der Mangel eines gleichmäßigen Unterrichts bei ihr geltend. Beide Lehrer kannten und bewunderten Ruths überragende musikalische Begabung. Das machte sie vielleicht zu milde und unsicher. In den Lehrstunden fehlte auch das Sichabschleifen an Kameraden, das Sichunterordnen, das mit zur Erziehung hätte beitragen können. Ruth zeigte sich stets aufnahmebereit und angeregt, aber ihr lebhafter Geist stellte immer neue Fragen, die vom Weg abdrängten. Ihre unerbittliche Kinderlogik forderte klare Antwort von der Sekunde, auch wo sich's um Fragen handelte, die kaum Jahrhunderte klären können. Über all diesen auch für die Lehrer anregenden Irrgängen wies Ruths positives Können Lücken auf, die ihren Freund Gert — wenn er aus Kiel herüberkam, schwelgend in den Wissensmöglichkeiten der ersten Semester — fast zur Verzweiflung brachten. Und doch wieder mußte er beschämt zugeben, daß Ruths ästhetische Bildung und allgemeine geistige Einsicht schon jetzt eine viel größere Reife besaß als die all seiner Kommilitonen. Öfter aber als je gerieten sie in Streit — versuchten sie doch beide sich gegen die Gesetze der Natur aufzulehnen, die in ihre betont platonischen Beziehungen die ersten Regungen des Geschlechts trugen.

Mit Eva, Hilde und Fritzi kam Ruth glänzend aus. Besonders mit der um drei Jahre älteren Eva verband sie jetzt eine innige Freundschaft. Dabei zeigte gerade Eva keinerlei auffallende Talente; sie war nur ein liebes, häuslich begabtes, mütterlich empfindendes kleines Weibchen. Ohne Eva hätte sich Ruth in den Zeiten zwischen den Prozeßterminen, in denen sich ihre Mutter in ihren Schmerz vergrub und für die Außenwelt, selbst für ihr Kind ungreifbar, seelisch unnahbar war, ganz verlassen gefühlt.

Zweimal war Ruth bisher in Konzerten aufgetreten, jedoch nur im Kammerspiel oder mit Solostücken ohne Orchester. Dr. Osterroht, der nicht nur der juristische Beistand von Marianne geworden, sondern auch ihr aufrichtiger Freund geblieben war, stimmte darin völlig mit ihr überein, daß die große Begabung Ruths vor dem traurigen Los der Wunderkinder bewahrt bleiben müsse. Marianne schenkte Dr. Osterroht unbedingtes Vertrauen. Nicht zuletzt aus dem Grunde, weil sie wußte, wie hoch er die Bedeutung ihres Mannes einschätzte. Die Firma Svendsen & Eick, als deren Syndikus Osterroht noch immer tätig war, konnte sich ihres Entschlusses, Hans Hesse trotz des Makels, der an seinem Namen klebte, als Chefarchitekt des Wallensee-Unternehmens beizubehalten, heute mit berechtigtem Stolz rühmen. Ein Teil der Sanatorium-Anlage war bereits im letzten Sommer der Benutzung übergeben worden, den Winter über ward von der Presse aller Länder ‚die neue Riviera im Herzen der Schweiz' als ein Wunder gepriesen, das moderne Technik und moderne Baukunst der Natur abgerungen hatten. Marianne bekam von Dr. Osterroht alle Berichte und Notizen, die über die neue große Schöpfung erschienen, zu lesen. Sie lebte noch immer mit dem Werk ihres Mannes. Nun sollte Ruth aber im Frühjahr ihr erstes Konzert in Hamburg mit dem Sinfonie-Orchester geben, unter Bruno Walters Leitung, und dieses Ereignis drängte eine Zeitlang doch alles andere, was Marianne bewegte, in den Hintergrund.

Von allen, die durch Ruths erstes Auftreten an so bedeutungsvoller Stelle irgendwie in Mitleidenschaft gezogen wurden, blieb die junge Künstlerin selbst die ruhigste. Gert bewilligte sich schon acht Tage vor dem 3. März eigenmächtig Universitätsferien und kam von Kiel herüber. Fritzi beschäftigte mit dem bevorstehenden Ereignis ihre Klasse und darüber hinaus die ganze ihr nahestehende junge und ältere Welt, als wenn sie selbst hätte auftreten sollen. Hilde, als angehende Cellistin auf Vaters Spuren, durchlebte das Lampenfieber, das Ruth nicht besaß, jeden Abend für die Freundin schwesterlich schon im voraus. Sogar die ruhig mütterliche Wärme der sechzehnjährigen Eva steigerte sich zu einer Art Siedehitze — und ihr Huldigungsdrang und ihr Betätigungsverlangen brachten durch allerlei festliche Backvorbereitungen eine ungewohnte Unruhe in Frau Osterrohts korrekte Wirtschaft. Hätte sich's nicht um Ruth gehandelt, die nun einmal ‚der Verzug' ihres Mannes und der Kinder war, so würde die sonst so peinliche Hausfrau ihrer kleinen Stellvertreterin nicht so duldsam die Schlüssel der Vorratskammer überlassen haben.

Am Tage vor dem Konzert traf der Hofkapellmeister Bruno Walter, um den sich

gerade in diesem Winter zwischen München und Wien eine hitzige Fehde entsponnen hatte, in Hamburg ein, um die Generalprobe zu leiten. Er hatte Ruth Hesse nur ein einziges Mal gehört, als sie im Bachverein die Ciacona spielte. Die Reife und Größe des Tons, zudem eine persönliche Note in ihrer Auffassung hatten ihn damals aufhorchen lassen. Als der Konzertagent ihm die junge Geigerin als Solistin für seinen Hamburger Abend vorschlug, entsann er sich ihrer sofort und willigte nach nur kurzem Zögern ein. Ruth sollte das Beethoven-Konzert spielen. Aber hinterher kamen ihm Bedenken. Wenn sie's technisch auch noch so glänzend meisterte — ihre Jugend konnte die ganze Tiefe des Werkes doch nicht erschöpfen. Und da in das Programm des Abends schließlich die Eroica aufgenommen wurde, mußte auf einen zweiten Beethoven verzichtet werden. Erst eine Woche vor der Generalprobe erfuhr Ruth, daß von ihr das Mendelssohn-Konzert verlangt wurde. Sie beherrschte es längst, sie wußte auch, daß sie damit Erfolg haben würde, weil es virtuose Wirkungen besaß, die auf einen großen Saal berechnet waren. Aber es stimmte sie doch ein wenig herab, denn sie sagte sich, daß Bruno Walter das Werk, das für ihn ‚überwundener Standpunkt' war, nicht selbst dirigieren, sondern daß er die Leitung dem ständigen Kapellmeister überlassen würde.

So kam es denn auch.

Aber der berühmte Gastdirigent hörte in der ersten Reihe des Saals ihrem Spiele zu und stimmte lebhaft in den starken und ehrlichen, zum Schlusse stürmischen Beifall ein. Sein Applaudieren ward überall bemerkt und steigerte noch die Begeisterung. Im Künstlerzimmer beglückwünschte er sie hernach, fand, daß sie zwar das Adagio zu langsam und das Finale zu schnell genommen, stellte aber fest, daß sie im ganzen seine Erwartungen bei weitem übertroffen habe. Und er schloß: „Nun gehen Sie aber schleunigst zu Bett, mein kleines Fräulein, und schlafen Sie sich dicke Backen an, und wenn die Sonne Sie weckt, dann dürfen Sie sich sagen: Eines Morgens wachte ich auf und war berühmt."

Ruth wirkte im täglichen Leben viel erwachsener als auf dem Podium inmitten der großen Frackherren. Sie trug einen engplissierten Hänger von rosa Seidenkrepp mit schmalen Pelzborten am Saum des halbkurzen Rocks und der nur angedeuteten Ärmel. Ihr dunkles Haar und die großen, dunkeln Augen gaben ihrem durchgeistigten, vom angestrengten Üben der letzten Wochen schmal gewordenen Gesicht Bedeutung; aber ihr Körper erschien schmächtig. Fritzi behauptete, ihre nackten, dünnen Arme hätten ausgesehen wie wildgewordene Kochlöffel, und ihr Nachbar im Parkett habe gesagt: sie hätte ja gar keine Waden. Hilde hatte Tränen in den Augen, so war sie von Ruths Vortrag des Adagio gerührt. Gert blieb im Hintergrunde des Künstlerzimmers. Er hatte sich zu Beginn des Konzerts noch gewissermaßen als Mitbesitzer von Ruths Talent gefühlt. So oft hatte er Ruth begleitet. Viele Stellen trugen das Gepräge ihrer gemeinsamen Studien. Aber je weiter das Werk vorschritt, je mehr Ruth sich frei spielte und je größer ihr Erfolg ward, desto kleiner und beschämter kam er sich vor. Ruth nahm die erste Gelegenheit wahr, um sich ihm ein paar Augenblicke zu widmen. „Gestern abend hab' ich's viel besser gespielt — aber da hab' ich auch gewußt: Du begleitest mich, und es kann mir nichts Schlimmes passieren. Wenn du doch nur nicht auf deiner gräßlichen Universität säßest, Gert. Kapellmeister solltest du werden. Dann müßtest du immer mit mir reisen."

Er hob in tiefem Atemzug die Schultern. „Ach, heut abend hab' ich eingesehen, daß ich ewig ein Pfuscher bleiben werde. Aber du — ja du bist auserwählt."

Sie lachte, schwenkte kameradschaftlich seine Hand hin und her und sagte: „Morgen, wenn wir üben, zankst du mich ja doch wieder aus. Nein, nein, verschwöre nichts, ich möcht's auch gar nicht anders haben... Aber wo steckt nur Ännchen?"

Sie hatte noch da und dort Händedrücke zu geben und zu empfangen, das Künstlerzimmer war wie ein Bienenhaus, die Gratulationswallfahrt wollte kein Ende nehmen. Doch Ruths seltsam nach innen gerichteter Blick nahm das Bild der vielen Gesichter und Gestalten gar nicht auf. Sie entsann sich hinterher auch kaum mehr, mit wem sie gesprochen hatte. Mit dem Erfolgsfieber, das noch in ihr arbeitete, rang die wachsende Beunruhigung, daß ihre Mutter sich von Wildfremden hatte ins Gespräch ziehen lassen und sich anscheinend gar nicht um sie kümmerte. Als sie das zweitemal vom Podium heruntergekommen war, hatte Marianne ihr Kind umarmt und geküßt; dann aber hatten Osterrohts ihr ein paar Bekannte zugeführt, die sie und die junge Künstlerin kennen lernen wollten. Während Ruth sich von der Gruppe loslöste, in der sich ihre stolz bewegten Lehrer befanden, und auf den Kapellmeister zuschritt, dem sie für die Begleitung danken wollte, blieb sie noch einmal bei Gert stehn und sagte halblaut zu ihm, mit ihren Augen nach der Mutter weisend:

15*

„Wer sind die? Was wollen sie? Und was ist mit Ännchen?" Ihr erregter Ton barg eine kaum verhehlte Eifersucht.

Gert riß sich aus seiner Versunkenheit los. Nach einem rasch prüfenden Blick erwiderte er: „Vaters Schweizer Besuch — die Züricher — meinst du die?"

Das Glockenzeichen meldete den Abschluß der Pause. Man hörte das angeregt schwatzende Publikum über die Treppen und durch die Gänge zum Konzertsaal zurückkehren. Das Künstlerzimmer leerte sich. Ruth sprach noch ein paar Worte mit dem Kapellmeister. Dann ging auch er. Die Osterrohtsche Gruppe mit Marianne und den Züricher Gästen stand noch immer zwischen Tür und Angel.

Ruth ließ sich von Gert helfen, die Geige einzuschließen. Als Gert sprechen wollte, runzelte sie die Stirn. Sie hörte dem Gespräch zu, das in der Gruppe geführt wurde; sie bemerkte auch, wie Osterroht sich bemühte, die Unterredung zum Abschluß zu bringen, indem er auf die nun schon geschwinder vorüberkommenden Konzertbesucher wies.

Ganz fahl wirkte Mariannes Gesicht, als sie sich jetzt von der Tür abwandte und ins Künstlerzimmer eintrat.

„Ännchen!" sagte Ruth. Eine Frage, ein Kummer lag in ihrem Ton.

Marianne bemühte sich zu lächeln. Sie winkte den Osterrohtschen Töchtern zu, die an ihr vorbeieilten, um noch rechtzeitig auf ihre Plätze zurückzugelangen. Gert allein blieb stehen. Ein seltsamer Groll und Trotz war in ihm aufgestiegen. Gewiß, er hatte es verstanden, daß Frau Hesse vor all den andern Menschen sich beherrschte, daß sie im Künstlerzimmer keine ‚rührende Familienszene' aufführte. Er selbst haßte jedes äußere Gehabe. Aber daß es sie jetzt, wo das Zimmer von Fremden leer war, er nur der einzige Zeuge, nicht hinriß, Ruth, die wundervolle, gottbegnadete Ruth ans Herz zu schließen, sie zu küssen, ihr zu danken, sich mit ihr und an ihr zu freuen — das begriff er nicht. Marianne ging ein paar Schritt, ganz steif und in sich versunken, ohne ihr Kind anzusehn. Am Tisch, auf dem Ruths Geigenkasten lag, blieb sie stehn. Es war, als suchte sie nach einem Halt. Nur eine abwehrende Bewegung machte sie, als Ruth auf sie zukam. Und dann suchte sie nach ihrem Taschentuch, das sie nicht fand. Ein paar Tränen rollten ihr über das Gesicht.

„Ännchen!" Ruth war neben sie getreten, umfaßte sie schmeichelnd, drängte sich an sie und lehnte die Wange an ihren Arm. „Freust dich nicht?"

Marianne nickte heftig, schluckte und versuchte zu lächeln. Tastend fand sie endlich das Tuch und fuhr sich damit über die Augen. „Ja — ja — schön war's. Alle sagen's." Aber plötzlich durchzuckte sie der jähe Schmerz, sie ließ sich auf den Stuhl am Tisch nieder, schlug die Arme auf die Platte und preßte das Gesicht hinein. „Er hat sie geheiratet!" stieß sie aus.

Sie weinte herzbrechend. Ruth stand neben ihr und streichelte ihre Schulter. „Ach — Ännchen!" sagte sie in bittendem, tröstendem Ton.

Aus dem Konzertsaal Beifallsdröhnen der Empfang des berühmten Gastdirigenten, der sich wieder am Pult zeigte. Dann Stille. Darauf das erste Thema der Eroïca.

In Gert kämpfte es. Der Kummer von Ruths Mutter rührte ihn nicht. So unwesentlich, so klein erschien ihm in dieser Stunde alles, was nicht Ruth war, was nicht mit ihrer Kunst, ihrem Ruhm, ihrem eigensten Schicksal aufs innigste zusammenhing. Selbstsüchtig und unberechtigt schalt er innerlich den fremden Schmerz, der sich da in Ruths junges Künstlerglück drängte. Am liebsten hätte er Frau Hesse zugerufen: ‚Sie verdienen ja gar nicht, dies Kind zu haben!'

Ruth wandte sich nach ihm um. Sie sah seine finstere, trotzige Miene und verstand sofort, was in ihm vorging. Als ob sie ihre Mutter schützen müsse, breitete sie abwehrend die Arme aus. „Geh, — bitte, geh, Gert!" sagte sie tonlos.

Er preßte die Lippen zusammen und gehorchte stumm.

Nun waren sie ganz allein, Mutter und Tochter. Rauschend klang das erste Forte des ganzen Orchesters ins Zimmer. Marianne hob den Kopf und trocknete die Augen. Flüchtig sah sie sich im Raum um. „Vorigen Samstag war die Hochzeit. Ein großes Fest. Ganz Zürich war dabei. Jetzt — ist alles im Leben — für mich zu End'."

Ruth holte schweigend die Abendmäntel Sie hüllte die Mutter ein, die es willenlos geschehen ließ. Dann erhob sich Marianne, ein wenig schwankend. Ruth nahm den Geigenkasten in die linke Hand und umschlang mit der Rechten die zartgewordene, mädchenhafte Gestalt der Mutter. Mit sanftem Druck schob sie sich mit ihr zur Tür. Der Orchesterdiener stand im Gang draußen, nahm Ruth den Kasten ab und ging auf den Fußspitzen zum Ausgang voraus, um den Wagen vorfahren zu lassen.

„Alles zu End'?" fragte Ruth leise, mit einem trüben, schüchternen Lächeln.

Marianne schluckte; sie erwiderte nichts. Erst als sie auf der Treppe waren, wirkte der schmerzliche Ton in Ruths Frage in ihr

nach. Sie hätte nun gern ihrem Kind etwas Liebes gesagt. Aber sie wußte, daß sie nur wieder würde weinen müssen, wenn sie zu sprechen versuchte.

So fuhren sie wortkarg nach Hause.

In Ruth regte sich kein Groll. Nur Schmerz bewegte sie, tiefer, bitterer Schmerz. Wie wenig bedeutete sie doch im Leben ihrer Mutter.

Vom Konzert aus kamen Osterrohts noch zu ihnen angefahren. Das erste große Auftreten sollte mit Wein, Früchten, mit Süßigkeiten und Evas Kuchen gefeiert werden. Allmählich hatte Marianne sich wiedergefunden, und sie bemühte sich, eine freundliche, sogar fröhliche Wirtin zu sein. Aber Ruth blieb still und in sich gekehrt.

Als Gert sie einen Augenblick allein sprechen konnte, sagte er trotzig: „Von heute an hasse ich sie!"

„Das sollst du nicht sagen!" stieß Ruth leidenschaftlich aus. „Sonst ist alles zwischen uns aus!"

„Auch um den Preis werd' ich nicht lügen, Ruth."

Gerts Schwestern kamen. So wurden sie getrennt. Hilde fiel es hernach auf, daß Ruth und Gert beim Gutenachtsagen einander nicht die Hand gaben.

⌘ ⌘ ⌘

Immer hatte Hans Hesse sich nach einem Fleckchen sonniger Heimat gesehnt. Nun besaß er's. Alles äußere Erdenglück bot sich ihm aufs neue. Der große künstlerische Erfolg, der seinem Namen neue Geltung verschaffte, von der Schweiz aus auch in den Nachbarländern, hätte ihm für eine Weile genügen können. Aber die Freude am Feiertag, der der Arbeit folgt, war ihm nicht mehr beschieden. Unrast trieb ihn auch in diesen ersten Monaten seiner zweiten Jugend. Einzelne der zahlreichen Anerbietungen, die während der Vollendung von Wallensee-Neubad an ihn gelangten, beschäftigten ihn schon wieder aufs lebhafteste. Seine Phantasie war dabei wie neu befruchtet von der Aussprache mit seiner jungen Frau. Hannelore, die in der überängstlichen Obhut der letzten Jahre eine unbändige Lebenslust und Lebenskraft in sich aufgespeichert hatte, nahm an den Plänen ihres Mannes begeistert Anteil. Zwar fehlte ihr ein tieferes Sachverständnis — lustig übertrieb sie sogar ihre Unkenntnis, denn in dem ständigen Verkehr mit ihrem Bruder hatte sich ihr Laienwissen allmählich ja doch bereichert — aber ihr kam es vor allem darauf an, Schaffen, Bewegung, Projektemachen und die damit verbundene festliche Unruhe zu erleben. Sie genoß diesen Frühlingssturm, der über sie herbrauste, wie befreit nach langer Haft. Dabei blühte sie auf und machte alle ärztlichen Bedenken zunichte. So verstärkte ihre Unrast noch die ihres Mannes. So wohnlich und anheimelnd das kleine Landhaus war, das in der neu entstehenden Kolonie im Frühjahr einzugsfertig für sie hergerichtet war, drängte sie's doch, endlich einmal die großen Schweizer Fremdenplätze kennen zu lernen, von denen sie bisher nur immer gehört hatte wie von etwas für sie ewig Verbotenem. Sie wollte keine Kranken, keine Leidenden, keine Erholungsuchenden mehr sehen. Sie wollte unter Gesunden sich ihrer endlich wiedergefundenen Gesundheit freuen. Sie wollte die Welt genießen, in der man sich nicht langweilt.

Jakob Eick gebärdete sich zuerst wie die Henne, die ein Entlein ausgebrütet hat. Seine Sorgfalt hatte etwas Rührendes. Da er zu geschmackvoll und zu diskret war, Hannelore jetzt persönlich allzuviel zu begegnen, betätigte er seine Teilnahme an ihrem äußeren Wohlergehen durch allerlei praktische Hilfen. Die Großzügigkeit, die dabei zutage trat, schmeichelte vielleicht auch dem eigenen Stolz. Er hätte es nicht vertragen können, wenn seine Schwester irgendwo nicht mit der Aufmerksamkeit wäre aufgenommen worden, die ihr als Tochter des Landes und Erbin eines alten Patriziernamens zukam. Die schönen Karawansereien der Schweiz waren doch nicht nur für das bunte Luxusgeschlecht der Fremden erstellt: wenn einmal eine Eick auf Reisen ging, dann sollte auch männiglich um sie bemüht sein. Übrigens bedurfte es in den meisten Fällen nur eines Anrufs aus seinem Züricher Büro, um dem jungen Paar alle Hotelnöte zu ersparen. Sie bereisten im April die Schweizer Seite der oberitalienischen Seen, verlebten im Mai das Narzissenfest in Montreux und genossen im Berner Oberland die unvergleichlich schönen Wochen vor dem lärmenden Masseneinbruch der Sommergäste. Hannelore hatte ihre Jungfer mit, Hans Hesse mußte, da die Reise sich länger ausdehnte, als ursprünglich geplant war, einen Bauführer und eine Sekretärin nachkommen lassen. Aber das ‚Gefolge' bereitete ihnen unter den günstigen Umständen, unter denen sie in den großen Hotels lebten, keinerlei Schwierigkeiten. Jakob Eick hatte seine Schwester mit ihrem Mann für diese Reise eingeladen, und ein Knausern gab es für ihn nicht. Übrigens besaß Hannelore auch gar nicht das Talent zu sparen. Es war ihr ganz selbstverständlich, daß sie überall die schönsten Zimmer bewohnten. War der Aufenthalt auch nur für ein paar Tage geplant, dann lohnte ihr's

schon, alles so wohnlich einrichten zu lassen, als handelte sich's um Wochen. ‚Eins, zwei, drei wirbelte sie das ganze Hotelpersonal durcheinander, verlor dabei aber niemals die eigene Ruhe und blieb immer gleichmäßig freundlich. Ihren hundert Einfällen und Wünschen wurde stets gern und rasch gefolgt, weil das alles so sicher und selbstverständlich bei ihr wirkte. Und hinter ihr stand doch eben die Bedeutung ihrer Abstammung. Hans Hesse staunte immer wieder über ihr angeborenes Reisetalent. In unzähligen Fällen hätte er auf diese oder jene kleine Bequemlichkeit, sobald ihre Beschaffung einen zweiten Befehl erforderte, ohne weiteres verzichtet, oder er hätte wohl selbst Hand angelegt; aber für Hannelore war es ein Bedürfnis, sich bedienen und verwöhnen zu lassen, es gehörte zur Ruhe ihres Behagens, daß andere für sie liefen.

Diese unbekümmerte Freude an tausend kleinen Dingen, dieses fröhliche Schwimmen im Alltag, dem jede Stunde ein Fest werden konnte, dieses ewige Wünschen und Erfülltsehen, dieses immer neue Erleben jedes Morgens als eines Geschenks strömte eine ungeahnte Lichtfülle über Hans Hesses neue Jugend aus. Er kam nicht mehr zur Besinnung. Und er freute sich der Unrast, die durch die mit ihm reisenden Berufsgeschäfte und die quecksilbernen Einfälle Hannelores alles Grübeln ausschaltete und Vergangenes vergessen ließ. Wie ein Bad der Seele wirkte das auf ihn.

Aber nach einem Vierteljahr, in dem Hannelore redlich, wie sie's bei der Verlobung versprochen, mit der Tagesarbeit ihres Mannes geteilt hatte, regte sich in ihr doch die Eifersucht auf sein Werk. Sie drang nun auf Ferien. Hans Hesse mußte früherer Zeiten gedenken und suchte sie lächelnd zu belehren. Was nutzte es, wenn er seine beiden fleißigen Stützen nach Zürich oder Neubad zurückschickte, die Arbeit ging trotzdem weiter: in diesem von Elektrizität durchsetzten Lande, in dem das höchste Alpenhotel, die entlegenste Sommerfrische in jeder Minute mit dem Telephonanruf zu erreichen war, gab es für ihn kein Ausschalten und Ausscheiden.

Da brachte nun Jakob Eicks Blitzbesuch in Interlaken eine neue kleine Sensation. Frau Eick war mit den Kindern wie alle Jahre nach dem Neuenburger Weingütchen gereist, dem Paradies der Schulferien. Ihr Gatte aber hatte den kühnen Plan, die Sommerwochenstille zu einer Fahrt nach Neuyork wahrzunehmen.

Neuyork — der Ozean! ... Hannelores Hand erfaßte sofort die ihres Mannes und preßte sie. Wie ein stummer Aufschrei war es. Und mit leuchtenden Augen, schlagenden Pulsen, hellaufhorchenden Sinnen nahm sie Jakobs Reisepläne in sich auf. Immer wieder krampften sich ihre feinen Finger in der Rechten ihres Mannes fest. Welch ein Glück, ach, welch ein Glück! Sie war atemlos, fiebernd, wie trunken.

Jakob Eick war viel gereist, aber Amerika kannte er noch nicht. Seine Geschäfte erlaubten ihm kaum eine längere Abwesenheit; doch ihm genügten schon ein, zwei Monate, um einen allgemeinen Eindruck zu gewinnen. Beruflich hatte er häufig mit Amerika zu tun. Er wollte also einmal ‚drüben gewesen sein'. Ein besonders lockender Umstand trat hinzu. Der neue deutsche Schnelldampfer ‚Vaterland' machte seine erste Ausreise. Trotzdem es unter den Fahrtverhältnissen eines solchen Schiffes ja nur ein Ausflug, kein Abenteuer mehr war, hatte er vor dem Abschied von Europa die Schwester, seinen besonderen Liebling, noch einmal aufsuchen wollen.

Sie saßen im Rugenhotel Jungfraublick auf Hannelores Lieblingsplatz. Der Duft der ersten Heumahd schwebte über der Parkwiese. Musik klang vom Pavillon. Die Schneeriesen nahmen die erste zarthimbeerfarbene Tönung an. Unter der stillen Teilnahme ihrer Zofe, der geräuschvolleren eines Kellners und eines Pagen war an der vom Hotelgebäude reichlich entfernten Stelle der Tee gereicht worden. Wie meist hatte jedes der Bediensteten drei-, viermal den Weg zum ‚Service' zurücklegen müssen. Nun fehlte aber auch gar nichts mehr. Auch Hannelores Breitschwanzumhang lag bereit, denn mit dem Augenblick, da das Bild der Jungfraugruppe seinen höchsten Zauber entfaltete, setzte hier die Abendkühle ein.

„Selbstverständlich nimmst du uns nach Neuyork mit, Jakob," sagte Hannelore und preßte wieder die Hand ihres Mannes. Jakob Eick lachte und blinzelte dem Schwager zu. „Unsere kostbare kleine Orchidee in Weltmeerstürmen?"

„Ihr braucht euch gar nicht erst heimlich zu verständigen," sagte sie fehdelustig. „Seit fünf Jahrtausenden wird das Weib vom Mann unterdrückt. Ich hatte freilich immer gehofft, Hans würde mit diesem weltgeschichtlichen Unfug aufräumen. Aber es scheint ihm auf den Frauendank der nächsten fünf Jahrtausende gar nicht anzukommen. He?"

„Es wäre zu viel des Glücks!" warf Jakob Eick trocken ein.

Hans Hesse kannte dieses leise Zittern in Hannelores Lachen. Die Ungeduld steckte ihr schon wieder im Blut. Er wußte, daß

jetzt ihr Verlangen, auf die Seefahrt mitzukommen, nur um so ungestümer sich geltend machen würde, je mehr Vernunftgründe dagegen eingesetzt würden. Diplomatisch bot er Hannelore zunächst eine Zigarette an. Sie rauchte nur, weil der Arzt es ihr solange hatte verbieten wollen. Sie war wie ein während langen Krankseins verwöhntes Kind. „Auf wilde Weltmeerstürm' braucht man im Hochsommer im allgemeinen ja nit zu rechnen," sagte er, unbemerkt von Hannelore den Blick des Schwagers suchend, „ich hätt' drum gar kein Bedenken, unser verwöhntes Luxuspflänzchen an Bord zu bringen. Aber die ‚Vaterland' ist für die erste Fahrt doch längst bis zum letzten Platz besetzt."

„Selbstverständlich!" fiel Jakob Eick sofort ein.

Hannelore tat ein paar Züge, warf die Zigarette weg, verschränkte die Hände im Nacken und lächelte fein. „Wenn ich Jakob Eick wäre, der Chef von Svendsen & Eick, dann gäb's für mich auch nicht die geringste Schwierigkeit, noch eine ganz besonders schöne Kabine für meine innigst geliebte Schwester und meinen teuren Schwager zu bekommen. Wille ist alles. Und der Name Eick ist eine Macht."

„Ist sie nicht gemeingefährlich?" fragte Jakob Eick ohnmächtig verzweifelt. Hannelore hatte ihn richtig wieder an seiner sterblichsten Stelle erfaßt. Wenige Minuten später verhandelte er schon von der Sprechzelle des Hotels aus mit seinem Züricher Büro. Noch in dieser Stunde sollte die Hamburg-Amerika-Linie angerufen werden.

Hannelore mochte zuweilen in ihren Forderungen und Wünschen eigensinnig wie ein verzogenes Kind sein — aber man vergab ihr alles, wenn man dann ihre stürmisch-herzliche Dankbarkeit erlebte. Sie konnte sich eben auch wirklich freuen wie ein Kind, und zwar wie ein sonst sehr knapp gehaltenes, mit Freuden nicht verwöhntes.

Als sie abends in der Hotelhalle dem Zigeunerkonzert zuhörten, kam bereits der Anruf mit dem Hamburger Bescheid. Überfahrtplätze für die ganze Reise gab es auf der ‚Vaterland' zwar nicht mehr; aber eine Luxuskabine, die erst von England aus besetzt war, konnte zur Fahrt bis nach Southampton vergeben werden. Hannelore erhob sich lebhaft und eilte auf ihren Bruder zu, um ihm zu danken. Sie machte ein so glückstrahlendes Gesicht, daß Jakob Eick sich schon reichlich belohnt fühlte. ‚Wenn nur das gute Wetter anhält!' dachte er bei sich nicht ohne Beunruhigung.

So kam das junge Paar wenige Tage später in Jakob Eicks Begleitung in den Schlafwagen, der sie nach Hamburg brachte. Im Atlantik-Hotel trafen sie verschiedene Bekannte, mit denen sie einen angeregten Abend verplauderten, am nächsten Morgen bestiegen sie das vorausbestellte Abteil, in dem sie nach Cuxhaven fuhren. Und mit dem Leichter ‚Wiederkehr' setzten sie an Bord des überwältigend wirkenden Kolosses über, der abfahrbereit in der Elbmündung ankerte. Es ging wieder einmal alles in Blitzzugsgeschwindigkeit.

Das Wetter war kühl und trübe geworden. Beide Herren waren in ihrer Sorge um Hannelores Gesundheit unausgesetzt darauf bedacht, sie mit Pelz, Decke oder Schal zu versehen. Für sie aber war dieses ganze Welttreiben der schwimmenden Stadt, die in königlicher Ruhe durch die Elbmündung und die Nordsee dem Kanal zustrebte, ein so festlich hohes, eindrucksreiches Erlebnis, daß sie über die kleinen Ängste ihrer Begleitung nur herzlich lachen konnte. So winzig kam ihr das eigene Schicksal, zumal die Gefahr eines kleinen Bronchialkatarrhs, gegenüber dem Riesenausmaß dieses technischen Weltwunders vor.

Abends war Ball an Bord. Aus dem üppigen Wintergarten schweifte der Blick über die festlich geschmückten Gestalten der in dem mächtigen Tanzsaal sich drehenden Schiffsgäste. Hannelore, die eine neue geschmackvolle Robe trug, hatte einen großen Kreis um sich versammelt. Sie sah blendendschön aus und wußte es. Ihr helles Blond stach aus dem allgemeinen Bild lebhaft hervor. Auch ihre ruhige Sicherheit und Schlagfertigkeit, die Bedeutung ihres Mädchen- wie ihres Frauennamens trugen dazu bei, daß die Zahl der sich um sie Bemühenden rasch wuchs. Sie hatte ihrem Bruder feierlich geloben müssen, daß sie nicht tanzte — denn er fürchtete von einer Erhitzung und Erkältung ernste Gefahren für sie — und sie hielt ihr Versprechen, so schwer sie's ankam. Während sie mit den Fremden plauderte, die sich ihr vorstellen ließen, mit den Bekannten lachte, folgte ihr Blick fast unausgesetzt der schlanken Gestalt ihres Mannes. Sie freute sich darüber, daß Hans noch immer so jugendlich wirkte. In sein dichtes blondes Haar stahl sich wohl schon etwas Weiß, aber das war kaum zu unterscheiden. In ihrer Umgebung hörte sie gelegentlich den Namen ihres Mannes: er wurde unter den Größen Deutschlands genannt, die diese bedeutsame Fahrt mitmachten. Und stets knüpfte sich daran das Erstaunen, daß der berühmte Baumeister noch so blutjung sei. Das mußte sie ihm sagen, wenn er wieder zu ihr trat. Und auf seine nächste

Frage, ob sie irgendeinen Wunsch habe, sagte sie: „Ich bin restlos glücklich."

In dieser seligen Stimmung suchte Hans Hesse seine junge Frau für die ganze Dauer der Fahrt zu erhalten, auch als sich seine eigene Laune schon stark zu trüben begann. Er hatte den Syndikus der Firma Svendsen & Eick an Bord getroffen. Und den ersten Begrüßungsworten folgten, noch ehe einer von ihnen sich der Gefahr bewußt geworden war, ein paar gemeinsame Erinnerungen an frühere Begegnungen — damit an Marianne und Ruth.

Hans Hesse war äußerst überrascht, von Ruths öffentlichem Auftreten zu hören. Daß sie schon eine fertige Künstlerin geworden sei, die schmächtige, blasse, kleine Ruth, das erschien ihm ganz unfaßbar. Wenn er an sie dachte, dann sah er sie im Geist doch immer noch als den roten kleinen Punkt, der ihm in der Lichterfelder Vorortallee von weither entgegenleuchtete. Er ließ sich über den Verlauf des Sinfoniekonzerts und Ruths Erfolg berichten. Dr. Osterroht war tief davon durchdrungen, daß sich Ruths Genie zu europäischer Geltung, zu Weltruhm durchringen werde. „Und — Ruths Mutter?" fragte Hans Hesse, den Ton senkend. Und etwas zögernd: „Wie — hat sie sich abgefunden?" Der Hamburger hob und senkte die Schultern. „Sie wissen ja noch besser als ich, Herr Hesse, was für ein großer, wundervoller Mensch sie ist. Sie wird ihr inneres Gleichgewicht allmählich wiederfinden, wenn sie erkennt, daß Sie nun glücklicher sind als vorher."

Als sich das stolze Schiff am andern Mittag den Kreidefelsen Englands näherte, lag die volle Sonne auf der blauen Flut. Die Kapelle der Stewards spielte an Deck. Man spazierte in Gruppen durchs Schiff, besichtigte die großartige Anlage der Maschinen, das Schwimmbad, die Turnhalle, erfreute sich an den fürstlich prunkvollen Sälen, den behaglichen Kammern. Die vielhundertköpfige Schar der Fahrgäste fühlte sich im Stolz auf das Wunderwerk von Kunst und Technik, das sie beherbergte, schon innerhalb dieses einen Tages so zusammengehörig, daß der Passagierwechsel in Southampton von vielen fast schmerzlich empfunden wurde. Die Gärtnerei, die sich an Bord befand, mußte unzählige Sträuße binden. Auf Hannelores Gepäck türmten sich die kostbarsten Blumenspenden, auch die Zofe war damit beladen, und Hannelore selbst trug einen dichten Bund langstieliger Rosen im Arm, als sie sich im Hafen von den vielen neuen und alten Bekannten verabschiedete und die ‚Vaterland' verließ. Lange noch dauerte das Winken und Grüßen von Bord zu Bord.

Mit Hans Hesse und seiner Frau kehrte auch Dr. Osterroht nach Hamburg zurück. Hannelore war von den festlichen Eindrücken dieser ersten kurzen Schiffsreise so bewegt und dankerfüllt, daß es sie drängte, irgend etwas Gutes zu tun. Und bei der Begegnung mit dem Syndikus der Firma gedachte sie der ersten Frau ihres Mannes. Sie nahm sich vor, den Aufenthalt in Hamburg zu einem Besuch bei ihr zu benutzen. Hans brauchte gar nichts davon zu erfahren. Es konnte geschehen, während er bei Svendsen & Eick vorsprach. Aber dem Dr. Osterroht vertraute sie sich an.

Der Hamburger war zuerst befremdet. Gewiß, der Prozeß war von beiden Seiten in durchaus würdiger Form durchgeführt worden, zwischen den beiden Frauen hatte es überhaupt keine strittigen Berührungspunkte gegeben, und Marianne von Höschlein war viel zu vornehm gesinnt, dessen war er sicher, als daß die Eifersucht, die sie lange, lange Zeit beherrscht hatte, einen Groll gegen Hannelore würde erkennen lassen. „Aber ist es nicht für beide Teile eine Qual, gnädige Frau?" fragte er. Hannelore schüttelte lebhaft den Kopf. „Das soll es nicht sein. Es ist ein solches Verlangen nach Versöhnung und Frieden in mir. Ich will sie bitten, mir die Hand zu geben. Nur das eine Mal. Ich werde ja wohl nie im Leben mehr nach Hamburg kommen. Aber jetzt nur wie auf der Flucht durchzuschlüpfen, stumm an ihr vorüberzugehn — nein, das bring' ich nicht fertig."

Dr. Osterroht, der als Mann, als Jurist und peinlicher Formenmensch ihrer Gedanken- und Empfindungswelt fremd gegenüberstand, äußerte seine Bedenken in ruhiger, sachlicher Weise. Aber Hannelore hörte kaum hin. Das Herz sprach in ihr, und sie glaubte, auf gutem Wege zu sein. An der Reeling des Schiffes stehend, das sie zur Elbe zurückbrachte, wandte sie sich halb von ihm ab, damit er die Tränen nicht sah, die ihr in die Augen getreten waren.

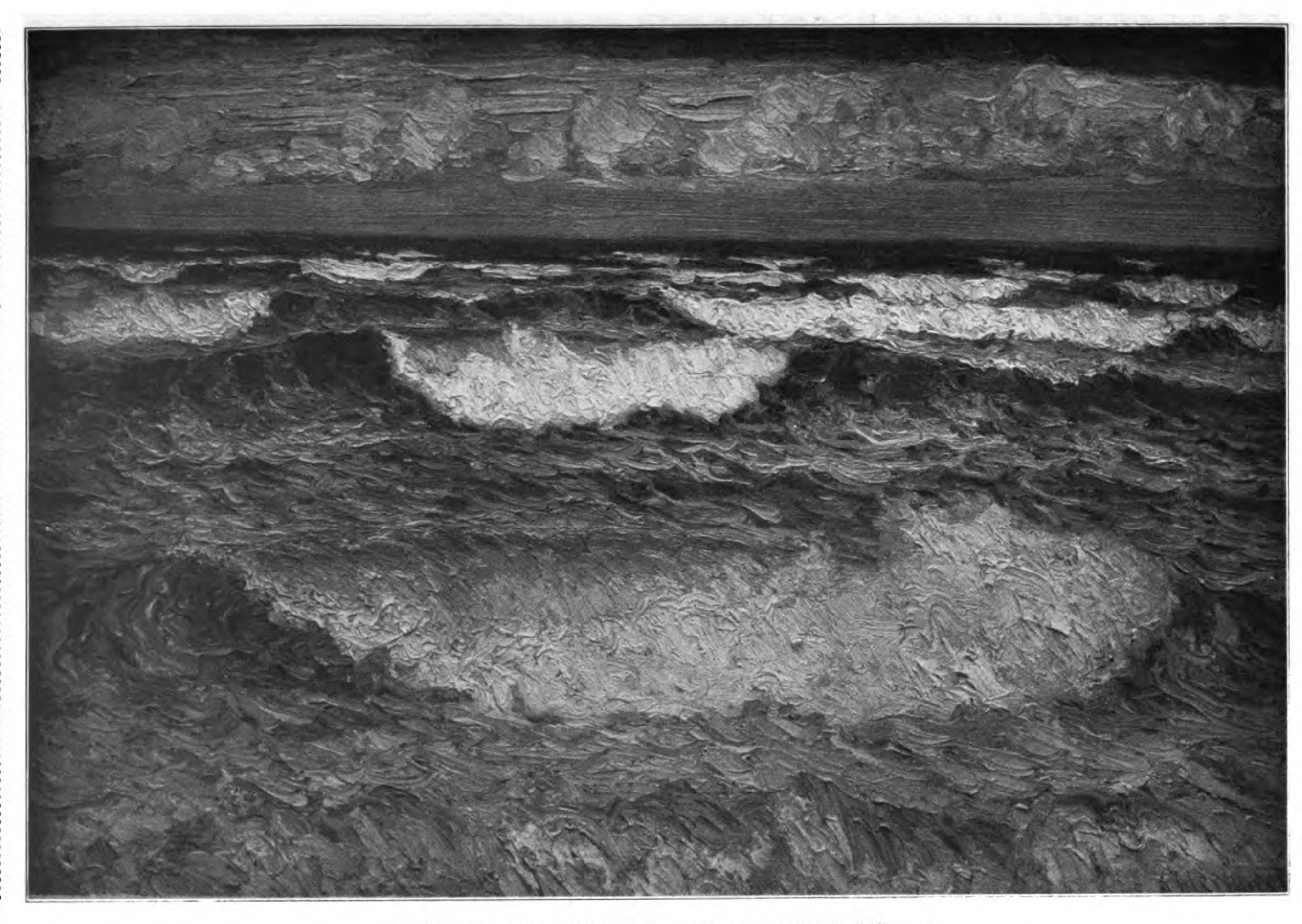
Doch Hans Hesse sah sie. Er hatte in wachsender Unruhe bemerkt, daß Hannelore mit dem Hamburger sprach. Nun kam er hinzu und fragte. Und Hannelore schöpfte Mut, nahm rasch seine Hand in die ihre und gestand ihm, was sie bewegte und was sie geplant hatte.

Für ein paar Sekunden wich alles Blut aus Hesses Antlitz.

„Bist du mir böse?" fragte Hannelore ängstlich, da er kein Wort sprach.

Er schüttelte den Kopf. Aber er löste seine Hand aus der ihren und ging weiter.

Dr. Osterroht suchte das Gespräch rasch



Abziehendes Gewitter. Gemälde von Carl Heßmert
(Aus Ed. Schultes Kunstausstellung, Berlin)

auf ein neues Thema zu bringen. Ein auf dem Deckspaziergang vorüberkommendes Paar blieb stehen und nahm an der Unterhaltung teil. Der Hamburger führte sie gegen seine Gewohnheit so lebhaft, daß das Schweigen der jungen Frau gar nicht bemerkt wurde.

Der Dampfer fuhr elbaufwärts bis zum Hafen. Nebel lag über der Küste. Als sie sich der Höhe von Hamburg näherten, tauchte die Riesengestalt von Lederers Bismarck vor ihnen auf, schon fast in den Wolken. Hannelore fühlte sich von all den Erlebnissen ganz überwältigt. Sie war neben ihren Mann getreten und hatte sacht seinen Arm genommen. „Ich danke dir!" sagte sie hauchartig. Es lag ein Werben in ihr, das ihr sonst fremd war.

Im Hotel kam Hans Hesse auf Hannelores Plan noch einmal zurück. Er wollte dem, wonach sie's verlangte, nicht wehren. Aber weil es ihn gequält hätte, hier allein zu bleiben, während er sie bei Marianne wußte, war er entschlossen, nach Berlin vorauszureisen und Hannelore dort zu erwarten. So hatte sich's Hannelore nicht gedacht. Sie war doch stark enttäuscht. Wenn sie nicht schon Dr. Osterroht eingeweiht und um seine Vermittlung gebeten hätte, wäre sie von dem Plan jetzt am liebsten ganz zurückgetreten.

Hans Hesse erledigte die unumgänglich notwendigen Geschäftsbesuche und fuhr von da sofort zur Bahn. Zu seiner Überraschung traf er hier Hannelore. Dr. Osterroht hatte ihr mitgeteilt, daß Frau von Höschlein sie in den Nachmittagsstunden erwartete. So benutzte Hannelore die freie Zeit, um ihren Mann noch rasch einmal zu begrüßen.

Es war, als ob sich in ihr ein böses Gewissen regte. Aber in den paar Minuten bis zum Abgang des Zuges bemühte sie sich, recht froh, ja übermütig zu sein. Sie plauderte von Einzelheiten der ‚Vaterland'-Fahrt. Es sollte nur ja keine Pause im Gespräch aufkommen. Aber Hans Hesse wußte, daß diese Fröhlichkeit Maske war. Und als der Zug sich in Bewegung setzte und die mit dem Tuch winkende junge Gestalt auf dem Bahnsteig zurückließ, empfand er, daß diese erste Trennung zwischen ihnen einen Riß bedeutete: Hannelore hatte Schatten heraufbeschworen.

⌘ ⌘ ⌘

Aber Hannelore ahnte es nicht. Auch der leise, bange Druck, der auf ihrer Stimmung gelastet hatte, solange sie die ernste Miene ihres Mannes sah, wich rasch von ihr. Ihr war so nach Schenken und Danken zumute.

Ein Bild des jungen Sommers traf sie an der Außenalster ein. Der Himmel war leicht übergraut während der Wagenfahrt. Aber Hannelore brachte in die schmale Allee, in der Frau Petersens kleines Eigenhäuschen stand, in ihrer ganzen Erscheinung ein Stückchen Sonne mit: das selbst für die Nordseeküste unwahrscheinlich helle Blond ihres welligen Haares, die hellgrauen Augen mit dem metallisch glänzenden Weiß, die von der Seefahrt verbrannte Haut, zu der die hellgolden schimmernde Rohseide ihres Jackenkleids und des Spitzenschirms so gut stimmte — vor allem aber war's doch das Glück ihrer Jugend, das von ihr ausstrahlte.

Als der Wagen vor dem mit Weißdorn eingehegten Vorgärtchen des Steuermannshauses hielt, war es Hannelore, als trüge sie in beiden Armen reiche Feiertagsgeschenke für die einsame Frau. So sehr erfüllte sie die gute Absicht, so drängte ihr vom Glück dieser festlichen Wochen weich und reich und gebefreudig gewordenes Herz.

Marianne, die das Wagenrollen vernommen hatte, trat in die Tür und sah den Besuch ankommen. Und sie entsann sich der ersten Begegnung mit Hannelore: wie sie damals die bunten Blütenwunder des jungen Jahres an ihr Krankenbett gebracht hatte.

Oh, tausend, tausend Dinge hatte Marianne ihrem Gast zu sagen. In diese letzte Stunde des Wartens war alles zusammengepreßt, was Jahre des Leids geboren hatten. Anklagen? Vorwürfe? Haß und Eifersucht? Wollte sich's nun endlich entladen in fesselloser Sturmflut? Oder ließen Trotz und Gram den Mund verstummen, so daß der fremde Störenfried erfror unter der eisigen Kälte?

Da hob Hannelore draußen am Wagen die Hand, impulsiv grüßend, und kam eilends durch die Gartenpforte auf sie zu, der ganze Mensch ein St. Johannistag, Sonne im Auge, Sonne im Herzen. Und ihre Stimme, von der Erregung atemlos, klang, als sei sie eine Meile gelaufen, um ihr nur rasch ein paar gute Worte zu sagen.

Marianne nahm ihre Rechte und nickte ihr zu. Und seltsam: sie war Weib genug, daß sie dabei trotz der starken Ergriffenheit die unzähligen häßlichen Sommersprossen bemerkte, die wie ein kupferroter Sattel über Hannelores Nasenrücken lagerten. Und das brachte sie über die kleine Scham hinweg, daß wieder die dunkelroten Flecken ihr eigenes Gesicht entstellten.

„Kommen Sie herein, Hannelore. Das ist lieb von Ihnen, daß Sie hier nit vorbeigegangen sind. Osterroht hat mir alles gesagt. Es war eine schöne Fahrt, gelt?"

Da saß nun Hannelore in Mariannes Empfangszimmerchen. Der Flügel war aufgeschlagen, die Geige lag im offenen Kasten. Ruth sei bei ihrem Professor, sagte Mari-

anne. Die rote Welle in ihrem Antlitz färbte sich dabei noch dunkler, denn selbst Notlügen verschmähte Marianne sonst. Hannelore wußte sogleich, daß Ruth sich nur verleugnen ließ, aber sie nahm es nicht als Kränkung auf, besah vielmehr die Bilder von ihr, die auf dem Schreibtisch der Mutter standen, voll lebhafter Anteilnahme ... Und sie sprachen über Ruths Konzerte, über die ‚Vaterland‘, über den fabelhaften Eindruck, wenn so die Kreidefelsen von Dover aus der blauen Flut aufstiegen, über die Einfahrt in die Elbe und das Bismarckdenkmal ... Und schließlich über die neue große Schöpfung, die hoch überm Wallensee entstand ...

‚Wie jung du bist, wie unbeschwert, nur befrachtet mit unermeßlichem Glück!‘ dachte Marianne. Aber ein bißchen Rührung war nun doch schon dabei. Denn sie hatte die Vergänglichkeit ja selbst erfahren.

Mitten in dem Geplauder über die lustig-bunte Kolonie der italienischen Hilfsarbeiter von Wallensee-Neubad, das ihre Lippen eifrig im Gange hielten, legte Marianne ihre Hand auf Hannelores Rechte und sagte: „Ach, er hätt' ruhig mitkommen sollen, nit?“

Wie schuldbewußt blickte Hannelore nun auf. Das war ihr überhaupt nicht in den Sinn gekommen. Sie fand nicht so rasch eine Erwiderung. Aber Marianne hatte das Gefühl schon wieder überwunden, schüttelte den Kopf und setzte lächelnd hinzu: „Nein, nein, besser so. Es hätt' ihn nur gequält.“

Hannelore schluckte. Wie gern hätte sie der stillen, einsamen Frau etwas Gutes angetan. Aber all das Neue ihrer kleinen Seefahrt, von dem sie jetzt zu erzählen wußte, weil es für sie den höchsten Aufschwung des Lebens bedeutete, konnte die andere doch kaum erquicken — oder auch nur interessieren. Ein paar Sekunden war sie hilflos. „Ich hab' so viel Jahre in der Verbannung gelebt,“ sagte sie, wie um sich zu entschuldigen. „Sie wissen's. Ja? Man hat mir damals nicht lang zu leben gegeben. Ich hab' oft furchtbare Angst vor dem Sterben gehabt. Drum ist mir das jetzt alles wie eine Gnade. Einmal gesund sein, wirklich gesund — leben wie alle Menschen ... Ich meine: Es ist spaßig, daß ich mich vor Ihnen rühme, was ich da draußen alles gesehen habe. Denn es ist ja nicht viel. Nicht wahr? Und hernach meinen Sie: Ein rechtes Pensionskind. Ja? Aber ich bin sonst anders. Nur ...“ Sie brach ab.

Marianne hatte ihre Hand noch nicht freigegeben. „Bleiben Sie nur so, Hannelore. Freuen Sie sich doch Ihres Lebens.“ Ohne jeden Rest von Bitterkeit sagte sie das. In Mariannes Herzen war das Mitleid aufgegangen.

Und das war die Gabe, die Hannelore unbewußt der Einsamen gebracht hatte: ihre hilflose Dankbarkeit dem Leben gegenüber nahm der Nebenbuhlerschaft den ärgsten Stachel.

Das, was sie einander zu sagen hatten, war mit keiner Silbe besprochen worden Hannelore hatte wohl lange nicht so viel auf dem Herzen gehabt wie Marianne; aber als sie sich erhob, um sich zu verabschieden, war ihr's doch, als ob ihre innere Mission ganz unerfüllt geblieben sei. Sie hielt noch Hand in Hand mit Marianne am Fensterplatz. Wie suchend. Und da sie vor sich die Tischplatte mit den dicken, gerauhten Blättern und den Utensilien für Blindenschrift gewahrte, sagte sie: „Das hab' ich zwei Winter lang auch getrieben. Mühselig ist's. Aber wenn man so unendlich viel Zeit stillsitzen muß ... Ist's für die englische Bibelgesellschaft?“

Marianne neigte ein wenig die Stirn. „Ach nein, ein paar Pflegling' in Berlin ... Der alt' Proskau. Der ist doch damals erblindet. Und die klein' Gretche Leddihn ...“

„Damals!“ Ein leichter Schauer ging über Hannelore hin.

„Nit davon sprechen!“ wehrte Marianne sofort. „Vor ihm nit!“ Und es lag etwas mütterlich Warnendes in ihr, als sie nach kurzer Zeit hinzusetzte: „Es klebt halt Unheil an alldem!“

Wie etwas Körperliches war es an Hannelore herangekrochen. Sie fühlte die Angst und suchte sich wieder freizumachen. Also rasch einen Gruß für Ruth. Und noch ein paar herzliche Worte des Dankes für den Empfang.

Dann ging Hannelore.

Als sie im Wagen wieder Platz nahm und mit leichtem Frösteln die Decke über die Knie heraufzog, sah sie Marianne am Fenster. Ein letztes Zunicken. Dann entschwand ihrem Blick das Bild der einsamen Frau, die für die Opfer des gräßlichen Unfalls Blindenschrift arbeitete ... Und die mit jedem mühsamen Textwort das ganze Entsetzen immer von neuem wieder auffrischte ...

Hannelore atmete tief auf. Vergessen. Nur rasch vergessen. Wie froh war sie, daß der Besuch hinter ihr lag. Jetzt erst ging ihr die Gefahr auf, der sie entronnen war. Sie kam sich vor wie der Reiter über den Bodensee.

⁂ ⁂ ⁂

Im Büro von Dr. Telle fand das Wiedersehen von Hans Hesse mit dem jungen Riebsahm statt. Willi Riebsahm hatte darum nachgesucht, als er von Hesses Durchreise hörte. ‚Stark sein, groß sein, verzeihen!‘ nahm Hans Hesse sich vor. Er ahnte, daß er sich würde Gewalt antun müssen, um dem

Menschen, dessen Unverstand sein Leben damals zerstört hatte, nicht jetzt endlich einmal seine zerschmetternden Anklagen entgegenzuschleudern.

Aber es kam ganz anders. Auch hier.

Willi Riebsahm war auf dem einen Auge erblindet, das andere besaß nur noch ein Viertel Sehschärfe, auch sein Gehör hatte stark nachgelassen, er war ein lebensschwacher, willenloser, erbarmenswürdiger Mensch geworden. Daß sein Vater im vorigen Winter gestorben war, hatte Hans Hesse soeben erst von Dr. Telle gehört. Der junge Riebsahm saß ihm wie ein Häuflein Elend gegenüber. Unmöglich jeder Versuch, da ‚abzurechnen'. In seiner unsicheren, stockenden Art berichtete Willi Riebsahm über die letzten Lebens- und Arbeitszeiten seines Vaters. Das Baugeschäft war eine G.m.b.H. geworden. Die Umwandlung hatte Riebsahm senior noch selbst in die Wege geleitet. „Ich allein hätt's ja nicht schaffen können, das wußt' ich sehr wohl," sagte Willi Riebsahm, „aber es war doch hart. Ich blieb im technischen Büro noch bis zu Ostern, dann trat ich aus. Nach Vaters Tod konnt' ich mich mit den beiden Direktoren nicht mehr vertragen — sie hatten's auch darauf abgesehn, mich möglichst bald 'rauszudrängen — und jetzt privatisier' ich. Ich möchte gerne reisen, am liebsten weit, weit weg von Berlin, wo einem auf Schritt und Tritt Bekannte begegnen, die einen ausfragen oder trösten wollen. Aber mit meinen halben Sinnen kann ich eine große Reise nicht wagen. Ich hätte ja auch nichts mehr davon."

Und zu seiner Überraschung erfuhr Hans Hesse dann von der dauernden Verbindung, die zwischen Riebsahm junior und Marianne bestand. Als er durch Dr. Telle von der Hilfsaktion gehört hatte, die Marianne für die bei der Katastrophe am schwersten Geschädigten ins Werk setzte, war Riebsahm jr. sofort entschlossen gewesen, sich daran zu beteiligen. Es war darüber zu starken Auseinandersetzungen mit seinem Vater gekommen. ‚Ein Geschäftsmann, der so 'ne sentimentalen Anwandlungen hat, der ist ein Trottel!' hatte der erfolgreiche alte Polier gesagt. Aber ihn hatte die Vorstellung von all dem Elend, das die knappen Versicherungsgelder doch nicht beheben konnten, immerzu begleitet, immerzu, wo er ging und stand. Und auf manchen Wegen, die Frau Marianne in die Mietskasernen des Nordens unternahm, wenn sie von Hamburg herüberkam, hatte er sie begleitet.

„Der alte Lehmpuhl, die Schmitt und der Klenke sind tot. Erlöst, kann man wohl sagen. Vier von den jüngeren Witwen haben sich wieder verheiratet; die bekommen nichts mehr. Die Unterstützungen für die Waisen sind auch geringer geworden. Da sind inzwischen viele ins Erwerbsalter gekommen. Wir haben uns geeinigt, Ihre Frau und ich, so gewissermaßen in die Arbeit geteilt: wer die behält und wer die. Aber um Dank darf man's nicht tun wollen. So gut man's im Anfang gemeint hat, es kommt einem oft die Galle. Was erst ein Geschenk war, ist längst ein Recht. Und wenn sie so anrücken und einem vorrechnen, was die Kinderstiefel kosten, die Margarine, die Miete, dann ist's, als trüge man die Schuld an allem Elend auf der Welt. Man kann doch nur eben nach seinen Kräften mildern. Nicht? Neulich kam die alte Pitter, die hatte sich einen frechen Burschen von einem Neffen mitgebracht, und da ging es los, was sie alles von mir wüßten: Daß ich abends bei Habel unter den Linden säße und Wein tränke — und das Auto und die Sommerreise — und sogar das große Marmorgrab auf dem Luisenfriedhof für Vater. Er sei doch auch nur ein Steinträgerssohn in Pankow gewesen ... Ihre Frau ist großartig, Herr Hesse. Ich meine: Frau von Häschlein. Ja, wie die mit den Leuten reden kann. Ich verliere zu leicht die Geduld. Aber sie bleibt sich immer gleich. Die Blindenschrift hat sie erlernt. Für den Proskau und die kleine Leddihn. Und dem alten Klenke, der doch immer der Geigen-Klenke hieß, dem brachte sie im letzten Herbst einmal abends ihr Töchterchen mit. Er hat mir's noch selber erzählt den andern Morgen, acht Tage vor seinem Tod war's. Ja, gespielt hätte sie — sie sind aus dem ganzen Hause zusammengelaufen. Zuerst waren's wohl klassische Sachen. Da wagten sie sich noch nicht so recht herzu. Aber dann kamen Volkslieder. Da hätten sie alle mitgesungen. Die Freude von dem alten Mann. Ich sag' mir darum auch immer wieder bei aller Enttäuschung: einmal trifft's doch den Rechten. Und schließlich tut man's ja doch mehr, um selbst ruhig zu werden. Nicht?"

‚Um selbst ruhig zu werden!' Hans Hesse atmete tief auf und hob die beiden Hände zu den Schläfen. Da war er nun wieder mitten drinnen in den alten Nöten. Es gab wohl kein Entrinnen. Er hatte geglaubt, er hätte die Selbstquälereien endgültig hinter sich gelassen. Mehr und mehr hatte er die Schuld von sich abgewälzt auf Willi Riebsahm, den Unglücksmenschen. Bis zur Leidenschaft war in ihm oft der Zorn auf diesen Pfuscher angewachsen. Das gab der Qual Entladung. Aber die heutige Begegnung zeigte ihm nur, daß der andere noch elender, noch zerquälter, noch trostbedürftiger war als er.

Die Zahlungen, die Marianne seit ihrer

Trennung an die Bedürftigsten der Krüppel und Hinterbliebenen geleistet hatte, überstiegen die Beträge, die Hans Hesse als Erziehungsgelder für Ruth an sie abführen ließ, um ein Beträchtliches. Riebsahm jr. bestätigte ihm das. „Was sie durch Dr. Telle monatlich für sie anweist," sagte er, „das ist ja bei weitem nicht alles. Wie oft schickt sie Pakete aus Hamburg, die Frau von Höschlein. Und noch etwas: Bei ihren Freunden und Bekannten geht sie herum und bittet um Wäsche, um Kleider, um Stiefel für ihre Pfleglinge. Das ist's, was mir von ihr am allermeisten imponiert: sie geniert sich nicht. Ich könnte wohl manchmal da oder dort vermitteln, aber ich bring's nicht über die Zähne. Die rechte Wohltätigkeit ausüben, das will auch gelernt sein. Oder nein, es muß einem angeboren sein. Vielleicht können es überhaupt nur Frauen. Man muß ein gutes Herz haben."

Sein Gesicht nahm einen grübelnden, ängstlich lauschenden Ausdruck an, als er in seiner stockenden, suchenden Art dann fortfuhr: „Was ich tue, das ist Stümperei. Ich tu's eben nur, um mich loszukaufen. Und das merkt das Gewissen. Man kann es nicht bemogeln. Und manchmal kommt es gar noch dazu, daß sich in einem der innere Schweinehund regen will, der einem einredet: wenn du überall dreißig Prozent abknappst, dann ist es noch immer reichlich genug, verpflichtet bist du ja zu gar nichts ... Und so hat all der gute Wille vorher keinen Zweck gehabt. Wir Männer können nicht mit dem Herzen handeln, nur mit dem bißchen Verstand." Er lächelte trüb und vergrämt. „Übrigens hat Vater mir den ja immer abgestritten. Klüger als ich war er jedenfalls: er hat sich rechtzeitig aus dem Staube gemacht."

Der ersten leichten Rührung Hesses folgte nun doch wieder der Zorn. ‚Verdammter Weichling!' fuhr es in ihm auf. ‚Was zerrst du mich in deine unklare Welt!' Riebsahm hatte wohl die unbestimmte Vorstellung gehabt, daß sein ehemaliger Chef sich an dem freiwilligen Hilfswerk von jetzt an mit beteiligen würde. Hans Hesse galt heute für einen vermögenden Mann; er mußte große Gelder aus seinem Schweizer Werk herausgeschlagen haben; gewiß wäre es ihm leichter gefallen als Frau Marianne, für ein paar Bedürftige einzuspringen; schließlich lag es ihm auch näher als seiner geschiedenen Frau. Aber Hesse fertigte ihn ungeduldig ab. „Sie vergessen leider, lieber Riebsahm, daß man mich hier im Preußischen bis auf den letzten roten Pfennig ausgeplündert hat. Ich hab' damals knapp drei Ellen vor dem Offenbarungseid gestanden. Und noch heut wandert ein großer Teil meiner Einnahmen aus der Schweiz ins Preußische herüber. Das Urteil hat mich ja gezwungen, mitzuheilen an all den Wunden, die — ich nit allein geschlagen hab'. Ihr alter Herr, mein lieber Riebsahm, hat sich im Leben nit nur vor innerer Gewissensnot zu drücken gewußt — sondern auch vor unbequemen Zahlungen." Er stand auf, zündete sich eine Zigarette an, tat ein paar Züge und warf sie dann mit einer zornigen Geste in den Aschenbecher. „Was mir die Halsabschneider übrig lassen, das ist ein Quark. Genügte grad' für einen bescheidenen Junggesell'. Ein andrer tät sich fragen: ja, wofür denn überhaupt noch arbeiten? Gottlob ist meine Frau in der Lag', für sich selbst sorgen zu können. Sonst säh's traurig bei uns aus. Aber sie auch noch anzubetteln für die Schulden, die Ihr Papa damals großmütig mir überlassen hat, dazu fehlt mir die Geschmacklosigkeit, alter Freund."

So sei es ja gar nicht gemeint gewesen, sagte Willi Riebsahm, sich ebenfalls erhebend, ziemlich betreten und aus der Fassung gebracht.

Mit Dr. Telle waren noch ein paar geschäftliche Dinge zu besprechen. Riebsahm junior verabschiedete sich dann bald.

Als er so, mit dem Stock tastend, den Gang entlang schritt, von seinem Schofför geführt, der ihn zu dem unten wartenden Auto brachte, stieg in Hans Hesse dann doch wieder das Mitleid auf.

„Lebenstrümmer!" sagte er vor sich hin.

Er sah Hannelores Ankunft mit Unruhe und Spannung entgegen. Er hoffte, daß sie über die Begegnung mit Marianne schweigen würde. Und doch wieder verlangte es ihn, zu hören, wie Marianne lebte, wie sie mit ihren Mitteln auskam, da sie noch immer die großen freiwilligen Opfer brachte. Und eine gute Nachricht über Ruth hätte ihn erfrischt und erfreut. Aber er wußte, daß er Hannelore sofort mit allen Zeichen des Entsetzens den Mund verbieten würde, wenn sie beginnen wollte, ihm zu berichten.

Hans Hesse wartete ihr Kommen im Hotel ab. Er begab sich nicht zur Bahn. Hannelore würde verwundert sein, vielleicht sogar gekränkt, ihn nicht bei der Einfahrt des Zuges auf dem Bahnsteig zu sehn, Blumen in der Hand, Glück in den Augen ... Alle Welt verwöhnte sie doch so ... Ihm aber war es, als müsse die Erinnerung an die Berührung mit Marianne erst wieder von ihr gewichen sein, bevor er sie hell und unbeschwert ansehn konnte.

Mit einem Schwarm von fröhlichen Bekannten fuhr sie dann vor dem Hotel vor

und kam strahlend in die Halle. Die Reise im D-Zug war ihr ein Fest gewesen. Man hatte ihr natürlich wie immer die Cour gemacht, die Herren hatten sich gedrängt, ihr behilflich zu sein, die Fahrt vom Lehrter Bahnhof im offenen Auto war unter Scherzen und Lachen vor sich gegangen.

„Und du freust dich gar nicht, du Undankbarer, daß ich mich nicht hab' entführen lassen?“ fragte sie, als sie seine noch etwas starre Miene gewahrte.

„Doch, doch, Hannelore!“ sagte er rasch und küßte sie. „Du bringst mir ja Licht und Freude ins Leben.“

Mit keiner Silbe rührte sie an ihren Hamburger Besuch.

⁂

Hannelore hatte Geschmack an dem Luxus gefunden, den das Hotelleben der internationalen Plätze bot. Sie ward sich der Genüsse, die ihr Reichtum schaffen konnte, jetzt erst bewußt. Den nächsten Winter versprach sie brav und still im Landhaus von Wallensee-Neubad zu verleben, aber diese unsagbar schönen Sommerwochen wollte sie im Hochgefühl ihrer Gesundheit, ihres jungen Eheglücks und ihres neuen Aufblühens sorgenledig im Engadin verjubeln. Schließlich schmeichelte sie ihrem Mann die Reise dahin auch richtig ab.

Auch als die Hotelgäste seit dem serbischen Attentat mehr und mehr über die Balkankrise zu politisieren begannen, auch als zu Anfang August die alle Welt erschreckende Kriegserklärung einen großen Teil der flirtenden Tennispartner von St. Moritz in ihre Heimatländer abrief, wollte sie ihre überschwengliche Ferienglückstimmung sich noch nicht rauben lassen. Auf Jakobs Zureden hatte ihr Mann zur Eheschließung das Schweizer Bürgerrecht nachgesucht. Der häßliche und ach so überflüssige Streit in der Welt brauchte sie persönlich also nicht zu beunruhigen, gottlob. Aber es kam doch eine Hochspannung in das Leben dieser Tage, mit der sich nichts vergleichen ließ, was je gewesen war.

Hans Hesse hatte nicht gedient. Als er sich damals in Darmstadt zum Einjährigendienst stellte, genügte sein Brustumfang nicht im Verhältnis zu seiner Größe. Er hatte die militärärztliche Ablehnung nie bedauert, weil er dadurch ein volles Jahr und manche Sommerwoche für seine Berufsarbeit gewann. Aber als die großen Siegesberichte der Deutschen in St. Moritz eintrafen — denen freilich der welschgesinnte Teil der Presse stark mißtraute —, regte sich in ihm doch ein Gefühl der Verantwortung. Tausend bittere Anklagen trug er mit sich herum gegen dieses ungerechte Preußen, das ihn beschimpft, verurteilt, mißhandelt, vernichtet hatte. Die Naturalisation sollte ihn von der alten Heimat nicht nur äußerlich, sondern auch innerlich loslösen. Aber je fanatischer im Hotel unter den bunten Internationalen der von den Genfer Blättern geschürte Haß gegen alles, was deutsch war, aufflammte, desto vernehmlicher begann in ihm die Stimme seines Bluts zu sprechen. Der Jubel der Welschen gar über die Vernichtung der deutschen Armee in der Marneschlacht — Feldmarschall Kluck mit hunderttausend Mann gefangen! — machte ihn zittern vor Wut.

... Und dann kam Willi Riebsahms verzweifelter Brief ...

Seit zehn Wochen ruhte die Bautätigkeit in Deutschland. Zweiundzwanzig Großbauten, über vierzig kleinere Unternehmungen, unzählige umfangreiche Reparaturarbeiten und Renovierungen, die die Firma Riebsahm & Co. in allen Großstädten des Reichs auszuführen übernommen, standen still. Ein Teil davon war noch nicht über die Erdarbeiten hinausgekommen, ein anderer befand sich im Neubau, im Rohbau, im Ausbau. Mit einem Schlag waren drei Viertel aller gelernten Kräfte wie vom Erdboden verschlungen. Von den Direktoren hoffte der eine reklamiert zu werden, aber fast das gesamte Büropersonal war eingezogen. Die G. m. b. H. stand damit vor einer unaufhaltsamen Katastrophe. Willi Riebsahm hatte sein gesamtes väterliches Kapital in der Firma stecken lassen, weil es für ihn ja gar keine bessere Anlage gab. Zu Quartalsbeginn blieben aber diesmal die Zinsen aus, die Firma hatte alle Zahlungen einstellen müssen. Das Riesenunternehmen war auf die Baugelder angewiesen, die mit den fortschreitenden Bauarbeiten fällig wurden. Materialien, die kurz vor Kriegsausbruch an Ort und Stelle eingetroffen waren, hatten Unsummen verschlungen; die Kasse war leer. Selbst bei raschester Beendigung des Feldzugs konnte mit einer reibungslosen Fertigstellung der Aufträge nicht mehr gerechnet werden, da es sich bei der Spezialität der Firma nicht um Nutzbauten, sondern zumeist um Theater, Varietés und andere Vergnügungsstätten handelte. Deren Bauherren gehörten in vielen Fällen dem Spekulantentum an. Sie lebten selbst von der Hand in den Mund und waren auf die Gunst der Zeit angewiesen. Bei dem ersten Frühschnee im Oktober glichen die verlassenen Baustellen bereits wüsten Ruinen, hoffnungslosen Trümmerstätten. Vielerorts fehlte jede Aufsicht. Die Unternehmer, die sich nur durch die mit den Kriegsumständen zu erklärende allge-

meine Inanspruchnahme großer Kredite noch eine Weile vor dem Bankerott retten konnten, zeigten nicht einmal mehr das Interesse, die kostbaren Baumaterialien vor den rasch sich mehrenden Einbruchsdiebstählen zu sichern. Millionenwerte lagen ungeschützt an der Straße und wurden als Allgemeingut verschleppt. Willi Riebsahm schrieb ganz fassungslos über diese Verhältnisse. Er war der Hauptleidtragende bei dem Zusammenbruch; die Anteile der wenigen Fremden an dem Gesellschaftskapital waren kaum nennenswert. Vorläufig litt er keine Not, denn die Zinsen des letzten Jahres, die er der Bequemlichkeit halber in dem seiner Wohnung benachbarten Bankgeschäft deponiert hatte, waren noch nicht aufgebraucht. Aber über Neujahr konnte er sich kaum halten. Und es war ihm unmöglich, weiterhin die Zahlungen zu leisten, die er für die bei der Hallenkatastrophe Geschädigten auf sich genommen hatte. Frau von Höschlein erging es nicht besser. Auf sein Betreiben war sie mit der Hälfte ihres Barvermögens in die Gesellschaft eingetreten. Für die Firma damals eine Bagatelle — für sie eine namhafte Verbesserung ihrer Zinsen. Aber die Zahlungsstockungen verwickelten sie nun mit in das Elend auf dem ganzen Baumarkt. Was sollte geschehen? Frau von Höschlein suchte sich einzuschränken, klagte auch nicht, aber darüber war sie verzweifelt, daß sie die Pflichten gegen ihre Berliner Pfleglinge nicht mehr erfüllen konnte. Von welcher Seite war Rat und Hilfe zu erwarten? Es war niemand da, niemand, der die verwickelten, scheinbar unentwirrbaren Verhältnisse übersah, der eingriff und ordnete und rettete, was noch zu retten war. Ob Hans Hesse herüberkommen wollte?

Der Brief war vierzehn Tage unterwegs gewesen. Hans Hesse erhielt ihn in Wallensee-Neubad, wohin er Hannelore begleitet hatte. Er war zur Stunde ganz unabkömmlich, denn sein Schwager saß vorläufig noch in Neuyork fest. Nach Jakob Eicks letzter Nachricht durfte man ihn frühestens zum Weihnachtsfest zurückerwarten. Auch die planmäßige Fertigstellung der großen Sanatoriumsanlagen von Neubad war durch den Kriegsausbruch in Frage gestellt. Der größte Teil der italienischen Arbeiter war in die Heimat zurückgekehrt, die bewaffnete Neutralität der Schweiz rief die eigenen Söhne zum Grenzwachdienst von ihren Arbeitsstätten ab. Nur stockend, mit fast täglich wechselndem Arbeitsplan konnten die notwendigsten Bauarbeiten weitergeführt werden. Die ganze Last, die ganze Verantwortung für das gewaltige Unternehmen lag während der Abwesenheit von Jakob Eick auf Hesses Schultern.

Hannelore war entsetzt, als ihr Mann auch nur andeutete, daß er die Frage einer Reise nach Berlin erwägen müsse. Seit einigen Wochen hatte sie die selige Gewißheit, daß sie Mutter werden sollte. In diesem Zustand sie allein lassen? Das war doch unmöglich. An die unabsehbaren Folgen, die für das Geschäft ihres Bruders entstehen konnten, wenn die Hauptkraft in der Leitung fehlte, rührte sie nicht einmal.

Immer häufiger machte sich für Hans Hesse die Notwendigkeit geltend, im Züricher Zentralbüro einzugreifen. Die unruhige und ungeduldige Hannelore hielt es aber in der feierlichen Einsamkeit ihres Bergasyls nicht aus. Die Tage, die Nächte, während deren sie in dem kleinen Landhaus der neuen, sonst noch wenig bewohnten Kolonie allein bleiben mußte, wurden ihr zur Qual. Ende November verließ sie Wallensee-Neubad wie auf der Flucht und kam in das Stadthaus in der ‚Enge'. Von hier vertrieben sie dann aber doch wieder die Nebel. Ihre Schwägerin mußte eilends in der Ütlibergvilla für sie und ihren Mann Quartier machen. Allein die Sonne fehlte diesen Winter hier oben. Und auch der innere Friede.

Wenn Hans Hesse aus der Stadt heraufkam, gab er sich redliche Mühe, gewaltsam alles von sich abzuschütteln, was ihn zerquälen und belasten wollte. Er empfand ein tiefes Mitleid mit dem zarten Pflänzchen, das Hannelore nun einmal war und blieb. Sie hatte in den Jahren des Krankseins oder der Schonbedürftigkeit, des Gepflegt- und Verwöhntwerdens das wirkliche Leben kaum kennen gelernt. Man durfte darum von ihr nicht verlangen, daß sie den außergewöhnlichen Verhältnissen gewachsen war, die in diesem Winter an sie herantraten. Er suchte mit aller Zartheit, deren er fähig war, sie zu leiten. Aber sie stand dem Unfaßbaren des Mutterwerdens hilfloser gegenüber als jede andere Frau. Ihr Mann hatte sie ja erst aus einer Art ewiger Kindheit herausgeholt. Da sie sich vor der Einsamkeit graute, ließ Hans Hesse möglichst oft ihre kleinen Neffen und Nichten heraufkommen. Aber deren Schul- und Spielgedanken füllten sie auch nicht mehr aus. Und Mitte Dezember kam dann die vom Ausland hereingeschleppte Scharlachepidemie, die aus dem Stadthaus ein ganzes Lazarett machte. Frau Eick und die Gouvernante legten sich zugleich mit drei der Eickschen Kinder, und sie hatten alle noch Krankenzimmerarrest, als endlich Jakob Eick von seiner ereignisreichen Amerikafahrt zurückkehrte. Diese Wochen um

die Jahreswende brachten Hans Hesse noch einige trostlose Briefe von Riebsahm — und damit verstärkte Gewissensnöte.

Auch Jakob Eick stemmte sich energisch gegen den Plan seines Schwagers, dem Rufe Riebsahms zu folgen. Hannelore brauchte ihren Mann. Die Unruhe der hinter ihr liegenden Reisezeiten, der häufige Klimawechsel, das völlig veränderte Leben, ihre Unachtsamkeit auf sich selbst, all das rächte sich nun. Sie hüstelte wieder, fieberte gelegentlich, wenn auch nur in geringem Maße. Der Arzt hielt — bloß der Vorbeugung halber, wie er betonte — einen mehrwöchigen Aufenthalt in Arosa für angebracht. Aber davon wollte Hannelore unter keinen Umständen etwas wissen.

Ob Willi Riebsahm die Antworten Hesses auf seine Vorstellungen erhalten hatte, ließ sich nie feststellen. Rückhaltlos hatte Hans Hesse ihm die Zwangslage geschildert, in der er sich befand und die ihm vor der Rückkehr seines Schwagers ein Abkommen unmöglich machte. In seinem folgenden Schreiben ging Riebsahm auf keine der Ausführungen ein, er wiederholte nur immer — vielleicht in der Annahme, daß seine Nachrichten noch nicht durchgedrungen seien — dieselbe verzweifelte Bitte: Hesse möchte doch ein Einsehn haben, nach Berlin kommen und ihm helfen.

„Ich muß!" sagte Hans Hesse zu seinem Schwager, nachdem der sich zur Not wieder in die Geschäfte hineingefunden hatte. Und er suchte ihn zu bewegen, vor Hannelore seinen Standpunkt mit zu vertreten. Aber Jakob Eick blieb störrisch. Für ihn kam in allererster Reihe Hannelores Gesundheit und ihre Seelenruhe, und er fürchtete von der Rücksichtslosigkeit ihres Mannes eine schwere Gefährdung ihres Glücks. Tief verstimmt war er, daß der Schwager seine vermeintlichen alten Verpflichtungen für wichtiger hielt.

Inzwischen hatte Hans Hesse bereits Schritte getan, um die Einreiseerlaubnis zu bekommen. Als sie ihm endlich ausgehändigt wurde, konnte ihn nichts mehr zurückhalten.

„In längstens ein paar Wochen bin ich zurück, Hannelore," sagte er. „Aber es läßt mir hier keine Ruh mehr. Ich bin nur noch ein halber Mensch."

Sie weinte. „Ich werde sterben," sagte sie, „und du wirst nicht bei mir sein." Es war bei ihr zur Wahnvorstellung geworden, daß sie das Kind nicht lebend zur Welt bringen würde. Ihre Angst steigerte sich von Tag zu Tag, von Stunde zu Stunde, je näher seine Abreise rückte.

Er bat sie inständig, dem Vorschlag des Arztes nachzukommen und wenigstens für die Zeit bis zu seiner Rückkehr nach Arosa überzusiedeln. Doch davor hatte sie ein ganz besonderes Grauen.

Der Abschied ward ihm sehr, sehr schwer. Trotzdem fühlte er eine Art Erlösung, als er endlich im Zuge nach der deutschen Grenze saß. Es war ihm, als ob er mit dem großen Opfer, das er brachte, ein stilles Gelübde erfüllte.

Aber zur Rettung des armen Willi Riebsahm kam er viel zu spät. Bei dem umständlichen Grenzübergang mit den zahlreichen Wartestunden fiel ihm eine deutsche Zeitung älteren Datums in die Hände. Das Blatt brachte die kurze Notiz, daß der ehemalige Regierungsbauführer Willi Riebsahm, der Sohn des Seniorchefs der Firma Riebsahm & Co., sich in der Nacht zum 1. Februar das Leben genommen hatte. Der Zusammenbruch des väterlichen Geschäfts, Nahrungssorgen, wohl auch Lebensüberdruß schienen den seit der Baukatastrophe beim Anhalter Bahnhof schwerleidenden Mann zu dem verzweifelten Entschluß gebracht zu haben.

⁂ ⁂ ⁂

Wieder einmal hatte Marianne als Bittstellerin zu Onkel Höschlein kommen müssen. Es war ihr unmöglich geworden, den Hamburger Haushalt weiterzuführen. Der Niederbruch der Firma Riebsahm & Co. hatte ihr Vermögen verschlungen, und Willi Riebsahms Tod schaltete jede Hoffnung aus, noch etwas aus der Masse zu retten. Was ihr übrig blieb, genügte kaum zur Deckung der Miete, die sie an Frau Petersen vierteljährlich zu entrichten hatte. Sie hoffte, durch des Geheimrats Vermittlung eine Anstellung zu finden, für die ihre Fähigkeiten ausreichten. An Arbeitsdrang und Willen fehlte es ihr nicht. Überall mußten jetzt weibliche Kräfte verwendet werden; auch Onkel Max würde seinen Widerstand gegen die ‚Emanzipierten' inzwischen wohl aufgegeben haben.

Exzellenz von Höschlein war allerdings längst nicht mehr der peinliche Paragraphenmensch. Altersleiden hatten ihn nachsichtiger gemacht. Aber auch die schöne Lebenskunst besaß er nicht mehr. Aus einem Freundeskreis nach dem andern war er ausgeschieden. Selbst die geliebten feuchtfröhlichen Mittwochssitzungen bei den Rodensteinern hatte er des angegriffenen Herzens wegen aufgeben müssen und damit die letzte Verbindung mit alten Studien- und Amtsgenossen verloren. Er hörte von ihnen nur noch, wenn sie starben. Und wenn er trotz schlechten Wetters und Asthmas sich aufraffte, um ihnen die letzte Ehre zu erweisen, dann las er den Mienen der Jüngeren in

der Friedhofskapelle und am offenen Grabe immer die verwunderte Frage ab: ‚Ei der Tausend, lebt die alte Exzellenz von Höschlein denn auch noch?‘ An wen hätte er sich wenden sollen, um seine Nichte zu empfehlen? Er kannte die Herren, die jetzt an den maßgebenden Amtsstellen saßen, ja kaum dem Namen nach. Das war doch schon die zweite und dritte Generation. Aber natürlich versprach er, gleich in den nächsten Tagen Schritte zu tun. Ruth, die ihre Mutter begleitete, war für ihn ein Backfischlein wie tausend andere, und er sprach zu ihr gnädig von der hohen Warte seines Patriarchentums herab. Marianne erwähnte einiges von Ruths Erfolgen als Geigerin. Ruth war von Bruno Walter nach ihrem Hamburger Auftreten noch mehrmals für große Konzerte aufgefordert worden. Leider hatte sich im ersten Kriegswinter manche Hoffnung zerschlagen — auch die auf das geplante Konzert mit Busoni in der Berliner Philharmonie. Der alte Herr vernahm da Namen großer Weltberühmtheiten, die Ruths Herz höher schlagen ließen, und mußte lächelnd gestehen, daß er sie noch nie hatte nennen hören. „Ei, du sollt'st mir auch einmal ein bißche vorspiele, du klein' Fräuleinche!“ sagte er väterlich und griff dem jungen Nichtchen an das schmale Kinn. Aber ihre ernsten Augen, ihren überlegen prüfenden Blick mochte er nicht so recht leiden. Die heutige Jugend —!

In der einfachen Pension in der Wichmannstraße, in der sie untergekommen waren, wartete Marianne nun auf Onkel Höschleins tatkräftige Hilfe. Allein sie kam nicht. Ruth war gleich mißtrauisch gewesen. Eine Welt trennte sie innerlich von einem Mann, der weder Bruno Walter noch Ferruccio Busoni kannte. Tatsächlich ließ der Geheimrat wochenlang nichts von sich hören. Ruth war inzwischen durch Vermittlung der Konzertdirektion ein paarmal in Konzerten aufgetreten; sie hatte auch trotz ihrer Jugend schon mehrere Schüler und Schülerinnen bekommen. Aber ihre Mutter bot ihre Dienste lange Zeit vergeblich an. Endlich öffnete sich ihr die Aussicht, in der Rechnungsverwaltung eines größeren Privatlazaretts unterzukommen; sie sollte indes eine Art Bürgschaft beibringen, da sie keinerlei Zeugnisse aufzuweisen hatte. So mußte sie sich also doch wieder an Onkel Max wenden, obwohl Ruth das gar nicht recht war. Marianne tat es diesmal brieflich.

Und da kam nun umgehend der Diener des Geheimrats an und überbrachte ihr die dringende Bitte um ihren Besuch. Exzellenz sei schwer krank gewesen; Frau von Höschlein hatte hiervon benachrichtigt werden sollen, aber ihre Adresse war verlegt. Da die Hausdame fehlte, die auf einer Besuchsfahrt nach England vom Krieg überrascht und zugleich mit ihren Verwandten dort interniert worden war, so verursachte die Wirtschaft augenblicklich ziemliche Schwierigkeiten. Marianne suchte den Kranken sogleich auf. Der alte Herr war ehrlich betrübt, daß er durch die leidigen Umstände in den Verdacht der Gleichgültigkeit geraten war, ließ sich von seiner Nichte über all ihre Schritte berichten und meinte schließlich: „Ha, Kindche, das könnt' ich dir jetzt doch auch biete. Bräucht'st bloß mit dem Ruthche herzuziehe. Wenn dir's nit lockend genug erscheint, einen einzigen Kranken zu pflege, dann müßt ich dir halt verspreche, dafür um so mehr Krankheite durchzumache, damit du nur ja auf deine Koste kommst.“

Marianne wünschte sich in ihrer augenblicklichen Lage nichts als ein sicheres Unterkommen. Aber Ruth hatte Bedenken, ob dem Leidenden das viele Üben, zumal der Besuch ihrer Schüler nicht bald lästig fallen würde. Doch der Geheimrat verfügte über eine so günstig eingeteilte Wohnung, daß diese Gefahr nicht aufkam. Er überließ den beiden Damen die Vorderzimmer und quartierte sich in den nach dem parkartigen Garten gehenden Räumen ein. Um das sonnige Balkonzimmer, in dem er von nun an schlief, hatte er die Hausdame sowieso immer beneidet, er brachte also gar kein Opfer.

Und Ruths Geigenspiel vollzog geradezu ein Wunder an ihm. Er hatte sich in früheren Jahren in lustiger Übertreibung oft angeklagt — oder auch gerühmt —, daß er für andere Musik als Parademärsche und allerhöchstens einen Straußschen Walzer von der Mutter Natur keinen Sinn mitbekommen habe. Nun ging ihm allmählich sogar der Sinn für Bach auf. Und daneben für Mozart, für Schubert, für Spohr. Und schließlich für Beethoven. Er kam zuweilen, auch wenn Ruth nur Etuden spielte, auf Fußspitzen ins Nebenzimmer — stören wollte er um Himmels willen nicht, die knarrenden Stiefel verrieten ihn aber stets —, setzte sich in den großen Ledersessel und hörte zu. Feierstunden wurden's für ihn gar, wenn Ruth ein Quartett um sich vereinigte und darin die erste Geige spielte. Sein trocken und lichtlos gewordenes Altmännerdasein hatte einen neuen Inhalt durch Ruths Kunst bekommen.

„Also du hast erst so unglücklich werde müsse, du arm' Ding,“ sagte er einmal zu Marianne, „damit mir's auf meine alten Tag' so gut geht.“

Aber Freigebigkeit hatte der alte Herr noch immer nicht gelernt. Er gab Marianne



Stilleben. Gemälde von Carl Piepho †

ein Taschengeld, indes erreichte es noch nicht einmal das Gehalt, das er seiner Hausdame hatte zahlen müssen. Marianne war doch eben als Nichte in seinem Haus, nicht als Angestellte. Und peinlich berührt wehrte er sogleich ab, als Marianne einmal für einige ihrer früheren Pfleglinge um eine Unterstützung bitten wollte. Er zankte sie richtig aus, daß sie sich mit diesen Leuten überhaupt je eingelassen hatte, die sich nun wie die Kletten an sie klammerten und zum Überdruß auch noch so gebärdeten, als habe sie persönlich an ihnen irgendeine Schuld wieder gutzumachen.

Marianne wagte ihr Anliegen nicht zu wiederholen. Welche Schuld an dem Unglück sie sich insgeheim beimaß, das hatte sie noch keiner Menschenseele gebeichtet. Auch Hannelore nicht bei jenem denkwürdigen Besuch. Nur Hans kannte ihren Anteil daran ...

Tief betroffen hörte sie eines Tages von Dr. Telle, der als Kriegsgerichtsrat in Antwerpen saß, daß auch die durch Urteil festgesetzten Zahlungen, die ihr geschiedener Mann bis in den ersten Kriegswinter hinein von Zürich aus regelmäßig geleistet hatte, seit längerer Zeit ausgeblieben seien. Die Firma Svendsen & Eick, die bis dahin die Gelder angewiesen hatte, rührte sich nicht mehr. Reklamationen verliefen ergebnislos. Leider ließ sich auch durch Dr. Osterrohts Vermittlung nichts mehr erreichen: der Hamburger stand als Führer einer Landsturmbatterie im Felde, seine Verbindung mit der Züricher Firma war gelöst. Wo Hans Hesse steckte, hatte Dr. Telle nicht in Erfahrung bringen können. Der schriftliche Verkehr mit der Schweiz war sehr erschwert; man mußte den Kriegsverhältnissen Rechnung tragen. Aber das Elend der auf die Unterstützungsgelder Angewiesenen war bei der zunehmenden Teuerung sehr groß geworden. Wenn Marianne, die ihre kleinen Ersparnisse vom Taschengeld für die allernotwendigsten Liebesgaben opferte, von einem ihrer Besuche im Norden Berlins nach dem behaglichen Geheimratsheim der Hohenzollernstraße zurückkehrte, dann war sie stets in schwer bedrückter Stimmung: als ob sie sich des Komforts schämen müsse, der sie umgab.

Nun hatte sich Gert Osterroht zu Besuch angesagt. Er war gleich bei Kriegsausbruch als Fahnenjunker in dem Artillerieregiment eingetreten, dem sein Vater als Reserveoffizier angehört hatte. Gert war zu einem Ausbildungskursus nach Jüterbog kommandiert und hoffte in den sechs Wochen möglichst oft die alten Freunde sehn zu dürfen. Als er ins Feld zog, hatte Ruth erst erkannt, wie nah' sie ihm stand. Alle Mißverständnisse waren zwischen den jungen Menschen ausgeglichen. Ein ständiger Feldpostbriefverkehr hatte sie noch inniger zueinander geführt.

Wenn von dem bevorstehenden Wiedersehn die Rede war, dann blinzelte Herr von Höschlein sein Großnichtchen in der altmodisch-neckischen Weise an, die ältere Geheimräte so an sich haben. Aber Ruth fand dies vorwitzige Herumtasten an unausgesprochenen heiligsten Gefühlen unausstehlich. Eine gewisse stille Heiterkeit indes löste bei Ruth die Verwunderung des Großonkels über Gert Osterrohts Erscheinung aus. Er war ihm als ein Musikgenie geschildert worden, und ein solches schien ihm wohl unzertrennlich von einer wallenden Mähne und kohlschwarzen Augen, die in holdem Wahnsinn rollten. Sonnabend nachmittag stellte sich der Besuch zum Tee ein. Ein schlanker, straffer Mensch mit grauen, raschen, trotzigen Augen und flachsblondem, glattgeschorenem Schädel. Richtig, er war ja Soldat und trug Uniform. Andere Männer als Feldgraue gab es ja kaum mehr. Aber auf seinem Waffenrock neben dem vierten Knopf trug der blutjunge Fähnrich das Kreuz. Das erschien dem Geheimrat an Gert Osterroht das Wesentlichste. Der aber war nur mit Müh' und Not dahin zu bringen, daß er irgend etwas aus dem Feld erzählte. Er bekannte dem alten Herrn schließlich, was diesen aufs äußerste bedrückte: er hasse den Krieg, er hasse das Menschentöten und er tue sein grausames Handwerk längst nicht mehr aus Begeisterung oder Überzeugung, sondern nur noch aus Zwang. Über diese seltsame Gesinnung haderte Herr von Höschlein später noch mit seiner Nichte. Wohin geriet Deutschland, wenn so die ganze Jugend von heut empfand?

Das Musizieren der beiden jungen Leute bedeutete für den alten Herrn indes doch noch eine Steigerung seiner späten Kunsteindrücke. Gert Osterroht hatte zwar viele Monate keine Taste mehr angerührt — er lachte mit Ruth oft über sein Danebenhauen —, ein gewaltiges Temperament aber steckte in allem, was er anfaßte. Auch Ruths Spiel schien gesteigert, ihr Ton größer, wenn sie von ihm begleitet wurde. Als sie ein paar Stunden musiziert hatten — vielmehr erst durchflogen, dann geübt, schließlich wirklich gespielt —, legte Ruth Geige und Bogen hin und sagte: „Und du sollst wieder hinaus, Gert? Welch ein Jammer. Ist's das wert? Du bist ja viel zu schad'."

Exzellenz knüpfte eine erschrockene kleine Predigt an das Wort. Nach seiner Auffassung waren die Besten eben gut genug. Aber das

stand fest: er hatte den trotzigen, leidenschaftlichen, künstlerisch hochbegabten Menschen wirklich ins Herz geschlossen. Und es wurde ausgemacht, daß ihn stets ein Zimmer erwartete, so oft er von Jüterbog herüberkommen konnte. In Hamburg war er schon gewesen, Mutter und Schwestern hatte er begrüßt. Er machte kein Hehl daraus, daß für ihn da die Heimat war, wo Ruth lebte. Onkel Max verstand nicht, warum die beiden dann so ausdrücklich nur ihre Freundschaft betonten, er hielt es für ganz selbstverständlich, daß aus ihnen später einmal ein Paar wurde. Marianne hatte ein müdes Lächeln, als sie sagte, daß die Ehe ja nicht immer die Krönung der Liebe sei — sie könne auch den Tod der Freundschaft bedeuten. Darauf wußte er nichts mehr zu erwidern. Mutter und Tochter waren im Begriff, alles in ihm umzukrempeln, was ihm bisher für den Staatsaufbau als unumstößliches, unantastbares Gesetz gegolten hatte. „Tolle Zeiten!" sagte er.

Die Sonnabend-Nachmittage hatten die jungen Leute fortan ganz für sich allein. Marianne nahm in der Woche jede Stunde wahr, die ihr die Hauswirtschaft und die Aufträge des alten Herrn freiließen, um für ihre Pfleglinge zu sorgen. Alle möglichen Wohltätigkeitsvereine, Ämter und maßgebenden Persönlichkeiten suchte sie heim. Sie hatte sich allmählich eine große Gewandtheit zu eigen gemacht, um die Stellen aufzustöbern, an denen sie Unterstützungen für ihre Armen durchsetzen konnte. Die Kassen und die Herzen öffneten sich sonst nur den Hinterbliebenen und Angehörigen der Kriegsteilnehmer. Ihrer warmblütigen, ursprünglichen Art gelang es aber immer wieder, die Einwände der Vereinsvorstände und Kassenwarte zu besiegen. Ihr drollig klingender hessischer Dialekt kam ihr dabei zustatten. Man hörte sie offenbar gern plaudern. Wie sie früher sich nicht genug darin tun konnte, aus dem eigenen Besitz zu geben, so brandschatzte sie jetzt für den guten Zweck die fremden Bestände.

„Es hat lang gedauert," sagte sie einmal, wie um sich zu entschuldigen, zu Gert, „bis ich das Betteln so recht gelernt hab'. Aber wenn ich in die Gipsstraß' und nach dem Wedding komm' und bring' Geld und Päckchen mit — oder Milchkarten von der Kommission, Brotmarken und Zuschüss' —, dann ist das gräßliche Anstehn und das Petitioniere gleich ganz und gar vergesse. Ihr dürft mich nit auszanke, Kinder."

Sie saßen nach dem Abendessen in dem dunkel getäfelten Speisezimmer. Die alte Exzellenz hatte sich bereits zurückgezogen. Gert konnte noch ein Stündchen bleiben. Um zehn Uhr ging sein Zug vom Militärbahnhof nach Jüterbog zurück. Er hatte mit Ruth schon manchmal über ihren Vater gesprochen. Unverantwortlich fand er's, daß er ihrer Mutter die Sorge um die Hinterbliebenen der Opfer jenes Bauunfalls allein überließ. Und die nervös übertriebene Hetze von Frau Marianne verstand er ebensowenig. Es war wohl einer der wenigen Punkte, in denen er mit dem Geheimrat ganz übereinstimmte. Und nun hatte ihm ein Zufall verraten, daß sogar Ruths Honorare gelegentlich angegriffen worden waren, um Forderungen zu decken, die Frau Marianne zum Wohl ihrer Pfleglinge für unabweisbar hielt. Ruth wollte nicht, daß er das zur Sprache brachte. Sie sprang gleich auf, kam hinter seinen Stuhl und hielt ihm den Mund zu. „Unser Annche laß aus dem Spiel, Gert!" Es klang ganz lustig, und Gert mußte auch lachen, weil ihn ihre festen, schlanken Hände fast erstickten. Aber der alte Konflikt richtete sich doch drohend wieder auf.

„Ihr seid doch jetzt groß," sagte Marianne wie bittend, „und ich lass' euch gern das Recht, zu urteile. Und wenn ihr glaubt, ihr müßt mich verurteile, dann nehm' ich's halt geduldig hin. Ich bin euch nit gram drum. Aber wozu soll's nütze? Kann ein Mensch den andern von Grund aus verwandle? Ich glaub's nit."

Sie saß mit ihrer Blindenschriftarbeit im Licht der großen Eßtischlampe. Ihr feines, weiches, zärtliches Gesicht mit den schönen blauen Augen, den klargezeichneten Brauen und dunkeln Wimpern wirkte noch immer jung, trotzdem über den leichten Wellen ihres dunkelblonden Haars schon da und dort ein Silberhauch schimmerte. Das schmerzliche Lächeln, das um ihren jungen Mund schwebte, entwaffnete jede weitere Anklage. Gert hielt Ruths Hand einen Augenblick vor seinen Lippen fest und küßte sie flüchtig, als wollte er Abbitte leisten. Dann stand er aber plötzlich auf und sagte fast polternd: „Echte, rechte Weiber seid ihr beide!" Wie über sich selbst erschrocken sah er nach der Gangtür, die zu den Zimmern der Exzellenz führte. „Das hätt' ich nun wohl doch nicht sagen dürfen, nicht?"

„Ei, Gert," erwiderte Marianne, „das ist im Grund ja kein Vorwurf, sondern das Liebst' und Beste, was du uns sagen kannst. Nit?"

„So war's aber gar nicht gemeint," trotzte er.

Ruth rettete die Situation. „Wir Weiber sind eben geborene Engel — drum ist kein Menschenverstand von uns zu verlangen."

Nun lachte er. „Tja, das kommt schon eher bei hin."

⌘ ⌘ ⌘

Zwischen dem Besuch des Fähnrichs und dem des Leutnants lag ein knappes Jahr. Aber das war vollgepfropft mit Erlebnissen, die, ein jedes für sich, schwere Prüfungen bedeuteten. Gert Osterroht hatte am Doiransee endlich seinen Vater wiedergesehn, den Landsturmbatterieführer, der mehrmals von der Malaria bös heimgesucht und nun erst halb genesen war. Ihn selbst hetzte das Kriegsschicksal seiner fliegenden Division von einem Einsatz zum andern. Zweimal ward er leicht verwundet und bei der Truppe ausgeheilt, die dritte Verwundung, ein Schienbeinschuß, bedingte ein paar Monate Feld- und Kriegslazarett. Wieder wechselte für ihn dann der Kriegsschauplatz: noch einmal sah er das Grauen von Verdun.

Briefe kamen von ihm, in denen kein Wort klagte, die aber doch Ruths Herz zerrissen. Sie fühlte mit, wie tief ein ganz aufs Geistige gestellter Mensch in solch blutigem Schlächterhandwerk leiden mußte. An den Siegesfeiern, die der Hausherr mit Flatternlassen der Fahnen und einem sonst vom Arzt verbotenen Glas Wein beging, konnte sie keinen innerlichen Anteil nehmen. Sie sei gar nicht national gesinnt, tadelte Exzellenz. Und es kam dann wohl zuweilen zum Funkensprühen und Flammenschlagen, was solange schon unter der Asche still und stetig weitergeglüht hatte: Herrn von Höschleins Erbitterung gegen Ruths verschollenen Vater, der Schweizer Bürger geworden war und sich um das Schicksal seines alten Vaterlandes den Teufel scherte.

Mariannes Waffen, das Andenken an Hans zu verteidigen, begannen schwach und stumpf zu werden. Sie mußte sie ja gegen alle gebrauchen, die seinen Namen überhaupt nur nannten. Auch aus dem Kreise Dr. Telles ward ihr zugetragen, wie man dort über ihren ‚Hans im Glück' urteilte, der es verstanden hatte, sich rechtzeitig vor jeder Gefahr aus dem Staube zu machen.

Längst vermied es Ruth, über ihren Vater zu sprechen. Ein unendliches Mitleid nur erfüllte sie mit ihrer Mutter, die ihre einzige, große, heilige Lebensaufgabe darin sah, mitzuwirken an der Milderung seiner Schuld. Als treues Vermächtnis pflegte sie ein Leid — wo doch Vergessen Wohltat für sie und ihre ganze Umgebung gewesen wäre.

„Arm' Annche!" sagte Ruth, wenn ihre Mutter abgehetzt heimkam von ihren Bittgängen und Besorgungen, die sie vor dem Onkel geheimhalten mußte. Oder wenn ihre Mutter mit der verräterischen fliegenden Röte auf Wangen oder Hals vor sie hintrat, schüchtern den Blick senkend, nervös mit Ruths Kette spielte oder an ihrem Blusenkragen ordnete und stockend gestand, daß sie von der Bank den und den Betrag abgehoben hatte, weil sie bei Lempuhls oder Schmitts, bei Hackemanns, Leddihns oder Scheels das Elend nicht mehr hatte mitansehn können ... Ruths Honorare mußten immer öfter mit herhalten, denn was bedeutete bei der bedrohlich anwachsenden Teuerung und Hungersnot der Großstadt das Backfischtaschengeld, das Marianne von Onkel Max bezog? ... Und noch eines kam hinzu. Da der Geheimrat die Wandlung des Markwerts nicht mitmachte und ein Taler für ihn noch immer ein Wertgegenstand blieb, so hatte Marianne tagtäglich einen aufreibenden Kleinkrieg mit dem knappen Wirtschaftsgeld zu kämpfen. „Durchhalten müssen wir!" sagte Exzellenz von Höschlein immer wieder tapfer. Aber von den Steckrüben und den Graupen dieses Winters wurde er krank. Er zieh die Kriegsgewinnler, die die verbotenen Schleichhändlerpreise für verschobene Lebensmittel zahlten, des Landesverrats, fragte aber lieber gar nicht erst, woher seine talentvollen Hausgenossinnen die Fettigkeiten bezogen, die seine kleinen Zwischenmahlzeiten genießbar machten. Marianne und Ruth übten sich nun schon lange in dem nie ermüdenden edlen Wettstreit, einander die besseren Teile ihrer kriegsgemäß zubereiteten Gerichte zuzuwenden. Allerlei Erfindungsgabe mußte da neue Wege suchen, denn der Vorwand, daß man nur gerade heute so auffallend wenig Appetit habe, zog auf die Dauer nicht. Beide waren sie recht, recht schmal geworden. Und als Gert Osterroht auf dem Transport seiner Division von West nach Ost den ihm zustehenden Heimatschuß-Urlaub in Anspruch nahm, um Ruth wiederzusehn, war er erschrocken. Er sprach es auch vor dem Geheimrat aus: wie elend, wie unterernährt, wie heruntergekommen ‚die beiden Weibchen' aussähen. Herr von Höschlein knöpfte seinen Rock zu, schlug die Falten zusammen und zeigte ganz stolz, wie beträchtlich auch er abgemagert sei. „Ha, lieber Freund, das ist ja das einzig' klein' Opfer, das wir daheim euch arme Feldgraue bringe könne; darüber sollt' man erst gar kein Wörtche verliere."

Von der Ostfront aus schrieb Gert an Marianne. In seinem Unmut über die durch die falsche Sparsamkeit verfahrene Wirtschaft, in seiner Angst um Ruths Gesundheitszustand mochte er wohl etwas zu starke Mittel angewendet haben, um auf Marianne einzuwirken. Sie war in Tränen aufgelöst, als ihre Tochter spät abends ihre Übungen be-

endigte und zu ihr kam. Marianne saß an ihrem Schreibtisch mit aufgestützten Armen, das Wirtschaftsbuch aufgeschlagen vor sich. Sie rechnete und rechnete. Aber sie sah keinen Ausweg aus den wirtschaftlichen Nöten. Der Vorwurf, daß sie Ruths Pflege vernachlässigte, traf sie tief. Nach peinlichen Auseinandersetzungen mit dem Hausherrn war das Wochengeld zwar um ein Kleines erhöht worden, aber was bedeutete das bei den unsinnig steigenden Preisen. Ihre Gaben, die nach Berlin N. wanderten, waren ja schon so lächerlich winzig geworden, und doch erforderte es ein wahres Rechengenie, auch nur die aufzubringen, wo ein so scharf geschultes Auge wie das des Geheimrats ihre Wirtschaftsführung überwachte.

Auch Ruth hatte ein Feldpostbriefchen von Gert bekommen. Da er vom Truppenarzt noch nicht wieder frontdienstfähig geschrieben war, hatte er als Ordonnanzoffizier im Armee-Hauptquartier Verwendung gefunden. In Wilna, in Kowno und in noch weiter feindwärts gelegenen Etappenstädten wollte die Heeresleitung den ruhenden Feldtruppen geistige Anregung bieten, um sie schlagfertig und dienstfreudig zu erhalten. Wandertheater, Kriegszeitungen, Lichtbildbühnen, Feldbüchereien waren gegründet worden. Gerts Vorgesetzter im Stabe hatte nun den Auftrag, hervorragende Musiker zu gewinnen, die bereit waren, auf Konzertreisen, die sich bis nahe an die jetzt ziemlich stille Front hin ausdehnen sollten, den Feldgrauen ihre Kunst darzubieten. Ruth stand obenan auf der Liste, denn Gert hatte sie ausgearbeitet. „Du tust ein gutes Werk, liebe Ruth, wenn Du den Antrag annimmst, der in diesen Tagen bei Dir eintrifft. Auf Honorar darfst Du ja nicht rechnen — das Bewußtsein, Tausenden eine lichte Stunde zu bringen, muß Dir Dank genug sein. Aber in den Wochen, in denen Du unsere Feldkost teilst, die immerhin noch etwas besser ist als die von Onkel Max, wirst Du hoffentlich um ein paar Pfund zunehmen. Du brauchst das nötiger als Exzellenz oder Mütterchens sonstige Pflegebefohlene, Du armes kleines Nervenbündel."

Mit noch nassen Augen sah Marianne ihre Tochter an. Ja, es ließ sich nicht leugnen: Ruth, die sich bei ihrem Studium übermäßig anstrengte, hätte eine bessere Pflege mindestens ebenso nötig gehabt wie die Schmittschen oder Scheelschen Kinder, für die sie jetzt wieder nach vielen ermüdenden Gängen die Ferienreise an die Ostsee durchgesetzt hatte. ‚Ich bin eine schlechte Mutter!‘ dachte sie. Und welch peinlicher Vorwurf lag für die Hausfrau darin, daß ihre Ruth sich großen Reiseermüdungen, künstlerischen Nervenanstrengungen, vielleicht auch seelischen Erschütterungen, wenn nicht gar körperlichen Gefahren aussetzen sollte, nur um eine Zeitlang leidlich verpflegt zu werden.

„Einverstanden, Ännchen?" fragte Ruth Sie nahm den Kopf der Mutter zwischen ihre Hände, blickte sie klug an und lachte mit ihrem tiefen Altstimmchen, das einen so herzlichen, warmen Klang hatte. „Aber ich seh' dir's ja an, Ännchen, was jetzt in dir vorgeht."

Marianne hob leicht seufzend die Schulter. „Ein bißche Sorg' hab' ich um dich, Ruthche."

„Auch. Ein bißche. Aber das nur nebenbei. Da drinnen in dir, Ännchen, da rechnet's nämlich schon wieder."

Nun lachte Marianne. „Ei, geh, lieb' Kindche!"

„Ja, es rechnet. Wer die Portion vom Ruthche kriegen soll, wenn sie fort ist. Die kleine Scheel, die kleine Leddihn oder der Peter Hackemann. Oder sonstwer. Ist's nicht so? Nein, sträub' dich nicht, so ist's. Aber ich fahr' nur weg, wenn du mir da in die Hand ein Gelübde ablegst. Erstens: daß du sie aufißt, Ännche. Und zweitens . . ."

„Was quälst mich nur. Auch wenn's nur so im Spaß gesagt ist."

„Es ist kein Spaß, Ännche. Es ist mein letzter, ernster Versuch, ob du nicht endlich, endlich ein Einsehn haben willst — mit dir und mit mir."

„Ich weiß, Ruth, daß ich schuldig an dir bin. Nit bloß, weil der Gert mir's vorwirft. Ich weiß es längst."

„Und kannst noch immer nicht loskommen? — Du mußt es jetzt, Ännche."

„Loskommen?"

„Ja. Von der Vergangenheit. Von ihm."

Marianne schloß schmerzerfüllt die Augen, zwang sich aber, nicht wieder zu weinen. Tonlos sagte sie dann: „Ich versprech' dir, Ruth, ich — will's versuchen."

⁂ ⁂ ⁂

Das ward ein Triumphzug. Ruth Hesse spielte zuerst im Hauptquartier der Armee, dann in den Etappenstädten des Armeegebiets. Und so oft die weiter vorn liegenden Divisionen im Tagesbefehl bekannt gaben, daß in dem oder jenem Dorf mit unaussprechlichem Namen ein Konzert der Regimentskapelle X mit der berühmten jungen Geigerin stattfinden werde, gingen die Meldungen um Zutritt auch von Truppenteilen ein, die beschwerliche kleine Märsche zurücklegen mußten, um des Kunstgenusses teilhaftig zu werden. Von allen Künstlern und Künstlerinnen, die die weite Fahrt hierher gewagt hatten, gewann Ruth Hesse am

raschesten die Herzen der Feldgrauen aller Dienstgrade und Berufsstände. „Aber sie ist ja noch ein Kind!“ hieß es oft voll Staunen. Sie zählte seit Weihnachten sechzehn Jahre. Ihre Größe entsprach wohl ihrem Alter, aber ihre Gestalt war doch recht schmächtig geblieben, Brust und Schultern waren schmal, die Arme überschlank. Gert mußte trotz der leisen Rührung, die sich in ihm regte, als sie da oben in der russischen Kirche auf der Empore stand und Händel und Bach spielte, doch der naseweisen Bemerkung seiner kleinen Schwester Fritzi von den ‚Kochlöffeln‘ gedenken. Sie wurde selbst von den schnodbrigsten und rauhbeinigsten Herren des Stabsquartiers behutsam und schonungsvoll wie ein Regimentstöchterchen behandelt. Seltsam genug nahm sie sich auf ihrem Ehrenplatz an der Offizierstafel unter den breitschultrigen grauen Gestalten als einziges zartes Zivilmenschlein aus.

Gerts stille Hoffnung, sie im Verlauf ihrer Frontreise vielleicht gelegentlich eines Kommandos da oder dort wiederzusehn, erfüllte sich nicht. Knochensplitterungen in seiner schlechtverheilten Beinwunde machten seine Ablösung vom Ordonnanzdienst notwendig. Er wurde zunächst ergebnislos im Kriegslazarett behandelt, dann zum Ersatztruppenteil zurückgeschickt.

Und so kam er nach erneuter Operation, die ihn wieder für ein paar Wochen ans Bett gefesselt hatte, in das große Genesungsheim im Wesergebirge, zur selben Zeit, als Ruth, mit dem schwarz-weiß-roten Bändchen geschmückt, von ihrer langen, unvergeßlich eindrucksreichen Konzertfahrt nach Berlin zurückkehrte. Sie versprach Gert, ihn sobald als möglich zu besuchen — er brauchte ihr nur die Möglichkeit zu verschaffen, dort ein Konzert zu geben.

Als Gert die Krücke mit dem Stock vertauschen durfte, nahm er sich auf Wunsch des Oberstleutnants, der hier die militärische Aufsicht führte, der Führung des Musikwesens im Sanatorium an. Ein guter künstlerischer Ruf war ihm schon von seinem Truppenteil voraufgegangen. Er vereinigte die stimmbegabten Offiziere und Mannschaften und bildete einen Chor, für dessen Übungen er einen Gesanglehrer einstellte, der unter den weiblichen Kurgästen noch sangeskundige Kräfte anwerben mußte. Das kleine Orchester, das sich bereits zusammengefunden hatte, erfuhr durch seinen Eifer eine starke Erweiterung. Für die größeren Konzerte setzte er die Kommandierung von Militärmusikern aus der nächsten westfälischen Garnison durch. Auch eine Kammermusikvereinigung bildete sich. Als ihm der Arzt mehr Freiheit gab, nahm er in der schönen Kirche des waldumschlossenen Kurorts seine durch den Krieg abgebrochenen Orgelstudien wieder auf. Seine musikalischen Veranstaltungen bildeten bald den Mittelpunkt des ganzen Kurlebens. Am Ostermontag sollte die Haydnsche Schöpfung aufgeführt werden. Damit wollte er Ruth überraschen, die dem Oberstleutnant auf dessen Einladung zwei Konzertabende in der Woche nach dem Fest zugesagt hatte. Ihr Künstername war auch hier schon bekannt und geschätzt, wenigstens in den Kreisen der Glücklichen, die wieder stehn und gehn konnten und Anteil an der Welt nahmen.

In den dicht am Wald gelegenen Pavillon, in dem die erst jüngst aus den Kliniken Entlassenen lagen, drangen die Rufe der Welt nur selten. Jetzt, wo der Frühling kam und die Fenster der Liegesäle tagsüber offen blieben, konnten die bleichen Männer ganz aus der Ferne die Kurmusik hören. Nicht alle lauschten hin. Schmerzen, Apathie, Furcht vor dem Leben wie vor dem Tode verdunkelten hier die lockend eindringende Freude.

Aber der Landsturmarzt, der dieser Abteilung vorstand, berichtete dem Leutnant Osterroht gelegentlich seine Wahrnehmung: daß das schöne Orgelspiel, das aus der Kapelle herüberklang, auf seine geplagtesten Kranken sichtlich eine wohltuende Wirkung ausübe. Diese figurierten Choräle, Präludien und Fugen seien den Kennern eine Tröstung und manchen, die bisher nur die naive Kunst ihres Dorforganisten kannten, eine ganz neue Offenbarung. Wenn Osterroht Orgel spiele, dann solle er vom Küster nur ja immer die Kirchentür offenhalten lassen.

Einmal begleitete Gert Osterroht den Arzt auf seinem Morgengange durch den Pavillon der ‚schweren Fälle‘. Da faßte ihn nun wirklich der Menschheit ganzer Jammer an. Männer, die nur noch Rumpf waren, lagen in dem einen Flügel. Er erkannte einen der Schwerverwundeten: es war sein früherer Batterieführer. Den besuchte er nun öfters. Dabei lernte er noch andere aus dem Häuflein der Unglücklichsten kennen. Sein eigenes Kriegsschicksal erschien ihm demgegenüber klein und armselig. Er hätte ihnen jede Liebe angetan und fragte da und dort an, ob er mit dem Chor, mit dem Streichquartett oder mit der Kapelle ihnen ab und zu ein kleines Sonderkonzert veranstalten sollte.

Und so kam er eines Mittags, nachdem er mit der Kammermusikvereinigung im Lesesaal ein Schubertsches Trio gespielt hatte, in das sonnige Blumengärtchen an der Stirn-

seite des Pavillons, in das eine Reihe der kleinen Fahrstühle gerollt waren: tiefe Stille herrschte hier, nur ab und zu war ein leises Stöhnen und Seufzen hörbar, das behutsame Hinundher der Schwestern und Wärter, die auf der Grasnarbe gingen, weil das Knirschen im Kies einzelnen der hier Liegenden vielleicht wehe tun konnte. Der Arzt sprach von dem und jenem besonders schwierigen Fall. Die klinische Kunst des Professors habe wahre Wunder vollbracht. Bei manchen der Schwerverwundeten müsse nun von der Zeit die Gnade der vollen Heilung erwartet werden. So bei dem Landsturmmann, der als fast hoffnungslos nach mehrfach operiertem Bauchschuß eingeliefert worden sei und seit dem vorigen Herbst hier liege, und der jetzt endlich all die aufgewandte Geduld zu belohnen scheine. Es war ein Mann von zweiundvierzig Jahren. Er war bei den hessischen Pionieren als Kriegsfreiwilliger eingetreten und bei einem unter schwerem Feuer ausgeführten Brückenschlag in Galizien von einem Granatsplitter getroffen. Fast ohne Pflege hatte er nach seiner Verwundung in einem elenden Dorf liegen bleiben müssen. Als er endlich ins Feldlazarett kam, war ein Weitertransport lange unmöglich gewesen. Die Heilung ging nun vorwärts, und der Professor, der die letzte Operation ausgeführt hatte, war stolz auf seine Rettung. Er dürfe täglich schon ein paar Stunden aufgerichtet sitzen. Aber er scheine sich nur wenig aus dem Leben zu machen. Er spreche kaum ein Wort mit den Nachbarn oder dem Pflegepersonal. Jedoch dem Orgelspiel lausche er immer andächtig. Er sei übrigens ein gebildeter Mann, ein Baumeister namens Hesse, ein Darmstädter, und Schwester Erika behaupte, er sei der Erbauer des berühmt gewordenen Schwarza-Sanatoriums, derselbe, der damals den schrecklichen Prozeß in Berlin wegen des Kühlhalleneinsturzes gehabt habe und zu Gefängnis verurteilt worden sei ...

Gert Osterroht starrte nach dem Rollstuhl, sein entsetzter Blick tastete über die regungslos dasitzende Gestalt, über das blasse, schmale Antlitz mit dem graublond gemischten, an den Schläfen fast weißen Haar.

Es war Ruths Vater.

... In den nächsten Tagen brachte es Gert nicht übers Herz, an Ruth zu schreiben. Er hätte ihr wegen der Vorbereitungen zu den beiden Konzerten mancherlei mitteilen müssen, aber er überließ dies jetzt lieber der Kurverwaltung. Er mußte sich erst innerlich sammeln, mußte klar werden über sich selbst. Zwischen Ruth und ihm bestand eine so wundervolle Freundschaft, daß sie einander auch das Letzte, Leiseste und Tiefste gestanden. Eine Unwahrhaftigkeit, ein Verheimlichen gab es für sie nicht. Wie konnte er aber an sie schreiben und dabei über das schweigen, was ihn im Innersten aufgewühlt hatte? Und durfte er ihr sagen, welche Begegnung ihr hier bevorstand?

„Warum schreibst Du nicht, Gert?“ begann Ruths nächster Brief. „Willst Du nicht, daß ich komme?“

Jetzt wäre es wohl tapfer gewesen, ihr zu antworten: „Komme nicht!“ Aber er wurde mit dem, was ihn bewegte, allein ja doch nicht fertig. Er brauchte sie zur Aussprache. Und wie sehnte er sich nach ihr. Die Stimme innerer Rechtlichkeit sagte ihm auch, daß das Zufallswissen ihn nicht ermächtigte, Schicksal zu spielen. Ruth mußte alles erfahren. Doch quälte ihn dann wieder die Besorgnis, Ruth könnte sich in der ersten Bestürzung vor ihrer Mutter verraten. Unter allen Umständen mußte das vermieden werden.

So hieß es also doch, zum erstenmal, vor Ruth etwas geheimhalten. Sie durfte ja auch keinesfalls vor ihren Konzertabenden der schweren Erschütterung ausgesetzt werden, die von der Nachricht zu befürchten war. Ihre Mutter hatte ihm zwar geschrieben, er würde sich freuen, wie prächtig die Reise an die Ostfront Ruth bekommen sei, strahlend und erfrischt sei sie zurückgekehrt, und in seinem Stolz auf das Verdienstkreuz seines Großnichtchens habe Onkel Max sogar eine neue Wirtschaftsgeldzulage bewilligt, so daß man in der Hohenzollernstraße jetzt fast so gut verpflegt werde wie in Litauen, — aber Gert wußte, wie sensibel seine kleine Ruth war, wie alles mitschwang in ihr, wie die Angst sie peinigen würde um ‚ihr Ännchen‘.

Am Karfreitag fand die Generalprobe des Oratoriums statt. Gert hatte in den letzten Tagen noch eine Unsumme von Arbeit zu leisten. Ein paar Kartengrüße mußten Ruth also genügen. Am ersten Feiertag wollte sie von Berlin abreisen. Aus seiner langen Friedenserfahrung heraus hielt der Geheimrat diesen Reisetag für den günstigsten. Ruth sollte in der Wohnung der Oberin unterkommen, in der über das Osterfest durch verschiedene Beurlaubungen reichlich Platz wurde. Aber als sich Gert nach dem allgemeinen Kirchgang am Karfreitag in sein Zimmer im Kurhaus begab, um vor der Probe noch einmal die Partitur durchzugehn — er wollte das Werk auswendig dirigieren —, lag da ein kleines Briefchen von Ruth, in dem sie schrieb: Onkel Max und ‚Ännchen‘ begleiteten sie, und er solle für sie schleunigst Quartier machen!

⌘ ⌘ ⌘

Vor der Ankunft des Besuchs zog Gert den Landsturmarzt ins Vertrauen. Es lag nahe, daß Dr. Rauch, wenn er Ruths Mutter und Onkel kennen lernte und ihren Dialekt hörte, seines Patienten Hesse gedachte, der ja auch aus Darmstadt stammte. Eine unvorsichtige Frage von ihm konnte verhängnisvolle Folgen haben.

Dr. Rauch empfing den Leutnant in seinem Sprechzimmer und schloß die Tür zum Nebenraum, in dem der Militärschreiber saß, der die Listen bearbeitete. Als er das Wesentlichste gehört hatte, holte er Hesses Stammrollenauszug herein. Bei deren Durchsicht fiel ihm zum erstenmal eine Unstimmigkeit in den Angaben über Hesses Staatsangehörigkeit auf. Als er sich, aus der Schweiz zurückkehrend, in Darmstadt zum Kriegsdienst stellte, hatte er sich als Hessen-Darmstädter bezeichnet. Erst als er nach seiner kurzen Ausbildungszeit ins Feld geschickt worden war, hatte sich ergeben, daß bei seinem Eintritt ins Heer seine Naturalisation in der Schweiz bereits ausgesprochen war. Es wurde ihm darauf freigestellt, sich zu entscheiden, unter Umständen also sofort nach der neuen Heimat zurückzukehren. Das hatte er abgelehnt — und er war vom Adjutanten seines Bataillons neu vereidigt worden. Vier Tage nach dem Datum, das der Stammrollenauszug für seine Vereidigung angab, hatte ihn sein schweres Kriegsschicksal ereilt.

„Wenn der Mann das damals geahnt hätte!" sagte der Landsturmarzt und reichte seinem Besuch das kleine Aktenbündel. „Ein tragisches Geschick." Er blickte durchs Fenster in den kleinen Blumengarten, in dessen Mittagssonne die Rollstühle wieder aufgereiht standen. Der Pionier Hesse, der sich bisher fast gar nicht um seine Umgebung gekümmert hatte, schien in einem Gespräch mit seinen beiden Nachbarn begriffen. „Das sind zwei arme Teufel, Bergleute, die sie uns aus dem Westen geschickt haben. Auch als Pioniere draußen und bei Lens eingesetzt. Sie hatten schwere Bauchquetschungen bei einer Verschüttung. Lagen zweiundzwanzig Stunden nebeneinander inmitten ihrer toten Kameraden. Aus dem Helmstedter Gebiet stammen sie. Der eine ist ganz munter und hat seinen Humor wieder. Neulich, als der Professor ihn ein bißchen ausfragte, sagte er: ‚Die ersten zwei Stunden hat man gefürchtet, zu sterben, — und die andern zwanzig, leben zu bleiben.' Ich bin froh, daß der Hesse endlich anfängt, wieder Anteil am Leben zu nehmen. Damit ist schon viel gewonnen. Gemütsaufregungen müssen ihm natürlich erspart bleiben. Aber nun erzählen Sie."

Gert berichtete, was er wußte. Doch während er sprach, blätterte er unruhig in Hesses Papieren. In der Rubrik über seinen Familienstand war eingetragen: ‚In erster Ehe geschieden, eine Tochter. In zweiter Ehe verwitwet, kinderlos.' Die paar aktenmäßig nüchternen Worte bargen ein ganzes bewegtes Schicksal. Gert entsann sich der Verzweiflung, der sich Ruths Mutter damals in Hamburg nach dem Konzert hingegeben hatte, als ihr die Nachricht von der Wiederverheiratung ihres geschiedenen Mannes zugetragen worden war.

„Sie können sich mir rückhaltlos anvertrauen, Osterroht," sagte Dr. Rauch kameradschaftlich und herzlich. „Sie wissen, wie hoch ich Sie als Künstler schätze und als tapferen Menschen. Es wäre mir schmerzlich, wenn ich durch irgendeine unbewußte Ungeschicklichkeit Ihnen oder Ihren Freunden Leid schaffen sollte — oder auch nur Verlegenheit. Auf meine Verschwiegenheit können Sie unter allen Umständen zählen."

In den An- und Abmeldungsberichten, die wegen der Feststellung von Hesses Staatszugehörigkeit eingeholt worden waren, befand sich auch der Vermerk über die von ihm in der Strafanstalt Plötzensee bei Berlin verbrachte Zeit. Gert wies darauf hin und sagte: „Das war's, was ihn damals so ganz aus dem Geleise geschleudert hat. Daß er Frau und Kind verlassen hat, das war nichts anderes als eine Flucht vor der eigenen Vergangenheit. Er hat wohl gehofft, seine Schuld zu vergessen, wenn er eine neue Umgebung fand, die ihn an nichts mehr erinnerte. Aber es muß ihn doch wohl wieder gepackt haben. Warum hätte er sich sonst hier bei uns für den Frontdienst gestellt? Er war ja Schweizer Bürger geworden, kein äußeres Band verpflichtete ihn mehr. Und selbst in Galizien noch, wo er doch schon dicke Luft miterlebt, all die Schrecken gekannt hat, hätte er zurückkönnen. Daß er sich damals hat vereidigen lassen, das zeigt mir doch fast ..." Er brach ab, legte die Papiere auf den Schreibtisch zurück, erhob sich und ging, das ein wenig steifgebliebene Bein fast unmerklich nachziehend, zum Fenster, mit ernstem Auge die Gruppe da draußen suchend, deren Mittelpunkt Ruths Vater bildete.

Auch Dr. Rauch war aufgestanden. „Möglich. Ich könnte es jetzt fast verstehn ... Daß ein Mann in seiner Lage das erhofft, was andere fürchten ... Daß er den Tod als seinen Erlöser herbeiwünscht."

Eine Weile blieben sie stumm am Fenster nebeneinander stehen. Aber Gert Osterroht trat plötzlich erschrocken ins Zimmer zurück,

denn es war ihm, als habe ihn ein prüfender Blick des im Rollstuhl Sitzenden gestreift.

„Glauben Sie denn, daß Hesse Sie wiedererkennen würde, wenn er Sie sähe?“ fragte Dr. Rauch, der seine Bewegung richtig deutete.

„Es ist kaum anzunehmen. Ich war bei der letzten Begegnung noch ein halbes Kind. Aber ich möchte doch alles vermeiden.“ Er nahm seine Mütze und den Stock und dankte dem Arzt für die freundliche und verständnisvolle Aufnahme, die er mit seinem Anliegen bei ihm gefunden.

„Später einmal — wenn Ihr Besuch erst wieder abgereist ist — wird sich ja wohl die Gelegenheit finden, daß ich mit Hesse ins Gespräch komme. Vielleicht ist er dann selbst in der Stimmung, mir aus seinem Leben dies oder das zu erzählen. Andere suchen ja so oft die Gelegenheit, sich auszusprechen. Das lange Liegen und Sinnen macht die meisten mitteilungsbedürftig. Sein stetes Schweigen und Hinbrüten hat mir oft leid getan.“

Gerts Züge waren wieder finster geworden. „Den allernächsten Menschen, die auf ihn angewiesen waren, die ihn geliebt, umworben — ach, vergöttert haben, denen hat er nie Anteilnahme gezeigt. Wie hat sein Kind unter seiner Kälte und Fremdheit gelitten. Ein Egoist war er immer.“

„Sind das nicht alle großen Schöpfernaturen? Ihr Werk ist ihnen alles.“

„So muß er mit seinem Schicksal nun auch allein fertig werden. Er hat's nicht anders gewollt.“

Dr. Rauch hob und senkte die Schultern. „Ach mein Gott. Wenn Sie um ein Dritteljahrhundert älter sein werden, lieber Osterroht, und in meinen Jahren stehen — die man die besten nennt, weil sie nicht mehr gut sind —, urteilen Sie vielleicht milder. Aber weil ich doch auch einmal im Sturm und Drang stand, ebenso wie Sie heute, verstehe ich Sie.“ Er gab ihm die Hand. „Jedenfalls berichte ich Ihnen alles, was immer ich erfahren sollte. Und nun danke ich Ihnen für Ihr Vertrauen.“

Nachdem der Leutnant in seinem etwas schleppenden Schritt das Sprechzimmer verlassen hatte, trat Dr. Rauch wieder ans Fenster und blickte sinnend hinaus.

Sofort verstummte das halblaut geführte Gespräch in der Gruppe der drei in ihren Rollstühlen sitzenden Landsturmleute. Hesse hatte den Kopf emporgehoben. Unverkennbar: er spähte angespannt hierher. Der Arzt nickte ihm und seinen beiden Nachbarn freundlich zu, griff vom Schreibtisch eine Schachtel Zigaretten und zeigte sie ihnen „Neue Munition angekommen!“ sagte er, die Stimme ein wenig erhebend. „Ich bringe sie Ihnen gleich.“

Hinter den unbeweglichen Kranken, deren Stühle auf dem Kiesweg in der Sonne standen, schritt er auf der Grasnarbe lautlos dem rechten Flügel der trübseligen Kolonne zu, reichte den drei Männern die kleine Liebesgabe und bot ihnen Feuer.

Kerzengerade stiegen dann die blauen Rauchwölkchen in die stille Mittagsluft. Aber keiner der Drei sprach mehr. Doch dem Arzt war's, als stünde eine stille Frage in Hesses großen blauen Augen, die etwas vom Blick der Lotsen hatten: gewohnt, in weiten Fernen zu forschen.

※ ※ ※

Exzellenz von Höschlein war stolz auf sein Großnichtchen. Ihr erstes Konzert im Kurhaus hätte er freilich beinahe versäumt. Auf der Fahrt nach der Porta Westphalica hatte er den Sohn eines alten Jugendfreundes getroffen, eines Flügeladjutanten, der in Bad Oeynhausen seine letzten stillen Tage verbrachte. Dem wollte er noch einmal eine Freude bereiten: ihm Gutentag sagen und mit ihm über schöne alte Zeiten plaudern. So blieben Mutter und Tochter die ersten Tage mit Gert allein. Da wegen Truppenverschiebungen die Lokalzüge unregelmäßig verkehrten, konnte der Geheimrat den errechneten Anschluß nicht erreichen, und so traf er im Konzertsaal erst ein, als Ruth bereits das Podium betreten hatte. Dr. Rauch, der ihn auf dem Bahnhof in Empfang genommen, begleitete ihn. Ein Ehrenplatz war für ihn in der vordersten Reihe freigehalten worden. Alle Gesichter wandten sich dem verspäteten Gast zu. Er versuchte, möglichst geräuschlos den langen Saal zu durchmessen, aber seine Stiefel knarrten wieder sehr. „Und die Sinfonie mit dem Paukenschlag hab' ich also verpaßt — wie schad'!“ sagte er, indem er seiner Nichte Marianne, neben der er sitzen sollte, galant die Hand küßte. „Ha, und da ist ja schon unser Ruthche!“

Gert, der in seiner knappsitzenden grauen Uniform am Kapellmeisterpult stand, hatte noch einmal den weißen Stab sinken lassen. Ruth nickte Onkel Max lächelnd zu, dann gab sie Gert mit den Augen einen stummen Wink. Und das Orchestervorspiel zum Mozart-Konzert begann.

Die Hörerschar bestand zum überwiegenden Teil aus Feldgrauen. Neben vielen von ihnen lehnten Krücken und Stöcke. Gert hatte bei der Zusammensetzung seiner Konzertprogramme von Anfang an in Rechnung



Bildnis des Herzogs Maximilian von Bayern
Gemälde von Joh. Ulrich Mayr
(Zu unserem Aufsatz von Max v. Boehn: Die Mode im Dreißigjährigen Krieg)

gestellt, daß diese Abende auch den musikalisch noch nicht erzogenen Kameraden einen künstlerischen Eindruck vermitteln sollten. Dem klassischen Teil folgten also auch heute ein paar leichter verständliche Stücke: etwas virtuoses Brillantfeuerwerk und ein paar volkstümliche, zu Herzen gehende Sätzchen. Ruth mußte Schumanns ‚Träumerei', mit der sie abschloß, wiederholen. Und wieder und wieder mußte sie dem Beifallklatschen folgen, vorkommen und danken.

Der Geheimrat hatte nasse Augen, so war er ergriffen. Und er entschuldigte sich hernach bei Dr. Rauch: auch der Anblick der Feldgrauen habe ihn so tief bewegt, das Bewußtsein, daß er inmitten einer Hörerschar saß, die so unendlich viel für die heiligsten Dinge geopfert hatte. Er wollte anderntags die Lazarette besuchen, um seiner Dankbarkeit stillen Ausdruck zu geben. Aber hiervon bat ihn der Arzt dringlich, Abstand zu nehmen. Exzellenz von Höschlein ahnte den tieferen Grund dieser Ablehnung nicht, fügte sich aber.

Die beiden Tage waren auch ohne einen solchen Rundgang reich genug an Erlebnissen. Die Umgebung des Bades bot mit ihren Buchenwäldern herrliche Ausflüge. Das schöne Wetter hielt bis zur Heimfahrt an. Der alte Herr lebte in der sonnigen Frühlingswelt wie neu auf und machte seinem Großnichtchen den Hof. Auffälliger als Gert.

Donnerstag nachmittag war das Kirchenkonzert, in dem der in der ‚Schöpfung' geschulte gemischte Chor sang, Gert Orgel spielte und Ruth mehrere Geigensoli vortrug. In der Kirche klang Ruths Ton besonders schön. Das Gotteshaus war bis auf den letzten Platz gefüllt. Feldgraue, Schwestern, Kurgäste standen auch noch in den Seitenschiffen, die Türen mußten geöffnet bleiben, denn selbst vor den Eingängen verharrten große Gruppen von Hörern in lautloser Andacht. Ein sonnenseliger, fast sommerwarmer Lenztag ging zur Rüste.

Der invalide Oberstleutnant, dem die Kurverwaltung unterstand, hätte wegen des starken Zudrangs das Konzert am liebsten wiederholt und Fräulein Hesse eingeladen, noch ein paar Tage hier zu bleiben, aber er erfuhr von Dr. Rauch, daß die junge Künstlerin bereits am folgenden Abend wieder in einer Wohltätigkeitsvorstellung in Berlin auftreten und daher unbedingt noch heute zurückreisen mußte.

„Schade," sagte der alte Militär. „Ich selbst verstehe ja nischt von den heiligen Musiksachen. Mir is es immer wie bei 'nem Begräbnis. Aber geigen kann se, die Kleene, Donner noch mal."

Da der Arzt den Besuchsgang in seiner Abteilung noch zu erledigen hatte, begleitete er ihn bis zum Pavillon. Der Oberstleutnant konnte, wie er sich entschuldigte, dem Kirchenkonzert nicht beiwohnen, weil er für die Blumen sorgen wollte, die der Künstlerin zum Abschied gereicht werden sollten; natürlich gab er ihr und ihren Angehörigen das Geleite zum Bahnhof.

Dr. Rauch verspürte eine gewisse Erleichterung, daß die Tage dieses Konzertbesuchs nun zu Ende gingen. Einem Gespräch mit Hesse war er während dieser Zeit vorsichtig ausgewichen, was um so mehr Zurückhaltung erforderte, als der bisher so stumm und in sich gekehrte Patient gerade angefangen hatte, stärkere Anteilnahme an seiner Umgebung zu nehmen. Er sprach nicht nur mit den beiden Bergleuten über deren Berufsarbeit und Friedensaussichten, sondern er richtete auch ab und zu eine Frage an das Pflegepersonal, erbat sich sogar die von der Kurverwaltung herausgegebene Tageszeitung.

Die gestrige Nummer lag auf Hesses Knien, als Dr. Rauch im Garten zu ihm trat. Und der Arzt stellte mit seinem raschen Blick sofort fest, daß die Seite des Blattes aufgeschlagen war, auf der sich die Spielfolge des heutigen Kirchenkonzertes befand.

Drüben war der Schlußchor aus der ‚Schöpfung' zu Ende gegangen. Jetzt brauste das volle Werk der Orgel daher: Gert Osterroht setzte mit der Bachschen Toccata ein. Die meisten Rollstühle waren aus dem Gärtchen schon wieder in den Pavillon zurückgefahren worden. Auch die Gebrüder Quärengässer hatten ihren Pflegegenossen verlassen. Dr. Rauch versorgte den der Musik Lauschenden wortlos mit Zigarette und Feuer und zog einen der Gartenstühle heran, um bei ihm Platz zu nehmen. Die Gewalt des vielstimmigen Orgelsturms besänftigte sich jetzt, zartere Register erklangen, Frage und Antwort tönten wie aus weiter Ferne in den stillen Abend. In vollem Frieden klang das Werk aus. Es bildete den harmonischen Übergang für das Beethovensche Adagio, das Ruths Geige zu der sanften, stillbewegten Orgelbegleitung sang.

Und während die junge Künstlerin spielte, geschah es, daß Hesses Hand die Zigarette entsank, indem er die Arme erhob und im Nacken faltete, und daß sein Blick sich in den seines Gegenübers bohrte ... Es lag keine Frage mehr darin, sondern Wissen und Vorwurf, ja eine trotzig-überlegene Weltverachtung ...

Dr. Rauch hatte eine solche Verwandlung noch selten erlebt. Er zwang sich, un-

bewegt den Blick auszuhalten. Als drüben der süß-schluchzende Geigenton erstarb, sagte er, bemüht, seiner Stimme einen möglichst unbefangenen Klang zu geben: „Sie lieben die Musik, Herr Hesse?"

Ein Weilchen Schweigen. „Mein Töchterche Ruth ist eine große Musikerin geworden." Die Worte kamen seltsam klanglos, fast hart und frostig von seinen Lippen.

Er wußte also.

Drüben setzte das ‚Niederländische Dankgebet' des Gemischten Chores ein, das den Schluß bildete. Nach der zweiten Strophe hörte man das Stühlerücken und Scharren. Die ganze Hörerschar erhob sich und wurde zur Gemeinde: sämtliche Stimmen fielen ein, die letzte Strophe mitzusingen, auch die der Zaungäste vor den Kirchentüren.

Und dann begann das Schreiten und Humpeln, das dumpfe Aufstoßen der Krücken und Stöcke, dazwischen das Rollen der kleinen Fahrstühle, das Reden, Summen und Trällern einer vielköpfigen Menge, die von anregendem Konzert heimzieht.

„Sie wird — mich nit — hier aufsuchen?" fragte Hesse gepreßt.

Dr. Rauch wiegte leicht den Kopf. „Was sollte die Qual, lieber Herr Hesse?"

„Ja, eine Qual wär's wohl. Vernünftiger, ihr auszuweichen. Nur seltsam, daß man soviel kalte Überlegung im Hirn haben kann — bei soviel Seel' und Herz im Spiel."

„Ihre Tochter weiß nicht, daß sie Ihnen in dieser Stunde nahe war."

Hesse wehrte ab. „Er war ja hier; ihr Freund. Ich hab' ihn doch bei Ihnen gesehn."

„Er hat Sie verschwiegen, Herr Hesse. Denn — Ihre Tochter hatte Begleitung."

„Ich weiß. Ja. Von der Schwester Monika weiß ich's. Ich hab' sie gefragt. Sie war im Kurhaus im Sinfoniekonzert, und da hat sie hinter den beiden gesessen. Und hat mir erzählt. Wie stolz und wie gerührt die alte Exzellenz war. Und so allerlei."

Der Pfleger kam, um Hesses Stuhl in den Pavillon zu rollen. Dr. Rauch winkte ihm ab. Aber er selbst stand auf und trat näher an Hesse heran. „Hätten Sie denn gewünscht, Frau von Höschlein wiederzusehn?"

Hesse schüttelte stumm den Kopf und schloß die Augen. „Aber das Kind. Es ist mir oft bang gewesen nach dem Ruthche."

„Sie haben das gut zu verbergen gewußt. Herr Hesse, meint der junge Osterroht."

„Es hat so sein müssen."

„Ich kann das alles ja nicht beurteilen, Herr Hesse. Haupterfordernis ist für mich, daß Sie sich hier erholen. Was ich dazu tun kann — in jeder Hinsicht, Herr Hesse — soll gern geschehn." Er sah nach der Uhr. „Der Zug geht erst in einer Stunde. Wenn Sie sich stark genug fühlen ..."

„So war's nit gemeint, Herr Dr. Rauch. Ich bin auch schon ganz ruhig. Nur wenn sie gewußt hätt': ich lieg' da .. Aber Sie sagen, er hat's ihr verschwiegen .. Gut, gut. Aber jetzt wird's ein bißche fröstlich hier draußen. Nit? — Die Schwester Monika sagt, ich dürft' morgen ein Stündche auf sein. Ist's wahr?"

„Freuen Sie sich, Herr Hesse? Wieder im Leben stehn, wie?"

„Im Leben stehn." Hesse blickte schmerzlich lächelnd vor sich hin. „Wenn ich's noch könnt'."

Der Rollstuhl wurde hineingeschoben Dr. Rauch verabschiedete sich.

Im Schlafsaal sprachen sie noch viel von der schönen Musik, die heute abend da drüben in der Kirche gemacht worden war, vor allem von dem schönen Geigenspiel. Und ein blutjunges, schmächtiges kleines Ding sei sie, die Berliner Geigerin, mit einem schmalen Gesichtchen und großen Geisteraugen.

Hans Hesse sah nur wieder den leuchtenden roten Punkt in der Lichterfelder Allee. Und sah dann die Spuren der Kinderfüße im Schnee.

... Ach, nicht nur die kleine Ruth lief in den Schnee, wenn sie — vergeblich — das Glück suchte. Auch große, ausgewachsene, welterfahrene Menschen taten's. Die's in der Kälte und in der Einsamkeit dann zu frieren begann. (Schluß folgt)

Schloß in Wiesen

Hinter der Pleiße steht
Schwarz eine Wetterwand,
Regen in Schauern weht
Über das Osterland.

Wirbelt vom Roggenkeim
Halme zum Schloß im Tal, —
Wär ich erst daheim
In dem dämmrigen Saal!

Wie ein Falke im Sturm
Treibt meine Sehnsucht hin
Zu dem umregneten Turm
Und meiner Königin.

Börries, Frhr. von Münchhausen

Die Mode im dreißigjährigen Krieg

Von Max v. Boehn

Krieg und Kriegsgeschrei erfüllen die ersten Jahrzehnte des 17. Jahrhunderts. Nicht nur in Deutschland. England, Frankreich und Spanien leiden unter allen Greueln eines Bürgerkrieges, der den Parteihader zu so wilder Flamme schürt, daß schließlich jedermann jedermanns Feind wird. Wie immer sie aber auch gelitten haben mögen: mit dem, was unser armes Vaterland in den Jahren 1620 bis 1650 durchzumachen hatte, kann sich an Elend nichts vergleichen. Doch wer wollte heute an längst vernarbte Wunden rühren, wo uns die frisch empfangenen noch brennen und sich durchaus nicht schließen zu wollen scheinen?

Man würde glauben, wenn man die Schilderungen der Augenzeugen liest und in den wie mit Blut geschriebenen Jahrbüchern der deutschen Städte und Landschaften blättert, daß alles Leben unter dem Jammer der Stunde hätte erliegen müssen. Nun ist es ja gewiß, daß Kunst und Literatur dazumal keine Stätte und keine Pflege in Deutschland fanden. Aber es wäre doch ein starker Irrtum, wenn man sich das Deutschland des Dreißigjährigen Krieges vorstellen wollte wie ein Trauerhaus. Wenn die Bildung vernachlässigt wurde und vielleicht vernachlässigt werden mußte, wenn der Kunstbetrieb aufhörte; der Genuß forderte nach wie vor seine Rechte und verlangte sie wohl um so stürmischer, je kürzer aller Wahrscheinlichkeit nach die Stunde bemessen war, um ihn voll auszukosten.

Vieles, was wir heute zu den Genüssen des Daseins zählen, war jener Generation nicht bekannt, von anderem war sie abgeschnitten, kleiden aber mußten sich auch diese Menschen nach wie vor, und diese Notwendigkeit wurde ihnen zur Lust. Nun war die Frage der Kleidung in den vergangenen Jahrhunderten von einer ganz anderen Wichtigkeit, als sie es dem heutigen Geschlecht ist. Der Beweis für diese Behauptung ist nicht schwer zu führen, denn jeder Blick auf irgendein beliebiges Bildnis, irgendeiner Zeit vom 15. bis 18. Jahrhundert überzeugt uns von ihrer Richtigkeit. Die Stoffe, die Schnitte, der Aufputz sind im Vergleich zu jetzt so kostbar, so raffiniert, daß ein ganz anderer Aufwand von Geschmack dazu gehörte, sich anzuziehen, als wir ihn aufzuwenden nötig haben. Für den Mann von heute ist der Anzug eine Nebensache, die als Selbstverständlichkeit ganz beiläufig erledigt wird. Dazumal aber war die Kleidung auch für den ernsthaftesten und gesetztesten Mann eine Angelegenheit von der größten Wichtigkeit. Persönlichkeiten wie die beiden Schwarz, Vater und Sohn, die durchaus keine professionellen Gecken waren, sondern gewichtige Kaufleute, haben sich im 16. Jahrhundert in jedem neuen Anzug, den sie sich machen ließen, malen lassen. Samuel Pepys, der im 17. Jahrhundert so etwas wie ein englischer Unterstaatssekretär der Marine war, räumt in seinem wortreichen Tagebuch seinen neuen Kleidern und Perücken fast den größten Platz ein, und dabei hatte dieser



Karl IX. König von Frankreich in spanischer Tracht
Gemälde von François Clouet im Louvre



Gräfin Maria Maximiliane Fugger in spätspanischem Kostüm. Kupferstich von Lucas Kilian

Gentleman alle Hände voll zu tun, um die Unterschleife, die er beging, in seiner Buchführung zu verdecken. Und diese Liste ließe sich beliebig verlängern. Da ihnen die Kleidung bedeutsam war, so wurde sie ihnen ein Gegenstand des Gefallens und der Lust.

Daß sie dabei ihr Vermögen in sinnloser Weise verschwendeten, steht auf einem anderen Blatt. So sehen wir denn auch, daß im Dreißigjährigen Kriege, während Handel und Wandel in Deutschland daniederliegen, gelehrte und schöne Literatur ein kümmerliches Dasein fristen, Kunst und Handwerk am Verhungern sind, die Schneider und ihr Gewerbe blühen. Von allen Ausstrahlungen der Kultur scheint die Bekleidungskunst die einzige, die nicht nur weiter besteht, während hunderte anderer Künste und Kunstfertigkeiten verloren gehen, sondern sie scheint auch die einzige zu sein, die sich mit neuem Leben erfüllt. Gerade in diesen Jahren kriegerischer Verwicklungen und dauernder Unruhen entsteht ja die Weltmode, die Sache und der Name.

Das Geschlecht, dem bestimmt war, den Krieg dreier Jahrzehnte zu erleben, trug sich spanisch, als er begann, und französisch, als er endete, ein Hinweis darauf, wem im Laufe dieser Zeit der ausschlaggebende Einfluß in den Fragen der Kultur zufiel. Der Hauptcharakterzug des spanischen Kostüms war der des Engen und Steifen. Das Wams der Männer war knapp, aber ebenso wie die zur Kugel ausgestopften kurzen Beinkleider überall gefüttert und gepolstert. An das Beinkleid, das nicht bis zur Hälfte des Oberschenkels reichte, schloß sich die lange eng anliegende Strumpfhose, die die Formen des Beines genau erkennen ließ. Zeigte der Mann wenigstens seine unteren Extremitäten, so ließ die Frau nichts aber auch gar nichts von dem erraten, was in ihrer Hülle als eigentlicher Kern verborgen war. Ihr Wams stieg bis zum Halse, ihr pyramidenförmiger Glockenrock fiel über die Füße, die Ärmel bis auf die Hand. Auch ihr Anzug war abgesteift und wattiert.

Das Auffallendste an dem Kostüm beider Geschlechter ist für unser Auge die Halskrause, die sie tragen. Sie umgibt breit, hoch und steif den Hals und trennt dadurch gewissermaßen den Kopf vom übrigen Körper. Sie ist, wie die Bilder erkennen lassen, von feinem Stoff, meist mit Spitzen um den äußeren Rand versehen und kennzeichnet sich dadurch als ein Kleidungsstück, das mit Sorgfalt behandelt werden wollte, wenn es seine Schönheit nicht einbüßen sollte. Jedenfalls nötigte es die Träger zu feierlichen und gemessenen Bewegungen und ist sicherlich höchst unbequem gewesen. Und trotzdem sieht man, daß Herren und Damen die Krause nicht nur zu Putz und Staat tragen, sondern daß sie sie auch im Hause anlegen, daß der Mittelstand sie um hat, wenn er seinem Gewerbe nachgeht, daß sie allgemein verbreitet war.

Diese Tracht hatte schon im Anfang des 17. Jahrhunderts viel von ihrer ursprünglichen Steifigkeit eingebüßt. Wie es den Anschein hat, stammen die Veränderungen, die sie in den ersten Jahrzehnten des 17. Jahrhunderts aufweist, von holländischen Ein-



Bildnis der Kaiserin Isabella, Gemahlin Karls V., in spanischem Kostüm. Gemälde von Sanchez Coello



Französische Dame. Um 1635. Kupferstich von Bosse

flüssen her. Die Niederlande lagen seit Jahrzehnten mit Spanien im Kampf um ihre Unabhängigkeit, und wenn man nicht annehmen will, daß in dem geänderten Schnitt ein Gefühl der Abneigung zutage trat, so mußten soldatische Ansprüche dem Zwang einer den Bewegungen nicht angemessenen Tracht zuerst widerstreben und Veränderungen herbeiführen, die der Notwendigkeit Rechnung trugen. So hörte man anscheinend auf, das kugelrunde Beinkleid weiter auszustopfen, es hing lose herab und erreicht in halbweiter Form das Knie. Das Wams wird etwas bequemer und leichter; es erhält einen besonderen Schoß, der, in acht Teile zerlegt, im Tailleneinschnitt mit Bändern angenestelt wird. Die nach der Taille zugespitzte Form des Reifrocks weicht einer gleichmäßigen Rundung, die dadurch erzielt wird, daß der Stoff an den Hüften über ein dickes, rundes Kissen fällt und dadurch, daß er ringsum senkrecht den Boden erreicht, den Unterkörper der Frau zur Tonne macht. Diese Form ist ganz allgemein verbreitet. Königinnen erscheinen ebensogut in ihr wie die Kaufmannsfrau in Augsburg oder Nürnberg.

Um die gleiche Zeit beginnt auch die Halskrause ihr Ansehen einzubüßen. Bis dahin war die Steifigkeit der Krause unerläßlich gewesen. Seit dem zweiten Jahrzehnt des 17. Jahrhunderts wird auf die Steifheit nicht mehr der Wert gelegt wie früher, denn man sieht, daß Herren und Damen beginnen, ganz ungestärkte Krausen zu tragen, die, anstatt daß sie den Kopf wie eine Schüssel umgeben, weich hinunterfallen. Sie geben förmlich das Signal zu der nunmehr einsetzenden Stiländerung, denn alles, was bisher abgesteift getragen wurde, scheint auf einmal seinen Halt zu verlieren und in Fluß zu geraten. Alles hängt und schlampt, was eben noch steif und ausgefüllt war.

Die äußere Erscheinung der beiden Geschlechter ändert sich nach 1620 in ganz auffallender Weise, und zwar von Kopf zu Fuß. Die hochstehende Halskrause hatte dazu genötigt, die Haarfrisur mit ihr in Einklang zu setzen. Die Herren hatten das Haar kurz geschnitten, die Damen das ihre hoch toupiert. Dadurch, daß die Krause nun weich herunterfiel, gab sie dem Haar die Freiheit des natürlichen Wachstums zurück. Der Mann schneidet sich die Haare nicht mehr ab, sondern trägt sie lang und offen, und die Frau tut es ihm gleich. Damit ändert sich auch die Kopfbedeckung. Das kleine feste Barett der spanischen Mode macht einem großen weichen Filzhut Platz, von dem lange Federn herabhängen. An den Kleidern fallen alle Verstärkungen weg; die Beinkleider beginnen sich über das Knie hinaus fortzusetzen, die langen, hochschäftigen Stiefel werden heruntergeschoben, so daß ihr oberer Teil kaum die Hälfte der Wade erreicht. Der Kleiderrock der Dame fällt nicht mehr über einen runden, dicken Wulst, sondern sinkt von der Taille ab in natürlichen Falten zu Boden.

Die weiche Kröse war nur der Übergang zum Spitzenkragen, der sich in diesen Jahren seine Geltung erringt und von denen, die zur eleganten Welt gehören wollten, weitaus vorgezogen wurde. Seine die Schultern bedeckende Form war für Herren und Damen



Französischer Kavalier. Um 1635
Kupferstich von Bosse

ganz gleich, so daß es in der Tat eine feine Aufmerksamkeit Gustav Adolfs war, als er auf dem Ball, den die Stadt Augsburg ihm zu Ehren 1632 veranstaltete, seinen Kragen abnahm und ihn der schönsten der anwesenden Damen verehrte. In Spanien hat die Regierung diesen Modewechsel geradezu veranlaßt, denn um der ewigen Finanzkalamitäten Herr zu werden, bedachte sie ihre Untertanen mit Gesetzen, die der Verschwendung Einhalt tun sollten, und so verbot sie 1623 das Tragen von Spitzen überhaupt. Damit verschwand die Kröse, und nur die kleine Unterlage, auf der sie bis dahin geruht hatte, blieb als ‚golilla'. In ihr hat Velazquez seinen königlichen Herrn wohl einige dutzend Male abkonterfeit. Auch den kaiserlichen Generalissimus Wallenstein sehen wir auf seinen Bildnissen im Schmuck dieses Kragens.

Dieser Wechsel im Schnitt — vielfach hat es sich entschieden nur um eine andere Art des Tragens gehandelt — erfolgte natürlich nicht mit einem Male und nicht überall zu gleicher Zeit. Gerade die Kröse hat sich z. B. überraschend lange behauptet. Das weibliche Bildnis von Frans Hals, das die Städelsche Galerie besitzt und das aus dem Jahre 1678 stammt, zeigt die 44 Jahre alte Dame noch im Schmuck einer recht ansehnlichen Mühlsteinkrause. Trifft man sie dagegen auf Männerporträts nach der Mitte der dreißiger Jahre an, so kann man mit Sicherheit annehmen, daß es sich um eine Amtstracht handelt, denn in dieser hat sie sich in manchen Städten bei Geistlichen und Juristen ja bis in unsere Tage hinein behauptet.

Dieser Anzug wich in der Tat von dem bis dahin üblich gewesenen hinlänglich genug ab, um Aufsehen zu erregen, um so mehr, als er mit Wunderlichkeiten verquickt war, die nicht verfehlen konnten, das mißbilligende Kopfschütteln einer älteren Generation zu erregen. So trugen die Herren ihr Haar nicht nur lang und offen, sondern auf einer Seite des Gesichts viel länger als auf der anderen. Die längere Partie begannen sie dann in dünne Zöpfe zu flechten, in die sie etwa ein kleines Juwel oder eine Schleife hineinbanden. Man nannte das eine favor, denn die Träger behaupteten, diese Gegenstände der Gunst einer Dame zu verdanken. Eitle junge Herren machten es wohl wie zur Zeit, als vor einigen Jahren bei uns die Armbänder Mode waren, sie kauften sich diese Zieraten. Ein Volkslied aus des Knaben Wunderhorn, das 1650 aufgezeichnet wurde, singt:

„Am linken Ohr hängt ihm herab
Ein à la mode Zotten.
Bald flicht er ihn wie einen Zopf,
Tut ihn zusammendrehen,
Läßt raußer schaun ein kleinen Schopf,
Damit man ihn könn' kennen.
Er bindt darein
Ein Nestelein,
Das er beim Krämer funden.
Ein Dama nennt,
Die ihn nit kennt,
Sagt, hab's ihm eingebunden."

Das war indessen nicht die einzige Bizarrerie. Die niedrigen, aber sehr weiten Schäfte der



Deutsches Spottblatt auf die Männermode. Um 1630



Der Ball. Miniatur nach Abraham Bosse. Berlin, Kaiser Friedrich-Museum

ledernen Schäfte füllte man mit Gamaschen von feinstem Batist oder Spitzen. Auch der Herr, der gar kein Pferd besaß und vielleicht nicht einmal reiten konnte, trug riesige Sporen. Nimmt man dazu die großen Hüte, deren breite Krempe erlaubte, ihnen die wunderlichsten Formen zu geben, die kurzen Mäntel, die man nur auf eine Schulter hängte, die langen Degen, so wird es erklärlich, daß der Aufzug, in dem das neue Geschlecht erschien, Anstoß erregen mußte. Die Bedenken der Alten wurden um so ängstlicher, als sich das ganze Wesen als ausländisch gab. Eben in diesen Jahren taucht der Begriff des Modischen auf, der in der halb italienischen, halb französischen Form à la modo sofort eine große Rolle zu spielen beginnt. Die Jugend scheint dieses Wort viel im Munde geführt zu haben. Man macht ihr nicht nur bei jeder Gelegenheit einen Vorwurf daraus, sondern belegt die ganze Klasse derjenigen, die sich anders kleiden als bisher, mit diesem Wort wie mit einem Schimpf. Ganze Serien von Flugblättern mit Bildern, Versen und Melodien sind 1628 und 1629 herausgekommen, in denen dieses fremdartige Getu' anscheinend auf einem gewissen Höhepunkt der Uebertreibung angelangt sein muß. Eines dieser fliegenden Blätter führt den Titel: „Ala Modo Monsiers. Oder Chartell deß Stutzerischen Auffzugs Der Durchsichtigen, Hochgefidderten, Wohlgesport vnnd gestieffelten auch Langschwartzhärigen, Wohlvernestelten, Langlapphösischen, Miltzdägischen, Federfüßigen, Wohlstaffirten, Weltbekandten Cavalieren." Es hat zum Gegenstück das „Chartell Stutzerischen vnd halb oder offt gantz Frantzösischen Auffzugs. Der Hochhärpravierenden, Hochgefüderten vnnd Gefederten, Wohlverkappten vnd Verlappten auch vber der Stirn Verlockten, Verzottechten vnd am gantzen Leib mit Borten Versteppten, Versackten, Verschnittenen wie auch nicht weniger mit Seiden Durchstochenen, Durchbrochenen wohl herauß Gebutzten vnd Oben vnd Vnden Gemutzten vnd Gestutzten Wohlbekanndten vnd Offtgenandten Dames."

Mehr noch als die neuen Schnitte der Kleider scheint der Umstand Anstoß erregt zu haben, daß die Ala-Modo-Monsieurs und -Damen die Art oder Unart der Franzosen annahmen, jedem Bestandteil ihrer Kleidung einen besonderen Namen zu geben. Das war allerdings gar nicht deutsch, und wenn die Herren ihre „geströbelte" Frisur „Imagination", den Hut „Respondent", die Hutschnur „Indifferent", das zerschnittene, zersteppte, zerklobene Wams „Malcontent", die Damen ihre Locken „Propendent", ihre Kröse „Malad", die Ärmel „Courtisan", das Hemd „Contentement", die Schürze „Vanität" nannten, so war die Albernheit allerdings noch größer als die Ziererei. Einmal werden bis zu 24 verschiedene Namen aufgeführt, die in einem seltsamen Gemisch von verdorbenem Latein, das immer an Italienisch und Französisch anklingt, den ganzen Katalog



Königin Elisabeth von Böhmen mit zwei ihrer Söhne
Gemälde von Gerard van Honthorst in Chatsworth

einer Garderobe nach der neuesten Mode geben. Das ganze Kunterbunt der Kleider und Putzartikel konnte man nun noch auf die verschiedenste Art und Weise tragen und zur Geltung bringen als: Bravadisch, Cavallirisch, Damosellisch, Dameretisch, Edelmännisch, Frantzösisch, Gravitätisch, Haserisch, Kriegsmännisch, Leimstenglerisch, Löfflerisch, Monsieurisch, Zahnbrecherisch oder sonstwie. Die meisten dieser Ausdrücke erklären sich von selbst. „Bravadisch" gehört der Soldatensprache des Dreißigjährigen Krieges an, „Haserisch" heißt so viel wie leichtfertig und wird auch von Logau in diesem Sinne gebraucht, „Leimstenglerisch" stammt von der Leimstange des Vogelfängers und ersetzt das später dem Französischen entlehnte Kokett. „Als wenn er lief mit der Leimstangen, weil er hergeht so bunt und kraus," schreibt Herzog Heinrich Julius von Braunschweig in einem seiner Lustspiele. „Löfflerisch" von „Löffeln", dem Hofmachen, wird von Grimmelshausen bis auf Kotzebue im Deutschen gebraucht und ist erst dann dem Courschneiden gewichen. Ganz köstlich beschreibt der Kaplan Johann Ellinger aus Arheiligen in seinem 1629 erschienenen Alamodischen Kleiderteuffel einen jungen Stutzer jener Zeit: „Monsieur Alamodo geht eyn Gassen auff, die ander hinab, daß er sich beschaun und begaffen lasse. Da weiß mancher nit, wie Närrisch er sich nur stellen soll und guckt ihm der Alamodisch Fantast zu allen Gliedmaßen heraus und sperrt sich Herr Omnes wie ein Haspel oder Katz in Carniersack. Die lincke wirfft man in die Seyte, die rechte spielet mit dem Alamodischen Bertlin. Die Augen lauffen in alle Winkel, da spreitzet, räuspert und hustet man immerdar, das ja jedermann an die Fenster falle und zusehe, wie unser junger Herr und junge Frau daherschwäntzet."

Je mehr die spanische Tracht, wie sie in reiner Form die Großväter, in abgeschwächter die Väter der jungen Generation von 1630 getragen hatten, abkam und von neuen Schnitten verdrängt wurde, umso größer wurde ihr Ansehen und sie, die, als sie sich im 16. Jahrhundert in Deutschland verbreitete, heftig angefeindet wurde, galt nun den Sittenpredigern auf einmal als ein ehrwürdiger Bestandteil gut deutscher Sitte und echt deutschen Wesens. Viel viel später ist es sogar noch Ernst Moritz Arndt passiert, daß er das spanische Kostüm des 16. Jahrhunderts als ‚teutsch' anpries. Auf Gemälden jener Jahre



Bildnis der Infantin Margaretha Theresia
Gemälde von Velazquez in der Staatsgalerie, Wien



Maria Luisa von Tassis
Gemälde von A. van Dyck. Wien, Staatsgalerie

sieht man das merkwürdige Durcheinander von Moden und Trachten. Irgendein Stück von Kleidung oder Putz, das durch seine Neuheit besonders gefiel, seinem Träger vielleicht ungewöhnlich gut stand, muß immer wieder zur Nachahmung verlockt haben, und wenn die studierende Jugend sich an den Kommilitonen ausländischer Universitäten die Vorbilder neuer Moden absah, so hatten die daheim gebliebenen jungen Leute vom Bürgerstand leider nur zu viel Gelegenheit, sich mit dem Aussehen fremden Kriegsvolks vertraut zu machen. Niemand legte mehr Gewicht auf den Wert der äußeren Erscheinung als eben die Soldaten, die damals noch nicht in Uniform steckten. Sie haben zu der Verwirrung des Geschmacks nicht am wenigsten beigetragen, und manche ihrer Heerführer gaben dazu das Beispiel. Als der französische Marschall Grammont den General Tilly zum erstenmal sah, hielt er ihn für einen Komödianten, denn der berühmte Mann, der sich auf Spanisch trug, hatte über braunledernen Hosen ein hellgrünes Atlaswams mit aufgeschlitzten Ärmeln angelegt, dazu eine weiße Schärpe und ein kleines Hütlein mit einer roten Straußenfeder, die ihm bis auf den halben Rücken herabhing. Mehr als andere waren naturgemäß die Soldaten zu allerlei Exzessen aufgelegt, sie wußten nie, ob ihnen der morgige Tag noch gehören würde, und da es an einer sicheren Anlage für die Gelder fehlte, die sie erbeutet hatten, verschwendeten sie alles in lockerem Leben oder hängten es an ihre Person. Da man damals nur in der besseren Jahreszeit Krieg führte und in der rauhen die Winterquartiere bezog, so fehlte es ihnen niemals an Gelegenheit, das Geld, das sie so leicht erworben hatten, auch wieder unter die Leute zu bringen.

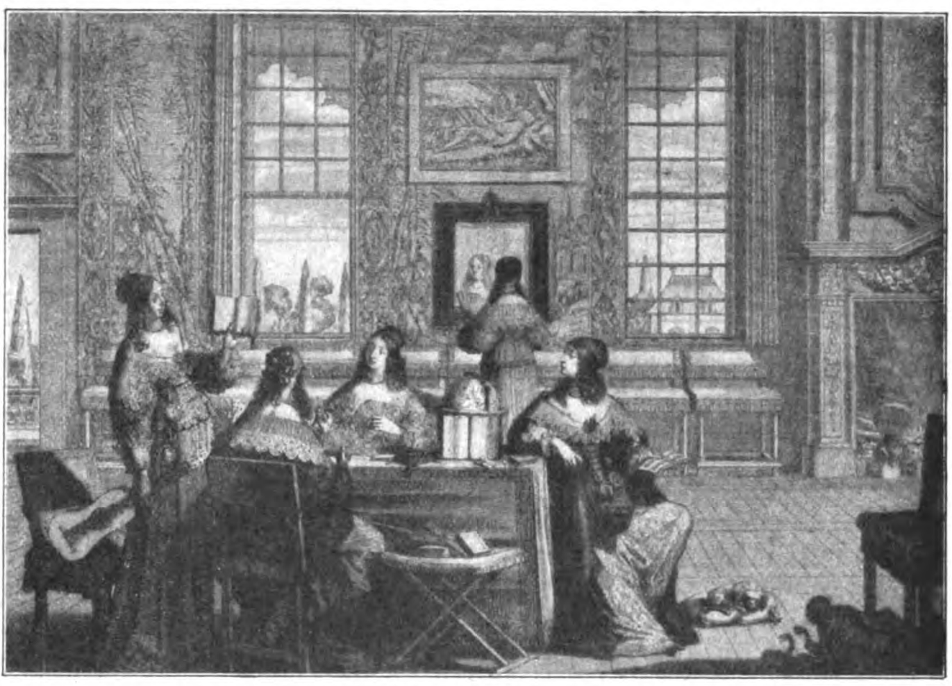
Das Beispiel der Kriegsleute wirkte ansteckend, und wie groß auch die Verheerungen sein mochten, die Freund und Feind über Stadt und Land brachten, Lebenslust und Verschwendung in jeder Art und Genuß haben sie eher aufgestachelt als ertötet. Leipzig, das 1632 und 1633 dem Feinde in die Hände fiel und ungeheure Lasten zu tragen hatte, teilweise sogar der Plünderung verfiel, liefert ein Zeugnis dafür. Ehe es dem General Holk übergeben werden mußte, flohen die wohlhabendsten Einwohner, viele nach der Hauptstadt Dresden. Von hier schreibt die Kurfürstin Magdalene Sybille an ihren Gatten Johann Georg II. am 3. September 1631: „Die von Leipzig vom Weibsvolk sind geflohen, zeigen sehr wenig Besserung. Sie tun nichts denn mehr Hoffahrt und Pracht in Kleidung herein in Dresden bringen, damit unsere Dresdener Schlappen vollend in ihrem halsstarrigen Sinn wegen übermächtiger Hoffahrt in der Kleidung verstärkt werden, der wegen wohl die hohe Not erfordert Befehl zu tun, damit der Hoffahrt gewehrt würde. Wir hätten Ursache genug, in diesen Zeiten in der Aschen und Säcken Buße zu tun, so will man noch wenig daran



Maria Stuart in spanischer Tracht
Gemälde von Federigo Zuccaro
Im Besitz des Herzogs von Devonshire

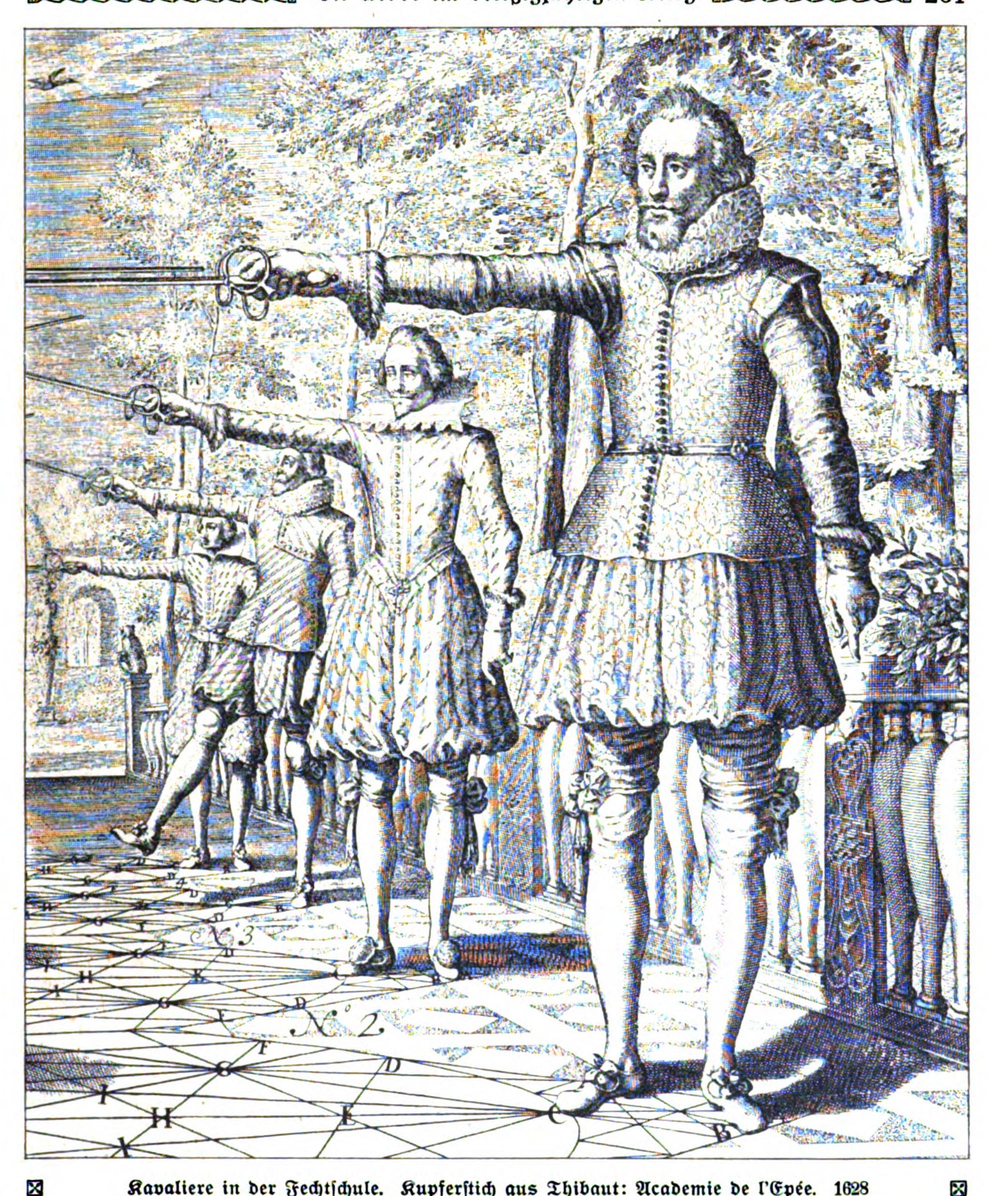
denken." Die Wirkung obrigkeitlicher Verbote hat die gute Kurfürstin augenscheinlich überschätzt. Keine Stadt hatte in diesen Jahren mehr Erlasse gegen die Kleiderpracht herausgebracht als gerade Leipzig. Schon 1626 beklagte sich der Rat, daß die Leipziger Bürgerfrauen sich nicht auf ehrbare deutsche, sondern ausländische Manier anziehen, und gibt Verordnungen dagegen heraus. Welcher Erfolg ihnen beschieden war, lehrt die Tatsache, daß er 1634, 1639, 1640, 1642 neue, immer schärfere Maßregeln androhen mußte, aber wie der Zeitgenosse Michael Freudt einmal wehmütig schreibt: „An Kleiderordnungen mangelts nicht, sondern nur am Halten."

Alle Verbote ließen sich schon deswegen so leicht umgehen, weil in diesen Gesetzen immer nur Bezug darauf genommen wird, die Verwendung gewisser Stoffe und Zutaten einzuschränken und zu regeln. Aber was nützen die besten Gesetze, wenn schlechte Menschen sie befolgen? Man verzichtete auf die teuren Stoffe und die kostbaren Besätze, aber man hielt sich für diese Entbehrung schadlos, indem man mit den wohlfeileren um so häufiger wechselte. So haben die Maßregeln, die auf Einfachheit abzielten und der Kleiderpracht Eintrag tun sollten, das Gegenteil



‚Die törichten Jungfrauen.' Modebild von Abraham Bosse. Um 1640

bewirkt und der Entwicklung des Modewechsels geradezu Vorschub geleistet. Diese Beobachtung wird ganz besonders deutlich, wenn man einmal den Lauf der französischen Mode in diesen Jahren verfolgt und sieht, wie sie Schritt für Schritt vor solchen Verboten zurückweicht, um sich sofort in anderen Stellungen festzusetzen. 1620 wurden in Frankreich die Passementerien verboten, die damals hauptsächlich aus Mailand kamen. Alsbald ersetzte man sie durch Spitzen, die weit teurer waren. Volkswirte regten sich darüber auf, Beschwerden wurden laut, und so erfolgte 1629 das Verbot der Spitzen. Dieses Gesetz scheint weniger streng durchgeführt worden zu sein, denn es wurde 1633 wiederholt, und zwar schloß das berühmt gewordene Edikt vom 18. November dieses Jahres außer dem Spitzenbesatz auch die Verzierungen von Gold- und Silberdraht, gewirkte Besätze und dgl. in das Verbot ein. Im Mai 1634 folgte eine Verordnung, welche das Tragen von Gold- und Silberstoffen, auch der unechten, untersagte. Damit fiel auch der Ausputz der Nesteln mit ihren Metallenden, die nicht nur wohlgefällig ins Auge stachen, sondern durch ihr Klirren und Klingen auch aufreizend auf das Ohr wirkten. Der Prunksucht in der Verwendung kostbarer Brokate und kostspieligeren Ausputzes war damit wohl ein Riegel vorgeschoben, aber nimmt man der Mode ein Spielzeug, so wird sie nach einem anderen greifen. Das geschah auch hier. Sie mußte wohl oder übel — und mit Richelieu war weniger zu spaßen als mit dem Rat irgendeiner deutschen Reichsstadt — auf Spitzen, Stickereien und ihr Zubehör verzichten, so warf sie sich dafür auf den Ausputz mit Bändern, von denen Corneille schon 1634 spricht. An Stelle der schweren starrenden Brokate, die die spanische Mode bevorzugt hatte, treten ungemusterte glatte leichte Stoffe von Seide oder Tuch. Die vielen kleinen Schlitze, die man bisher an allen Kleidungsstücken angebracht hatte, um einen darunterliegenden andersfarbigen Stoff zu zeigen, fallen fort und werden nur auf wenige ganz große Einschnitte beschränkt. Diese in den Ärmeln und seitwärts an den Beinkleidern angebracht, sind nicht mehr dazu da, ein anderes echtes oder vorgetäuschtes Kleidungsstück zu zeigen, sondern bestimmt, die Unterwäsche zur Geltung zu bringen. Die Verschwendung wirft sich nun auf die Wäsche, die reich mit Spitzen garniert wird. Im Schlosse Rosenborg in Kopenhagen kann man noch heute die spitzenbesetzten Hemden König Christians IV. von Dänemark bewundern. Das Hemd ist an den Ärmeln zu sehen und drängt sich zwischen Wams und Beinkleid hervor. Schließlich wird das Wams vorn nicht mehr geschlossen und läßt das Hemd vom Halse bis zum Gürtel frei. Damit fällt der bis dahin angenestelte Schoßteil fort, das Wams wird kürzer mit einem nur noch markierten Tailleneinschnitt. Es gibt Bildnisse aus diesen Jahren, z. B. den 1639 von van Dyck gemalten Arthur Goodwin, die Jacken zeigen, die sich unseren heu-



Kavaliere in der Fechtschule. Kupferstich aus Thibaut: Academie de l'Epée. 1628

tigen Herrensakkos sehr stark nähern. An der Taille, am Ansatz des Beinkleides und unten an den Hosenbeinen ist der Anzug verschwenderisch mit Bändern besetzt. „Möchte mancher meinen," schreibt Hans Michael Moscherosch 1646, „er sehe einen Kramladen aufgetan oder einen Paternosterladen, so mit mancherlei Farben von Nesteln, Bändeln Zweifelstricken, Schlupfen und anderen so sie favoris nennen, sind sie an Haut, an Hosen und Wams, an Leib und Seel' behencket, beschlencket, beknöpfet und beladen." Für die Kriegszeit in der Tat eine seltsam anmutende Tracht. Diese Mode, die anscheinend in Frankreich unter dem Einfluß von allerlei Verboten entstand, hat sich rasch verbreitet. Schon 1632 wurde Gustav Adolf von Schweden in Frankfurt a. M. in einem Anzug gesehen aus schwarzem Samt auf französische Manier mit schwarzen Schnüren verbrämt. Kein Wunder, daß sich der Geschmack den weitesten Kreisen mitteilte. Die Moralprediger und Satiriker können sich in dieser Zeit gar nicht genug ereifern, schelten, warnen, drohen, bitten, um ihr Volk von der Ausländerei zurückzuhalten. Allen voran Friedrich von Logau, der Schlesier:



Arthur Goodwin 1639. Gemälde von van Dyck
Im Besitz des Herzogs von Devonshire

„Diener tragen insgemein ihrer Herren Liverei.
Soll's denn sein, daß Frankreich Herr, Deutschland
aber Diener sei?
Freies Deutschland, schäm dich doch dieser schnöden
Kriecherei."

Sicherlich waren alle diese Ermahnungen sehr gut gemeint und büßen dadurch nicht an Bedeutung ein, daß sie auf steinigen Boden fielen und die Deutschen fortfuhren sich zu kleiden, wie der größte Teil der damaligen Kulturwelt auch, nämlich französisch, nachdem sie sich bis dahin spanisch angezogen hatten. Merkwürdig ist dabei nur, daß, während in Deutschland vor französischen und manchmal, wie z. B. von Logau, auch vor englischen Moden gewarnt wird, Engländer und Franzosen nicht weniger eifrig wie die deutschen Schriftsteller dabei waren, ihre Landsleute ebenfalls vor der Ausländerei zu warnen. Hören wir z. B. die Verfasser einer in Paris erschienenen Flugschrift aus dem Jahre 1625 der ‚Höfling nach der Mode', der, nachdem er den häufigen Wechsel in der Tracht von Haar und Bart und Kleidern lächerlich gemacht hat, fortfährt: „Fragt man diese Schmetterlingsfänger, diese proteusartigen Höflinge, warum sie sich so oft ändern, so werden sie antworten, daß ihr Gewand, ihr Benehmen und ihr Bart spanisch seien. Jetzt während der engen Beziehungen zwischen Frankreich und England werdet ihr gewahren, daß die Höflinge sich auf der Stelle englisch kleiden und weil sie ihre Krausen und Kragen gelb färben müssen, Veranlassung sind, daß eine Teuerung in Saffran eintritt." Zur selben Zeit nun, als man den Deutschen vorwirft, sie zögen sich französisch an, den Franzosen, sie nähmen englische Moden an, heißt es in England, daß die ausländische Kleidung einen gefährlichen Reiz ausübe. In einem seiner Lustspiele dem ‚Neuen Gasthaus' läßt Ben Jonson 1629 einen eleganten jungen Herrn sagen: „Ich lege eine savoyische Kette um meinen Hals, die Krause und die Manschetten sind aus Flandern, der Hut aus Neapel, das Hutband mit dem Florentiner Achat aus Rom, das Schwert aus Mailand, das Gewand mit den Brabanter Knöpfen aus Genf, die Handschuhe aber stammen aus Mailand."

Wo liegt denn nun die Wahrheit und wer borgte aus der Fremde? Wahrscheinlich keine der drei Nationen. Die Mode wird sich damals wie heute dadurch gebildet haben, daß eine jede etwas besaß, was auch der anderen



König Karl I. von England
Gemälde von Cornelis Janssens van Ceulen
Im Besitz des Herzogs von Devonshire

gefiel. Aus dem Zusammenfluß und der Vermischung entstand dann etwas Neues, und nur der Umstand, daß dieses Neue, an dem schließlich eine jede teil hatte, von Paris aus vertrieben wurde und französische Namen erhielt, gab der neuen Mode den anscheinend französischen Charakter. Die Pariser besaßen wohl das stärkste Bedürfnis nach Neuigkeiten und nach Abwechslung, und so konnten sich damals schon in der französischen Hauptstadt Unternehmer niederlassen, die aus dem Verleihen von Putzstücken wie Hüten, Kragen, Stiefelbesätzen und dergleichen gegen eine monatliche Gebühr von vier Talern ein Gewerbe machten. Die französischen Autoren haben dann dadurch der Meinung Vorschub geleistet, alles Neue müsse aus Paris stammen, daß sie alle Erfindungen der Mode für ihre Landsleute in Anspruch nahmen und jeden neuen Schnitt, jede Sorte von Putz der Initiative des Herrn von Montauron oder des Herzogs von Candale zuschrieben. So heißt es z. B. immer, die kurzen glatten Jacken, die das Herrenwams verdrängten, seien aufgekommen, als Ludwig XIV. ein Kind war und ihm gewissermaßen abgesehen, sie wurden aber in England schon getragen, wie Bildnisse van Dycks beweisen, als der spätere Sonnenkönig noch gar nicht auf der Welt war.



Ein Kaufmann in seinem Kontor. Gemälde von Thomas de Keyser
London, Nationalgalerie

Der englische Hof war in den ersten zehn bis zwölf Jahren der Regierung Karls I. dem französischen an Eleganz und Luxus ebensoweit überlegen, wie die ritterliche Erscheinung Karls I. es der morosen Persönlichkeit Ludwigs XIII. war. Die beiden Schwäger waren sich sehr wenig gleich, und ihre Umgebungen mußten sich wohl oder übel nach ihnen formen, auch im Äußeren. Die Franzosen von genauen Vorschriften ihrer Regierung bedrängt, die Engländer ungehindert, denn Karl I. gab selbst das Beispiel. Als Prinz von Wales kleidete er sich noch spanisch, wie es sein Vater liebte, aber kaum zur Regierung gekommen, nimmt er alle Neuerungen der veränderten Tracht an. Er wählt statt der Kröse die breiten Spitzenkragen, in einem Ohr trägt er eine Perle, das andere wird von einer langen Liebeslocke mit eingeflochtener Schleife verdeckt. Er zieht einfarbige Stoffe den schweren Mustern vor und trägt mit Vorliebe weiß, wie er denn bei seinem Einzug in Edinburgh 1633 nicht nur selbst ganz in weiße Seide gekleidet war, sondern auch von 300 ebenso angezogenen Edelleuten empfangen wurde. Man sieht, daß das Beispiel des Monarchen wirkte. Vom Hofe aus verbreitete sich die neue Mode sehr schnell in die Kreise der Aristokratie, und wenn man nicht annehmen will, daß van Dyck der vornehmen Gesellschaft, die er porträtierte, eine trügerische



Soldat aus dem Anfang des 30 jähr. Krieges. Radierung von J. Callot

Anmut lieh, so muß man sagen, daß die höfische Tracht Herren und Damen ausgezeichnet gestanden haben muß. Sie kennzeichnet sich durch eine Grazie und Leichtigkeit, die der eben abgelaufenen Phase der spanischen Mode völlig fehlte. Der Widerspruch blieb nicht aus, und wenn er sich in Deutschland auf einige Sittenrichter beschränkte, so ergriff er in England eine ganze Volksklasse, man darf schon sagen die Mehrheit der Nation. Die streng kirchlich gesinnten Puritaner, die auch in dem harmlosesten Zeitvertreib eine Todsünde witterten, blickten mit Unmut auf die Veränderungen der Kleidung, die vom Hofe so augenscheinlich begünstigt wurden. Ganz besonders anstößig mußte ihnen natürlich das Decolleté der Damentoilette sein, das zu der bisher üblichen Kleidung allerdings im schroffsten Widerspruch stand. Wenn sie es einmal nicht an literarischen Protesten fehlen ließen — Prynne, der für seine heftige Streitschrift gegen das Theater mit dem Verlust seiner Ohren bestraft wurde, tat sich auch in seinem Kampfe gegen die Liebeslocken hervor — so haben sie doch auch anderseits durch die Tat ihren Unwillen und ihre Mißbilligung an den Tag gelegt. Ließen sich die Herren von der Hofgesellschaft das Haar lang wachsen, so schnitten die Puritaner es ganz kurz ab. Das zog ihnen den Spitznamen der „Rundköpfe“ zu, den sie der spottlustigen Königin Henriette Maria verdanken sollen. Die Bezeichnung war noch am Ende des 18. Jahrhunderts in England gebräuchlich, denn da, wo die Puritaner in der Mehrheit waren wie beispielsweise in Neuengland, untersagten sie den Gebrauch, langes Haar zu tragen als schändlichen Mißbrauch, als einen Greuel gegen die ausdrücklichen Gebote Gottes. Trugen die Kavaliere helle Farben, so wählten die Puritaner dunkle: schwarz, grau, braun; bevorzugten jene Seide, so beschränkten sich diese auf Wolle. Die einen prunkten mit breiten Spitzenkragen, die anderen trugen einen schmalen Umschlag von glattem Linnen, die Damen der höheren Klassen dekolletierten Hals und Brust, die Puritanerinnen taten das zwar auch, aber sie deckten den Ausschnitt mit einem Palatinchen wieder zu. Dort Federn auf den Hüten, hier ein einfaches Band. Beide Klassen waren schon von weitem kenntlich; je eleganter und bunter und kostbarer der Anzug der Kavaliere war, um so bescheidener, schlichter und unauffälliger jener der Rundköpfe.

Dieser Unterschied im Anzug hat die Nation schon vor dem Bürgerkrieg in zwei Lager geteilt. Auf der einen Seite die höhere Klasse, auf der anderen das Bürgertum und der dienende Stand. In einem Lustspiel von Jasper Mayne „Die Kaufmannshochzeit“ beschwert sich eine Dame über ihre puritanische Jungfer: „Nie kann ich mich anziehen, ohne eine Predigt anzuhören. Bald muß ich ihr beweisen, daß Lockenbrennen nicht gegen die heilige Schrift sei, bald die Schnitte meiner Kleider mit Bibelsprüchen belegen. Dann fragt sie, ob Juwelentragen erlaubt sei und welche Damen wohl in der alten Zeit Perlenschnüre und Rubine trugen. Mein Anzug ist ihr verhaßt, ihr ganzer Dienst geht damit hin, meine Kleider zu verdammen.“

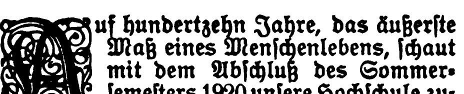
Je stärker die politischen Gegensätze betont wurden und je mehr die Abneigung zwischen Parlament und Hof zunahm, um so stärker wurde auch die Abweichung im Kostüm herausgearbeitet; der übertriebenen Pflege auf der einen Seite entsprach schließlich eine absichtliche Vernachlässigung auf der anderen.



Französischer Kavalier um 1630
Radierung von A. Bosse

Staat und Universität

Auszug aus der am Friedrich Wilhelmstag der Berliner Universität gehaltenen Festrede vom derzeitigen Rektor Prof. Dr. Ed. Meyer



Auf hundertzehn Jahre, das äußerste Maß eines Menschenlebens, schaut mit dem Abschluß des Sommersemesters 1920 unsere Hochschule zurück, und wieder haben sich Lehrer und Schüler der Universität versammelt, um in althergebrachter Weise am Geburtstage ihres königlichen Stifters dankbar des Herrschers zu gedenken, dessen Wort sie ins Leben rief. Nur wenige Jahre liegen die Zeiten zurück, da wir bei solchem Anlasse mit froher Zuversicht in die Zukunft unseres Volkes blicken zu dürfen glaubten. Aber unserem Gefühl scheinen sie in unendliche Ferne gerückt; und wenn auch die stolzen Denkmäler und Bauten unserer Stadt noch unversehrt aufrecht stehn, so muten sie uns doch an als mahnende Zeugen einer längst versunkenen, ja fast vergessenen Vergangenheit.

Auch die Tage, deren Gedächtnis wir heute wachrufen, sind eine Zeit schwerster Not gewesen, und gern sucht man Trost in dem Gedanken, daß wie damals so auch jetzt dem tiefen Fall ein neuer Aufstieg folgen werde. Wir wollen und dürfen diese Hoffnung nicht aufgeben; aber ebensowenig dürfen wir die gewaltigen Unterschiede zwischen jetzt und damals übersehn. Gemeinsam ist beiden Vorgängen das Versagen der politischen Leitung; aber im übrigen ist die Entwicklung damals gerade umgekehrt verlaufen wie gegenwärtig. Im Jahre 1806 führte verblendete Überschätzung der eigenen Kraft sofort zu einem jähen Zusammenbruch, der zeigte, wie vieles in dem Stilleben des letzten Jahrzehnts rückständig und morsch geworden war. Dann aber, als der Staat vernichtet schien, erwachte das Bewußtsein dessen, was Preußen gewesen war und was es für die deutsche Nation und für die Menschheit überhaupt bedeutete. Und jetzt fand der niedergeworfene, aber in seinem innersten Kern nicht gebrochene Staat auch die Männer, die der Aufgabe gewachsen waren. Mit kühner Entschlossenheit ging man an das Werk des Wiederaufbaus, unbeirrt durch alle Widerstände und durch den schweren Druck des Feindes; wo es geboten war, scheute man vor den einschneidendsten Reformen nicht zurück. Aber dabei wurde, was sich bewährt hatte, sorgsam geschont, die starke Staatsgewalt nicht erschüttert, sondern gekräftigt. Die großen Traditionen der Vergangenheit wurden jetzt erst recht lebendig: es ist das Preußen des großen Friedrich, das sich unter besonnen abgewogener Anpassung an die Forderungen der Stunde neu aufrichtete. So gelang es, die alte patriarchalische Unterordnung unter das Gebot der staatlichen Pflicht umzuwandeln in ein tatkräftiges Nationalgefühl, das die gesamte Kraft des Volkes aufrief zu freier, schöpferischer Mitarbeit an den großen Aufgaben des Staats. Das hat die siegreiche Erhebung von 1813 ermöglicht.

Ein ganz anderes Bild zeigen die Jahre, in denen wir leben. Wie könnten wir den heutigen Gedenktag begehn, ohne daß uns zugleich die gewaltigen Augusttage von 1914 lebendig vor die Seele träten, die größte Zeit, die jemals einem Volke beschieden gewesen ist? In einer ununterbrochenen Folge herrlicher Siege gelang es, den heimischen Boden von feindlicher Verwüstung zu befreien und den Krieg tief in Feindesland zu tragen. Da zeigte sich, trotz mancher vielleicht unvermeidbarer Gebrechen, welch gewaltige Kraft der preußische Staat durch seinen Aufbau geschaffen hatte und wie er imstande gewesen war, für die Zeiten der Not die gesamte Nation mit seinem Geiste zu durchdringen. Eine gewaltigere Prüfung hat nie ein Volk durchgemacht als das deutsche in diesen vier Jahren.

Aber wie dieser Riesenkampf an Größe und an Furchtbarkeit alle früheren Kriege der Weltgeschichte weitaus überragt, so auch die Katastrophe, die ihm ein jähes Ende bereitet hat. Der Abgrund, in den wir hinabgestürzt sind, ist noch weit tiefer, unsere jetzige Lage noch weit entsetzlicher als die unserer Vorfahren nach Jena und Tilsit. Physisch und moralisch erschöpft, von einem wilden Taumel erfaßt, haben wir, von den gleisnerischen Vorspiegelungen unserer Todfeinde betört, alles von uns geworfen, worin unsere Kraft wurzelte, und uns willenlos selbst an die Schlachtbank geliefert. Die Folgen dieses Tuns erfahren wir täglich am eigenen Leibe, und in den nächsten Jahren und Jahrzehnten werden sie noch weit schwerer auf uns lasten als gegenwärtig. Der alte stolze Bau des Reiches liegt in Trümmern, auch die Grundmauern schwanken und zeigen vielfach Risse, und wenn an manchen Stellen wenigstens Notbauten aufgerichtet werden, so sind andere Kräfte eifrig bestrebt, auch diese Grundmauern so schnell wie möglich niederzureißen.

Noch völlig liegt im Dunkeln, welchen Weg die Entwicklung schließlich gehn wird. Wenn wir den Blick ganz abwenden von der äußeren Lage und nur auf die wogende Bewegung im Innern richten, so liegt die schwerste Sorge um die Zukunft in der Gedankenöde, die uns überall anstarrt. Gerade hier besteht, und das muß uns voll bewußt werden, der stärkste Gegensatz gegen

die große Zeit vor einem Jahrhundert. Neue zündende Gedanken hat die pathologisch gärende Zeit, mit der, wie man wähnt, eine ganz neue Epoche der Menschheitsgeschichte eingesetzt haben soll, nicht zu erzeugen vermocht. Soweit es sich nicht um Fieberträume handelt, wirtschaften wir mit überkommenem Gut, mit seit langem eifrig erörterten Lehrsätzen und Postulaten, die ein ganz anderes Gesicht bekommen, sobald der Versuch gemacht wird, sie aus der Theorie in die harte Wirklichkeit zu überführen. Und dabei sind es nicht einmal eigene Gedanken, Erzeugnisse deutscher Geistesarbeit. In der Verzweiflung und psychischen Zersetzung, die der Krieg durch die physische Erschöpfung und die geistige Zermürbung über uns gebracht hat, hat das deutsche Volk sich abgewendet von sich selbst und hineingestürzt in eine wilde Imitation, die von überall her, aus Frankreich, Amerika, Rußland ohne viel Besinnen die Vorbilder für die erträumte Erlösung zusammenrafft. Vor hundert Jahren erhob sich gerade in dem vollen politischen Zusammenbruch und durch ihn die Idee des Deutschtums nur umso mächtiger. In zündenden Worten wurde seine unverwüstliche Eigenart im Gegensatz gegen alle anderen Nationen allem Volk ins Bewußtsein gehämmert, es verherrlicht als zum Erlöser der Menschheit berufen. Jetzt dagegen wird alles Nationale und geschichtlich Gewordene, alles wahrhaft Deutsche als rückständig und verderblich bekämpft und verfolgt.

Ganz verhängnisvoll offenbart sich diese geistige Zerrüttung darin, daß während damals die Not eine Überfülle willensstarker, schöpferischer Persönlichkeiten ans Werk rief, die in zäher, durch kein Hindernis zu erschütternder Arbeit Hand an den Wiederaufbau des preußischen Staats legten, gegenwärtig der sehnsüchtige Blick vergebens nach einer solchen Persönlichkeit ausspäht. Und doch kann das geschichtliche Leben, wenn es etwas Gedeihliches und Dauerndes schaffen soll, ihrer gar nicht entbehren. Denn alle Ideen, was auch im einzelnen ihr Wert sein mag, bedeuten an sich noch gar nichts; sie sind Einfälle, wie sie Tausende haben können und haben, die wirkungslos verfliegen, wenn sie nicht als zündende Funken in den Menschen fahren und in ihm den Willen und die Kraft zu schöpferischer Tat erzeugen. Das Entscheidende ist in allem Menschenleben und vollends im Leben einer Nation immer der scheinbar so einfache, in Wirklichkeit ganz gewaltige Schritt vom Gedanken zur Tat, zu einer Verwirklichung durch den zielbewußten Willen, und seine Durchführung in beharrlichem Ringen mit den Mächten des Widerstandes, die sich sofort entgegentürmen, sobald auch nur der erste Ansatz zur Ausführung gemacht wird. In der schöpferischen Einzelpersönlichkeit verbindet sich ein souveräner Herrscherwille mit einer auf den Grund dringenden Kraft des Intellekts, mit der Fähigkeit, das Werdende und die in ihm enthaltenen Bedingungen des Handelns mit sicherem Blick intuitiv zu erfassen. Daß die zum Freiheitskrieg entschlossenen Kleinstaaten des griechischen Mutterlandes die erdrückende Übermacht des persischen Angriffs nur würden abwehren können, wenn sie imstande wären, ihm zur See entgegen zu treten, haben gar manche erkannt; aber den Gedanken in die Tat umgesetzt, die Flotte Athens geschaffen, den Kriegsplan entworfen und durchgeführt hat in 15 jährigem unablässigen Ringen, Schritt für Schritt die mächtige Gegenströmung brechend, Themistokles, der erste der großen Staatsmänner, deren Wirken der Weltgeschichte ihr Gepräge aufgedrückt hat. Ganz ebenso steht es mit der Gründung des Deutschen Reiches durch Bismarck. Die belebende, die Masse mit sich fortreißende und die Geschicke gestaltende Kraft, die von solchen Persönlichkeiten ausstrahlt, empfindet jeder Mitlebende, mag er ihr sich unterordnen oder ihr widerstreben. Aber uns Gelehrten, die wir, im Reich der Gedanken arbeitend, dem praktischen Leben nur zu leicht entfremdet werden, fällt es oft schwer, vollauf zu würdigen, wie unendlich die Tat gerade in sittlicher Bedeutung auch die kühnste Idee überragt, selbst wenn es sich um die großartigsten rein geistigen Schöpfungen wie etwa ein vollendetes Kunstwerk handelt. Denn an den Entschluß zur Tat hängt sich mit seinem ganzen Schwergewicht das Gefühl der ungeheuren Verantwortung, das Bewußtsein, daß jeder falsche Schritt ins Verderben führt, nicht nur für den Handelnden, sondern für sein ganzes Volk. Und doch muß die Entscheidung in dem steten Wechsel der Vorgänge und Eindrücke immer im Moment gefaßt werden, unter dem Druck der widerstrebenden Kräfte, wo alles noch unsicher und widerspruchsvoll und daher auch alles als möglich erscheint. Nachher, wenn das Ergebnis vorliegt, zu urteilen und zu sagen, wie es besser hätte gemacht werden können, ist sehr leicht; aber das hilft gar nicht weiter. In voller Berücksichtigung des Ausgangs und der dadurch geschaffenen Klärung dennoch das gewordene Ereignis als werdend darzustellen, die Vergangenheit als Gegenwart neu zu durchleben, ist wie die schwerste, so auch die dankbarste Aufgabe des Historikers. „Fert unda nec regitur," mit diesem Wort hat Bismarck die Grenzen, die jeder staatsmännischen Wirksamkeit durch die gegebenen Faktoren gesetzt sind, scharf bezeichnet; aber in den Wogen lenkt der Steuermann das Staatsschiff mit sicherer Hand und vermag es vor dem Scheitern zu bewahren und, bald den Strömungen behutsam nachgebend, bald sie kühn durchschneidend, in den sicheren Hafen zu führen. Das Bewußtsein, daß auch die zutreffendste, an sich unanfechtbare Maßnahme jederzeit von außen durch unberechenbare Ereignisse durchkreuzt werden und zum Unheil ausschlagen kann, wird den handelnden Staatsmann oder Feldherrn nie verlassen,

und je höher er steht, nur um so lebendiger sein. In dem ununterbrochenen Widerstreit zwischen freiem Willen und Zufall verläuft alles menschliche Leben und alles Dasein überhaupt. Eben darum ist nichts ungerechter als die Beurteilung des Wertes einer Persönlichkeit und einer Maßregel nach dem Erfolg, wenngleich die populäre Auffassung sich immer mit dieser bequemen Betrachtungsweise begnügen wird und obwohl sie scheinbar dadurch als berechtigt erwiesen wird, daß der Erfolg die weitere Entwicklung beherrscht. Wäre Friedrich der Große bei Kollin oder Kunersdorf gefallen, oder hätte, als England ihn kaltblütig preisgab, Rußland, statt Frieden zu schließen, den Krieg energisch weiter fortgesetzt, so würde er dem gemeinen Urteil als ein tollkühner Abenteurer erscheinen, den das unvermeidliche Schicksal schließlich ereilte; es würde ihn mit Karl XII. zusammenwerfen, trotzdem ihm dessen Geschick als warnendes Beispiel ständig vor der Seele stand. So aber zeigt sich gerade an Friedrich dem Großen, was ein von richtiger Einsicht geleiteter menschlicher Wille im Ringen gegen das Schicksal vermag und wie eine belebende Wirkung von ihm ausstrahlen kann, die Jahrhunderte hindurch schöpferisch fortwirkt. Sein Name ist unaustilgbar mit dem Preußens verknüpft, und an seinem Vorbild werden sich, darauf vertrauen wir, einst unsere Enkel wieder aufrichten.

Wo dagegen eine derartige beherrschende, schöpferische Persönlichkeit fehlt, da haben die untergeordneten Kräfte freien Spielraum, da waltet der anarchische Zufall des blinden Ungefährs. Es ist das schwerste Verhängnis unseres Volkes gewesen, daß uns in unserer Schicksalsstunde, als der Schrei nach einer überragenden Persönlichkeit durch das ganze Volk ging, eine solche nicht beschieden war, oder daß ihr, falls sie vorhanden war, die volle Wirkung versagt wurde; und es ist ein schlechter Trost, daß es um die übrige Welt nicht besser bestellt ist, vielmehr ist das ein deutliches Symptom dafür, daß die europäische Kultur in ihrer innersten Lebenskraft gebrochen ist und sich dem Niedergang zugewendet hat.

Wenn wir dennoch das Vertrauen auf eine bessere Zukunft, auf eine Wiederbelebung unseres Volksgeistes und eine Erlösung aus dem Versinken in wüsten Materialismus und rohe Begehrlichkeit festhalten, so sind es das einzige, an das wir uns klammern können, die geistigen Kräfte, der letzte Besitz, der uns als keinem Feinde erreichbares Eigentum geblieben ist. Ihn dem Volk und dem heranwachsenden Geschlecht zu erhalten und zu mehren, sind in erster Linie die deutschen Universitäten berufen. Denn nicht die materiellen Kräfte und Mittel und nicht die mechanische Arbeit sind es, die die Welt beherrschen, so unentbehrlich sie sind, sondern der Geist, der sie entwickelt und leitet, der ihnen die Ziele weist. Der Mensch lebt nicht vom Brot allein.

Die Aufgabe der Universität ist wissenschaftliche Lehre und wissenschaftliche Arbeit. Das Streben nach Erkenntnis ist das einigende Band, das alle darin vereinigten Disziplinen zusammenschließt; es beherrscht all ihr Lehren und Forschen und drückt ihr sein Gepräge auf. Für die reine Wissenschaft ist diese Erkenntnis Selbstzweck und die Frage gleichgültig, ob aus ihr unmittelbar oder mittelbar praktisch verwertbare Ergebnisse hervorgehen; und wenn auch von den 10000 Studierenden, die zurzeit an unserer Universität den Unterricht empfangen, selbst im günstigsten Falle nur ein verschwindend geringer Bruchteil sich ausschließlich oder auch nur vorwiegend rein wissenschaftlicher Arbeit wird widmen können, sondern weitaus die meisten hier die Ausrüstung für einen praktischen Lebensberuf suchen, so ist doch die wissenschaftliche Schulung, die Erziehung zu wissenschaftlichem Denken und der selbsttätige Einblick in wissenschaftliche Arbeit das, was wir ihnen in erster Linie als unentbehrliche Vorbedingung für eine der Aufgabe gewachsene Ausübung dieses Berufs zu überliefern haben. Da erhebt sich die Frage, ob denn dieser wissenschaftlichen Arbeit, diesem Forschen nach reiner Erkenntnis wirklich die Bedeutung für das Leben eines Volks und für die Erhaltung und Fortentwicklung der Menschheitskultur überhaupt zukommt, die wir beanspruchen, ob wir nicht vielmehr, wie uns oft genug vorgehalten wird, Nachtwandler sind in einer Traumwelt und hinter Phantomen herjagen, die für das irdische Leben bedeutungslos sind.

Die Wahrheit gilt als die größte, alles andere überwindende Macht im menschlichen Leben. Sie hat — das ist die Erkenntnis, auf die Sokrates und Plato die Wissenschaft aufgebaut haben, im Gegensatz zum bloßen Meinen und zu der Überrumpelungskunst des Überredens — überzeugende Kraft. Wem sie aufgeht, der kann gar nicht anders, als innerlich sich ihr fügen, so sehr er sich dagegen sträuben mag. Aber wir alle wissen, daß ihr im realen Leben mindestens ebenso gewaltig die entgegengesetzte Macht gegenübersteht, und zwar in doppelter Gestalt, als Macht des Irrtums und als Macht der bewußten Lüge, mit zahlreichen Mischformen, in denen sich beides in verschiedenen Abstufungen verbindet. Der Gegensatz ist dem Volksbewußtsein ganz vertraut. Den Sprichwörtern, welche die siegreiche Allgewalt der Wahrheit und die Ohnmacht der Lüge verkünden, stehn nicht wenige andere gegenüber, die das Gegenteil aussprechen. Vor allem im geschichtlichen Leben der Völker, in der Politik wie in der Kulturgeschichte und am sinnfälligsten vielleicht in der Religionsgeschichte tritt uns die Allgewalt dieser Trugmächte ganz überwältigend entgegen. Da herrscht nicht die Wahrheit, sondern die Meinung, ganz gleichgültig, ob sie wahr oder falsch ist, und wer hier wirken will, muß diese Mächte kennen

und verstehn, sie zu beherrschen, ja er muß sie verwenden, wo die ihm gestellte Aufgabe dies erfordert. Unser Gewissen mag sich dagegen sträuben, aber die Tatsache ist offenkundig; wollten wir sie nicht anerkennen, so würden wir selbst, die objektive Wahrheit mit der subjektiven Wahrhaftigkeit verwechselnd, dem Irrtum anheimfallen. Welch entsetzliche Wahrheit der Spruch: „Calumniare audacter, semper aliquid haeret“ enthält, haben wir im Weltkrieg auf das furchtbarste erfahren. Es hilft nichts, daß Lügen kurze Beine haben und die Wahrheit schließlich alles an den Tag bringt; denn diese kurzen Beine sind lang genug, um für den Moment das Ziel zu erreichen, und darauf allein kommt es an. Ein Appell an das Urteil der Nachwelt und der Geschichte hilft für das geschichtliche Leben gar nichts, ganz abgesehn davon, daß es keineswegs unbestechlich ist.

Indessen ebenso offenkundig ist die entgegengesetzte Tatsache, das siegreiche Vordringen der Wahrheit. Aller Fortschritt der Kultur ist ein fortwährendes erfolgreiches Ringen mit der Macht des Irrtums. Zahlreiche, dem naturwüchsigen Menschen als selbstverständlich und geheiligt geltende Vorstellungen sind dadurch beseitigt worden, wie auf rechtlichem und sittlichem Gebiet, so auf dem der gesamten Weltanschauung.

Alle Revolutionen, welche die Geschichte der Kulturwelt kennt, überragt an tiefgreifender Bedeutung weitaus die große geistige Revolution, die im 16. Jahrhundert von Deutschland ausgegangen ist; auch die Umgestaltung der Formen des Lebens und Denkens, die sich gegenwärtig vollzieht, reicht in ihrer Tragweite und Wucht nicht entfernt an diese heran. Denn damals ist nicht nur das gesamte Weltbild, sondern die ganze Gestaltung des Lebens der Völker wie jedes Einzelnen von Grund aus umgewandelt worden. Herbeigeführt ist sie durch das Zusammenwirken von zwei großen Bewegungen. Auf der einen Seite steht die Reformation, durch die die gesamte bisherige Lebensanschauung und, was noch viel wesentlicher ist, die auf dieser beruhende Lebensordnung jedes einzelnen Menschen auf eine neue Grundlage gestellt wurde, durch die Beseitigung der geistigen Fesselung von der das Verhalten eines jeden von Stunde zu Stunde regelnden Autorität der Kirche. Dadurch wird das Individuum von dem Druck befreit, der bis dahin auf ihm lastete und all seinem Denken und Handeln die unverbrüchliche Norm gab: der Mensch tritt in unmittelbare, jede irdische Vermittlung verwerfende Verbindung mit der weltbeherrschenden Gottheit. Schon seit Jahrtausenden hatte das fortgeschrittene religiöse Denken den Polytheismus, das regellose Nebeneinanderwirken zahlloser Dämonen, mit Feuereifer bekämpft und den Begriff der sittlichen Gottheit herausgebildet, die im Gewissen zu jedem Menschen spricht; aber erst die Reformation hat in dem ganzen Gebiet, in dem sie zum Siege gelangt ist, die alte Anschauung wirklich überwunden und die reinere Auffassung zum Besitz des gesamten Volks gemacht. Auch im Herrschaftsbereich der alten Kirche sind die überkommenen Anschauungen unter ihrer Einwirkung ganz wesentlich umgestaltet und vertieft worden. Dieser tiefste Einschnitt, den die Religionsgeschichte kennt, hat dann in seiner weiteren Konsequenz dazu geführt, daß auch der Dualismus zwischen der guten und der bösen Macht, Gott und Teufel, der zunächst noch unerschüttert bestehn blieb, ja in den Hexenprozessen nur noch stärker herausgebildet wurde, schließlich gefallen ist.

Mit dieser inneren Umwälzung verbindet sich nun die vollständige Umkehrung des äußeren Weltbildes durch Kopernikus und das heliozentrische System. Auch diese Entdeckung hat bekanntlich eine lange Vorgeschichte, die den weiten Weg, den jede derartige Erkenntnis bis zum Siege zurücklegen muß, anschaulich vor Augen führt. Der Gedanke, daß die Himmelskörper nicht nach Willkür, sondern in regelmäßigen Bahnen verlaufen, und daß auch die Erde nicht der Mittelpunkt des Weltalls sein könne, ist im 4. Jahrhundert von griechischen Denkern aus theoretischen Erwägungen gefaßt worden; und ein Genius wie Plato, dem der Trug des sinnlichen Scheins klar vor der Seele stand, hat in hohem Alter die Ansätze zu der neuen Lehre noch in sich aufnehmen können. In den folgenden Jahrhunderten haben einzelne Forscher sie methodisch ausgebildet. Aber übermächtig stand ihr nicht nur der Sinneseindruck gegenüber, sondern vor allem der religiöse Glaube, daß die Welt um des Menschen willen geschaffen sei und die Erde daher im Mittelpunkt des Weltalls stehen müsse. Erst im 16. Jahrhundert war die geistige und wissenschaftliche Entwicklung so weit fortgeschritten, daß die neue Anschauung sich siegreich Bahn brechen konnte. Da ist dann in hartem Kampfe die totale Umwälzung des Denkens, welche die Reformation eingeleitet hatte, durch sie zu vollem Abschluß gelangt.

Zugleich aber zeigt sich hier besonders deutlich die Art, wie wissenschaftliche Erkenntnisse zum Gemeinbesitz werden. Die Ergebnisse, die neuen Tatsachen werden angenommen, aber der Gedankenprozeß, der im buchstäblichen Sinne des Wortes in einem Kampfe auf Tod und Leben sich abgespielt hat, tritt für die folgende Generation vollständig zurück. Seitdem in allen Schulen gelehrt wird, daß die Erde sich um die Sonne dreht, wird das als eine gleichgültige Tatsache neben unzähligen andern so gut wie etwa die Lehren des Katechismus gedächtnismäßig übernommen und weiter überliefert; aber die Tragweite dieser Erkenntnis, die gewaltige Geistesarbeit, die in ihr steckt, gelangt den Massen nicht mehr zum Bewußtsein. So haben sich neben ihr im Grunde doch wieder die alten Anschauungen behauptet und die neue Erkenntnis als

eine tote Formel ihrem System einfügen können.

Wenn in dieser Weise die Ergebnisse wissenschaftlicher Forschung Gemeingut werden können, so ist mit ihnen für die Wissenschaft selbst in keiner Weise ein Abschluß, ja kaum ein Ruhepunkt erreicht. Vielmehr ist das innere Leben der Wissenschaft eine unendliche, immer wieder erneute Diskussion. Die grundlegenden Probleme sind dem menschlichen Denken gestellt, seit es vor jetzt dritthalb Jahrtausenden zuerst in der ionischen Welt zur Selbständigkeit und inneren Freiheit gelangt ist, und mit kühnem Griff haben die ersten dieser großen Denker das Endergebnis vorwegnehmen zu können geglaubt. In immer verwickelterer Gedankenarbeit hat dann die unabsehbare Schar ihrer Nachfolger immer aufs neue versucht, eine definitive Antwort zu finden. Aber jedesmal hat sich gezeigt, daß mit der Erschließung neuer Tatsachen und der Erzeugung neuer bahnbrechender Gedanken zwar unser Besitz an Erkenntnis unendlich gemehrt wird, daß aber eben damit das Ziel, das anfänglich so nahe zu liegen schien, in immer weitere Ferne rückt. Auf dieser unendlichen, immer wieder erneuten Diskussion beruht nicht nur der eigene Fortschritt der Wissenschaft, sondern der der menschlichen Kultur überhaupt; ein Abschluß würde Stillstand und geistigen Tod bedeuten.

Im einzelnen jedoch scheiden sich hier die Wissenschaften. Absolute, jeden zur Unterwerfung zwingende Wahrheiten bietet, abgesehen von der Erforschung der Denkgesetze, der formalen Logik, nur die Mathematik, die eben darum den Namen der Wissenschaft schlechthin mit Recht führt. Bei ihr handelt es sich um Denknotwendigkeiten, die, wie man auch über ihre Entstehung und ihre transzendente Gültigkeit denken möge, einen Widerspruch innerhalb des menschlichen Denkens nicht zulassen. Daher ist hier für dilettantisches Meinen kein Raum. Wer einen mathematischen Satz nicht anerkennen wollte, raubt sich dadurch selbst die Möglichkeit, mitzusprechen. Alle anderen Wissenschaften dagegen tragen in ihren Ergebnissen den angedeuteten problematischen Charakter. Sie sind immer wieder gezwungen, die Grundlagen, auf denen sie aufgebaut sind, von neuem zu prüfen. Was eben ein abschließendes Ergebnis schien, wird sofort ein neues Problem. Gerade gegenwärtig erleben wir, daß die gesamten Grundlagen der bisherigen Naturerklärung ins Schwanken kommen und daß Fragen gestellt werden, die noch vor wenigen Jahren ungeahnt waren und die gebieterisch einen neuen Bau erheischen.

Wieder anders liegen die Dinge in den historischen Wissenschaften. Alle Naturwissenschaft und ebenso Philosophie und Psychologie suchen die Erscheinungen unter allgemeine Gesetze zu fassen; sie streben daher all das auszuschalten, was den konkreten Einzelerscheinungen erst die Gestalt gibt, den Zufall, d. h. das Zusammentreffen einer unbegrenzten Anzahl von Kausalreihen in dem durch Raum und Zeit gegebenen Moment. Sie beschäftigen sich nicht mit dem einzelnen, mit diesem oder jenem Blatt, Steinblock, Menschen usw., sondern mit *der* Eiche oder *dem* Baum, der Pflanze schlechthin, dem Wasser, dem Metall, der Wärme, der Elektrizität, schließlich mit Kraft und Stoff, oder den Vorstellungen und Denkgesetzen des Menschen, lauter Dingen, die an sich in der wirklichen Welt überhaupt nicht existieren, sondern nur in den durch zufällige Einwirkungen ins Unendliche modifizierten Einzelwesen, in denen das Allgemeine und Gesetzmäßige immer zugleich eine Sondergestalt erhält. Für die historischen Wissenschaften dagegen steht die Einzelgestaltung und ihre Sondererscheinung im Mittelpunkt der Forschung. Die allgemeinen Gesetze sind für sie lediglich Voraussetzungen; in ihrem Sonderbereich kennen sie nicht Gesetze, sondern nur Analogien. Ihre Aufgabe ist, die unendliche Mannigfaltigkeit der Vorgänge zu erfassen und in ihrer Sonderart darzustellen. Daher wird hier neben dem Zufall, d. h. den äußeren Faktoren dieser Gestaltung, noch ein zweiter Faktor maßgebend, der jenen anderen Wissenschaften überhaupt nicht bekannt ist, der freie, zielsetzende Wille, mit andern Worten das psychologische Moment, das die Handlungen sowohl des einzelnen Individuums wie einer Menschengruppe bestimmt und von allen andern verschieden gestaltet.

Eben darum ist es hier noch viel schwieriger, zu einer definitiven Erkenntnis der Wahrheit vorzudringen. Mag es sich um eine geschichtliche Erkenntnis handeln oder um das wissenschaftliche Verständnis eines Erzeugnisses der geschichtlichen Entwicklung, etwa um ein Kunstwerk, eine Dichtung, ein philosophisches oder religiöses System, einen Mythus, oder ebenso um eine Rechtsordnung oder eine Staatsform: immer erfordert das wissenschaftliche Verständnis die Beherrschung einer kaum übersehbaren Masse von Einzelkenntnissen, die allein ermöglichen, die Bedingungen seiner Entstehung richtig zu erfassen. Überdies ist der geschichtliche Rückschluß vom Gewordenen, von der Wirkung auf die wirkenden Ursachen notwendig immer problematisch; und dazu kommt dann weiter die Lückenhaftigkeit und die mannigfaltige Trübung der immer vom Zufall beherrschten Überlieferung.

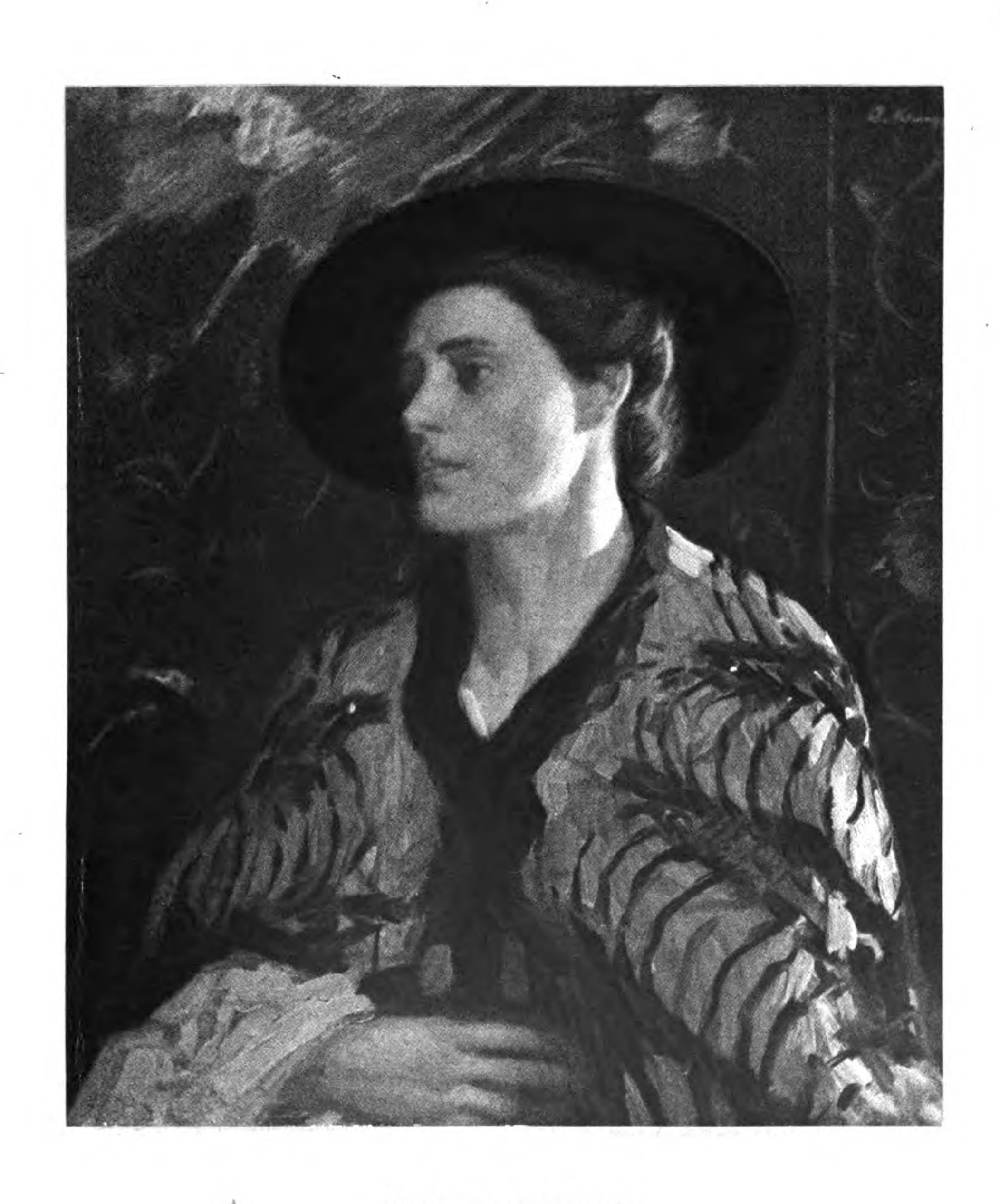
Auf allen diesen Momenten beruht das fortdauernde Schwanken des immer wieder sich verschiebenden historischen Urteils. Eben weil die Vergangenheit ständig fortwirkt, wird ihre Auffassung auch umgekehrt immer wieder beeinflußt durch die Gestaltung der Gegenwart, die neue Gesichtspunkte in den Vordergrund drängt und dazu zwingt, die in dieser als wirkend empfundenen lebendigen Kräfte auf ihren Ursprung in der Ver-

gangenheit zu verfolgen. Diese Abhängigkeit der Betrachtung der Vergangenheit von der Gegenwart wird uns gerade gegenwärtig auf das eindringlichste fühlbar gemacht. Der Zusammenbruch des deutschen Volkes, die Tatsache, daß das deutsche Kaiserreich nicht, wie wir geglaubt haben, ein Abschluß, sondern nur ein Durchgangspunkt der Entwicklung gewesen ist, stellt gebiete isch die Forderung, den Gründen nachzugehn, welche diese Entwicklung möglich gemacht haben, und daher die Gesamtdarstellung der deutschen Geschichte neu aufzubauen. Und noch viel weiter wird, was wir gegenwärtig durchleben, zurückwirken auf die geschichtliche Auffassung des Altertums und neue Gesichtspunkte erschließen für das Verständnis und die Darstellung der griechischen und römischen Geschichte.

Die Methode, mit der die Geschichtswissenschaft arbeitet, nennt sich historische Kritik. Ihr Wesen besteht darin, nicht nur die Überlieferung möglichst rein herauszuschälen und die Bedingungen zu erfassen, unter denen sie entstanden ist und sich weiter fortpflanzt, sondern vor allem durch ein inneres Einleben in die Zeiten der Vergangenheit, die Voraussetzungen und die Möglichkeiten anschaulich zu erfassen, welche für jede Epoche als Bedingung menschlichen Lebens und Schaffens gegeben waren. Daher genügt es nicht, wie in anderen Wissenschaften, das vorliegende Material nach den logischen Denkgesetzen zu analysieren und zu beurteilen; viel wichtiger, aber auch viel schwieriger ist, das psychologische Verständnis zu gewinnen. Denn die Logik beherrscht wohl das wissenschaftliche Denken, aber nicht die Motive des menschlichen Handelns und noch weniger die Empfindungswelt, aus der die Handlungen entspringen. Allezeit liegen im menschlichen Denken Vorstellungen und Meinungen friedlich nebeneinander und wirken einträchtiglich zusammen, die für ein korrektes, aber einseitiges Denken in schroffem Widerspruch mit einander stehn. Nur zu oft wird diese Tatsache, vor allem auf literarischem und religiösem Gebiet, aber nicht selten auch bei der Beurteilung politischer Vorgänge außer acht gelassen.

Eben auf diesen Schwierigkeiten der wissenschaftlichen historischen Forschung beruht es, daß die Ergebnisse der geschichtlichen Kritik niemals in vollem Umfange populär geworden sind und werden können. Immer wird auf diesem Gebiet der Dilettantismus eine weit größere Rolle spielen als in den übrigen Wissenschaften. Die Methode, nach der dieser verfährt, ist der Rationalismus, die Beurteilung der geschichtlichen Vorgänge und Überlieferungen nach den Sätzen des sogenannten gesunden Menschenverstandes, d. h. nach der Auffassung, welche das durchschnittliche Denken einer Gegenwart beherrscht. Er glaubt, den verwickelten Weg, der zu einem Verständnis der Bedingungen und der Denkweise einer fernen Vergangenheit führt, nicht nötig zu haben; und er haftet an den Einzelvorgängen oder dem Einzelerzeugnis, das ihn gerade interessiert, ohne sich um die Zusammenhänge zu kümmern, aus denen sie erwachsen ist. Dem Wort: „Warum sollte es nicht so gewesen sein, warum soll eine scheinbar so einfache und einleuchtende Deutung nicht richtig sein?“ wird man immer wieder begegnen, bis zu den Verstößen hinab, die in der Interpretation von Literaturwerken gegen Grammatik, gegen den inneren Zusammenhang und gegen die psychologische Möglichkeit nur zu oft begangen werden.

Durch den Schleier, der das Verständnis trübt, suchen die historischen Wissenschaften, dies Wort im weitesten Umfange genommen, zur Erkenntnis der Wahrheit vorzudringen und die wirklich entscheidenden Mächte des geschichtlichen Lebens zu erfassen. Darauf beruht der Anspruch, Lehrer der Gegenwart zu sein. Dieser Anspruch ist oft genug verkündet und von handelnden Staatsmännern unumwunden anerkannt worden. Aber auch hier zeigt sich die Doppelheit der Auffassung, von der wir ausgegangen sind. Ihm steht die ebensooft ausgesprochene Behauptung gegenüber, daß aus der Geschichte niemand etwas für das praktische Handeln gelernt hat und lernen kann. Und gewiß ist es richtig, daß wie jeder einzelne Mensch so auch jedes Volk und jede Zeit ihre Erfahrungen am eignen Leibe machen muß, daß sie das Lernen verschmäht, wo es noch Zeit wäre, weil sie nicht reif ist, seine Bedeutung zu würdigen, und daß dann die Einsicht zu spät kommt. Im historischen Leben, und damit kommen wir auf den Ausgangspunkt unserer Betrachtung zurück, sind die überkommenen, ungeprüft weitergegebenen Anschauungen eine weit stärkere Macht als die zu selbständigem Urteil vordringende Überlegung oder gar die wissenschaftliche Erkenntnis; aus jenen, nicht aus diesen erwächst die öffentliche Meinung, welche die Massenbewegungen beherrscht und die blind folgende Menge mit sich fortreißt. So walten hier überall die Mächte des Irrtums und die Wahnvorstellungen, die er erzeugt. Aber es ist und bleibt die Aufgabe, die für das praktische Leben den historischen Wissenschaften gestellt ist, diese Wahnvorstellungen nach Kräften zu bekämpfen und aufklärend zu wirken. Gerade die Zeiten, die wir jetzt durchleben, zeigen, welch gewaltige Macht diese Vorstellungen besitzen und wie dringend es geboten ist, sie zu bekämpfen und die Anschauungen zu klären. Nur mit einem Worte sei hingewiesen auf die ganz falschen Anschauungen, die bei Ausbruch des Krieges als maßgebend galten, über das wirtschaftliche Leben und seine Bedingungen, über die angeblich durch diese geschaffene Unmöglichkeit eines längeren Krieges oder einer Durchbrechung der Weltwirtschaft und die Schaffung eines wirtschaftlich isolierten, nach allen Seiten vollständig abgesperrten Staates, oder aber auf den Glauben an die



Schwarz und Rosa
Gemälde von Prof. Arthur Kampf

unwiderstehliche Macht der Kulturgemeinschaft, die einen Krieg unmöglich mache, an Völkerharmonie und einen ewigen Frieden. Wie verhängnisvoll diese Irrtümer gewesen sind und noch sind, haben wir auf das schwerste empfinden müssen; umso dringender ist es geboten, hier aus der Geschichte zu lernen. Das Gleiche gilt, um nur noch eins zu erwähnen, von den entgegengesetzten Anschauungen vom Wesen des Staats, die seit Jahrtausenden miteinander ringen, seit den Zeiten der israelitischen Propheten und der griechischen Staatsmänner und Philosophen, welche den idealen Staat zu konstruieren suchten. Auf der einen Seite steht die Forderung, daß der Staat die Idee der Gerechtigkeit verwirklichen und ihr alles andere unterordnen soll; auf der andern die harte Tatsache, daß der Staat Macht ist und daß die Vorbedingung jeder rechtlichen Ordnung des Staats, wie sie auch gestaltet sein möge, ist, daß er die nötige Macht besitzt, sich selbständig zu behaupten und seine Autonomie, seine Eigenart und äußere Unabhängigkeit gegen feindliche Übergriffe zu wahren. Auch wir stehn mitten in dem erbitterten Ringen um dieses zentrale Problem alles politischen Lebens, und auch hier werden wir niemals zu einem gedeihlichen Ergebnis gelangen, wenn wir uns in theoretischen Konstruktionen ergehen und aus der Geschichte zu lernen verschmähen.

Doch ist es Zeit, mit diesen Betrachtungen inne zu halten, durch die ich versucht habe, die Eigenart des wissenschaftlichen Denkens und Arbeitens wenigstens andeutungsweise ins Bewußtsein zu rufen. Für das Kulturleben eines jeden Volks, das sich nicht selbst zum geistigen Tod verurteilen, sondern in der Welt etwas bedeuten will, ist das wissenschaftliche Forschen, das ununterbrochene Ringen mit den Problemen, die uns Denken und Erfahrung stellen, gerade auch auf rein theoretischem Gebiet mindestens ebenso unentbehrlich wie die freie Schöpfertätigkeit in Kunst und Literatur. Denn die Geistesarbeit allein ermöglicht den siegreichen Kampf gegen die gewaltigen Mächte des Irrtums und des Wahns und das Vordringen zu einer richtigen Erkenntnis des Wirklichen. Gegenüber den ephemeren Erzeugnissen des Alltags schafft sie Ewigkeitswerte, die, mag auch ihre Einzelgestaltung sich immer wieder verschieben, dennoch unvergänglich in den Besitz der Menschheit und aller kommenden Geschlechter eingehn; und daneben gewährt sie durch die ununterbrochene Schulung des Denkens, durch die Fähigkeit, sich die von der Wissenschaft gewonnenen Ergebnisse selbständig anzueignen und sie zu beurteilen, eine Ausrüstung auch für alle praktische Tätigkeit, die durch nichts anderes ersetzt werden kann.

Zugleich aber erhellt, daß diese Schulung, die Erziehung zum selbständigen Denken, einer langen unermüdlichen Arbeit bedarf und daß sie niemals in dem Sinn Gemeingut werden kann wie die Allgemeinbildung. Gilt es doch, die Ergebnisse der Geistesarbeit von Jahrtausenden innerlich zu verarbeiten, nicht nur äußerlich sich in festen Formeln anzueignen. Eben die Fähigkeit, in jeder Erscheinung und in jedem Lehrsatz das Problem zu sehn und ihm selbsttätig auf den Leib zu rücken, ist das, was den zu wissenschaftlichem Denken Erzogenen von dem allgemein Gebildeten unterscheidet. Das besagt zugleich, daß die wissenschaftliche Erziehung auf eine ganz andere Grundlage gestellt werden muß als die Allgemeinbildung. Wenn auch die Lehren, die beide verkünden, vielfach dem Wortlaut nach völlig gleich lauten, so ist doch der Geist, der in ihnen lebt, und das Ziel, das sie erstreben, völlig verschieden, ja geradezu entgegengesetzt.

Die volle wissenschaftliche Erziehung des Denkens zu übermitteln und zum Abschluß zu bringen, ist die Aufgabe der Universitäten. So ist es nur natürlich, daß die moderne Strömung, die jetzt in weiten Kreisen, nicht nur in unserem Volk, zur Herrschaft gelangt ist, sich mit aller Leidenschaft des politischen Kampfes gerade gegen sie wendet. Denn das Ideal dieser Tendenzen ist die Gleichheit, nicht nur auf staatlichem und rechtlichem, sondern vor allem auch auf geistigem Gebiet, und daher die Herabdrückung aller geistigen Überlegenheit auf das gleichförmige Niveau der Mittelmäßigkeit. Alles, was selbständig, eigenartig, national, und daher auch alles, was spezifisch deutsch ist, soll ausgetilgt und ersetzt werden durch die entsetzliche Einöde der farblosen Homogenität und der toten Zahl. Alles geschichtlich Gewordene wird als Todfeind bekämpft; so hofft man freien Raum zu gewinnen für einen voraussetzungslosen Neubau, bei dessen Entwurf alle Erfahrungen, die gegebenen Bedingungen des Daseins und das Wesen der Menschennatur unbedenklich beiseite geschoben werden. In kürzester Frist, auf bequemem Wege, ohne den Umweg durch schwere geistige Anspannung glaubt man den Massen nicht nur die Resultate der Wissenschaft zugänglich machen zu können, sondern ihnen auch die volle Mitarbeit an derselben zu eröffnen. So denkt man, in wenigen Jahren eine Generation heranzuziehn, die nicht nur allen Aufgaben des praktischen Lebens, sondern auch der geistigen Leitung der Nation in ganz anderem Maße gewachsen sein soll, als die frühere, die nach veralteten Methoden herangebildet oder vielmehr, wie man wähnt, verbildet und dadurch verdorben war.

Daher will man denn auch den Universitäten die Axt an die Wurzel legen. Während alle emporstrebenden Völker, sobald sie zu freier Bewegung gelangen, neue Universitäten schaffen, während noch unmittelbar nach der Revolution in aller Eile zwei neue Universitäten in Deutschland gegründet sind, haben wir es in diesen Tagen erleben müssen, daß in dem preußischen Staat, der früher stolz war wie kein anderer auf die Förderung, die er der Wissenschaft, und gerade den Uni-

versitäten in reichstem Maße gewährt hat, jetzt amtlich die Forderung eines Abbaus der Universitäten gestellt wird, um Raum zu schaffen für die Schnellpresse, die man für die Beschaffung einer neuen Beamtenschaft braucht. Man verlangt, die Universitäten nach der Größe der Bodenfläche und der Kopfzahl der Bevölkerung zu kontingentieren; wenn das ausgeführt ist, würde vermutlich weiter eine Kontingentierung der Studierenden nach dem Muster des zarischen Rußland folgen. Aber auch wo solche ungeheuerlichen Pläne nicht gebilligt werden, soll doch so rasch wie möglich der Aufbau der Universitäten und die Organisation ihres Lehrbetriebes gründlich umgestaltet werden. Daß Deutschlands Weltstellung in allererster Linie auf seinen Universitäten beruht, und in Zukunft, wo alles andere uns geraubt ist, in noch weit höherem Grade beruhen wird, daß sie in aller Welt als die höchste, nach menschlicher Art vollkommenste Gestaltung geistiger Ausbildung und Erziehung zu schöpferischer Arbeit anerkannt sind, die man vergeblich nachzuahmen sich bemüht, daß auch jetzt wieder wie früher Angehörige zahlreicher Nationen sich drängen, auf ihnen Aufnahme zu finden, weit mehr als wir aufnehmen können, das alles kommt dabei nicht in Betracht; denn die neue Zeit wird ja, sobald nur erst das Alte abgetan ist, noch viel Herrlicheres leisten. Jedermann soll, ohne Rücksicht auf seine Vorbildung, der Zutritt zur Universität offenstehn; das Wort von der voraussetzungslosen Wissenschaft wird dahin gedeutet, daß für ihren Betrieb keine Voraussetzungen, keine Vorkenntnisse erforderlich seien. Daher möchte man denn auch die bewährten, durch lange Lebensarbeit auf die Höhe ihrer Leistungen geführten Lehrer so rasch wie möglich entfernen, damit sie der jüngeren, ihnen weit überlegenen Generation Platz machen, auch wenn es sich um Männer von Weltruf handelt, deren Name ihrer Universität den höchsten Glanz verleiht. Und wenn man sie wirklich nicht ganz kaltstellen kann, so soll doch ihr Einfluß nach Möglichkeit unterbunden werden, denn die Autorität und die gereifte Erfahrung, die sie besitzen, könnte ja doch noch einmal dem wilden Experimentieren hemmend entgegentreten, von dem man das neue Heil erhofft.

Der Kampf, der uns aufgezwungen ist, reißt uns heraus aus der stillen Tätigkeit in gewissenhafter Arbeit, die wir gewöhnt sind. Aber ihn aufzunehmen ist unsere Pflicht, und auch darin wollen wir zeigen, daß wir der alten Zeit entstammen, daß für uns nach echt deutscher Auffassung nicht die Rechte, sondern die Pflichten vorangehen. Es gilt in diesem Kampf um die letzten und höchsten Güter eines todwunden Volks, die Erhaltung und Wiederbelebung unserer Geisteskraft. Für andere mögen die materiellen Güter dieser Erde das höchste Objekt des Strebens sein, wer wirklich deutsch empfindet, der weiß, daß turmhoch über ihnen etwas ganz anderes Unvergleichliches steht, für das er sein Dasein einsetzt, die Idee. In diesem Kampf um die ideellen Güter werden wir getreulich aushalten; und das Vertrauen, daß es gelingen wird, unsere Universitäten dem deutschen Volke unversehrt zu erhalten, gewährt uns der Blick auf die akademische Jugend, auf die heranwachsende Generation, die, wie sie sich all die schweren Jahre hindurch auf dem Schlachtfeld herrlich bewährt hat, so auch in diesem geistigen Kampfe in echt deutscher Gesinnung uns treu zur Seite steht.

Hausfeier in schwerer Zeit. Von Ludwig Fulda

Mein Schätzchen, mein Kätzchen,
Was spend' ich dir, sag',
An Gaben und Laben
Zum festlichen Tag?

Was bring' ich und sing' ich
Und schlepp' ich daher
In Hülle und Fülle
Nach deinem Begehr?

Ich möchte, dir flöchte
Das Glück in Person
Aus Blüten und Myrthen
Die herrlichste Kron'

Und brächte durch Knechte
Dir Berge sogleich
Von Golde, du Holde;
Dann wärest du reich.

Dann wäre die Schwere
Der Zeiten verbannt;
Wir gingen mit Klingen
Und Jauchzen durchs Land.

Und nimmer ein Schimmer
Dir täte sich kund,
Daß Steuern verteuern
Den Bissen im Mund.

Ach freilich, verzeihlich
Ist solch ein Gebet,
Da Sparen und Wahren
Uns kaum noch gerät.

Doch Schätzchen, ein Plätzchen,
Wie schmal es auch sei,
Vor Sorgen geborgen,
Ist immer noch frei.

Denn würden die Bürden
Noch größern Gewichts,
Uns bliebe die Liebe:
Die kostet ja nichts.

Die schenk' ich, so denk' ich,
Dir fürder zu Hauf:
Wenn Welten zerschellten,
Sie höret nicht auf.

Der Sträfling

Von Fritz Müller

Die Stadt war damals bequem geworden. Kaum daß noch einer zu Fuß ging. Wozu auch, da schon jeder dritte Mann sein Auto hatte. Und jeder zweite seine Straßenbahn oder sonst ein Fahrzeug.

Und mit jedem neuen Vehikel wurden die Füße der Stadt müder und perpendikelten grämlicher über die Straßen, wenn schon mal kein Fahrzeug da war.

Aber das mit dem Gehen war es nicht allein. Mit dem Essen und dem Magen war es geradeso. Auch der Magen wurde bequem. Er hatte die Durchwalkung der früheren Nahrung satt, aus der er sich erst mühsam das ihm Zukommende herausholen mußte. Nein, jetzt hielt er es mit den konzentrierten Nahrungspillen, Pasteten und so weiter, die ihm die Arbeit vorher abgenommen hatten.

Dann kamen noch die geistigen Bequemlichkeiten in der Schule, in der Wissenschaft, im Postverkehr, im Telephon, in der Literatur — bis zu fidelen Büchern, die sich selbst umblätterten, hatte man's gebracht, zu Musikstücken, die sich selber spielten, und zu Gesprächen, die ein Apparat für einen führte.

Und sicher wäre man vor den Folgen dieser Menge von Bequemlichkeiten eines Tages erschrocken. Aber man half sich mit einem wundervoll bequemen Kniff: Man taufte die Bequemlichkeiten einfach um in — Errungenschaften. Jetzt sah es wie ein Fortschritt aus. Und ‚Fortschritt' und ‚Errungenschaften' wälzten sich hochachtungsvoll durch tausend Reden dieser Stadt, womit sie sich die eigene Tüchtigkeit bezeugte.

Und eines Tages griff die Bequemlichkeit — nein, der Fortschritt von der Arbeit aufs Vergnügen über: Man wurde bequem vergnügt. Von hundertein Vergnügungsbequemlichkeiten könnt' ich was erzählen. Jedoch ich will es nur von einer tun. Von einer um die Fastnacht.

— Das mit der Fastnacht habe ich in dieser Stadt genau verfolgt. Ich kann mich noch erinnern, wie es wimmelte von Masken auf den Fastnachtstag. Nicht einer, der es sich verbissen hätte, ohne eine Drolligkeit an diesem Tage über die Straße zu gehen. Und wenn es nur ein buntes und vergnügtes Schleifchen war. Nein, die Mühe nahm man sich noch zum Vergnügen.

Bis eines Tages eben, wie gesagt, auch ins Vergnügen die Bequemlichkeit — ich bitte um Entschuldigung — der Fortschritt seinen Einzug hielt. Bis sie zur Fastnacht sagten: Das Närrischsein ist eine mühsame Sache — wir wollen lieber schauen, wie die andern närrisch sind.

So sprachen sie, so taten sie. Was Wunder also, daß die Fröhlichkeit zur Fastnacht spärlich wurde. Daß es immer weniger der Masken gab. Daß die Straßen, die an diesem Tage immer bunt gewesen waren von unbekümmerter Fröhlichkeit, schwärzlich überliefen von zuschauender Korrektheit.

Es kam der Tag, wo man schon froh sein mußte, wenn auf eine Straße eine Maske kam und auf elf Häuser ein vergnügtes Schmunzeln. Und schließlich kam jene Fastnacht — ich weiß es noch wie heute — wo es sich schwarz auf schwarz in den Straßen drängte. Wo sich tausend Hälse reckten: Nun, wo ist denn eigentlich eine Maske?

Die Schaulust flutete durch die Straßen, immer aufgeregter: Masken, Masken? Wo sind sie denn, wo sind sie denn?

Aber keine Maske war zu sehen. Keine Papierschlange, keine bunte, flitschte durch die Luft. Kein lustiges Schleifchen schaukelte an einer Brust. Keine Ratsche knarrte, und keine Pritsche schlug übermütig auf des andern Rücken. Kein Scherzwort flog, kein Lachen klirrte durch die Straßen. Und nur da und dort hatte einer den Rock verkehrt angezogen, daß das Futter auf die Straße schaute — für eine Maske hielt er sich. Nur da und dort eine elende Papiernase, eine rote, eine lange, die der nasse Februarwind zerweichte. Nur da und dort ein paar Menschen mit einer versteckten Fastnachtspritsche, die sie mit schlechtem Gewissen und verstohlen auf der Leute Rücken spielen ließen. Nur da und dort halbwüchsige Jungen, die es für einen kapitalen Fastnachtsscherz hielten, jungen Mädchen Confetti vom vergangenen Tage ins Gesicht zu pulvern, daß sie kreischten ...

Einsam hing die Fastnacht am Himmel über der Stadt und lugte und horchte — vergeblich — kein Widerhall ungebundener Fröhlichkeit drang zu ihr herauf. Nur in einer Vorstadt erhaschte sie ein schiefgedrücktes Grinsen.

Aber die wimmelnden Menschen da drunten konnten's nicht begreifen. Hat man je einmal gesehen, daß die Arbeiter ihre Hacke in die Ecke warfen, weil man ihnen bei der Arbeit zusah? Hat man je einmal erlebt, daß die Fröhlichen in ein Mauseloch gekrochen waren, da man ihre Fröhlichkeit beglotzen wollte? In aller Ruhe und Bequemlichkeit besichtigen wollte?

Und die empörte Menge drängte sich und schob sich in den Straßen, gab sich Püffe, und wollte nicht nach Hause gehen, sie hätten denn zuvor wenigstens eine Maske gesehen: „Zum Donner noch einmal, wir wollen eine Maske!" schrie man, „her mit einer Maske! Fastnacht ist es heute! Wir wollen eine Maske — ei—ne Mas—keeee!"

⁂ ⁂ ⁂

Zur selben Zeit beugte ein Mann auf einer hohen Mauer draußen am Stadtrand seine Knie — schätzten zwei glühende Augen noch einmal und noch einmal die Mauerhöhe: Würde es gelingen? Würden nicht

die Füße brechen oder die Gelenke, die Sehnen nicht zerreißen wie alte Saiten auf der Geige, die man an die Mauer schlug?

Ratsch — die Überlegung klebte oben auf der Mauer, und die Tat sprang mit dem Sträfling wohlbehalten auf die freie Erde hinter dem Zuchthaus.

Scheu sah der Sträfling sich noch einmal um. Über die Schramme fuhr er sich auf der Stirn — na, auch der Wärter hatte gestern eine abgekriegt, die saß noch etwas tiefer. Über den runden Schädel glitt die Hand weiter — glattgeschorene Haare? — na, die würden wieder wachsen.

Auf die Brust preßte sich das Kinn — die Augen streiften ängstlich über eine grobe gelbe Drillichsträflingskleidung — ach was, den Nächsten, den er auf dem freien Felde antraf, würde er zu einem Zwangstausch überreden — überreden — hahaha — er schmiß die Arme nach der Seite — aha, die waren nicht gebrochen im Gefängnis, die hatten noch die alte Stärke —

Räderrollen? Flugs nach der anderen Seite —

Stimmen dort? Rasch quer hinüber.

Aber Mensch, das geht ja nach der Stadt! schrie es auf in ihm, beim Laufen.

Mir gleich, mir gleich! Ich bin ja frei — frei bin ich — frei — wenn es nur vorwärts ging — vorwärts, immer vorwärts ...

Und ein alter Sträfling huschte wie ein Hase durch der Vorstadt Straßen — duckte sich und schnellte weiter — rannte, rannte ...

Und die Fastnacht, die noch immer über der Stadt am Himmel hing, kniff ein Auge zu: Kreuzteufel, also doch 'ne Maske ...!

Und die Menschen, die verzweiflungsvoll nach Masken spähenden Menschen, hörten es und sahen sich um: Richtig — ja — dort war die Maske!

Dann klatschten sie in die Hände und riefen, wie es die Fastnacht droben ihnen vorgeplappert hatte: „Kreuzteufel, also doch 'ne Maske — doch 'ne Maske — eine Maske — ei—ne—Maske—ei—ne—Mas—keee...!“

Der Ruf lief schneller, als der Sträfling laufen konnte. „Nein, ist das eine drolige — eine drollige Maske — der hat sich ja als ein — als ein Sträfling verkleidet — nein, so was Originelles — seht nur!“

„Na, wißt ihr, 'n bißchen lumpiger sehen wirkliche Sträflinge ja schon aus — aber immerhin — 'ne ganz nette Leistung.“

„Und 'nen Schmiß über der Stirn hat er sich auch angemalt — wirklich täuschend.“

„Ein famoser Verbrecherschädel — seht nur, wie kurz er sich das Haar geschoren hat — der — der Lump.“

„Famos, famos — und wie der Kerl läuft — als ob sie ihm dicht auf den Fersen wären — he, Herr Sträfling!“

Und der alte Sträfling hörte das Brausen und verstand es nicht. Und der alte laufende Sträfling sah die vielen Menschen auf der Straße und begriff sie nicht. In eine Seitengasse bog er — ihm nach die Menge. Wieder zurück in die Hauptstraße — da flutete sie auch schon wieder.

Natürlich waren es Verfolger! Aber wie hatten die nur so schnell so viele Leute auf die Beine bringen können?

Und der alte Sträfling lief und lief.

Nicht einmal mit einem sonderlichen Schrecken: Sie würden ihn ja wieder fangen — natürlich würden sie ihn wieder fangen. Aber so viele Meter als irgend möglich, so viele Meter auf freiem Boden wollte er doch dazwischen legen — ja ja, das wollte er, wollte er. Zum Teufel auch, dort standen gleich zwei Uniformen, zwei Gendarmen! Dann war's vorbei, vorbei.

Einhielt der alte Sträfling im Laufen. Umschaute er sich. Nein, nein, zurück ging's auch nicht mehr. Schwarz und dick kam's nachgeflossen mit Gejohl und Heulen. Nun, denn in Gottesnamen — den Versuch gemacht, die Polizisten über den Haufen zu rennen!

Einen mächtigen Anlauf gab er sich. Aber der verpuffte ins Leere.

Was war denn das? Die Polizisten ließen ihn ruhig vorüber? Und hatten sie nicht obendrein gelächelt?

Verflucht nochmal — also war es doch ein Traum. Also schlief er doch in seiner Zelle? Und alle Leute waren Spukgestalten — schemenhafte Spukgestalten, die zerrinnen würden, wenn er danach griff. Und all das Gelaufe in der Freiheit war ein Traumtrug — und das Atmen, das schwere Atmen seiner Brust weiter nichts als der dicke Strohsack, der ihm auf das Herz gerutscht war. Ach Gott, ach Gott, gleich würde er erwachen — gleich würde es an seiner Zelle rasseln — aufstehen, aufstehen! — und dann der Morgenbrei, das Mehlmus — und dann das Tütenkleben, das jahrelange Tütenkleben, fünfundzwanzig Hundert Stück im Tag — ä — ää — verflucht nochmal — aber nein, er wollte sich jetzt gar nicht drehen im Bette — er wollte träumen, weiterträumen von der Flucht auf freiem Boden — ha, welche Lust — ha, welche Lust ...

Da, da — da war der Traum schon wieder. Da, da — schon lief er wieder — lief er wieder —

Wie, wenn er einem dieser Menschen einen Puffer geben würde — haha, einen Puffer im Traume — ob der dann auch im Traume hinfiel, auf die Erde kugelte?

Und der alte Sträfling lief und gab im Laufen einem dicken Menschen einen Puffer. Haha, wahrhaftig, um war der gefallen, die Beine streckte er in die Höhe und die Hände — nein, wie komisch —

„Hören Sie mal, Herr Sträfling — alles was recht ist — und wenn Se auch 'n famoser Sträfling sind — roh brauchen Se deshalb noch nich zu sein — Herr Sträfling — hören Se, Herr Sträfling ...“

Aber der Sträfling hörte nicht. Längst war er weitergelaufen. Längst dachte er im Laufen weiter: ‚Und wenn ich jetzt im Traume

einem auf die Schädeldecke schlagen würde — auf die Schädeldecke schlagen würde — ob da wohl auch das Blut käm' — haha, das Traumblut ...'

Und schon wollte seine alte eiserne Faust ausholen zu dem fürchterlichen Schlage — da hatten sie ihn eingekeilt. Da waren die schwarzen Menschenmassen von allen Seiten dicht an ihn herangeflossen. Da riefen sie, da fochten sie mit den Händen. Da drängten sie sich an ihn, daß er sich nicht rühren konnte. Da tätschelten sie ihn mit den Händen. Da schlug ihm einer mit der Fastnachtspritsche mächtig auf den Rücken, daß es klatschte. Daß er's gehörig spürte. Daß es ihn richtig juckte — Herrgott, also doch kein Traum — Wirklichkeit — alles Wirklichkeit?

Und jetzt tat die alte Fastnacht, die da droben über der Stadt hing, den zerfransten Mund auf, und deutlich konnte er es hören: „Dummer Teufel — heut ist Fastnacht — Fastnacht — du hast es gut getroffen heute — nütz' es aus — nütz' es aus!"

Starr sah der Sträfling den drängenden Leuten ins Weiße ihrer Augen: Nein, nein, das waren keine Häscher — keine Leute, die ihm das Rennen in der Freiheit kürzen wollten — das waren gute und bequeme Bürger, die ihre Fastnacht hatten — die ihren Spaß haben wollten — weiter nichts als ihren Spaß — die ihn für eine Maske hielten — haha, für eine Maske ...

Stockstill stand der alte Sträfling. Um seine eingesunkenen Augen zuckte es. War das nicht ein Lachen, was ihm in die Runzeln steigen wollte?

Ein Lachen? Nein, nur zu einem Grinsen kam es. Das Lachen, das erstickte unterwegs unter einem Augenwulst. Da, wo das letzte Lachen vor acht Jahren, knapp, bevor er eingeliefert wurde, ebenfalls erstorben war.

„He, Sie — wo haben Sie das famose Kostüm aufgetrieben?"

„Haha, schaut nur, was er für ein verdattertes Gesicht macht, der Herr Sträfling!"

„Jaja, gerade so, als wenn er eingefangen worden wäre."

„He, Sie, Herr Sträfling, bevor Sie wieder eingeliefert werden —"

„Haha, eingeliefert — sehr gut —"

„— bevor Sie wieder eingeliefert werden, kommen Sie doch mal mit ins Café Central — wollen noch 'n bißchen bechern!"

„Übrigens 'ne tadellose Maske — gratuliere, gratuliere."

„Wetten wir, 's is 'n Schauspieler — sonst könnte er sein Gesicht nicht so wunderbar verstellen."

„Ja, 'n kolossaler Verbrecherschädel!"

Und sie fuhren fort, dem alten Sträfling an die groben Drillichkleider zu tasten.

„Echt, tadellos echt," sagten sie und lachten und zogen ihn mit und klopften ihm auf die Schultern.

Und jetzt marschierte der Sträfling wirklich wie im Traume.

„'n Sträußchen, Herr Sträfling — wie?" Ein lustiges Dämchen hatte es gerufen und ein Veilchensträußchen hingehalten.

Und unter Hallo wollten sie dem Sträfling das duftende Veilchenbukettchen ins Knopfloch stecken.

Aber wie sie auch suchten und suchten — da war kein Blumenknopfloch in dem Sträflingsrocke.

„Natürlich," sagte ein Herr gemütlich, „was sollen se auch im Zuchthaus mit Blumen — he?"

Gelächter rollte hinterher.

Und dann hatte ein anderes Fräulein irgendwo an ihrem Kleid eine Sicherheitsnadel losgemacht. Und mit dieser wurde das Sträußchen dennoch an den Sträflingsrock geheftet.

Der alte Sträfling drückte das Kinn an die Brust und sah mit blöden Augen auf die duftenden Blumen. Seine Nasenflügel bebten. Wann war es doch zuletzt, daß er Veilchen gerochen hatte? Acht Jahre oder so — im Zuchthaus gibt es keine Veilchen...

„Schaut nur, was er für ein Gesicht macht — ist das nicht famos — 'n echter könnte es nich echter machen — was?"

„Na, Herr Sträfling, wollen Sie nicht auch einmal was sagen?"

Der wollte sprechen. Aber er konnte es nicht. Nur ein unverständliches Grollen kam aus seiner Brust herauf: „Hrr — hruh — hua — ich bin — ich war — ich — hrr — huh — hrhuh ..."

„Na, lassen Se's gut sein, Herr Sträfling."

„Nu, gar so echt brauchen Se's auch nich zu machen, wiss'n Se."

„Sagen Se mal, Herr Sträfling, wie lange sitzen Se eigentlich schon — was?"

„Hrr — hua — hruh — acht — achte — acht Jahre — hrr ..."

„Haha, acht Jahre, sehr gut — na, dafür haben Sie sich in der Tat noch gut gehalten, Herr Sträfling — kommen Se, kommen Se — wir wollen jetzt wieder rin — rin in die Zelle — ah, entschuldigen Sie — ins Café Central hab' ich sagen wollen."

Und dann saßen sie mit ihm im Café Central an einem großen Tisch. Zur Ehre rechneten sie es sich an, in seiner Nähe zu sitzen. Von anderen Tischen drängten sie herüber. Wenigstens einen Händedruck wollten sie mit dem Sträfling tauschen, mit der einzigen Maske am Fastnachtstag.

Nein, wie auch der verwöhnt wurde. Eine ganze Menge Menschen nahmen es sich im stillen vor: „Nun, das nächste Jahr wollen wir auch einen Sträfling machen"

Und dann schleppten sie Wein herbei und prosteten: „Hoch der Sträfling — hoch — hooch!"

Und ein Geschrei war in dem Lokal und ein Durcheinanderfluten übermütiger Menschen.

„He, Herr Sträfling," sagte ein lustiges Dämchen und strich ihm wahrhaftig mit den feinen Händchen über den kahl rasierten Verbrecherschädel, „he, Herr Sträfling —

'n bißchen was essen wollen Sie doch auch, nicht wahr?"

„Natürlich," rief ein anderer, „in acht Jahren Zuchthaus kriegt man Hunger auf allerlei feine Sachen — was?"

Und dann ließen sie wirklich ein schmorendes Beefsteak anfahren mit feinem Salat und schauten vergnüglich zu, wie der Sträfling seine Zähne in die Leckerbissen schlug.

„Na, wissen Se, gar zu arg brauchen Se's nu auch nich zu markieren, Herr Sträfling ..."

Dann holten die Frauen Konditorzeug herbei, wunderfeine Leckerbissen. Und eine ließ es sich wahrhaftig nicht nehmen, dem Sträfling ein kleines Törtchen nach dem andern in den verbissenen Mund zu stecken.

„Die Schramme da auf Ihrer Stirne, Herr Sträfling, haben Sie sich aber verteufelt echt aufpinseln lassen — sagen Sie mal, woher beziehen Sie eigentlich — eigentlich — Ihr — Ihr Blut?" Alles lachte. Und der Sträfling aß und aß und trank und trank. Und nur dann und wann gingen seine alten Zuchthausaugen mit einem geschwinden Blick in die Runde.

„Ausgezeichnet — wirklich ausgezeichnet und es is doch 'n Schauspieler — wetten wir ..."

Und dann und wann kamen ein paar gurgelnde Laute oder ein verlegenes Grinsen.

Wie aber jetzt der Champagner kam, der perlende Champagner — wie der aufstieg in sein verzuchthaustes Gehirn, da geschah etwas Seltsames mit dem alten Sträfling. Das Zuchthaus und die acht Jahre darin versanken. Das Leben vorher griff aus seiner Brust herauf ins Hirn. Das Leben vorher aber war so übel nicht gewesen. Ja ja, das hatte ihm gelächelt ...

Und mit einem Male gelang es auch dem alten Sträfling wieder, das begrabene Lächeln über seine Augenwülste hinaufzuschieben. Na, das ging ja noch — nicht gestorben war das Lächeln also — nur geschlafen hatte es.

„Seht, er lächelt — der alte Sträfling erlaubt sich zu lächeln — nich zu lustig, werter Herr, sonst geht es wieder in die Zelle."

Aber der Sträfling lächelte spöttisch. Das war das Lächeln eines Gentlemans. Und wie er jetzt aufstand und den Stuhl zurückrückte — und wie er jetzt die Augen, die er vor dem Zuchthause hatte, in die Runde gehen ließ — und wie er sich jetzt vornehm räusperte, wie vor einer Rede — das war auf und ab ein Gentleman.

„Er fällt aus der Rolle," flüsterte einer dem anderen zu, „unser Herr Sträfling fällt aus der Rolle."

„Bscht, bscht, ich glaube, er will reden — bscht, bscht."

Der Sträfling hatte das Champagnerglas ergriffen und ein wenig aufgehoben. Wie sonderbar sich die verarbeiteten, klobigen Zuchthausfinger nobel spreizten.

„Du," flüsterte einer, „du, schau dem auf seine Finger — ich lass' mich hängen, wenn —"

„Bscht — Silentium — reden lassen — re—den—las—sen!"

Jetzt machte der Champagnerkelch in der Sträflingshand eine zierliche Kreisbewegung. „Meine Damen und Herren," begann der Sträfling frei und leicht, und seine Augen gingen frank umher, „meine Damen und Herren, es ist ein seltener Zufall, der mir heute den Vorzug zuteil werden läßt, in Ihrer Mitte —"

„Bitte, 'n bißchen zuchthausmäßiger, Herr Sträfling," grölte ein Halbbetrunkener.

„Nicht unterbrechen —"

Aber da ereignete sich was Sonderbares am Eingang des Cafés. Die Türe wurde aufgerissen. Ein Trupp Polizisten drang ein. Rücksichtslos schoben sie die Menschen auf die Seite.

„Was für 'n Unfug," hörte man es protestieren, „hinaus mit der Polizei —" „Jawohl — dummes Zeug — Fastnacht ist heute —" Aber die Polizisten kümmerten sich um nichts. Schnurgerade drangen sie gegen den Tisch vor, wo der Mann mit dem Champagnerglas aufrechtstand und ihnen den Rücken zuwendete. Jetzt aber schaute er sich um und sah die Polizisten, sah ihnen über die brodelnde Menge hinweg ins Gesicht und wußte: Vorbei. Der Champagnerkelch entsank seinen Händen. Hintennach schlug die klobige Sträflingshand auf den Marmortisch, grob und hart. Das Lächeln rutschte wieder in den Augenwulst zurück. Das Grinsen blieb. Das waren wieder Zuchthausaugen, die sich entsetzt weiteten und weiteten. Das war wieder das Zuchthaus, das sich breit und dumpf in seinem Gehirn niederließ.

Der vorderste Gendarm hatte ihm hart die Hand auf die Schulter gelegt.

„Machen Se doch keene Witze," piepste eine dünne Stimme, „und lassen Se die Maske in Ruhe — ja?"

„Hahahaha," schüttelte sich noch ein leicht beschwipstes Dämchen vor Lachen, „hahaha, jetzt halten die ihn wirklich für einen Sträfling — hahaha — köstlich — köstlich ..."

Aber mit einem Male ward es Ernst, fürchterlicher Ernst.

Mit einer blitzschnellen Bewegung hatte der Sträfling nach der dickbauchigen Champagnerflasche gegriffen. Ein kurzer, blitzender Schwung — und die Flasche schmetterte mit schrecklicher Gewalt auf den Helm eines Gendarmen. Der fiel ab. Blut quoll aus der Schläfe, rotes Blut.

Mit einem blitzartigen Vergleichen gingen die Augen der Caféhausbesucher von diesem Blut auf die Narbe des Sträflings hinüber. Jaja — nun riß der Vorhang endlich mitten durch — Blut kam zu Blut.

Und dann saß das ganze Café starr und ohne Laut, während die Gendarmen mit überlegenen Griffen den alten Sträfling banden ...

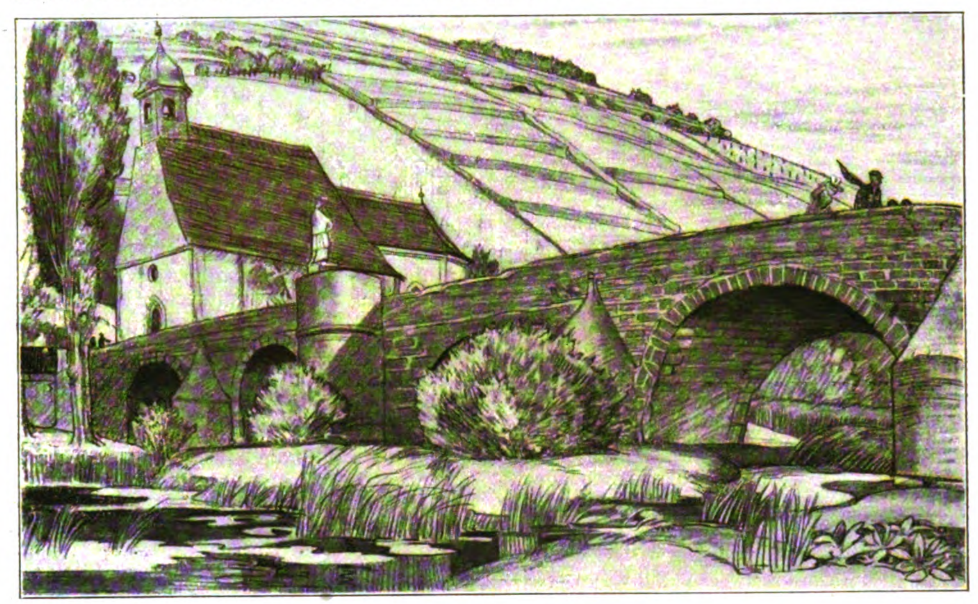
Fränkische Erde im Schaffen Rudolf Schiestls

Von Dr. Paul Weiglin

Es ist vor dem Kriege viel von Heimatkunst die Rede gewesen, und mancher, der die Sache liebte, konnte das Wort nicht mehr gut vertragen. Unter dieser Losung sammelte sich allerlei, was künstlerisch mangelhaft war und dennoch auf Anerkennung pochte, weil es irgendeinen entlegenen und abseitigen Winkel im deutschen Vaterlande vertrat. Überhaupt: war die Liebe zur Idylle nicht bloß eine Spielerei, die uns abgearbeiteten und gehetzten Menschen schlecht anstand? Schraubten wir uns nicht künstlich auf Zustände und Stimmungen zurück, die zu unsern Großvätern paßten? ‚Schollenduft'. Auch so ein Wort! Wer war so glücklich, ihn noch zu atmen? Die Mehrzahl unsres Volkes pumpte sich die Lungen voll Benzin. Mit dieser gewiß traurigen Entwicklung mußte man sich abfinden. Was sollte die schwermutvolle Sehnsucht nach Erdgeruch, wo es Deutschlands Bestimmung schien, asphaltiert zu werden? Nicht rückwärts, vorwärts ging der Marsch, und glücklich war, wer uns die Augen für neue Schönheiten öffnete. So fühlte man, und unsre Künstler erweiterten die Gebiete ihrer Darstellung ins Ungemessene. Sie eroberten sich die Großstadt in ihren glänzendsten und abstoßendsten Erscheinungsformen. Sie ent-



Maria unter dem Apfelbaum. Gemälde



Studie. Zeichnung

deckten die künstlerischen Reize, die in der Maschine stecken, im Fabrikhof, im Grubenbergwerk, im Eisenhammer. Mitleid mit der Masse flammte auf, Erbarmen mit ihrer leiblichen Not, ihrer seelischen Stumpfheit. Und dann, als der Kreis der sichtbaren Erscheinungen geschlossen schien, begann jene Entwicklung, die heut noch nicht beendet ist: man wollte das Unsichtbare gestalten; man wollte das Gefühl, das bisher nur in Worten stammeln, in Tönen klingen konnte, ohne die Vermittlung eines der Welt des Tatsächlichen angehörenden Symbols in Formen und Farben bilden; man wollte den Dingen und Menschen gleichsam das Herz aus der Brust reißen und im Rausch des Gefühls wenigstens ahnen, was sich der Nüchternheit des Verstandes entzog.



Der Schweinehandel. Radierung

Aber es ist immer dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen. Unsre Kunst war und ist zum guten Teil wurzellos geworden, und man braucht deshalb ihre Vertreter nicht gleich Verräter am Vaterland zu schelten, denn es würde ihnen unmöglich sein zu schaffen, wie sie es tun, wenn nicht in unserem Volke unter dem Einfluß eines verhängnisvollen Krieges und eines unglücklichen Friedens übervölkische, allgemeine menschliche Ideale eine zum Ausdruck drängende Bedeutung gewonnen

hätten. Die große Not hat jedoch auch in aller Stille unsre Liebe zur Heimat, zum Heimatwinkel vertieft, und es will uns scheinen, als sei diese Liebe zu dem, was uns eigentümlich geblieben ist, eine zuverlässigere Bürgschaft für unsre Gesundung und Erneuerung als jene über die Grenzen schweifende Sehnsucht, die die Welt in ihre Arme schließen möchte und ins Leere greift. Der Mensch muß irgendwo wurzeln, um gedeihen zu können, und wir sind heute ernsthafter als zuvor darauf verwiesen, es uns in unsern engsten, heimlichsten Bezirken behagen zu lassen. Das hat jeder erlebt, der aus dem Kriege nach Hause kam: er sah die Welt, die ehedem sein gleichgültig gewordener Alltag gewesen war, mit gewandelten Augen an. Eine tiefe Dankbarkeit übermannte ihn. Mancher stand mit kopfschüttelndem Staunen vor dem Umsturz einer Lebensordnung, für die er sich eingesetzt hatte und die ihm ehrwürdig und notwendig erschienen war. Man suchte nach dem Ewigen in Deutschland, und man fand es in der deutschen Landschaft. Die Erde war „auch diese Nacht beständig".

Diese faustische Erfahrung hat auch Rudolf Schiestl gemacht, als er nach dem Niederbruch des Jahres 1918 in sein Nürnberger Haus und Amt zurückkehrte. Er war, ein Vierzigjähriger, als Landsturmmann eingezogen gewesen, hatte in Französisch-Lothringen Frontdienst getan und war im Herbst 1917 als Nachfolger Karl Arnolds an die von Paul Oskar Höcker herausgegebene ‚Liller Kriegszeitung' berufen worden. Das Liller Jahr hatte dem Künstler mancherlei Anregungen geschenkt. Er sah sich vor Aufgaben gestellt, die zwar seine Phantasie oft banden, aber eben dadurch auch wiederum reizten. Er konnte die Wiedergabe und den Druck seiner Zeichnungen bis ins kleinste überwachen und, selbst ein guter Kenner und Liebhaber des Handwerks, neue Erfahrungen sammeln. Er lernte Land und Leute von Lille und Umgegend kennen; er hielt auf seinen Blättern fest, was ihm vor seine guten deutschen Augen kam. Schiestl denkt dieses



Die Dorfältesten. Gemälde



Bäuerliches Liebespaar. Radierung

Liller Jahres noch heut mit herzlicher Dankbarkeit. Er lebte dort klösterlich einsam, nur der Arbeit hingegeben. Schwer litt er aber unter dem Ende. Mit dem 1. Oktober sollte die ‚Liller Kriegszeitung' durch ein neues, täglich erscheinendes Blatt ‚Heer und Heimat' ersetzt werden. Diese von dem Nachfolger Höckers herausgegebene Zeitung fristete ihr kurzes Dasein bis zum Ausbruch der Revolution in Brüssel, und diese vier Wochen waren für unsern Künstler böse. Allzuviele von denen, die Kameraden hießen, waren unter die Schieber und Diebe gegangen, so daß einem ehrlichen Menschen der Ekel bis an den Hals steigen konnte. Ein Mann, der sein Volk so herzlich liebt wie Schiestl, mochte unter solchen Eindrücken wohl in die Versuchung kommen, in der Bitternis der Enttäuschung Gerechte und Ungerechte in dasselbe Pack zu stoßen. Lange wurde er das Gefühl nicht los, in unreinlicher Gesellschaft gelebt zu haben, und was sich im Laufe des Winters 1918 auf 1919 in der Heimat ereignete, war auch nicht dazu angetan, einem erschütterten Glauben die feste Zuversicht auf das, das man nicht siehet, wiederzugeben. Da tat der Künstler den Schritt, der alle Zweifel einer wankenden Liebe zerstreute: er versenkte sich in die Schönheit seiner Heimaterde und trug alsbald ihren mütterlichen Segen davon.

Es war eine alte Liebe, die ihn nach langer Trennung erneut und mit doppelter Gewalt überkam. Schiestl ist nicht Franke von Hause aus. Wohl ist er in Würzburg geboren, der prächtigen und fröhlichen, gelehrten und frommen Stadt am Main. Aber er stammt aus einem alten tirolischen Bauerngeschlecht, und erst sein Vater war aus dem Zillertal nach Franken gewandert. Den tiroler Schlag kann auch der Sohn nicht verleugnen; das zeigt sich schon in einer Äußerlichkeit: er hat in Österreich seiner Militärpflicht genügt und ist erst bayrischer Staatsangehöriger geworden, als er in die Professur an der Nürnberger Kunstgewerbeschule berufen wurde. Trotzdem ist ihm Franken, sein Kinderland, auch Heimatland geworden, und er fühlt sich dem väterlichen Erbteil nur insofern verpflichtet, daß er als Zugewanderter aufmerksamer für die allgemeinen und empfindlicher für die besonderen Reize der fränkischen Erde und ihrer Bewohner ist als ein Rasseechter und seit Geschlechtern im Boden Verwurzelter. Schiestl hatte es auch in der Fremde verstanden, das Ewiggültige einer Landschaft und eines Volksschlags herauszubringen. Das fiel ihm nicht leicht, denn er ist ein genauer Arbeiter, der sich mit dem Ungefähr des Eindrucks nicht zufrieden gibt. So peinigten ihn z. B. in Lille die hohen, schmalen Häuser in den engen Gassen. Es dauerte eine Weile, bis sich sein Auge und seine Hand in die absonderlich fremden Größenverhältnisse hineingefunden hatten, und er war glücklich, als es soweit war. Jetzt sah er sich wieder in der fränkischen Heimat um und fühlte mit der seligen Freude des Wiedererkennens, daß sich ihr Antlitz nicht verändert hatte. Es war geblieben, wie er es in einem treuen Herzen trug, und eine heftige Sehnsucht packte ihn, es aufs neue nachzubilden, anders als er es auf unzähligen Blättern seiner Skizzenbücher getan hatte, reifer, reiner, von allen Zufälligkeiten befreit. Er radierte eine Folge von zwölf fränkischen Landschaften, die sich, wie er selber es ausdrückt, mit der Bodenarchitektur befassen, d. h. die Erde ist die Hauptsache, woran und worin sich die Häuser schmiegen. Schon vorher war Schiestl niemals dem reinen Naturalismus verfallen. Auf ausgedehnten und oft wiederholten Wanderungen hat er ganze Stöße von Heften mit Notizen gefüllt, und es bietet einen großen Genuß, in diesen Aufzeichnungen zu blättern, die reich an triebkräftigen Keimen sind. Man spürt die Achtung des Zeichners vor dem Tatsächlichen. Aber er weiß sehr wohl, daß das Tatsächliche oft auch das Zufällige ist, und bleibt deshalb daran nicht kleben. Der bezeichnende Stimmungsreiz ist ihm wertvoller als die wirkliche Erscheinung, und nach dieser Überzeugung hat er auch seine zwölf fränkischen Radierungen geschaffen. Der genaue Kenner der Landschaft wird manche Entdeckerfreude erleben, indem er Kirchtürme und Bauernhäuser, die er da oder dort gesehen hat, auf



Mädchen aus dem Knoblauchsland. Gemälde

den Schiestlschen Blättern wiederfindet. Freilich sind sie niemals ganz der Wirklichkeit entsprechend, sondern immer ins Allgemeine erhöht und daher desto überzeugender. Was ihm Franken geschenkt hat seit dem entscheidenden Jahr, wo er die Münchner Akademie verließ und für sich selber im Steigerwald zu zeichnen und zu malen begann: es formte sich ihm jetzt zu einer großen und in solcher Klarheit noch nicht erreichten Einfachheit. An den Ufern des Mains lagert sich ein Dorf mit hochgegiebelten Häusern und spitzem Kirchturm; der Fluß zieht wie ein schmales, blitzendes Band durch die sanft gehügelte Landschaft. Ein anderes Dorf klettert an einem geschlängelten Weg einen Hang empor; schattenlos liegt es da; die Hopfenstangen starren wie stechende Lanzen in die Luft. Frischgeackertes Land wartet mit tiefen Furchen der Auferstehung; hohe Dächer bilden den Abschluß des schlichten Bildes, dessen Strenge durch drei Figürchen, eine Frau mit zwei Kindern, ein wenig gemildert wird. Reicher von Menschen belebt, aber in der Stimmung verwandt, ist eine ‚Karfreitag‘ benannte Radierung; mit starker sinnbildlicher Kraft ist in den Vordergrund eines jener mächtigen Steinkreuze ge-



Wallfahrtsort. Gemälde

rückt, die in Franken wie in andern deutschen Landen am Wege ragen, vom Volksglauben gern als Sühnekreuze mit irgend welchen blutigen Untaten in Verbindung gesetzt. Diese fränkischen Landschaften Schiestls haben fast alle etwas Heroisches. Mit feinem Gefühl meidet des Künstlers Nüchternheit alles, was auch nur entfernt ans Theatralische erinnern könnte. Der ‚Einsame Acker' z. B. ist so ein Blatt, das durch den Schwung seiner Linien, mit der Verlassenheit des stehengebliebenen Pfluges, der zerfallenen Mauer und den anklagend aufgereckten Bäumen unter dunkelm Himmel ans Tragische streifte, wenn nicht die beiden Krähen etwas von Schiestls heimlichem Humor verrieten. Andere Blätter freilich wie die Hopfenhäuser oder gar das verschneite Dorf halten bis in den letzten Winkel den ernsten, schwermütigen Grundzug der fränkischen Erde fest. Auf ihnen verzichtet der Künstler auch gänzlich auf jede Staffage. Er läßt die Landschaft nur für sich selber reden, und es will uns scheinen, als verrieten sie uns unter seiner Vermittlung alle ihre Geheimnisse. Sie ist einfach und groß gegliedert. Sie hat nichts Launisches oder Überraschendes. Sie hat ihre liebenswürdigen und romantischen Züge, denn auf den Hügeln am Main rankt die Rebe und trotzen verfallene Burgen. Steinerne Brücken mit heiligen Schutzpatronen überspannen in gemächlichen Bogen den Fluß. Trauliche Kirchen laden zu beschaulicher Einkehr oder warten auf fromme Wallfahrer. Die Landschaft atmet in weiten Flächen. Das Auge wird durch leicht bewegte Höhenzüge beschäftigt und ruht erquickt auf fruchtbaren Feldern. Aber diese freundlichen Bilder sind nicht die entscheidenden. Dafür zeugen in Schiestls Werk nicht bloß die Radierungen, die als bodenarchitektonische Aufnahmen nach dem Kriege entstanden sind, sondern auch eine Anzahl von Gemälden, in denen er sich mit derselben geläuterten Liebe um das Geheimnis der fränkischen Erde bemüht.

Während seiner Soldatenzeit war der Künstler nicht zum Malen gekommen. Auch seine Tätigkeit in Lille verwies ihn gänzlich auf ein sehr beschränktes Gebiet, die Federzeichnung. Im Liller Museum, das seine Kostbarkeiten der allgemeinen Besichtigung entzogen hatte, fand er wenig, was ihn als Maler anziehen konnte, ganz abgesehen davon, daß ihm die Arbeit im Dienst zu eingehenden Studien wenig Muße ließ. Ganz anders in Brüssel. Die verworrenen Verhältnisse an der neuen Zeitung, die in den vier Wochen ihres Bestehens mit Müh' und Not einige wenige Zeichnungen von Schiestl herauszubringen imstande war, schenkten dem Künstler mehr Muße, als ihm lieb war, und er benutzte sie zu eifrigen Studien im Museum. Wie auf seinen friedlichen Malerfahrten in Italien und Frankreich waren es die nordischen und die frühen Meister, die

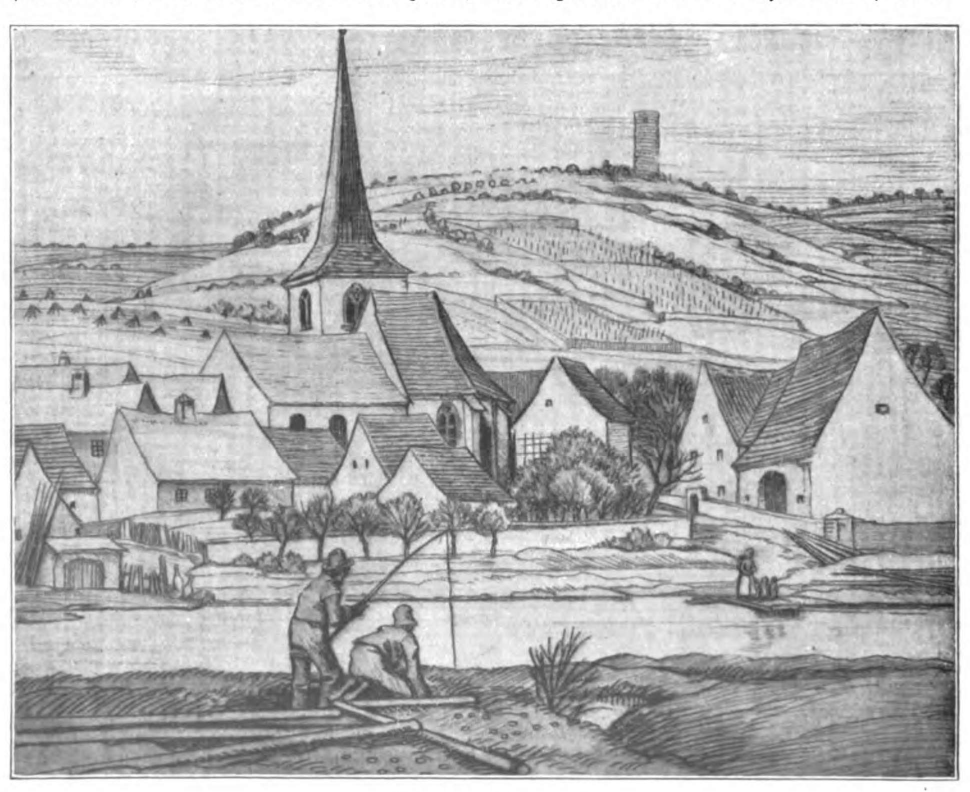
ihn vor allen andern anzogen: namentlich der ältere Brueghel, aber auch spätere Holländer wie etwa Jan de Witt mit seinen perspektivisch ausgezeichneten Innenansichten von Kirchen. Unermüdlich stapfte der Professor in seinen schweren Soldatenstiefeln durch die Bildersäle und versuchte, den alten Meistern hinter die Kunstgriffe oder gar die Schliche ihres Handwerks zu kommen. Gründliche Kenntnisse, die er sich z. T. bereits im väterlichen Hause erworben hatte, halfen ihm dabei. Er stand nicht bloß vor den Bildern und freute sich ihrer Schönheit; er guckte genau hin und stellte fest, was der alte Meister getan habe, daß dieses Braun so wundervoll warm und tonig wirkte, und jenes Licht, als käme es von der lieben Sonne selbst. Nach seiner Rückkehr nach Nürnberg befiel den Maler Schiestl eine Art Farbenrausch, was nach einer so strengen schwarzweißen Zeit gar nicht zu verwundern ist. Es freute ihn, überhaupt nur wieder mit Farbe hantieren zu dürfen, und in einem knappen halben Jahr malte er nicht weniger als zehn farbenfunkelnde Bilder. Auch in diesen Gemälden sucht er die fränkische Erde in ihrer ursprünglichen Kraft und Schönheit zu erfassen. Gewiß hatte er das schon vorher verstanden. Es gibt aus dem Jahre 1915 eine fränkische Dorfkapelle von ihm, die weiß und einfach innerhalb einer niedrigen Umfriedigung steht, grell beleuchtet wie eine Wand von Laermans, dem belgischen Meister, den unser Künstler hoch verehrt; links im Schatten eine Gruppe Bauernhäuser, im Grunde dunkler Wald und welliges Gelände, durchsetzt von den Hopfenstangen, deren malerischen Wert Schiestl zuerst entdeckt hat. Aber so vollwertig dieses Bild sein mag: es ist doch nur der Vorläufer für die Werke des Jahres 1919, die aus dem tiefsten Erleben schöpften, aus der Sehnsucht nach der Heimat, aus der Freude, wieder mit ihr vereint zu sein. Schwer lastet der Himmel über dem Land. Einsam reckt das Hopfenhaus seinen steilen, grellweißen Giebel über die Ebene. Ein paar Frauen sind mit Graben beschäftigt; man sieht sie kaum, so gehen sie in der Landschaft unter. Freundlicher ist ein zweites Bild, ‚Der Wallfahrtsort' benannt. Die alte gotische Kirche mit dem niedrigen Zwiebelturm lugt über den Hügel. In Windungen führt die Straße zu ihr hinauf. Die Stationen des Leidenswegs Christi leiten den Blick in die Tiefe, gewaltig einsetzend und schnell abschwellend. Das Stärkste dieser Bilder ist das Bergdorf im Schnee. Es liegt ganz im Hintergrunde, und man sieht von ihm nur ein paar Dächer und den barocken Kirchturm. Das Land ist in Schnee begraben. Das Weiß wirkt kalt und lebendig wie auf einem Brueghelschen Winterbilde. Schwarz ragen die Hopfenstangen auf; eine alte Frau mit zwei Kindern bahnt sich mühsam ihren Weg nach Hause.

Zur fränkischen Erde gehören auch die



Bauerntanz. Gemälde

Menschen. Schiestl bringt sie selbst auf den reinen Landschaften gern an, und oft helfen sie dazu, die Strenge des Eindrucks zu mildern. Die Geheimnisse der Natur sind leichter zu tragen, wenn wir unsersgleichen von ihnen umgeben sehen. Die bloße Staffage im Sinne der alten Landschafter ist selten. Wir finden sie auf der Radierung des Maindorfs, wo im Vordergrunde zwei Angler sich zu schaffen machen; jenseits auf dem andern Ufer, ganz klein, ein paar Gänse, eine Frau mit zwei Kindern. Mit Vorliebe läßt der Künstler seine Leute wandern. Er selbst ist ein ausgezeichneter Fußgänger, der in einem gemächlich wirkenden Bauernschritt die Meilensteine mühelos hinter sich bringt. Er kennt Eile so wenig wie zielloses und gemächliches Schlendern. Seine fränkischen Menschen marschieren wie er, ob es nun Frauen sind, Männer oder Kinder. Wir haben die Kirchgänger auf der Karfreitagsradierung erwähnt. Auf diesem Blatt überwiegt noch die Landschaft. In andern Werken ist der Mensch beherrschend in den Vordergrund gerückt, und sie sind es, die Schiestl auch denen nahebringen, die für den Aufbau der fränkischen Landschaft, für die Stimmungsreize ihrer Linien und Formen nicht ohne weiteres Verständnis haben. Ein Bild wie ‚Die Dorfältesten‘ (1912) muß jedermann packen. Diese Männer mit den verrunzelten, scharfgeschnittenen Gesichtern, den knochigen Händen, den fest am Boden haftenden Füßen prägen sich dem Gedächtnis sofort und auf die Dauer ein. Man beachte, daß die Figuren im Verhältnis zur Landschaft viel zu groß sind. Die Landschaft ist sozusagen die Begleitung zu der Melodie, die den beiden Männern anvertraut ist, freilich eine sehr reiche Begleitung. Es gibt viel zu sehen auf diesem Bilde, und es lohnt sich, die Einzelheiten bis auf die Blumen am Wege genau zu betrachten. Und doch ist alles dem großen Gesamteindruck, den die Dorfältesten hervorrufen, untergeordnet. Nach ähnlichen Grundsätzen verfährt Schiestl auf verwandten Blättern: die über Land gehenden Bauern füllen fast den ganzen Vordergrund, wenn nicht in der Breite, so doch gewiß in der Höhe, und die Landschaft spricht erst in zweiter Linie mit. So gibt es aus dem Jahre 1907 eine Radierung ‚Über Land‘: Zwei Männer und ein Kind wandern die Landstraße. Der eine im Kittel, in unten zusammengebundenen Hosen und in derben Schuhen könnte aus Dürers Zeiten auch der Tracht nach stammen; er hat sich einen Korb gegen die Sonne auf den Kopf gestülpt. Der andere, in altfränkischem Schoßrock, mit Wandertasche und Reisemütze trägt ein Kind auf dem Buckel (dieses zweckmäßigste Beförderungsmittel wendet auch der Künstler bei



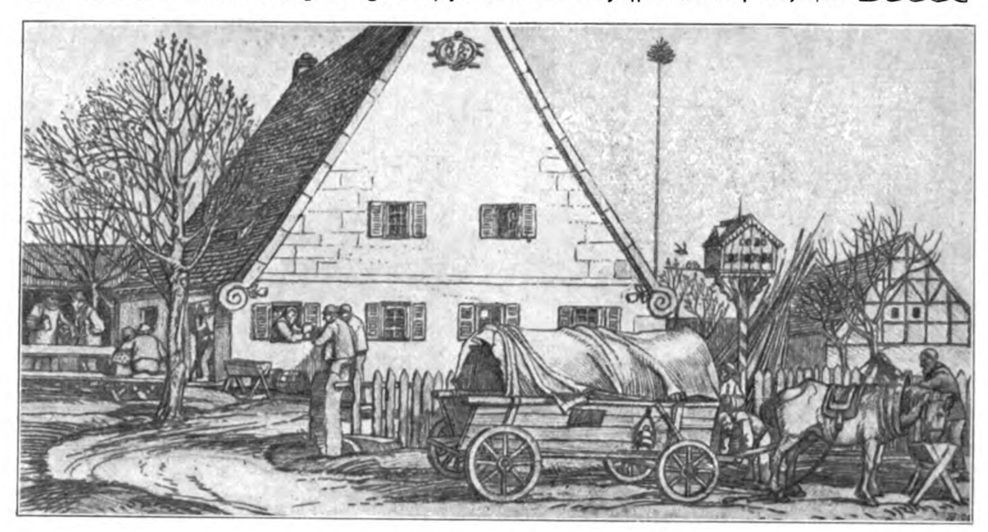
Maindorf. Radierung



Der Teufel holt einen Bauern. Hinterglasmalerei

seinem kleinen Rotburg an). Ein Mädchen endlich, trotz der Hitze den Kopf in die Ohrenkappe gezwängt, hält mit den Großen Schritt und läßt sich von einem Apfel laben. Die Landschaft ist sehr einfach; nur ein bescheiden aufragendes Giebeldach erinnert an Franken. Schiestl hat das Wandermotiv noch sehr oft aufgegriffen, u. a. auch in dem Gemälde ‚Greis und Knabe' (1915), einem Gegenstück zu den ‚Dorfältesten': ein alter Mann geht über Land, einen kleinen Hemdenmatz am Arm, ein Mädelchen, nach Landessitte in der Tracht der erwachsenen Bauern und am Rockzipfel hängend. Das Steinkreuz am Wege mahnt, die Jugend tröstet das Alter, das mit schon unsicher werdenden Schritten einhermarschiert.

Gern hat Schiestl das Leben seiner fränkischen Landsleute in seiner Kunst verewigt: auf Hochzeiten und Wallfahrten, im Wirtshaus und auf dem Friedhof, bei der Arbeit und beim Tanz, und namentlich die sehr verschiedenartigen bunten Trachten stellten den Maler vor die reizvollsten Aufgaben. Manches zeigen wie in farbiger Wiedergabe, so die ‚Politiker', ein Gemälde, das in nahen Beziehungen zu einer ums Jahr 1913 geschaffenen Steinzeichnung (‚Die Trinker') steht. Schiestl versteht sehr eindringlich und deutlich zu charakterisieren. Man möchte jeden einzelnen dieser Menschen kennen lernen, um nachzuprüfen, ob man die Runen in seinem Antlitz richtig rät. Sehr lustig ist der ‚Tanz', der zeugt, wie Schiestl farbige Stimmungswerte schafft, obgleich er sonst in seiner Farbengebung, entsprechend seinen Vorwürfen, eine gewisse bäuerische Derbheit und Deutlichkeit auch darin kundtut, daß er es manchmal nicht übers Herze bringt, eine schöne bunte Einzelheit dem Wohlklang des Ganzen zum Opfer zu bringen. Auf älteren Radierungen erzählt er vom Sau- und vom Kuhhandel mit innigem Behagen an der Pfiffigkeit seiner Bauern und mit ehrlicher Liebe zu dem schönen Vieh. Einen hübschen Einblick in fränkisches Leben gewährt die Radierung ‚Das Wirtshaus', ein stattlicher, hochgiebeliger Bau mit gemütlichen niedrigen Fenstern. Das Haus nimmt mit einem kleinen Anbau und einem Eckchen Wirtsgarten über die Hälfte des langgestreckten Blattes ein. Im Gärtchen und unter der Haustür Gäste, auf der Bank und unterm Baum ein Liebespärchen, am Fenster der Wirt, der Bier ausschenkt, vorm Hause ein Planwagen, Pferde werden gefüttert. Die andere, kleinere Hälfte des Blatts zeigt den Hof mit Maibäumen und Taubenschlag, einem Wirtschaftsgebäude und Hopfenstangen. Zählt dieses Blatt zu den heitersten Schöpfungen Schiestls, so gehört das ‚Bäuerliche Liebespaar' (1912) zu den innigsten. Die erwachende Liebe scheuer und unbeholfener Menschen ist hier in Ausdruck und



Dorfwirtshaus. Radierung

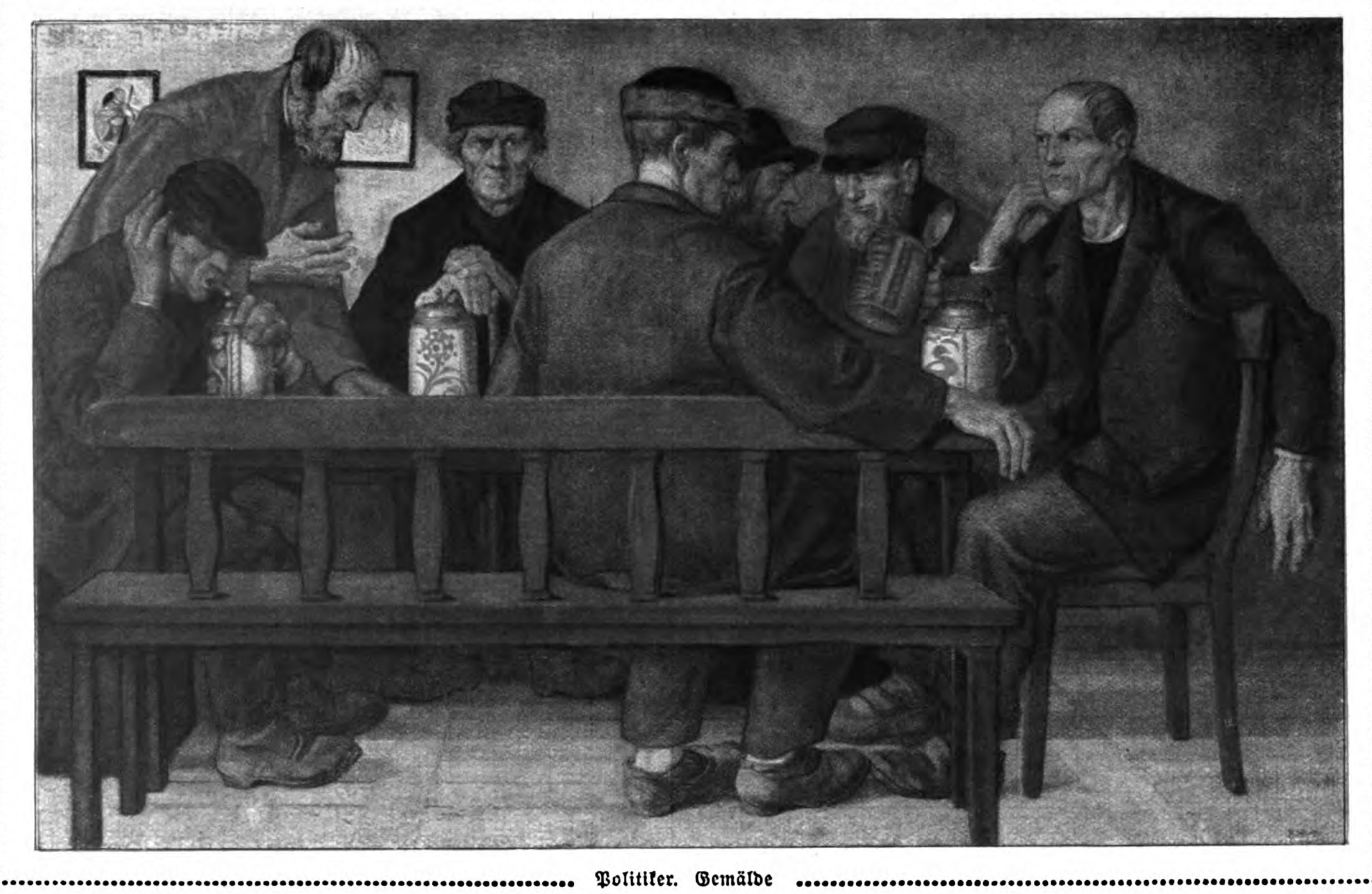
Haltung ergreifend dargestellt. Hier tritt auch der Einklang zwischen einer ernsten und verhaltenen Natur und einem schweren und nach innen gerichteten Volksstamm klar zutage.

Wie Schiestl die Landschaft stilisiert, d. h. ihre Erscheinung aller Zufälligkeiten und vornehmlich jeder neuzeitlichen Entstellung entkleidet, so macht er es auch mit den Menschen, und daher wirken sie mit einer Notwendigkeit, die selbst durch Jahrhunderte nicht verändert werden konnte. Es ist kein Zweifel: Schiestl hat so einen Sauhirten, wie er ihn 1912 gemalt, einen singenden Schäfer, wie er ihn 1907 radiert hat, gesehen. Vermutlich finden sich beide Figuren mitsamt der Umgebung von Tieren und Häusern und Feldern in einem seiner Skizzenbücher. Aber diese ersten Notizen wurden dann nach dem inneren Gesicht des Künstlers gestaltet, bis sie sich geläutert darstellten. In dem ‚Blinden Bettler' und den ‚Wallfahrern', zwei großen Radierungen aus dem Jahre 1915, zeigt er, welche gewaltigen Wirkungen er aus einfachen Vorwürfen zu holen versteht. Wohl sind auch diese Menschen eng mit der fränkischen Erde verknüpft, der sie entstammen, aber sie sind so einfach und groß empfunden, daß sie in Wahrheit alles landschaftlich Beschränkte abgestreift haben und unter die reinsten Äußerungen deutscher Kunst schlechthin zu zählen sind.



Kinderbildnis. Gemälde

Rudolf Schiestl hat sehr früh seine eigene Art gefunden. Er hat sie in zäher, geduldiger und angestrengter Arbeit vertieft, aber hat keine umstürzende Entwicklung durchgemacht. Er ist ein lernbegieriger, aber konservativer Künstler; vielleicht war das Erbteil, das er aus der väterlichen Holzbildhauerwerkstatt mitbekommen hatte, so reich an guter Überlieferung, daß er nur wohl daran tun konnte, es nützlich, aber keinesfalls waghalsig anzulegen. Schiestl hat eine unbeschränkte Hochachtung vor der Wirklichkeit, doch gerade darum



Politiker. Gemälde



Kirchgänger. Gemälde

scheut er sich, sie einfach nachzubilden. Bezeichnend dafür ist folgender Zug: er hat in allen Winkeln des fränkischen Landes gezeichnet und gemalt, aber Städte wie Rothenburg und Dinkelsbühl haben ihn nicht gereizt, nicht etwa, weil sie abgegrast wären, sondern weil sie ihm zu wenig künstlerische Arbeit boten. Lohnte es sich, abzuzeichnen, was andere so schön gebaut hatten? Er sammelte seine Anregungen auf mühsameren Wegen und schuf dann Werke, die einer höheren Wahrheit dienten als der Wirklichkeit.

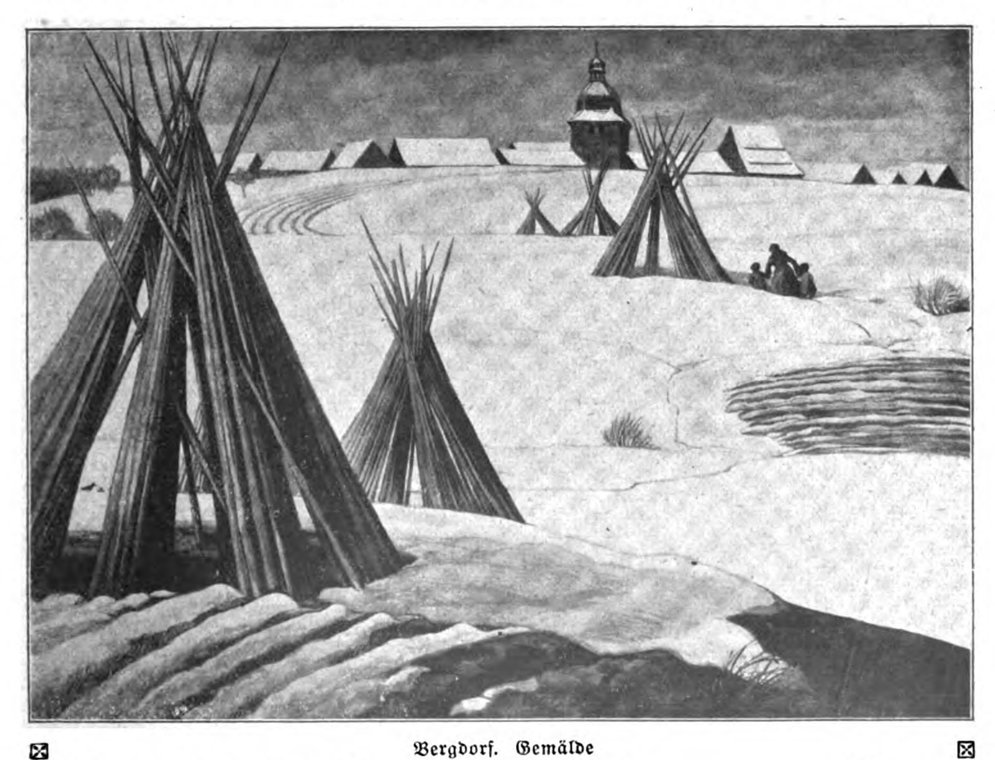
Das Bauernblut in unserm Künstler ist nach heute stark. Das macht ihn menschlich zu einer so erquickend natürlichen Erscheinung. Das setzt ihn aber auch künstlerisch in eine so nahe Beziehung zu Land und Leuten. Er darf sich diesen Menschen und und ihrer Arbeit verwandt fühlen. Er kennt ihre Not und ihre Mühe, ihre Freuden und ihre Feste. Er hat die heilige Ehrfurcht vor Graben und Spinnen, das betrieben wurde, als es noch keine Edelleute gab, und wenn er in der Heimat seines alten Geschlechts, in Tirol, Einkehr hält, dann fühlt er den Bauernstolz seiner Sippe, als wäre sie ritterbürtig. Er ist kein Träumer, und auch das mag bäuerliches Erbteil sein. Er sieht das Leben ohne Selbsttäuschung an und weiß, daß es niemand übler geht als dem reinen Toren, den alle auszuplündern und zu mißhandeln das Recht zu haben glauben. Für diese Rolle würde sich sein klarer Verstand bedanken. Aber dennoch gehen ihm sein Herz und seine Kunst über den Vorteil. Als er nach dem Kriege in einem langgehemmten Schaffensdrang von früh bis spät malte, rannten ihm die Krieggewinnler, die ihr Geld in Kunst anlegen wollten, die Türe ein. Er aber warf sie alle hinaus, denn ihm graute vor der Umgebung, in die seine Bilder zu kommen drohten. Er konnte sie einfach diesen Proleten nicht geben. Das ist ein deutscher Zug, oder seien wir bescheiden und sagen wir lieber: möchte Gott, daß das ein deutscher Zug wäre!

Schiestl ist ein großer Leser, und zwar verfügt er über ein untrügliches Ahnungsvermögen für das, was seinem Wesen entspricht. Er liest bedächtig und mit gesammelter Aufmerksamkeit, und da ein gutes Buch für ihn immer eine Feier- und Erholungsstunde bedeutet, so geht es ihm lange nach und zählt zu dem Reichtum seines Lebens. Als er in Lille war, las er viele flämische Dichter. Als in Deutschland die Revolution tobte, versenkte er sich mit seiner Frau in Kellers ‚Grünen Heinrich‘, und er zählt zu den gewiß seltenen Deutschen, die in diesem Jahre Wolfram von Eschenbach wahrhaft gefeiert haben, in dem er sich durch den ‚Parzival‘ durcharbeitete und zum

Lohn herrliche Stunden reiner Poesie erhielt. Es ist wunderbar, wie sich die Urverwandtschaft deutschen Wesens über die Jahrhunderte erhält, und es ist ein trübes Zeichen für unser deutsches Gewissen, daß wir den eigentümlichsten Kostbarkeiten unseres geistigen Kronschatzes unter dem Einfluß mißverstandener und entarteter humanistischer Bildung zum größten Teil entfremdet sind. Bei dieser Neigung unseres Künstlers, sich dichterischen Werken hinzugeben, lag ihm die Tätigkeit als Illustrator nahe. Er hat sie früh geübt, in mehreren Heften des bei Callwey in München erschienenen Sammelwerks ‚Der Spielmann‘ (1905—1908) und neuerdings in dem ausgezeichneten Volksbuch ‚Fröhliche Jugend‘, einer Sammlung von Liedern, Märchen, Schnurren, Schwänken und Gedichten, die Fritz Heyder in Berlin-Zehlendorf herausgegeben und verlegt hat (1919). In diesen Werken verrät der Künstler einen kräftigen, herzhaften Humor, der sich gelegentlich sogar übermütig gebärden kann. Es ist jener ergreifende Humor, der um die Mundwinkel eines sonst ernsten Mannes zuckt und der in einem durch keine bittre Erfahrung zu erschütternden Kindersinn begründet ist, eine Weisheit, die in der Narrheit ihre ebenbürtige Schwester sieht. Und so paßt es denn auch durchaus zu Schiestls Bildern, daß er der Vereinigung der Niederländer angehört, die sich mit Van begrüßen und über ihre Tagungen in einem seltsamen und unerhörten Altdeutsch eine Chronik führen.



Studie



Bergdorf. Gemälde



Blinder Bettler. Radierung

Der unglückliche Kriegsausgang hat eins der wertvollsten graphischen Werke Schiestls zerstört: seine „Kriegsflugblätter der Liller Kriegszeitung“. Diese fünfzig Zeichnungen, zum Teil farbig, mit Text, wollte das Ende September 1918 mit Höckers Scheiden aus Lille eingehende Soldatenblatt als letzte Verlagsgabe den Freunden im Schützengraben und in der Heimat zum Andenken stiften. Das Werk war bis auf den letzten Bogen ausgedruckt und sollte eben zur Buchbinderei wandern, da setzte in Lille erhöhte Alarmbereitschaft ein, und bei dem gleich darauf folgenden Abmarsch der Besatzung war natürlich an eine Rettung der (drucktechnisch übrigens sehr gediegenen) Buchauflage nicht mehr zu denken. Nur ein paar Stück davon — soviel der Landsturmmann Schiestl und einige seiner getreuesten Kameraden noch eben im Marschgepäck mitschleppen konnten — sind nach Deutschland gelangt. Der Rest ist vernichtet. In der Vorrede sagt der Herausgeber mit Recht: „Ein kerndeutscher Mann, dessen Herz der über alles geliebten fränkischen Erde gehört, sieht hier mit offenem Auge in die fremde Stadt, in das fremde Land, das fremde Volk. Und bald huschen Sonnenstrahlen deutschen Schalks über seine ernste Miene: Rudolf Schiestls politische Spottbilder entstehen, frei von aller verletzenden Schärfe, aber doch voll zwingender Kraft. Und immer ist es das Wahre, das Aufrechte und Treue deutscher Art, was in dieses lauteren Meisters Darstellungen den Sieg erringt.“ Unsere Rundschau hat im vorigen Jahr eine Probe aus dem köstlichen und seltenen Werk wiedergegeben. Sie war ein gutes Spiegelbild der Stimmung jener Männer, die vorn am Feinde standen, noch nicht vom Gift der Friedenswinseler verseucht. „John Bull erzählt Märchen“, „Das verlassene Mütterchen Rußland“, „Wilsons Kriegstanz“, „Das Selbstbestimmungsrecht der Völker“, „Der Brandstifter“ und andere Kriegsflugblätter Schiestls sind heute noch eben so wahr in ihrem Spott und in ihrer Anklage wie während des Weltkriegs. Ganz allerliebst sind die Genrebilder aus dem Straßenleben, die den Buchschmuck einer stimmungsvollen Skizzensammlung von Friedel Merzenich „Liller Guckkasten“ bildeten und in dem Album auf einigen Blättern flott zusammengefaßt worden sind. Schiestl zeigt hier nicht



Wallfahrer. Radierung

den ätzenden Witz seines Vorgängers Karl Arnold. Aber zwingend ist auch seine Art, die Reste mondainen Lebens in der ‚Stadt in Ketten' zu betrachten, — weil hier ein deutsches Herz mitfühlt, deutsches Mitleid mitspricht.

Seit dem Jahr 1908 ist Schiestl als Professor an der Nürnberger Kunstgewerbeschule tätig und übt dies Lehramt mit großer Freude aus, denn er hat die Jugend lieb und ist noch jung genug, um sich eigener Nöte zu erinnern. Ist es notwendig, die Frage aufzuwerfen, woher er selbst gekommen ist? Namen wie Richter und Schwind, von Neueren Thoma und Böhle drängen sich auf, und damit ist die Entwicklungslinie nach rückwärts bis auf Dürer zum mindesten gegeben. Doch wollen diese kunstwissenschaftlichen Vergleiche im Grunde wenig bedeuten und kommen auf das eine hinaus, was wir auch ohne gelehrte Kenntnis wußten oder fühlten: daß nämlich Schiestl ein durchaus deutscher Künstler ist, einer von denen, die ganz nur von ihren Landsleuten verstanden und geliebt werden können. Er hat auf Reisen in Italien, in Frankreich, in den Niederlanden mancherlei Anregungen erfahren und verarbeitet, aber was er in sich aufnahm, war ihm immer wahlverwandt: in Italien Mantegna und Castagno, in Frankreich die frühen Meister und von den neuen Millet, in den Niederlanden Brueghel und Laermans. D. h. es waren Meister, deren ursprüngliches Empfinden noch nicht durch blendende Geschicklichkeit erkältet war, Meister des festumrissenen Ausdrucks, der reichen Erzählung, der starken und entschiedenen Farbe. Von ihnen und anderen — denn er hat für viele, auch ihm widersprechende Begabungen Verständnis — hat er gelernt. Aber wenn er keinen einzigen gesehen hätte: sein Wesen würde sich nicht beträchtlich anders ausgesprochen haben, und darum sind seine Werke so stark an Lebens- und an Werbekraft und so gesund und ewiger Jugend voll wie die fränkische Erde, der sie ihr Dasein danken.



Moderne Eisengroßindustrie

Von Prof. Dr. Franz Feist

Innerhalb der Grenzen des alten Reiches ruhten im Boden schätzungsweise 3600 Millionen Tonnen Eisenerze, davon jedoch allein 1830 Millionen in Lothringen, die jetzt Frankreich gehören. Von einer Jahresproduktion von 19 Millionen Tonnen Roheisen geht Deutschland auf bestenfalls 15 Millionen zurück. Schon vor dem Kriege stellte es fürsorglicherweise nur zwei Drittel seines Roheisens aus eigenen, ein Drittel aus eingeführten Erzen dar. Jetzt ist es mehr denn je auf fremde Erze angewiesen, um seine Eisenindustrie zu betreiben. Ebenso sind uns mit Oberschlesien und der Saar von unsern Kohlenschätzen rund 45 Proz., von der Jahresförderung 30 Proz. (ohne die Lieferungen an den Verband) geraubt. Eisen und Kohle sind aber die Grundlagen aller Industrien eines Kulturvolkes. Kohle ist die Säule der Energiewirtschaft; ihr tritt aushelfend zur Seite das stürzende Wasser, die weiße Kohle, die uns in Deutschland aber nur in geringem Ausmaße zur Verfügung steht. Eisen ist die Grundlage der gesamten Materialwirtschaft. Aus Eisen bestehen die wichtigsten Erzeugnisse und Hilfsmittel des Wirtschaftslebens (Baukonstruktionen, Brücken, Transportmittel, Werkzeugmaschinen und Werkzeuge, Schlösser und Schlüssel, Waffen), nnd was nicht aus Eisen selbst ist, wird — vielleicht bis auf wenige Kunstwerke — unter Benutzung von eisernen Geräten unmittelbar oder mittelbar hergestellt.

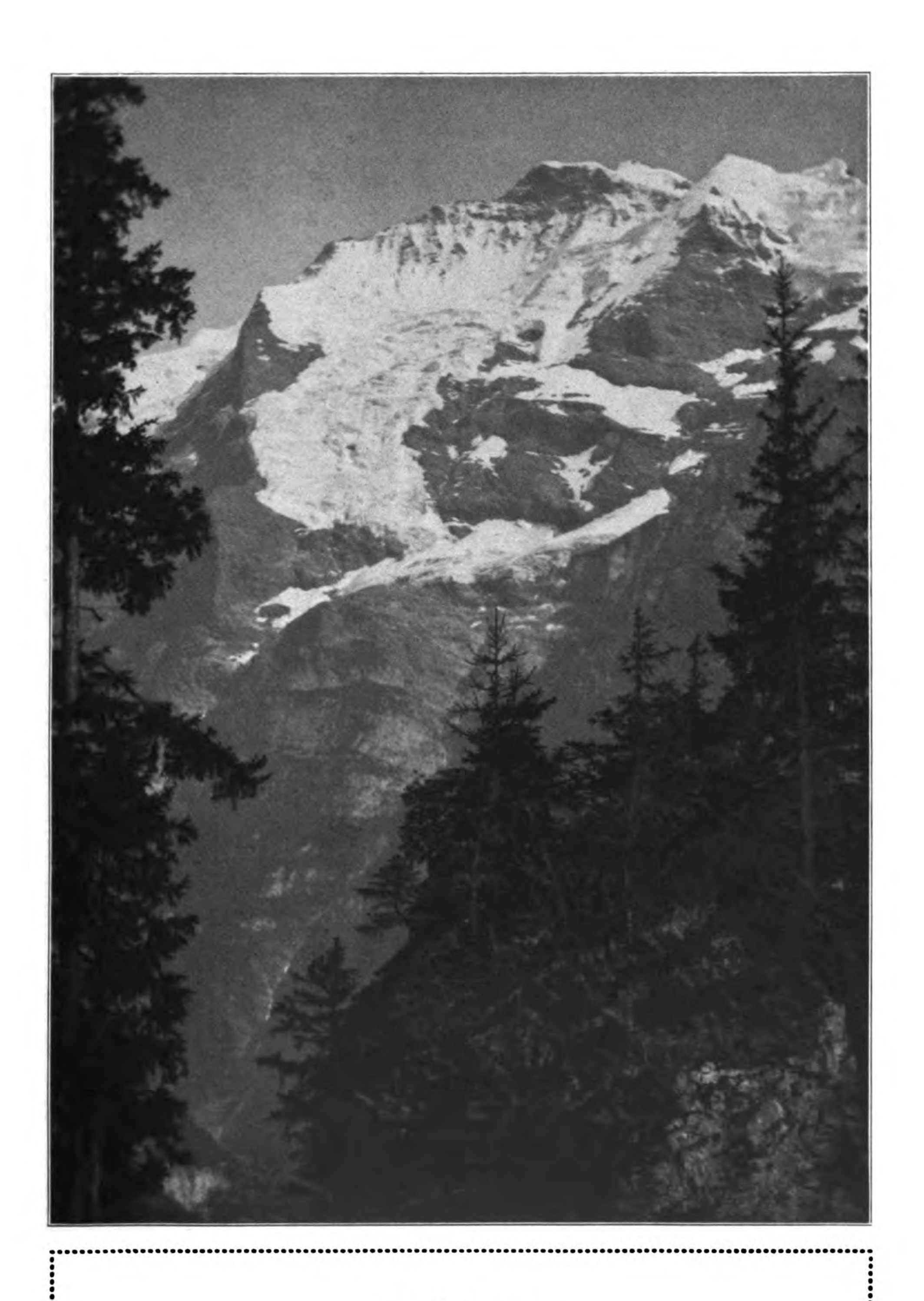
Die Natur bietet uns das Eisen nicht als Metall, weil es leicht mit andern Elementen chemisch reagiert. Nur geringe Mengen gediegenen Eisens kosmischen Ursprungs kommen vor; im ganzen übersteigen diese Meteoreisenfunde wohl nicht ein viertel Million Kilogramm, eine Menge, die für technische Verwendung gar nicht in Betracht kommt. Man ist zur Eisengewinnung vielmehr auf die natürlich vorkommenden Verbindungen des Eisens angewiesen. Diese sind sehr verbreitet; im ganzen macht das Eisen in ihnen etwa 4,2 Proz. des Erdgewichts aus. Aber nur solche Vorkommen, die so reich an Eisen sind, daß mindestens tausend Tonnen Roheisen jährlich daraus verhüttet werden können, kommen für lohnende Gewinnung in Betracht. Diese eisenreichen Mineralien bezeichnet man als Eisenerze. Ihre wirtschaftliche Verhüttung hängt außerdem von einer Reihe weiterer Umstände ab, nämlich ob die Erze nicht zu entfernt von Verkehrswegen liegen, ob sie leicht erschließbar sind, keine ihre Verhüttung schädlich beeinflussenden Bestandteile in wesentlicher Menge enthalten, ob sie stark mit taubem Gestein (Gangart) durchsetzt sind und welcher Art das Begleitmineral ist usw.

Eisenerze finden sich in fast allen Erdformationen, teils in Lagern (Flözen) neptunischen Ursprungs, teils als Kluftausfüllungen (Gänge). Einige wie der Magneteisenstein und der Roteisenstein (Hämatit) sind Verbindungen des Eisens nur mit Sauerstoff; der Brauneisenstein enthält außerdem Wasser, der Spateisenstein Kohlensäure chemisch gebunden. Diese Erze faßt man als oxydische Erze zusammen. Magneteisenstein kommt in Deutschland nur an wenig Orten (Schmiedeberg, Gießhübel, Rittersgrün, Schmiedefeld) vor, dagegen besitzt Schweden ungeheure Lagerstätten davon (Schwedens Export an Eisenerzen beträgt etwa sechs Millionen Tonnen, davon gingen etwa vierundeinhalb Millionen vor dem Krieg nach Deutschland).

Roteisenstein findet sich in Deutschland an der Sieg, Lahn, Dill und im Harz und ist die Grundlage der dortigen Eisenindustrie. Neben bedeutenden Vorkommen dieses Erzes in England sind vor allem die spanischen in Biscaya (Bilbao) und ganz besonders die amerikanischen, das größte der Misabe Range am Obern See, zu nennen. Unser Haupterz und überhaupt das verbreitetste Eisenerz ist der Brauneisenstein, der nicht allein bei Aachen, Schwelm, Bergisch-Gladbach, an der Lahn, bei Osnabrück, im Westerwald und an anderen deutschen Orten entsteht, sondern vor allem in mulmiger Form, als Minette, die so wichtigen Lager in Lothringen und Luxemburg bildet. Spateisenstein schließlich produzieren das Siegerland, Mittelharz, Thüringen, besonders auch Steiermark, Kärnten, die Pyrenäen.

Nicht als eigentliches Eisenerz ist der Pyrit oder Schwefelkies, eine Schwefelverbindung des Eisens, zu betrachten, dessen wichtigste europäischen Lager sich in Andalusien (Rio Tinto) befinden (Export nach Deutschland 1913 900000 Tonnen). Er ist zur Verhüttung auf Eisen erst brauchbar, nachdem sein Schwefelgehalt durch Rösten, d. h. Erhitzen unter Luftzufuhr, wobei sich das Erz entzündet, in Form von Schwefligsäuregas zur Gewinnung von Schwefelsäure daraus entfernt ist. Der Abbrand, welcher auch noch entkupfert werden kann, ist dann hochwertiges Eisenoxyd, das als „Purple ore" wie Hämatit verhüttet werden kann.

Die aus dem Bergwerk geförderten Erze werden möglichst schon unter Tage von den tauben Begleitmineralien ausgeschieden, vertragen im übrigen aber die Kosten einer weiteren Aufbereitung im allgemeinen nicht. Nur Magneteisenerze werden in steigendem Umfange der magnetischen Aufbereitung unterworfen, die darin besteht, daß auf einem Transportband aus dem feinzerkleinerten



Die Jungfrau
Künstlerische Aufnahme von Johann Seiberth in Basel

Roherz die magnetischen Erzpartikel durch Magnete herausgehoben oder an dem Transportband solange festgehalten werden, als sie sich im magnetischen Kraftfelde befinden und daher an anderer Stelle vom Transportband herabfallen und gesammelt werden können, als das nicht magnetisierbare Gestein, das an den Magneten vorbeiläuft.

Es handelt sich nun im Eisenhüttenbetriebe darum, aus den Erzen das Eisen als Metall abzuscheiden und es in seine Abarten — Gußeisen, Schmiedeeisen, Stahlsorten — überzuführen, die sich hinsichtlich ihrer weiteren Verarbeitungsmöglichkeiten und in bezug auf ihre physikalischen Eigenschaften (Elastizität, Härtbarkeit, Tragfestigkeit) weitgehend unterscheiden und es eben dadurch für so vielerlei Gebrauchsarten verwendungsfähig machen. Es gibt wohl wenig Stoffe, die durch hüttentechnische und mechanische Veredlung so im Wert gesteigert werden können wie das Eisen; denn setzen wir den Friedenspreis des Roheisens mit durchschnittlich Mark 75 für 100 kg an und vergleichen damit den gleichzeitigen Preis von 1 kg feinster Taschenuhrfedern (etwa Mark 600), so steckt darin eine Veredelung auf den 800fachen Wert.

Seit Einführung des Hochofenprozesses wird in allen Kulturländern aus den Eisenerzen jetzt fast stets zunächst Roheisen erschmolzen. Hämatit und Magneteisen sowie Purple ore sind dazu unmittelbar verwendbar, während Brauneisen zuerst seines Wassergehaltes, Spateisen seines Kohlensäuregehaltes durch Erhitzen in besonderen Röstöfen beraubt werden muß, wobei beide in einfache Eisenoxyde übergehen. Um hieraus das Metall zu gewinnen, also den Sauerstoff daraus abzuspalten, ist ein Reduktionsmittel nötig, welches sich selbst mit dem Sauerstoff verbindet. Als solches dient bei der Eisenverhüttung ausschließlich Kohlenstoff, früher in Form von Holzkohle, jetzt fast nur in Form von Koks angewandt, und das im Hochofen daraus entstehende Kohlenoxydgas. Das Erschmelzen des Roheisens, eben im wesentlichen jener Reduktionsvorgang, ist der Zweck des Hochofenbetriebes, jenes in normalen Zeiten nimmer ruhenden Riesenbetriebes, eines der großartigsten in der Technik überhaupt.

Die Hochöfen sind runde Schachtöfen, die modernsten 30 und mehr Meter hoch (die höchsten Berliner Häuser haben 22 Meter Höhe), innen mit feuerfesten Schamottesteinen ausgekleidet und mit eisernen Armaturringen umpanzert, die von Eisengerüsten getragen werden. Der Innenraum hat die Form eines Doppelkegels mit gemeinsamer Basis von 6 bis 8 m Durchmesser. Der obere Kegelraum heißt Schacht, der untere Rast, da auf seiner Wandung das Gewicht der Beschickung teilweise ruht. Nach unten schließt sich ein zylindrischer Raum, das Gestell, an, der von dem Bodenstein unten abgeschlossen wird. In gewisser Höhe über diesem münden, ringsum verteilt, die Düsen von 5 bis 7 Windformen, die durch das Gemäuer des Gestells hindurchgeführt sind, durch welche aus einer gemeinsamen mächtigen Windleitung 700 bis 800 Grad heiße Luft eingeblasen wird, so daß den Hochofen ein Gasstrom mit 12 bis 14 m Geschwindigkeit durchbraust. Die Formen werden durch fließendes Wasser gekühlt, und zwar verbraucht ein moderner Hochofen etwa zwei Kubikmeter Kühlwasser die Minute, was dem Wasserverbrauch einer Stadt von 25000 Einwohnern entspricht.

Aus Vorratsbehältern gefüllt, steigen unablässig Kippkarren auf Schrägaufzügen hinauf zur Gichtbühne und kippen dort automatisch ihren Inhalt in die obere Öffnung des Hochofenschachtes, die Gicht, immer abwechselnd Koks, Erz und Zuschläge. Dies sind kieselsäurereiche Gesteine oder meist Kalkstein, dazu bestimmt, die dem Erz beigemengten erdigen Bestandteile in leichtschmelzendes Silikatglas, die Schlacke, zu verwandeln, die sich leicht über dem erzeugten geschmolzenen Roheisen ansammelt.

Die eingestürzte Beschickung, die Gichten, rutschen langsam den Schacht hinab, werden im obern Teil völlig getrocknet, erhitzen sich mehr und mehr an den aufsteigenden Gasen und treten weiter unten in chemische Reaktion miteinander. In der Formebene unten verbrennt der Koks mit der Gebläseluft lebhaft zu Kohlensäure, die beim Aufstieg durch die glühende Kokssäule zu Kohlenoxyd reduziert wird. Dieses reduziert seinerseits weiter oben die Eisenoxyde zu Eisen, das bei der herrschenden Temperatur flüssig ist. Es löst zugleich aus seiner Umgebung Kohlenstoff auf und sammelt sich geschmolzen unten im Herd an, über ihm die gleichfalls geschmolzene Schlacke, die durch ein gekühltes Bronzerohr, den Schlackenstich, ständig nach außen abläuft. Meist wird sie durch Einlaufen in kaltes Wasser granuliert und als Schottermaterial, zur Herstellung von Schlackensteinen oder von Eisenportlandzement nutzbringend verwendet. Das erschmolzene Eisen wird etwa alle sechs Stunden durch einen sonst verstopften Stich abgelassen und fließt in der Gießhalle in Formen aus Eisen oder Sand, worin es in der bekannten Barrenform, Masseln oder Gänze genannt, erstarrt. Ein moderner Hochofen liefert täglich bis 450 Tonnen Roheisen. Die Zeit, die das Material vom Einstürzen in die Gicht bis zum Abstich des Eisens im Hochofen verbringt, die Durchsetzzeit, beträgt 12 bis 24 Stunden. Der Gasstrom entweicht oben aus dem Schacht als brennbares Gemenge von Kohlenoxyd, Kohlensäure und Luftstickstoff. Es brannte in früheren Zeiten in hoher Flamme aus der Gicht heraus, zur Nachtzeit ein schaurig schöner Anblick. Jetzt stürzt die Beschickung durch eine doppelte Verschlußvorrichtung in den Schacht, ohne daß die Gase durch die Gicht entweichen können. Sie werden durch die Gichtgasleitung als wertvolles Heizgas mit etwa 800 Kalorien

Heizwert abgeleitet, von Staub befreit und dann entweder mit Luft gemischt unter Dampfkesseln zum Betrieb der Gebläsemaschinen, Aufzüge und Pumpen verbrannt oder zum Betrieb von Großgasmaschinen benutzt, die ihrerseits Dynamomaschinen zur elektrischen Krafterzeugung treiben. Ein Teil der Gichtgase dient zur Erhitzung der Apparate, worin die Gebläseluft vorgewärmt wird. Es sind dies die Cowperschen Winderhitzer, große mit Steingittern ausgesetzte Zylinder von gleicher Höhe wie der Hochofen, worin das Gichtgas mit zugeführter Luft verbrannt wird. Jeder Hochofen benötigt 2 bis 3 Cowperapparate zur Winderhitzung.

Erstarrt das abgestochene Roheisen rasch, wie dies in eisernen Formen der Fall ist, so bleibt der Kohlenstoff darin als sogenannte Härtungskohle gelöst enthalten. Das Produkt hat dann auf frischer Bruchfläche die silberweiße Metallfarbe des Lösungsmittels Eisen und wird weißes Roheisen genannt. Bei langsamer Abkühlung, in Sandformen, scheidet sich ein Teil des Kohlenstoffs in Graphitblättchen aus, deren schwarze Farbe sich mit der Eisenfarbe zu grau mischt; ein anderer Teil der Kohle bildet mit dem Eisen eine Verbindung, „Eisenkarbid oder Zementit", und nur wenig Härtungskohle bleibt übrig. Dies „graue Roheisen" ist weicher, zäher und höherschmelzend als weißes und dient zur Herstellung von Gußwaren (Gußeisen), aber auch zur Weiterverarbeitung auf Schmiedeeisen, welchem Zwecke das weiße Roheisen ausschließlich anheimfällt. Für manche Zwecke werden Gemenge von weißem und grauem Roheisen, sogenanntes halbiertes Roheisen, hergestellt.

Das Eisen, wie es uns im täglichen Leben als technisches Eisen vorkommt, ist niemals reines Eisen. Erst neuerdings wird solches, einstweilen in beschränktem Umfange, als sogenanntes Elektrolyteisen durch galvanische Fällung aus Eisensalzlösungen hergestellt. Es ist außerordentlich weich, zu weich für die meisten Gebrauchszwecke, aber sehr leicht magnetisierbar und verliert den Magnetismus leicht wieder, so daß es sich zur Herstellung von Elektromagneten hervorragend eignet. Alles übrige Eisen enthält aber, wie schon erwähnt, Kohlenstoff in dieser oder jener Form, und zumal das Roheisen kann bis zu 5 Proz. davon aufnehmen; stets enthält dieses über 2,3 Proz. und außerdem noch andere Elemente aus den Erzen, so Mangan, Silizium, Schwefel, Phosphor, Arsen. Sie beeinflussen seine Eigenschaften oft schon in geringen Mengen nachteilig, machen es brüchig und verhindern vor allen Dingen die Schmied- und Schweißbarkeit. Zur Umwandlung des Roheisens in schmiedbares Eisen (und Stahl) müssen sie deshalb möglichst weitgehend entfernt werden. Dies gelingt durch Oxydation mittels Luft, wodurch Schwefel und ein Teil des Kohlenstoffs in Form ihrer gasförmigen Oxyde entweichen, die Oxyde des Arsens, Phosphors, Mangans, Siliziums verschlackt werden. Das Produkt — Schmiedeeisen — ist also viel reiner und weist einen Kohlenstoffgehalt von 1,6 bis hinab zu 0,05 Proz. auf. Dieses Material begreift sowohl die Sorten, die man im gewöhnlichen Leben als Schmiedeeisen bezeichnet, als die Stahlsorten in sich. Zwischen beiden ist keine scharfe Grenze. Sie unterscheiden sich nur dadurch, daß das schmiedbare Eisen mit 0,6 bis 2,3 Proz. Kohlenstoffgehalt durch Abschrecken in glühendem Zustand mittels Wasser oder Öl härtbar ist (Stahl), dagegen Sorten mit 0,05 bis 0,6 Proz. Kohlenstoff nicht. Beiden gemeinsam ist die Fähigkeit, in glühendem Zustand geschmiedet, gewalzt und geschweißt werden zu können. Die Härtbarkeit beruht wiederum darauf, daß beim raschen Abkühlen die Härtungskohle (daher ihr Name) erhalten bleibt, während im Schmiedeeisen sich Eisenkarbid bildet. Mit steigender Härte nimmt die Elastizität des Stahls ab; durch Erhitzen („Anlassen") des Stahls kann umgekehrt seine Härte verringert, seine Elastizität vermehrt werden. Außer durch Abschrecken kann durch Zusatz anderer Metalle Stahl gehärtet werden; solche Sorten benennt man je nachdem als Nickel-, Wolfram-, Chrom-Stahl.

Bis Ende des 15. Jahrhunderts allgemein und bis in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts hie und da noch stellte man schmiedbares Eisen unmittelbar aus Erzen her mit Hilfe der sogenannten Rennarbeit, die von manchen Völkern noch jetzt geübt wird. Die Erze werden in Gruben oder niederen Öfen mit Holzkohle in natürlichem oder durch Blasebälge erzeugtem Luftzug geschmolzen, und man erzielte unter großem Eisenverlust stahlartige Eisenklumpen von 200 bis 300 kg Gewicht, die schmiedbar waren. Im modernen Betrieb ist aber Roheisen das Halbfabrikat, woraus schmiedbares Eisen erzeugt wird, sei es, daß das Stahlwerk es von Hochofenwerken in Masseln bezieht oder es in eignen Hochöfen herstellt. In diesem Falle sammelt man mehrere Roheisenabstiche in liegenden, feuerfest ausgefütterten Eisenzylindern von großem Umfang, den sogenannten Mischern an, worin sich die nie ganz gleich ausfallenden Roheisenmengen ausgleichen und lange flüssig erhalten. So können zur Weiterverarbeitung die nötigen Mengen gleich in geschmolzenem Zustand den Mischern entnommen werden. Die Methoden des Frischprozesses, durch welchen die Fremdstoffe des Roheisens wegoxydiert werden, sind zahlreich und unterscheiden sich einmal im Hinblick darauf, ob Luft als Oxydans herangezogen wird („Luftfrischprozeß") oder der Sauerstoff zugesetzter Eisenerze oder des an Alteisen („Schrott") klebenden Rostes („Erzfrischprozeß"). Ein weiterer Unterschied besteht darin, ob die Öfen, worin das Frischen vorgenommen wird, soviel Hitze geben, daß das entstehende schmiedbare Eisen,

welches ja einen höheren Schmelzpunkt als Roheisen hat, flüssig ist oder bloß teigig. Im zweiten Fall schließt es stets Schlackenteilchen ein, von denen es nachher durch Schmieden oder hydraulischen Druck zu befreien ist. Solches Produkt heißt Schweißeisen, das flüssig entstehende Flußeisen. Schließlich variieren die Frischoperationen je nachdem wie die Luft mit dem geschmolzenen Roheisen in innigen Kontakt gebracht wird. Bei dem ältesten Verfahren, dem Herdfrischen, geschah dies in umständlicher Weise, indem das abschmelzende Roheisen wiederholt durch einen in den Frischherd eingeblasenen Luftstrom hindurchtropfte. Diese Methode wird jetzt nur zur Bereitung besonders vorzüglicher Schmiedeeisensorten — für Hufnägel, Zementstahl, russische Glanzbleche usw. — unter Anwendung von Holzkohlenfeuerung benutzt und ist sehr teuer. Der Ersatz der Holzkohle durch Steinkohle oder Koks führte zur Erfindung des Puddelofenprozesses oder kurz „Puddeln", eines noch vielfach geübten Verfahrens, welches sehr anstrengende, erfahrungsreiche und verantwortungsvolle Handarbeit erfordert. In einem Flammofen rührt der Puddler das geschmolzene Roheisen systematisch mit einer eisernen Hakenstange (Kratze) durch, rührt also gleichsam die Flammenluft hinein. Zuerst verbrennt dabei das Silizium im Eisen, dann Mangan und etwas Eisen, dann Phosphor, zuletzt der Kohlenstoff unter lebhafter Kohlenoxydgasentwicklung, welches in blauen Flammenkerzen auf der Metalloberfläche brennt. Die gebildete Schlacke fließt glühend aus der Arbeitstür zu Füßen des Puddlers. Immer zäher wird die Masse, immer größer der Widerstand beim Durchkrählen; zuletzt wird das teigige Produkt mit der Brechstange umgebrochen, in Haufen gerollt und umgewendet, schließlich in einzelne Ballen (Luppen) zerteilt, aus welchen man die Schlacke möglichst aussintern läßt, ehe die Luppen mit der Zange herausgeholt und gleich zu vierkantigen Stücken gehämmert und zu Flachstäben ausgewalzt werden.

Es war Henry Bessemers umstürzende Erfindung (1856), die an Stelle der bisherigen schwierigen und langwierigen Verfahren mit Handbetrieb den sogenannten Konverterprozeß einführte, beruhend auf dem Gedanken, statt das Roheisen durch Luft hindurchfallen zu lassen (Herdfrischen) oder Luft einzurühren (Puddeln) nun Luft von unten durch geschmolzene Roheisen hindurchzupressen. Zur erfolgreichen Ausführung dieses Gedankens gehörte allerdings die technische Genialität Bessemers, die ihn zum ersten Eisenhüttenmann des 19. Jahrhunderts, zum Begründer der auf wissenschaftlicher Erkenntnis beruhenden Stahlindustrie und zu einem der größten Wohltäter der Menschheit machte. Sein Apparat, die Bessemerbirne oder Konverter genannt, ist ein birnförmiges, mittels zweier seitlicher Zapfen drehbar gelagertes Gefäß mit einer einzigen, zur Füllung und Entleerung dienenden, obern Öffnung und innerer feuerfester Wandfütterung aus Quarzmasse (Ganister). Durch den einen hohlen Drehzapfen führt eine Windleitung zu dem meist auswechselbaren, mit vielen Löchern durchsetzten Boden der Birne, und von hier aus bläst kalte Luft mit einer Atmosphäre Überdruck durch das Roheisen, welches aus einem Schmelzofen flüssig in die aufrechtstehende Birne eingefüllt wurde. Trotz der eingeblasenen kalten Gebläseluft und ohne Außenheizung erstarrt das Roheisen nicht, sondern wird durch die bei der Verbrennung der Fremdstoffe, namentlich des Siliziums, entstehende Reaktionswärme nicht nur flüssig erhalten, sondern auch das entstehende Schmiedeeisen bleibt bei dieser Hitze flüssig. In 15 bis 20 Minuten ist bei 10 bis 15 Tonnen Roheiseneinsatz der ganze Prozeß beendet, der einen überaus mächtigen Anblick gewährt. Aus der Birnenöffnung entweicht glühendes Gas, das beim Verbrennen des Kohlenstoffs blendendweiß herausbrennt. Anfangs gurgelndes Geräusch weicht donnerndem Tosen, wobei Eisen- und Schlackenkörner in sprühendem Funkenregen herausgeschleudert werden. Schließlich sinkt die Flamme in die Birne zurück. Der Konverter enthält nun fast reines Eisen und etwas Eisenoxyd, welches durch Einwerfen von kohlenreichem, manganhaltigem Spiegeleisen in die wagrecht gestellte Birne auf den gewünschten Kohlenstoffgehalt rückgekohlt und desoxydiert wird. Man bläst dazu wieder einige Sekunden und entleert dann durch völliges Kippen der Birne erst die Schlacke und dann das Flußeisen in gußeiserne, prismatische Formen (Kokillen). Obwohl die Lizenzgebühr von einem Schilling auf die Tonne produzierten Stahls Bessemer in England bald einen Monatsertrag von einer Million Schilling einbrachte, hatte die Ausbreitung des Verfahrens in der übrigen Kulturwelt einen Haken. Es zeigte sich, daß nur ganz besonders reine Erze ein für das Bessemerverfahren geeignetes Roheisen liefern, wie sie damals in England reichlich vorhanden waren, in andern Staaten aber fehlten. Diese mußten für ihre Konverter englische Bessemererze oder Roheisen daraus einführen, und bald waren auch diese Erze abgebaut.

Unsere deutschen phosphorreichen Erze, insbesondere die lothringische Minette, waren ganz unbrauchbar dazu, weil der Phosphor in der Bessemerbirne nicht aus dem Eisen entfernt werden konnte. Da war es ein junger englischer Ingenieur Thomas, der im Verein mit seinem Vetter Gilchrist ein Verfahren zur Entphosphorung des Eisens im Konverter ausarbeitete und der dadurch seinem Vaterlande mehr schadete und Deutschland mehr nützte, als irgendeiner seiner Landsleute und als er selbst es ahnte. Das Thomasverfahren benutzt einen Konverter, der statt mit Ganister mit einem basischen Futter aus Dolomitziegeln ausgekleidet ist. Der

Phosphor verbrennt beim Blasen erst nach allem Kohlenstoff zu Phosphorsäure, liefert dabei aber die Hauptwärmemenge dieses Frischprozesses. Die Phosphorsäure greift das basische Ofenfutter an und erzeugt damit eine Schlacke, die bekannte Thomasschlacke, welche die Landwirtschaft als hochwertiges Düngemittel in Mengen, die das Angebot stets überstiegen, aufzunehmen bereit ist. So trägt die Schlacke zur Einträglichkeit des Verfahrens bei, welches in Deutschland raschen Aufschwung nahm und bald ein dem Bessemerstahl gleichwertiges Produkt gab. Schon 1887 produzierte Deutschland eine Million Tonnen Thomaseisen, das billiger als Bessemereisen war und bald Ausfuhrartikel wurde, während der Bessemerroheisenimport aufhörte. Deutschland überflügelte 1893 England in der Flußeisenproduktion und trat an die zweite Stelle unter den Erzeugerländern. In England blieb man beim Bessemerverfahren und suchte vergeblich, das Thomaseisen als german metal zu diskreditieren. Eine Krisis der deutschen Thomaseisenindustrie trat erst ein durch das Hochkommen des noch zu besprechenden Siemens-Martin-Verfahrens.

Das Produkt des Bessemer- und des Thomasprozesses ist eine Durchschnittsmarktware, die für vielerlei Verwendungsarten nicht genügend hochwertig ist. Vor Einführung der Konverterverfahren stellte man Qualitätsstähle aus Puddel- oder Herdfrischeisen auf umständlichem Wege her. Flachgewalzte Stäbe wurden in Kisten aus gebranntem Ton, lageweise in Holzkohlepulver völlig eingebettet, acht bis zehn Tage lang auf 1000 Grad erhitzt und dann langsam kühlen gelassen. Die Stäbe nehmen bei diesem sogenannten Zementieren 0,8 bis 1,5 Proz. Kohlenstoff auf. In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts war besonders in Sheffield, ebenso auch in Remscheid und Solingen diese Fabrikation sehr im Schwunge. Der noch schlackenhaltige und nicht gleichmäßig gekohlte Zementstahl wurde dann weiter auf besten Werkzeugstahl verarbeitet durch Schweißen oder Umschmelzen. Die ältere Art, die Schweiß- oder Gerbstahlfabrikation, verfährt so, daß Pakete aus kurzen Zement- oder Puddelstahlschienen in geheizten Flammöfen (Schweißöfen) bis zum Schmelzen der Schlackeneinschlüsse erhitzt und dann zu deren Herauspressen gehämmert oder gewalzt wurden. Besser kommt man zum Ziel durch Umschmelzen des Rohstahls und gelangt dabei zum hochwertigsten Produkt, dem Tiegelgußstahl. Es ist das beste, aber auch kostspieligste Eisen, das man bis jetzt herstellen kann. Es war bekanntlich Alfred Krupp, welcher das Verfahren im großen ausgebildet hat zur Gewinnung des Materials für Geschütze, große Maschinenteile, Schiffssteven usw. Puddel-, Zement-, Bessemer- oder Martineisen, zu kleinen Stücken zerschlagen, werden in sorgfältig aus Ton, Schamotte und Graphit gefertigten, 50 bis 60 cm hohen, bedeckten Tiegeln, die in großer Zahl in gasgeheizten Flammöfen stehen, vorsichtig eine genau bestimmte Zeit geschmolzen. Zur Erhöhung der Härte des Stahls werden häufig kleine Mengen Nickel, Wolfram, Chrom, Molybdän oder Vanadin zugesetzt. Aus vielen Tiegeln wird dann nacheinander, in ununterbrochenem Strahl, das Metall in die Gußform entleert.

Ein annähernd gleichwertiges Produkt in großen Mengen auf billigere Weise unmittelbar aus Roheisen zu erzeugen, gelang erst den Brüdern Emil und Pierre Martin mit Hilfe eines Flammofens, der die erforderliche Temperatur von 1700 Grad zu erzeugen und auszuhalten fähig war. Zur Beheizung benutzten sie die zehn Jahre zuvor (1857) von Karl Siemens erfundene Regenerativgasfeuerung; den Arbeitsherd versahen sie mit saurem Futter. Später (1880) führte Creusot für phosphorreiches Roheisen Martinöfen mit basischem Herdfutter ein. Man spricht demgemäß von saurem bzw. basischem Martinstahl. Die Frischung des Roheisens im Martinofen läuft im Prinzip darauf hinaus, den zu hohen Kohlenstoffgehalt desselben durch Zusammenschmelzen mit kohlearmem Schmiedeeisen auf den gewünschten Betrag auszugleichen (Mischverfahren) oder ihn gleichzeitig zum Teil wegzuoxydieren, indem man entweder Schrott oder direkt Eisenoxyderz damit verschmilzt. Der Rost am Schrott bzw. das Eisenoxyd der Erze liefert den Sauerstoff zur Verbrennung der Kohle. Der Martinofen ist der Moloch, in dessen Rachen unser Alteisen wandert; ja das Martinverfahren dient neuerdings mehr und mehr zum Umschmelzen von Alteisen und Abfällen als zum Frischen von Roheisen. Da der Prozeß weit langsamer als die Konverterprozesse verläuft und daher besser regulierbar ist, ist das Produkt sehr gleichmäßig und höherwertig als Thomasflußeisen. Immerhin ist es auch hier schwierig, einen Stahl von genau bestimmtem Kohlenstoffgehalt zu erschmelzen. Deshalb geht man jetzt so vor, daß ebenfalls bis zu vollkommener Entkohlung geschmolzen und dann durch Zusatz von Ferromangan, Spiegeleisen, Ferrosilizium oder Aluminium rückgekohlt bzw. desoxydiert wird. Erwähnt sei hier noch kurz, daß zur Verarbeitung von Roheisen auf Qualitätsstahl geniale Abwandlungen des Martinverfahrens im Bertrand-Thiel- und im Talbotprozeß, beides Erzfrischverfahren, Eingang in die Technik gefunden haben, auf die hier aber nicht näher eingegangen werden kann.

Die vom Bessemer-, Thomas- oder Martinofen gelieferten Rohblöcke (Ingots) sind für Weiterverarbeitung auf Formstücke noch nicht sofort geeignet. Zwar sind sie schlackenfrei, enthalten aber Einschlüsse absorbierter Gase, meist Wasserstoff, also Hohlräume (Lunker), welche die Bruch- und Zugfestigkeit des Materials beeinträchtigen. Die Entfernung dieser Blasenräume ist schwierig;

läßt sich aber weitgehend durchführen entweder durch Dichten der Blöcke während des Übergangs vom flüssigen in den festen Zustand, durch hydraulische Pressung (z. B. beim Harmet-Verfahren) oder durch Umschmelzen, wie wir das beim Tiegelguß schon gesehen haben. Neuerdings wird das Umschmelzen mehr und mehr in elektrischen Öfen ausgeführt, und dies leitet uns zur Betrachtung der Bedeutung, welche die Elektrizität im gesamten Eisenhüttenwesen der Neuzeit erlangt hat.

Billige elektrische Kraft, wie sie besonders an Orten mit bedeutenden Wasserkräften zur Verfügung steht, hat zunächst den Vorteil, den riesigen Verbrauch aller metallurgischen Prozesse an Heizstoffen herabzusetzen. Ferner kommt hinzu, daß bei allen Prozessen, bei welchen es nur auf Hitze und nicht auf chemische Einwirkung der Feuergase ankommt, die Charge bei Anwendung elektrischer Heizung nicht mit Feuergasen, Rauch und Ruß in Berührung kommt. Schon beim Hochofenprozeß ist nur etwa ein Drittel des zugeführten Koks zur chemischen Reduktion der Eisenoxyde und zur Kohlung des Eisens nötig; der Rest dient nur der Hitzeerzeugung, die auch der elektrische Strom besorgen kann. Bei einem Preise von 40 Kronen für die elektrische Pferdekraft im Jahr läßt sich die Roheisengewinnung im elektrischen Hochofen lohnend betreiben, und so sind Eisenlager, die fern von der Kohle liegen, aber Wasserkraft nahebei haben, wie dies z. B. am pazifischen Abhang des Felsengebirges der Fall ist, ausbeutbar. Auch in Schweden ist das Verfahren im Betrieb.

Der Strom wird dem von Heroult zuerst konstruierten Hochofen durch etwa sechs Graphitelektroden in der Schmelzzone zugeführt. Der Hauptunterschied gegenüber dem gewöhnlichen Hochofen besteht darin, daß ohne Wind gearbeitet wird. Es entsteht ein Gichtgas von doppeltem Heizwert des gewöhnlichen, das nach Reinigung wieder in den Hochofen oberhalb der Elektroden in den Schmelzraum zurückgeführt wird. In Deutschland hat das Verfahren wenig Aussicht, da die Kilowatt-Stunde Drehstrom in Gichtgaskraftzentralen sich noch auf 1,4 bis 2,5 Pfennig (ohne Verzinsung und Amortisation) stellt. Viel wichtiger für uns ist die Verwendung der elektrischen Kraft zum Umschmelzen und Raffinieren von Stahl in den Elektrostahlöfen.

Die Erzeugung von Elektrostahl nimmt immer mehr zu, und das deutsche Produkt ist dem anderer Länder an Billigkeit überlegen gewesen. Nach Konstruktion und Arbeitsweise sind zwei Arten von Elektrostahlöfen zu unterscheiden. In den Flammbogenöfen wird ein elektrischer Lichtbogen entweder zwischen Elektroden über dem geschmolzenen Eisenbade oder zwischen Elektroden und dem Metallbad selbst erzeugt. Im ersten Fall (beim Stassanoofen 1898) wirkt der Lichtbogen nur durch seine strahlende Wärme, im andern Falle (Öfen von Girod, Heroult, Keller, Nathusius) auch durch direkte Wärmeerzeugung, dabei gleichmäßiger und mit geringerem Verbrauch an Strom und Elektroden. Die Öfen sind zum Kippen eingerichtet, um Schlacke und Stahl leicht ausgießen zu können. Dieselbe Einrichtung besitzen auch die Öfen der zweiten Art, die sogenannten Induktionsöfen. Bei diesen wird durch einen Primärwechselstrom in dem kreisförmigen Metallbade ein Sekundärstrom von außerordentlicher Stärke erzeugt (induziert), so daß praktisch alle zugeführte Energie in Wärme umgesetzt wird. Die erste derartige Konstruktion rührt von Kjellin her, die in verbesserter Form nach Röchling-Rodenhauser (1906) weitverbreitete Anwendung gefunden hat. Im Jahre 1912 betrug die Produktion an Elektrostahl bereits 120000 Tonnen (1909: 33000 Tonnen).

Um die rohen Produkte des Hochofens wie auch der verschiedenen Stahl- und Schmiedeeisenprozesse in die vom Verbraucher gewünschte Form zu bringen, sind schließlich noch die sogenannten Formgebungsarbeiten auszuführen. Sie basieren entweder auf der Schmelzbarkeit des Eisens, wobei das flüssige Eisen in die gewünschte Form gegossen wird (Schmelz- und Gießarbeit), oder auf der Schmiedbarkeit des Eisens bzw. Stahls, wobei die Form durch Druck, also durch Schmieden, Walzen oder Pressen gegeben wird.

Roheisen ist nicht schmiedbar, kann also nur durch Guß geformt werden. Man verflüssigt es im Kupolofen und läßt es in Formen erstarren, die in der Formerei entweder aus grünem Sand, einem Gemenge scharfkantigen Sandes mit Koksstaub, oder aus Masse, einem Gemisch aus Schamottemehl und ungebranntem feuerfestem Ton, oder aus Lehm, mit etwas Sand und Pferdedünger oder anderen organischen Stoffen vermischt hergestellt werden, sei es mit der Hand und Schablonen oder mit Maschinen. Das Formen ist eine Kunst, die namentlich bei komplizierten Gußstücken große Geschicklichkeit, Scharfsinn und räumliches Vorstellungsvermögen erfordert.

Für Stahlguß bestehen die Formen aus feuerfestem Material: rohem Ton, Schamotte und Graphit gemengt. Meist läßt man das flüssige Metall von unten durch einen Gießkanal in die Formen einlaufen.

Der Druckformung schmiedbaren Eisens diente schon von Mimes Zeiten her der Schmiedehammer, von 1842 ab auch der von Nasmyth erfundene Dampfhammer, der in immer größeren Abmessungen bis zu 150 Tonnen Fallgewicht gebaut wurde. Jedoch trotz der erschütternden Schläge dieser Riesen wurden große Stücke nur oberflächlich gedichtet. Viel besser wirken die hydraulischen Schmiedepressen, womit alle Kanonenrohre, Schiffswellen und -steven geschmiedet werden. Die weitaus größte Zahl von Flußeisengegenständen wie Schienen, Träger, Baueisen, Bleche, Stabeisen, Röhren, Räder

werden durch Walzen geformt. Sowenig ein einzelner Hammerschlag ein Schwert formt, sowenig genügt ein einmaliges Passieren zwischen zwei Walzen zur Umformung eines Rohstahlblocks in ein Formeisen einer der genannten Arten. Zwanzigmal und öfter passiert das glühende Eisen die Walzwerke, bis es in Länge und Querschnitt die gewünschten Maße bekommt. Je nachdem sind die Walzen glatt, oder in ihre Mantelfläche sind Profile eingeschnitten, die in wohlberechneter Aufeinanderfolge schrittweise die Formung des Werkstücks bewirken. Jede Walzenpassage heißt ein Stich. Sind mehrere Profile auf demselben Walzenstuhl angeordnet, so wird, wenn nur zwei Walzen vorhanden sind (Duowalzwerk), das Werkstück nach einem Stich auf die Ausgangsseite zurückgebracht oder besser die Drehungsrichtung der Walzen umgekehrt (Reversierwalzwerk), so daß das Werkstück beim ersten Stich von links nach rechts, beim zweiten von rechts nach links dieselben Walzen passiert. Einfacher, ohne Änderung der Walzendrehung, arbeitet ein Stuhl mit drei Walzen (Triowalzwerk), welchen das Werkstück einmal zwischen Ober- und Mittelwalze, beim zweiten Stich zwischen Mittel- und Unterwalze (oder umgekehrt) durchläuft. Am vollendetsten ist das Verfahren, wenn die Profile auf hintereinanderfolgende Walzenstühle verteilt sind, die zusammen eine Walzenstraße bilden, welche das Werkstück von Stuhl zu Stuhl, auf Rollbahnen geleitet, durcheilt.

Besonders komplizierte Konstruktion haben die Walzwerke zur Erzeugung von Rädern, von Rohren, besonders von nahtlosen Rohren nach dem Mannesmannschen Walzverfahren, Apparate, die in wenigen Worten nicht beschrieben werden können.

Für das Aneinanderschweißen zweier Flußeisenstücke (Schienen, Rohre, Bleche), gibt es mehrere Schweißverfahren. Entweder benutzt man zur Erhitzung der zu verschweißenden Flächen die Hitze des elektrischen Lichtbogens oder die heiße Flamme eines Knallgas- oder eines Azetylensauerstoffgebläses (autogene Schweißung) oder das Thermitverfahren nach Goldschmidt-Essen. Bei diesem wird das Werkstück in ein Gemenge von Eisenoxyd und Aluminiumpulver eingebettet und dies entzündet. Durch die Reaktionswärme, welche die Reduktion des Eisenoxyds durch das Aluminium erzeugt, wird das Werkstück auf Weißglut erhitzt und kann dann mit dem Hammer geschweißt werden. So lassen sich Schienen- und Rohrbrüche an Ort und Stelle beseitigen.

Ball im alten Wien

(Apollosaal 1830)

Sie kommen in Scharen, mit Bändel und Kranz,
Gelaufen, gefahren, gesprungen zum Tanz.
Mit hurtiger Menge anfüllt sich das Haus.
Was soll das Gedränge? Heut spielt ja der Strauß!

So mancher versetzt seinen Pelz aus dem Schrein,
Er muß doch zuletzt in den Tanzsaal hinein.
Manch „Zehner in Banko“ fliegt heute hinaus;
Das gibt zwar ein Manko, doch spielt ja der Strauß!

Wie drehn sich manierlich die Schönen vom Grund.
Die Alten possierlich mithopsen im Rund.
Was immer an Sorgen noch wartet zu Haus,
Es warte bis morgen, heut spielt ja der Strauß!

Und weil heut der Strauß spielt, so walzt auf dem Dach,
Der's länger nicht aushielt, ein Kater gemach.
Vielleicht im Gestühle mitwalzt auch die Maus.
O Trumpf der Gefühle — heult spielt ja der Strauß!

Und weil im Gewimmel sich keiner heut schont,
Mitwalzt auch am Himmel vergnüglich der Mond.
In donnernder Ferne, im Sphärengebraus,
Mitwalzen die Sterne, heut spielt ja der Strauß!

Franz Carl Ginzkey

Die Geliebte

Novelle von Eva von Radecki

Begegnung

An einem himmlischschönen Frühlingstage in den frühen Vormittagsstunden, wo die Nachtkälte und Feuchte der Erde noch mit der schnell hereinbrechenden, für diese Jahreszeit ungewöhnlichen Hitze rang, die Luftschicht dicht über dem Felde in zitternde Bewegung bringend, ging Onkel Grigorius, kurz und stämmig, der Landdoktor, mit seinem Neffen, dem langaufgeschossenen Gymnasiasten, in bedächtigem Genusse der jungen Natur den Kirchspielsweg entlang, der an seinem Doktorat vorüberführte, um weit in das freie Land hinauszulaufen. Die beiden hatten schon eine gute Weile einen Nadelwald zur Rechten, dessen Hauptbestand Kiefern bildeten, mit einzelnen dunkelbehangenen Gränen dazwischen. Der Waldboden, soviel man ihn trotz des Randdickichts von Jungtannen und Wacholder zu sehen bekam, war wundersam festlich von lichtem, weißblühendem Sauerklee bedeckt. Auch der Wald selbst stand in der Zeit der Blüte. Leichte Wölkchen von gelbem Blütenstaub erhoben sich hier und da von der starkbesonnten Waldwand und verflüchteten sich im Blau. Ein gleichmäßiges Summen und Sausen erfüllte die arme Welt, daraus sich nur hin und wieder der höher gestimmte sirrende Ton einer Waldfliege erhob. Die Grabenränder standen noch rein vom Wegstaub und voller kleiner Blumen.

Links von den Spaziergängern lag weit hingebreitet junges, grünes Feld, daneben buntscheckiger Brachacker. Durch den flimmernden Himmel trieben einzelne runde, silberleuchtende Wölkchen.

Onkel Grigorius war, wie gesagt, klein, fest und kernig von Statur. Er hielt sich stets aufrecht, als wollte er durch den steifen Nacken seiner Länge eine Elle zusetzen. Sein Haupthaar trug er in kurzen, angegrauten Löckchen, die er vergeblich alle Morgen mit Hilfe einer im Hause bereiteten Pomade glattzog und an den Kopf kämmte, da er bei einem Manne, zumal einem alternden, Locken für unpassend hielt. Im Gehen pflegte er sorgfältig seine lange Stambulka zu rauchen.

Diese zusammengefaßte, würdige Person neben sich hinderte den Gymnasiasten Julius nicht, für seinen Teil einen sorglosen, bebequemen Schiebetritt durch die Welt zu wählen, dem er sich mit Behagen hingab, den jungen Körper in seiner allenthalben ausgebaulten, vom ländischen Schneider mißgeschaffenen Hülle nach Wunsch biegend oder reckend. Er war sehr blond, seine Augen zumeist in scheuer Kurzsichtigkeit hinter den Brillengläsern wartend, der Mund — eines Knaben Mund, zum Lächeln bereit.

Hielt Onkel Grigorius, der Mann, auf seine Pfeife, so liebte der Jüngling ein zartes Ding von einer Flöte, die er verborgen immer mit sich führte. Sie war ihm noch fremd, und mit unsäglicher Geduld übte er sich, ihr Töne zu geben, so lieblich und rund wie seine bloßen Lippen sie hervorzubringen vermochten, ohne jedes Instrument und unermüdet, aber der Knabe hielt das nur für eine geringe Kunst.

Onkel Grigorius hatte nicht viel gesagt, als er seinen Neffen nach einer Pause von mehreren Jahren mit den neuen und fremden Brillengläsern vor sich sah. Er behandelte ihn gütig und wie einen Halbblinden. Als er ihn aber immer weiter lesend und studierend fand, trotz der für seine Gesundheit nötigen Ferien, sagte er ihm doch offen, daß er für seinen Verstand keinen Dreier zu geben wage. Er sei das Bild des Stubenhockers und Gelehrten; zum Kandidaten fehle ihm allein der Schnurrbart. Ach, wie nur der Mensch so völlig vergessen könne, daß er ursprünglich für den Garten Eden geschaffen sei! Der Onkel war eigentlich Imker und nur nebenher auch Arzt mit einer zusammenschrumpfenden Praxis, was nur seinen Wünschen entsprach. Er verachtete von Jahr zu Jahr mehr die Büchergelehrsamkeit und versuchte es bei seinen Bauern mit allerhand natürlichen Kuren, die allein ihm an der Doktorei noch einigen Spaß machten. Er war Einsiedler, trotz seiner Ehe, aber aus Liebe zu Julius' Mutter, seiner Schwester, einer armen Musiklehrerin und Witwe, nahm er sich jetzt ihres Jungen an. Wenigstens einige Grundbegriffe, so das Nötigste, um auf dem Gebiet der Naturgeschichte nicht völliger Ignorant zu sein, versuchte er dem Neffen mit großer Geduld einzuprägen. Wann und wo sie sich trafen, konnte Julius Fragen wie der folgenden gewärtig sein: „Wieviele Beinchen hat das Insekt? Aber die Spinne, Julius? Wieviele Mägen hat die Kuh? Und wie heißen sie?“ Dabei sah ihn sein Onkel traurig an. Auch über die heimischen

Singvögel sollte er Bescheid wissen, am meisten aber erfuhr er über die Bienen.

Auf den gemeinsamen Spaziergängen wurden die botanischen Kenntnisse geprüft. Da konnte der Onkel, wenn eben noch von ganz anderen Dingen die Rede war, plötzlich an einen Baum herantreten, ihn bei einem seiner Blätter fassen und, indem er es zart zwischen den Fingern rieb, seinem Begleiter einen fragenden Spähblick zuwerfen. Zögerte Julius, wie betroffen, mit der Antwort — er liebte zu lachen — so rieb der Onkel das Blatt nur immer eindringlicher, wobei er vorwurfsvoll: „Julius, Julius!" sagte. Rief dieser dann endlich, wie aus längerem Besinnen heraus, den gewünschten Namen, z. B. „Schwarzeller!", so erfreute er damit den guten Mann sichtlich.

„Es ist freilich eine Weißeller, lieber Freund — immerhin. Ich zitterte schon, du würdest Haselnuß sagen!"

So mühte sich Onkel Grigorius unverdrossen und übersah dabei, daß Julius' Auge nicht so blind und sein Herz dem Garten Eden nicht so fern war.

Sie gingen jetzt schweigend ihren langsamen Schritt. Julius hielt die Stirn geneigt, sein Kopf war ihm ein wenig schwer vom Frühling. Sein Herz schlug gleichmäßig in leichten, mühelosen Schlägen. Der Onkel war es, der ihm plötzlich das Blut in die Wangen trieb und ihn auffahren machte. Er hatte die Hand aufgehoben und mit zusammengelegten Fingern, schneidend wie ein Schwert gegen das Brachfeld hin gestreckt. „Sieh!" rief er und errötete selbst vor innerer Heftigkeit. „Sieh, da geht der Mann, den ein Weib um den Verstand gebracht hat!"

Julius blickte in die Richtung und sah einen über das Feld kommen in hohen Stiefeln, Joppe uud schwarzer Jockeymütze, begleitet von einem umhertollenden kleinen Teufel von Hund; dann wandte er sein Gesicht dem eifernden kleinen Manne zu.

„Es ist der Paltikosche Steenborg?" sagte er fragend. Er kannte ihn flüchtig vom Ansehn.

„Ja freilich ist der es! Sieh, wie er die Beine hebt, wie ein preisgekröntes Rennpferd. Die Nase nur immer frisch ins Blaue hineingesteckt. Aber ich sage" — hier machte der Onkel eine abschließende Bewegung mit der Hand — „ich sag', er ist fertig! Das kommt, wenn man so wahnsinnig ist, solche Verrücktheit zu begehen!"

In Julius entstand sogleich Neugierde. Es lockte seine wohlumzäunte und verwahrte Jugend, einen zu sehen, der den Wahnsinn zur Verrücktheit in sich aufgebracht hatte. Onkel Grigorius fuhr dithyrambisch fort: „Da geht er! Er, der Vornehme, der Reiche! Dem ganzen Kirchspiel als Landwirt ein Muster! Bereits ausersehen zu den ehrenvollsten Ämtern des Landesdienstes! Was man früher so die Blume der Ritterschaft genannt hätte! Kurz" — hier schnappte der kleine Mann ab und sagte böse aber schlicht: „Er ist ein Idiot!" Darauf schwieg er.

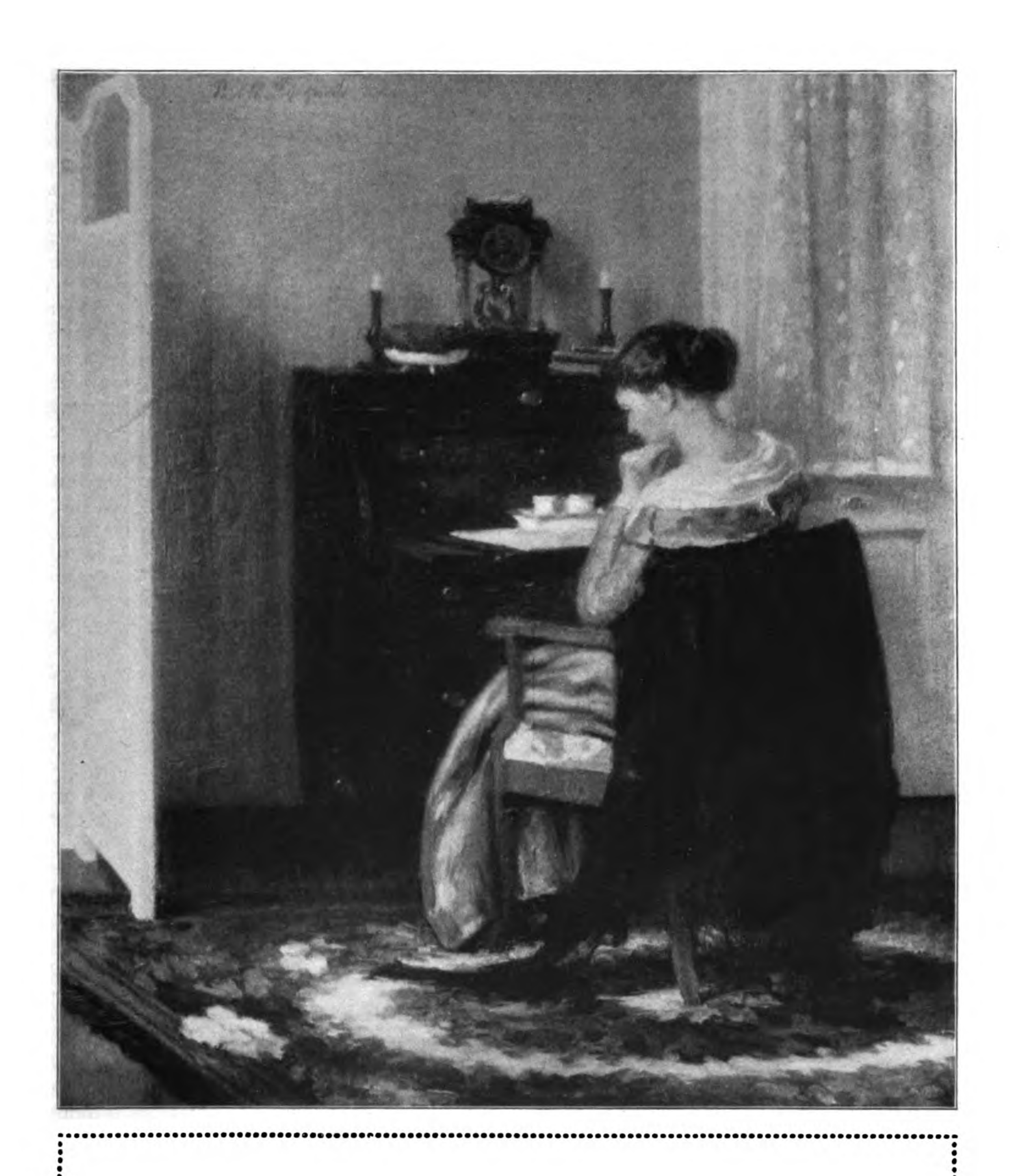
„Was ist das für eine Frau?" fragte Julius nach einer Weile vorsichtig, denn da waren seine Gedanken hängen geblieben.

„Was für eine Frau?!" höhnte der Onkel. „Nun, eine schöne Frau! Mit Augen so und Haaren so und so und Schultern, Hals und Busen, Händen, Füßen und wer weiß was! Eine sehr schöne Frau, guter Freund, das kannst du mir glauben. Der Haken ist nur, daß sie einem andern seine Ehefrau ist. Dja, da liegt der Has' im Pfeffer, mein Freundchen! Dja . . ." Onkel Grigorius blitzte seinen Neffen boshaft an. „Und das bringt den Mann da um seine Reputation! Die Leute nennen es einen Skandal, ich nenne es eine Sünde. Nun hat er deswegen schon Schießereien gehabt, mit ihren Verwandten und mit seinen Verwandten, mit ganzen Regimentern von Verwandten!! Sag' du gar nicht: ‚Onkel, Onkel!' — es ist alles wahr. Aber mit dem Ehemann, da weiß er sich so klüglich zu stellen: bald ist er ein Stück Granit, bald ist er wie ein Aal. Er hat ihn auch so weit gebracht, daß die Scheidung schon in vollem Gang ist. Und das" — Onkel Grigorius hob seinen Zeigefinger — „das muß diesem ruhigen, vernünftigen, achtbaren und tüchtigen Manne passieren! Und darüber hat er bald alles verloren, was er zuvor besessen. Zum Beispiel seine überaus strengdenkende, von ihm hochverehrte Mutter." Onkel Grigorius war so: wenn in seiner eignen oder eines anderen Rede ein Zitat anklang, schwenkte er sogleich auf diesen Kreuzweg ab. Auch jetzt begann er gedankenlos vor sich hinzusummen:

„Was ich zuvor besessen,
Mein Herz sollt' es vergessen —
Das hat es nicht gewollt,
Das hat es nicht gewollt . . . gewollt . . ."

Der Jüngling neben ihm wurde unruhig. Er sah nach dem Näherkommenden. „Wie heißt sie, Onkel, wer ist es?" fragte er halblaut, dringend.

„Ja, das möchtest du wohl wissen, du junger Knabe! Aber ich sag' es nicht. Ist es nicht genug, daß das halbe Land den Namen im Munde führt und genau davon unterrichtet ist, daß sie sich im Walde trafen und wie es alles kam, und was er sagte und was sie sagte? Gott weiß, wie viel davon erlogen ist! Du kannst jedermann nach der Geschichte fragen, jedermann wird dir alles haarklein erzählen, aber dein alter Onkel



In Gedanken
Gemälde von Paul W. Ehrhardt

will mit dieser Schweinerei von Klatschmäuligkeit nichts zu schaffen haben. Nur der Jammer stieg in mir auf, als ich den Menschen dort so über die Felder kommen sah!“

Jetzt verbarg den Näherkommenden ein dichtes Gebüsch. Julius mühte sich, durch das Laubwerk die Bewegung der Gestalt zu erkennen. Onkel Grigorius, schon in halber Rückwärtswendung, zögerte, wobei er kindisch laut knurrte oder knarrte wie eine rostige Tür in den Angeln. Es war ersichtlich, daß er keine Begegnung wünschte.

Endlich brummte er: „Komm, Julius, er soll nicht sagen, daß ihm der alte Grigorius aus dem Wege gegangen ist. Er ist ein Narr. Gut. Das ist meine Meinung, aber seine Sache.“

Da tauchte die Gestalt ganz in der Nähe auf und winkte lebhaft mit der Hand herüber. Julius sah jemand, der in Haltung und Mienen, an Händen und Füßen als Herr erkennbar war. Wie er ihm heiß ins Auge faßte, glaubte er ihn zum ersten Male zu sehen.

Mit einem leichten Satz war Herr von Steenborg überm Graben, nach ihm sprang sein Hund. „Guten Morgen, Doktor, ich habe unterwegs immer an Ihre Bienen denken müssen. Daß die vor lauter Wahl und Qual nicht verscheiden, die kleinen Bestien! Wie halten ihre zarten Leiberchen nur den Überschwang aus!“ Er hob die Hand gegen die besonnte Waldwand, von der eben wieder ein leichtes, gelbgoldenes Staubwölkchen aufflog; nicht mehr, als bliese jemand in das Geäste.

Onkel Grigorius begrüßte ihn und stellte zunächst seinen Neffen vor, dann antwortete er: „Was hier herunterkommt, sind doch nur Pollen und nicht einmal sehr beliebt. Was aber den sogenannten Fichtenhonig anbebetrifft, der bekanntlich ein Sekret ist, das eine Art von Blattläusen ausscheidet, welche an den jungen Fichtentrieben schmarotzt, so ist er den Bienen eher unzuträglich. Sie bekommen davon Ruhr.“

Herr von Steenborg war erstaunt. „Also ist's nichts damit! Bleiben aber noch die Wiesen, die hoffentlich verdaulicher sind!“

„Ja, die Wiesen.“ Dann begann ein verständiges Gespräch.

Julius stand stumm dabei und sah sich den Mann an. Erich Steenborg hatte in seiner Jugend eine schlimme Art Pocken durchgemacht, wovon jedoch seine gebräunte Haut keinerlei Spuren zeigte, bis auf einen runden Eindruck an der Schläfe. Durch die Glut der Krankheit aber hatte die ehemals blühende Jugend seiner Züge etwas Herbes, Knappes, Zusammengeschmolzenes bekommen. So war dies Gesicht nicht mehr Erfüllung, es war nur ein Zeichen, das Zeichen überredenden Lebens, welches hier wohnte, das den Augen das Licht und den Lippen das Spiel gab. Der hier war so sehr Mann, daß es den Jüngling im Innersten schmerzte. Er raffte sich auf und ballte die Fäuste in den Taschen.

„Ich wußte es, daß er schön sein würde,“ sagte er sich, „sonst hätte sie ihn nicht geliebt!“

Und aus einer Welt, die seinem Blute noch fremd war, einer zarten, glasgeblasenen Welt voller Buntheit und Glückseligkeit holte er sich den süßesten, sehnsüchtigsten Namen: Geliebte!

Die Tränen, die er mit Bestürzung in den Augen fühlte, zu verbergen, trat er abseits an den Wegrand. Er riß ein Blättchen vom Gebüsch, legte es zusammen und biß darauf. „Ich wußte es, daß er so sein würde, sonst hätte sie ihn nicht geliebt,“ sagte er sich unablässig.

„Potz Schweden!“ rief Onkel Grigorius mit seiner lautesten Stimme. Es ist dies ein Ausdruck, der sich noch aus der Schwedenzeit her hartnäckig im Lande behauptet, einer Zeit, wo es offenbar viel zu potzwettern gegeben hat. Julius horchte wieder auf. Herr von Steenborg sagte: „Ich hätte Sie gestern um ein Haar auf den Hof holen müssen! Eine der Viehmägde bekam plötzlich etwas wie einen Starrkrampf, aus Gründen der Eifersucht, wie man mir sagte. Die Liebe im Stall hat ihre eigene Geste! Da ich aber weiß, was ich Ihnen antu', wenn ich Sie von Ihren Bienen weghole, ließ ich die Wirtin mit heißen Ziegelsteinen operieren, die zuletzt noch immer Wirkung tun!“

‚Warum sagt er das?‘ dachte Julius. Und richtig, da trat auch schon beim Doktor die kindische dicke Unterlippe hervor. Er konnte es durchaus nicht vertragen zu hören, wie seine Unlust am Beruf allgemein bekannt war.

Herr von Steenborg stand unbefangen daneben und lächelte. Julius dachte: ‚Das tat er absichtlich!‘ Denn wer den kleinen Mann kannte, wußte, daß nur dieser Pfennig in den Automaten gesteckt zu werden brauchte, um die ergötzliche dicke Lippe hervorspringen zu lassen. Er wollte dem Onkel helfen, irgend etwas sagen. Und da ihm der kleine Hund gerade vor Augen war, der bewegungslos, die spitze Schnauze in die Vorderpfoten gesteckt, mit blanken Augen blinzelnd, nicht weit vom Absatz seines Herrn im Staub lag, kam es ihm auf die Lippen, er wußte selbst nicht wie, in allerhöflichstem Ton: „Darf ich fragen, ob dies ein Doberman ist?“ Er zeigte auf das Tierchen.

Herr von Steenborg hob die Brauen, wie aus innerstem Erstaunen, und sah ihn scharf an, dann brach er in Lachen aus, ohne sich des Burschen wegen den geringsten Zwang anzutun. Julius selbst lächelte und lachte endlich, doch tief befangen mit glühend roten Backen. Onkel Grigorius hatte den Ärger vergessen. Er faßte den Neffen leicht am Arm. „Was für ein Unsinn, guter Freund!"

Der andere, nachdem er seinen Spaß gehabt hatte, wurde plötzlich ernst. Und je heiterer er eben gewesen war, um so ernster wurde er nun. Ja, es war, als ob ihn die leichte Anstrengung des Lachens so sehr ermüdet hatte, daß er nun seine Züge nicht mehr zu überwachen vermochte — Linie um Linie verdüsterten sie sich, Schatten um Schatten überflog sie, bis das Gesicht vertauscht war. Das geschah für Sekunden. Dann wandte sich Herr von Steenborg in leichtem Ton an den Gymnasiasten: „Wenn es Sie interessiert, einen echten Doberman zu sehen, bitte ich Sie, mich zu besuchen. Ich kaufte mir vor einigen Tagen ein schönes Exemplar dieser Rasse." Julius versprach zu kommen. „Morgen?!"

„Gut, kommen Sie nach dem Mittag. Das klingt nicht gerade gastfrei, aber ich werde geschäftlichen Besuch zu Tisch haben."

„In Paltiko wird um 5 Uhr gespeist," bemerkte Onkel Grigorius, der bestimmt „gegessen" gesagt hätte, hätte es sich um seinen eigenen Tisch gehandelt.

„Also nach dem Kaffee, Julius!"

Man verabschiedete sich. Das heißt, Erich Steenborg zog die Mütze, bat den Onkel, ihn seiner Frau zu empfehlen, und war bald weit. Der falsche Doberman immer ein Stückchen voraus.

Auf dem Heimweg sah Onkel Grigorius seinen Neffen von der Seite an. „Seit wann, guter Freund, interessierst du dich für Rassehunde oder überhaupt für Hunde?!"

Julius befand sich sogleich in einer überstürzten, vor Enthusiasmus glühenden Erklärung, die ihn sowohl in ihrem Anfang wie auch im weiteren Verlauf selbst in Erstaunen setzte. War doch der Hund für Julius bisher ein völliges Abstraktum gewesen: das Symbol der Treue schlechthin wie etwa das Vergißmeinnicht oder die blaue Farbe.

Onkel Grigorius unterbrach seine Rede bald, indem er die gestreckte Hand wie einen Schlagbaum aus dem Gelenk aufhob und fallen ließ. „Geschenkt," sagte er knapp, aber nicht unfreundlich. „Wenn du dich nicht für meine Bienen interessierst" — hier remonstrierte Julius halblaut — „warum soll ich mich für deine Hunde interessieren?!"

Darauf schwiegen beide, und schweigend bogen sie in die Birkenallee ein, die, eine hohe lichtgrüne Gasse, in den Hof des Doktorrates mündete. Hier begegnete ihnen die Tante; fett und bedeutend kam sie über den Hof. Das hellgestreifte Morgenkleid schloß unter dem Kinn mit einer großen goldenen Brosche, an der ihre Finger immer zu rücken hatten. Sie kniff die Augen ein wenig zusammen und sagte: „Ich sah euch vorhin mit dem Paltikoschen sprechen, sonst hätte ich mich euch angeschlossen."

„Und was hinderte dich, dazuzukommen?" knurrte der Onkel.

„Ich bitte dich, wo ich doch mit der alten Frau von Steenborg geradezu in herzlichen Beziehungen gestanden habe! Ich wüßte wirklich kaum, wie ich den Sohn begrüßen sollte, nach dem, was leider geschehen ist. Beiläufig, das Ende vom Liede ist doch noch sehr ungewiß. Sie soll jetzt selbst geäußert haben, ich weiß auch gegen wen ..."

Der Onkel hielt im Gehen inne, sein Seitenblick ließ die Tante hier abbrechen.

Sie zupfte an ihrer Manschette und sah genau und kurzsichtig auf die Nägel ihrer Hand. Sie sagte langsam: „Man hält ihn übrigens vielfach für nicht ganz normal."

„Nicht normal!" schrie der Onkel. „Leidenschaften gelten für nicht normal!"

Die Tante winkte mit den gepolsterten Augenlidern: „Pensez à l'enfant!"

Der kleine Doktor stampfte zur Haustür. „Pensez selber," und dann, als duldete er keinen Rest in seinem zornigen Herzen, kehrte er noch schnell diese Worte aus: „Ich kann mich auf deine Beziehungen zur alten Steenborg wenig besinnen, liebe Freundin! Herzlich — herzlich — sehr herzliche Flausen."

Julius entfloh schon lange, doppelt gekränkt, denn er verstand ein wenig französisch. Auf seinem Zimmer angelangt, verschloß er noch die Tür. Niemals sollte es geschehen, daß er *ihren* Namen durch die Tante erfuhr! Daß er stehen blieb und aufhorchte, wenn sie das Geheimnis öffentlich machte und verdarb!

Der Besuch

Am anderen Tage war Julius rechtzeitig zur Stelle. Er betrat den Gutshof, wie die Landstraße ihn vom Doktorat nach Paltiko führte. Da standen die schweren, steinernen Beamtenwohnungen, links begannen die großen Viehställe, und drüben hinter den Alleen wohlgepflanzter alter Linden, unter denen Knechtskinder lärmend einen Kinderwagen zogen, breitete sich der wirre Bau des alten Herrenhauses aus. Diese Rückseite streckte dem Beschauer steif und abweisend

drei angebaute Flügel entgegen, zwischen denen zwei kleinere Höfe eingenistet lagen. Im ersten, wo Brennholz gestapelt stand, war eine Frau dabei, Teller zu waschen. Sie hatte die Waschwanne auf eine Bank gestellt und hantierte eifrig, während sie mit lauter Stimme ein Gespräch durch die offene Küchentür unterhielt. Nebenbei ein kleines Mädchen benagte ein Geflügelbein. Um sie herum bewegte sich zitternd vor Begierde der falsche Doberman. Das Kind, ohne sein Kauen zu unterbrechen, scherzte mit ihm, indem es sich schüttelte, brummte, hin und her hüpfte. Als Julius hinübergrüßte, blickte die Frau kaum auf. Das kleine Mädchen, den Knochen im Munde, sah ihn starr an. Das Hündchen aber, auf seinen zündholzdünnen Beinen, kam schief herangeweht und kläffte.

Der zweite Hof war sauber mit Kies ausgestreut und durchaus leer bis auf einen schönen alten Eschenbaum, der, zur Seite stehend, ein dreigeteiltes italienisches Fenster im Hintergrunde freiließ. Seine Krone stieg hinaus über das alte holländische Dach des längsgestellten Haupthauses; eine große, grüne Kugel im blauen Himmel. Das breite Fenster stand offen, und aus dem Innern des Hauses, von dessen Wohnlichkeit maisfarbene Seidenvorhänge und eine verschleierte Hängelampe Zeugnis gaben, drang ein feingemischtes Aroma von Braten, Wein und Kaffee, wohl auch Süßigkeit, in die ruhige Atmosphäre des Nachmittages. Julius hatte kurz die Vision einer glatten, getürmten rosa Speise. Der Gedanke, daß man noch beim Essen sein könnte, war beunruhigend. Hinter dem offenen Fenster trug eben ein Diener eine Schüssel vorüber.

Unterdessen bellte der alberne kleine Hund seine Anwesenheit aus. Weiterab, vor der weitläufigen Wagenremise, hinter der ein verschlossener, heckenumgebener Garten begann, stand ein ausgespannter Wagen, leicht, elegant, über den zwei Kutscher einen eifrigen Diskurs pflogen. Sie kehrten Julius den Rücken zu. Der Kleinere, in Hemdärmeln und mit Livreemütze, befaßte im Eifer bald die Radspeichen, bald den Bock, wie der Arzt oder Händler, vor dem lebendigen Tier stehend, hier über einen Muskel fährt, dort eine Sehne prüft. Dann trat er zurück, bewegte im Halbbogen die Hand durch die Luft und legte dazu den Kopf schief. Der andere, wie jeder selbst von der Rückseite erkennen konnte, ein wohlbestallter Mann, aufrecht, von großer Figur, mit steifem, weißem Kragen, ließ sich nur ab und zu herbei, den Fuß ein wenig zu heben, um mit der Fußspitze eine kleine erläuternde Weisung zu geben. Wie man sich etwa vor einem gestürzten Tier verhält, wo die Hände lieber in den Taschen verwahrt bleiben. Nachdem er das Kläffen des Hundes, das immer dreister und draufgängerischer wurde, eine Weile mitangehört hatte, drehte er sich gelassen in den Schultern, dem Ankömmling seinen stattlichen Schnauzbart, eine überaus würdige Nase und eine dicke silberne Uhrkette über der Brust zeigend, und rief das Tier ab, wozu er die rechte Hand aus der Tasche nahm und mit einem gestreckten langen Finger seinen Wink gab. Der Hund gehorchte, und Julius ging grüßend vorüber. Man dankte und sah ihm nach. Um den dritten Flügel biegend war er bald allen Blicken entzogen und befand sich in einer schöngeordneten Blumenanlage. Ein großes Narzissenbeet lag zu seinen Füßen. Seine Schritte knirschten festlich auf dem Kies. Er spähte auf den Hof zurück, wo eben ein Junge, eine große Posttasche umgehängt, langsam eintritt; von den beiden Kutschern mit Zurufen empfangen. Dann tat er noch einige Schritte an der besonnten Hauswand entlang, deren untere Fensterreihe durch eine hohe Hecke fast verborgen lag.

Der Junge ging mit niedergeschlagenen Augen, die heimliche Freude im Herzen, sich gleich eine wunderschöne Überraschung zu verschaffen. Dann blieb er stehen und öffnete die Augen weit. Ach! Das war ein Blick! Über die Blumen fort eine zartgefärbte Bahn entlang voll heiterer Helle: junges Feld, ein offener, gerundeter Wasserspiegel, dahinter wieder Felder mit kleinen Gehölzen und verstreuten Bauernhäusern, bis zum Schluß der lange Waldstreifen den Horizont verbarg. Aber aus dem Walde reckten sich Wolken empor, mit den geballten Fäusten ins Blau fahrend. Länger, immer länger dehnten sich die Arme, verloren an Masse, wurden leicht, waren bald nur noch ein scherzendes Flocken auf Julius zu. Mit ihnen, sie verfolgend im blauen Meer, kehrten seine Augen heim zu den Narzissenbeeten vor den Füßen.

Auf der Veranda an der Frontseite des Hauses saßen Erich Steenborg und sein Vetter Anatol Steenborg. Sie saßen auf bequemen Korbmöbeln. Der Tisch zwischen ihnen war mit blanken kleinen Tabletten, Karaffen, Likörgläschen, Kaffeetassen, gläsernen Schälchen, zierlichen vergoldeten Löffeln, kleinen und größeren Tellern bedeckt. In der Mitte stand eine angebrochene Speise von süßen Früchten, die einen reifen und köstlichen Duft ausströmte. Die beiden Herren waren in elegante halbhelle Anzüge gekleidet, rauchten und gaben sich beiläufig mit den guten Dingen des Tischchens ab.

Anatol Steenborg war schlanker und kleiner als sein Vetter; man konnte seine Gestalt beinahe zierlich nennen. Er war brünett und hatte einen reichen Haarwuchs. Das dichte Haar trug er genau gescheitelt, dazu einen festen kleinen Schnurrbart. Durch die offene Manschette des Ärmels sah man die dunkeln Härchen heranmarschieren, aber auf der sehr sorgfältig gepflegten und beringten Hand wurden sie nicht geduldet. Sein Mund war klein und rot, seine Augen langbewimpert, an den Schläfen und um die Nasenflügel zeigten sich oft gelbe Schatten. Im ganzen machte er aber durchaus einen gesunden, dazu unternehmenden und selbstsicheren Eindruck.

Bei seinem Vetter waren die Lichter gelöscht. Sein gelangweiltes Gesicht hatte er hinausgewandt in die idyllische Schäferlandschaft grüner Rasenflächen und schöner Baumgruppen, welche ein zweiter, naher, umwaldeter See sanft glänzend abschloß. Hier waren die tiefen, so ruhevollen Farben des Nachmittages, und eine goldrot gewordene Sonne hatte das Gebüsch übersponnen.

Der Diener öffnete die Glastür und reichte seinem Herrn die große lederne Posttasche. Erich Steenborg öffnete sie rasch und durchmusterte dreimal die eingelaufenen Briefe. Um das besser tun zu können, zog er einige Zeitungen heraus und legte sie neben sich auf den Tisch. Dann schob er wieder alles zusammen und ohne dem Impulse, sich in den Sessel zurückzulehnen, nachzugeben, sagte er dem Diener ruhig: „Bringen Sie das alles auf meinen Schreibtisch. Zum Abendzug soll wieder nachgeschickt werden.“

Anatol Steenborg hatte seinen Vetter über den Tisch hin beobachtet. „Erlaube“, rief er, und hielt damit den Diener zurück. „Wirst du nicht einen Blick in die Zeitung werfen? Es ist doch interessant zu sehen, wie sich der Prozeß Rodwitzky entwickelt hat!“

„Gott bewahre!“ Erich Steenborg lehnte sich wuchtig gegen das Geflecht. „Reichen Sie die Zeitungen dem Herrn“.

Anatol nahm die Blätter, faltete sie geschickt auseinander und überflog hier und da eine Notiz. Er schien überaus interessiert. Als er sich unterrichtet hatte, begann er — die Augen noch im Blatt — das Neueste mitzuteilen. Dann brach er plötzlich ab. Er hatte aufblickend sein Gegenüber angesehen. Ein kleines mokantes Lächeln um den Mund legte er nun die Blätter zusammen und warf sie auf den Stuhl neben sich.

Unvermutet zog der Paltikosche seine Augen und Gedanken aus der Landschaft zurück und begann ein früheres Gespräch fortzusetzen. „Du gibst also offen zu, daß du vom alten Hegelschen kommst, den ich bisher zu meinen Feinden zu zählen die Ehre hatte?“

Anatol war sogleich er selbst, der Mann delikater Missionen. Er verfügte sogar über die nötige Menge Herz und Gerechtigkeitssinn, mit seinem jeweiligen Gegenüber „bis zu einem gewissen Grade“ mitzufühlen und ihn „vom psychologischen Gesichtspunkt“ aus zu verstehen. Hier schlug er einen freimütigen, beinah herzlichen Ton an. Erich Steenborg — immerhin — war es wert.

„Ja, vom Hegelschen. Er gab mir zu verstehen, wieviel ihm an deiner Teilnahme bei diesem großen Fabrikunternehmen gelegen ist... Er bietet dir damit gewissermaßen die Hand, alle kleinen Reibereien vergeben und vergessen sein zu lassen. Nicht wahr? Wozu dieser alleszerstörende Hader!“

Erich Steenborg blieb kurz. „Es ist mir unendlich peinlich, ihn als solch einen Geschäftsmann kennen zu lernen.“

Anatol fuhr wie gestochen auf. Sein ganzes Wesen sprühte von gekränkter Ehrlichkeit.

„Dies ist ein gründliches, ein völliges Mißverstehen der Sachlage! Wie du mich überhaupt, auch bei Tisch, immer und in allem mißverstanden hast. Um deinetwillen möchte er dich dabei haben. Gewiß, lieber Erich“ — Anatols Stimme wurde wieder überredend — „du wärest umgänglicher, sogar gesunder — du siehst, verzeih mir, recht miserabel aus — wenn du wieder eine Arbeit hättest. Ich mein' eine Arbeit, die dich ganz in Anspruch nimmt. Die deinen Kräften und Fähigkeiten angemessen ist!“

Nachlässig warf der Paltikosche dazwischen: „Also du hast den Eindruck, daß ich zu wenig zu tun habe...“ Im Auge brannte flüchtig ein Licht auf.

„Nonsens, lieber Erich! Aber wir meinen, daß du zu Größerem ausersehen bist mit deinen Fähigkeiten.“

Erich Steenborg lachte kurz. Er stand auf. Hinübersehend über den grünen Rasen, trat er hart an die Verandastufen. Die Hände in den Rocktaschen, fragte er: „Wer seid ihr?!“

Dies stimmte seinen Vetter ernst. Feierlich gab er zur Antwort: „Deine Standesgenossen. Du selbst, die Gesellschaft, wenn du willst.“ Und sich sehr aufrecht setzend und den Stiel eines kleinen vergoldeten Löffels mit den zarten Fingern umklammernd, fügte er im selben Ton hinzu: „Ich warne dich. Ich warne dich, absichtlich zu deiner Vereinsamung beizutragen. Wie jetzt wieder in dieser Sache so auch zum Beispiel mit der verrückten Idee, nicht mehr Karten spielen

zu wollen! Deine Zeit ist dir zu kostbar, sagtest du, oder das Spiel sei dir jetzt überflüssig oder dergleichen. Und dann wieder das mit der Zeitung!" Der Sentensche berührte mit dem ausgestreckten Finger den Packen auf dem Stuhl. „Du liest keine Zeitung! Weißt überhaupt nicht, was in der Welt geschieht! Da hört doch alles auf. Und immer nur diesen einen Gedanken ... Dieser eine Punkt, auf den alle Energie ..." Anatol, den die Entfernung des anderen kühn gemacht hatte, war es, als ob sein Vetter jetzt die Ohren spitzte, bereit, zuzufahren, wenn das Stichwort fiel. Er wollte aber seinen Platz behaupten und setzte eilig fort: „Ich bitte dich, habe die Geduld, einmal die Wahrheit ruhig anzuhören! Ich bin dein Verwandter und dein Freund. Ich meine nämlich, wenn du à tout prix dich zum Eigenbrödler, zum Original, ja — verzeih — zum Narren machst, wirst du niemand angenehmer. Das ennuyiert — und nicht nur uns Herren, auch jede heitere und lebenslustige Dame. Ich finde, ich habe die Pflicht, dich zu warnen. Ja, lieber Erich. So — bitte."

Erich Steenborg drehte sich herum. „Wenn du doch nicht immer lieber Erich sagen wolltest. Worte haben zuletzt auch ihre Bedeutung." Dann kam er an den Tisch zurück und setzte sich. „Nicht, daß du nicht recht hättest, Anatol! Es ist die Eigentümlichkeit deiner Art, immer recht zu haben. Du warst so schon als Schüler." Der Sentensche blieb stumm. Erich Steenborg aber kam unerwartet in Hitze. „Jetzt sag' mir nur — du sprachst bei Tisch andeutend davon — wer war es, der da behauptet hat, ich triebe mich durch die Wälder bei jeder Tag- und Nachtzeit? Wer wagt es gesehen haben zu wollen, ich hätte mich in dem und dem Park zu der und der Morgenstunde gezeigt, einmal allein und einmal nicht allein? Wer sind diese Aufpasser und Aushorcher!? Glaubst du, ich merk' eure Absicht nicht? Ihr braucht Listen, ich werde euch mit Gewalt kommen."

Anatol hob abwehrend die Hand. Er errötete, so unerwartet geschah diese Attacke. „Was für Ideen, lieber ... das heißt, du phantasierst!"

„Phantasiere ich? Wer sind meine Aufpasser und Aushorcher, darauf wünsch' ich Antwort."

Anatol hatte sich soweit gefaßt, daß er ärgerlich antworten konnte. „Niemand fällt das ein. Wenn du übrigens vor aller Augen dein seltsames Wesen treibst, so wundere dich doch nicht, daß sie darüber reden."

Erich Steenborg rief: „Vor aller Augen; das ist es! Das hast du gut gesagt. Damit hast du es getroffen. Diese Bande, die mir an den Fersen klebt, die alles wiederzugeben weiß, was ich tat und sagte und was ich nicht tat und nicht sagte: die ennuyiert, die muß ein edles Herz ennuyieren, kränken bis zum Überdruß. Mir macht ihr übel bis zum Speien!"

Der Sentensche zuckte mit den Augen, als wäre ihm eine Wespe in das Gesicht geflogen. „Dein Umgangston — ich finde, er ist nicht immer sehr delikat."

„Nein, nicht immer sehr delikat."

Hier war es, wo Julius auf der Bildfläche erschien. Er stand unten an den Stufen auf dem angewärmten Kiesgrund. Sein Gesicht war rosig und lächelnd, die Augen hinter den Gläsern dunkel und zwischen Scheu und Keckheit. Er zog die Mütze und wünschte mit möglichst heller Stimme einen guten Abend.

Erich Steenborg kam der Bursche wie gerufen. Er stand auf und ging ihm mit ausgestreckter Hand entgegen. Dies verwirrte den Jungen leicht. Mit einer gewissen Feierlichkeit betrat er die von grünen Topfpflanzen doppelreihig gesäumten Stufen. Auch oben auf der Veranda standen die mannigfaltigsten steifblätterigen Gewächse in Kübeln und Töpfen. Alle vier Ecken waren ganz von Grün erfüllt. Hier und da sah man Blüten. Der elegante Herr hinter dem gedeckten Tischchen bewegte sich kaum. Julius fand, er hätte eine Miene wie jemand, der in guter Gesellschaft auf ein Pfefferkorn gebissen hat und es nun weder auffinden noch hinausbefördern kann.

Erich Steenborg machte sie mit einander bekannt.

Er war von strahlender Liebenswürdigkeit.

Er sagte: „Erlaub', lieber Anatol, daß ich dir Herrn Grigorius vorstelle. Grigorius — mein Sentenscher Vetter."

Hier überfiel Julius Bestürzung. Er hieß nicht Grigorius, er hieß Hellbein, das mußte Herrn von Steenborg gestern entgangen sein. Sollte er ihn jetzt zurechtstellen? Sagen, daß er seine geladenen Gäste nicht einmal bei Namen kenne? Vor dem Fremden! Andererseits — durfte er sich den immerhin geschätzten Namen Grigorius so ohne weiteres fälschlicher Weise aneignen und in allen Kreisen ... Schrumm! Die Gedanken rissen ab. Er saß. Man forderte ihn auf zuzugreifen. Und der Augenblick, wo er hätte reden sollen oder nicht sollen, war schon weit.

Herr von Steenborg bemühte sich um ihn. Er klingelte nach einer Tasse, die ein Stubenmädchen brachte, das mit einer makellos weißen Schürze voll krauser Spitzen geschmückt war. Er schenkte Julius den Kaffee ein, schob ihm den Zucker hin und einen Teller

mit Biskuits. Er füllte auch noch ein Gläschen mit dem süßen, schweren Getränk, nachdem er vorher kurz gefragt hatte, ob sein Gast Kirsch oder Pflaumen vorzöge.

Als alles geschehen war, suchten Julius' Augen noch einmal über den Tisch. Steenborg bemerkte es, verstand ihn. „Aha, Sie trinken den Kaffee lieber mit Schmant!" Er drückte wieder auf den elektrischen Knopf. Ja, Julius schmeckte der schwarze Kaffee nicht, es war ihm nicht gewohnt. Doch nun kam eine kleine, schwere, bauchige Silberkanne, und er konnte sich bedienen nach Belieben. Ein Behagen, eine festliche Dankbarkeit überrann sein Herz. Der Duft der Liköre, der Früchte und der Zigaretten machte ihm die Sinne süß und dumm.

Da geschah es, daß, als Erich Steenborg seine linke Hand nach irgendeinem Gegenstande ausstreckte, ein schmales, goldenes Kettenarmband um sein Handgelenk sichtbar wurde. Julius erschrak so sehr, als hätte er einen Schlag erlitten. Da war es! ‚Das Zeichen seiner Schmach', würde Onkel Grigorius gesagt haben. Denn das kam von ihr, von ihr! Das ganze Geheimnis war mit einem Male offenbar. Seine Augen prallten von dem Golde ab, als hätte er Verbotenes gesehen. Sie trafen den Blick des Sentenschen Vetters, fast wie in einem Einverständnis, einem verruchten Einverständnis. Der senkte die Mundwinkel und drückte die Zigarette mit der beringten Hand im Aschenbecher aus.

Julius kämpfte mit sich: sollte er dies Armband um das starke Handgelenk eine weibische Zier nennen, ein Glied der Kette seiner Schmach — wie hatte er's nur gestern nicht schon bemerkt! Denn das war gestern schon dagewesen, und vorgestern und alle Tage — oder sollte er dem sich leise anmeldenden Vergnügen nachgeben über die Rücksichtslosigkeit dieses öffentlichen Bekenntnisses? Und schon umfing ihn die bunte, glasgeblasene Welt, ein durchsichtiger Himmel mit rosig bemalter Stirn. Nun war sie da! Er sah sie zerbrechlich, zart und hell hinter Erich Steenborgs Stuhl stehen. Die beiden Hände auf der Lehne, den Hals ein wenig gestreckt, nach dem Duft der aufgebrochenen Fruchtspeise das Näschen hebend. Und Julius sah, daß der Mann ihr Nahesein spürte. Er hielt die Hände gespannt still: Raubtiere, geduckt, die jeden Augenblick aufschnellen können. Sein Gesicht mit dem typischen Zug der leicht gehobenen Brauen, die rechte um eine Linie höher als die linke — sein Gesicht lächelte. Und ohne daß er den Kopf zurückgewandt hätte, lächelte er ihr.

Der Jüngling wandte sich ab und blickte hinaus über die grünen Plane, auf denen verstreut wenige hohe Bäume herrlich vor dem weißen Seewasser standen. Unruhvoll in Sprudeln und ziehend in sanften Schwaden übergoß ihn die Frühlingsluft. Er achtete nicht weiter auf das Gespräch, das bald neben ihm wieder begann und gedämpft fortgesetzt wurde. ‚Meine Flöte' — dachte er.

Plötzlich wandte sich Herr von Steenborg-Paltiko an ihn. „Ich denke, wir lassen jetzt den Hund kommen," sagte er. Da war ein Ton unterdrückter Wut in der Stimme, der Julius erschreckt zu seinem Gastgeber aufblicken ließ; aber sein Aussehen war so vollkommen liebenswürdig wie immer. „Der junge Mann ist gekommen, um meinen Doberman anzusehen," erklärte er seinem Vetter.

„So," sagte dieser ohne hinzuhören.

Das herbeigekommene Mädchen erhielt den Befehl, den Hund bringen zu lassen. Erich Steenborg griff nach der Karaffe und goß den Gästen die Likörgläser voll. Der Sentensche übersah es. Er saß aufrecht da und suchte sein Pfefferkorn.

Julius trank sein Glas schnell leer. „Diese Bäume . . ." sagte er glühend und wies mit der Hand in die Landschaft; er verstummte.

Erich Steenborg lächelte obenhin, dann wurde sein Blick deutlicher, scharf. Er straffte die Schultern und begann zu sprechen, nicht schnell, nicht laut, aber verständlich: „Ich habe mir den Hund angeschafft, damit er mich auf meinen Spaziergängen begleitet. Er soll mir Dienste leisten gegen eine gewisse Art von Aufpassern und Aushorchern. Ich werde ihn auf den Mann dressieren."

Anatol Steenborg blickte seinen Vetter einen Moment zweifelnd an. „Sehr gut. Vorzüglich," murmelte er. Und zu Julius gewandt: „Die Aussicht hier von der Veranda ist einzig schön!" Julius stimmte leidenschaftlich zu. Dann trat doch Schweigen ein.

Da kamen sie schon in beschleunigtem Tempo um die Ecke gebogen, der würdige Schnauzbart — ihn schien sein steifer Kragen zu schneiden — und der Doberman. Es war nicht ersichtlich, ob der Mann den Hund hinter sich herzog oder vor ihm davonlief. Angekommen, übergab er Steenborg, der hinausgetreten war, schnell das Ende der Kette, stellte sich auf und steckte das rote Kinn aus dem Kragen.

Der Hund, mittelgroß, schwarz, kurzhaarig, mit braunen Pfoten, brauner, länglicher Schnauze, Rute und Ohren gestutzt, stand zitternd mit gesträubten Nackenhaaren da. Als Steenborg ihn streichelte, fuhr er mit den blanken Zähnen nach seiner Hand und knurrte. Doch kam es nicht zum Biß. Sein

Herr hatte eine feste, ruhige Art der Behandlung; er nötigte ihn die Veranda hinauf und stellte ihn mit sichtlicher Genugtuung den Gästen vor, dabei faßte er Anatol scharf ins Auge.

Julius, um doch etwas zu sagen, fragte: „Wie heißt er?" Aber sein Gastgeber beachtete ihn nicht; er war mit dem Hunde beschäftigt.

„Das ist ja ein wildes Tier!" entfuhr es dem Sentenschen. Niemand erwiderte etwas darauf. Seines Vetters Mienen hatten sich in höchster Unzufriedenheit verzogen, während er mit gespreizten Fingern durch das Fell des Hundes fuhr.

Er herrschte den stattlichen Schnauzbart an: „Das Tier sieht ja aus wie ein Schwein! Sagte ich nicht, daß du ihn striegeln und bürsten solltest?"

Der Alte, äußerlich bis auf ein verklemmtes Lächeln seine Würde bewahrend, machte einen kleinen Schritt zur Seite, spie ein wenig auf den Boden (bei ihm offenbar ein Zeichen der Verlegenheit), erschrak darüber und begann in seinen Bart zu kichern, während seine Fußspitze den Fleck verrieb.

Anatol Steenborg rief vom Platz aus: „Ich bitte dich, Erich, du hast deine Leute doch nicht vom Personal einer Menagerie bezogen!"

„Bring den Striegel!" Der Kutscher beeilte sich, fortzukommen.

Der Paltikosche beugte sich tief zum Hunde herab und liebkoste ihn. Der Hund knurrte.

Als der Striegel gebracht wurde, streckte Steenborg nur die Hand hin, sah kaum auf.

Der Sentensche wurde unruhig. Er rief dem Alten nach: „He, Kutscher — sei so gut, sag' Jakob, daß er anspannen soll! Ich werde fahren." Er sah auf seinen Vetter und wartete auf irgendeinen Einwand.

Aber dieser war vollkommen mit der sorgfältigen Säuberung seines Hundes beschäftigt, der sich breit auf den Fußboden hingestreckt hatte. Neben ihm gekauert, zog er bedächtig Strich um Strich den Striegel durch sein Fell. „So, mein Hund! So — so mein gutes Tier! Bestien! — Du wirst sie zu finden wissen. So, so, mein alter Freund — juckt's dich?" Dann begann er vor sich hinzupfeifen. Das Tier lag mit halbgeschlossenen Augen da und ließ sich's wohl sein. Um sie beide, Mann und Hund, entstand eine schweigende Leere.

Julius saß wie betäubt. Er sah auf, als der Hund einmal knurrte. Das Blut schoß ihm zu Kopf. In seiner Brust begann sich's zu bewegen, zu lärmen. Eine Art kriegerischer Musik brach los. Und wie bei der Kriegsmusik die blanken Becken scharf aneinanderschlagend, bald das eine, bald das andere zu oberst kommt, so kämpften Abneigung und Zuneigung, Abgestoßensein und Hingezogenwerden schmerzhaft in ihm.

Der Sentensche saß da, in sich gebeugt, mit weit geöffneten Augen einen toten Punkt fixierend. Und nichts war zu hören als der leise Laut des Striegels und das unbekümmerte Pfeifen. Die Zeit rann.

Als sich der Junge wieder dem Paltikoschen zuwandte, voll Unmut und Unentschlossenheit, hatte er sich, immer noch kauernd, halb auf dem Absatz gedreht, seinem Vetter zu. Und aus dem Winkel seiner Augen lauerte etwas auf den stillgewordenen Gast.

Dieses Gesicht, gespannt und voll beherrschter Qual, machte, daß sich Julius für Erich Steenborg entschied.

Der schien befriedigt von dem, was er sah. Stand auf, richtete sich voll auf und straffte die Schultern seufzend. Dann kam er langsam mit gesenkten Augen, die Stirn in tiefen Falten, näher. Wie in Gedanken legte er den unsauberen Striegel aus der Hand mitten auf den Kaffeetisch.

In dem Moment war auch Anatol Steenborg auf den Füßen. Er machte Miene zu gehen. „Du willst fort?" Sein Vetter war erstaunt. Dann sagte er freundlich einladend: „Nimm doch noch etwas von der süßen Speise."

Anatol wußte sich kurz zu entschuldigen: die Pferde müßten gleich hier sein, er wolle nach seinen Sachen sehen. Und verschwand im Innern des Hauses.

Erich Steenborg erklärte, den Hund selbst zurückbringen zu wollen. „Es spielen so viele Kinder auf dem Hof!" Herr und Hund verließen den Schauplatz wie zwei Freunde.

Kaum war sein Vetter fort, so trat Anatol gleich wieder auf die Veranda. Er war erregt. Die Haare seines festen Schnurrbarts sträubten sich. Er legte die Fingerspitze an die Stirn, machte schnell die paar Schritte bis an die Stufen, blickte hinaus, schnob leicht durch die feine Nase, nestelte ein weiches Lederetui aus der Tasche und entnahm ihm eine Zigarette. Während er sie zwischen den Fingern zwirbelte und endlich anbrannte, wandte er sich nervös an Julius: „Wie lange kennen Sie meinen Vetter eigentlich?"

„Seit gestern."

„Seit gestern! Das ist gut. Und was, wenn ich fragen darf, verschaffte Ihnen die Einladung nach Paltiko? Mein Vetter ist nämlich sonst der reine Eremit — das heißt" — hier lächelte Anatol Steenborg leicht — „nur in gewissem Sinne."

Julius sagte, daß er gekommen sei, den Doberman zu sehen.

„Interessieren Sie sich denn für Hunde?!“

Julius sagte: „Ja.“

„Sie haben das Vieh, glaub' ich, kaum angesehen!“

„O, doch.“

Anatol machte einige Schritte bis zur nächsten Pflanzengruppe, wandte dann um und sprach rasch: „Sie sind jung. Darf ich mir erlauben, Ihnen einen Rat zu geben? Falls mein Vetter Sie für irgendwelche Aufträge oder Botschaften verwenden will, lehnen Sie alles von sich ab, alles!“ —

Ohne Besinnen antwortete Julius: „Es wird mir jederzeit eine Ehre sein, von Herrn von Steenborg Aufträge zu erhalten. Und ich werde sie immer nach bestem Vermögen ausführen.“ Sein Gesicht glänzte.

Anatol hierauf preßte Lippen und Augenlider zusammen, während die Haut der mageren Wange die umhertastende Zunge ahnen ließ. In der schlaff niederhängenden Hand glomm die Zigarette. Nach kurzen Sekunden wurde er wieder sehend. Leichthin: „Behüt' Gott, daß ich Ihnen meine Meinung aufdränge!“ Er ließ sich in einen Korbsessel gleiten, die Beine weit von sich gestreckt, das brennende Ende seiner Zigarette betrachtend.

Sie sprachen nicht mehr.

Bald kam auch Erich Steenborg wieder. Mit ihm zugleich des Sentenschen Fuhrwerk. Man verabschiedete sich. Und zwar geschah dies auf beiden Seiten nicht ohne verwandtschaftliche Wärme. Julius spielte kaum eine Rolle.

Erich Steenborg, als er vor den Stufen der Veranda alleingeblieben war, drehte sich langsam zu Julius herum. „Man muß vor den Leuten verrückter scheinen, als man ist,“ — sagte er, und dann: „Kommen Sie, Grigorius, jetzt werde ich Ihnen den Park zeigen!“

Julius sprang die Stufen hinunter. Jedes seiner Glieder fühlte sich lebendig zum Davonlaufen. Als er nahe neben ihm stand, dessen Bau und Art seine Jugend beim ersten Anblick ergriffen hatte, kam es über ihn, er wußte nicht wie; er mußte ihm sein Herz zeigen. Er sagte, die ganze Kehle voll lockendem Entzücken: „Jetzt sind wir zu dritt allein!“ Julius dachte an die Geliebte, die immer um den Geliebten war und er, der Dritte, der Freund.

Herr von Steenborg sah ihn befremdet an mit hochgehobenen Brauen, dann wurde sein Auge scharf und durchbrennend. „Wir drei ...? — Was heißt das?“

Der Junge kapitulierte sofort, stotterte und badete sich in Rot: Er hätte sich nur versprochen.

Sein Wirt schob das Benehmen auf den Likör. Er wurde milder, ohne jedoch zu lächeln. „Kommen Sie, ich zeige Ihnen, was sich zu sehen lohnt!“

Die Verwirrung gab Julius ganz in des anderen Hand. Er ließ den Kopf hängen und wagte nicht zu sprechen.

Eingeschoben zwischen die nach Süden und Westen geöffneten Seeperspektiven lag der Park. An seiner Grenze und schon im Schatten wuchsen viele Maiglöckchen. Herr von Steenborg pflückte sich im Vorübergehen einige Stengel, und Julius tat es ebenso.

Sie traten in eine geräumige Allee blühender Kastanienbäume ein. Die Hitze des Tages war hier langsam nachgedrungen und schwebte als warmer Duft in der grünen Abgeschlossenheit. Die Blüten, reif zum Welken, deckten vielfach schon den Boden, rosa und weiß dicht nebeneinander liegend.

Sie überschritten eine breite Straße, deren feuchtdunklen Fahrdamm in gleichmäßigen Abständen weiße Steine säumten. Hier war den ganzen Sommer tiefer und ewiger Schatten. Hier war es kühl. Hier duftete es nach Moosen, schlüpfriger Erde und Quellengrund. Hier nah' würden die Nachtschatten wachsen. Jenseits der Straße verzweigten sich Fußwege und Wiesen, durch schlanke Birkenschäfte führend, tiefer ins Grüne hinein. Auf den Birken saßen Finken. Ihr heiterer, süßer Schlag machte Julius froh. Der Weg legte sich glatt unter die Sohle, der Tag war himmlischschön und voller Verheißungen. Über Gräben, in denen dunkles Wasser stille lag oder die angefüllt waren von saftigem Gras und grünem Geranke, führten weiße, zierlichgeländerte Brücken. An den Rändern standen Büschel junger Farne, und wilde Waldblumen wuchsen neben kniehohen Tännchen. Rings umgaben sie Fichten, ein dichtgesätes Waldstück, achtzigjährig und älter. Als es sich öffnete, lag eine Wiese da, länglich und gerundet mitten in den dunklen Wänden eingebettet. Sie war über und über weiß von kaum erst erblühten Maßliebchen.

Hier machte Steenborg halt.

Sie kamen noch zur Zeit; die Sonne, die sich schon zögernd aus der Welt zurückzog, streifte die Wiese noch mit den Enden ihrer Strahlen. Erich Steenborg sah den jungen Begleiter an; daß Julius seinem Entzücken freien Lauf gab, befriedigte ihn.

„Ich dachte es mir, besonders Frauen und Kindern muß dieses heitere Bild gefallen! Die Wiese ist eine sehr schlechte Wiese, und doch kann ich mich zu keiner Melioration entschließen.“

‚Bin ich ein Kind?‘ dachte Julius, und sein Herz schmerzte.

Der andere bemerkte sein Stillwerden gleich. „Nun?“

„Bin ich ein Kind?“

„Sind Sie es nicht? Umso schlimmer für Sie! Ich hoffte, Sie seien eins. Wer wollte noch mit Menschen zu tun haben, wären es nicht Kinder!“

„Wie Sie wollen,“ sagte Julius.

Sie gingen weiter, langsam schlendernd, immer nebeneinander her. Durch den Himmel kam in schnellem Fluge ein großer weißer Vogel. Er stieß hohe Schreie aus, immer in einer kleinen Folge von Tönen, die hell und scharf in den Raum hinabfielen. Er war vorüber. Sie sahen ihm nach über die Häupter alter Eichen hin. Unten, der grüne Grund, auf dem sie standen, war von den sanften Kurven der Wege durchschnitten, die, sich verschlingend und trennend, Rasenplätze und Rondelle aller Art bildeten.

„Heute,“ sagte Steenborg, „möchte ich nur von Dingen reden, die in meinem Kinderbilderbuche hätten stehen können. Darin war eine glückliche Stunde eingeschlossen, ohne Vorher und Nachher, an die die Welt nicht zu rühren vermochte.“

Als er Julius wieder einmal Grigorius nannte, sagte ihm dieser, daß er Hellbein hieße. Sein Wirt lachte sehr über die Erklärung, Julius hätte ihn vor dem Fremden nicht zurechtstellen wollen, und rief ihn mehrfach beim rechten Namen. Darüber wurden sie beide munter.

Im Weitergehen — die schmalen Wege, die breiten Alleen hinauf, hinab — zeigte Herr von Steenborg seinem Gast Bänke aus runden Birkenstämmchen, die er alle selbst gezimmert hatte. Julius sollte sagen, ob sie ihm gefielen, ob er den Platz gut gewählt fände. Herr von Steenborg ließ sich hier und da probeweise nieder, freute sich über jedes Lob und schien in glücklichster Stimmung. Eines dieser Plätzchen hatte einen netten runden Tisch, bei dem er sich besonders aufhielt und die Solidität seines Fußes rühmte. Julius mußte die Hand an die Platte legen und fühlen, ob sie fest stünde.

Steenborg meinte: „Im Freien einen kleinen Tisch, um Briefe darauf zu schreiben oder das Nähzeug aus der Hand zu legen, denke ich mir recht gelegen.“

Julius gab ihm vollkommen recht, doch wurde er stiller. — Dann kamen sie an eine Schaukel: ein schmales Schaukelbrett an langen Birkenstangen, im Lindengeäst befestigt.

„Sie schaukeln?“ Julius machte, als ob er staunte und lauerte heimlich, was der andere sagen würde.

„Zu gewichtig? Zu schwerfällig, meinen Sie!“ spottete Steenborg. „Ich hab' sie auch für jemand Leichteres gebaut.“

‚Und so kindlich ist sie,‘ dachte Julius böse und schmollend, ‚daß sie noch zu schaukeln liebt! Mit allen ihren Sünden. Und warum sagt er mir kein offenes Wort?! Warum bleibt er vor **mir** im Geheimnis?!‘ Hatte er doch die ganze Zeit ihre leise Sohle hinter sich herkommen hören, ihre Gegenwart gefühlt so gut wie andere! Immer hatten seine Augen sie neben dem Geliebten auf den kleinen Birkenbänken sitzen sehen, sich mitauszuruhen. Und er, der Freund, stand bescheiden daneben.

Julius fingerte an seiner Flöte und zog sie endlich in Gedanken aus der Tasche. ‚Wenn ich's ihm bliese!‘ fuhr es durch seinen Sinn. Er wurde heiß und lachte und sah seinen stummen Begleiter an.

Er sagte sich: ‚Der sieht sie schaukeln! Aber nun ist es genug, nun sollte sie ausruhn. Sie sollten sich beide dort auf die Bank setzen, ich würde bei Seite auf jene kleine Brücke treten und ihnen etwas Musik vormachen!‘

Endlich hatte Steenborg die Flöte bemerkt. „Was haben Sie da? Eine Flöte?“

„Ja, eine Flöte.“

„Spielen Sie auch darauf, oder ist es ein Schaustück?“

„Ich spiel' auch etwas.“

„Gut, so spielen Sie mir vor.“

Julius spürte einen Schuß Blut zum Herzen. Er holte Atem, dann sagte er keck, aber die Lippen zitterten: „Wenn Sie beide sich hier auf die Birkenbank setzen wollten zum Ausruhn, würde ich auf jene kleine Brücke treten und spielen, was ich versteh.“

Erich Steenborg setzte sich ohne Umschweife. Sah den Jungen scharf an, der rot war, und lachte. „Sie versprechen sich wieder, Hellbein!“ Diesmal hielt Julius stand. Bedeutsam trat er auf den anderen zu, und mit dem Maiglöckchenstengel, den er zwischen den Fingern hatte, berührte er das goldene Armband um Steenborgs linkes Handgelenk. Der sah darauf nieder; begriff — und einen Augenblick lang blickten sie sich ins Auge.

Wenn Julius gewußt hätte, was das rasch gehißte Signal im Auge des anderen zu bedeuten hatte!

Das Innerste erschreckt, sprang er in großen Sätzen zu seiner Brücke. Vor ihm her floh ein aufgeschrecktes Eichkätzchen, das den Weg hatte passieren wollen. Des Burschen Blut hüpfte wie junge Lämmer im Klee. Zugleich bedrängte ihn das Schuldbewußtsein des leichtfertigen Hirten, der sie ausgelassen hatte und doch den Wolf im nahen Busch wußte.

Er nahm die Flöte an die Lippen — und setzte wieder ab. In Brust und Hals preßte

sich der Atem. Er trat an die zierliche weiße Brüstung, sah hinab in den Graben, der nichts anderes enthielt, als eine blaue Flut von Vergißmeinnicht. Die liebliche Entdeckung besänftigte ihn bald. So fing er an zu flöten, doch ohne sein kleines Instrument, allein mit den Lippen. Diese oftgeübte Kunst ließ ihn nicht im Stich.

Julius begann mit dem Ständchen von Schubert. Ihn selbst und den anderen beruhigend fielen die Töne wie goldener Tau um sie nieder. Dann pfiff Julius Mozart, Haydn, das Schönste, was er wußte und konnte. Schwebende Vögelein brachen aus dem Käfig seiner Seele und schwangen sich flügelzitternd durch die Luft. Süße Tränen tropften an den Blättern, Seufzer hauchten in den Büschen.

Als er getan hatte, was er tun konnte, hörte Julius auf und kehrte zum andern zurück.

Erich Steenborg dankte ihm und sprach sein Erstaunen über diese unvermutete Kunst aus.

Dann gingen sie weiter. Sie gingen einen schmalen Weg, den ein verblühender Strauch mit weißem Schaum überdeckt hatte. Julius ging niedergeschlagen, beschämt bis zu Tränen, und sah nur auf seine Füße. ‚Wir haben euch gepfiffen, und ihr habt nicht getanzt, wir haben euch geklagt und ihr habt nicht geweint.‘

Erich Steenborg begann zu sprechen, zu plaudern. Sein Tan war vollkommen der gleichmäßig höfliche Ton gegenüber dem Gast. Er hatte auch bei langsamer Gangart etwas Belebtes, Förderndes in seinem Schritt; Julius durfte sich nicht versäumen. Ihm war, er wußte nicht wie es kam, ihm war plötzlich, als mochte er den anderen nicht. —

Sie beschritten eine breite, schöngefaßte Brücke. Unten zwischen Gebüsch zog ein Wasser; man hörte es kaum.

Da begann eine Nachtigall zu locken, ganz aus der Nähe: „Iie—dis, iie—dis, iie—dis! Zükütt, zükütt! Spiritus, spiritus, spiritus, gluglugluglu, trrrrr—glüp!“

Sie hielten eine Weile still um zu horchen. Steenborg war sichtlich erfreut. Im Weitergehen sagte er: „Die erste, die wir heute hören! Ich habe in diesem Jahr versäumt, die Katzen und Eichkatzen zu vertilgen!“ Daß Eichkatzen Nachtigallen vernichten, hatte Julius nie gehört; aber er fragte nicht — absichtlich. Er hatte den Mund fest verschlossen. Er hörte nur auf den Tritt und Schritt des andern neben sich.

Da geschah es — ein goldener Schreck! —, daß Erich Steenborg seinen Arm um Julius legte, ihn leicht an sich zog, immer im Gehen. Nur für Sekunden, wie in einem Nebelballen, tauchte der Gedanke vor dem Jungen auf: ‚Er meint nicht dich!‘ Dann begann sein Glück. Jeder Tritt, so leicht die Sohle den Boden berührte, zog Funken aus der Erde, die brannten, aber nicht schmerzten. In Entzücken sprang der Fußweg Julius voraus. Was ihm von je teuer und lieb in der Erinnerung verwahrt lag: der Gedanke an sein frühverstorbenes Schwesterchen, die Mutter, wie sie die Arbeit schnell im Schoß verdeckte vor Weihnachten, wenn man ins Zimmer trat, der Duft des Apfels, den sie ihm alle Sonnabendabend unter das Kopfkissen schob, damit der Knabe um so glückseliger in den Sonntag hinüberschlummern konnte — all dies zugleich lebte mit einmal in Julius auf und dazu die Ahnung von anderem mehr Vergangenem und Kommendem, das, wie hinter goldenem Netzwerk ihn umschwebend nicht recht deutlich werden konnte, weil seine übervollen Sinne nicht Raum dafür hatten.

Seine übervollen Sinne ... denn er trug die Last einer Hand auf seiner Schulter und war wie der Reliquenträger auf dem Opfergang ergriffen von seinem Amte.

Der Weg neigte sich allmählich dem südlichen See zu. Bald mußte das Wasser zwischen den Stämmen erscheinen. Man hörte wieder die hohen Vogelschreie in sonderbar kurzen Tonfolgen.

Julius wußte, daß gleich der Augenblick da war, in welchem er die Hand nicht mehr auf seiner Schulter fühlen würde. Sein Herz sagte: „Mein Freund!“ Sein Fuß zögerte. Über dem Wasser in großer Höhe schwebte ein Paar der silberweißen Vögel. Im rosa Abendfrieden stand drüben der Wald und der dunstige Morast und ein Gewölke, halb schon hingeschmolzen am Perlgrund des Himmels.

Da war es auch schon geschehen. Sie standen wieder einzeln, jeder für sich, am Ufer und atmeten die Feuchtigkeit. Herr von Steenborg-Paltiko zeigte dem jungen Gast die Vögel, die er Kronschnepfen nannte. ‚Ich will nach Hause‘, dachte Julius, und er sagte es. Erich Steenborg wollte nichts davon wissen, er sollte noch dableiben, den Tee mit ihm trinken. Aber Julius ließ sich nicht halten.

Irgendwo in seinem brennenden Inneren stand es ganz deutlich und fest, daß das Bilderbuch nun durchgeblättert sei:

‚Z—U— zu,
Mach das Buch zu!‘

Er wollte nach Hause. Als Steenborg sah, daß der Junge nicht bleiben wollte, ließ er sofort mit Drängen nach.

Sie kehrten wieder durch den Park zurück,

der tausendfachen Abendduft angenommen hatte. Von weitem hörten sie schon die Nachtigall an der großen Brücke. Aber jetzt fand sie hier und da tief im Garten eine Antwort. Sie gingen wieder durch die verblühenden, süßer duftenden Gebüsche, unter den alten Laubbäumen hin, die feierlich dastehend ihre Schatten um sich breiteten.

Die beiden sprachen nicht viel, aber Julius wußte, daß er neben einem Freunde ging. Das Maßliebchenfeld leuchtete matt. Sie kamen durch das Fichtenstück und traten unter die Birken, wo man sogleich feuchte Erde, Moos und Quellengrund ahnte. Hier war es fast kalt, aber jenseits der Straße, in der Allee von Kastanienbäumen, umfing sie wieder der warmgehaltene Atemhauch welkender Blüten.

Auf dem Vorplatz des Hauses sahen sie die untersetzte Gestalt des Dieners stehen, die große lederne Posttasche in beiden Händen vor sich haltend, den spiegelglatt gekämmten dunklen Kopf unentschlossen bald rechts bald links wendend.

Erich Steenborg rief ihn an. Er kam mit kleinen schnellen Schritten heran, übergab seine Tasche und meldete mit bedeckter Stimme den Verwalter und den Holzhändler Judeykin, die beide mit dem Herrn zu sprechen wünschten. Steenborg nahm die Tasche entgegen. „Sagen Sie dem Verwalter, wenn es nicht sehr brennt, soll er nach dem Tee wiederkommen. Sagen Sie: Ich ließe bitten."

„Jawohl."

„Und Judeykin setzen Sie ins blaue Zimmer und geben ihm zu rauchen. Er muß warten."

„Jawohl." Der Diener entfernte sich.

Erich Steenborg stieß mit der Stiefelspitze gegen eine Maiglöckchenpflanze, die mitten auf dem Wege sproßte. Er hielt die Tasche noch immer in beiden Händen, ohne sie zu öffnen. Er sah an Julius vorüber und sagte: „Sehen Sie, wie für meine Abendunterhaltung schon gesorgt ist! Der eine wird von mir Geld verlangen und der andere wird mir Geld anbieten — und ich sollte beiden den Stuhl vor die Tür setzen."

Julius lächelte etwas. Dann verabschiedete er sich, erleichtert, daß von dem Wagen, der ihn durchaus nach Hause fahren sollte, nicht mehr die Rede war. Denn diesem würdigen Kutscher hätte er ein Trinkgeld geben müssen. Heutzutage ging das nicht anders. Und bis er nach seinem Gelde in der Kommodenschieblade kramte ... die Tante hätte gewiß zu wenig gegeben ... und ehe er zum Onkel hinübersprang ... so lange konnte er den Paltikoschen Kutscher doch nicht warten lassen! —

Aber nun hatte Herr von Steenborg das völlig vergessen. Er gab Julius zerstreut die Hand. Als er den Druck der Finger fühlte, lächelte er flüchtig. „Das war ein schöner Abend, Hellbein, Sie müssen Ihren Besuch bald wiederholen."

Julius war im Begriff zu gehen — er zögerte — da fehlte noch etwas. Er reichte Erich Steenborg noch einmal die Hand und sagte: „Gut' Nacht!"

„Gut' Nacht!"

Dann lief er davon. Die Glaswand eines Wein- und Rosenhauses entlang, welche die ganze Ostseite des alten Gebäudes einnahm. Über den Hof ging er gemäßigt, aber sobald er allein auf der Landstraße war, fing er wieder an zu rennen, bis ihm das Herz aus der Brust springen wollte.

Da setzte er sich am Waldrande nieder.

Was sich am heißen Tage an den harzigen Stämmen und tausend würzigen Nadeln und auf dem grünen Grunde zubereitet hatte, alle Quellen des Duftes strömten über ihn. Auch von den Feldern, von den Wiesen schwebte es kühl heran. Versteckt am Grabenbusch saß Ruggi-Räks, die Schnarrwachtel, und rief.

Julius war wieder auf den Füßen.

Er lief nach Osten, dem aufgehenden Vollmond entgegen: ein Überfluß am lichtfließenden Himmel. Aber die Dinge der Erde lagen schon in der ungewissen Verborgenheit der Sommernacht.

Zwei Nachtschwalben gaukelten über dem Felde.

Epilog

Julius hat seinen Besuch in Paltiko nicht wiederholt.

Wovon bald alle sprachen, erfuhr auch er. Sie war ins Ausland fortgefahren, zusammen mit ihrem Mann, sehr versöhnt.

Um dieselbe Zeit fast, ein wenig früher oder ein wenig später, geschah es irgendwo in den Wäldern, daß der Hund des Paltikoschen, von seinem Herrn durch Zurufe angefeuert, einen Menschen stellte und übel zurichtete.

Als man kam, um Erich Steenborg zur Verantwortung zu ziehen, sahen alle, daß sie es mit einem Wahnsinnigen zu tun hatten.

Seine Mutter, die alte Justine Steenborg, brachte den Sohn selbst außer Landes und blieb bei ihm.

Julius erfuhr alles. Das verborgene Geniste seiner Phantasie war bloßgedeckt, jedem Winde hingegeben.

Es wäre in der Tat zu bedauern gewesen, wenn er sein Geheimnis nicht gehabt hätte. So aber trug er das Siegel des Anrechtes mitleiden zu dürfen, selig auf seiner Schulter.

Wilhelm Lehmbruck

Von Dr. Otto Beyer

Als man im Frühjahr 1919 von dem jähen Sterben des erst Achtunddreißigjährigen las, war man sich der vollen Tragweite dieses Ereignisses noch nicht bewußt; heute, nachdem man den Umfang seines Werkes überblickt, nachdem dessen Wesen deutlich geworden oder geahnt wird, weiß man auch, daß einer der besten und seelenvollsten Künstler von uns schied. — Ein Lyriker ging auf Zehenspitzen durch die Welt, sehnsuchtsvoll und träumerisch, in sich versunken, scheu vor allem Lärm der Welt, vornehm, verschlossen, abseits „suchend dunklere Pfade", ein Bruder Hölderlins, des unstillbar Dürstenden, der an den harten Wänden des „wirklichen" Lebens auch zusammenbrach, obwohl oder gerade weil er reinerer Wirklichkeit, ja des wahrhaft Wirklichen Diener war. — Man fühlt die Räume, die seine nachgelassene Formenwelt enthalten, auf unbeschreibliche Weise geweiht durch eine stumme, gebieterische Seelenmacht, der sich die Menschen nicht zu entziehen imstande sind. Und was will das heißen, wenn eine Kunst sich als so stark beweist, daß sie sich unbedingtes Schweigen erzwingt! Man glaubt, es seien Teppiche gebreitet, die harten Laut verschlucken, man scheut sich vor der eigenen Sprache, um diese träumende Welt voll blütenhafter, jungfräulicher, unberührter Formen nicht aus ihrem tiefen Traum zu scheuchen. Die hellgraue Stimmung einer Totenfeier hängt in diesen Räumen, feierliche Kerzenflammen, leise, silberne Choräle; aber alles ohne Schmerz: trost-, versöhnungsvoll, beruhigt, göttlich schwebendes Lächeln.



Porträtbüste. 1915/16

Die Geschichte seines Lebens enthält nicht viel, was der Erwähnung lohnt, insofern, als dadurch sein Wirken deutlicher würde. Indessen muß man wissen, daß er in der Nähe von Duisburg als Sohn eines Bergarbeiters aufwuchs, daß er mannigfach Not und Entbehrung am eigenen Leibe erfahren hat. Man muß wissen, daß er ganz unter akademischen Einfluß geriet und jahrelang (in Düsseldorf) nichts gebildet hat, was über das Normale, Naturgerechte hinauswuchs (seine damalige künstlerische Bedeutungs- und Ahnungslosigkeit beweist die Tatsache, daß die Wiedergabe nach einer seiner Plastiken von einer Postkartenfabrik



Mutter und Kind. 1918



Kniende. 1911. Kunststein

nutzbar gemacht wurde). Aber wir folgen nicht weiter der biographischen Linie, sondern wollen uns lieber das Wesentliche, die Struktur seiner schöpferischen Lebensbewegung, und zwar in Form einer möglichst knappen, Unwichtiges ausscheidenden Übersicht deutlich zu machen versuchen.

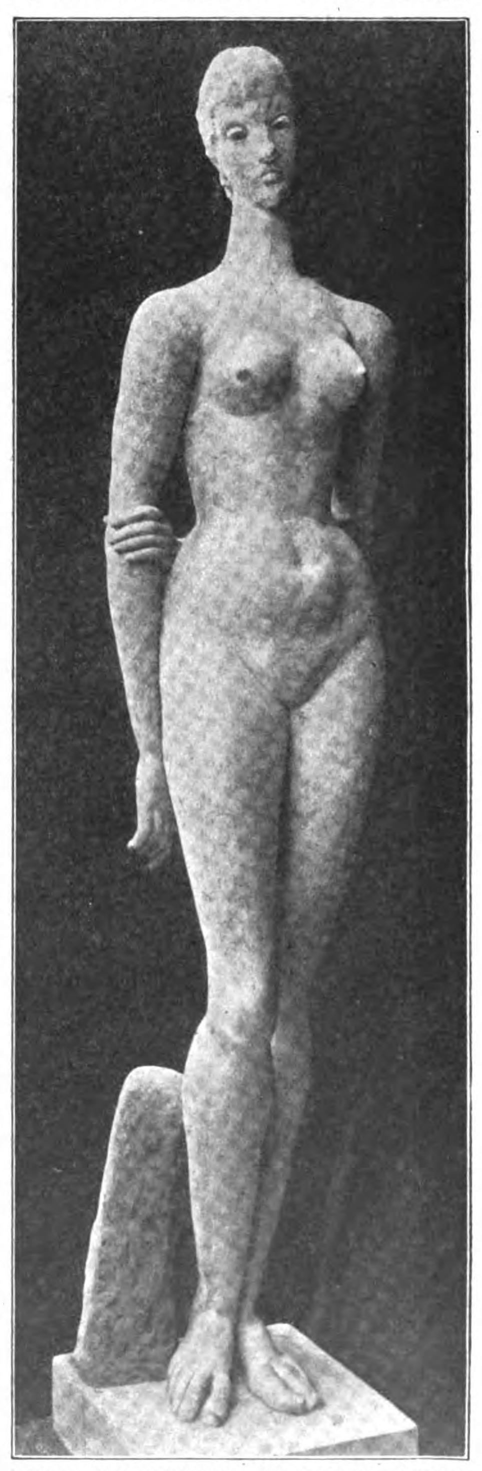
Es muß zuerst gesagt sein, daß das Wirken Lehmbrucks nur vom Naturalismus aus begreiflich wird, eine manchen vielleicht paradox erscheinende Feststellung. Aber ganz im Gegensatz zu vielen Jüngern des Expressionismus, die das Nachbilden der Naturform und ihre technisch erlernbare Meisterung verachten, da ihr Weg viel radikaler von innen her, vom geistigen Gesetz



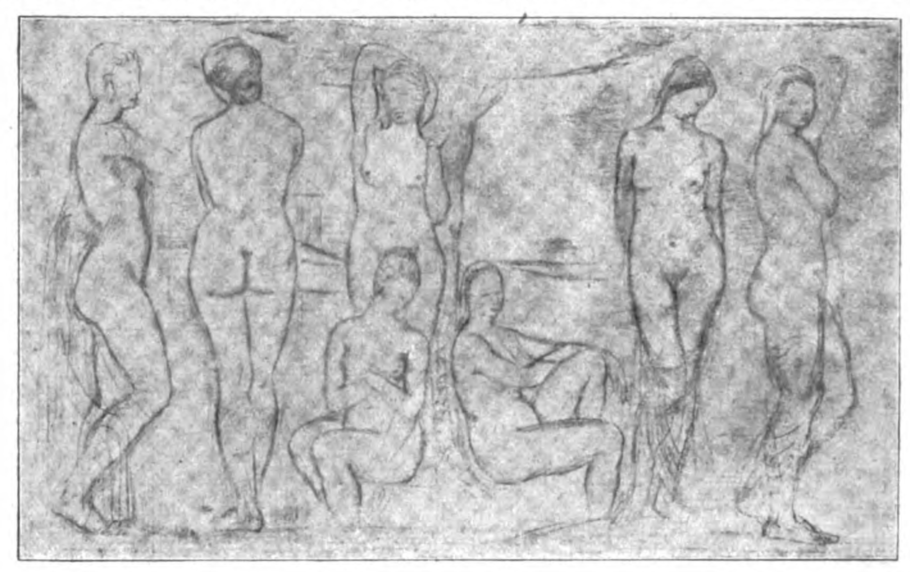
Emporsteigender Jüngling. 1913

aus verläuft, ganz im Unterschied zu ihnen baut Lehmbruck sein ganzes Lebenswerk auf eine feste Basis erworbener naturalistischer Beherrschung, oder vielmehr: die höhere Weihe, das eigentliche Organ des Künstlerisch-Schöpferischen ist ihm (und zwar in offenbarungsmäßiger Erleuchtung) erst zuteil geworden, als er die Elemente des nachahmenden und handwerklichen Könnens ganz fest in meisterlicher Hand hielt. Sein Können, wie es seine ersten Torsi zeigen, die an reife griechische Vollendung streifen, kann voll bestehen vor jeder akademischen Tribüne. Die hier gemeinten Stücke entstanden in Paris: in Paris breitete sich ihm seit 1910 eine ungeahnte, reiche Welt entgegen. Was an ihm dürftig und gebunden war, fiel plötzlich ab im Anblick riesiger Horizonte. Er hat Ähnliches dort erlebt, wie vor ihm Paula Modersohn und nach ihm ungezählte Andere. Er lebt und regt sich unter dem Schatten des Südfranzosen Maillol, er formt schwere, ausgereifte Frauenkörper mit Köpfen, die, im Gegensatz zu der sinnlichen Pracht und Fülle ihrer Leiber, voll sinnender, glückselig-melancholischer Gedanken scheinen, es sind Beispiele eines ersten wirklichen Lehmbruck, der sich indessen nur kurze Zeit erhält. Bald muß ihm deutlich geworden sein, daß Maillols breite Formensättigung wohl des unter fast tropischer Glut gebräunten Romanen Ausdruck sein, doch gerade ihm nicht weiterhelfen könne, ihm, dem innerlich nordischen Menschen, dessen Ahnen auf westfälischer Erde gewachsen waren, ihm, dem nach Beseeltheit und Vergeistigung Durst-erfüllten. Der Belgier Minne tritt in seinen Seh- und Seelenkreis und mit ihm zugleich der Wald der gotischen Statuen, in denen das metaphysische Bedürfnis der mittelalterlichen Menschheit sich einst versteinte. Es beginnt bei Lehmbruck das, was man als gotisch bezeichnet hat; indessen halte man sich deutlich, daß er nur in bedingtem Sinne ein ähnliches Lebensgefühl plastisch verwirklicht, wie es sich in den gotischen Statuen offenbart. Denn seine Plastik entbehrt der Bindung an eine Architektur, in deren als sakral empfundenen Vertikalismus sie mit einstimmen könnte; und dann: es fehlt bei Lehmbruck ein ganz wesentliches Merkmal gotischen Gestaltungsdranges. Man vergegenwärtige sich doch seine Körper: Es sind leidenschaftslose, lyrische, traumerfüllte Konzeptionen, die Glieder sind meist eng geschlossen, jedenfalls niemals (oder nur in ganz vereinzelten, unwichtigen Fällen) heftigen Willensbewegungen unterworfen. Lehmbruck ist nie zum Ekstatiker geworden, nie hat der Rausch seine inneren Gebiete überschwemmt; obwohl er als Ausdruckskünstler wahrhaftig immer nah an den Pforten der Rauschwelt lebte, hat er doch stets in seelischem Gleichgewicht sich zu erhalten gewußt. Im Gegensatz zu Maillol mit seiner horizontal bestimmten Formenlagerung konnte Minne ihm der entscheidende Anlaß werden, das Prinzip des

Vertikalismus als das Gesetz Lehmbruckscher Gestaltung zu erfassen. Der Vertikalismus, diese Symbolik alles dessen, was sich sehnt, was zum Lichte strebt, was erwartend offen ist, wird von nun ab herrschend für die innerhalb weniger Jahre wachsende Gestaltenwelt. Indessen ist es — auch dieses ist für die seelische Artung Lehmbrucks bezeichnend — keine starre, dogmatische, strenge Durchführung der Tendenz des Steigenden, die steile Bewegung bricht nicht kalt und unvermittelt ab, sie neigt sich immer in den Köpfen und es ist, als seien Häupter zu sanft gesenkten Blüten ihrer Körperlichkeit geworden. Dies beides: Steigung und Neigung läßt sich nun verfolgen durch das ganze Werk hindurch. Zugleich wird Lehmbruck zum Künstler jugendhaften Daseins, eines keuschen, oft kargen und herben Jungseins; nicht mehr die reife Fülle des Weibes will er preisen, sondern die Jungfrau, unberührt, andächtig lauschend innerlichen Melodien, und den Jüngling, den ernsten, einsamen, gedankenbewegten, den Typus der Hölty, Novalis, Hölderlin. Gleich im Anfang werden Denkmale dieser neuen Erkenntnisse aufgerichtet, überlebensgroße Statuen der ‚Knienden', des ‚Steigenden', der ‚Sinnenden', in deren ausgedehnter, doch ganz durchseelter und erfühlter Leiblichkeit man erst nach längerer Dauer Notwendiges wahrnimmt und als beglückend entdeckt. Das anfangs Erschrekkende und Befremdende dieser Figuren liegt in dem Eindruck, daß hier mit völlig naturalistischen Mitteln bewußte Deformationen erreicht werden, die doch organisch durchaus glaubhaft scheinen, ein wirklich-unwirkliches neues Menschengeschlecht in steinerner Skeletthaftigkeit, das übliche Menschenmaß magisch überragend. Indessen muß man den Jüngling von der Rückseite, die beiden Jungfrauen aus großer Entfernung gesehen haben, um hier das säulenhaft Aufwärtswachsende, dort das Demütige, Wartende als reine seelische Schönheit zu erfassen. Das, was Lehmbrucks eigentümliche und unvergängliche Kunstbedeutung ausmachen sollte, läßt sich hier schon gleichsam mit Händen greifen: den Naturalismus mit dessen eigenen Mitteln, aus ihm selbst heraus zu einer Ausdrucksform erlöst und gesteigert zu haben, das ist seine Leistung! Man lernt hier zugleich, daß Naturalismus nicht schon von vornherein einen Einwand gegen das Vorhandensein von wirklicher künstlerischer Tat bedeuten muß, wenn es auch bisher nur wenigen gelungen ist, sich des Naturalismus als eines Mittels für ein Höheres, für den Ausdruck geistiger Verfassung, geistigen Strebens zu bedienen. Schon seit seinen ersten Werken entdeckt man bauende Tendenzen in seiner Plastik, die nicht allein im Emportürmen, sondern nicht weniger im Ordnen, Gliedern, Zusammenfassen und In-Beziehung-Setzen der einzelnen, auseinander herauswachsenden Körperteile enthalten sind. Auch in den lieblicheren Din-



Sinnende. 1913/14

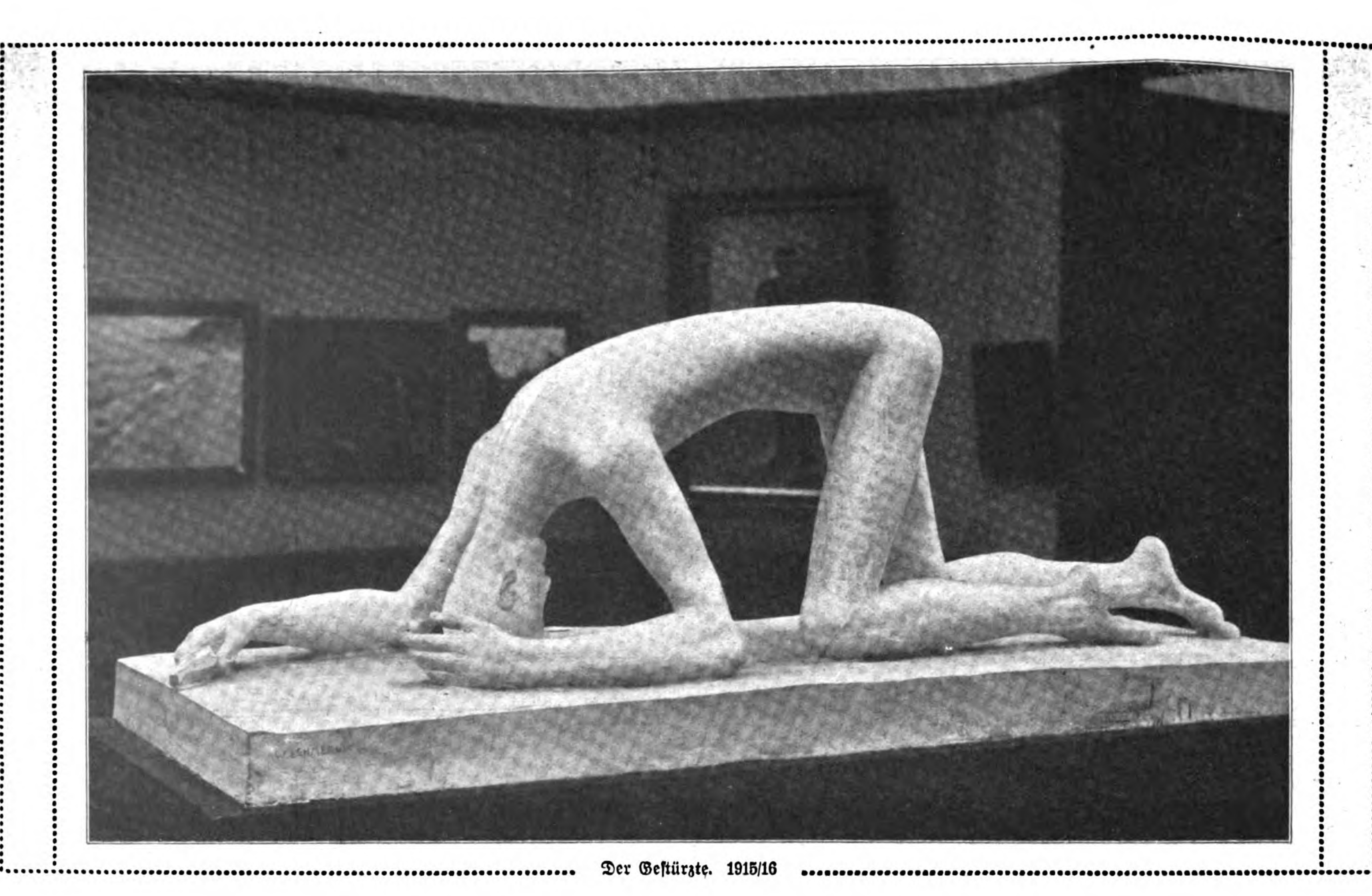


Aktstudien

gen, zu denen Lehmbruck sich im weiteren Verlauf gewendet, in reinen, mildgetönten Mädchenleibern, ist immer wieder ein wenn auch sanfter, so doch zielbewußter tektonischer Ordnungswille feststellbar. Das Liebliche und Grazienhafte, das ziemlich häufig zutage kommt, mag Wirkung sein eines gewissen Einschusses von — Barock- oder Rokokogeist, den man bei Lehmbruck nicht ganz übersehen sollte; seine dekorativen Bildversuche und viele seiner Zeichnungen verraten ihn oft unzweideutig, doch empfinde ich ihn auch in solchen Werken, die ein leises Erschrecken, das scheue Rückwenden des Kopfes einer Belauschten darstellen. Aber immer findet seine ungenügsame, Vergänglichkeit und sinnliches Wesen abweisende Seele den Weg zu abstrakten, geistigen Formproblemen zurück, obwohl er nicht wieder zu dem Vertikalismus seiner früheren Gebilde sich zurückgefunden hat, sondern neue Wirkungen erstrebt: schroffe Winkelhaftigkeit der Gliederstellung oder quadratischen Zusammenschluß (z. B. die Halbfigur der ‚Betenden' und der ‚Sitzende Jüngling'), auch der gebogene, gewölbte Körper wird ihm in seiner Ausdrucksbedeutung offenbar. Es scheint, als ob die beiden männlichen

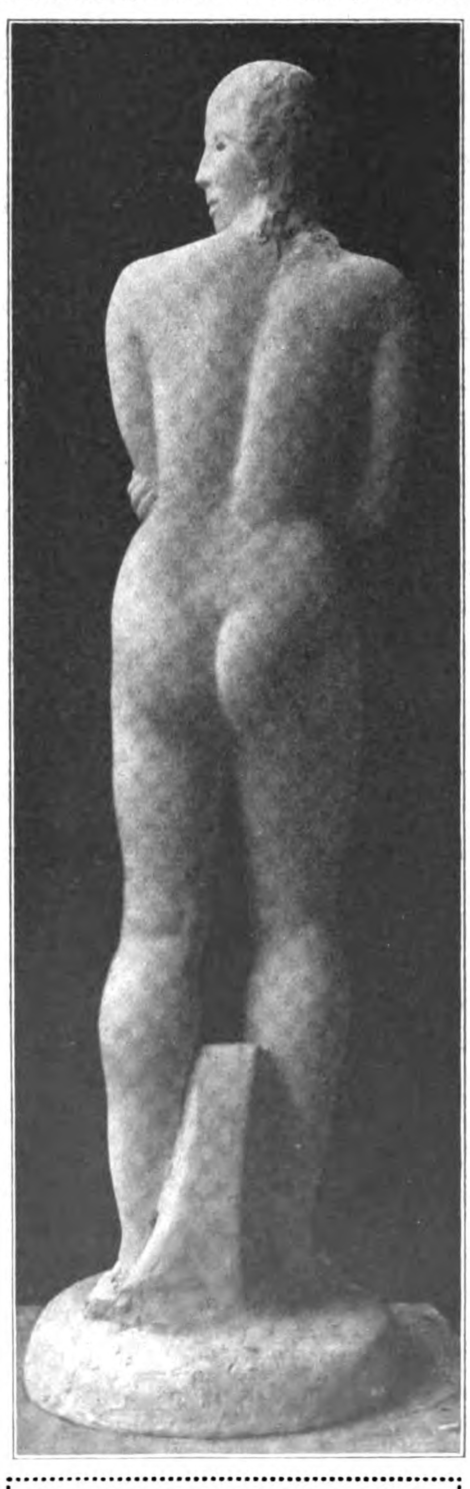


Ölstudie



Der Gestürzte. 1915/16

Ganzfiguren, die in diesem letzten Sinne noch entstanden, zugleich mit dem Steigenden, Statischen, Strengen, Ungebeugten auch ihr Überzeugendes, den Adel ihrer Konstruktion verloren hätten; es scheint, als ob der steile Springquell seiner Schöpferkraft zugleich mit dem zum Ende strebenden Lebenslauf wieder zurücksinke auf ein akademisches Niveau, jedoch es scheint nur so. Selbst wenn man zugibt, daß die seelische und wohl auch körperliche Widerstandskraft des Menschen Lehmbruck bereits unterhöhlt gewesen, und die Depressionen und Zweifel über seine Seele Gewalt zu erlangen drohten, als er Werke schuf wie den ‚Sitzenden' und den ‚Gestürzten' (beide tief symbolisch schon als Motive), so muß doch die beispiellose Kühnheit und Erhabenheit im Formenbau des ‚Gestürzten' uns eines Tages wahrhaft blendend deutlich werden, man erlebt plötzlich eine so unbeschreibliche strenge Logik der Körperwölbung, eine solche Monumentalität der führenden Linien, eine solche organische Ausdrucksvollkommenheit, daß man unwillkürlich das ewige Denkmal für alle die Hekatomben von dahingerafften Jünglingen in diesem Werke aufgerichtet sieht. Vielleicht ist diese Plastik überhaupt das architektonisch Reifste, was aus Lehmbrucks Hand hervorging, sie ist einsam zurückgeblieben; darüber hinweg sieht man im



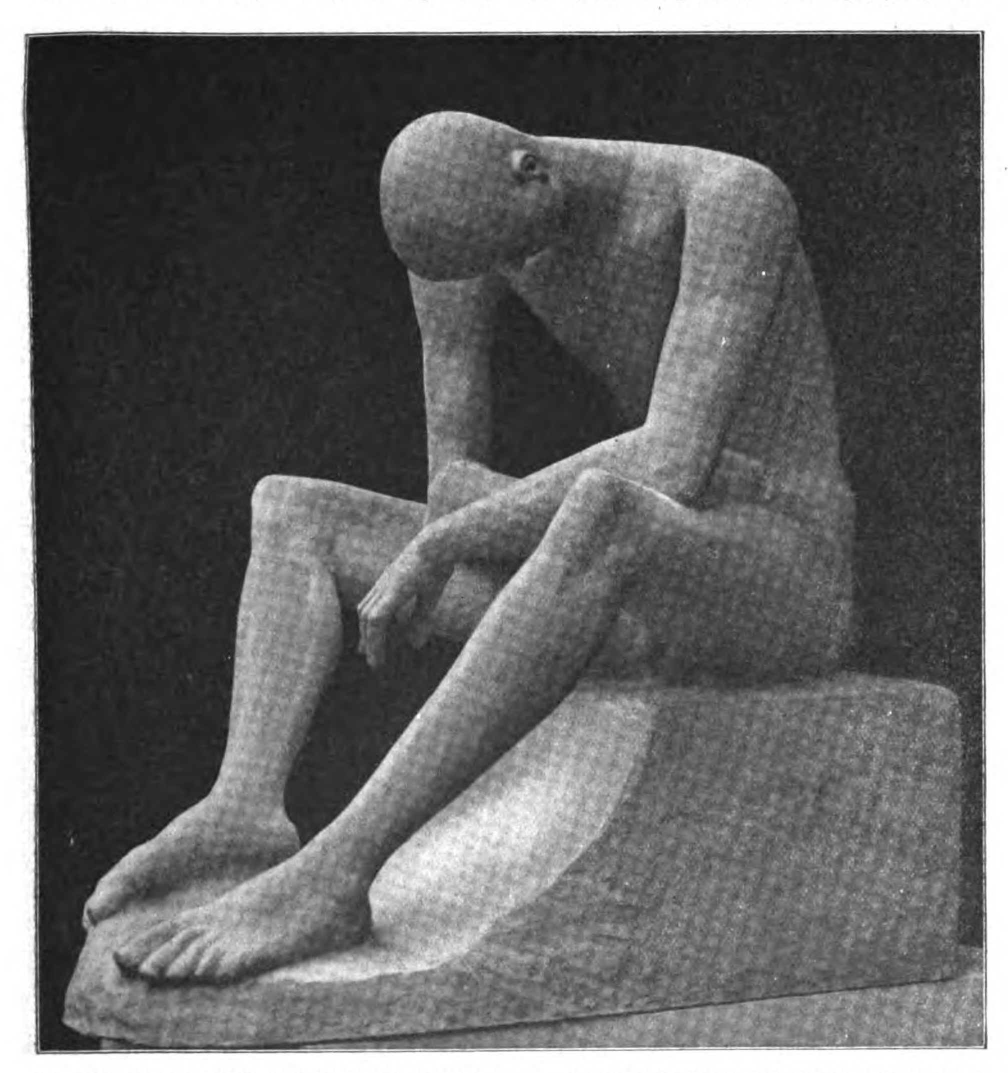
Rückblickende. 1914/15

Geiste eine lange Reihe von Fragmentgebilden, Torsoformen, in denen das Bild seines Wesens und Wirkens sich am breitesten spiegelt. Diejenigen gehen gänzlich fehl, die hier etwa Versuche und Studien und unfertiges Stückwerk sehen wollen; es sind im Gegenteil vollkommen ausgereifte Leistungen, eine Plastik, weit mehr als Flächen-, denn als Raumbildung erfaßt. Lehmbruck liebte den menschlichen Körper, den Rumpf in seinen Verhältnissen und strebte, ihn zur Ausdrucksform zu machen; die *Glieder* dieses Körpers aber, diese der Ernährung, Bewegung und Selbsterhaltung, also dem Willen zum Leben dienenden Werkzeuge liebte er nicht sonderlich, da weniger Lebenswille als Resignation in ihm mächtig war. Früher machte er sie seinen höheren Zwecken untertan. Man sehe seine Statuen einmal von hier aus, man beobachte die Angeschlossenheit der Arme beim ‚Steigenden', bei der ‚Sinnenden', der ‚Rückblickenden' u. a., man verfolge die Arm- und Handbewegung der ‚Knienden', wie sie in wundervoller Demut die Wölbung der Brust nachbildet. Aber meistens schnitt Lehmbruck ab, als seien die Extremitäten ihm lästig und unwichtig und störend geworden, und die vollkommene Verdinglichung des Gewollten bedeuten gerade seine Torsi.

Auch wundervolle Büsten, wundervolle

Köpfe sind von Lehmbruck da; es gibt Bildnisse von kühnster Großheit der Zusammenfassung, ohne eigentlich wahrnehmbare Spuren seelischen Lebens, seelischer Nüancierung, und doch eines unbeschreiblichen Glanzes voll.

Aus den letzten Jahren seines auf nur acht Jahre (einschließlich der Kriegszeit!) beschränkten Wirkens stammt endlich eine erschütternd-herbe Büstenarbeit, eine Mutter mit ihrem Neugeborenen: Ganz schroff und



Sitzender Jüngling. 1917/18



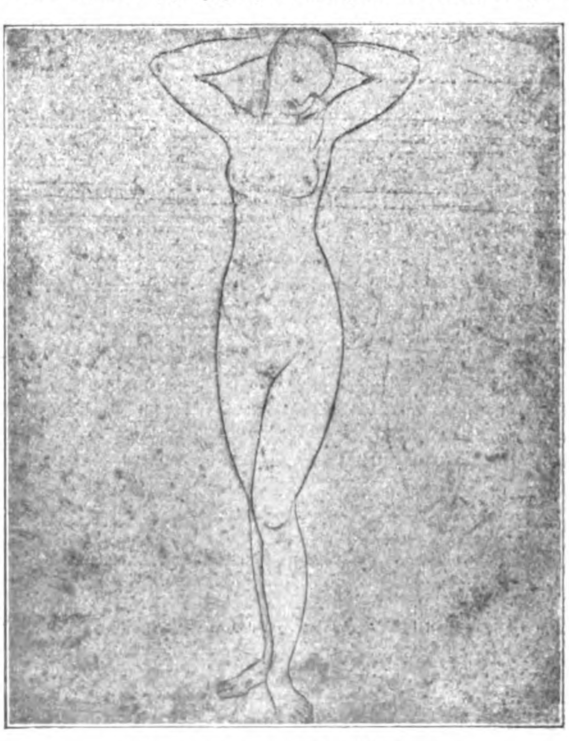
Kreuzigung
Radierung nach einem altitalienischen Gemälde
(Mit Erlaubnis von Paul Cassirer, Berlin)

unerhört vereinfacht wie eine früheste gotische Madonna, ja fast könnte man sagen, wie ein Stück der zeitlichen Kunst. Hier scheint er mir am weitesten vorgedrungen, am meisten Expressionist, und wir stehen wie vor neuer, unermeßlicher Fernsicht. Doch auch hier ist alles spontan entstanden aus innerstem Müssen heraus, daher wirkt es wie von der Natur, von ihren tiefsten Kräften selbst geformt.

Lehmbruck hat häufig den Versuch gemacht, die flächenhaften Wirkungen, die ihm in seiner Plastik vor allem wichtig waren, auch auf dem Wege bildmäßiger Darstellung zu erreichen. Doch sollte man in diesen Bildern nicht mehr sehen wollen, als wie sie tatsächlich bedeuten: Für Lehmbruck werden sie kaum einen anderen Wert besessen haben als den von ersten vorläufigen Notizen gewisser großgeschauter Bewegungen und Körperformen, die ihn innerlich bedrängten. Die Farben, die er, meist andeutungsweise, hinzugefügt, verraten kaum etwas von einem Künstler, dem sich Gefühle in Farben umsetzen, d. h. also vom geborenen Maler. Indessen war der Farbensinn Lehmbrucks doch feingestimmt genug, um ihm die herrlichen, matten, intimen Tönungen vieler plastischen Werke zu ermöglichen.

Seine Graphik schließlich — es handelt sich um eine ziemlich lange Reihe von Kaltnadelradierungen — gehört, ganz im Unterschied zu seinen Bildern, die, wie wir sahen, gar keine Bilder sind, vollkommen zu ihm. Sie ist reine, abstrakte Flächenkunst, vollkommen reduziert auf Linien, auf Umriß, Silhouette von Leibern und Leibgebärden. Hier hat man ein silberhelles Spiel geträumter Körperformen zu bewundern, ein geisterhaftes, doch beglückendes Auftauchen sinnender, sehnender, verzichtender, suchender, sich anschmiegender, Abschied-nehmender Gesten aus dem Ungewissen hervor; trotz all ihrer zarten Poesie liegt diesen Liniengebilden doch immer die herrlichfeste Sicherheit einer Formvision zugrunde. —

Die Frage nach den Aufstiegsmöglichkeiten Lehmbrucks, die abgeschnitten wurden durch seinen Tod, erscheint mir müßig. Selbst wenn wir ein mächtigeres, ungeborenes Werk mit seinem Hingang zu beklagen haben, wir haben nur mit dem zu rechnen, was ist. Auch sein tragischer Tod war Ereignis schicksalhafter Notwendigkeit. Und dieser stille und edle und vornehme Mensch mit karg entwickelten Willenskräften, aber desto stärker geprägter Reizsamkeit ist doch ein Held gewesen, ein Held, der uns in seinen Werken unvergleichliche Zeichen seines Ringens um den Sinn des Erdendaseins mit schmerzlichem Lächeln überlassen hat.



Stehendes junges Weib. Radierung
(Mit Erlaubnis von Paul Cassirer, Berlin)

Revolution der Kunstpreise

Von Dr. Ernst Schultze

Eine gewaltige Verschiebung aller Werte, wie der Krieg sie auf so vielen anderen Gebieten mit sich geführt hat, vollzieht sich jetzt auch auf dem Kunstmarkt. Begonnen hatte diese Preisrevolution schon vor dem Kriege; jetzt ist sie durch wesentlich andere Kräfte ins Maßlose übersteigert worden. So viel ist sonnenklar, daß nicht etwa das Kunstverständnis oder die Liebe zur Kunst plötzlich während dieser Jahre so unendlich gestiegen sind, daß dadurch die gewaltige Zunahme der Preise erklärbar wäre.

Man hätte eigentlich annehmen sollen, daß die Kunstpreise, wie dies in den ersten Kriegsjahren wirklich geschah, sinken müßten, weil die Zahl der Menschen, die nennenswerte Summen dafür opfern können, infolge der brutalen Erfordernisse wirtschaftlicher Notwendigkeiten, wenn nicht gar der Not, zurückging. Das gilt in der Tat für viele Eigentümer wertvollen alten Kunstbesitzes, namentlich auch von Sammlungen, seien sie nun in öffentlicher oder in privater Hand. Der massenweise Verkauf von Kunsteigentum in Deutsch-Österreich zeigt, wie traurig solche Verhältnisse wirken können.

Anderseits wirkt dem wieder der Umstand entgegen, daß durch den Krieg und seine Folgeerscheinungen eine breite Schicht von neuen Reichen entstanden ist, die ganz dieselben Eigenschaften haben wie die „nouveaux riches" des 17. und 18. Jahrhunderts. Sie haben einen doppelten Antrieb, sich mit teuren Kunstgegenständen zu umgeben: einmal wollen sie es damit den alten vornehmen Ständen, die sie heimlich bewundern und doch so selten wirklich nachahmen können, gleichtun; außerdem aber wissen sie häufig nicht recht mehr, wie sie ihr Geld sicher genug anlegen können. Schon oft hat sich die Richtigkeit des Sprichwortes erwiesen: Wie gewonnen, so zerronnen. Deshalb erstreben die neuen Reichen mit Vorliebe die Anlage wenigstens eines Teiles ihres Kapitals in landwirtschaftlichen Grundstücken oder in Kunstwerken, die beide ihrer Ansicht nach die beste Gewähr bieten, einem Preissturz auch nach vorangegangener Preissteigerung nicht in dem Maße ausgesetzt zu sein wie Wertpapiere oder andere Güter.

Für die neuen Reichen aber spielt der Preis eines Kunstwerkes, eben weil sie zu einer wirklichen Schätzung des Wertes nicht imstande sind, keine Rolle. Im Gegenteil, sie schätzen jedes Ding in der Regel nur nach seinem Kostenpreise. So ereignete es sich ein paar Jahre vor dem Krieg, daß auf einer Versteigerung von Handschriften in Leipzig ein Lutherbrief käuflich war, den die Königliche Bibliothek in Berlin zu erwerben wünschte. Sie gab ein Gebot von höchstens 10000 Mark ab. Als der Brief dafür noch nicht zu haben war, bot ein Förderer unserer wissenschaftlichen Sammlungen bis auf etwa 15000 Mark; dann trat auch er zurück. Übrig blieben zwei Händler, die sich merkwürdigerweise gegenseitig überboten und gar kein Ende für ihr Angebot zu finden schienen, bis der Brief endlich einem von ihnen für die märchenhafte Summe von 105000 Mark, die kein vernünftiger Mensch gezahlt haben würde, zugeschlagen ward. Des Rätsels Lösung war, daß Pierpont Morgan diesen beiden Händlern den Auftrag gegeben hatte, den Brief für ihn zu erstehen, ihn aber auf mindestens 100000 Mark hinaufzutreiben. Denn er wollte ihn Kaiser Wilhelm II. für die Bibliothek schenken. Hätte er ihn aber für lumpige 15000 Mark gekauft, so wäre der Brief in den Augen des Amerikaners nicht viel wert gewesen ...

So ist es also nicht immer der Seltenheitswert, der die Kunstpreise zuweilen gewaltig in die Höhe treibt, sondern die Ursache kann gerade in geringem Kunstverständnis oder in mancherlei anderen unsachlichen Motiven liegen. Bedeutenden Einfluß hat unter den heutigen Verhältnissen auch die Entwertung des Geldes, die in sämtlichen kriegführenden Staaten, aber auch in allen neutralen Ländern zu beobachten ist, wenn auch nicht in demselben Maße wie in Deutschland.

Da aber gerade wieder die neuen Reichen von dem Zettelgeld einen besonders großen Vorrat besitzen, steigern sie sich gegenseitig wahnwitzig hinauf — zumal da es auch unter den Kunsthändlern mancherlei Elemente gibt, die verstehen, auf alle Fälle rasch und sicher zu Gelde zu kommen. Wittern sie nur irgendwo ein Kaufobjekt, das einem Kunstverständigen, oder umgekehrt einem gänzlich geschmacklosen neuen Reichen aufgeschwatzt werden kann, so wissen sie es durch mehr oder weniger abgefeimte Mittel, nicht selten auch durch gegenseitige Beihilfe so einzurichten, daß in die Preise das nötige Salz kommt. Ist doch das Schiebertum auf diesem Gebiete schon lange groß gewesen. Jeder Kunstkenner, der die Welt nicht gerade durch die rosenroteste Brille betrachtet, weiß, wie leicht der Verkauf eines Bildes sich vortäuschen läßt, und wie zuweilen ein Bild innerhalb mehrerer Tage scheinbar mehrfach den Besitzer wechselt, jedesmal unter bedeutender Preissteigerung, um in anderen den Wunsch hervorzulocken, gerade dieses köstliche Bild zu besitzen.

Den unverdienten Wertzuwachs von Grundstücken suchen Staat und Gemeinde in den verschiedensten Ländern durch besondere

Steuern zu erfassen und für die Allgemeinheit nutzbar zu machen. Noch größer ist häufig der unverdiente Wertzuwachs von Kunstwerken. Der Künstler selbst pflegt in der Regel jämmerlich wenig davon zu haben, falls er nicht eine Akademiegröße ist, die von der Kunstgeschichte schon in der nächsten Generation von seinem Piedestal herabgestoßen wird. Der Künstler dagegen, der nicht Akademieprofessor ist, wird gar nicht selten in die bittere Notwendigkeit versetzt, zu hungern oder in einer Dachkammer zu leben, während irgendein glücklicher oder gerissener Spekulant mit den von ihm gemalten Bildern Zehntausende, wenn nicht Hunderttausende verdient.

So wurde eines Tages das Bild des französischen Malers Degas „Die Tänzerin", während er selbst in sehr bescheidenen Verhältnissen lebte, um die Summe von 435 000 Francs verkauft. Als er das Bild aus der Hand gab, erzielte er nur einen sehr bescheidenen Preis dafür. Nun, als er in der Zeitung von der ungeheuren Wertsteigerung der „Tänzerin" las, meinte er: „Ich bin darauf ebenso stolz wie das Pferd, das den Grand Prix gewinnt. Wie das Pferd habe ich immer nur meinen Hafer." Als Regnault seine „Salome" gemalt hatte, verkaufte er das Gemälde an einen Händler für 5000 Francs. Der Händler verkaufte es an den Marquis Carcano für 10 000 Francs. Als die Sammlung des Marquis in der Salle petite in Paris am 30. Mai 1912 unter den Hammer kam, wurde das Gemälde amtlich auf 500 000 Francs geschätzt. Man wünschte es für den Louvre zu kaufen; mit Hilfe des Barons Henri Rothschild und anderen wurde eine Summe von 150 000 Francs dafür aufgebracht. Allein ein Amerikaner machte einen Strich durch diese Rechnung. Mr. Roland Knoedler, so hieß dieser Kunstfreund, wartete mit aller Kaltblütigkeit, bis er sich überzeugt hatte, daß die für die Sammlung aufgebrachte Summe zu niedrig war. Dann erst bot er und erstand das Gemälde für 480 000 Francs unter heftigem Zischen der Auktionsteilnehmer. Innerhalb weniger Jahrzehnte war also eine Steigerung der Summe, die der Künstler erhalten hatte, auf das 96fache eingetreten.

Alle Schliche des Kunsthandels sind am höchsten in Paris ausgebildet. Dort weiß man auf der einen Seite Bilder von hervorragendem inneren Wert für einen Spottpreis zu erwerben, um sie nach kurzer Zeit für fabelhafte Summen an wirkliche Käufer abzusetzen, und anderseits versteht man es, talentvolle Künstler, die noch wenig beachtet oder bescheiden sind, zu „bewirtschaften", indem man durch die Kunstschreiber der großen Zeitungen und Zeitschriften, die den Kunsthändlern nicht selten gefügig sind, Reklame für sie machen läßt und dadurch Preise ihrer Bilder auf ein Vielfaches hinauftreibt.

Auf dieselbe Weise läßt sich aber auch ein alter Meister, der allmählich in den Hintergrund trat, „lancieren". Man kauft zunächst möglichst viele Bilder von ihm unter der Hand billig auf. Dann versteckt man sie eine Zeitlang. Nun beginnt die Vorbereitung der öffentlichen Meinung in Zeitungen und Zeitschriften, vielleicht auch bei Gelegenheit von Ausstellungen. Wie sei doch bisher der Wert dieses Künstlers unterschätzt worden! Wie Schuppen fällt es dann den Kunstfreunden, die der Suggestion mindestens ebenso zugänglich sind wie andere Sammelliebhaber, von den Augen; wobei nicht verkannt sein soll, daß in der Tat gar manches schöne alte Werk, das wirklich unterschätzt oder in Vergessenheit geraten war, auf diesem Wege erst wieder ans Licht kam — freilich nicht, ohne daß sein Preis unverhältnismäßig aufgebläht würde.

In der Tat geht die Wertsteigerung mancher Kunstwerke fast über alle Begriffe. Der höchste Preis, der wohl jemals für ein Bild gegeben wurde, ist 1913 von dem amerikanischen Milliardär Widener in Philadelphia für die sogenannte kleine Cowpermadonna Raphaels, die bisher in englischem Privatbesitz war, gezahlt worden: 3 000 000 Mark. Bis dahin war der Rekord von Pierpont Morgan erreicht worden, der für die Madonna di San Antonio 2 000 000 Mark bezahlt hatte, während die Nationalgalerie in London für die Madonna degli Ansidei aus der Marlborough-Sammlung 1 400 000 Mark gab. Gleichzeitig zahlte der Herzog von Aumale in London für die ‚Drei Grazien' der Dudley-Sammlung 500 000 Mark.

Raphael hatte dieses Bild als Sechzehnjähriger gemalt. Indessen läßt sich nicht sagen, daß man ihn schlecht bezahlt hätte. Vielmehr sind die Honorare, die im Zeitalter der Renaissance an Künstler gezahlt wurden, auch nach heutigen Begriffen sehr stattlich zu nennen. Unter Umrechnung des Wertes der damaligen Münze in ihren heutigen Kaufwert — der französische Kunstgelehrte Eugène Müntz nimmt zu Beginn des 20. Jahrhunderts für einen Golddukaten ebenso wie für den Goldgulden (Goldflorin), den Florenz seit der Mitte des 13. Jahrhunderts prägte, ungefähr das Fünffache des damaligen Wertes an, also etwa 40 Mark — hat Raphael, der nach sechzehnjähriger künstlerischer Tätigkeit starb, bei deren Beginn fast nichts besessen hatte, ein Vermögen von mehr als 540 000 Mark hinterlassen, obwohl er während dieser ganzen Zeit nicht nur eine große Anzahl anderer Künstler zur Unterstützung seiner eigenen Arbeiten zu unterhalten und zu besolden hatte, sondern auch persönlich wie ein Fürst lebte.

Auch Michelangelo wurden sehr hohe Honorare gezahlt: so erhielt er für das Reiterstandbild des Papstes Julius' II. 660 000 Mark. Bezeichnend ist, mit welchem Stolz er kleinlichen oder unverständigen Auftraggebern gegenübertrat. Auch mit den Päpsten hat er sich deshalb wiederholt ent-

zweit. Als ein Protz, Agnolo Doni, bei dem achtundzwanzigjährigen Künstler eine Heilige Familie bestellt hatte, erhielt er sie mit der Bemerkung, der Preis sei 2800 Mark. Doni händigte dem Boten darauf 1600 Mark ein, dieser Betrag genüge. Aber Michelangelo sandte das Geld sofort zurück, so daß sich der Auftraggeber entschließen mußte, ihm die vereinbarte Summe zu schicken. Nun jedoch erklärte der Künstler, das Bild koste jetzt 5600 Mark; und so mußte sich Agnolo Doni seufzend entschließen, wollte er das Bild nicht in andere Hände übergehen lassen, dieses doppelte Honorar zu zahlen. Auch Tizian erhielt sehr hohe Honorare. Für ein Porträt des Herzogs Alfonso von Ferrara berechnete er 8400 Mark. Als der Doge von Venedig 1515 Tizian bat, das Giovanni Bellinische Bild ‚Friedrich Barbarossa vor Papst Alexander IV.' zu vollenden, ließ er sich, außer einem Monatsgehalt von 120 Mark für einen Gehilfen und einer Summe von 400 Mark für Farben, ein persönliches Monatsgehalt von 12000 Mark bewilligen.

Bei den Bildern dieser Künstler ist also ein bedeutender Wertzuwachs wenigstens dann nicht zu verzeichnen, wenn man in Betracht zieht, daß seit ihrer Herstellung vier Jahrhunderte verflossen sind.

Indessen sind so hohe Honorare früher nur selten und nur bei wenigen Völkern gezahlt worden. Rembrandt erhielt für seine ‚Nachtwache' den jämmerlichen Preis von 1600 Gulden; wie hoch das Bild heute bezahlt werden würde, läßt sich kaum ausdenken. 1790 wurde ein Rekordpreis für eines seiner Werke mit 17120 Livres bezahlt. 1883 erzielte sein Bild ‚Joseph vor Potiphar' (jetzt im Berliner Kaiser Friedrich-Museum) 200000 Francs. In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts wurden mehrere Bilder von ihm für je etwa 75000 Mark angekauft, während sie heute im Durchschnitt vielleicht eine halbe Million wert sind. 1755 war Rembrandts ‚Die kluge Judenbraut' noch für 34 Gulden zu haben — 1910 kostete sie 35000 Mark. Rembrandts ‚Der alte Haaring' wurde 1755 für 16 Gulden verkauft — 1910 gab man dafür 44000 Mark. Seine ‚Landschaft mit den drei Bäumen', die früher einmal für 72 Francs zu haben war, kostete jetzt 10000 Mark.

Dürer war froh, wenn er für Madonnenbilder 25 bis 30 Gulden erhielt. Seine Radierung des ‚Heiligen Hieronymus' wurde 1797 mit 17½ Francs bewertet, 1910 dagegen mit 26400 Mark. Für sein Holzschuher-Bildnis hat die Berliner Galerie 400000 Mark zahlen müssen. Amerikanische Milliardäre würden es heute gern für mehrere Millionen Mark kaufen.

Frans Hals, dessen Bilder im 18. Jahrhundert als Sudeleien bezeichnet wurden, erzielte damals nur sehr geringe Preise. 1772 wurde sein Porträt des ‚Peter von der Mersch' für 25 Mark verkauft, 14 Jahre später sein ‚Johannes Acronius' für 5 Mark, 1810 das berühmte Bild des ‚Wilhelm van Heydthusen' für 85 Mark. Dagegen wurde eines seiner Porträts 1850 in Paris für 15000 Francs angekauft, und dasselbe Bild ging noch vor Ablauf eines Menschenalters an Pierpont Morgan für 650000 Francs über. 1910 bezahlte sogar ein anderer amerikanischer Milliardär (Otto H. Kahn aus Neuyork) für Frans Hals' ‚Der Künstler und seine Familie' 2 Millionen Mark. —

Bei solchen Wertsteigerungen spielt eine Reihe von Gründen mit. Zunächst ist die Hebung des allgemeinen Interesses für Kunstgeschichte und des Verständnisses gerade auch für ältere Bilder zu nennen. Sie kann zu einer förmlichen Manie werden; das alte wird überschätzt, das neue verachtet. Ferner gaben Staat und Gemeinde, die im letzten Jahrhundert zahlreiche Gemäldegalerien ins Leben riefen, zum Teil riesige Summen dafür aus, so daß die Kunsthändler es zuweilen in der Hand hatten, eine Galerie durch die andere in die Höhe zu treiben. Drittens sind im Zeitalter des modernen Kapitalismus so riesige Vermögen entstanden, daß insbesondere in Nordamerika nach Deckung aller, auch der weitestgehenden Bedürfnisse und der ärgsten Ausartungen des Luxus noch übergenug Geld übrig bleibt, um es für Kunstzwecke anzulegen.

Auch patriotische Gründe spielen bei der Wertsteigerung mancher Kunstwerke eine bedeutende Rolle.

Eine österreichische Sammlung kaufte im Jahre 1890 ein Männerporträt, das von Jean Fouquet gemalt sein soll, für 160 Francs. 1905 erwarb es der französische Staat für 200000 Francs. Die Bilder der britischen Maler des 18. Jahrhunderts wären im Preise nicht so ungeheuerlich gestiegen, wenn nicht der englische Nationalstolz zu ihrer Würdigung und Bewunderung das Seinige beigetragen hätte. Gainsboroughs Bildnis seiner Tochter, das 1864 für etwa 2400 Francs verkauft worden war, wurde 1902 für 120400 Francs erworben und würde heute wahrscheinlich nur für den doppelten Preis zu haben sein. 1877 brachten 49 Porträts von Raeburn zusammen nur 120000 Mark, 1905 wurde ein einziges von ihnen für die gleiche Summe erworben.

Alles dies gilt auch für Erzeugnisse des Kunstgewerbes.

Majoliken, die man früher „für ein Butterbrot" erwerben konnte, bezahlt man heute mit Tausenden von Mark. Ebenso ist die Wertsteigerung von Gobelins zum Teil fabelhaft. Das gleiche gilt von anderen Schöpfungen des Kunstgewerbes. Ein bekanntes Beispiel ist die Standuhr mit den drei Grazien, die der Bildhauer Etienne-Maurice Falconnet (1716—1791) schuf. Sie stellte drei unbekleidete Grazien dar, die sich, durch Blumengewinde verbunden, an eine Säule lehnen, auf der eine Vase steht; ein

schmaler Streifen an dieser dient als Zifferblatt. Diderot soll im Scherz über die vielbewunderte Uhr gesagt haben: diese Grazien zeigen alles, nur nicht die Stunden. 1855 wurde die Uhr aus dem Besitz eines Kaufmanns in Frankfu t a. M. für 1200 Mark erworben und alsbald für 5600 Mark weiterverkauft. 1881 ging sie wieder in andere Hände über, nunmehr für 191100 Francs. 1900 war sie auf der retrospektiven Ausstellung der französischen Künste in Paris ausgestellt. Ein Amerikaner bot dafür 1 Million. Aber der Besitzer, Graf Isaak de Camondo, forderte 2 Millionen. So blieb sie einstweilen unverkauft.

Welche Wirkungen das Hinauftreiben der Kunstpreise hat, läßt sich schwer überschätzen. Ich sehe deren im wesentlichen drei.

Zunächst wird es den öffentlichen Körperschaften dadurch außerordentlich erschwert, jene Kunstpflege zu treiben, die in neuerer Zeit ihr Stolz und ihre Freude waren. Die öffentlichen Sammlungen, die entweder aus fürstlichen Privatsammlungen emporwuchsen oder ihnen nachgeahmt wurden, haben es nicht nur infolge unmittelbarer und absichtlicher Preistreibereien auf dem Kunstmarkt schon infolge der während der letzten Menschenalter in schnellem Zeitmaß emporgestiegenen Preise sehr schwer, falls sie nicht gewaltige Mittel aufwenden wollen, ihren Besitz noch zu vermehren — es sei denn durch Bilder allerjüngster Künstler, die noch keinen Ruf haben, für deren rechte Bewertung es also bedeutenden Scharfblicks bei den Leitern der Museen und Sammlungen bedarf.

Um hier Auswüchse fernzuhalten, hat man — sehr vernünftigerweise — den Leitern staatlicher Sammlungen jede Beteiligung am Kunsthandel verboten. Manche städtischen Sammlungen haben sich diesem Brauch nicht angeschlossen. Auch ein Rückverkauf früher erworbener, ja selbst nur geschenkter Bilder hat seine Bedenken. Möchte man auch im Augenblick einer solchen Veräußerung durch eine Kunstgalerie zustimmen, die dadurch vielleicht Platz schaffen und zugleich sich einiger Kunstwerke entäußern will, die im Augenblick keine hohe Schätzung genießen, so kann doch eben diese Schätzung in wenigen Jahren oder Jahrzehnten eine starke Umwälzung erleiden — und dann hat die Galerie das Nachsehen.

Die zweite Folge ist eine privatwirtschaftliche:

Der einzelne Kunstfreund kann infolge der gewaltsam aufgeblähten Kunstpreise, auch wenn er zu den Wohlhabenden gehört, ohne aber über sehr bedeutende flüssige Mittel zu verfügen, gar nicht mehr daran denken, Originale selbst der Kleinkunst zu erwerben. Er muß sich mit Nachbildungen zufrieden geben, da alle Preise wirklich bedeutender Kunstwerke fabelhafte Höhe erklommen haben. Nun ist freilich durch die glänzende Entwicklung der Reproduktionstechnik die Möglichkeit geschaffen, Kunstwerke wenigstens in der Schwarzweißtechnik, zuweilen aber auch in Farben so vollendet nachzubilden, daß für die große Masse der Kunstliebenden durch solche Reproduktionen ein hoher Kunstgenuß geboten wird. Allein es geht durch diese Ausschaltung des privaten Käufers noch etwas anderes verloren: die unmittelbaren persönlichen Beziehungen zwischen dem begeisterten Kunstfreund und dem gestaltenden Künstler. Wie haben nicht die Mäzene in allen Zeitaltern die Künstler angeregt! Das warme menschliche Empfinden, das von der hellen Bewunderung, von dem Entzücken, von der strahlenden Freude eines solchen Kunstfreundes ausging, hat so manchen Künstler innerlich erwärmt und seine Leistungen beflügelt. Keine Sammlung, und zahle sie von vornherein das Doppelte, nein, das Zehnfache der von Privatleuten aufgewendeten Summen, kann diese menschlichen Beziehungen und ihren fördernden Einfluß ersetzen.

Die dritte Wirkung endlich ist die Verarmung der Länder an Kunstbesitz, die durch geringeren Reichtum oder gar durch ausgesprochene Not in ihrem Geldbesitz hinter anderen Völkern zurücktreten. Schon vor dem Kriege war es offenkundig, daß eine amerikanische Gefahr auf dem Kunstmarkt bestand. Reiche Amerikaner kauften in allen Ländern Europas zusammen, was ihnen nur irgend als berühmtes Kunstwerk genannt wurde. Ist dadurch auch manche minderwertige Schöpfung, deren Abwanderung über den Ozean man kaum bedauern kann, aus den europäischen Ländern hinausgeflossen, ist ferner durch die unendlich rührige Zunft der Fälscher, die aus ihrem Gewerbe märchenhafte Einkünfte bezieht, Nordamerika mit einem Gewimmel von falschen Tizians, falschen Rembrandts usw. bevölkert worden, so kann uns dies doch nicht das Leid darüber versüßen, daß auch viele der hervorragendsten Kunstwerke den Weg über den großen Teich genommen haben.

Wie nun gar heute, da Deutschland nebst Deutsch-Österreich unter einer furchtbaren Wirtschaftskrisis leiden, die sie zum Ausverkauf gerade des wertvollsten Besitzes zu zwingen scheint, unersetzlicher Kunstbesitz, den Jahrhunderte einer fleißigen Kultur- und Wirtschaftsarbeit angehäuft haben und den wir uns durch aller Zeiten Not gerettet und bewahrt hatten, aus dem Land gezogen werden, können wir nur mit tiefster Sorge betrachten. Gar mancher Privatbesitz ist in dieser Zeit der Not aufgelöst worden, und deutlich läßt sich die Gefahr am Horizont ablesen, daß wie in Deutsch-Österreich auch in Deutschland die öffentlichen Sammlungen ebenfalls zu leiden haben werden. Schon wissen findige Aufkäufer die besten oder am leichtesten greifbaren Objekte zu bezeichnen. Als Beispiel nenne ich die Galerie des ehemaligen Großherzogs von Oldenburg, deren Grundstock

die 1804 von Großherzog Peter angekaufte Sammlung des Malers Tischbein bildet. Gehört die Sammlung auch nicht zu unserem hervorragendsten Kunstbesitz, so birgt sie doch neben achtbarem Mittelgut, das wir ungern missen möchten, einige wertvollere Bilder von Rembrandt — wie die Taufe des Kämmerers durch den Apostel Philipus — ferner von Rubens und einigen älteren niederländischen und oberitalienischen Malern der Renaissancezeit. Alles das sind Bilder, um die sich die Amerikaner zu reißen pflegen.

Sollte es nun gar dazu kommen, daß, um den Ausverkauf des deutschen Kunstbesitzes möglichst gründlich und für die Käufer schmerzlos durchzuführen, eine heimliche Verständigung der letzteren zustande kommt, was ja nicht schwer herbeizuführen wäre, da es gerissene Kunsthändler genug gibt, die in allen diesen Schlichen erfahren sind, so würde Deutschland, dessen Museen und Galerien ja fast keine Mittel mehr zur Verfügung haben, wertvoller alter Kulturbesitz auf Nimmerwiedersehen verloren gehen.

Denn selbst der schwache Trost ist uns genommen, daß etwa deutsche Kriegsgewinnler kräftig genug mitbieten könnten. Gewiß: einige von ihnen, die nicht mehr wissen, wohin mit den schnell errafften Mitteln, kaufen Gemälde und andere Kunstwerke besinnungslos zu jedem Preis an. Aber die meisten beteiligen sich nicht daran. Denn noch lassen sich mit einem Millionenkapital durch Schiebergeschäfte mühelos immer weitere Millionen verdienen; und es ist sicherer, das Geld, um es den Steuerbehörden zu entziehen, entweder zu hamstern oder ins Ausland zu schaffen oder endlich es in Brillantnadeln, Ringen und anderen Gegenständen anzulegen, die auf kleinstem Raum den höchsten Wert bergen, so daß man in einer Damen-Handtasche viele Millionen mit sich führen kann.

Sobald außerdem „neue“ oder alte Reiche ihr Geld in Kunstbesitz anlegen, kann die Öffentlichkeit die Hoffnung fahren lassen, daran Anteil nehmen zu dürfen. Es sind heute nur noch überreiche Menschen, die sich eine Kunstgalerie anlegen oder eine solche erhalten können. Die Zeiten, da ein Industrieller oder ein Bankdirektor nebenher eine Kunstsammlung zu schaffen vermochte und sie der Öffentlichkeit erschloß, dürften bald der Vergangenheit angehören. Hat doch die Zerrüttung der moralischen Begriffe, die wir heute erleben, die zunehmende Sucht zu Diebstählen, die fabelhafte Frechheit, mit der sie ausgeführt werden, — alles das drückt ja unserer Zeit ein Brandmal auf — den sozialen Idealismus nicht gerade fördern können. So kann denn — ganz abgesehen von der Kohlennot, die auch die öffentlichen und privaten Kunstsammlungen schwer trifft — mit einiger Wahrscheinlichkeit auf eine Schließung der nichtöffentlichen Sammlungen gerechnet werden, weil ihre Besitzer nicht gewillt sind, sie unter den heutigen Zuständen weiteren Kreisen offen zu halten und dafür Kosten aufzuwenden, die noch dazu ganz empfindlich höher sind als früher.

Endlich sei noch ein Blick auf die Frage geworfen: ob sich nicht von dem Wertzuwachs der Kunstwerke, der seit den letzten Jahrzehnten so stark in Erscheinung tritt, einiges in die Staatskasse leiten oder ihren Schöpfern selbst zuführen ließe.

So faßte im Frühling 1914 die Unterrichtskommission der französischen Kammer den Beschluß, einen Gesetzentwurf zu empfehlen, der als Steuer bei einem Auktionspreis von 200—2000 Francs 1 %, bei 2000—10000 Francs 2 %, bei 10000—50000 Francs 3 %, bei höheren Summen 4 % betragen sollte. Der Gesetzentwurf war von dem Abgeordneten André Hesse eingebracht und von dem Berichterstatter Abel Ferry empfohlen. Er bezog sich zunächst nur auf öffentliche Verkäufe: von jedem beweglichen Kunstwerk, das in öffentlicher Versteigerung verkauft wird, soll eine Steuer erhoben werden, die zu Lebzeiten des Künstlers ihm zugute kommt, nach seinem Tode seinen Erben. Die Schutzfrist ist auf 50 Jahre zu bemessen, während sie für Literaturwerke nur 30 Jahre beträgt. Die Steuer soll weder den Käufer noch den Verkäufer treffen, sondern den Auktionator oder vielmehr die Gesellschaft der Auktionatoren, die von jeder Auktion (nach einem Gesetz vom Jahre 1843) 5 % Gebühren erhält; von dem Käufer erhebt der Auktionator 10 % Gebühren.

Wird dieser Gesetzentwurf, der durch den Krieg zunächst unter den Tisch fiel, einmal Gesetz, so würde damit ein Schritt getan sein, um Geistesarbeiter davor zu schützen, daß Leute, die nichts oder fast nichts für ihre Werke getan haben, sich an ihnen bereichern, während sie selbst am Hungertuche nagen.

Ähnliches wäre auch für Deutschland dringend zu wünschen.

Im Augenblick freilich steht für uns die ebenso dringende Frage im Vordergrund: was geschehen könnte, um für die Staatskasse aus dem Wertzuwachs von Kunstgegenständen Vorteile zu ziehen?

Die fabelhaften Preise, die heute auf dem Kunstmarkt beinahe besinnungslos gezahlt werden, werden unsere Steuertechniker hoffentlich bald veranlassen, sich nicht damit zufrieden zu geben, daß nur der Besitz von Gemälden, Bildhauerarbeiten usw. innerhalb des Gesamtbesitzes zu versteuern ist — was vor allem deshalb beschlossen wurde, um eine Verschiebung des Geldbesitzes auf den Kunstbesitz zwecks Sicherung vor dem Zugriff des Staates zu verhindern —, sondern daß auch die Wertsteigerung für die Allgemeinheit nutzbar gemacht wird, die sich bei Verkäufen von Kunstwerken ergibt. Der soeben eingeschlagene Weg freilich der unterschiedslosen Besteuerung aller Kunstverkäufe würde die Künstler in nicht zu rechtfertigender Art schädigen.

Die Predigt der Sperlingsgasse

(Zum Gedächtnis des 10. Todestages Wilhelm Raabe. — 15. November)

Ihr, die Ihr wohnt im Großstadt-Häuserblock
In einer langgezogenen Fassade
Von Mietskasernen, wo in einem Schock
Der Korridore nur beklommen-fade,
Verwohnte Räume nisten auf Asphalt —
Wo zwischen Hämmern, Kränen, Ruß und Rohren
In einem schwindel-steilen Schornsteinwald
Maschinen und Metalle gell rumoren
Und dumpf bei Feustelschlag und Kolbenstoß
Vorm Feuerloch verfronte Menschen keuchen,
Bis schwer ein Werk sich formt und mühvoll los
Sich ringt von Schlacken, die den Frohmut scheuchen:
Kommt, Mühsal-Menschen! Tagtun sei erledigt;
Putzt Eure Seele wieder froh und rein
In einem Restchen Lebenssonnenschein
Und hört die stille Feierabendpredigt:

Heraus, heraus aus allem lauten Drang!
Nicht zum Verzicht, nein, nur zu Rast und Stille,
Wo glückfroh und mit innerem Gesang
Dein Eigen-Selbst, und tiefster Menschenwille
Sich baut im großen Baum ein kleines Nest,
Das jeden Tag dir bringt zu einem Fest!
Habt Heimat! Heimat in der weiten Wirrnis,
Und lernt bei euern stillen Herzensblümeln
Die Kunst, euch noch aus aller Not und Irrnis
In Frieden vor der wilden Welt verkrümeln.
— Und lerne lachen! Lachen über Tand
Und Torheit und des Lebens wehes Scherzspiel!
Und doch vergiß mir nimmer auch beim Herzspiel
Verträumter Winkelseligkeit dein Land
Und Volk! Du findest wohl in deinen Straßen
Sein Kleinbild: nicht verlogen aufgeblasen,
Doch echt und treu. Der Rolandbrunnen rillert
Am Münsterplatz. In Erkerstuben schillert
Das Frührot, und die lieben Lichter kosen
Mit Fuchsien, Lack und Monatsrosen.
Nah drüben weist die alte Grabenbrücke
Dir just direkt den Wunderweg zum Glücke;
Und vom zitronengelben Postkutschwagen
Wird doch einmal ein kleines Päckchen Freude
Auch dir einstweilen noch ins Haus getragen.
Und dann die großen und die kleinen Leute
Sieh, ihres Tuns und Wesens bunte Bilder
Erzählen mehr dir schon die Firmenschilder
Als kleine Klatschsucht über die Staketen
Von kurzen, schmalen Kohl- und Rübenbeeten.
— So machst du deinen Frieden mit den Leuten
Und lernst ihr Leben und das deine deuten,
Verstehend und verzeihend, mit Humor
Und Ernst und wirst still-froh wie nie zuvor
Und wünschest nur, daß ewig es so bliebe,
Und hast dann Heimat! Heimat, Glück und Liebe,
Und du lernst lächeln und lernst köstlich lachen
Dann über alle zweifelhaften Sachen
Und dieses Lebens Torheit, Trug und Tand
Und all sein rätselvolles Scherz- und Schmerzspiel
Und bleibst doch treu auch im verträumten Herzspiel
Des Eigenwinkels deinem Volk und Land!

Fritz Alfred Zimmer

Neues vom Büchertisch

Von Karl Strecker

Bruno Wille: Der Glasberg (Berlin, Ullstein & Co.) — **Hans Wilhelm: Werden** (Berlin, Hermann Bousset). — **Wilhelm Schmidtbonn: Die Flucht zu den Hilflosen** (Wien, E. P. Tal & Co.) — **Richard Jahnke: Mein Freund Lindwurm** (Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing) — **Leben und Ereignisse des Peter Porsch** (München, Georg Müller) — **Carl Ludwig Schleich: Die Weisheit der Freude** (Berlin, Ernst Rowohlt)



Nicht an einen Glassy Mountain, an einen jener nordamerikanischen Berge mit kristallinischen Felsgehängen darf man bei Bruno Willes Roman Glasberg denken; eher schon an den Monte Cristallo Dantes, der eine Vorstufe des Paradieses bedeutet, aber wirklich nahe kommt man dem Berg nur in der deutschen Heimat, wo uralte Göttersage von gläserner Himmelsburg raunt, und ersteigen kann man ihn nur im Traum oder in der Poesie des Schwabenlandes, wo der Kandidat Hainlin, der Landsmann Hölderlins, von Sehnsucht nach seinem Glastelfingen mit „Himmelsglascht" getrieben, wie ein richtiger deutscher Poet auf Erden sucht und irrt und träumt. Ein Buch der Sehnsucht, ein Buch ewigen Heimwehs, so deutsch wie nur möglich.

An einem Aprilmorgen, während des Weltkrieges, erwacht der sechzigjährige Dichter in seiner Schlafkammer zu Friedrichshagen und wundert sich, daß er nicht mehr an einer Hopfenpflanzung auf den sonnigen Höhen bei Tübingen, seiner zweiten Heimat, steht. Denn dorthin hat ihn ein Traum geführt. Ein Tälchen mit einem Bach und mit einem Wegweiser am Steg: „Nach Glastelfingen". So deutlich war der Traum, so herzergreifend, daß er auch den Wachen nicht mehr losläßt. Und so träumt er mit uns noch einmal seine Knabenzeit in Tübingen. Wie er in mondbeglänzter Sommernacht, ein dreizehnjähriger Bub, mit seinen Eltern ins Neckarstädtle einfährt, das der Magdeburger Beamtenfamilie fortan zweite Heimat sein soll. Wohnungssuche, Wohnungsnot, Schulprüfung Brunos vor der Aufnahme. Er muß, um in die Untertertia aufgenommen zu werden, ein paar Nachhilfestunden im Lateinischen nehmen, und der gemütlich schwäbelnde Direktor — eine fein und humorig geschaute Gestalt — schlägt dem Vater selbst den Studiosus Hainlin vor. Hier ist der Knabe nun vor die rechte Schmiede gekommen. Denn dieser Hainlin, dessen Geist im Grunde das ganze Buch erfüllt, ist auch ein Poet, wie er selber, ein schwärmerischer Jüngling, dabei aber ein klarer Kopf und aufrechter Charakter. Die Stunden bei ihm sind dem Knaben das liebste seiner Schulzeit, denn was er sonst an Lehrern am Tübinger Gymnasium erlebt, ist keineswegs begeisternd. Höchst anschaulich sind die Knabenschicksale in und außerhalb der Schule von dem Denken und Empfinden des damaligen Alters aus dargestellt, und kraft meisterlicher Kunst hat Wille die Natur, den Boden und die Menschen des Schwabenlandes mit diesen Schicksalen in eins verwoben. Technisch ist der Roman in zwei Teile zerlegt. Der erste: „Wolkenstürmer" erzählt Willes Jugenderlebnisse zu und bei Tübingen in rein epischer Form. Dann rauschen vier Jahrzehnte vorüber und der gealterte Dichter kehrt an die Stätte jener Schicksale zurück. Aus Besuchen bei den noch Überlebenden und aus einem so gewonnenen Mosaik von Erzählungen, endlich aus einem Tagebuch Hainlins, der früh starb, erfahren wir rückschauend, was aus den Gefährten jener Zeit geworden und — nicht geworden ist. Zum Teil recht abenteuerliche Geschehnisse, denen der fernstehende Leser doch nicht ganz mit der Anteilnahme folgt, wie der Verfasser, dem sie ein Stück Lebensgeschichte bedeuten, wohl meint. Eine Ausnahme macht allerdings Hainlin, dem Wille viel von eigenem Blut gegeben hat.

Wie man denn auf jeder Seite fast den deutlichen Siegeldruck einer ausgeprägten Dichterpersönlichkeit erkennt. Das ist Bruno Wille, der sein Leben dichtet und seine Dichtung lebt, der Einsamkeitsmensch, der doch Volksgenosse ist, der Häckelianer, der doch nicht aufhört zu predigen und Verse zu deklamieren. Es braucht nicht gesagt zu werden, daß er auch hier Sprüche der Weltweisheit, sozialistische und religiöse Grundfragen in verschiedenen Kapiteln behandelt. Vieles daran ließe sich auf einfacher gefaßte Aussprüche Goethes zurückführen, z. B. auf das tiefsinnige Wort „Der Augenblick ist Ewigkeit". Wertvoll ist, was Wille über seinen Wandel in der Religion sagt. Als Konfirmand fühlt er sich, was ihm freilich erst auf den Höhen des Lebens klar geworden ist, keinem Katechismus-Gott, sondern dem Unbekannten konfirmiert und einverleibt, später wird dieser unbekannte Gott spinozistisch benannt: Substanz, Natur. Wir wissen ja schon aus seinen „Offenbarungen des Wacholderbaumes", wie sein tiefes Naturbewußtsein und Naturgefühl ihm zu mythisch-mystischer Weihe wird, wie er seinen Gott im Raunen des Waldes, im Brausen des Sturmes, im Schneegefilde und im Aufblick zum Sternenhimmel findet. Das schönste

Kapitel des Romans heißt: „Die verlorene Kirche“.

Eine tiefe Sehnsucht geht durch das ganze Buch und gibt ihm seinen Wert, seine Weihe. Es ist jene Sehnsucht, die (der Wehmut nahe verwandt) sich in die Vergangenheit zurückträumt, aber darüber hinaus bleibt auch dem Sechzigjährigen noch die ungestillte Sehnsucht nach etwas Höherem, als diese Unterwelt mit ihren Erlebnissen bietet, und damit ist jenes Sinnbild des Glasberges gemeint: ein Gipfel mit hellem Glast lockt uns alle. es hat jeder seine heimliche Sehnsucht, auf eine Höhe zu gelangen, die er sich träumt. Und Entsagung mischt sich mit Erhebung, wenn der Dichter zu dem Schluß kommt: „Erkenne, Glasbergsucher, daß deine Träumerei vom Märchendorfe nichts anderes meint, nichts anderes ist als Heimweh nach jenem Garten Eden, der heimlich blüht in deinem Gemüte. Das selige Glastelsingen ist deine reinste Liebe, dein Anteil, Menschenkind, am ewigen Leben.“

Seltsam: ein drängender Zug von dieser Glasbergsehnsucht des Sechzigjährigen geht auch durch den Roman eines der jüngsten Dichter, durch Hans Wilhelms Kampfbuch Werden. Hier tönt jenes stürmische Hinaufwollen der Jugend in einem heftigen Brausen, in einem Gesang der Kraft und Zuversicht, und es ist kein Zufall, daß der junge Dichter Peter Kelp, in dem Wilhelm wohl sein eigenes Bild zeichnet, in der Seele dem Kandidaten Hainlin und schließlich dem jungen Bruno Wille nah verwandt ist; ihre Meinungen über Schule und Bürgertum, über Gott und Natur haben geschwisterliche Ähnlichkeit, wenn auch ihre Ansichten über Politik und Sozialismus so weit auseinandergehen wie die der Neutöner um 1880 von denen um 1920. Gemeinsam ist beiden die Sehnsucht nach dem Gipfel und das Antäosgefühl auf dem Boden der Natur.

Für Leser des Wilhelmschen Romans ist hier eine kurze persönliche Bemerkung unumgänglich. Sie werden auf der ersten Seite meinen Namen mit einer Widmung finden. Das bedeutet keineswegs, daß ich mich mit allem einverstanden erkläre, was Wilhelm hier sagt, ich habe die Zustimmung zu jener Widmung (die ein Akt der Dankbarkeit des jungen Dichters für seine „Entdeckung“ ist) gegeben, ohne die Handschrift des Romans gesehen zu haben; ich habe sie gegeben in der festen Voraussicht, daß, wenn auch unsre Meinungen in vielem auseinandergehen mögen, wie das schon der Altersunterschied mit sich bringt, doch auch die Gegner Hans Wilhelms ihm zugestehen müssen, daß seine Hand rein, seine Seele lauter und sein Auge redlich ist.

Leider hat Wilhelm einen Warnungsruf, der ihm bei seinem Erstlingsroman „Freiheit“ von dieser Stelle aus gemacht wurde, bei diesem zweiten Wurf nicht beachtet, den Zuruf: Bilde, Künstler, rede nicht! Er redet von der ersten bis zur letzten Seile. Redet sich alles vom Herzen, was es in dieser trüben, aufgeregten Zeit beschwert. Seine Gestalten sind oft nur Mundstücke, durch die er die verschiedenen Gegensätze namentlich in der Politik zu Worte kommen läßt, um dann durch zwei ihm innerlich nahestehende Edelmenschen, Peter Kelp und Broder, die eigene Meinung nachdrücklich zu verkünden. Es ist hier nicht der Ort, sich mit Wilhelms politischen und sozialen Ansichten auseinanderzusetzen, die mitunter bedenklich sind — so in der Idee der slawo-germanischen Verschmelzung — mitunter verschwommen, so in der „Höherentwicklung des Typus Mensch“ (frei nach Nietzsche?) und in der „Verkündung der Seele“. Aber im allgemeinen hat man doch den Eindruck: Hier spricht die deutsche Jugend von heute, die, von der Not ihres Volks erschüttert und aufgeregt, helfen und retten möchte um jeden Preis, hier bietet sich das ergreifende Bild einer jungen Seele, die kämpfen und sich opfern möchte für die Güter, die ihr die höchsten sind, für die Auferstehung ihres Volkes, für die Gemeinschaft aller Guten und in edlerem Sinne Tüchtigen, für die Ehre des deutschen Namens. In tiefem Unmut ruft der von den Leistungen der neuen Männer enttäuschte Broder aus: „Ich habe an eine schöpferische Revolution geglaubt, die die Menschen hochriß! Ich habe an Schaffende geglaubt, die weithin leuchtende Vorbilder sittlicher Erhöhung wären! Der Schmutz der Gosse hat sich aufgewühlt“ ... Und sein Programm lautet: „Wir sind revolutionär gegen rechts, da wir nicht zum Alten zurück — sondern vorwärts wollen, aber wir bekämpfen die volklose Linke! Wir sind Sozialisten — Sozialismus im Sinne einer neuen Volksgemeinschaft verstanden; aber wir stehen außerhalb der mit ihrer Zeit gealterten sozialdemokratischen Partei! wir wünschen eine neue Gliederung des Volks; nach inneren Gesetzen, statt durch das Geld.“ Den Arbeitern ruft er zu: „Habt ihr ein Recht, mit immer neuen Forderungen zu kommen, gleichgültig, was aus allen wird? An was denkt ihr? Lebt in euch eine Spur von Verantwortung für das Ganze? Ist das der Erfolg neuer sozialistischer Lehren?“ Und schließlich bekennt ein klardenkender Arbeiter: „Dafür haben wir doch keine Revolution gemacht, daß wir aus dem Druck nicht wieder rauskommen!“ Allgemein fordert Broder-Wilhelm eine Verjüngung der Völker. Der von brutalem Geschäftsgeist diktierte Schmachfrieden von Versailles zeigt ihm die alten Völker erstarrt in Demokratie, Imperialismus und kapitalistischer Wirtschaftsordnung. Und er träumt von einem jungen Volk mit erwachender Seele, von einer Volksrevolution, die eine Wiedergeburt, eine Genesung der Menschheit, ihre Rückkehr zu Liebe und Natur nach sich zieht.

So ist Hans Wilhelms Werden kein Roman im eigentlichen Sinne, sondern der Notschrei und Weckruf eines geistigen Kämp-



Waldinneres im Oktober. Gemälde von Prof. Olaf Jernberg
(Im Besitz von L. Feigenbaum, Berlin)

fers, der sich zum Führer berufen fühlte, zugleich aber das Spiegelbild einer gewaltig gärenden Bewegung in der deutschen Jugend. Ein klarer Kopf, eine heiße, stürmische Seele und ein innerlich feiner Mensch mahnt, lehrt und beschwört als „Expressionist" in höherem Sinne sein Volk, den Weg zu gehen, auf dem es, seiner Meinung nach, gereinigt und geheiligt nach den Greueln des Krieges und der Revolution zu einer Zukunft gelangen kann. Ein starkes Buch von mitreißender Schwungkraft. Künstlerisch bedeutet es in Einzelheiten einen Fortschritt gegen Freiheit; Wilhelm ist als Erzähler gereift, man erkennt es an der größeren Bildhaftigkeit der Vorgänge trotz aller Knappheit, in der plastischen Gestaltung der auftretenden Personen. Wir dürfen daher hoffen, daß er nach längerer Pause, in der er sich innerlich gesammelt und ein wenig beruhigt hat (ganz beruhigen darf sich ein junger Dichter niemals) uns ein Werk schenken wird, in dem der bildende Künstler so zu seinem Recht und Ziel kommt, wie hier der redende. In dieser Hoffnung nehmen wir den Titel Werden als eine Verheißung.

Herbstlich, beinahe spätherbstlich gegen diesen Frühlingssturm und Tauwind mutet Wilhelm Schmidtbonn's erzählendes Triptychon, die Flucht zu den Hilflosen, an. Der rheinische Dichter ist, seitdem er seine erste Jugendwanderung auf „Mutter Landstraße" unternahm, nur 19 Jahre älter geworden, und doch klingt hier schon Müdigkeit und Entsagung in seiner Stimme, Eigenschaften, die seiner ursprünglich weichen Natur wohl näher liegen, als einem Bruno Wille oder Hans Wilhelm. Die Geschichte seiner Hunde erzählt Schmidtbonn. Kürzlich hatte Thomas Mann das gleiche Thema („Herr und Hund") erwählt. Es scheint, als ob die Kriegs- und Nachkriegsgreuel das erschrockene Dichterauge zur Güte und Treue der „Unvernünftigen" hingelenkt hätten. Was Thomas Mann mit leisem Humor und kühler Beobachtung schildert, stellt Schmidtbonn mit heiß glutender Erregung, Trauer und zuletzt mit einem timonischen Grimm auf die Menschheit dar. Drei Hunde werden uns in Freiheit vorgeführt. Zunächst ein „Fixköter", den des Dichters Bruder als junges herrenloses Tierchen irgendwo aufgelesen hat und der sich zu einem häßlichen, bösen Vieh auswächst, das seinen Herrn beißt und ihn doch wieder liebt, dann ein weißer Seidenpinscher und endlich ein schwarzer Pudel. Wesensart, Glück und Ende dieser drei Hunde beschreibt Schmidtbonn nun mit unendlicher Liebe und viel feiner Beobachtung. Aber doch auch mit soviel sentimentalem Überschwang, daß das Buch von einem Backfisch herrühren könnte, wenn nicht immer wieder ein Gedanke, ein Bild, ein Urteil erlesener Art den Dichter verriete. Viel Enttäuschung, viel Verbitterung, fast Menschenhaß spricht aus dieser „Flucht zu den Hilflosen", aber — auch viel Übertreibung. Sind denn Hunde wirklich so hilflos? Ach, im allgemeinen geht es den Hunden meist weniger schlimm als den Menschen, und sie wissen sich auch besser zu helfen... Aber es ist erschütternd, wenn Schmidtbonn in die Worte ausbricht: „aus diesem armen Hund wenigstens ruft mich an das Leben, aus ihm die Natur, aus ihm Gott; hier ist das Gefühl der Welt, das man an sein Herz reißen kann, um noch zu glauben an dieses Leben." Man fühlt sich hierdurch versucht, mit dem „armen Thoms" zu König Lear auf der Heide zu sprechen: „Gott schütze eure fünf Sinne." Soviel ist gewiß: nur ein Dichter konnte dies Buch schreiben, vielleicht nur ein deutscher, jedenfalls nur ein tief verwundeter, reizbarer, verstörter. Einer — da wir gerade vom „Lear" sprachen — den Edgar gemeint haben könnte, als er zu Gloster sagt:

„Der ärmste Mensch, gezähmt durch Schicksalsschläge,
Der durch die Schule selbstempfundnen Grams
Empfänglich ward für Mitleid. Gebt die Hand mir."

— — — — — — — — — — — — —

Es ist mit Sicherheit anzunehmen, daß Richard Jahnke nicht von diesen Empfindungen beseelt war, es ist auch mit Sicherheit anzunehmen, daß er nicht die Absicht hatte, sich um den Nobelpreis, oder auch nur um den Fontane-Preis zu bewerben, als er sein Erzählungsbuch Mein Freund Lindwurm formte. Er hat es allem Anschein nach zur Erholung von anstrengender Tagesarbeit, vielleicht bei der Abendzigarre, aus Lebenserinnerungen zusammengestellt, ausgeschmückt, gestreckt, in fließende Form gebracht und mit sittlicher Nutzanwendung ausgestattet. Dr. Jahnke ist, wie aus dem Anhang ersichtlich, „Wirkl. Geh. Oberreg.-Rat und Ministerialdirektor im Ministerium für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung". Trotzdem kann man seine Erzählung lesen. Es ist sogar erfreulich, bei diesem hohen Beamten soviel Herz und rechtschaffenen Sinn, soviel Behaglichkeit und ethischen Ernst ohne aufdringliche Doktrin zu finden. Diese menschlichen Eigenschaften sind es, die dem Büchlein seinen Wert geben. Die Titelerzählung berichtet nicht ohne Humor, wie der Verfasser zum Glücksstifter bei einem ehemaligen Schulfreunde wird; schlicht und wahr, aus dem Leben gegriffen ist die dritte Erzählung, bemerkenswert gerade bei einem Schulmann wegen ihrer der Schultyrannei und Schultragik gegenüber freien menschlichen Richtung. Abseits von der großen Literatur ein schlichtes, gesundes Buch.

Abseits von den großen Kunststraßen der Literatur trabst auch du deinen gekrümmten Lebensweg: Peterl Porsch, mit deinem Handschuhbündel auf dem Buckel und fröhlicher Wanderlust im Herzen. Man versteht seine schnurrigen Lebenserinnerungen, die er hier in einem 300 Seiten starken Bande bietet, erst ganz, wenn man sein dem Titelblatt gegenübergestelltes Konterfei aufmerksam betrachtet. Da sieht man unter der derben Kartoffelnase einen feingeschnittenen Mund,

der wie gemacht zum Lachen und Erzählen scheint, als das eigentlich Merkwürdige aber sehen einen die beiden Augen an, die an Größe und Ausdruck voneinander verschieden sind: beide ausdrucksvoll und lebendig, aber das rechte scheint zu lachen, das linke zu beobachten. Und so tritt Peterl uns auch in dem Buch entgegen: ein lachender Beobachter seines Lebens, dieser Wirt zu Ried und Handschuhverkäufer aus Zillerthal in Tirol, der an allen weltlichen und geistlichen Höfen Österreichs und Süddeutschlands in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts ein gern gesehener Gast und Spaßmacher war. Schon als kleiner Bub zieht er mit seinem Päcklein tiroler Handschuhe in die Welt hinaus und erzählt der Kaiserin Maria Theresia, zu der er sich mit ungewöhnlicher Beharrlichkeit und Bauernschlauheit den Weg erkämpft, seinen Traum, nämlich daß sie ihm einen Hut voll Geld geschenkt und ein Branntweinhäusl in seiner Heimat habe bauen lassen. Er habe weder Vater noch Mutter, und alle Leute sagten, daß die Kaiserin „ein so gutes Mensch sei", setzt der kleine Diplomat hinzu. Als die Kaiserin es ihm verspricht, ist der vorsichtige Bub damit noch nicht zufrieden: „Ja, Kaiserin! schau, du mußt mir auch einen Zettel mitgeben; denn unsere Herren sind nicht so leichtgläubig, und dich hätte ich danach auch nicht mehr bei mir, und so würde vielleicht aus der ganzen Sache nichts."

Nach mancherlei Schwierigkeiten bekommt Peterl denn auch sein Branntweinhäusl, und da er auch ein gutes hübsches Weib heiratet, das ihm ein paar Kinder schenkt, hätte er eigentlich glücklich und zufrieden in seiner Heimat leben können, wenn — das Wanderherz ihm Ruhe gelassen hätte. Aber er hält's nicht lange daheim aus, immer wieder zieht es ihn hinaus zu seinen großen Gönnern und Herren an den Höfen, wo er als Hofnarr, als der Fürsten „Kammerherr von hinten und Nachtstuhlverwalter" willkommen ist. Er wird viel gehänselt und manchmal auch sehr derb verulkt, aber so hat er es gern, er gesteht, daß „diejenigen Herrschaften, welche mich am meisten plagten, die liebsten waren". Dreiunddreißig Jahre zieht er so in der Welt umher, kommt sogar nach Paris, wo es ihm aber nicht sonderlich gefällt. Sicherlich ist er ein begabter Bursch, voll Witz und Humor, und auch als Erzähler steht er weit über dem Durchschnitt, er weiß knapp und anschaulich, mit plastischer Betonung des Absonderlichen und Spaßhaften darzustellen, und zwei merkwürdige Stellen, an denen er wie beiläufig das gemeiniglich so breit ausgesponnene Thema Liebe behandelt, sind kleine erotische Meisterstücke, sie erinnern geradezu an Meister Gottfried von Zürich in ihrer schlichten Knappheit und ihrer kecken Sinnlichkeit, die im Grunde keusch ist, weil natürlich und ohne Lüsternheit. Auch die humorvolle Art, in der Peterl sich selbst zum besten haben kann, ist ein Zeichen, daß er „zu den Besten" gehört, um Goethes Wortspiel anzuwenden; mit seinem derb-lustigen Volksbuch wird er vielen, die einmal etwas anderes lesen wollen, als landläufige „Belletristik", Freude machen.

Diese Erwartung darf man auch von einem gehaltvollen Büchlein hegen, daß C. L. Schleich, der weltfrohe Gelehrte und philosophierende Arzt, unter der Benennung Die Weisheit der Freude uns beschert. Schleich ist überzeugt, daß der Sinn des Lebens ein Unsinn sein müßte, wenn er nicht auf Freude gestellt wäre. Schauend und ergründend, mit dem Auge „trinkend was die Wimper hält", kommt er zu seiner Weltweisheit, und durch diese Weltweisheit zur Freude. Werfen wir einen kurzen Blick auf diesen Weg: „Alle Farben sind im Sonnenstrahl und Millionen zierlichster Formen im Sonnenstäubchen. Der Tautropfen enthält die Schönheit der Welt, und in der Schneeflocke sind alle Gesetze der Schönheit enthalten. Um den mikroskopischen Staub unsrer Fensterscheibe ranken liebliche Eisblumen empor. Es ist, als seien dem Schönheitsbedürfnis der Natur Goldkörnchen und Diamantensplitterchen, Schmutz oder Staubpartikelchen gleich wert und gleich willkommen, sich darin zu spiegeln oder darumzuflattern.

Wer gab der Materie diese Sehnsucht, in Harmonie sich zu dehnen, zu kreisen, zu wachsen? Im Kristalle, in der Spirale, in den Verästelungen der Pflanze, in jeder symmetrischen Lagerung sind Bewegungen lebendig, die uns fühlen lassen, daß der Geist der Welt in uns, und wir in ihm sind.

Welch Reichtum an Gold, Silber, Meeresgrün und Alpenseeblau, Purpur und Blütenschmelz allein auf den Flügeln von sechzigtausend Arten Schmetterlingen! Ist nicht die organische Welt ein endloser Traum von schönsten Möglichkeiten?

In den mikroskopischen Durchschnitten eines armseligen Blattstieles sind Tausende von Stickmustern für hunderttausend weibliche Hände.

So die Welt betrachten, heißt leben. Schleich weist uns mit einer Handvoll bunter Steinchen an, wie wir Menschen werden sollten, die erkennend weise und fröhlich werden. Und da er nicht nur Geist hat, sondern auch Herz (man lese „Die Zeit des Krieges" in diesem Buch), so weiß er uns nicht nur zu fassen, zu „packen", sondern auch zu halten. Sein Buch ist nicht zum Sattessen, ist auch kein Stundenmord, wie ein dicker Roman. Es ist eine Schale mit Früchten und Leckerbissen, nimmt man täglich nur zwei, so ist man schon erfrischt, gestärkt und freut sich noch eines feinen Nachgeschmacks auf der Zunge. Schnell noch ein Kostpröbchen? Bitte: „Ein Mensch ist so stark, wie er lustig sein kann. Man ist in dem Maße jung, als man empfänglich bleibt für die Freuden der Jugend. Ein vergnügter Greis ist eben nur ein alter Knabe."

Seien wir entschlossen, Leser, dereinst zu den alten Knaben zu zählen.

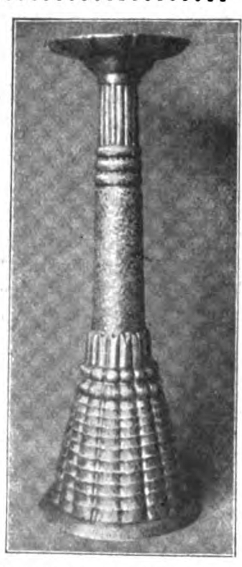
Illustrierte Rundschau

Eisenarbeiten von Karl Gehle — Empfangszimmer von Karl Bertsch — Schmuck von Johann Rettenmaier — Batikkunst von Alexandra Broel — Zu unseren Bildern

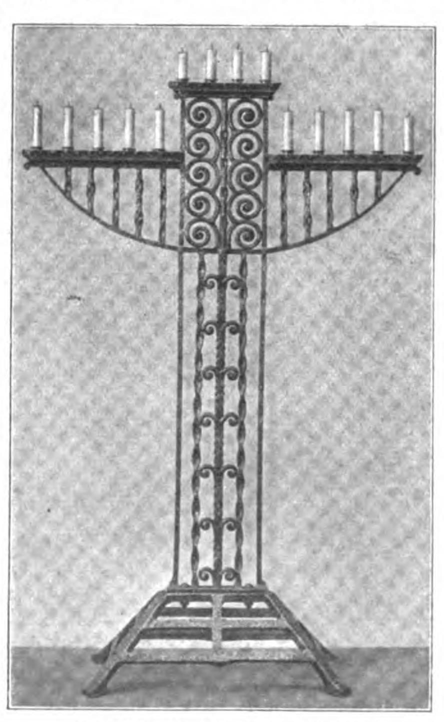


Kerzenleuchter aus Messingblech, ziseliert und mit Halvedelsteinen.
Von Karl Gehle, Hagen

Auch unsre Kunstgewerbler leiden unter der Ungunst der Zeit. Sie können nur noch selten mit kostbaren Stoffen prunken, aber wer tüchtig ist, schafft aus dieser Not eine Tugend, indem er sich bemüht, das Einfache durch schöne Form zu veredeln. Der in Hagen i. W. tätige Karl Gehle arbeitet zwar auch in Kupfer und Silber, ausgegangen ist er jedoch vom Eisen, und nach zahllosen Versuchen und unter angestrengter Mühe ist es ihm gelungen, dessen Sprödigkeit zu überwinden und ihm seine eigentümlichen Reize abzugewinnen. Er macht uns nichts vor. Er zwingt das Eisenblech nicht zu Blumenvasen, die rosten würden, und überzieht es nicht mit Kupfer, um es vornehmer aussehen zu lassen. Er verwendet es nur für Aufgaben, für die es geeignet ist, also etwa Wandteller, Ziertöpfe und Leuchter. Auch läßt er sich durch die Geschicklichkeit seiner Hand nicht dazu verführen, das Eisen zu Zierlichkeiten und Niedlichkeiten zu verarbeiten. Im Gegenteil, er läßt ihm seine kräftige, etwas schwerfällige Art, und man hat mit Recht gemeint, daß in seinen Schöpfungen sich der westfälische Bauernschlag offenbart, dem Gehle entsprossen ist. Unsere drei Leuchter zeigen nur einen ganz kleinen Ausschnitt aus seinem Schaffen, aber schon diesen Proben sieht der Betrachter an, wie fein das Gefühl des Künstlers für Verhältnisse ausgebildet ist und mit wie viel Glück er die Spuren des Handwerkszeuges, etwa des punzenschlagenden Hammers, für den Zierat verwendet. Da ist keine Linie ohne innere Notwendigkeit. Kein äußerlicher Schmuck ist angeklebt. Es ist alles gewachsen. Gehles Werkstatt hat Franz Predenk in der ‚Westdeutschen Volkszeitung‘ sehr anschaulich geschildert: „Aus der niedrigen Hütte im Fachwerk dringt Klopfen und Hämmern. Hell ticken die Hämmerchen aufs Metall; schwere Punzenschläge krachen dazwischen. Dies Feilen und Schaben, Sägen und Bohren, Glühen und Hämmern, es ist das Lied munter schaffender, aber auch harter, herber Arbeit. Auf der Brettertüre steht schlicht und einfach mit Blaustift geschrieben: Karl Gehle. Treibstöcke, in Baumstämme eingerammt oder in



Kerzenleuchter aus Eisenblech gehämmert
Von Karl Gehle, Hagen



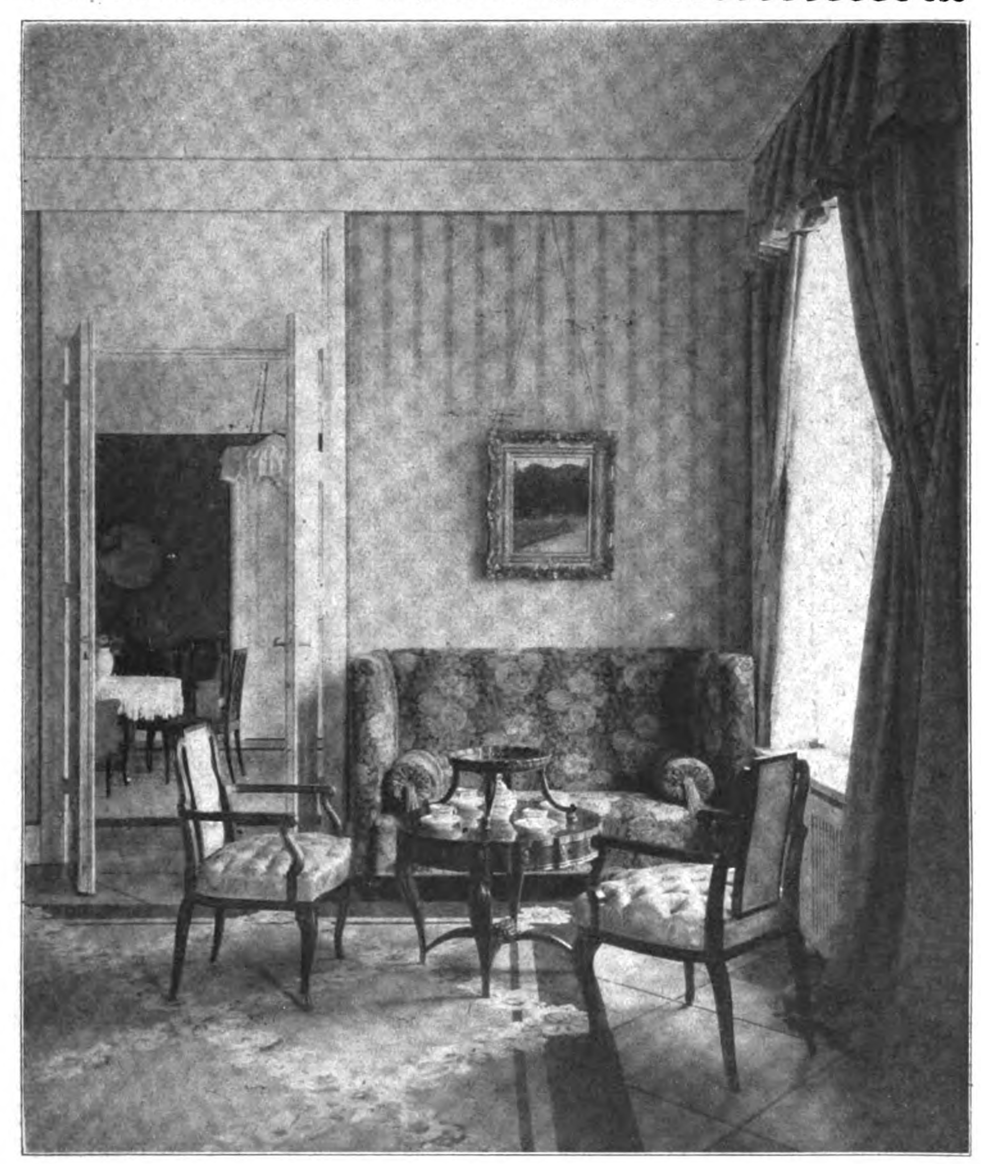
Schmiedeeiserner Kerzenleuchter
Von Karl Gehle, Hagen



Karl Bertsch, München. Aus einem Empfangszimmer
Ausführung: Deutsche Werkstätten, A.-G., München

Fässer mit Sand eingelassen, Schraubstöcke und Bohrmaschinen, eine Esse mit Blasebalg, Hämmer, Prelleisen, Feilen und eine große Anzahl von Punzenstäben, sauber und gut geordnet, bilden das notwendige, nicht allzu reiche Instrumentarium." In dieser Umgebung schafft Gehle-Hagen zum Ruhm, dessen Treibkunst in alter Zeit in hoher Blüte stand, sich selbst zur Freude und den Freunden echten Kunstgewerbes zur Befriedigung.

Wenn von dem Aufbau unsrer Wirtschaft die Rede ist, pflegen sich auch widerstrebende Meinungen darauf zu einigen: Da wir aus Mangel an Rohstoffen Massenwaren für die Ausfuhr nicht mehr herstellen könnten, müßten wir uns auf Qualitätsware einstellen. Wir wollen über dieser frischgeprägten Weisheit nicht vergessen, daß für unser deutsches Kunstgewerbe schon vor dem Kriege als oberstes Gesetz das der Gediegenheit und einer aus der Sachlichkeit geborenen Schönheit galt. Man war bereits so weit, im Geschmack nicht mehr bloß eine Gottesgabe, sondern eine Angelegenheit der Gesinnung zu sehen, und es besteht heute bei Reichgewordenen so gut



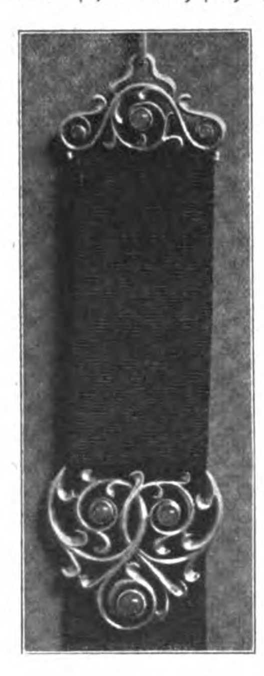
Karl Bertsch, München. Fensterecke eines Empfangszimmers
Ausführung: Deutsche Werkstätten, A.-G., München

wie bei Verarmten die Gefahr der Gleichgültigkeit. Man hat zu viel oder zu wenig Geld, um die Erziehung zum Geschmack zu beginnen oder fortzusetzen, und ist leicht geneigt, das Wort von der Qualitätsarbeit zwar am politischen Stammtisch im Munde zu führen, doch nicht danach zu leben. Darum ist es wichtig, ehrliche Arbeiten wie die von Gehle zu zeigen. Darum bilden wir Schöpfungen wie die von Karl Bertsch ab. Gewiß, so ein Empfangszimmer ist heute ein starker Luxus. Aber man betrachte einmal, wie zurückhaltend einfach der Hausrat gestaltet ist. Man fühlt sich angesichts dieser einfarbigen Wiedergabe beinahe versucht, von Nüchternheit zu reden. Und diese Strenge, will uns scheinen, ist ein glücklicher Ausdruck für die Stimmung unsrer Zeit. Es ist nicht jedem möglich, sich so kostbar einzurichten. Aber der Geist der Ehrlichkeit, der hier waltet, der kann sich in den bescheidensten Verhältnissen offenbaren. Freilich setzt das bei vielen eine Sinnesänderung voraus. Und wecken diese Bilder nicht den Neid? fragte neulich ein Redaktionsbesuch. Wir mußten lächeln. Denn unsere Hefte wenden sich ja

an Männer und Frauen, die Freude am Schönen empfinden, wo immer es sich zeigt. Ihnen gehört die Kunst wie jeder schöne Sonnenuntergang und jedes schöne Gesicht.

⌘ ⌘ ⌘

Von der kunstgewerblichen Fachschule zu Schwäbisch-Gmünd ist von dieser Stelle aus schon mehrfach die Rede gewesen. Es wirkt dort eine Anzahl vortrefflicher Kräfte, und wir glauben, auch heute selbst die der Beachtung wertesten noch nicht erschöpft zu haben. Auf S. 334 finden die Leser einige Arbeiten von Johann Rettenmaier, geschlossen in der Form und geschmackvoll in der Wahl des Materials. Rettenmaier ist 1876 in Schwäbisch-Gmünd geboren und ging aus dem Handwerk hervor, besuchte jedoch schon während seiner vierjährigen Lehrzeit die Fachschule seiner Vaterstadt. Bereits mit achtzehn Jahren erhielt er seine erste Stelle als Zeichner und Techniker in Berlin, ging später nach Wien und war nach der Militärzeit von 1899 bis 1900 als Zeichner und Kunstgewerbler in Paris tätig. So vielseitig gewandt und angeregt kehrte er nach Wien zurück, als Lehrer an einer Fachschule seines Berufs. 1907 ward ihm eine Lehrstelle in Schwäbisch-Gmünd übertragen. Seine Hauptstärke liegt auf dem Gebiet des Schmuckes.



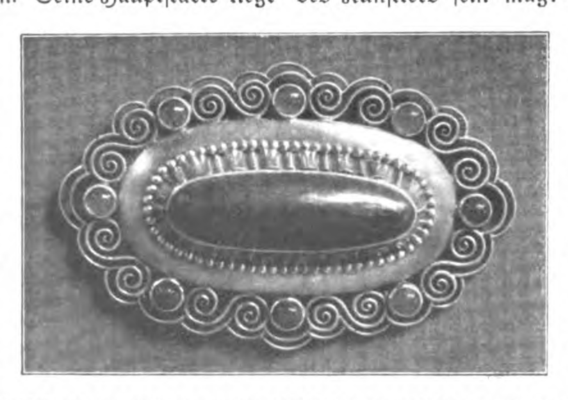
⌘

Batikarbeiten muß man eigentlich bunt zeigen, aber die Farben bestechen oft und lassen dürftige Erzeugnisse von Liebhabern dieser schönen Kunst als vollwertige Leistungen durchschlüpfen. Es kommt aber nicht bloß auf wirkungsvolle Farbflecke an, sondern auf die sich im Muster bewährende Kraft der Empfindung. Über diese verfügt die Münchnerin Alexandra Broel, und es ist lohnend, sich in die abwechslungsvollen Reize ihrer Muster zu versenken (S. 335 u. 336). Sie geht der Einfachheit und Übersichtlichkeit nicht aus dem Wege, aber sie freut sich, wenn sie in abenteuerlichen Formen schwelgen kann. Wer batiken will, muß der überwuchernden Phantastik des Morgenlandes irgendwie verwandt sein. Sonst macht er bloß eine Mode mit, und was er arbeitet, ist genau so vergänglich wie Kerbschnitzereien und ähnliche Verirrungen, über die heut jeder die Nase rümpft.

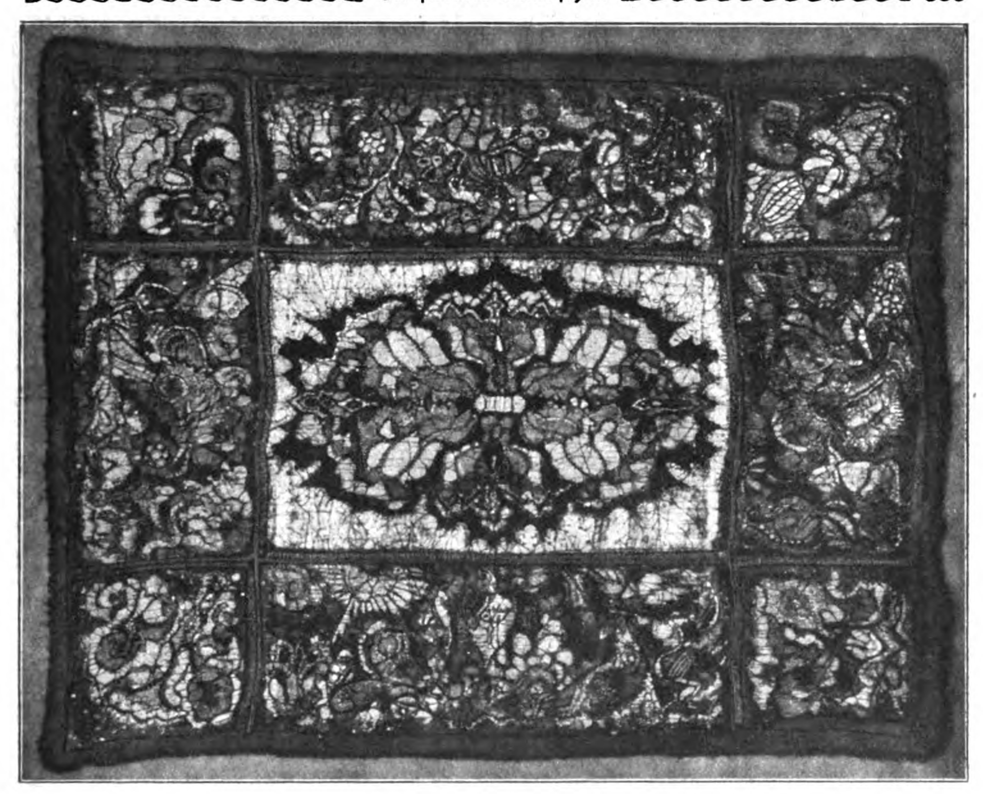


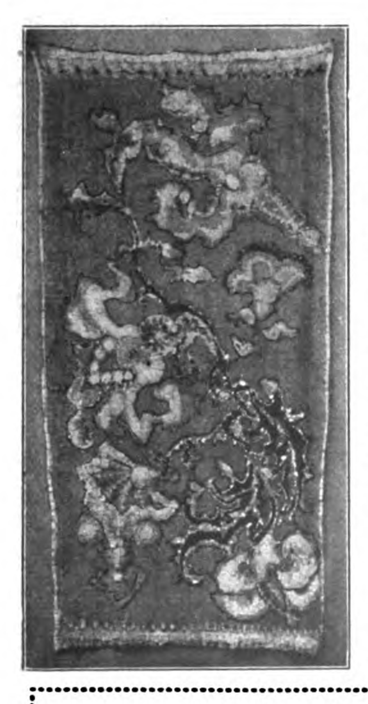
⌘ ⌘ ⌘

Man trifft immer wieder Menschen, die bei dem Namen Ernst Heilemann nur an den flotten Zeichner der ‚Lustigen Blätter' denken und in der Erinnerung an eine von grellen Schönen wimmelnde Badenummer dieser Zeitschrift schmunzeln und sagen: „Der Heilemann ist doch ein ganz verflixter Kerl!" So nützlich diese Beliebtheit dem Geldbeutel des Künstlers sein mag: bedauerlich bleibt, daß der Ruhm des Malers darunter leidet. Man sollte ihn immer nennen, wenn man nach den guten Bildniskünstlern unserer Zeit gefragt wird. Sonderbar ist, daß die Stärke dieses Verherrlichers weiblicher Formenschönheit das männliche Porträt ist. Er hat einige geschaf-



Johann Rettenmaier, Gmünd: Uhrkette. Sägearbeit mit Korallen und Chrysopras — Anhänger mit Azurit und Topase — Brosche mit Mückenstein und Chrysoprasen





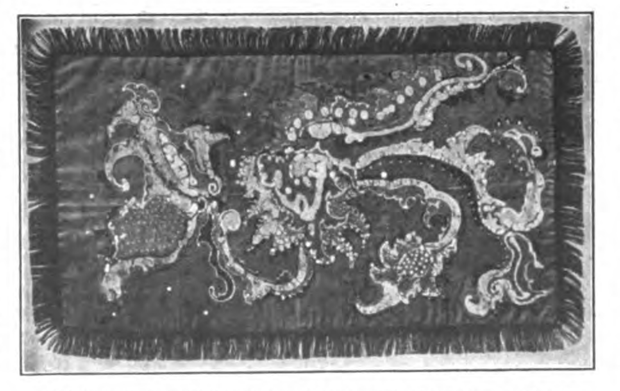
fen wie die seiner Kollegen Thöny und Taschner, die man schlechthin als meisterhaft bezeichnen muß. Die engbrüstige Gestalt Taschners mit dem lustigen Bauernkopf und den verträumten Augen, der langbeinig in den Klubsessel geflegelte Thöny — das sind Bilder, die sich nicht leicht vergessen, gleich groß in der Technik wie im Erfassen des Seelischen. Auch unser Titelbild wird sich jedem einprägen, und nicht bloß wegen des roten Fracks, sondern vor allem wegen der vornehmen Haltung. Es stellt den Freiherrn Axel Varnbüler von und zu Hemmingen dar, den ehemaligen



Alexandra Broel-München: Gebatikte Vorhänge und Flügel-Decke

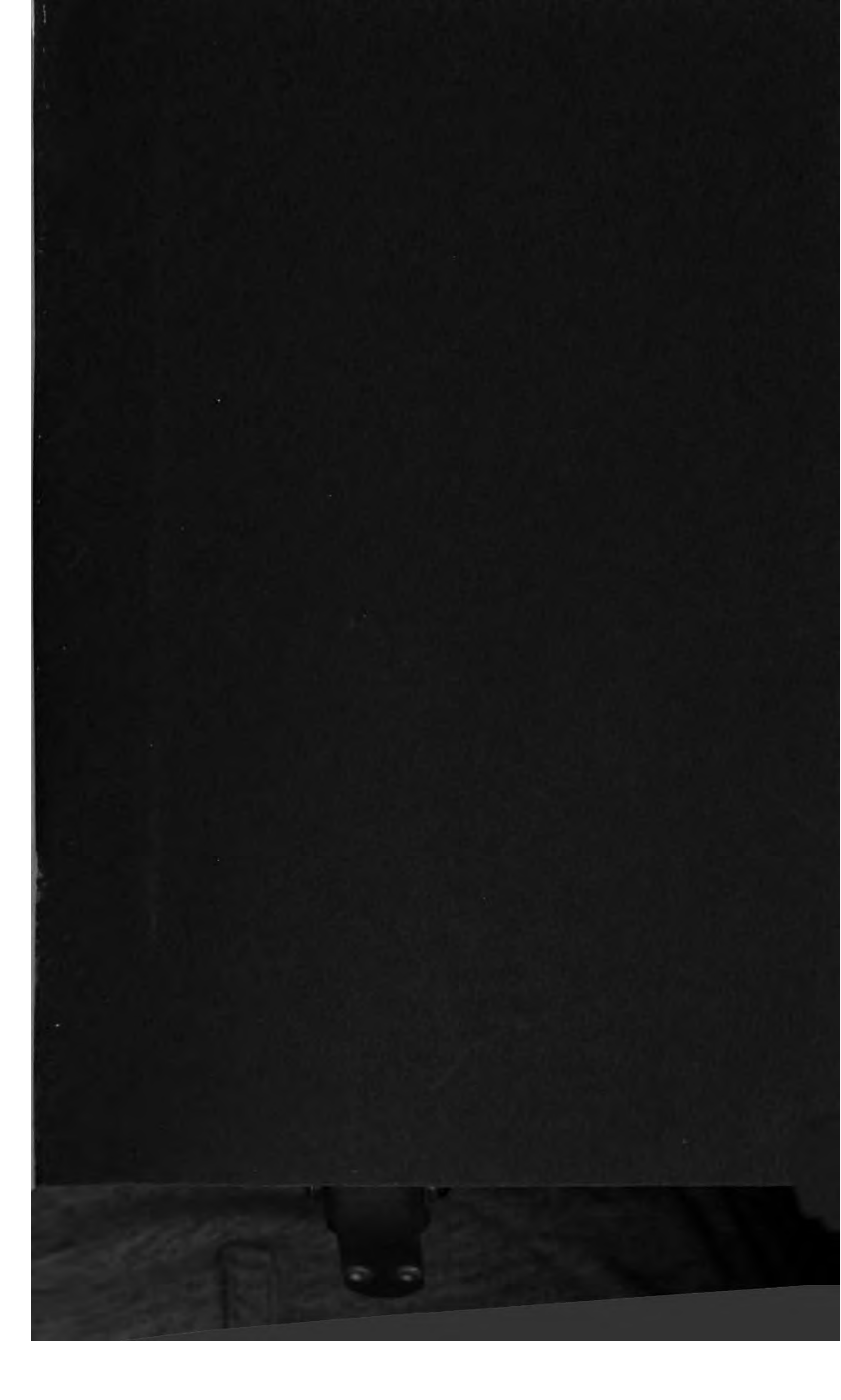
Minister und Bevollmächtigten zum Bundesrat. — Zwischen S. 240 u. 241 finden die Leser ein Stilleben von Carl Piepho, dem am 23. Mai verstorbenen Münchner Maler. Piepho, geboren am 25. März 1869 zu Frankfurt a. M., war Schüler der Akademien zu Stuttgart und Karlsruhe und ging dann, wie es zu seiner Zeit üblich war, nach Paris an die Akademie Julian. Seit 1896 lebte er in München und malte Landschaften, Stilleben und Figurenbilder, ein Künstler, der niemals Außerordentliches unternahm, aber eine sehr liebenswerte Erscheinung von tüchtigem Können und einem feinen Sinn für Farbe war. Das zeigt auch unser Bild und zugleich, wie Piepho selbst im Stilleben Freude am Erzählen, an bewegter Handlung hatte. — Zu dem Modeaufsatz, den Max von Boehn mit soviel Geschmack, wie Kenntnis geschrieben hat, geben wir als Kunstbeilage das Bildnis des Herzogs Maximilian von Bayern von Johann Ulrich Mayr. Der Maler gehört zu denen, die erst kurz vor dem Kriege in der Darmstädter Jahrhundert-Ausstellung wieder zu Ehren gekommen sind und die Legende Lügen strafen, als sei nach dem Dreißigjährigen Krieg das geistige und künstlerische Leben in Deutschland völlig vernichtet gewesen (zw. S. 248 u. 249). — In dem Gemälde ‚Schwarz und Rosa' bewundern wir Prof. Arthur Kampf als einen mit sehr zarten und erlesenen Mitteln arbeitenden Koloristen (zw. S. 270 u. 271). — Von ausgezeichneter Wirkung ist die schöne Liebhaberaufnahme aus dem Berner Oberland von Johann Seiberth (zw. S. 292 u. 293). — Zu unsern liebenswürdigsten Innenraummalern zählt Paul W. Ehrhardt (zw. S. 300 u. 301). Er verfügt über zarte und duftige Farben und versteht sich auf lyrische Stimmungen. Man glaubt immer, irgendwo singt eine Spieldose und aus dem geöffneten Schrank strömt der Duft von Lavendel. — Ein kraftvoller Landschafter alten Schlages ist Prof. Olaf Jernberg (geb. 23. Mai 1855). Er verleugnet seine Düsseldorfer Heimat nicht. Ein Schüler Dückers, des Düsseldorfer Meisters, studierte er an der Akademie seiner Vaterstadt und ließ sich trotz mehrjährigem Pariser Aufenthalt in der deutschen Art seiner Kunst nicht beirren. Nachdem er als Lehrer an den Akademien von Düsseldorf und Königsberg gewirkt hatte, ist er jetzt als Lehrer der Landschaftsmalerei an der Berliner Hochschule tätig. Sein ‚Waldinneres im Oktober' (zw. S. 328 u. 329), an dessen farbiger Wiedergabe sich unsre Leser mit uns freuen werden, zeugt von der Naturnähe und Frische des Künstlers. — Die ‚Brandung' von Carl Heßmert endlich ist ein leidenschafterfülltes Gemälde. Der Maler (geb. 31. März 1869 zu Fürstenberg a. O.) hat seinem Meister Eugen Bracht vieles zu danken. Dieser pathetische Tragiker der Landschaft hat in Heßmert den Sinn für Größe der Form geweckt. Man fühlt dieser ‚Brandung' die Ergriffenheit ihres Schöpfers nach, und damit ist wohl zur Genüge ausgedrückt, wie gut das Bild gelungen ist.

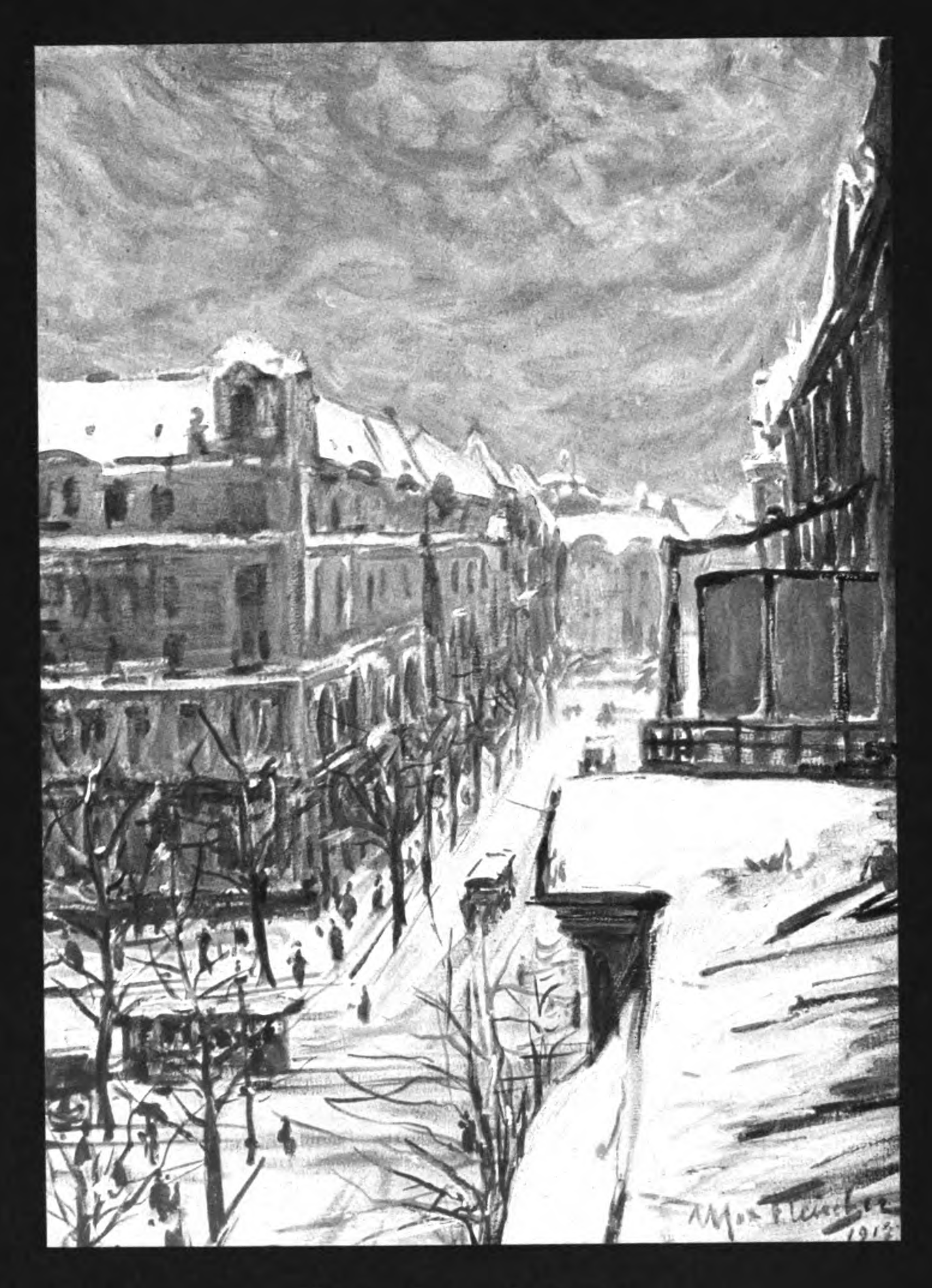
P. W.



Alexandra Broel-München: Beutel und Deckchen in Batik

Herausgeber: Paul Oskar Höcker und Dr. Paul Weiglin
Künstlerische Leitung: Rudolf Hofmann — Verantwortlicher Schriftleiter: Paul Oskar Höcker in Berlin — Verlag: Velhagen & Klasing in Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien — Druck: Fischer & Wittig in Leipzig — Für Österreich Herausgabe: Friese & Lang in Wien I. Verantwortlich: Erich Friese in Wien I, Bräunergasse 3 — Nachdruck des Inhalts verboten. Alle Rechte vorbehalten. Zuschriften an die Schriftleitung von Velhagen & Klasings Monatsheften in Berlin W 50, Tauentzienstr. 7b





Winter in der Großstadt
Gemälde von Prof. Max Fleischer
(Ed. Schultes Kunsthandlung, Berlin)



Lebenslauf eines Optimisten

Von Ludwig Ganghofer

Buch der Berge (unvollendet)

Seit anderthalb Jahren hatt' ich die Berge nicht mehr gesehen. Hochzeit, junges Eheglück und erste, närrisch-selige Vaterfreude hatten sie aus meinem Lebenskreis hinausgeschoben, hatten sie meiner Sehnsucht so völlig entrückt, daß es manchmal schien, als hätten sie mir nie was Rechtes gegolten.

Im Vorfrühling 1883, wenige Wochen nach der Geburt unseres ersten Kindes, mußte ich von Wien nach München reisen. Zwei Bände Turgenjew, die ich auf die Reise mitgenommen hatte — die ‚Skizzen aus dem Tagebuch eines Jägers' — fesselten mich so sehr, daß ich während der ganzen Tagesreise keinen Blick aus dem Fenster warf, nur immer ins Buch guckte, von Wien bis Salzburg. Es fing schon der Abend zu dämmern an, als hinter der Zollschranke die Reise weiterging. Ich hatte die ‚Biäschinwiese' gelesen und träumte dieser feinen, wundersam stillen Geschichte nach, in der die Quellen der Natur wie ein versunkenes Chorlied von tausend geheimnisvollen Stimmen rauschen. Draußen, vor dem klirrenden Fenster, stand die Fackel des Jupiter gleich einem glühenden Zyklopenauge auf der kalten blauen Stirne des Abends. Gelbliche Feuerstreifen brannten über dem Saum der westlichen Moore. Und hinter einer von Dämmerung und Glutreflexen umwobenen Landschaft, die schneelos schon dem Morgen des ersten Veilchens entgegenträumte, stieg der beschneite Untersberg wie ein silberweißes, von tiefen Schattenrätseln durchwobenes Märchenbild in die Lüfte, schön und keusch, gewaltig und dennoch zart, umgaukelt von allem Erdenreiz und umflüstert von den Sagen vergangener Zeiten. Und neben ihm — wie Vasallen und Ritter an der Seite ihres Herzogs, mit violettem Stahl oder goldgebuckeltem Silber gerüstet — zogen die Gipfelketten der Berge bis zu endlosen Weiten, die von Schnee übergossenen Zinnen noch angestrahlt von einem letzten Nachleuchten der schon verschwundenen Sonne.

Hatte die Lektüre Turgenjews mich vorbereitet auf die Wirkung dieses Bildes? Oder war es die Schönheit der Stunde selbst, die den halbverschütteten Jubelbrunnen meiner Bergfahrten von ehemals wieder springen machte, mit doppelter Gewalt, da er so lange gefesselt war und völlig versickert schien? Es überfiel mich wie eine psychische Katastrophe, wie eine Verrücktheit meines Blutes und meines Heimatsgefühls, wie eine Irrsinnskrise meiner Lebensfreude und wie ein Rauschtaumel meiner Sehnsucht nach den schönen Dingen da droben. Ich mußte das Fenster aufreißen, mußte die Arme hinausstrecken und mit aller Kraft meiner Stimme schreien, als stünde da droben auf den weißen Plattköpfen des Untersberges einer, der schon lange von mir eine Nachricht erwartete.

Und als die Finsternis begann und alles Leuchtende umwickelt wurde vom schwarzen Mantel der Nacht, verwandelte sich der ganze Rest meiner Reise in ein traumfrohes Nachgenießen meiner glückseligen Bergstunden von einst.

Daheim, in München, wieder in der kleinen weißen Stube, in welcher Mutters Spinnrad seit neun Jahren seinen Fensterplatz nicht gewechselt hatte, begann ich es gleich dem Vater abzubetteln: mir eine Jagderlaubnis im Hochgebirge zu erwirken. Denn

in den Bergen leben und nicht jagen, das ist doch ungefähr so was Ähnliches wie ins Wasser fallen und nicht schwimmen. Drei Tage später hatte ich den ‚grünen Schlüssel' für die Forstämter Ruhpolding, Partenkirchen und Garmisch in der Tasche und hätte als beglückte Seele heimfahren können nach Wien.

Heim? Wo war ich daheim? In München bei Vater und Mutter? In Wien bei Frau und Kind? Dieses einfachste und klarste von allen Menschenworten — daheim — hatte plötzlich für mich einen doppelten Sinn bekommen — eine Wahrnehmung, die mich wunderlich schmerzte. Am letzten Tag in München verließ ich das Haus nicht, blieb immer bei der Mutter. Sie spann nicht wie sonst. Den ganzen Tag, auch bei der Lampe noch, häkelte und strickte und nähte und bügelte sie — für „das kleine Weible in Wien". Immer mußte ich von dem Kind erzählen, und hundertmal sagte die Mutter an diesem Tag: „Sobald's ein bissele wärmer wird, komm' ich." Sonst hatte die Mutter niemals viel nach Wetter und Wind gefragt; doch seit einiger Zeit, niemand wußte recht, warum, war sie mit der Kälte auf feindseligen Fuß geraten und sagte: „Mein, es geht halt alles emal aufs letzte Restle. Fangt der Haas zum frieren an, so muß er bald in die Pfann." Der Doktor fand nicht, daß die Mutter krank wäre, und nahm die Sache als allgemeine Entkräftigung seit jenem Tag, an dem sie eine etwas gewalttätige Zahnoperation an sich hatte vornehmen lassen — an einem Tage hatte sie sich siebzehn vom Schwund des Zahnfleisches bedrohte Zähne ohne Narkose reißen lassen; und, den Zahnarzt ausgenommen, hatte sie keinem Menschenkinde was davon gesagt. Als sie nach dieser Kur à la Dr. Eisenbart heimkam und der Vater ihr Vorwürfe machte, mimte sie unter klapperndem Kniezittern mit ihrem zahnlos gewordenen Munde lustig das ‚Großmütterle' und sagte: „Aber Gustl! Hätt' ich siebzehnmal zum Zahnarzt hinlaufe müsse, da hätt'st du doch eine Rechnung gekriegt, wie der Don Juan vom Leporello. Im Dutzend ist's allweil billiger. Drum hab' ich's in einem Aufwaschen erledigt." Sie schien sich auch bald wieder von dem schweren Nervenchok zu erholen. Aber sehr mager wurde sie und bekam scharfe Züge im lieben Gesicht. Und an der Gestalt, die seit den Weldener Forsthausjahren immer eine nette Rundung gezeigt hatte, begannen sich, wie sie selber zu sagen pflegte, „die Beinlen herauszubohren". Dabei blieb sie neben einer chronischen Reizbarkeit so vergnügt wie immer, war witzig, unverdrossen in allen Dingen, zu jedem munteren Schabernack bereit, und gerade in dieser Zeit so fleißig, daß unser Kind in Jahren nicht kaputt zu machen vermochte, was ihm die Großmutter während dieser Wochen nähte und häkelte.

Am letzten Abend stellte sie in der kleinen weißen Stube die ganze „Bescherung für das Lolo-Weible" zwischen brennenden Wachskerzen auf dem Tisch zurecht. Das war anzusehen wie die Feiertagsauslage eines sehr leistungsfähigen Geschäftes für Kleinkinderausstattungen. Vor diesen brennenden Kerzen nahm die Mutter mich um den Hals. „Tu mir halt deine Frau und das kleine Weible schön grüße, gell! Und du, Bub, werd' einmal gescheit! Jetzt mußt du den junge Leichtsinn unter die Füß bringe. Jetzt bist du Vater! Viel Pflichten gibt's im Leben, wo man ein bissele was abzwacken kann. Aber Vatersein — Bub, das ist eine Pflicht, an der kein Härle nit fehlen darf."

Als ich schon die dick angepfropfte Reisetasche in der Hand hatte, sagte die Mutter noch, ein bißchen scheu: „Ach, Bub, oft, wenn ich aufwach' in der Nacht, kann ich vor lauter Sorg um euretwegen gar nimmer einschlafen. Bist du denn nit ein bissele leichtsinnig hineingesprungen in dein Glück? Habt ihr denn auskömmlich zu leben, ihr drei?"

„Natürlich, Mutterl, da sei nur ganz ohne Sorg! Ich bin fleißig, und Geld hab' ich wie Heu." Beides war nicht gelogen. Fleißig war ich. Und in der Tasche trug ich die zwölfhundert Mark, die mir einer meiner Münchner Freunde bis zur Vollendung meiner neuen Arbeit vorgeschossen hatte.

Von der Nachtreise, die am Chiemsee vorüberging, ist die Erinnerung an einen seltsamen, fast märchenhaften Feuerzauber in mir geblieben. Ferne, über der schwarzen Wipfelsäge langgestreckter Wälder, war ein mächtiges Brennen und Leuchten, ein ruhelos zuckender Glanz, der das tief herabhängende Nebelgewölk der Seelandschaft mit blutrotem Schein überhauchte. Flüchtig sah ich ein paarmal in den Waldlücken ein breites Schimmerbild aufgluten. Es glich einem riesenhaften Feenhaus mit festlich erleuchteten Sälen. Aber die Fenster waren leer, waren wie die viereckigen Glutaugen einer Brandstätte. Schön war's. Und doch ein bißchen unheimlich. Und dann verschwand es in der Finsternis. — Wurde auf Herrenchiemsee am Ausbau des prunkvollen Königsschlosses auch in der Nacht gearbeitet, bei Fackelschein? Oder war der König gekommen, in der Mitternachtsstunde? Und hatte er das Schloß und den neuen Anbau beleuchten lassen, für sich allein? Und saß er im Thronkleid des Sonnenkönigs einsam an der Tafel mit den zwölf Gedecken? Bedient von Lakaien, die

schwarze Masken vor den Gesichtern tragen mußten, um die Schönheitsvisionen dieses von allem Zusammenhang mit der lebenden Welt verlassenen Träumers durch keine Alltagsmiene zu stören?

Viel Klatsch wurde über den König umgetragen im ganzen Land — über den schönen König, den doch alle liebten. Es wurden Dinge erzählt, die zu glauben man sich weigern mußte. Einmal sprach ich darüber mit meinem Vater. Er sagte streng: „Laß das in Ruhe! Davon red' ich nicht." Und nach einer schweigsamen Weile fügte der Vater bei: „Er ist mehr belogen worden als je ein Fürst. Das hat ihn gezwungen, sich in Verachtung abzuwenden. Man hat viel Gutes in ihm zerstört. Gewaltsam. Und das ist schade. Ich habe Gründe, ihn zu verehren, und hab' ihn lieb. Mach' mir das als guter Bayer nach! Dann mußt du dir nicht den Kopf zerbrechen."

Zum letztenmal hatte ich den König in München bei einem Hubertusfest gesehen, im Zug der Ordensritter. Er ragte um den schönen Kopf über alle anderen hinaus. Der Gang des hohen, schweren Körpers hatte etwas Feierliches und doch etwas traumhaft Schwankendes. Die großen wundervollen Schwarzaugen schienen die tausend Menschen nicht zu sehen und waren mit verlorenem Trauerblick ins Leere gerichtet, eine Weite suchend, die durch Mauern verschlossen war. Und diese Königsaugen hatten heißen Glanz. Was in ihnen brannte — war es das Fieber einer leidenden Seele? War es — inmitten der tausend Menschen, die sich vor ihm neigten — die Ungeduld seiner Sehnsucht nach den Bergen, deren einsames und menschenfernes Nachtschweigen er liebte, seiner Sehnsucht nach jenem stillen Haus, das auf dem Schachen zwischen Eis und Felsen stand? Auf einem Boden, der blühen und morden kann, doch immer Wahrheit ist.

Der Zug, der mich heimtrug, jagte rauschend durch die Frühlingsnacht. Vom Feuerschein auf Herrenchiemsee war kein Schimmer mehr zu sehen. Und auf der anderen Seite der Bahnstrecke dämmerten die beschneiten Berge, verkleinert von der Dunkelheit. Ihre Grate waren heller als ihre Brüste. Und über die weißen Spitzen, im tiefen Stahlblau des mit Goldfunken besäten Himmels, zog sich wie ein ins Endlose wehender Silberschleier die Milchstraße hin. Wer wandern dürfte auf solchem Ewigkeitswege!

Ein paar Wochen später, an einem der letzten Apriltage, fuhr ich wieder die gleiche Strecke, in entgegengesetzter Richtung, mit Frau und Kind und Kindsfrau, einer herben, wortkargen Holzwinkelschwäbin aus Welden, die unser kleines Weible vergötterte.

Gegen diese Reise, so zeitig im kühlen Bergfrühling und mit einem Kind, das noch kein Vierteljährchen alt war, hatte meine Frau sich anfangs energisch zur Wehre gesetzt. Ich war der Überzeugung: „Mein Kind macht das schon." Und das junge Sorgenmutterchen gab nach, der Bergsehnsucht zuliebe, die mir in Blut und Seele brannte. Auch hatte ich, um die Reise für das Kind zu kürzen, auf das schönere Partenkirchen, auf Zugspitze und Wetterstein verzichtet und mich für das nähere, hinter Traunstein gelegene Ruhpolding entschieden, obwohl es nur mit Waldbergen zweiter Güte und einem mäßigen Jagdgehege aufzuwarten hatte.

Die Reise ging an einem milden Tage herrlich vonstatten. In Wien auf dem Westbahnhof hatte ich mit dem Lokomotivfahrer eine Bundesbrüderschaft geschlossen, die auf meiner Seite inniger war als auf der seinen. Und dann rannte ich bei jedem längeren Aufenthalt mit einer Blechkanne zur Lokomotive und zapfte aus dem guten Feuerherzen des Dampfrosses das heiße Wasser heraus, in dem wir die Milch für das kleine Weibi wärmen konnten. Ich nannte damals die Lokomotive „mein warmes Kamel". Und das Kindl in seiner lächelnden Geduld benahm sich tadellos, wie fürs Reisen geboren, und am rotleuchtenden Abend, während der Wagenfahrt von Traunstein nach Ruhpolding, guckte es mit den großen Blauaugen neugierig aus dem warmen Häubchen heraus, das ihm die Großmutter gehäkelt hatte. Auch meine Frau war nun zufrieden, weil das Kindl sich frisch und reisetapfer erwies und weil sie meine Bergfreude sah, die genährt und gemehrt wurde von jeder neuen Wendung des schönen Talweges. Als wir einfuhren in das stille Dorf, begann schon der Abend zu dämmern, und die ersten Sterne funkelten. Die Luft war erfüllt vom Wohlgeruch der Ackererde, vom Geläut der Abendglocke und vom Rauschen der weißen Traun. Und das Dorf mit seinen alten, sauberen Häusern und den rotbeleuchteten Fenstern lag wie eine zierliche Weihnachtskrippe vor dem grünen Hintergrund des hochgebuckelten Rauschberges — ein Bild, das zu uns redete wie eine Verheißung friedlicher Sommerwochen.

Als minder erquicklich erwies sich unser Quartier, ein kleines, nicht besonders appetitliches Wirtshäusl außerhalb des Dorfes. Im ersten Stock drei kalkweiße Stuben mit strohgelb angestrichenen Holzmöbeln eines Tischlers, der seinen Beruf verfehlt hatte.

In der Schlafkammer als Betten zwei hochbeinige Holzgiraffen, auf deren Raschelrücken man nur mit Benützung eines Sessels gelangen konnte. Und im ganzen Haus ein intensiver Geruch nach Fliegenleim und sauer gewordenem Bier. Mein verzweifeltes Frauerl, das nur die netten, gemütlichen Badeorte und Sommerfrischen der Wiener Gegend kannte, sagte vorwurfsvoll: „Also das sind deine berühmten bayrischen Berge! Na, gute Nacht!“ Aber auch die Nacht wurde gar nicht gut. Drunten in der Wirtsstube saß ein halbes Dutzend bezechter Bauern — genau senkrecht unterhalb der beiden Jammerkästen, in denen wir lagen — und diese unermüdlichen Radaubrüder dudelten die ganze Nacht die gleiche, zur Unerträglichkeit anschwellende Melodie: Huraxdax, huraxdax — klapperten mit den Bierkrügln und stampften mit den genagelten Schuhen den Takt dazu. Um die Mitternachtsstunde vergoß meine Frau sehr heiße Tränen und klammerte sich an den einzigen Trost: daß wenigstens das Kindl schlief. Mir wurde das schlummerlose Warten bis zum Morgen kürzer, weil ich früh um zwei Uhr von meiner stelzfüßigen Bettgiraffe herunterrutschte, um mir den ersten Auerhahn zu holen.

Ein Frühmorgen, wie man ihn nur in den Bergen erleben kann! Eine Wanderstunde von hinreißendem Dämmerzauber! Und die Bettgiraffe, der Übelduft des sauren Bieres, das Huraxdax und der Fliegenleim — alles war vergessen, und alles in den Bergen war mir wieder „herrlich wie am ersten Tag!“

Bei einem Wegkreuz erwartete mich der Förster von Laubau, und nun ging's einem Bergtag entgegen, der mir gleich auf den ersten Anhieb ein wunderliches Erlebnis bescherte. Mit Jägerpech begann es und endete mit einem weidmännischen Glücksfall; der so wirklich war, wie er unglaublich erscheint. Wir stiegen zur Hirschbergwand hinauf. Ich mußte immer wieder stehen bleiben und hatte soviel zu gucken, soviel zu lauschen, soviel zu staunen, daß der Morgen schon hell wurde, ehe wir die Balzstätte des Auerhahnes erreichten und den Hauptschlag seines urweltlichen Liebesliedes vernahmen. Der einsame Lärchbaum, auf dem er sang, stand dicht am Abfall der Wand und war von uns durch eine zweihundertmeterbreite Blöße getrennt. Der Förster meinte: „Da spukt's, Herr Dokter! Den kriegen S' heut net!“ Das unmöglich Erscheinende reizte mich erst recht. Nach dem Takt des Hauptschlages begann ich zu pirschen, zu springen und zu schleichen. Da verstummte der Hahn. Hatte ich meine Sache schlecht gemacht? Oder hatte mich nur das Morgenlicht auf der Blöße verraten, die fast ohne Deckung war? Qualvolle Minuten. Endlich vernahm ich das mißtrauisch zögernde Klippen des Hahnes wieder und endlich, endlich wieder einen Hauptschlag. Ich sprang und warf mich nach jedem Sprung der Länge nach ins Almrosenkraut. Einmal tat ich's um eine halbe Sekunde zu spät. Und wieder schwieg der Hahn. Noch ein paarmal so. Immer länger wurden die Pausen dieses herzklopfenden Harrens. Und da schlug schon die Morgensonne den Gipfel des Lärchbaumes an, und ich wußte: jetzt war's vorbei. Fehljagd am ersten Morgen in den Bergen! Die Strafe dafür, daß ich Frau und Kind in der Ruhpoldinger Biersäure, beim Huraxdax und in den Fliegenleimdüften allein gelassen hatte! Wütend knirschte ich durch die Zähne: Erzwing's! Bis zum Lärchbaum hinüber war's noch zu weit für den Schuß. Und der vergrämte Hahn äugte immer her zu mir und machte schon den Kragen so lang wie eine aus ihrem Häuschen gekrochene Schnecke. Aufspringend, fing ich in langen Sätzen zu rasen an — und als der Hahn die Schwingen lüftete und sich abstieß vom Baumgipfel, krachte mein Schuß in den sonniggewordenen Bergmorgen. Ein paar Federchen stoben auf, und im Gleitflug sauste der Hahn über die steile Wand hinaus. Als ich atemlos die Sturzkante der Felsen erreichte, konnte ich ihn noch sehen. Von der Sonne bestrahlt, gleich einer schmetterlingsförmigen Goldflocke, schwamm er, immer tiefer gleitend, über das lange Waldtal hin, so weit hinaus, daß der Förster über die Blöße herüberkommen und den davonschwebenden Hahn noch sehen konnte. „No also, jetzt haben S' es, mit Ihrer narrischen Umanandschaugerei in der Fruah!“ Immer kleiner wurde der große Hahn, wurde wie eine Mücke, blitzte über dem fernen, dunklen Walde noch ein letztesmal wie eine Nadelspitze und war verschwunden. Ich wußte, auch meine Frau würde sagen: „Jetzt hast du's! Wärst du daheimgeblieben am ersten Morgen!“

Suchen? Dieser Gedanke war Irrsinn. Bis da hinaus, wo uns der Hahn verschwunden, waren es ein paar Wegstunden.

Der Beginn des Heimweges hatte das lange Gesicht eines trostlosen Jägerkummers. Aber dann gab mir der von Licht und Farben funkelnde Sonnenmorgen tausendmal mehr, als ich im ersten Tageserwachen verloren hatte. Im Laubauer Forsthaus ein paar Stunden Schlaf ohne Biersäure und ohne Huraxdax. Und als ich nach der Mahlzeit mit dem Förster schwatzend beim Kaffee saß, kam ein alter Holzknecht: „Herr Förstner, da draußten beim Ferchensee, da is ebbes

Gspassigs. Da steht auf'm Waldweg a Hirschl und rührt si net und is a so zahm, daß d' eahm hingreifen kannst, wo d' magst, hint oder vurn."

Ich sagte: „Zahm? Nein. Der Hirsch ist krank. Da müssen wir hinaus."

Gleich wanderten wir davon, der Förster mit einem dicken Heubündel, ich mit einem Habersäcklein, der Richtung zu, in der ‚mein' Auerhahn verschwunden war. Ein Marsch von anderthalb Stunden. Und richtig, auf dem Waldweg stand das Hirschl, unbeweglich, zahmer als zahm — ein junger Sechser, auf dem Haupt noch das schwache Geweih, das im Winter bleich geworden war. Die Lichter offen, den steifen Hals gestreckt, mit seitwärts gespreizten Läufen, so stand er mitten im Weg wie eine geschnitzte, mit einem Hirschfell überzogene Holzfigur — bereits verendet. Als wir den Hirsch umwarfen, blieb seine Körperhaltung die gleiche, die sie vorher gewesen war; nur die zwei schon abgemorschten Geweihstangen klirrten dem Hirsch von der Stirn weg wie Glas. „Der is im Starrkrampf verendt," meinte der Förster, „der muß arg marod gewesen sein." Die Krankheit mußte festgestellt werden. Ob's nicht eine bedenkliche Wildseuche wäre? Der Förster zog die Joppe aus, und während er das anatomische Forscherwerk begann, wollt' ich mich im Schatten des Waldsaumes niedersetzen. Und just auf der Stelle, die ich mir zum Ausrasten wählte, leuchtete was Blauschwarzes und weiß Gesprenkeltes! — Mein Auerhahn! — Hätt' ich nicht vorher hingeguckt, ich hätte mich draufgesetzt!

Nach dem ersten Staunen, und als ich den Hahn schon in der Hand hatte, mußte ich glückselig lachen. „Gelt! Hab' ich's halt doch erzwungen!"

„A Kunst! Bal oaner a so a Sauglück hat wia Sö!" Auch der Förster lachte. „Kreuzsakra! Sö dürfen ans Leben glauben wia der Tag an d' Sunn!"

Während der Förster das Eingeweide des aufgebrochenen Hirsches bis auf die Nieren untersuchte, kam für mich eine nachdenkliche Viertelstunde. Glück haben? Das ist freilich die wirksamste von allen Lebenshilfen, die bequemste von allen Leitern nach aufwärts. Aber — um beim Symbol dieses wunderlichen, auch in seiner erwiesenen Wirklichkeit noch unwahrscheinlichen Zufalles zu bleiben — hätte ich denn ‚meinen Auerhahn' nicht verscherzt, wenn ich im Laubauer Forsthaus sitzen geblieben wäre mit dem Gedanken: „Was geht mich das kranke Vieh da draußen an?" Eine billige Moral. Aber müssen die billigen Dinge denn immer die schlechten sein? Und war der Weg, den wir da gemacht hatten, gleichviel aus welchem Grunde, nicht doch ein Weg unseres Willens? Nahm das dem sonderbaren Zufall nicht schon die Hälfte seiner Unwahrscheinlichkeit, die Hälfte dessen, was der Förster an ihm als blindes ‚Sauglück' bezeichnete? Und Zufall? Ist das nicht auch nur ein Wort für eine unbegreifliche Sache, genau so, wie wir Gott oder Teufel, Glück oder Unglück sagen? Und mehr als jede Klarheit des Lebens ist jede seiner verschleierten Wunderlichkeiten ein Fingerwink und Wegweiser. Das Nötigste ist nicht immer das Verständnis — es kommt nur darauf an, den Wink zu fühlen, ihm willig zu sein. Um beharrlich ans Leben glauben zu können, braucht man im Grunde nur zwei Eigenschaften zu besitzen: Dankbarkeit und gutes Gedächtnis. Man darf einer Glücksstunde, die uns kam, nie wieder vergessen, und immer muß man bereit sein zu der hilfreichen Überzeugung: Das Glück war da, es wird wieder kommen.

Solche Gedanken gingen mir durch den Kopf, bis der Förster die von Blattwürmern ekelhaft durchwimmelte Leber des Hirsches vor mich hinhielt und sagte: „Da! Dös hat 'r davon, weil er allweil auf der Schattseiten gestanden is. A sonnseitiger Hirsch hat allweil a gsunde Leber!" — (In dem Manuskripte, das während der folgenden Wochen zu Ruhpolding entstand, steht ein Zweizeiler an den Rand gekritzelt:

„Es führt jede Straße dem Guten zu.
Die Wege sind da. Aber gehen mußt du!"

Ich vermute, dieser kleine Lebensspruch hat einigen Zusammenhang mit dem Laubauer Auerhahn, den ein unwahrscheinlicher Glücksfall mich finden ließ, und mit dem maroden Hirsch, der die Schattenseite seines Tales nie verlassen wollte.)

Der Förster ging zu einem Holzschlag, um Leute zu holen, die den Hirsch vergruben. Und ich, mit meinem Auerhahn, wanderte zum Forsthaus, während der Himmel sich überzog und einen festen Aprilschauer auf mich herabschüttete. Schade! Die Nässe verdroß mich nicht. Aber meine Frau hatte mich mit einem Einspänner abholen wollen — und nun wird sie wohl ausbleiben? Doch pünktlich auf die Minute war sie da, bevor noch meine Kleider am Herdfeuer der Försterin völlig getrocknet waren. Noch im Wägelchen stehend, fragte sie: „Na? Hast du deinen Hahn?"

„Natürlich! Das ging wie am Schnürchen! Und paß auf, Goscherl, was für einen feinen Fächer du von dem bekommst!"

Weil der Abend vor Anbruch der Dämmerung wieder schön wurde, schickten wir den Wagen voraus und wanderten Arm in

Arm durch das frühlingsduftende Waldtal, das die sinkende Nacht mit einer von Sternen blitzenden Stahlglocke überwölbte. Eine wundervolle Stimmung war's! Aber meiner Frau wurde ein bißchen gruselig zumute. Manchmal strich eine verspätete Schnepfe falzend über unsere Köpfe weg, daß es klang, als gäb' es fliegende Frösche; von den steilen Berghalden rutschte der naßgewordene Schnee lawinenartig herunter, füllte die Luft mit Sausen und brüllte beim Aufschlag einen dumpfen Donnerschrei über die Berge hin; und als es finster wurde, begannen überall im schwarzen Wald die verregneten Faulholzblöcke wie Phosphor zu glimmen. Und dann ein vielstimmiges Menschengemurmel, das etwas Trauriges und doch was Drolliges hatte. Es kam aus einem großen Bauernhaus, das neben der Straße einsam im Walde stand. Die kleinen Fenster waren so hell erleuchtet, als wäre Christbescherung in der Stube. Als wir durch eine Fensterscheibe da' hineinguckten, sahen wir zuerst nur viele kleine Lichter, richtig wie die Lichter eines Weihnachtsbaumes. Es dauerte eine Weile, bis man neben diesem Flimmerglanz das andere unterscheiden konnte. Ein großer Tisch, an dem niemand saß, war reichlich mit Bierkrügen, Weinflaschen und Schnapsguttern, mit Rauchfleisch, Würsten, Brotwecken und Käse bestellt — so, wie ein bäuerlicher Hochzeitstisch auszusehen pflegt, wenn die Paare sich zum Tanz entfernten. Aber die Gäste, die in der Stube waren, tanzten nicht. Die zwanzig oder dreißig Leute knieten, mit eintönigen Murmelstimmen litaneiend, vor Bänken und Stühlen im Kreis um einen mit kleinen Lichtern besteckten Sarg herum, aus dem das gelbe Wachsgesicht einer mageren, spitznäsigen Bäuerin herauslugte.

„Komm!" sagte meine Frau.

„Aber Kind, so bleib doch! Ich möchte mir das ansehen."

„Ich will heim. Zu meinem Kind!"

Wir holten den Wagen ein und fuhren schweigend durch die sternschöne Nacht. Als wir unser Wirtshäusl erreichten, fanden wir das kleine Weibi in festem Schlaf. Mit rosigen Wangen, ruhig atmend, lag es wie eine kleine liebe Blumenknospe des Lebens in den Kissen.

Und drunten in der Wirtsstube das Huraxdax, die Klappermelodie der Bierkrüge und das Schuhgetrampel.

Verzweifelt bestieg meine kleine Frau die hochbeinige Giraffe und zog die Bettdecke über die Ohren. Ich arbeitete die ganze Nacht und hörte dabei keinen Trampelschuh, keinen Krugdeckel und kein Huraxdax. Ferne dem genius loci von Ruhpolding, schrieb ich an meiner Novelle ‚Rachele Scarpa', die in Konstantinopel spielt.

⌘ ⌘ ⌘

Immer die Nacht, bis in die zweite und dritte Morgenstunde, gehörte der Arbeit — die unverdrossenen Zechbrüder von Ruhpolding erhielten mich bei wachendem Fleiß — und meine Tage, wenn ich nicht im Garten bei dem kleinen Weibi saß, das mit Blumen spielte und munter aus dem von der Großmutter genähten Helgoländer Häubchen herausguckte, waren erfüllt von einer unersättlichen Bergrennerei. Was ich dabei entdeckte und in mich aufnahm, gab zwei Jahre später meinem ‚Unfried' und damit der ‚Fuhrmännin' den landschaftlichen Hintergrund.

Mit der Jagd sah es mager aus. Erst Mitte Juni, nach beharrlichem Herumschnüffeln, erforschte ich die Wechsel eines guten Rehbockes und erzählte am Abend im Kreis der Forstleute freudestrahlend von meinem herrlichen Fund. Anderen Tages mußte ich nach München reisen — und als ich wieder nach Ruhpolding kam und „meinen" Rehbock holen wollte, war er verschwunden. Nicht spurlos. Die psychologische Fährte deutete mit Fingern auf den Oberförster, der allerdings unter heiligen Eiden schwor, meinen Rehbock mit seinen zwei ehrlichen Jägeraugen nie gesehen zu haben. Das konnte er schwören, ohne sein Gewissen zu belasten. Beim Schießen braucht man bekanntlich nur ein Auge.

Der prächtige Forstmeister Buckl, der sich uns in allen mannigfachen Nöten dieses Ruhpoldinger Vorsommers als verläßlicher und immer hilfsbereiter Freund erwies, gab mir nach dieser Bockgeschichte die kluge Lehre: „Alles ehrlich sagen, das ist sehr nett! Aber man muß sich auch die richtigen Leut dazu aussuchen. Sonst kommt man im Leben um viele Rehböck." Ich mußte ihm recht geben; aber mein Leben lang hab' ich dieses Aussuchen nie gelernt; und ein Dutzend Jahre später, nach vielen üblen Erfahrungen, vertraute ich meinem ‚Schweigen im Walde' die unerschütterte Überzeugung an: „Wer mißtrauisch ist, begeht ein Unrecht gegen andere und schädigt sich selbst. Wir haben die Pflicht, jeden Menschen für gut zu halten, solang er uns nicht das Gegenteil beweist."

War mir auch St. Hubertus in den Ruhpoldinger Jagdrevieren nicht gewogen, so erwies sich mir der heilige Petrus um so günstiger. Die Traun spendete Forellen und Äschen nach dem Dutzend. Und hinter dem Ferchenseer Forsthaus lagen in der Waldwildnis drei Seen, der Löden-, Mitter- und

Weitsee. Ihr blaugrünes Wasser wimmelte von meterlangen Hechten, die in der Sonne ruhig und sattgefressen zwischen großen Schwärmen von Lauben und Rotaugen standen. Flink erfragte ich den Bauer, dem die drei Seen gehörten. Ein kleines, mageres, immer schmunzelndes Männchen war's, mit bockledernen Bundhosen, die so starr waren wie eiserne Futterale. Ob ich in seinem Seewasser fischen dürfe?

„Da därfen S' fischen, wie S' mögen."

„Was kostet das?" — „Nix."

„Ich kann doch so viel Hechte nicht umsonst nehmen."

Der Bauer schmunzelte ganz besonders freundlich. „Wann S' moanen, zahlen S' halt meim Knecht an Preußentaler."

Das war hurtig erledigt. Und das Bäuerlein grinste vergnügt. „Dös Geld haben S' zum Fenster aussigschmissen."

„Warum denn?" — „Weil S' von meine Hechten koan derwischen."

Ich bildete mir ein, daß ich ein geschickter Fischer wäre und sagte: „Da bin ich neugierig. Darf ich alle Hechte behalten, die ich erwische?"

„Alle!" Und mit schadenfrohem Schmunzeln fügte das Bäuerlein bei: „Meine Hechten beißen net. Fürigen Summer war an Engländer da, so a langhaxets Viech. Der hat si aufs Fischen verstanden wia der Teifi auf'n Seelenfang. Koan Schwanzl net hat'r derwuschen, und ferm dersprungen is er vor lauter Wuat. Eahna weard's aa net besser gehn! Pfüe Gott!"

Die Sache reizte mich. Von München ließ ich mir die besten Schnüre, Spinnangeln und Silberlöffel kommen. Und wählte für den ersten Versuch die feinste Stunde, unmittelbar vor Ausbruch eines Gewitters. Umsonst. Die Hechte bissen nicht. Ohne eine Flosse zu rühren, ließen sie in dem kristallklaren Wasser den blinkenden Löffel auf eine Spanne weit an ihrem Maul vorübergaukeln. Der natürliche Köder, wie kunstvoll ich ihn an der Spinnangel auch befestigte, verlockte die Biester ebensowenig zu einem Biß. Ich erzielte nur den einen Erfolg, daß ich wütend wurde wie der Engländer, ein Dutzend Angeln auf dem Seegrund hängen ließ und vom Gewitter eingeweicht wurde bis auf die Haut.

Ein zweiter Versuch brachte mich nicht weiter. Stockfischen, Wurfangel, Schleppangel, Legschnur — nichts wollte helfen. In dem fischreichen Wasser waren die Hechte mit lebendiger Nahrung so gesegnet, daß sie es nicht nötig hatten, nach einem toten Brokken zu beißen. Der Fischerehrgeiz befiel mich wie ein Fieber. Weil ich alle Schuld an meinem Mißgeschick der Klarheit des Wassers zuschrieb, baute ich mir ein Laubversteck und kroch dann am anderen Morgen auf dem Bauche bis zum Ufer. Umsonst.

In der Nacht, statt an meiner konstantinopolitanischen Novelle zu arbeiten, konstruierte ich mir unter Huraxdax-Begleitung eine ungemein scharfsinnig ausgeklügelte Reißangel mit einem Schwimmer, der die Schnur über Wasser hielt. Jetzt war ich meiner Sache sicher. Am Morgen, als nach der Rehpirsche die Sonne kam, war ich am Lödensee, legte die Büchse fort und begann mit Umsicht und Geduld das neue Manöver. Ein dicker Lümmel von einem Hecht, den ich auf zwanzig Pfunde schätzte, stand, die warme Morgensonne genießend, so dicht an der Oberfläche, daß seine Rückenflosse spielend aus dem Wasser heraustauchte. Es gelang mir auch, den Schwimmer so zu dirigieren, daß ich den Hecht zwischen mich und den Reißhaken bekam. Nun sachte, sachte, immer näher mit dem Schwimmer, der einem harmlosen Häuflein von Blättern und Reisern glich, wie ein Wasserstrudel sie ineinander wickelt. Sachte, sachte — noch drei Sekunden, noch zwei, noch eine — doch eh' ich den siegreichen Riß zu tun vermochte, glitt der Hecht um ein Dutzend Meter langsam davon, blieb wieder stehen und freute sich der Sonne. So machte er's viermal hintereinander. Mich befiel ein englischer Wutparoxysmus. Fluchend packte ich meine Büchse und schoß dem Hecht eine Kugel unter den Bauch. Gleich drehte er die weiße Unterseite nach oben. Ich riß die Kleider vom Leib, watete und schwamm in den See hinein und brachte meine Beute lachend ans Ufer. In meinem Rucksack waren noch neunzehn Patronen. Drei Stunden später lagen sechzehn Hechte im Ufergras, keiner unter zehn Pfund. Weil ich die paar Zentner Fisch nicht schleppen konnte, holte ich vom Forsthaus am Ferchensee ein Wägelchen.

Drei Tage lang nährten sich alle Ruhpoldinger Honoratioren von blaugesottenem, gebratenem, gebackenem und gesulztem Hecht — der Forstmeister, der Pfarrer, der Schullehrer, der Posthalter, die Förster, die Forstwarte und die Jagdgehilfen — nur den Oberförster nahm ich aus. Der mußte von meinem Rehbock her noch Wildpret im Keller haben. Und dem Bauer, dem das Fischwasser gehörte, verging das Schmunzeln: er wurde fuchsteufelswild, kam am Sonntagnachmittag in unser Wirtshäusl, verbot mir das weitere Hechtfischen, soff sich einen fürchterlichen Rausch an und huraxdaxte unter meiner Bettgiraffe die ganze Nacht.

An diese Hechtgroteske schloß sich wenige Tage später eine kleine Komödie, die einige Glanzlichter aus einem französischen Lustspiel aufzusetzen versuchte. Aus diesem Anlaß sang ich damals eine lustige Ehestandsballade, die mit der Strophe begann:

„Es sommerte blühend ein fröhliches Jahr,
Die Sonne war hell und der Himmel klar,
Da trat in mein Leben ein schwarzer Schreck:
Der lange Kaplan von Maria-Eck."

Wahrhaftig, dieses junge, lange Kaplänchen eines in der Nähe von Ruhpolding gelegenen Wallfahrtsortes machte meiner Frau den Hof, sehr ausdauernd und energisch. Wie er predigte, hab' ich nie erfahren. Aber er verstand sich darauf, sehr nett zu schwatzen. Wir hatten ihn bei einer Kaffeegesellschaft in Traunstein kennen gelernt. Und gleich am anderen Nachmittag erschien er in unserem Ruhpoldinger Wirtshäusl, einen Weg seiner Seelsorge vorschützend. Die alte, kranke Bäuerin, der sein Zuspruch galt, schien des himmlischen Trostes sehr bedürftig zu sein — der lange Kaplan erschien in der Folge sechsmal die Woche. Nur an Sonn- und Feiertagen blieb er aus. Da hatte er Dienst in seiner Wallfahrtskirche, die mir unvergeßlich blieb um eines Votivtäfelchens willen, das ich in ihr gesehen habe. Das Bild zeigte vor zuckerhutförmigen Bergen einen reißenden milchweißen Bach, aus dem ein Versunkener die Hände mit gespreizten Fingern herausstreckte. Und drunter stand sehr hübsch geschrieben: „Der Muttergottes und allen Heiligen sei Dank, daß ich in den Sigsdorfer Mühlbach gefallen bin." Also, der lange Kaplan, der diesen kostbaren Glaubensschatz seiner Wallfahrtskirche zu behüten hatte, machte meiner Frau zuliebe fast täglich den weiten Weg von Maria-Eck bis Ruhpolding — nein, wegen der alten, kranken Bäuerin, zu deren trostbedürftiger Seele der Kaplan nicht gelangen konnte, ohne in unserem Wirtshäusl einzukehren. Ich sah ihn gar nicht ungerne. Er war ein sehr netter junger Mensch, unterhaltsam und lustig. Man hätte ihn sogar hübsch nennen müssen, wäre er nicht in seiner Länge manchmal ein bißchen unbehilflich und komisch geworden. Die langen Beine, die er hatte, waren überraschend flink. Wenn ich von einer Nachmittagspirsche — weil mir der Wind oder sonst was nicht paßte — vorzeitig heimkam, entfernte er sich, bevor ich den Zaun erreichen konnte, so hurtig, daß er nimmer zu erschreien war.

Lange merkte ich nichts. Es fiel mir nur plötzlich auf, daß meine Frau, die mir sonst doch jede Freude vergönnte, sehr erbittert gegen meine täglichen Pirschgänge protestierte und mir vorwarf, daß ich Jagd und Berge lieber hätte als mein Kind. Auch sprach sie davon, daß es nicht angenehm wäre, immer auf „fremde Leute" angewiesen zu sein. Das fiele einem schließlich bei aller Geduld auf die Nerven. — Fremde Leute? Es kam doch außer dem langen, netten Kaplänchen nur der Forstmeister Buckl, dem meine Frau sehr gewogen war?

Mir ging ein Licht auf. Aber ich behielt es für mich. Meine Frau, das wußte ich, stand außerhalb dieser Sache. Da konnte ich das Kaplänchen heiter nehmen.

Am folgenden Nachmittag blieb ich bei Frau und Kind im Garten. Der Kaplan erschien, sagte uns aber nur über den Zaun herüber Grüßgott und beeilte sich, zu seiner trostbedürftigen Bäuerin zu kommen. Anderen Tages, mit der Büchse hinter dem Rücken, faßte ich ihn auf dem Wiesenweg ab, schwatzte unverfänglich und fragte, ob er nicht Lust hätte, mich einmal auf einem Pirschgang zu begleiten.

„Aaah, das wäre fein!"

„Gleich heute? Ja?"

Er äußerte über diesen Vorschlag ein ganz unbändiges Vergnügen, und schwatzend wanderten wir über die mit kleinen Wäldchen besetzten und von langen Haselnußhecken durchzogenen Wiesenhügel. Ein paar hundert Schritte von uns, auf einem Apfelbaum, saß eine Wildtaube. Und ich sagte: „Die wäre im Schutz der Hecke fein anzupirschen."

Dem Kaplänchen leuchteten die Augen, ganz ehrlich. „Darf ich?"

„Bitte!" Ich reichte ihm die Büchse. „Können Sie denn schießen?"

„Sehr gut."

„Also! Los!"

Er machte seine Sache gar nicht übel, und erwartungsvoll pirschte ich hinter ihm her. Der Schuß böllerte, die Wildtaube fiel wie ein Stein vom Baum, der Kaplan surrte im Sturmschritt auf seine Beute zu, und von einem nahen Feld, auf dem ein paar Leute bei der Arbeit waren, rief ein junges Mädel herüber: „Bravo, Herr Kaplan, sonst tappen S' a bissl daneben, aber dös haben S' guat gmacht!"

Der glückliche Schütze war selig. In der Linken die Büchse, in der Rechten das nette fette Vögelchen, kam er stolz auf mich zugegangen. „Die lass' ich mir braten! Darf ich sie mitnehmen?"

„Selbstverständlich!" Lachend nahm ich die Büchse. „Aber — bevor Sie schossen, hab' ich ganz zu fragen vergessen: haben Sie denn eine Jagdkarte?"

Sein Gesicht wurde lang. „Jagdkarte?"

„Sie haben doch hoffentlich eine? Nicht?"



Ludwig Ganghofer

Gemälde von Prof. Friedrich August von Kaulbach

„Ich?“ Seine Augen wurden immer größer. „Nnnnein!“

„So, schön! — — Was machen wir denn da?“ — „Machen? Wieso?“

„Aber Herr Kaplan! Wenn Sie keine Jagdkarte haben, so war Ihre Taubenjagd doch ein gesetzwidriger Wildfrevel. Ich halte natürlich den Schnabel. Aber alle Leute in der Nähe haben es gesehen. Die schwatzen. Das wird herumkommen. Und die Schandarmerie erfährt es — schneller, als Ihnen lieb sein wird. Unter zwei, drei Wochen kommen Sie da nicht weg. Ja, Herr Kaplan — Ihre verbotene Taubenjagd kann üble Folgen haben.“

Nun schien er aus meinen Augen was herauszulesen, ließ die Taube ins Gras fallen, sagte erblassend nur noch das einzige Wörtchen: „Jesus —“

„Und sprach's und drehte sich stumm herum
Und zog seinen langen Budel krumm
Und machte zehn Schritte und war schon weit
Und blieb verschwunden seit dieser Zeit.“

Als ich meiner Frau am Abend die Geschichte der erfolgreichen Taubenjagd erzählte, nahm sie mich aufatmend um den Hals und sagte: „Gott sei Dank! Die Jagd hat doch manchmal auch was Gutes!“

Ein paar Tage später verspeisten wir die Taube, die der Kaplan von Maria-Eck für uns geschossen hatte. Sie war ein bißchen zäh, bildete aber doch eine willkommene Abwechslung auf dem schrecklichen Küchenzettel unseres Wirtshäusls. Wir machten, an die gute Wiener Kost gewöhnt, bei jeder Mahlzeit ein Martyrium durch. Und jeder Tag mit heißer Sonne wurde ein Hungertag. Weder die Suppe, noch ein Bissen Fleisch war hinunterzubringen, und am Morgen roch man schon immer, was man am Mittag verschmähen mußte. Meine Frau, der auch die Schlaflosigkeit der schuhtrampelnden Huraxdaxnächte schmerzlich zusetzte, äußerte klagend die unanfechtbare Wahrheit: „Wenn auch die Berge noch so schön sind, das hält man auf die Dauer nicht aus!“ Es war dabei ihr einziger Trost, daß die Hochlandskühe gute Milch gaben und unser Kindl sichtlich gedieh. Immerhin überlegten wir schon die Möglichkeit einer Übersiedlung nach nahrhafteren Gefilden mit größeren Schlummermöglichkeiten. Und dann kam noch ein Nachmittag, der dem halben Entschluß einen entscheidenden Stoß versetzte.

Es war in der ersten Juliwoche. Ein wundervoller Tag, die Hitze ein bißchen drückend, aber der Himmel wie ein riesenhaftes Veilchen. Nicht der leiseste Windhauch. Und der Duft des frischen Heues, das ausgebreitet auf allen Wiesen lag, erfüllte wie etwas Süßberauschendes die Luft. Gegen vier Uhr, als schon überall die Heuwagen zu den Wiesen fuhren, wanderte ich mit der Büchse dem Bergwald zu. Ich kam in einen dichtgeschlossenen Buchenbestand und kletterte im schönen Schatten über das steile Gehäng empor. Gleich fiel mir das wunderlich erregte Leben der Vögel auf, und dann plötzlich schien es wieder, als wäre der Wald völlig ausgestorben. Ich selber spürte eine seltsame Beklommenheit im Blut, so ähnlich, wie man sie bei einer ersten Hochtour in drei-, viertausend Meter Höhe und nach hastigem Anstieg empfindet. Und ich war doch nur auf einem bescheidenen Waldberg! Bevor ich mir die Sache noch recht zu erklären vermochte, fiel innerhalb weniger Sekunden eine graue Dunkelheit über den Wald. Weil mir unter dem geschlossenen Buchendach jener Ausblick nach oben verwehrt war, rannte ich einer kleinen Lichtung zu, die ein Lawinenrutsch durch den Wald gerissen hatte. Und da sah ich mit Schreck und doch mit schauendem Staunen ein Naturbild, so furchtbar wie märchenhaft!

Der ganze Süden und Westen war verhüllt durch eine hastig heranwirbelnde, gewaltige Wolkenwand, in der es, ohne daß ein Donner zu hören war, von Blitzen aufleuchtete. Sie hatte eine strohgelbe Farbe und hing so tief in das Tal hinunter, daß sie alle Hausdächer des Dorfes einwickelte. Jetzt sah ich, daß auf den Wiesen, vor dem Saum der Wolke, die Pferde scheu wurden und die Leute mit fuchtelnden Armen sonderbare Beugbewegungen machten. Die Weibsleute mit den vorfliegenden Röcken sahen aus wie Dreiecke — sahen aus, als hätte ein fürchterlicher Fischer sie alle mit den Rocksäumen an seiner zerrenden Angel hängen. Und nun flatterte von allen Wiesen plötzlich etwas auf wie Tausendschwärme von graugrünen Papageien — das vom Sturm davongepeitschte Heu. Ein paar Sekunden, und alle Wiesen waren abgeräumt. Jetzt fiel der Sturm über den steilen Buchenwald, in dem ich stand, Massen von Heuflocken wehten an mir vorüber, mir ins Gesicht; der gelbgraue Dunst umwirbelte alles, die tanzenden Bäume stöhnten und kreischten, Äste brachen und flogen, die dicken Wassergüsse des Wolkenbruches, vermischt mit Hagel, prasselten durch das Laub herunter, und unter Donnerbrüllen schlugen die Blitze ein, als wäre die ganze Welt verwandelt in eine funkensprühende Elektrisiermaschine von Gottesgröße.

‚Meine Frau, mein Kind!‘ Das war der einzige Gedanke, den ich denken konnte,

während ich wie irrsinnig über den Berghang hinunterraste. Wildbäche und Steinlawinen hinter mir her und an mir vorüber. Die Bäume krachten und fielen, brachen und rollten, als wären sie Streichhölzer, die eine unsichtbare Riesenhand umherschleuderte. Ich weiß nur noch, daß ich immer im Zickzack hin und her und wieder abwärts sauste, nicht geführt von einem bewußten Gedanken, nur getrieben und gestoßen vom Instinkt der Sinne, vom hetzenden Blick und vom unbewußt empfundenen Befehl der Ohren, die blitzschnell jedes Geräusch in meiner Nähe zu deuten verstanden.

Der Wald zu Ende! Gott sei Dank! Und nur ein paar leichte Streifwunden an Wangen, Händen und an den nackten Knien hatte ich abbekommen. Noch ein atemloses Rasen durch die letzten Güsse des Wolkenbruches — und bevor ich unser halb abgedecktes Wirtshäusl gewann, war alles vorbei. Leute rannten zwischen den schwer beschädigten Häusern und zwischen den gebrochenen Obstbäumen der Gärten umher und fluchten, beteten oder weinten. An allen Büschen und Stauden hingen die Fäden des ausgewehten Heues. Und während der Sturm sich legte und von den Berggehängen die Schuttmuhren gegen die Wiesen herunterfuhren, war der südliche Himmel schon wieder klar, und eine goldfunkelnde Sonne blitzte und lachte über alle Verwüstung.

In unserer Wohnstube, in der das Wasser über die Wände und über den Boden rann, hing meine Frau unter einem Weinkrampf an meinen Hals geklammert. Und das kleine Weibi schlief. Man hatte über sein Körbl als Schutzdach einen Tisch gestülpt. Und der gute Forstmeister Budl war da. Gleich beim ersten Anzeichen des Unwetters war er gelaufen gekommen, weil er sich dachte: ‚Die kleine Frau wird sich ängstigen!‘ Sie sagte auch: „Wär' ich allein gewesen, ich wär' gestorben!“ — Der Forstmeister bekam blaue Finger von meinem Dank. Und das war so eine von den Stunden, in denen ich gut von den Menschen denken lernte und um des einen willen einen so festen Glauben bekam, daß ihn hundert Enttäuschungen nicht erschüttern konnten.

In dieser Nacht, als die Stuben und Bettgiraffen wieder leidlich trockengelegt waren, schlief meine Frau wie ein Murmeltierchen. Senkrecht unter uns kein Laut, kein Schuhgetrampel, kein Klapperdeckel und kein Huraxdax. Sogar die Biersäure und die Fliegenleimdüfte waren lieblich gemildert. In dieser sanften Nachtstille sagte ich zu mir: ‚Jetzt hat deine Frau gesehen, wie schrecklich die Berge sein können, jetzt mußt du ihr auch zeigen, wie schön sie sind!‘ Und vom Schönen wählte ich das Allerschönste.

Am Morgen des siebenten Juli — an dem Tag, an dem wir beide Geburtsfest hatten, meine Frau und ich — wurde das kleine Weibi mit seiner Schwäbin der Familie des Forstmeisters Budl in Obhut gegeben, und wir beide, wie ein erneutes Hochzeitspärchen, fuhren unter der milden Frühsonne im Wagen davon, über Inzell und am Mauthäusl vorüber, durch das traumschöne Tal der Schwarzbachwacht in die Ramsau. Wir kamen dabei an der berühmt gewordenen Bauernhütte vorüber, in der vor Jahren ein unverheiratetes Mädel fünf Kinderchen des gleichen Jahrganges in einer geräumigen Wiege liegen hatte: Zwillinge vom Januar und Drillinge vom Dezember. „Heiliger Segen germanischer Fruchtbarkeit!“ Meine Frau war anderer Meinung. Sie sagte: „Um Gottes willen!“

Hinter der Ramsau, in deren von alten Ulmen überschattetem Gasthaus wir Mittagsrast gehalten hatten, überraschte uns auf der Weiterfahrt inmitten des schönen Tages ein Gewitter, das sich trotz ausgiebigen Platzregens doch so liebenswürdig verhielt, daß meine Frau anerkennend erklärte: „Hier ist alles besser.“ Mit der feuchten Sache war auch eine feine, künstlerische Steigerung verknüpft. Wir mußten während der ganzen Fahrt von Ilsank bis zum Königsee unter geschlossenem Lederdach sitzen und sahen von der ganzen Landschaft nur das Regengeplätscher zwischen Wagen und Straßenrain. In der Nähe des Arco-Zinnebergischen Schlößchens Schoren gerieten wir aus der Nässe, die Sonne kam, und als sich auf dem Ländeplatz am Ufer des Königssees der übelduftende Ledervorhang öffnete, hatten wir ein fertiges Bild vor uns, vor dessen grandioser und heiligleuchtender Schönheit wir staunend dastanden. Das Glanzgesicht dieses ersten Abends am Königssee hat sich unverlöschbar in mein Gedächtnis eingeprägt. Ich hab' es zehn Jahre später in ‚Schloß Hubertus‘ geschildert:

„Es dämmerte schon im Tal. Über das zerfließende Gewölk her traf noch ein glühender Sonnengruß die Zinnen der Berge und die Almen; alle Höhen waren so scharf beleuchtet, daß man jede Sennhütte und jeden einzelnen Felsblock deutlich unterscheiden konnte; mit klaren Linien hob sich jeder Baum aus dem schimmernden Hintergrund, und die kahlen Felswände ragten gleich erstarrten Flammen in das tiefe Blau des sich klärenden Himmels. Und siehst du über dem langgestreckten Lärchenwald den blitzenden Streif? Das muß ein Wasserfall sein.

Sieht es nicht aus, als hätten die Felsen sich gespalten wie im Märchen, um für einen Augenblick die funkelnde Schatzkammer der Zwerge vor einem erstaunten Menschenkind zu öffnen? Und weiter oben, jener seltsam geformte Felsklotz? Gleicht er nicht einem goldgekrönten Riesenhaupt, das sich aus den Tiefen der Erde hervorhebt? Ich sag's immer: wer verstehen will, wie die Märchen wachsen, muß in die Berge gehen!"

Und unter diesem Schimmerbild der Höhe träumte die duftende Schattenstille des Tales. Gleich einem riesenhaften Riegel sperrte die steile Grauwand des Falkensteines sich vor, den Weitsee verhüllend und von ihm einen kreisförmigen Weiher abschneidend gleich einem bescheidenen Vorgemach vor dem großen Prunksaal. Glatt und mit blaßgrünem Schimmer, die Felswand und den steigenden Waldhang spiegelnd, lag die durchsichtige Flut über seichtem und sandigem Grunde und färbte sich immer stärker zu metallenem Blaugrün, je weiter sie sich hinauszog gegen den tieferen See. Ein Völklein Wildenten kam gegen ein sachtschwankendes Schilfbeet herangeflogen, und ein letztes heimkehrendes Boot, in dem der hemdärmelige Fischer stehend das Ruder führte, schwamm von der Falkenwand zum stillgewordenen Ufer des Ländeplatzes. Alle Wagen waren schon davongefahren, alle Reisenden schon verschwunden. Ein friedliches, dem Blut und der Seele wohltuendes Abendschweigen. Das kleine, freundliche, von wilden Reben eingewachsene Schiffmeisterhaus, die zwei Gasthöfe mit den hübschen Veranden und die vielen, alten, graugewordenen Schiffhütten — sonst kein Gebäude. Kleine Fische sprangen über das Wasser, und die Mücken tanzten. Ein paar muntere Kinderstimmen und dazu die freundlichen Grüße der Schiffer und Schifferinnen, die ihre Boote in den Hütten geborgen hatten und davonwanderten.

Nun waren wir allein am Ufer, und weil ich die schauende Andacht in den Augen meiner Frau gewahrte, war ich glücklich, ohne zu ahnen, daß ich auf der Stelle, auf der ich stand, den fruchtbaren Boden meiner Lebensarbeit gefunden hatte.

In einem kleinen Ruderboote fuhren wir früh am Morgen hinaus in den Weitsee, bevor der erste Tagesschein die höchsten Bergspitzen noch rosig anhauchte. Den Zauber dieser Frühstunde hab' ich späterhin festgehalten in der ‚Martinsklause'.

Im leisrauschenden Nachen glitten wir um die Steilkante der Falkenwand herum. Jetzt lag der Weitsee offen vor uns, und die schwindende Dämmerung entschleierte ein Bild von überwältigender Schönheit. „In sachten Wellen schwankend, durchsichtig grün wie ein Smaragd, eine geheimnisvolle Flut, die mit jedem Wellenschlag das Lied der eigenen Schönheit sang, so dehnte der See sich in stundenweite Ferne. Die Ufer schienen keinen Pfad zu dulden. Als hätte die Natur diese herrlichste ihrer Stätten geheiligt vor dem Fuß der Menschen, so stiegen die im Rund geschlossenen Berge steil aus der Flut und wuchsen zum Himmel. Dunkle Fichtenwälder und Laubgehölze bekleideten die Gehänge, wie Festgewänder die Fürsten schmücken, wenn sie den Thron umstehen. Immer herrlicher traten alle Formen und Farben aus dem Duft des Morgens hervor, neue Schönheit wuchs hinter jedem weichenden Schatten, und die Gießbäche schimmerten, als gössen geheimnisvolle Hände flüssiges Silber über die Wände. Ein hoher Felsgrat und der weiße Schnee der höchsten Kuppen begann schon zu leuchten im ersten Glanz des nahenden Tages. Rot säumten sich die Wolken, die hoch durch die Lüfte schwebten wie geflügelte Boten. Und eine leuchtende Strahlengarbe loderte von Osten über die Höhen her, als hätte der Himmel sich aufgetan und eine Stimme riefe: Preise die Größe meiner Allmacht und genieße, was ich schuf zur Freude der Menschen!"

Wir saßen schweigend im Boot und träumten in den wundersamen Morgen hinein, die Hände ineinandergeklammert. Dann sagte meine Frau: „Da bleiben wir! Meinst du, es wird möglich sein?"

„Es muß."

Eine Stunde später war's abgemacht. Der Schiffmeister räumte für uns in seinem Haus die drei Stuben des Oberstockes, zu dem ein schmales Holztrepplein außen an der Hausmauer hinaufkletterte. Gegen den See hinaus lag die unter wildem Wein versteckte Holzaltane.

Die Heimfahrt nach Ruhpolding wurde für uns zu einer siebenstündigen Seligkeit. Für mich bitterte in der herrlichen Sache freilich ein kleiner Wermutstropfen. Mit der Jagd war es aus! In einem königlichen Leibgehege darf ein armer Sterblicher wie ich die Jägernase nicht über den Zaun strecken. Aber es waren doch die Berge da. Diese Berge! Und solch ein Wasser! Mit Hechten, Lachsforellen und Saiblingen! Und im Herbst konnte ich eine weidmännische Spritztour nach Partenkirchen machen.

Spät am Abend, bei der Heimkehr nach Ruhpolding, riß ich das kleine Weibi aus

den Kissen heraus und tanzte mit ihm in der Stube herum — wieder unter Huraxdax-begleitung. Die da drunten saßen, senkrecht unter den zwei Bettgiraffen, waren bis um die fünfte Morgenstunde sehr vergnügt und dachten nimmer des verflogenen Heus und ihrer beschädigten Häuser. Es ist ein heiliges Lebenswunder, wie schnell der Mensch die unangenehmsten Dinge vergessen kann, wenn er ein bißchen nachhilft, sei es mit Alkohol oder einer philosophischen Erwägung. Aber immerhin ist es denkbar, daß ich, ein Dutzend Jahre vor dem deutschen Naturalismus, naturalistisch angekränkelt worden wäre, wenn ich beim Ruhpoldinger Huraxdax drei Monate länger ausgedauert hätte. Aber ich wollte in der Leber keine Würmer bekommen und verzog mich, getreu nach der Lehre des Laubauer Försters, von der Schattenlage auf die Sonnenseite.

Am 13. Juli — und darum ist mir seit damals die Dreizehn eine Glückszahl geblieben — sagte meine schlummerlose Frau drei Stunden nach Mitternacht auf dem Rücken der hohen Giraffe und mit den gekreuzten Händen über der Brust — wie eine heilige Cäcilie, die ihre Fingerspitzen für eine Minute der Orgel entzog: „Eine namenlose Seligkeit ist in mir, wenn ich denke, daß ich dieses Schauergetrampel heut am Abend nicht mehr hören werde!"

„Na, siehst du, Goscherl" — so pflegte ich sie mit einem aus dem Wiener Dialekt übernommenen Kosewort zu nennen, das so viel wie „Schnäbelchen" bedeutet — „siehst du, im Leben wendet sich doch immer alles zum Besseren."

„Das da drunten nicht. Das wird immer schrecklicher."

Als wir am Morgen in der Sonne davonfuhren, weinte die gute Ruhpoldinger Wirtin sehr heftig, einesteils, weil sie ihre einzigen vier Pensionäre verlor, anderenteils, weil sie vermutlich keine Freundin von halben Dingen war und sich darüber kränkte, daß sie uns mit ihren bergbayrischen Küchengiften nicht völlig hatte ermurxen können. Einen schweren Magenkatarrh nahm ich ohnehin mit auf die Reise nach der Sonnenseite der Bergnatur und sang dem Forstmeister Buckl, der uns bis Inzell begleitete, ein nationalökonomisches Klagelied über diese unverdauliche Bergwirtshäusermode. „Warum muß denn das sein?"

Er lachte. „Damit die Oberbayern nicht zu übermütig werden. Hätten sie noch was Gutes zu beißen, so wär's gar nimmer mit ihnen auszuhalten."

„Aber am Königssee und in der Ramsau ißt man doch sehr gut."

„Die profitieren von der Grenze. Die Wiener Kost schlägt durch, bis über Innsbruck und Salzburg hinaus."

Beim Abschied von diesem seelenkundigen Manne hatte meine Frau feuchte Augen, und auch mir war trüb um das Herz. Wir wußten, daß er um eines schweren Leidens willen einem nahen Tod entgegenging. Er selber wußte das auch. Gesprochen hat er nie davon. Und ich sah ihn nur lachen, hörte ihn nur heitere Worte sagen. Die Lachenden sind immer die Starken, die Schwächlinge haben Hängemäuler und finden das Gesunde und Fröhliche langweilig — weil sie nicht mitmachen können. Und ist es nicht von aller gesunden Kraft die herrlichste, auch als ein Krankgewordener und Sterbender sagen zu können: „Ich lebe noch!" Das Leiden verschwindet, wenn man es bei den wesentlichen Ziffern des Lebens nicht mitzählt. Und dann erscheint es auch nicht nötig, daß unsere Erde unter allen denkbaren Welten in Wahrheit die beste ist — es genügt, aus unserem Leben auf ihrer buckligen Kruste das zu formen, was sich mit Willenskraft und lachender Geduld aus ihm machen läßt. Jeder Lebende im besten Sinne des Wortes muß also ein bißchen Michelangelo sein wollen, um aus einem Marmorblocke, den ein Törichter verdarb, noch einen herrlichen Moses herauszuhauen.

Während der ganzen langen Wagenreise hielt ich das kleine Weibi auf meinem Schoß. Die Zärtlichkeit für mein Kind klang mir zusammen mit den Gedanken, die der Abschied von diesem heiter dem Tod entgegenschreitenden Manne in mir geweckt hatte; ich dachte an das Wort meiner Mutter von den Vaterpflichten und gelobte mir im Herzen: aus meinen Kindern — dieser liebe Plural würde sich ja wohl noch einstellen — aus meinen Kindern Menschen zu machen, die gut und stark sein sollten, daseinsgläubig und fröhlich. — Seit jenem Sonnenmorgen sind vierunddreißig Jahre vergangen. In manchen Dingen versagte mir die Kraft. Mein Gelöbnis von damals hab' ich gehalten. Und kein Lob gilt mir so wertvoll und heilig, als wenn ich einen zu mir sagen höre: „Deine besten Werke sind deine Kinder." — Dichter? Ein leuchtender Besitz, bei dem man sich mit dem Oxhoft oder Schoppen begnügen muß, den man zugeteilt erhielt. Und Künstler? Ein ewig winkendes Ziel, nach dem der eiserne Fleiß zwei Schritte macht, das goldene Talent in der gleichen Spanne Zeit nur einen. Aber von allem Ehrgeiz der tiefste ist mir immer dieses Wort geblieben: Lebensbildner. Drum ging auch immer meine Willensreise dort hin,

wo mir der Glaube ans Leben am verläßlichsten gelang. Ich bin dem Schmerze, den Lebenslasten und der Gefahr des Niederstürzens niemals ausgewichen — doch wenn ich zu erliegen drohte und ins Gleiten kam, hab' ich immer mit aller Hast der Muskeln nach einem dauerhaften Halt gegriffen. —

Unsere Familienflucht an den Königssee blieb schön und wetterlos. Früh am Nachmittage kamen wir an. Unsere Wohnungstüre war bekränzt, Almrosensträuße standen in allen Zimmern: in dem sonnigen Stübchen des kleinen Weibi, in unserer großen, vierfenstrigen Wohn- und Schlafstube, die an Stelle der Giraffen unseligen Angedenkens mollige Matratzengäulchen hatte, und in meiner winzigen Arbeitskammer, deren einziges Fenster gegen die Seefläche und den Falkenstein hinausguckte. Und auf meinem Tische lag ein großes Schreiben behördlichen Formats. Ich erschrak ein bißchen, weil ich ahnungsvoll an irgendeinen nach meinen Barbeständen neugierigen Rechtsanwalt oder Gerichtsvollzieher dachte. Meine erste Lebensbetätigung am Königssee bestand darin, dieses verdächtige Schreiben uneröffnet und möglichst rasch vor den Augen meiner Frau verschwinden zu lassen und unfindbar zu verstecken.

Wir packten aus und räumten ein, unter den Händen meiner Frau wurden die drei Stuben flink ein rasend gemütlicher Aufenthalt, und nach dem Nachtmahl setzte ich mich sofort an die Arbeit, weil meine Frau der unanfechtbaren Meinung war: „Wenn du gleich am ersten Abend anfängst, wird es dir morgen leichter." Faul war ich nie, aber zum rechten, rastlosen und ausdauernden Fleiß hat meine Frau mich erzogen. Doch mein liebes, lebenskluges und ungemein pädagogisch veranlagtes „Goscherl", das tapfer mit allen harten Sorgenstunden unserer jungen Ehe fertig wurde, hatte in sich selbst ein unüberwindbares, jeder Pädagogik widerstrebendes Wesensmoment: die weibliche Schreckhaftigkeit vor unerklärbaren Geräuschen und vor kleinen Huschelgespenstern.

Um Mitternacht ein gellender Schrei. Ich stürze in die Stube hinaus und sehe bei mattem Mondlicht mein Goscherl silberweiß im Bette stehen, mit Bewegungen, als möcht' es lieber zur Stubendecke hinauf, als auf den Fußboden herunter. Dazu die beklommene Meldung: „Hier ist jemand." Ich machte Licht und sah an der weißen Tüllgardine eines Fensters eine winzige Spitzmaus hängen. Als kundiger Jäger haschte ich sie, wie man eine Fliege fängt, und sagte: „Na also, etwas gibt es am Königssee doch zu jagen!" Durchs Fenster wurde die Beute in den See hinausspediert, in dessen Röhricht die Wildenten zu schnattern begannen, als würden auch sie durch eine Maus nervös irritiert. Meine Frau beruhigte sich, dachte aber ans Ruhpoldinger Huraxdax zurück und klagte: „Mir scheint, ich habe den Abend vor der Nacht gelobt."

Neugestärkt durch den weidmännischen Erfolg kehrte ich zu meiner Arbeit zurück. Und erst ums Morgengrau, vor dem Schlafengehen, fiel mir das verdächtige Amtsschreiben wieder ein. Ich mußte sehr lange suchen, bis ich es fand. So gut war es versteckt. Und als ich es öffnete, gab's eine Überraschung, die mich zuerst sprachlos und dann schreien machte, als wäre jetzt mir eine Maus über die Seele gelaufen, aber eine wundervolle, schneeblanke Märchenmaus!

„Ihr Einwohner seliger Gefilde! Jetzt konkurrier' ich mit euch!"

Das Schreiben, das ich in meinen freudezitternden Händen hielt? Es kam von keinem neugierigen Rechtsanwalte, kam von keinem dunklen Gerichtsvollzieher und war ein leuchtendes Schulbeispiel von der Torheit und den Irrtümern des menschlichen Mißtrauens. Dieses kostbare Schreiben kam von Linderhof, war eine dreijährige Jagderlaubnis für die Leibgehege Ramsau, Berchtesgaden und Königssee und trug die großzügige, träumerisch umschnörkelte Unterschrift des Königs.

⌘ ⌘ ⌘

Bis zur Mittagsstunde waren die Antrittsbesuche bei Forstmeister und Oberförster gemacht. Ich bekam als Führer einen Jagdgehilfen, den „Meister Köppel," und am Nachmittage ging es mit ihm für eine halbe Woche hinauf, in der Richtung gegen den Watzmann zu.

Berge! Die schönsten meiner Heimat! Und immer dieses wundervolle, smaragdene Seeauge in der Tiefe! Und sah man über das weite, lieblich gehügelte Tal hinaus, so blitzten wie Flimmersplitterchen die Fenster von Berchtesgaden, das mit seinen Gassenzügen, mit dem qualmenden Sudhaus, mit Stift und Türmen wie ein kostbares Schmuckstück angeheftet war an der Brust des Untersberges.

Und als wir hinaufkamen zum Herrenroint, auf dem die Jagdhütte stand, tauchte hinter den Wäldern und Almen der Watzmann empor, der große und der kleine, mit den Felszacken der Watzmannkinder dazwischen — die beiden Bergriesen mit ihrem östlichen und westlichen Saum so gegeneinander geneigt, als wären sie vor Alterszeiten einmal ein einziger Berg gewesen,

eine schlanke Pyramide, um tausend Meter noch höher als jetzt die zerbrochenen Reste waren, diese zahnförmigen Stümpfe. Und welch ein Tag der Größe und des Grauens muß das gewesen sein, an dem die gigantische Pyramidenspitze niederbrach! Ob damals schon Menschen im Talkessel von Berchtesgaden lebten? Ich hörte sie schreien, sah sie rennen in Todesangst und vernahm das Sausen und Dröhnen des fallenden Gesteins — —

Und spät am Abend, als wir von der Watzmannscharte heimkehrten zur Jagdhütte, hörte ich fern in der Dämmerung eine gellende Mädchenstimme rufen. Immer schrie sie die zwei gleichen wunderlichen Silben: „Dschaaapei, — Dschaaapei —“ Das Wort bedeutet so viel wie „Dummerchen“.

„Was ist das?“

„Wird halt d' Sennerin wieder a verloffens Lampl suchen!“ erklärte Meister Köppel. „Söllene Weibsbildln haben allweil a kloane Schwäch für a junges Viecherl. I muaß mer oft denken: dös kunnt ebba d' Muatterschual sein!“

Seit diesem Worte war mir der rotbackige Meister Köppel sehr lieb.

Der letzte Tag auf dem Herrenroint bescherte mir zwei Gemsböcke. Ich tat's in meinem Stolz nicht anders: die mußte ich selber nach Königssee hinuntertragen, alle beide. Wie die Würde, so die Bürde! Auf dem letzten Steilhang wurden mir die 48 Kilo Gams so sauer, daß ich die Zähne fest übereinanderbeißen und den Bergstock verläßlich einsetzen mußte. Meister Köppel wollte mir die Hälfte der Last abnehmen. Ich litt es nicht, und der Jäger sagte: „Sö san a verruckts Luader. Aber is's schon wahr: bal si a richtiger Mensch ebbes fürnimmt, muaß'r durchi durch d' Mauer.“ Ich schwitzte, daß mir's über die Kniekehlen tröpfelte; aber es war mir doch ein wohliges Gefühl, für einen „richtigen Menschen“ genommen zu werden.

Als meine Frau mich so daherfließen sah wie ein menschgewordenes Schweißbächlein, schlug sie die Hände über dem Kopf zusammen und sagte so was Ähnliches wie Meister Köppel: „Goscherl, was bist du für ein Narr!“ Mag sein, daß sie recht hatte, wie stets. Aber können sich die Immerklugen so freuen wie jene, die ihr Leben lang ein bisselchen Narr und Kindskopf bleiben? Und ist Freude nicht die Muttermilch aller menschlichen Gläubigkeit? Als die beiden Gemsböcke vor dem Schiffmeisterhaus auf der Erde lagen, war ich so krummgebogen, daß ich eine halbe Stunde brauchte, um wieder grad zu werden. Doch der Stolz darüber, daß ich meinen Willen durchgesetzt hatte, wäre mir nicht feil gewesen um tausend Mark — in einer Zeit, in der ich hundert sehr nötig hätte brauchen können.

Seit dem Frühjahr war das „viele Heu“ in meiner Brieftasche fast so völlig verschwunden wie die Wiesenernte am Ruhpoldinger Sturmtage. Ich reiste also wieder nach München und dachte während der Hinfahrt sehr beklommen an das Sprichwort:

„Hast du wo auf Pump genommen,
Sollst du lange nicht mehr kommen!“

Sprichwörter sind Wahrheiten. Ich erfuhr's in München. Zum Unglück war auch mein Vater noch auf einer Dienstreise — wie damals, als ich den ‚Herrgottschnitzer‘ verkaufen mußte. Und der Mutter — die ein bißchen verdrießlicher Laune war, weil ihr die neuen siebzehn Zähne „nit ordentlich sitze“ wollten — konnte ich das Herz nicht schwer machen. Ich verkaufte also das letzte Schnipfelchen geistigen Eigentums, das ich am ‚Prozeßhansl‘ noch besaß. Der Handel ergab nur so viel, daß ich bis zum Herbst ein mageres Taschengeld hatte. Pension und Wohnung mußte ich auf Kreide nehmen, bis die konstantinopolitanische Novelle untergebracht wäre und noch was anderes fertig würde. Was? Ich saß an diesem Nachmittag ein bißchen katzenjämmerlich in meinem alten Münchner Studentenstübchen, auf dessen Ofen das Modell eines Dreimasters stand, das mein Bruder, der Seemann, aus Hamburg geschickt hatte. Während ich nach einem Stoff grübelte, sah ich immer dieses feine, zierliche Schiffchen an, und aus dem Glassturz, mit dem die Mutter das Werk ihres jüngeren Sohnes vor dem Verstauben geschützt hatte, schimmerte was heraus wie eine Idee. Ein Seeroman! Über das Weltmeer kommen viele Schätze. Warum sollte nicht auch ein Bröselchen Honorar über den Atlantischen Ozean zu mir herüberschwimmen? Also: ein Dreimaster! Der aus einem deutschen Hafen ausfährt. Aus welchem? Das mußte ich mir erst aus einem Handatlas herauskritzeln. Und da ist nun ein nicht mehr junger, aber sonst ganz lustiger Kapitän, ein vergnügter Seebär, den man nicht reizen durfte. Der bringt eine feine, junge Frau an Bord, frisch von der Hochzeitstafel weg, um mit ihr auf dem eigenen Schiff seine Honigreise nach Brasilien zu machen. Und dann ist da ein junger Steuermann, ein Friese. Hat eine Brust, als wär's ein Panzer, hat Fäuste wie Hämmer, ist ein wortkarger Mensch und wird auf der Reise von Tag zu Tag noch immer stiller. — Eine innere Stimme warnte mich: „Hoho: Tristan und Isolde!“ Ich antwortete: „Wieso?

König Marke ist doch hier dabei. Ein wesentlicher Unterschied!" — Und im brasilianischen Hafen schleppt ein bezechter Matrose das gelbe Fieber an Bord. Während der Heimreise springt die Krankheit von einer Hängematte zur anderen. Fast Abend um Abend gleitet ein beschwertes Brett über Bord. Es bleiben nur zwei verschont: die junge Witwe und der stille Friese. Und nun wollen es die beiden wagen, den Dreimaster und seine kostbare Ladung heimzubringen in den deutschen Hafen —

Im Augenblick dieses waghalsigen Entschlusses schob die Köchin meiner Mutter — die Nachfolgerin der berühmt gewordenen Mathilde — den schwarzen Struwelkopf zur Türe herein: „Herr Doktor, a Bsuch ist da!"

„Für mich?"

„Zwei Herre, ja!"

Ich grübelte. Wenn zwei Herren kommen, hat man doch irgendwo einen Radau gehabt? Aber mein Gewissen war rein. Neugierig guckte ich die beiden Visitenkarten an. Adolf Kröner? Das war der große Stuttgarter Buchhändler? Und von Hornstein? Der feine, geistvolle Liederkomponist? Den ich seit Jahren verehrte, ohne daß ich ihn jemals persönlich hatte kennen lernen! Nein — um mich zu fordern, kamen die beiden nicht.

Ich trat in den grünen Salon meiner Mutter, der für uns Kinder in Welden das immer verschlossene, aber blutferne Blaubartzimmer gewesen war. Und da standen die beiden nebeneinander wie David und Goliath: der zierliche Herr von Hornstein und der mächtig gewachsene breitschultrige Kröner — und ich fand in dieser vorschußreifen Sorgenstunde wieder einen Laubauer Auerhahn. Es war doch ein nicht minder unwahrscheinlicher Zufall: daß diese beiden gerade an diesem einzigen Nachmittag kommen mußten, an dem ich in München war. Einen Tag früher oder später — und wer weiß, wie mein fernerer Lebensweg sich gebogen hätte.

Adolf Kröner hatte den Keilschen Verlag mit der ‚Gartenlaube' übernommen, Hermann von Schmid, der Dichter der ‚Klosterbäuerin' und der ‚Zwiderwurzen', war gestorben, und nun suchte Adolf Kröner eine „oberbayrische Zither" zur Nachfolge. Von Hornstein hatte ihn auf mich aufmerksam gemacht, hatte ihn gleich von der Straße weg zu mir geführt.

Wir schwatzten, und dann streckte Kröner mir die Hand hin und sagte in seinem behaglichen Schwabendialekt: „Sie gfalle mer. I mein', wir probiere's mitenander. Und brauche Se was, so könne Se jederzeit komme. Was Dichternöte heißt, dees hab i no alleweil verstande." Er lachte herzlich.

Aufatmend schlug ich ein in diese feste Hand, war ein glückliches Menschenkind, war auf den mir vertrauten Boden meiner Heimat gestellt und sah mich dem zweifelhaften Los entrissen, ein Sänger des Meeres zu werden, das ich so wenig kannte wie Konstantinopel.

Bei der Flurtüre, als Herr von Hornstein schon draußen auf der Treppe war, blieb Kröner zurück und sagte halblaut: „Wenn Se was nötig hawe — unscheniert!"

Ich biß die Zähne übereinander und schüttelte den Kopf wie damals, als mir Köppel den zweiten Gemsbock hatte abnehmen wollen. „Zuerst die Arbeit, Herr Kröner!"

Die begann auch gleich. Und als ich anderen Tages heimkam nach Königssee, hatte ich meine Hochlandsgeschichte im Kopfe fertig: ‚Dschapei — die Leidenschronik eines jungen Schafes.'

Tage und Nächte rastloser Arbeit, nur manchmal unterbrochen durch einen flinken Bergsprung, um aufzuatmen und um zu sammeln, was ich an landschaftlichen Bildern nötig hatte. Und während ich am ‚Dschapei' bosselte, noch mit unsicherem Tasten, begann schon der Stoff des ‚Edelweißkönigs' zu wachsen. Den hatte ich einem Edelweiß von seltener Schönheit und Größe zu verdanken, einem Stern mit dreißig Strahlen, den ich bei der Nachsuche nach einem angeschweißten Gemsbock in der Sigerethwand gefunden hatte — nicht weit von der Stelle, an der ich im folgenden Sommer einen Purzelbaum in die Tiefe machte.

Mitte August kamen der Vater und die Mutter. Vom Vater hatten wir wenig. Der war immer auf Dienstwegen, und war er einen Abend daheim, so waren auch die Forstleute da, und es wurde von Holzschlägen und Waldkulturen gesprochen. Da mußte die Mutter manchmal sagen: „Jetzt höret amal auf mit eurem Berufssimple! E Stündle im Tag muß er Mensch sein, der Mensch!" Dann wurde es lustig an der Wirtstafel.

Körperlich war sie schon so schwach, daß sie weite Partien nicht unternehmen konnte. Auch war sie vom kleinen Weibi nicht wegzubringen, das schon ein bißchen zu pappeln begann. Aber je kleiner die Welt war, in der die Mutter sich umtat, um so tiefer guckte sie hinein und um so größer erschien sie ihr. Der Watzmann oder ein Schimmersteinchen im See, eine dreihundertjährige Fichte oder ein Blümchen am Weg — für die Mutter war's immer das gleiche unerforschliche Schöpfungswunder. „Ach, wie schön!" Das sagte sie hundertmal des Tages. Oder: „Ach, wie groß ist Gott!" Gab's eine reine Fern-

sicht oder eine in Farben leuchtende Luftstimmung, da sagte sie: „Jetzt haltet die Schnäbel e bissele! So was will angschaut werde!" Und da konnte sie schweigend sitzen, mit den zitternden Händen im Schoß, in den Augen die Tränen ihrer schauenden Freude, auf den Lippen ein stummes Gebet. Nach solchen Stunden nahm sie gerne meinen Arm, preßte ihn an ihre Brust und sagte: „Bub! Dank's deim Herrgott, daß du so was gnieße kannst!"

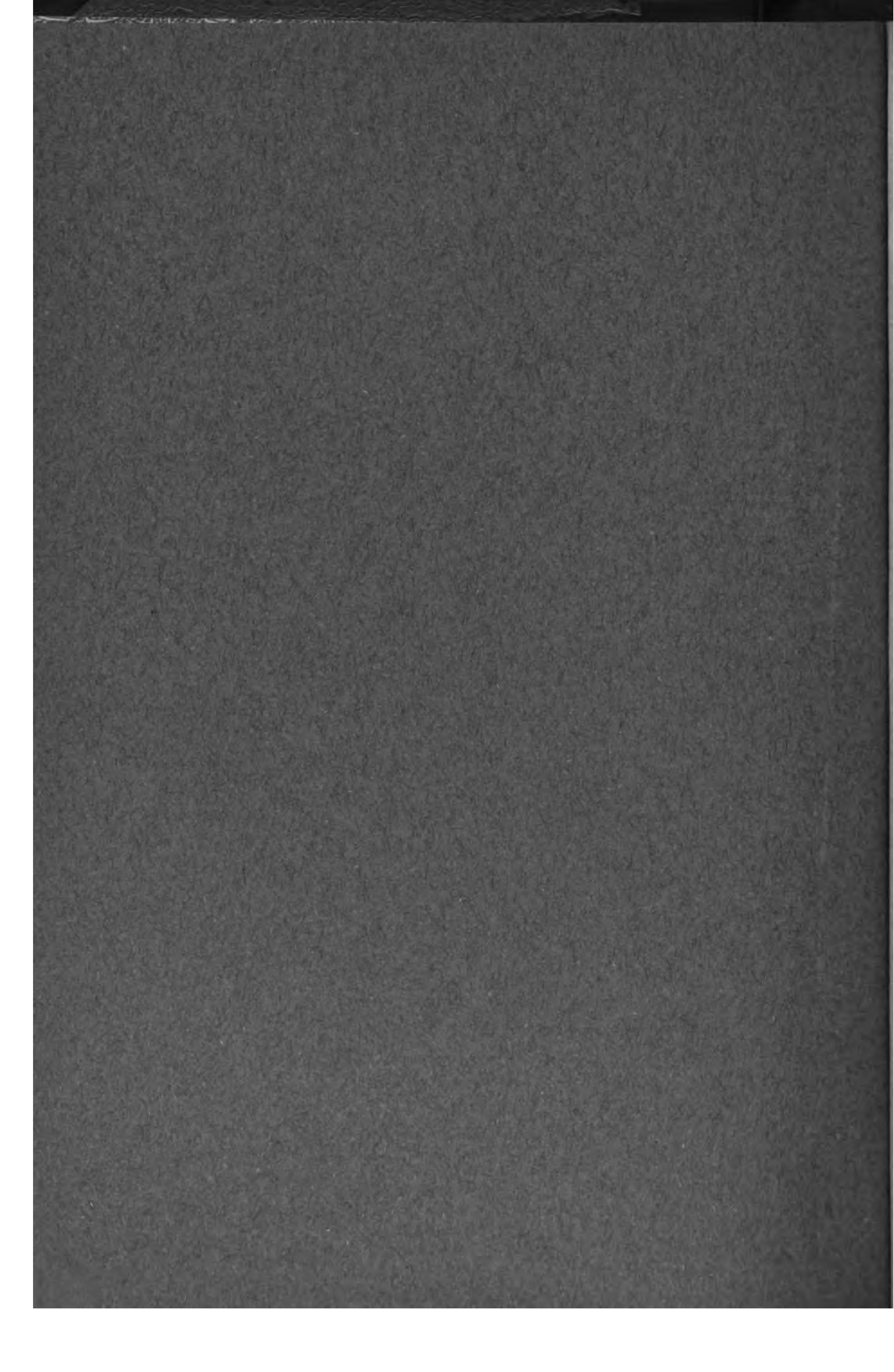
Vor aller Schönheit verträumt und ernst, war sie heiter vor jedem Menschengesicht. Die Schiffer und Schifferinnen wären für die muntere, leutselige Frau, die einen endlosen Geduldsfaden für ihre Sorgen und Freuden hatte, durch Wasser und Feuer gegangen. Und kamen am Abend die Forstleute, so hieß es immer gleich: „Heut muß d' Frau Ministrialrat wieder a bissl was verzählen." Das tat sie gern, und dann saßen wir zu Zwölfen und Zwanzig im Kreis um sie herum und lauschten und lachten. Während sie mit ihren starren, von Nervenknoten überbuckelten Händen rastlos für das kleine Weibi strickte und häkelte, zog sie unermüdlich die Bajazzoschnüre ihrer übermütigen Laune. Und kam sie mit einer drolligen Geschichte zur witzigen Pointe, so liebte sie's, zum Punktum lachend für einen flinken und dezenten Augenblick die Zunge herauszustrecken, auf der ihre siebzehn neuen Zähne lagen. Das schlechtsitzende Gebiß wurde ihr zu einem immer wirksamen Requisit ihres Humors, wie berühmte Bühnenkünstler von Anno dazumal in meisterhafter Technik mit der Schnupftabaksdose oder mit der Fliegenklappe spielten. Man konnte sich bucklig lachen, wenn sie die Fabel vom Lämmchen und vom Wolf erzählte und das Lämmlein mit sanftem Schnuffelschnütchen, den Wolf mit gefletschten, sich langsam nach vorne bewegenden Zähnen reden ließ und dann die Fabel zu erfreulichem Ende führte, weil der Wolf sein Gebiß verlor und das Lämmchen nicht mehr fressen konnte.

Viele von jenen, die damals mit uns lachten, sind aus dem Leben hinausgewandert. Ein paar sind noch übrig. Und treffe ich manchmal mit ihnen zusammen, heute, nach dreißig Jahren, so heißt es immer gleich: „Wissen S' es noch, Herr Dokter, wie d' Frau Mutter selbigsmal die Geschicht von der Mathilde verzählt hat? Heut noch muß ich lachen, wenn ich dran denk!" Und damals, als die Mutter so heiter und übermütig war und uns alle fröhlich machte, da war sie schon unrettbar dem Tode verfallen, dessen Nähe wir nicht ahnten. Und als er kam, vier Jahre später, hatte er das gleiche heitere Gesicht, wie die Mutter selbst, und wurde für uns zu einem fröhlichen Prediger wider die törichte Menschenfurcht vor den letzten Dingen des Lebens.

Einer, der selten kam, weil er einen weiten Weg hatte, war der Forstmeister Hornberger aus Berchtesgaden, ein gutmütiger, etwas stiller Mann, der jede Sicherheit verlor und nervöse Darmzustände bekam, so oft ihm ein hoher Vorgesetzter in die Nähe geriet. War aber kein Gottsöberster zu wittern, der ihm in die Akten hätte gucken können, so war er die menschgewordene Gefälligkeit, einer vom alten Schlag, der von der Pike auf gedient hatte und ohne viel Schulweisheit sanft und unschädlich seinen Dienst versah, um sich bei der geringsten Schwierigkeit in einen hilflosen Konfusionsrat zu verwandeln. Sein Gegenpol — der immer Anwesende — war der Schiffmeister Moderegger, ein Vierziger, der eine hübsche, freundliche Frau und bildschöne Kinder hatte. Die sahen in ihren kurzen Lederhöschen und in den farbigen Röckelchen aus, als hätte man sie aus einem Defreggerbild herausgeschnitten und lebendig auf die Königsseer Schiffslände hingestellt. Je mehr sie tollten und Streiche machten, um so zärtlicher guckte der Vater sie an. Bei dem jährlich wachsenden Fremdenverkehr hätte der Schiffmeister, der das Bootsmonopol auf dem Königssee besaß, ein schwer reicher Mann werden können. Aber bei seiner lächelnden Gutmütigkeit glitt ihm mehr zwischen den Fingern durch, als er festzuhalten wußte. Seine geschäftliche Rechnungsführung bestand darin, daß er Abend für Abend das viele Geld aus seinen Hosen- und Rocktaschen in die Kommodeschublade leerte; und was bezahlt werden mußte, nahm man da heraus. Er selbst war sehr genügsam, nüchtern, ein einfacher und zufriedener Mensch, der einen Spaß verstand und lieber lachte, als die Stirne in Falten zog. Nichts brachte ihn aus seiner behaglichen Ruhe. Eines Abends, als es zwischen den Schifferknechten um einen Pfifferling eine so fürchterliche Rauferei absetzte, daß ich erschrocken gesprungen kam, um abzuwehren, faßte mich der Schiffmeister am Arm und sagte ruhig: „Lassen S' ihnen doch ihr bissl Vergnügen! Wann s' gnug haben, hören s' scho wieder auf." Er kannte seine Leute. Ein paar Minuten später saß die ganze Kämpferbande mit den blutigen Schädeln schon wieder vergnügt beim Maßkrug. Und der Schiffmeister sagte zu ihnen: „Wia! Tuats enk 's Bluat a bissl abwaschen! Unsauberkeiten mag i net. A richtiger Schiffer muaß allweil proper ausschaugn." Dabei die barm-



Der heilige Franziskus
Originalholzschnitt von Prof. Walther Klemm



herzigste Seele. Wer mit einer Sorge zu ihm kam, fand freundliche Hilfe. Ich selber hab's erfahren. Als ich den zweiten Monat heimlich in der Kreide stand und eines Morgens die Sache beklommen mit ihm bereden wollte, sagte er lächelnd: „'s Dichten muaß hungri und dürsti machen. Lassen S' Eahna nix abgehn! Die ganze Nacht hör i Eahna allweil am Schreibtisch umanandraspeln. A Fleißiger hat Kredit. Sö zahlen scho amal!" Er blieb um so nachsichtiger, je höher meine Rechnung wuchs. Und für die tausend Kahnfahrten dreier Jahre hat er mir nie einen Pfennig angekreidet. Nur um einer Sache willen wurde er ärgerlich über mich. Ich hatte eine winzige Nußschale von Ruderboot in ein Segelschiff verwandelt und zwanzig Quadratmeter Leinwand hinaufkonstruiert. Das Ding sah aus wie ein Drachenflügel mit einem Mückenleib, und der Schiffmeister brummte verdrießlich: „Allweil muaß i auf der Paß sein, ob ma den Herrn Dokter net amal aussiziahgn muaß, wenn's ihn einischmeißt." Einmal hat's mich auch richtig „einigschmissen", aber der Schiffmeister brauchte sich nicht zu bemühen, ich schwamm schon selber wieder heraus. Als ich triefend ans Ufer stieg, brummte der Schiffmeister: „Sö dersaufen doch no amal!" Er war ein guter Mensch, aber schlechter Prophet.

Seine jüngere Schwester war eine Sehenswürdigkeit von Königssee, war „die schöne Marie". Eine prachtvoll gewachsene Walkürengestalt, blondzöpfig und blauäugig, das richtige Modell für eine germanische Häuptlingsfrau. Kühl gegen Komplimente, war sie doch stattlicher als klug, hängte ihr Herz an einen, den sie nicht haben konnte, reichte einem anderen die Hand, den sie nicht leiden mochte, wurde schwermütig unter seinem wohlbestellten Dach und ging in den Tod.

Die beiden, die da mitspielten, will ich nicht schildern. Es bleibt mir genug von den andern zu erzählen. So vor allem von Meister Köppel. Als ich im Herbst einmal bei der Brunft im Fieber sieben Hirsche hintereinander gefehlt hatte, da wurde er so saugrob gegen mich und wütete und fluchte, daß ich ihn anstarrte wie ein blaues Wunder. Er gebrauchte eine Unmenge von Kosenamen, von denen nicht ein einziger in einem deutschen Lexikon aufzufinden wäre. Und diesen lieben Meister Köppel, den ich um seiner apfelroten Bäckchen willen immer für einen Dreißiger nahm, fand ich zwei Jahre später mit schneeweißem Haar.

Ich fragte verdutzt: „Aber Köppel? Was ist denn mit Ihnen?"

Er lachte. „Mein, a Schneeberl hat's halt gschnieben."

„Mensch? Wie alt sind Sie dann?"

„Vierasechzge."

Ich war noch viel verblüffter wie damals nach den sieben Hirschen.

Wenige Zeilen weist die Handschrift Ganghofers noch auf. Dann schwieg der Dichter für immer.

„Wir alle hatten keine Ahnung, daß mein Vater den letzten Band seiner Lebenserinnerungen schon begonnen hatte," schreibt uns der Sohn des nun Heimgangenen. „Um so größer war unsere Erschütterung, als wir dieses frische, lebensprühende Werk nach seinem Tode vorfanden. Wie schade und schmerzlich, daß die Hand meines lieben Vaters erkalten mußte, bevor dieses Buch, das so köstlich und kraftvoll beginnt, zu Ende geschrieben war."

Die Witwe des Dichters hatte die große Güte, unsern Monatsheften die Veröffentlichung dieses Bruchstücks zu überlassen. „Ich weiß," schreibt sie, „daß mein Mann, wäre ihm nicht jede Arbeit, während er noch daran schrieb, unter den Fingern weggeholt worden, Ihrer Zeitschrift, die er hoch eingeschätzt hat, sicher viel mehr Beiträge gegeben hätte. Sein neuer Roman ist leider nicht fertig geworden. In diesem Winter wollte er ihn in unserm neuen Heim, das mein Mann uns hier in Tegernsee geschaffen hat, schreiben. Nun sind nur die Vorarbeiten dafür zurückgeblieben ..."

Ludwig Thoma, Ganghofers treuer Freund, gab den Hinterbliebenen des Dichters den uns sehr glücklich scheinenden Rat, als Abschluß des unvollendet gebliebenen letzten Bandes vom „Lebenslauf eines Optimisten" die bisher noch nicht in Buchform veröffentlichte, von Jägerfreude, Humor und Jugendkraft ebenso wie das „Buch der Berge" erfüllte Skizze „Pfingstorakel" zum Abdruck zu bringen, weil sie zeitlich fast unmittelbar an das vorstehende Bruchstück anschließt.

In wehmütiger Ergriffenheit geben wir also hier dem Dichter und Freund, dem deutschen, prächtigen Manne, dem weidgerechten Jäger und fröhlichen Kameraden das letzte Wort.

Pfingstorakel

Zwischen den unsichtbar wirkenden Kräften der uns umringenden Natur und den großen und kleinen Ereignissen unseres Lebens bestehen mysteriöse Zusammenhänge. Wir Intellektuellen bestreiten natürlich diese Wahrheit. Aber das Volk ist mit ihr vertraut, und ich habe da vorzeiten einmal was Sonderbares erlebt.

Genau dreißig Jahre sind es her. Ich hauste damals, ein Neunundzwanzigjähriger, als wilder Bergstürmer zu Königssee, am Fuße des Watzmann, beglückt durch eine

Jagderlaubnis in den königlichen Leibgehegen von Berchtesgaden und Ramsau. Nicht nur ich, auch meine Büchse war halb irrsinnig vor Freude; ihre Kugeln flogen fast immer anders, als ich wollte.

Am Pfingstsonntag, als es tagen wollte, verpatzte ich auf dem Kleinen Watzmann einen Gockel mit den berühmten krummen Federn. Warum mich grämen? Ich hatte ein feines Vergnügen genossen, und der Spielhahn behielt sein lustiges Leben. Also war uns beiden gedient. Doch der Jäger, der mich führte, wurde sehr verdrießlich. Der Mann hieß Köppel, hatte unter schneeweißem Haar ein gesundes, faltenloses Jünglingsgesicht und war vierundsechzig Jahre alt. Er sagte: „Heut hätten S' treffen sollen! Fehlen am Pfingstsonntag? Dös zahlt sich a Jahr lang schlecht aus."

Beim Niederstieg wollte ich aus meinem moosgrünen Juchtenetui eine Zigarette nehmen. Da kollerte ein nußgroßer Stein über die Wand herunter und schlug mir das Etui aus der Hand. Als ich es aufhob, sagte Köppel: „Dös Zigarettentaschl verlieren S' heuer noch!"

„Warum denn?"

„Weil's Ihnen heut aus der Hand g'fallen is. Am Pfingstsonntag befaßt sich der Heilige Geist mit der Weltordnung und tüpfelt alles aus, was in zweiafufzg Wochen passieren muß. Dös Zigarettentaschl verlieren S'! Da verwett ich an Kirchturm gegen a Schachterl Stiefelwichs."

„Köppel, du bist ein dummer Kerl!"

„Natürlich, d' Stadtleut sind allweil die G'scheitern. Warten wir's ab!"

Als wir zur Watzmannschneid hinüberkamen, wehte mir ein grober Windstoß den Hut davon.

„Na also," sagte Köppel, „jetzt haben wir die heilige Dreizahl! A Spielhahn verpatzt, 's Zigarettentaschl aus der Hand g'schlagen und der Hut beim Teufel! Passen S' auf: wann Ihnen heuer was Unliebsames begegnet, kommt's allweil dreimal hintereinander." Im gleichen Augenblick machte ich unfreiwillig eine kleine Rutschpartie. Und Köppel dozierte: „Heuer müssen S' fürsichtig sein! Sonst kunnt's ebba schief gehn."

„Man steht in Gottes Hand. Aber schau, lieber Köppel, ganz kann deine Weisheit nicht stimmen! Man kann doch nicht dreimal hintereinander den Hals brechen. Nach dem erstenmal unterläßt man die Wiederholung."

Ernst warnte der Jäger: „Tun S' net spötteln! So was zahlt sich schlecht aus."

Ohne weiteren Zwischenfall kommen wir — ich so hutlos wie ein Renaissancejüngling von heute — zum Königssee hinunter, der wie ein geschliffener Riesensmaragd zwischen den sonnbeglänzten Felswänden schimmerte.

Köppels Lehre vom Pfingstorakel, von den geheimnisvollen Zusammenhängen und der heiligen Dreizahl begann ihre Beweisfolge. An Bauerngeselchtem mit Sauerkraut und Schmalzkrapfen verdarb ich mir den Magen in sanitätswidrigem Grade und erlitt mit flinker Promptheit drei überaus peinvolle Katastrophen. Dann mußte ich in einer Woche dreimal zum Zahnarzt nach Berchtesgaden; es war sehr unangenehm; damals verstanden sich die Dentisten noch nicht auf schmerzlose Manipulationen; sie operierten mit Lachgas, das nur auf die Tränendrüsen wirkte. Als der Zahn plombiert war, schlug sich mein Mißgeschick auf die konträre Seite; innerhalb weniger Tage machte ich drei neue Lederhosen so gründlich kaputt, daß der Säckler beim Anblick der in Fetzen gegangenen Hosenböden sagte: „Da g'hört a Kunst dazu!" Es ist wahr, schon damals fühlte ich mich ein bißchen als Künstler — begann aber an meiner Begabung zu zweifeln, als mir eine Novelle, die ich in jener Zeit vollendete, hintereinander von drei Redaktionen abgelehnt wurde. Auch als Jäger bekam ich die mysteriösen Zusammenhänge empfindlich zu fühlen: in der zweiten Juniwoche verpatzte ich drei Rehböcke, zu Beginn der Feistzeit drei gute Hirsche. Diesen Pechserien gegenüber gewöhnte ich mir das nachdenkliche Sprichwort an: „Schau, schau, der Köppel!" Wahrhaftig, der heilige Pfingstgeist meinte es in diesem Jahre nicht gut mit mir! Und zu Ende des Hochsommers tobte sich sein dreifältiger Unmut höchst bedrohlich gegen mich aus. Noch heute, wenn ich an jene drei Augusttage von Anno 1885 zurückdenke, gruselt mir ein bißchen. Es ist bestaunenswert, was das menschliche Leder auszuhalten vermag, auch ohne daß es vorher gegerbt wurde.

Eines Mittags, unter heißer Sonne, rannte ich mit der Büchse vom Königssee in die Ramsau, um hinter dem Wimbachtal, zwischen den Rauhköpfen, der Hundstodgrube und der Sigerethwand, auf Gemsen zu pirschen. Im Forstamt zu Ramsau mußte ich mir erst den führenden Jäger holen. Der war vor einer Stunde davongewandert, dorthin, wo ich pirschen wollte. Den herrlichen Abend versäumen? Nein! „Ein Stünderl? Das ist doch einzuholen!" Ich lief wie ein Dackel, der was gestohlen hat. Gegen fünf Uhr nachmittags erreichte ich — innerlich sehr trocken, äußerlich ausgiebig angefeuchtet — die Jagdhütte auf dem Trischiblkopf, zwischen dem Hundstod und dem Großen Watzmann.

Die Hüttentüre war versperrt. Ich juchzte. Keine Antwort. Flink hinüber zur Almhütte, weil ich dachte: der Jäger säuselt mit der Sennerin. Auch hier eine versperrte Türe! Nun kannte ich mich aus: der Jäger hatte mit der Sennerin gemacht, was man als „Ausflug" zu bezeichnen pflegt. Vor der Finsternis kamen die beiden nicht heim.

Also, um den Abend nicht zu vergeuden, eine Gemspirsch auf eigene Faust! Selbst ist der Mann. Ich stieg über die Rauhen Köpfe hinüber. Neben den von Latschengestrüpp überwucherten Felsbuckeln fiel eine tiefe Schlucht hinunter gegen das Wimbachtal. Drüben stieg die Rotleitenwand ins Blaue hinauf. Hoch droben, auf spärlichem Grasfleck, sah ich einen Gemsbock äsen. Der war anzupirschen, wenn ich von links die Schlucht umging und schräg in die Wand einstieg. Wie kam ich aber da nach glücklichem Schuß wieder herunter? Aufwärts, das geht. Doch zurück? In dem brüchigen Lehmgeschiefer fährt beim Niedersteigen aller Boden unter den Sohlen weg. Ein Rutsch, und durch die Schlucht geht's hinunter ins Wimbachtal. Aber — der Gemsbock lockte — und ich dachte nimmer an den warnenden Pfingstsonntag, nimmer an den klugen Köppel.

Mit dem Gucker suchte ich mir von der Stelle, auf der mein Gemsbock fallen mußte, einen feinen Rückweg aus: über ein langes, schmales Grasband zu einem Felsblock; da konnte man sich hinüberlupfen, dann auf besserem Boden zur Hundstodgrube und herunter.

Los: und ein bißchen flink! Der Abend begann schon rot zu werden. Hinauf! Das ging wie mit geölten Stiefeln. Einem Gemsbock entgegen — da hat man stählerne Stangen in den Knochen, hat Augen, die keine Gefahr sehen. Nun der Schuß! Wundervoll rollte das Echo über die glutstrahlenden Wände des Watzmann hin. Aber mein Gemsbock fiel nicht. Der pfiff mir was, sauste durch die Rotleite davon, und ein Regen von Steinen prasselte an mir vorüber. Als ich keinen Bock mehr sah, verloren die Stahlstangen in meinen Knochen ein bißchen an Festigkeit. Das lange, schmale Grasband, über das ich meinen Rückweg suchen mußte, erreichte ich wohl. Aber der Felsblock, über den ich mich hinüberlupfen sollte, und der sich von unten angesehen hatte wie ein tischhoher Brocken, war hier oben wie ein Haus. Da hinüber? Unmöglich. Ich mußte unten um den Fels herumsteigen. Und der Abend begann schon in allen Farben zu erblassen, fing geheimnisvoll zu dämmern an.

Bei jedem vorsichtigen Tritt, den ich machte, kollerte das Lehmgebröckel und das verwitterte Gestein davon. Um den Fels kam ich glücklich herum. Dann sperrte eine steile, dritthalb Meter breite Rinne meinen Weg, glatt ausgewaschen, so grad hinunterfahrend in die Schlucht, als hätte sie ein gewissenhafter Maurer nach der Schnur gezogen. Da durchsteigen? Das war sinnlos. Aber sitzenbleiben konnt' ich noch weniger. Der Abend dunkelte. Es war vermutlich ein sehr schöner, stimmungsreicher Abend. Näher betrachtet hab' ich ihn nicht.

Gleich beim ersten Schritt in die Rinne rutschten die Nägel aus. Ich konnte mich noch zurückwerfen und Halt finden. Mein Bergstock surrte davon. Das war eins von den unbehaglichsten Dingen, die ich in den Bergen erlebt habe: dieses Klirren, Rasseln und Klingen des gleitenden Bergstockes hören zu müssen, bis er drunten lag in der Tiefe der Wimbachschlucht. Mir war, als hätte das eine Ewigkeit gedauert. Und ich mußte denken: ‚Wird's bei mir schneller gehen, weil ich schwerer bin — oder langsamer, weil ich ein paarmal hängen bleibe?'

Ich setzte mich auf den gutgeflickten Boden meiner Lederhose und schoß zwei Kugeln in die Luft. Vielleicht hörte das der Jäger und kam. Helfen konnte er nicht. Aber für alle Fälle, er wußte dann doch, wo ich lag.

Kein Laut, kein Schritt drunten, kein Jäger. Und die schattseitigen Gehänge der Berge wurden schwarz im erlöschenden Abend.

Blieb ich sitzen, so riß es mich während der Nacht hinunter. Ich mußte den Sprung versuchen: zwei und einen halben Meter, ohne Anlauf. Erst warf ich die Büchse über die Rinne hinüber — sie blieb liegen — da drüben war guter, grasiger Boden. Dieser Glaube steifte mir die Knochen, und die heiße Sehnsucht, lebendig zu bleiben, half mir. Ich sprang. Um ein paar Spannen zu kurz. Die Schuhspitzen glitten aus, aber die Wucht des Sprunges schmiß meinen Oberkörper nach vorne, über den Bord des Grabens hinüber. Mit beiden Händen konnte ich einen Rasenschopf erwischen.

Als ich neben meiner Büchse saß, rauchte ich fünf Zigaretten, eine flink nach der anderen. Was ich dabei gedacht habe? ... Nichts. In solchen Minuten denkt man nicht. Man atmet nur wohlig auf und hat, ganz ohne Gedanken, die verläßliche Empfindung, daß das Leben eine wundervolle Sache ist.

Das weitere war noch Mühe, doch keine Gefahr mehr. Während ich in der sinkenden Dunkelheit durch die Hundstodgrube stolperte, vernahm ich rufende Stimmen. Zwei

Jäger kamen: der Jagdgehilfe Jochner, der den „Ausflug“ mit der Sennerin gemacht hatte, und der Ramsauer Forstgehilfe Moderegger, den meine zwei Schüsse aus dem Wimbachtal herausgerufen.

In der Trischiblhütte gab's noch ein paar lustige Schwatzstunden. Dann schlief ich wie ein Klotz. Vor Tagesanbruch weckten mich die Jäger. Ich dachte an die heilige Dreizahl des Köppel und war ein bißchen mißtrauisch gegen den erwachenden Morgen. Aber das Mißtrauen hat eine lockende Schwester: die Neugier.

Wir drei stiegen zum Sigerethkopf hinauf. Der Forstgehilfe Moderegger blieb bei mir auf dem Wechsel sitzen, und Jochner sollte mir zwei Gemsböcke zudrücken, die wir auf den Schutthalden unter der Sigerethwand gewahrt hatten. Fein kamen sie heraufspaziert. Alle beide fielen im Feuer. Aber einer sprang wieder auf und sauste davon, natürlich der bessere. Die Suche nach ihm blieb erfolglos. Na also, heim! Ein Gemsbock ist auch was Nettes.

Beim Abstieg kamen wir zu einer Lawinengasse, die steil aus der Felswand herausstach und sich gegen das Trischibltal hinunter fächerförmig ausbreitete. Drunten, im Tal, da glänzte schon die rosige Sonne auf dem etwas verstaubten Weiß, doch hier oben bei uns war der alte, fest zusammengebackene Schnee noch blau, war im Frühschatten und bei der Höhenkühle des Morgens so hart und glatt wie poliertes Holz. Jochner, der den erlegten Gemsbock auf dem Rücken trug, prüfte den Schnee mit seinem Bergstock und schüttelte den Kopf. „Ach na! Da tät's heißen: bald Bock oben, bald Jochner oben! Lieber mach' ich an Umweg.“

Ich mußte lachen über das drollige Bild, das der Jäger fürs Purzeln und Überschlagen gefunden hatte. Aber bergauf einen beschwerlichen Umweg machen! Mir lag ohnehin schon die Müdigkeit in allen Gelenken. Und wo wir standen, war die Lawinengasse keine zwanzig Schritte breit. „Ach, was!“ Ich trat von der Felskante auf den abschüssigen Schnee hinaus.

„Mensch,“ sagte der Forstgehilfe Moderegger, „da wird's hail sein.“

„Es geht schon.“ Noch während ich redete, glitschte meine linke Sohle weg. Ich hörte hinter mir den Doppelschrei der beiden Jäger und sauste auf dem Rücken in ungemütlicher Schlittenfahrt über den steilen Schnee, der leeren Luft entgegen. Kein Schreck, kein bewußtloses Denken, nichts von der berühmten „Bilderflucht in einer Lebensgefahr“ — nur der Wunsch, mich zu halten und meine Büchse nicht zu verlieren; dazu eine tierisch instinktive Aufmerksamkeit. Obwohl die Fahrt immer schneller wurde, konnte ich mich ein paarmal auf die Seite rollen, um den aus dem Schnee herausstarrenden Felszacken zu entrinnen. Schwupp — jetzt ging's in die Luft hinaus. Ein stubenhohes Wändchen. Auf steilem Schnee ein nicht allzu grober Aufklatsch, gleich wieder das jagende Weggleiten, bei dem mir Hören und Sehen zu schwinden drohte, ein Purzelbaum ins Leere, und dann fuhr ich mit Büchse, Kopf und Schultern in den linden, von der Sonne schon aufgeweichten Talschnee hinein.

Eine Weile mag ich da wohl so gesteckt haben wie der umgedrehte Spargel in der Mayonnaise. Als ich mich herausgewackelt hatte, untersuchte ich mich sehr gewissenhaft. Alle Glieder gehorchten — nicht gern, aber doch —, ich sah kein richtiges Blut und fand nur ein paar harmlose Schürfwunden. Gesicht und Ohren brannten mir wie Feuer, an acht Fingern waren die Nägel abgebrochen, nur an den beiden Daumen waren sie noch ganz — und, Gott sei Dank, auch die vom Pfingstorakel bedrohte Zigarettentasche aus moosfarbenem Juchten hatte ich noch in der Brusttasche, mit sehr viel Schnee dabei.

Es dauerte sechs oder sieben Zigaretten lang, bis die beiden Jäger von ihrem Umweg herunterkamen. Jochner, mit dem Gemsbock auf dem Rücken, lachte ein bißchen boshaft, und der Forstgehilfe Moderegger sagte grob: „Mensch, Sie haben mehr Glück als Verstand!“ Ich faßte das nicht als Beleidigung auf, nahm es nur als Konstatierung einer unbestreitbaren Tatsache.

In der Trischiblhütte entdeckten wir noch, daß die beiden Läufe meiner Büchse von den Patronen bis zur Mündung so dick und fest mit Schnee vollgepfropft waren, daß wir ihn mit dem Putzstock nicht herausstochern konnten. Wir mußten das Gewehr auf den warmen Ofen legen. Da schmolz der Schnee. In meinen Ohren war er schon auf dem Heimweg geschmolzen.

Nach der Mahlzeit schlief ich von nachmittags zwei Uhr bis zum andern Morgen um neun Uhr.

Alle Neugier war mir vergangen. Nur geschwisterloses Mißtrauen erfüllte mich. „Noch eine Gemspirsch? Am dritten Tage? Nicht um die Welt! Jetzt wird das Pfingstorakel und die verteufelte Dreizahl des Köppel wissenschaftlich widerlegt! Mit allem Scharfsinn menschlicher Energie! Jetzt wird heimgegangen, auf geradem Weg, auf dem glatten, einen Meter breiten, völlig ungefährlichen Steig! Von diesem Steige wird kein Schritt nach rechts oder links gemacht —

und wenn auf dem Watzmann auch ein Elefant mit goldenen Zähnen stünde. Mein noch ungebrochener Hals ist mir lieber!"

Sanft und freundlich schien die Mittagssonne auf mich und meinen absolut verläßlichen Steig herunter, als ich heimwanderte über das Steilgehänge eines wundervollen Hochtales, mit dessen Schönheitszauber der unbegreifliche Name „Saugasse" empörend kontrastierte. Drüben zeichnete sich der Watzmann ins sonnige Blau hinein, mit seinen Felsmärchen und dem Filigran seiner Schneeflecke. In der Tiefe diese — sagen wir: Schweinchenmulde, die im August einem grünen Frühling glich. Und bei mir herüber die prachtvolle, mit den letzten Alpenrosen und den ersten Edelweißsternen gesprenkelte Sigerethwand, die rechts vom Steige in Stufen aufwärts kletterte und links davon fast senkrecht hinunterfiel in das schöne Tal mit dem sehr zu mißbilligenden Namen. Dicke Latschenknorren, die unterhalb des Steiges aus den Steinschründen herauswucherten, umwoben den Absturz mit einem schwarzgrünen Schleier.

Plötzlich, bei schauendem Schlendern, klangen mir zwei lustige Stimmen ins Ohr, aus der Tiefe des Tales herauf. Ich guckte mit dem Glas hinunter. Ein grüner Grenzaufseher und eine runde Sennerin, rot und blau und weiß gesprenkelt. Das Mädel lachte laut und wich immer flink auf die Seite, wodurch der Grenzaufseher bei mir in den Verdacht geriet, daß er zwickte und im Widerspruch mit seinem Beruf die zulässige Grenze zu überschreiten gedachte. Schon wollte ich eine loyale Warnung hinunterrufen —

Da raschelt's unter dem Steige in der Wand. Ein Gemsbock, den das Pärchen da drunten munter machte, hupft über den Weg herauf, äugt mich verwundert an und verschwindet zwanzig Schritte vor mir in einer Felsklamm. Ich reiße die Büchse vom Rücken, spähe und lausche — senkrecht über meinem Kopfe taucht der gehörnte Schädel des Bockes neugierig über eine Wandstufe heraus — da kracht mein Schuß — mit so affenartiger Geschwindigkeit, daß ich den Seitensprung nimmer fertig bringe, kommt der Gemsbock in einem Saltomortale über die Wand herunter und läßt mir seine dreißig Kilo Sommergewicht auf die Schulter plumpsen. Es schlägt mir die Büchse aus den Händen, und wir beide, der Bock und ich, machen einen Purzelbaum über diesen „völlig ungefährlichen" Steig hinaus. Alle beide bleiben wir an dem gleichen Latschenknorren hängen, ich mit Armen und Bauchbeuge, neben mir der Bock mit den Haken des Gehörns. Seine heftig zappelnden Läufe wie meine eigenen Beine schweben im Leeren. Ach, Allmächtiger! Wenn das gottvermaledeite Vieh noch lange so weiterzappelt, wirft es mich über den Ast hinunter — und dann kommt das Halsbrechen, das ich nicht mehr zu wiederholen brauche!

Es verrannen zehn Sekunden, in denen mir die Haare zu Berge standen und die Gestalt des guten, klugen Köppel vor meinen Augen sich auswuchs zu einem grauenhaften Dämon. In der Kraft meiner Verzweiflung schlug ich ein Bein über den Ast herauf, klammerte mich mit der Linken in das zähe Gezweig, riß mit der Rechten das Messer heraus und stach ein dutzendmal wie irrsinnig zu.

Der Gemsbock segnete das Zeitliche. Ganz ruhig wurde der Ast. Langsam und vorsichtig zerrte ich mich auf den Steig hinauf.

Seit damals bin ich der Überzeugung, daß gefährliche Wege und gefahrlose Pfade ohne Unterschied die gleiche Sache sind.

Mit einer Schlinge meiner Rucksackleine angelte ich den Gemsbock aus der Staude heraus. Dann saß ich zwischen den ersten Edelweißsternen und rauchte mit Hochgenuß meine letzte Zigarette.

Der Grenzaufseher und die Sennerin waren in dem Tal mit dem ominösen Namen verschwunden; ich hörte sie nimmer lachen.

Aber ich lachte. „Schau, schau, der Köppel!"

Und das Pfingstorakel! Und die „heilige" Dreizahl! Und die mysteriösen Zusammenhänge! Es ist was dran.

Das heißt — ganz kann die Sache doch nicht stimmen. Denn mein Zigarettenetui aus moosgrünem Juchten hab' ich nie verloren — weil ich es einige Tage später dem Köppel schenkte. Oder hab' ich mich durch dieses freiwillige Opfer aus dem dunklen Machtbereiche des Pfingstorakels erlöst?

Nicht nur das gefährliche Pfingstjahr 1885/86 ging freundlich und ohne beklagenswerten Schaden zu Ende. Auch während der folgenden dreißig Jahre gaben mir die Berge niemals wieder so viel des Unliebsamen zu erleben wie damals in drei kurzen Tagen.

Jetzt bin ich wohl auch ein bißchen vorsichtiger. Man wächst eben langsam in die Zeit hinein, wo der Verstand größer wird, als das Glück zu sein pflegt.

Der frühere Zustand war mir lieber. Wenn es manchmal auch ein bißchen gefährlich aussah! Man überstand es. Und dann lachte man drüber.

Ein Spaziergang durch das alte medizinische Wien

Von Prof. Dr. Max Neuburger

Trübe Tage sind über das einstens so sonnigheitere, bautenschöne, kunstfrohe Wien gekommen, über die Stadt voll uralter geschichtlicher Überlieferung und eigenartig schöpferischer Kulturentfaltung, über die Stadt des Zusammenströmens der Nationen mit der Ausmündung in deutschen Geist. Doch werden hoffentlich auch für die alte Kaiserstadt am Donaustrande die Zeiten beklagenswerten Zerfalls nicht von allzulanger Dauer sein, und vielleicht bildet, wie es wohl die gesamte gesittete Welt erwünscht, das jetzt hereingebrochene Leid nur die dunkle Eingangspforte zu neuem, hellem Aufstieg.

Kaum jemals drängten sich stärker geschichtliche Erinnerungen allerart auf, und wer offenen Blicks durch Wien und seine Umgebung wandelt, wird bei jedem Schritt durch Gebäude einer stolzen Vergangenheit, altersgraue Häuser, geschichtsatmende Bezeichnungen von Straßen und Plätzen, Denkmäler und Inschriften gemahnt, daß sich auf diesem Boden ein reiches, vielgestaltiges politisches, literarisches, künstlerisches Leben abgespielt hat. Gilt Wien auch in erster Linie als Stadt der Musik, des Theaters, der Kunstschätze, des erlesenen Geschmacks, der Volksbelustigung, so wissen doch die Jahrbücher der Wissenschaft nicht minder zu berichten, welch emsige, ernste Forscherarbeit ununterbrochen hier geleistet worden ist, und insbesondere der Ruf als „Civitas Hippocratica" ist, wenn auch zeitweilig leiser geworden, gewiß nicht verklungen.

Wurde im Hinblick auf die Jahre van Swietens, auf die Glanzzeit eines Rokitansky und Skoda — am meisten in Wien selbst — von einem „Niedergang der medizinischen Schule" gesprochen, so bezieht sich dies hauptsächlich auf die Mängel des Betriebes, auf die Kärglichkeit der wissenschaftlichen Hilfsmittel, die im Fortschritt zurückgebliebenen Kliniken und Institutseinrichtungen, Laboratorien, Spitäler. Auch darf sich ein gerecht abwägendes Urteil der Einsicht nicht verschließen, daß die Zeiten methodisch beherrschender, tonangebender medizinischer Schulen im Sinne der Vergangenheit, infolge des regen, ausgleichenden wissenschaftlichen Verkehres überall längst dahin sind, und daß bald da, bald dort neue Errungenschaften auftauchen, die alsbald weithin verpflanzt werden. Der Weltruf der sogenannten ersten und zweiten Wiener medizinischen Schule beruhte aber wie derjenige anderer Schulen nicht nur auf der Genialität ihrer Meister, auf der reformatorischen Bedeutung grundlegender theoretischer oder praktischer Leistungen, sondern auch darauf, daß das Künstlerische das Technisch-Wissenschaftliche in der Heilkunde noch weitaus überwog und daß Fortschritte sich im Vergleich zur Gegenwart überhaupt nur ungemein langsam durchsetzten und verbreiteten. Um nur ein Beispiel zu geben: wie vieler Jahrzehnte hat es bedurft, um Perkussionshammer und Hörrohr zum Gemeingut der ärztlichen Welt zu machen! Kaum so vieler Jahre, wie damals Jahrzehnte, waren hingegen erforderlich, um die diagnostische Verwertung der Röntgenstrahlen in sämtliche Kliniken einzuführen.

Immerhin soll, bei aller Berücksichtigung der Umwelt, der Schöpferkraft einzelner führender Persönlichkeiten kein Eintrag geschehen, und gerade die Reste des alten medizinischen Wiens rufen es immer wieder in Erinnerung, welches Licht der Wissenschaft selbst in dürftigen Werkstätten der Forschung von Meistern des Faches entzündet werden kann. Es war die kleine, aus bloß zwölf Betten bestehende von van Swieten begründete Klinik, es war das Genie des schlichten Praktiters Leopold Auenbrugger, es war die düstere Sezierkammer Rokitanskys und der ärmliche Krankensaal Skodas, welche Wien zuerst und für lange zum Mekka für alle wissensdurstigen Äskulapjünger des Erdkreises gemacht hatten; denn dort suchten und fanden sie, was sonst nirgends erschaut, erlernt werden konnte.

Noch steht das altertümlich anmutende Allgemeine Krankenhaus, das der Volkskaiser Joseph II. 1784 errichtete, und wer durch das Portal in der Alser Straße, über welchem die bezeichnende Inschrift „Saluti et solatio aegrotorum" schwebt, in die weiten Höfe eintritt, dem wird es bewußt, daß hier so lange ein Brennpunkt der Kulturmedizin gewesen, eine Stätte, wo nicht bloß zahllose Heilung und Pflege erlangten, sondern auch viele Geschlechter von einheimischen wie fremden Ärzten aus allen Weltgegenden ihre Ausbildung oder spezialistische Vervollkommnung empfingen. Dieses zur Zeit der Eröffnung durch seine Größe und Organisation wahrhaft vorbildliche Krankenhaus, in welchem auch ein Denkmal Josephs steht, bot bei einem Belagraum von 2000 Betten wie kaum ein anderes überreiche Gelegenheit zur Krankheitsbeobachtung. Eine ganze Reihe von wissenschaftlichen Reiseberichten vom Ausgang des 18. bis weit über die Mitte des 19. Jahrhunderts gedenkt der Fülle des dort Gesehenen, der mustergültigen Einrichtungen, der diagnostischen Meisterschaft und rationellen Heilart der Wiener Kliniker und Primarärzte. Man kann, ohne Wider-

spruch fürchten zu müssen, behaupten, daß ein ansehnlicher Teil der ärztlichen Literatur aller Zweige aus dem Wiener „Allgemeinen Krankenhause“ hervorgegangen ist. Dem Hauche ehrwürdiger Überlieferung vermag sich an solchem Orte kein Denkender zu entziehen, jeder Stein erweckt Erinnerungen an leuchtende Vorbilder medizinischen Könnens.

Mit dem Krankenhaus ließ Kaiser Joseph auch ein Gebärhaus verbinden und ein heute noch stehendes, aber nicht mehr verwendetes Irrenhaus von merkwürdigem kreisförmigem Grundriß, den sogenannten Narrenturm. Außer dem großen Zentralspital, welches sieben (später neun) Höfe mit Gartenanlagen umschloß und nach Aufhebung der kleinen Heilanstalten aus früherer Zeit Kranke aus der ganzen Monarchie aufzunehmen hatte, erbaute der Kaiser ein geräumiges Militärspital, auch errichtete er eine medizinisch-chirurgische Akademie, die seinen Namen führte und die Heranbildung tüchtiger Militärärzte bezweckte. Diese Akademie, kurzweg das Josephinum genannt, hatte in einem Prachtgebäude, das noch heute in der Währinger Straße auffällt, ihren Sitz und wurde mit Lehrsälen, einer Bücherei, einer aus Florenz bezogenen Sammlung herrlicher anatomischer Wachspräparate, einer Sammlung chirurgischer Instrumente, einem botanischen Garten usw. ausgestattet. Wie nirgends sonst in Deutschland erhielt die Chirurgie damals ihre gebührende Stellung neben der Medizin, ein Fortschritt, der auch darin seinen Ausdruck fand, daß das Josephinum das Recht erhielt, den chirurgischen Doktorgrad zu verleihen und Preise für chirurgische Abhandlungen auszusetzen. Leider erfüllte das Josephinum nicht ganz die hochgespannten Hoffnungen; es wurde nach zweimaliger vorübergehender Schließung umgestaltet, ohne den beabsichtigten Zwecken voll zu entsprechen und daher anfangs der siebziger Jahre aufgehoben. Immerhin bildete namentlich die erwähnte Sammlung anatomischer Wachspräparate dauernd einen Anziehungspunkt für alle Kenner. Im Zeitraum 1848—1854 beherbergte das Gebäude des Josephinums die theoretischen Lehrkanzeln der medizinischen Fakultät, welche bis zum Sturmjahre in der während der Regierung Maria Theresias erbauten alten Universität — gegenwärtig Akademie der Wissenschaften — untergebracht waren. Der Umstand, daß sich sogar der Seziersaal im alten Universitätsgebäude befand, brachte natürlich mancherlei Mißhelligkeiten mit sich, weshalb man ihn 1849 ins Josephinum, 1854 mit anderen Instituten, z. B. dem physiologischen, in eine aufgelassene Gewehrfabrik in der Schwarzspaniergasse verlegte. Ergänzend sei noch bemerkt, daß der unter Leitung des berühmten Jacquin auf dem Rennweg angelegte Botanische Garten, die anatomische Sammlung der Universität, die pathologisch-anatomische Sammlung im Allgemeinen Krankenhause, verschiedene andere Institute, sowie Ambulatorien z. B. für Kinderkrankheiten, Augenleiden usw. Medizinstudierenden und Ärzten reiche Gelegenheit zur Erweiterung und Vertiefung ihres Wissens darboten.

Der Aufschwung, den der medizinische Unterricht um die Mitte des 18. Jahrhunderts in Wien nahm — dank dem aus Leyden als kaiserlicher Leibarzt berufenen Boerhaave-Schüler van Swieten — war ein ganz ungewöhnlicher, und die Saat, die er sowie sein Mitarbeiter, der Ahnherr der Wiener medizinischen Klinik, Anton de Haën ausstreute, reifte in wenigen Jahrzehnten zur üppigen Frucht heran. Die sogenannte erste Wiener Schule ließ sich von den Grundsätzen des echten Hippokratismus leiten, ging in klinischer Beobachtung auf und wurde durch ihre Methoden maßgebend für ganz Europa. Männer, wie de Haën, Stoll und Joh. Peter Frank zogen Scharen von Jüngern an sich, die den Ruhm dieser großen Lehrer und Forscher weithin trugen. Zu bedauern ist es nur, daß von der aufblühenden Klinik mit ihrem beispielgebenden Unterricht am Krankenbette trotz Heranziehung aller damaligen diagnostischen Hilfsmittel (z. B. der Thermometrie) gerade die wichtigste Entdeckung, die der Wiener Arzt Leopold Auenbrugger 1761 bekannt gemacht hatte, die Perkussion der Brust zwecks Untersuchung der Lunge und des Herzens, ihrem Werte nach nicht genügend erkannt worden ist. Immerhin war es Wien, von wo die Begründung der physikalischen Diagnostik im 18. Jahrhundert ausging. Dort ist auch, zuerst unter allen deutschen Städten, die Impfung, nach amtlicher Überprüfung durch Peter Frank, eingeführt worden. Neben der inneren Medizin erlebte an der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert insbesondere die Geburtshilfe durch das reformatorische Wirken des Joh. Lukas Boër und die Augenheilkunde durch Beer und später Friedrich Jäger eine ungeahnt hohe Entwicklung. In Wien wurde 1812 die erste Augenklinik in deutschen Landen errichtet und bereits 1807 zur Heranbildung von Chirurgen ein Operateurinstitut durch Kern begründet, welcher die Wundbehandlung wesentlich vereinfachte, die Reinhaltung als wichtigste Forderung der chirurgischen Therapie zuerst klar erfaßte. Auch abwegige Richtungen entsprangen dem Boden des alten medizinischen Wiens, so der Mesmerismus und die durch Gall begründete Schädellehre, die Kraniologie.

Nach einem unverkennbaren Stillstand während der Biedermeierzeit machte sich seit Mitte der vierziger Jahre des 19. Jahrhunderts ein neuer Aufschwung geltend, der unter Führung Rokitanskys und Skodas eine Umwälzung der gesamten deutschen Medizin herbeiführen sollte. Den Anregungen der Pariser Schule folgend, aber selbständig forschend und das Übernommene wesentlich verbessernd und erweiternd, machten diese beiden Forscher die pathologische Anatomie und die physikalische Diagnostik zur Grundlage der Heil-

kunde. Der „anatomische Gedanke“ und die klinische Untersuchung (Perkussion, Auskultation) eilten von Wien aus im Siegeslaufe durch die Welt und verliehen der medizinischen Wissenschaft fortan ein ganz anderes Antlitz. Es war der ungeheuere Beobachtungsstoff des Wiener Allgemeinen Krankenhauses, welches Rokitansky und Skoda ihre unvergänglichen Leistungen ermöglichte, die in den durchschlagenden Werken ‚Handbuch der pathologischen Anatomie‘ und ‚Abhandlung über Perkussion und Auskultation‘ niedergelegt, noch mehr im praktischen Unterricht verbreitet wurden. Wieder strömten von allen Orten Studenten und Ärzte zusammen und verkündeten, heimgekehrt, den Ruhm der sogenannten zweiten Wiener Schule. Es sei nur erwähnt, daß deutsche Meister wie Wunderlich, Hasse, Traube, Kußmaul ihren Wiener Lehr- oder Wanderjahren stets noch dankbare Erinnerung bewahrten, als ihm Berlin schon lange den Vorrang abgelaufen hatte. Um die Dioskuren Rokitansky und Skoda scharten sich treffliche Jünger und Mitstrebende, welche nicht nur die interne Medizin, sondern auch andere Gebiete der Heilkunde mit den Methoden der pathologischen Anatomie und physikalischen Diagnostik bearbeiteten. Außer Rokitansky und Skoda waren es insbesonders der Reformator der Dermatologie Hebra, der Chirurg Schuh, der Anatom Hyrtl, der Physiologe Brücke, der geniale Kliniker Oppolzer, die Meister der Augenheilkunde Arlt und Ed. Jäger, welche die Glanzzeit der Wiener medizinischen Schule begründeten; ihnen reihten sich später Forscher an, wie der große Gehirnanatom Meynert, der hervorragende Kliniker Bamberger, der weltberühmte Chirurg Billroth. In Wien wurde schon 1847 — früher als auf anderen deutschen Kliniken — eine Operation in Äthernarkose ausgeführt und im gleichen Jahre durch Semmelweis die Ätiologie des Kindbettfiebers entdeckt. In Wien ging man auch durch die wissenschaftliche Begründung gewisser Sonderfächer, so namentlich der Laryngologie (Türcks Erfindung des Kehlkopfspiegels 1867) voran. Gerade die glänzende Vertretung der Laryngologie (Schrötter, Störck, Schnitzler), Otologie (Politzer), Elektrotherapie (Benedikt), Hydrotherapie (Winternitz) usw. zogen noch beständig fremde Ärzte an, als Wien seine Vormachtstellung auf dem Hauptgebiete der Medizin schon einzubüßen begann und den Ruhm mit anderen Schulen teilen mußte.

Stadt und Universität haben das Andenken an die verdienten Lehrer und Forscher geehrt, zur Aneiferung für kommende Geschlechter, denen manches erhebende Erinnerungszeichen kündet — was das alte medizinische Wien gewesen ist.

Die Sibylle. Von Gertrud Freiin von le Fort

Seine Stimme sprach: „Erblinde!“
Da erlosch die Welt in Licht —
Eine Mutter mit dem Kinde
Sah ich wie durch Wolkensicht.

„Werde stumm!“ erklang's aufs neue,
Und wie ich in Stille schwand,
Raunten in mir trunken-scheue
Worte, die ich niemals fand:

„Sei gelobt, du unterm Sterne,
Jungfrau mit dem Kind im Schoß,
Aus der Zeiten Morgenferne
Grüßt dich frühes Schwesternlos!

Ahnend hab' ich einst getragen
Deiner Gottessehnsucht Last,
Und durch meine dunklen Klagen
Glomm schon heil'ger Nächte Glast.

Dieses Reis, das dir entsprungen,
Da dich heimgesucht der Geist,
Ward im Geist von mir umschlungen —
Dreimal Sel'ge, sei gepreist!

Nur die selber Gott empfangen,
Sieht der Krippe Glorienschein,
Die durch deinen Schmerz gegangen,
Kann allein dich benedei'n!

Siehe, künftig fallen nieder
Viele Tausende wie sie:
Der da kommt, kommt ewig wieder.
Jede Seele wird Marie!“

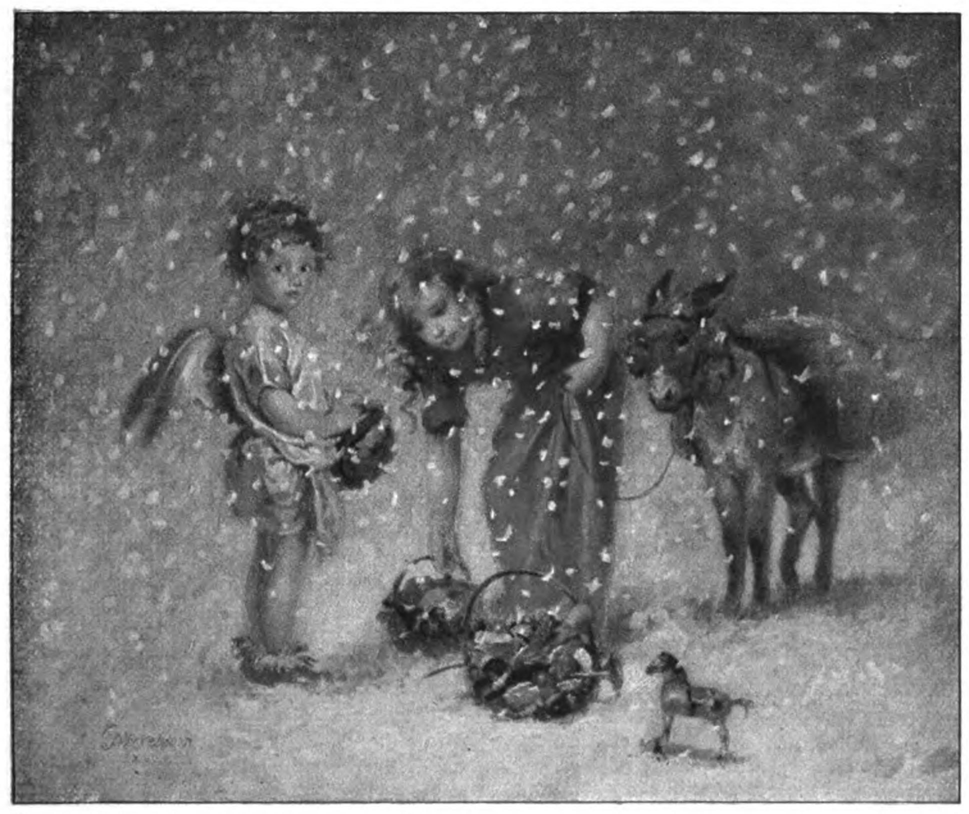
Karl Plückebaum

von Heinrich Zerkaulen

Darum, weil das Leben oft so grob ist, wollen wir, wenn wir Kunst machen, uns die Welt so aufbauen, als ob es der Himmel selber wäre," schrieb er mir neulich noch. Und dieser eine Satz ist die ganze Selbstbiographie Karl Plückebaums. Wir stehen sogleich mitten in seiner künstlerischen Werkstatt, fern von Im- und Expressionismus; hier ist nicht Vergangenheit noch Gegenwart: Plückebaums Kunst ist ganz und gar zeitlos. Wir sind zurückversetzt in die Welt von Carl Spitzweg, Ludwig Richter und Moritz von Schwind. Es gibt hier keine Probleme mehr, freilich dafür auch kein Führertum im landläufigen Sinne. Plückebaum ist nicht einer der Großen, er gehört zu den Feinen. Seine Entwicklung geht in die Tiefe, nicht in die Breite, und Harmonie ist ihm alles. Er ist fast eifersüchtig auf seine eigene, stille Welt und paßt auf, daß ihm nichts Fremdes in die Quere kommt. Zwar, Schlachten werden nicht geschlagen hier und alle ‚Ismen' treffen sich bei Plückebaum sozusagen auf neutralem Boden, titellos und ohne Waffen. Dafür aber hat er die Einsamkeit zäher und ebenso besinnlicher Arbeit. Die Türen zur lauten Welt fallen geräuschlos zu; um ihn ist es wie stille Weihnacht.

Man kann bei ihm den Künstler nicht vom Menschen trennen. Dies hat er gemein mit allen Beglückten seines feinen, bescheidenen Formats. Plückebaum gehört zu den Menschen, die ohne gewaltige Erschütterungen, ohne brennende seelische Zerwürfnisse groß wurden. Richtschnur allein bleibt einzig das Gefühl. Und das allerdings antwortet denn auch mimosenhaft fein wie eine Kompaßnadel bei den leisesten Erschütterungen.

Über seine Jugend — er wurde 1880 in Düsseldorf geboren, wo er heute noch lebt — lachte gleichermaßen die launische Rheinsonne wie die heitere Gleichmäßigkeit stillsorgender Elternliebe. Mutter und Vater, auch vom Rhein, waren gut katholisch. Man könnte über sein Leben das gleiche Motto



Am heiligen Abend

Schwärmerei und Wirklichkeit. Gemälde

setzen, wie Richter es vor seine ‚Lebenserinnerungen eines deutschen Malers' stellte, jenen Satz aus ‚Wilhelm Meister': „Große Gedanken und ein reines Herz, das ist's, was wir uns von Gott erbitten sollen." Zwar mußte man kraxeln im Hause Plückebaum, aber das bißchen Not vermochte doch niemals die schöne Idylle rheinischer Sorglosigkeit ernstlich zu stören. Wie eine Eichendorffsche Novelle fließt sein Leben dahin; alle finsteren Wellen brechen an seiner hellen Kindheit. Zudem hat der kleine Plückebaum ein krankes Bein. Er kann nicht tollen mit den Kindern der Straße, er darf nur aus der Ferne lächeln über all die Streiche der anderen. Und so hüllt gleich von Beginn her eine leise, besinnliche Wehmut alles zu Grelle und Nahe keusch und lieblich ein.

Es war eigentlich wie selbstverständlich, daß der Vierzehnjährige den feinen Beruf eines Vergolders ergreifen sollte. Er kommt zu einem Kirchenmaler in die Lehre. Geld ist keines da; es gilt ein braves Handwerk zu erlernen. Kleine Madonnenaltäre muß er jetzt vergolden helfen und darf Engelchen die silbernen Flügel malen und Putten zeichnen. Eine Welt des Kleinen, Lieblichen, Zarten baut sich um ihn auf. Es paßt alles so ganz und gar in die Religion und Tradition seines Elternhauses hinein. Und Meister Lochners Altarbild des Kölner Doms scheint unwillkürlich wie eine farbige Illustration zu dieser äußerlich schweren, innerlich leichten rheinischen Jugend.

Denn daß er nicht ins Süßliche fällt, dafür sorgt schon die bürgerliche Not des Alltags. Dafür sorgt schon der gesunde Humor der geborenen Düsseldorfer Jungen, die nicht umsonst an Ort und Stelle ‚Düsseldorfer Radschläger' heißen. Er muß sehen, auf eigenen Füßen weiter zu kommen, und nimmt bescheidenen Abendunterricht bei einem braven und harmlosen Lehrer. Öfters muß er aussetzen, denn immer reicht das Geld



Kinderbildnis. Gemälde

nicht, und die Geschwister wollen auch leben. Sieben Jahre geht das so fort. Die harsche Welt da draußen scheint schon längst nimmer so goldig bemalt wie die zierlichen Madonnenaltäre seiner Jugend. Aber was Traum scheint, wird allmählich gewollte Wirklichkeit: der junge Plückebaum gewinnt die für ihn bezeichnende Einstellung auf das Innige und Zarte. Er malt auch schon kleine Bildchen mit einem ganz auffälligen und geschickten Blick für das Interieur. Die Feinheit seines Empfindens entzückt schon ebenso wie die erstaunliche Einfachheit des Eindrucks, die wie bei Spitzweg rein äußerlich auch durch das kleine Format noch besonders verstärkt scheint. Und also beschickt er als Einundzwanzigjähriger eines Tages sogar kühn und für ihn selber unglaublich frech ein Preisausschreiben. Bekannte Leute gewinnen zweite und dritte, er selber, gänzlich und plötzlich aus dem Verborgenen auftauchend, den ersten Preis. Tausend Mark, im Jahre 1901 eine ganz fabelhaft hohe Summe für einen jungen Kunstschüler!

Also geht er zur Düsseldorfer Akademie; es war ja eigentlich auch nur ein Schritt um die Ecke. Peter Janssen und Gebhardt werden seine Meister. Aber wie sollen sie aus einem Mörike einen Shakespeare machen oder aus Plückebaum, dem kleinen, tüfteligen, einen Maler ‚großen Stils‘? All die blühende Phantasie eingeengt in die Dogmen strenger Akademiebegriffe, das konnte von vornherein nicht gut ausgehen. Immerhin, fünf Jahre lang gibt man sich redlichste Mühe mit ihm. Bis der Bogen springt. Eine tolle Krisis beginnt bei Plückebaum, die einer Verzweiflung nahekommt: Bin ich nun überhaupt etwas wert oder nicht? Man muß den damaligen Kurs der Düsseldorfer Akademie kennen, um zu ahnen, wie unglücklich, wie geradezu erbärmlich die liebenswürdige Art Plückebaums sich vorkommen mußte. Man übersah den fremden Zauber seiner früh offenbarten kleinen Eigenart und glaubte mit billigem Recht, alles über denselben Leisten schlagen zu dürfen. Der Widerstreit von Eigenart und Autorität führte auch hier wieder einmal einen Kampf auf Tod und Leben.

Kurz, das scheinbar Unmögliche wird gewagt: Plückebaum stellt aus — ohne



Studie zu den ‚Königskindern‘

Erlaubnis seines Lehrers. Es war im Jahre 1906, und die Entscheidung mußte jetzt fallen: Entweder — oder! Zudem war das Geld alle. Was hatte ein nutzloses Weiterstudium für einen Zweck, wenn man ebenso gut ein tüchtiger Handwerker werden konnte — also. Aber es kam, wie es kommen mußte: auf der einen Seite brüske Entlassung aus der Akademie, auf der anderen ein Riesenerfolg beim Publikum. Bilder stellte er aus mit dem Titel ‚Wächter vor Dornröschens Schloß'. Wer wagte denn überhaupt damals so etwas noch zu malen?

Plückebaums kleine Bilder geben keinem Rätsel auf. Der Kunsthistoriker braucht nicht in dem gelehrten Kram seiner anstudierten Erkenntnis zu grübeln, und das ‚Publikum' sieht Bilder, lieblich und schön! Solche Bilder müssen früher schon einmal und irgendwann gemalt worden sein. Man kennt sich wieder wie bei guten Bekannten. Vertrautes aus der Kindheit wird wach, und auf einmal scheint die Welt wieder duftig und sonnig. Man kann sich auch ausruhen dabei und nimmt doch etwas mit nach Hause, was in der Erinnerung daran sogar den Werktag noch zufrieden macht. Wie bei Ludwig Richter. Man kann sich nicht satt genug sehen an solchen Bildern und ‚versteht' diese ideale Primitivität und Schönheit sogar auf den ersten Blick. Alles ausgemalt, sauber und peinlich, Harmonie — Harmonie! „Drum, weil das Leben oft so grob ist, wollen wir, wenn wir Kunst machen, uns die Welt so aufbauen, als ob es der Himmel selber wär'," sagt ja Plückebaum und lächelt nur.



Meiner liebsten Frau. Radierung

Helle, ungehemmte, duftigste Poesie war in seinen Bildern und Märchenmotive dazu. Der Erfolg also, auch der materielle, war durchschlagend und einstimmig und ermöglichte Plückebaum, zum erstenmal nach Italien zu gehen.

Florenz, Fiesole sind das Ziel. Unendliche Anmut tut sich auf, die Welt schwimmt in Gold und Blau. Eine schwärmerische Unregelmäßigkeit nimmt Besitz von ihm, durchrüttelt ihn wie einen Fieberkranken. Künstlerische Flegeljahre. Und den sie befallen in dieser Art, den nennt man in Plückebaums Vaterstadt ‚ene poetische Flabes'. Er flüchtet zu den Franziskanern in



Wo ist der Weg nach Bethlehem? Radierung

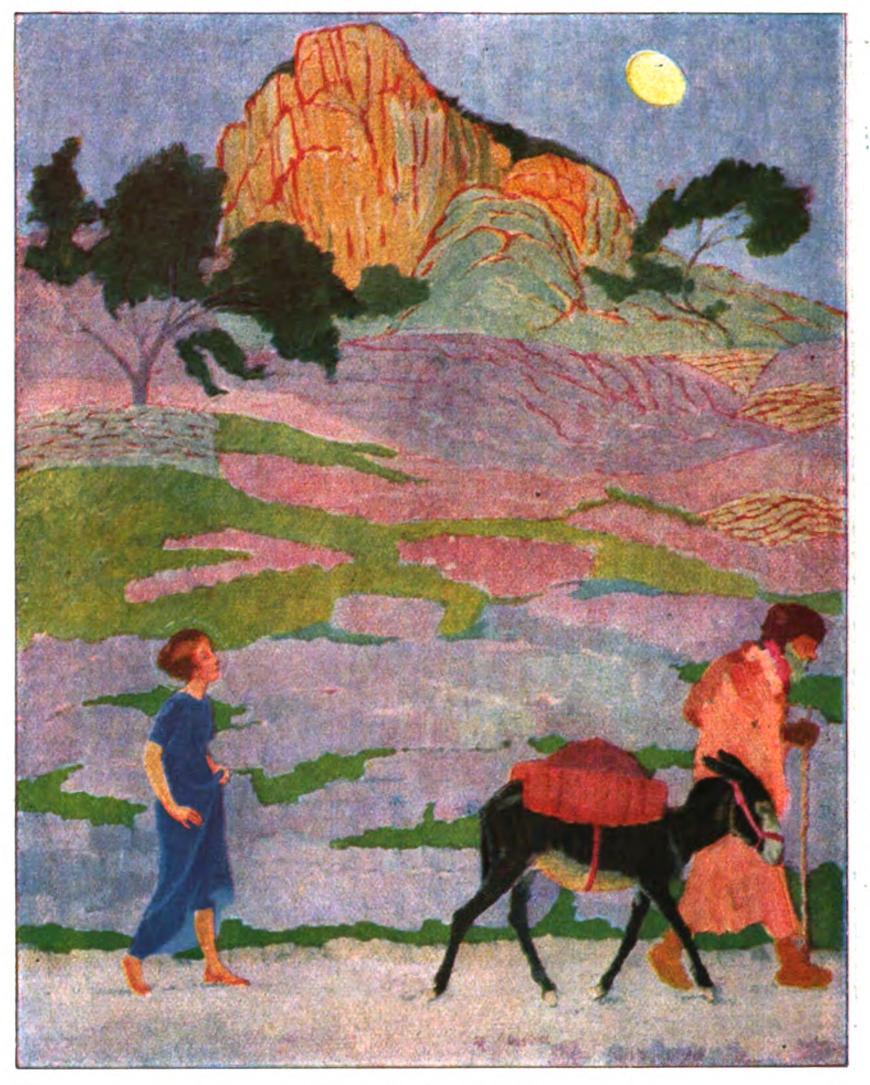


Selbstbildnis. Gemälde

Fiesole, lebt mit ihnen, nimmt teil an ihren Freuden und Kämpfen. Er arbeitet viel, macht Porträtstudien — der fein gestrichelte ‚Junge Mönch aus Fiesole‘ stammt aus dieser Zeit —, und malt endlich auch Fresken in der armseligen Kapelle San Francesco zu Häupten von Fiesole. Die innere Unruhe und Zerfahrenheit brennt ihm unter den Nägeln: er weiß nicht aus noch ein. Schon trägt er die Kleidung der Brüder, der Weihrauch duftet, des heiligen Bruders Franz göttliche Armut leuchtet, ein Schritt weiter nur, und ihn hielte ein ewiger Klosterfrieden fest. Aber zwei Naturen streiten in seiner Brust und in seinen Bildern der damaligen Zeit. Die eine, die sich wohlig und nur zu gerne unterkriegen lassen möchte von all der Schwärmerei, die andere, die in gesundem, nüchternem Instinkt sich aufbäumt dagegen und mit Händen und Füßen in der Wirklichkeit stehen will. Plückebaum, der lieber alles andere als ‚interessant‘ sein möchte, stiehlt sich, als es anders nicht mehr gehen will, bei Nacht und Nebel einfach fort, d. h. er geht, um drunten in Fiesole Einkäufe zu besorgen, und kehrt nicht wieder zurück.

So ganz einfach und unromantisch war die Lösung, und in bezeichnender Weise entstand das duftig zarte Liebeswunder der ‚Königskinder‘, deren erste Studie hierzu man hier abgebildet findet. Der „Kunstverein für die Rheinlande und Westfalen“ kaufte nachher dieses Blatt und machte so zuerst den Namen des jungen Plückebaum weitesten Kreisen bekannt, indem er es als Jahresgabe verschickte (in V. & Kl.'s Almanach 1908).

Ist es wiederum in seinem Leben nicht genau so wie weiland bei Ludwig Richter,

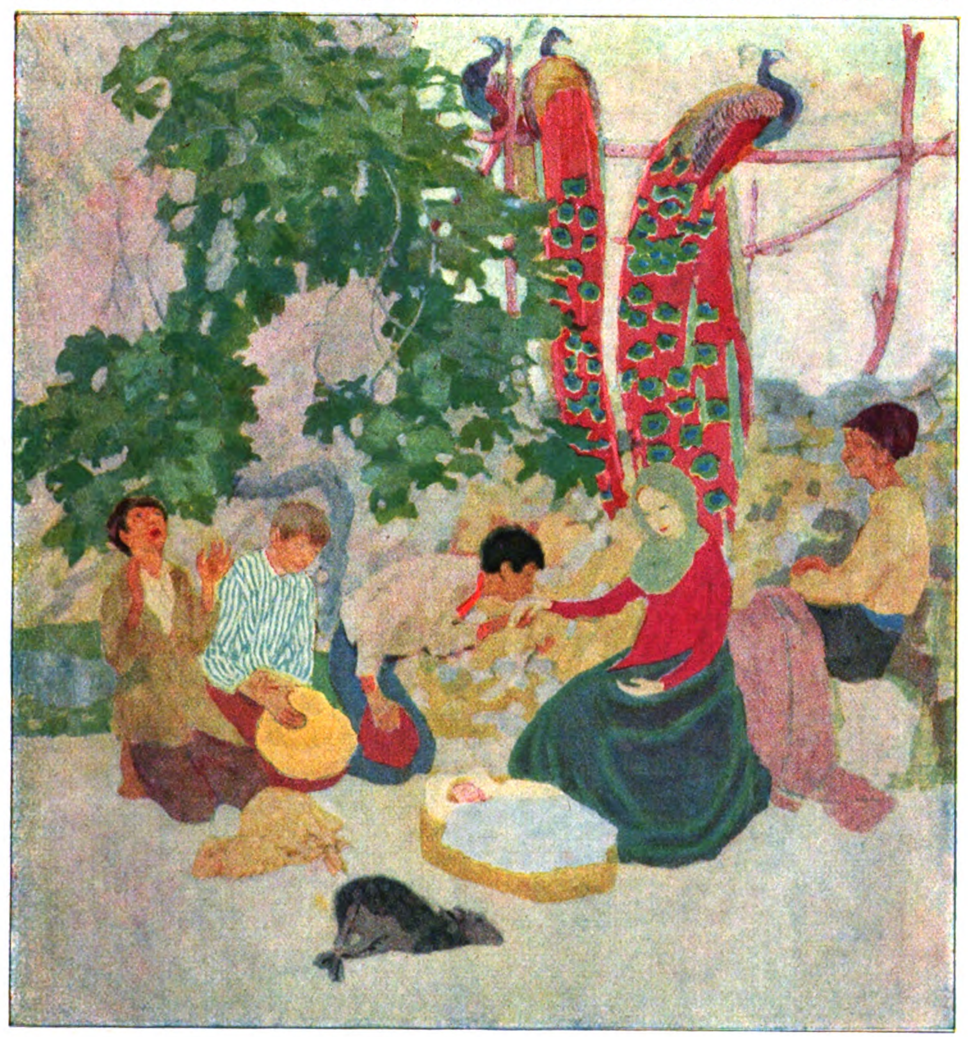


Aus Süditalien. Gemälde

da dieser in seinem römischen Atelier als erste Landschaft ausgerechnet den deutschen Watzmann malt? Der ganze Schwarm, alle berauschenden Eindrücke der ersten italienischen Reise Plückebaums liegen über diesem Bild der ‚Königskinder'. Und wieder ist es ein Zeichen dafür, daß der Mensch vom Maler Plückebaum nie zu trennen ist. Nur deshalb können und konnten seine Bilder stets diese selige, lächelnde Harmonie bilden: er malt immer Bekenntnisse, Selbstbiographie. Deshalb ist seine Kunst und wie selbstverständlich auch seine Technik so rätselfrei und schlicht. Denn immer steht er sich selbst ja Modell. Oder ist es wer anders als Plückebaum selber, der einsame junge Mensch auf der Burgzinne der ‚Königskinder'? Im leuchtendsten Rot der Liebesfarbe gekleidet, trinkt er förmlich alle Weite in sich hinein, sich verzehrend nach ‚dem anderen'. Und dieses andere, ist es Liebe, ist es Heimat?

Bei Plückebaum war es Heimat, und er kehrte zurück an den Rhein. Außer seinen Studien hatte er noch mehr mitgebracht: seine Vorliebe für das Kind, seine Vorliebe für junge Tiere, seinen Blick für alles Humorvolle, in dem sich nur zu gern Wehmut, Leid und Glück verstecken mag vor tastenden, neugierigen Menschenhänden. Aber nimmer lange hält es ihn daheim. Der nie zu stillende Wandertrieb des Rheinländers heißt ihn wieder die Sachen packen, und nach drei Jahren fleißiger Rast geht es diesmal an Fiesole und den damit verknüpften Erinnerungen vorbei nach Süditalien.

Walter Ophey ist jetzt bei ihm. Und so



Anbetung der Hirten. Gemälde

tief heute der Gegensatz zwischen beiden auch scheinen mag, damals arbeiteten sie zusammen, auf das gleiche Ziel steuernd, fieberhaft suchend die ‚neue' Technik wie weiland der Ritter der Romantik seine blaue Blume. ‚Anbetung der Hirten' und ‚Aus Süditalien' stammen aus jener Zeit. Und daheim in seiner stimmungsvollen Düsseldorfer Behausung hat er noch mehrere andere Sachen dieser Art hängen, alle ganz auf fließendes Licht eingestellt. Heute nur noch Erinnerung, nicht Entwicklung. Die Bilder sind leicht zu erkennen und zu ergründen, äußerlich und innerlich. Es kam eben damals nur auf die Farbe an, und Rhythmen und Klänge wurden gleichsam symbolisiert. Etwas erkennbar Tastendes liegt darüber, und die zweite künstlerische Krisis mußte unter diesen Umständen mit innerer Naturnotwendigkeit kommen. Plückebaum war in Gefahr, sich vor lauter Äußerlichkeiten innerlich selbst zu verlieren. Er steht plötzlich vor jener inneren Erkenntnis, die Ludwig Richter, nachdem er sie gefunden, irgendwo so umschreibt: „War nicht Feld und Busch, Haus und Hütte, Menschen wie Tiere, jedes Pflänzchen und jeder Zaun und alles mein, was sich am Himmel bewegt und was die Erde trägt?"

Und zum zweiten Male siegt der gesunde rheinische Instinkt: er fährt kurzerhand und geradewegs nach München. Da geht sein Blick hell auf, und Schleier fallen. Da ist sie wieder, rein und unverfälscht, die Verbindungslinie zu den Madonnenaltären seiner Jugend: er vertieft sich ernstlich in das beseligende Studium alter Meister. Und heute noch nennt er sie stolz und ehrlich seine Vorbilder. Die alten Holländer besonders tun es ihm an, und er ist auf nichts so stolz als auf den kleinen Besitz alter Meister, den

er selbst sein eigen nennt. Hier in München guckt und malt er sich wahrhaft gesund. Eine Welt für sich tut sich auf und sucht nach Vertiefung. Und das ist jene unbestimmbare Welt der Märchen und Wunder. Wo alles hineinpaßt, nur nicht das vielfach Ungesunde, Krankhafte der heutigen Zeit. Und im Hinblick auf das Erreichte lernt er sich bescheiden, lieber eine gute Zwei für sich zu beanspruchen, als eine fahrige, wechselnde, immer ängstliche Eins sein zu wollen. Er lernt in München mit den Vorbildern seine Grenzen kennen.

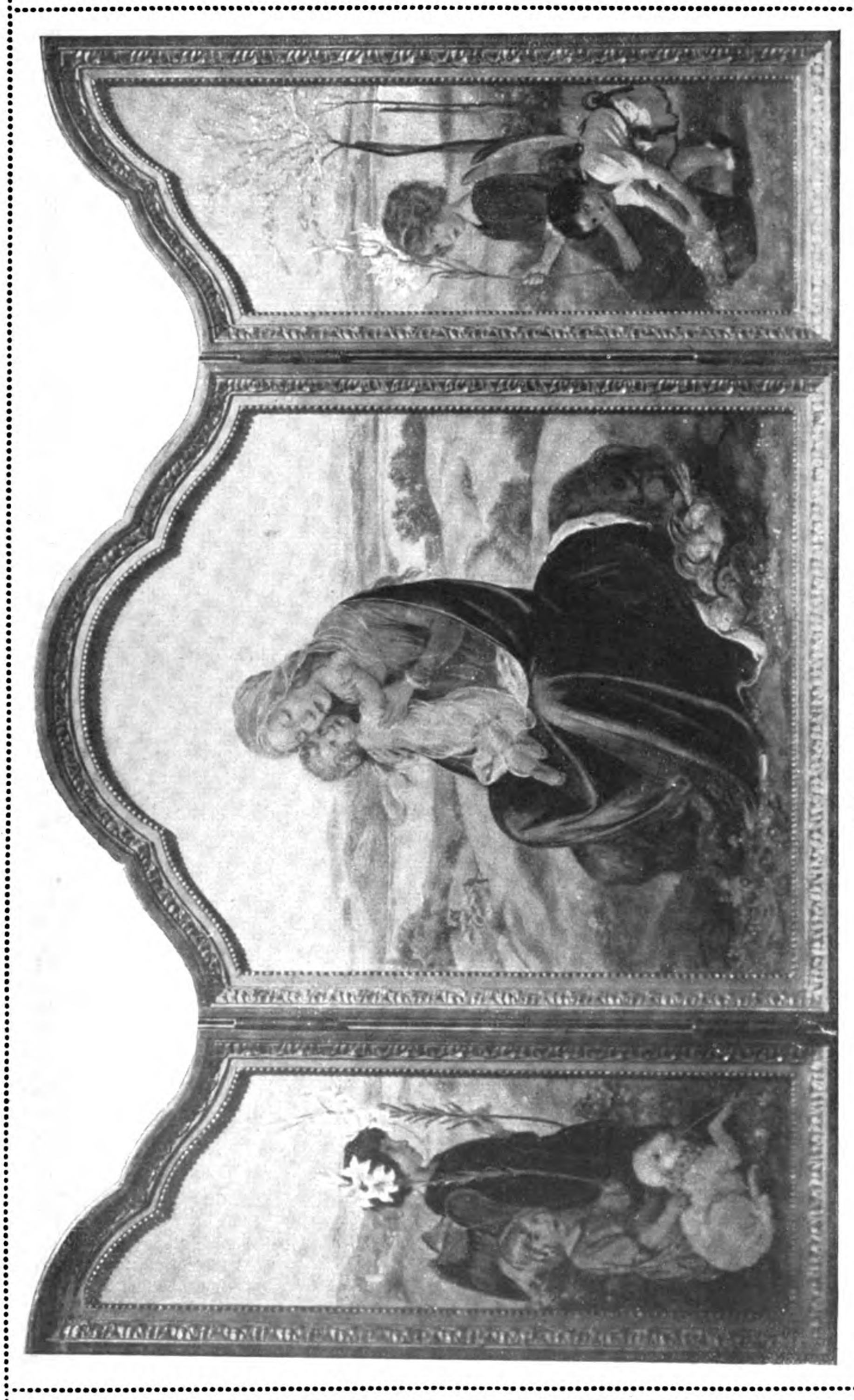
Die ersten gelungenen Kinderporträts entstehen jetzt, wie er sie später bis zur Vollendung gemalt hat. Und dies ist seine Entwicklung, wenn man bei ihm in diesem Sinne davon sprechen darf, daß seine entzückend leichten Kinderporträts nicht zur eitlen und hohlen Technik erstarren. Er hat sich bis auf den heutigen Tag jene Leichtigkeit individueller Auffassung behalten. Zwar herrschen die lieblich heiteren Farben immer wieder vor und immer in gebrochenen, unendlich zarten Halbtönen, Aprikosenfarben. Die ‚Engelchen in Mohnblumen' sind Beispiele dafür, ‚Marieluise' auch. Hier gibt es keine Tradition im Sinne der Akademie; man merkt überall nur den fleißigen Autodidakten, der in der Hauptsache auf das horcht, was seine frohe Kinderlaune ihm eingibt. Und ist dies alles nicht die Farbe der Jugend, jeder schwellenden und reifenden Knospe?



Unterwegs. Gemälde
(Mit Erlaubnis der Photographischen Gesellschaft, Charlottenburg)

Oder die Art, wie er einem Kinde die Puppe in die Hand malt, trotzig das eine, zärtlich hingebend das andere. Immer ein richtiges kleines Menschenkind, das sein ganzes Leben in Händen trägt und das dem Beschauer gleichsam auf den ersten Blick hin offen und treuherzig alles zu erzählen scheint.

In dieser Münchner Zeit auch lernt er seine Frau kennen, Meta Weber, die ebenfalls Kinderporträts malt. Er hielt es für das Vernünftigste, „seine Konkurrenz" zu heiraten, wie er gerne schmunzelnd erzählt. Seine schwärmerische Veranlagung hatte doch jederzeit einen guten Schuß solider Selbstkritik und echten Verantwortungsgefühls. Er brauchte damals ebensogut eine verstehende wie energische Hand, die ihn führte. Diese zwei lieben Menschen trafen sich in einer völlig gleich gestimmten Welt. Was Wunder, daß es einen guten Klang geben mußte? Und soweit ging die Zweieinheit, daß Meta und Karl Plückebaum zeitweise ihre Bilder sogar zusammen malten. Das liebliche ‚Kinderbildnis' ist eine Probe davon. Und es fiele auch dem aufmerksamsten Besucher schwer, diese Einheit zerlegen zu wollen. Wenn auch heute wieder beide getrennt ihre Bilder malen, so bedeuteten diese Arbeiten doch zum mindesten auch für Plückebaum selbst wieder eine Zeit angespannten Studiums. Galt es doch meistens, das von Frau Meta gemalte Porträt in eine bestimmte und dem



Madonnenaltärchen. Gemälde



Schlaraffenland. Gemälde

Porträt durchaus eigene, individuell angepaßte Landschaft zu komponieren. Diese Aufgabe gerade ist hier wie dort meisterhaft gelöst.

Plückebaums Eigenart beleuchtet nichts so wie sein inniger Humor und seine durchtränkte Religiosität, die völlig frei von aller Enge sich unaufdringlich ausspricht. Wieder ist man versucht, Richters ‚Tagebuch' zu zitieren, wenn er da unter dem 25. Dezember 1870 schreibt: „Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden — beides möge doch volle Wahrheit werden! Die Ihn aber aufnehmen, lebendig und wahrhaft, im Herzen und im Leben waren immer nur wenige, und bei ihnen wird das Wort stets seine Erfüllung finden." Da ist so ein kleines, farbiges Bildchen, es ist eines seiner neueren aus dem Jahre 1919, benannt ‚Am heiligen Abend'. Das Christkind hält Rast mit einem Engel. Schneeflocken wirbeln, alles ist wie hinter einem Tüllschleier, und nur der ulkige Zwergesel sieht einen so rührend an, als wolle er um einen Regenschirm bitten. Eine unendliche Innigkeit strahlt aus diesem zeitlos einfachen Bildchen. Die ganze, große, laute, verrückte Welt von heute muß sich schämen davor, und wer nur ein klein wenig selige Kindlichkeit sich bewahrt hat, wird tief im Herzen jung und froh.



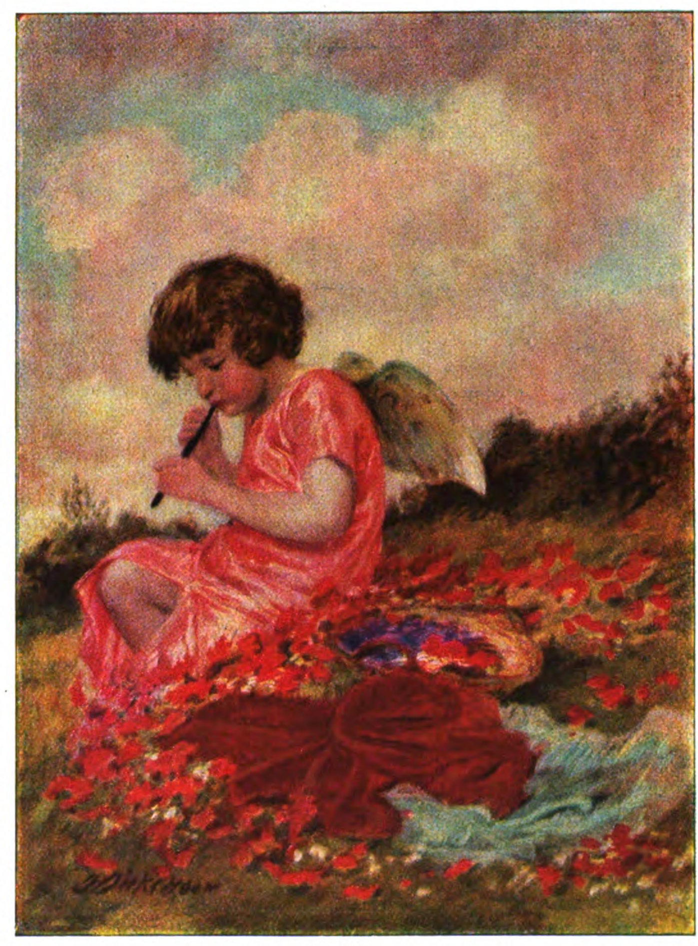
Junger Mönch aus Fiesole
Studie

Ludwig Richter kann immer wieder bei Plückebaum genannt werden, dem einen schadet es so wenig wie dem andern. So mag es nicht uninteressant sein zu wissen,

daß es eine kleine, wundervoll zarte Tafel von Plückebaum gibt — seine Bilder sind meistens auf Holz gemalt — mit dem Titel ‚Nach einem Holzschnitt von Ludwig Richter'. Es stellt den bekannten Knaben auf der Rast dar, liegend unter einem Rosenstrauch. Dies ist wahrlich nicht aus Mangel an eigenen Motiven entstanden, nur in Verehrung für diese leise Kunst Richters in noch leisere Farben übersetzt. Wie ein Musiker die Melodie zu einem verwandten Vers erfindet. Beide, Richter und Plückebaum, sind aus demselben Holz.

Und Spitzweg dazu. Und doch ist jeder der Eigene und Selbständige. Zum Vergleich sind sie da, nicht etwa zu abhängigem Vorbild. Carl Spitzweg hat Satire und Plückebaum Humor. Spitzweg ist mehr bürgerlich, Plückebaum nur innig. Aber in einem treffen sie sich: in der oft übermütigen Laune ihrer Motive. Man braucht nur Plückebaums ‚Schlaraffenland' zu sehen, oder besser noch die Entstehung seines köstlichen Bildes ‚Schwärmerei und Wirklichkeit' zu kennen. Denn ein Künstler wie Plückebaum malt ja immer Selbstbiographie. Schon einmal wurde es gesagt. Und dieses Bild entstand nach einer größeren Hamburger Ausstellung. Plückebaum war von einem Kritiker hart angegriffen und bös verrissen worden. Ihm hatte jegliche Art Einstellung zu des humorvollen Sinnierers prachtvoller Naivität gefehlt. Plückebaum aber sah roh sein Herzlichstes in den Dreck gezogen. Wieder einmal stolperte die Schwärmerei über das hinterlistige Bein der Wirklichkeit. Wieder einmal auch streiten da in seiner Brust die beiden Naturen, die eine, die sich unterkriegen lassen will, die andere, die sich aufbäumt dagegen. Tagelang weicht der Alp nicht. Das ewig Gleiche in jedem Künstlerleben setzt seine peinigende Folter an das künstlerische Gewissen: hat die Kritik nun recht oder die innere Stimme? Bis er sich dieses Bild von der Seele malt. Und weggeblasen ist aller Ärger, und Gottes schöne Welt ist wieder schön und sauber. Wie kann sich einer köstlicher rächen? Oben ein junges Paar, im Mai des Lebens, traum- und liebesversunken im Anblick der Natur, die alle Liebe auszuströmen scheint wie im Duett zu der eigenen Stimme des Herzens. Achtlos ist der Blumenstrauß zur Erde geglitten, dieses Pfand zarter Huldigung. Da springt ein Faun herzu, boshaft und aufgebracht von all dem Liebesgirren, das er belauschen mußte — na, und das Bild braucht keines weiteren Kommentars.

Radierungen gibt es nicht sehr viele von Plückebaum. Ihm liegt die Farbe, nicht der Stift — meint er. Dabei werden wenige graphische Künstler unserer Tage zu nennen sein, deren Stift ein so ausgelassen feiner und jungenhafter Humor zugleich führt. Man sehe nur den Mohren der ‚Heiligen drei Könige'. Das bodenlos dumme Erstaunen im zurückgeworfenen Kopf des Kleinen dazu. Frisch von der Straße aufgelesen scheint der, von einer Düsseldorfer Rheinstraße natürlich, und fast hört man des



Engelchen in Mohnblumen. Gemälde

komischen Mohren fremdländischen Akzent: „Sag' mal, mein Knirps, wo geht denn hier der Weg nach Bethlehem? Kannst du es mir sagen?" — Alle Tore der Kindheit springen auf, und heimwehschwer lächelt der laute Tag.

Plückebaums zierlich bemalte Holztafeln passen in jedes Bilderbuch, in jedes Menschen Hand. Und es braucht nicht untersucht zu werden, welcher ‚Schule' er angehöre. Es wird auch nie beherrschende Zukunft aus ihm herauszulesen sein, nur ein stillbeglückender Sonntag, eine rechte Weihnachtsstimmung.

Rothenburg hat er entdeckt, wie Spitzweg es entdeckte, nur daß Plückebaum diese Traumstadt mit den Augen eines Menschen von 1900 sah. Dies ist das Bemerkenswerte und durchaus Selbständige an der Eigenart Plückebaums: er teilt die innere Verwandtschaft mit jenen stillen Meistern des bürgerlichen Humors, nicht die äußerliche. Da ist er ganz Mensch von Fleisch und Blut unserer Zeit und hat es doch fertiggebracht, sich das Hauchzarte seiner Schöpfungen ureigens und wieder von neuem zu bilden. Bedeutungsvoll aber ist: seine Fröhlichkeit stellt nicht Weltflucht dar, sein Humor fließt aus der inneren Qual des sich Wehrenden, sein ganzes Schaffen wird so durchaus positiv. Und der rheinische Humor ist zudem feiner, ausgeglichener, auch zugeknöpfter als der bayrische.

Ähnlich auch geht es so mit dem Menschen Plückebaum. Er hatte nie Schüler und wird keine Nachfolger hinterlassen. Alles Offizielle ist ihm in der Seele verhaßt. Er ist auch als Mensch mimosenhaft empfindlich gegen die Außenwelt und besitzt gerade deshalb die bezaubernde Lebensbejahung des Zeitlosen in seiner Kunst. So ist er nie ein Spielverderber bei Scherz und Spott im Düsseldorfer Malkasten, jener idealen gesellschaftlichen Künstlervereinigung, deren es in Deutschland keine zweite mehr gibt. Er spielt dort sogar eine ganz hervorragende Rolle bei allen ulkig-festlichen Gelegenheiten.

Naturen wie seine waren immer und werden immer sein, jeder in seiner Art freilich, aber alle gleich innig und einfach und durchsichtig. Die Oberflächlichen und Äußerlichen hasten daran achtlos, sogar geringschätzend und naserümpfend vorbei. Aber die Stillen halten dafür um so seligere Einkehr. Ist hier doch eine Welt sorgloser Kindheit aufgebaut, die in ihrer entzückenden Wahrhaftigkeit beispiellos scheint und die die meisten Menschen unserer Zeit leider Gottes fast nur noch vom Hörensagen kennen.



Marie Luise. Gemälde
(Mit Erlaubnis der Photographischen Gesellschaft, Charlottenburg)

Wo aber Plückebaums Kinderporträts auch hängen mögen und seine kleinen Bilder tolle, verwunschene Märchen erzählen von den Wänden herab, da werden noch Generationen nach uns staunende Menschen beglückt erkennen: hier war einer, der selbst in der schweren Zeit nach dem großen Kriege sein Herz so gläubig halten konnte, daß er noch an Wunder und Märchendinge glaubte, wo andere allein um den Geldsack hüpften und vom tiefen, schönen Sinn des Lebens nichts mehr wußten, als der nackte Tag ihnen gab . . .

Hans im Glück

Roman von Paul Oskar Höcker

(Schluß)

Zu allseitiger Überraschung legte der Leutnant Osterroht gleich nach den Osterkonzerten, deren glücklicher Verlauf ihm so viel Dank und Anerkennung eingebracht hatte, die Leitung des Musikwesens im Kurort nieder. Auf die Anfrage des Gouvernements Antwerpen nach einem garnisondienstfähigen Artillerieoffizier hatte er sich sofort als erster gemeldet und war dahin in Marsch gesetzt worden.

Im Pavillon hatte er sich nicht mehr gezeigt. In der Woche nach Ostern konnte auch Hans Hesse das ‚Gottesäckerle‘, wie er den Blumengarten gegenüber der Kirche getauft hatte, verlassen. Man trug ihn nicht, wie er früher bestimmt erwartet hatte, in einem Gehäuse von sechs Brettern zum Friedhof hinüber, sondern er schritt aufrecht, eingehängt in Dr. Rauchs Arm, an der Kirche vorbei zur Genesungsabteilung, in die ihm nach vierzehn Tagen die beiden Bergleute, seine Leidensgenossen langer Zeiten, folgten.

Hier begann nun eine ganz neue Heilmethode. Man spielte im Freien, man übte allerlei Sport aus, man trieb das Handwerk, das man beherrschte, oder man lernte eines, um sich irgendwie nützlich zu machen. Denn bei den meisten bedurfte es ja noch vieler Monate, ehe sie lebenstüchtig genug waren, um den jetzt so viel schwerer gewordenen Kampf ums Dasein wieder aufnehmen zu können. Ein Sommer kam und ging, ein neuer Winter. Man mußte die Lazarettfaulheit mannhaft überwinden, mußte richtig wieder werken lernen.

Hans Hesse hatte sich gleich seinen beiden Kameraden bei der Gartenarbeit anstellen lassen. Von leichterer Beschäftigung ging es da allmählich zum Hacken und Graben über. Oft rann der Schweiß. Der Oberstleutnant sprach ihn einmal daraufhin an, ob er sich nicht ins Baubüro kommandieren lassen wolle. Für eine fachmännische Kraft wie die seine habe man doch viel geeignetere Verwendung, solang er nicht völlig aus der Kur und der ärztlichen Fürsorge entlassen werden könne. Aber er lehnte dankend ab. Er habe diese Arbeit lieb gewonnen. „Man sieht dabei, was man schafft, Herr Oberstleutnant. Man sät und erntet. Jeder Schaufelstich hat sein bißchen Lohn. Die Natur ist so dankbar.“

Sie hatten sich im Kasino öfters über ihn unterhalten. Dr. Rauch hätte es am liebsten gesehen, wenn der Baumeister zu einer Anstellung kommandiert worden wäre, die ihm den gesellschaftlichen Anschluß an den Kreis der Akademiker ermöglichte. Es war ihm aufgefallen, daß Hesse über keinerlei Geldmittel verfügte, daß er sich — als einer von wenigen — niemals Zuschüsse zu der Verpflegung leistete. Und dann hörte er sogar, daß gegen Hesse verschiedene Pfändungsurteile vorlagen, die nur deswegen aufgehalten wurden, weil für ihn als Kriegsteilnehmer zurzeit noch gewisse Ausnahmebestimmungen galten.

Nur mit großen Unterbrechungen war es Dr. Rauch gelungen, seinen früheren Schutzbefohlenen allein und eingehender zu sprechen. Denn Hesse war ihm ausgewichen. Aber Stück für Stück hatte er ihm doch ein paar dürftige Angaben über seine äußeren Erlebnisse vor dem Krieg entlockt. Das gelang ihm indes erst, als der Briefwechsel, den er eine Zeitlang mit dem nach Antwerpen versetzten Leutnant Osterroht geführt hatte, schon wieder eingeschlafen war.

Nun sollte der Landsturmmann Hesse entlassen werden. Sein Bataillonskommandeur hatte noch dafür gesorgt, daß er das Eiserne Kreuz bekam. Von der ärztlichen Untersuchung, die den Grad seiner Kriegsbeschädigung festzustellen hatte, hing die Höhe der Fürsorgezahlung ab, auf die er künftig Anspruch hatte. „Es ist ein lächerlich geringer Betrag,“ sagte Dr. Rauch zum Oberstleutnant, „wenn man sich vorstellt, daß sein Einkommen vor dem Krieg viele Tausende betragen hat.“ Der alte Militär zuckte die Achsel. „Er war als Gemeiner eingetreten. Was ist da zu tun?“

Dr. Rauch hörte zufällig im Geschäftszimmer, in dem die Entlassungspapiere vorbereitet wurden, daß Hesse sich weder nach Darmstadt noch nach Berlin in Marsch setzen ließ, sondern nach dem im Kreise Wenningstedt gelegenen Dorfe Hellmke, dem örtlichen Mittelpunkt des Wenningstedter Braunkohlenbezirks, aus dem seine beiden Lieblingskameraden, die Brüder Quärengässer, stammten. Er schickte ihm ein Zettelchen und fragte an, ob er ihm die Freude machen wolle, vor seiner Entlassung noch auf einen Schluck Wein und eine Zigarre zu ihm

kommen. Hesse telephonierte darauf im Pavillon an: ob er seine beiden Weggenossen mitbringen dürfe. Selbstverständlich bezog der Arzt daraufhin die beiden Bergleute in seine Einladung ein, obwohl es ihm ja gerade darauf angekommen wäre, den Baumeister noch einmal unter vier Augen zu sprechen.

Und an diesem letzten Abend erlebte er nun Seltsames.

Hesse hatte mit den beiden Bergleuten eine Freundschaft geschlossen, die keinerlei Standesunterschied mehr duldete. Daß sie einander duzten, war selbstverständlich. Aber Hesse schien auch innerlich von allem abgerückt zu sein, was ihn nach Stellung, Beruf und Vorbildung mit der bürgerlichen Gesellschaft verband. Dr. Rauch war verblüfft, von den Plänen zu hören, mit denen sein umhegtester und gepflegtester Todeskandidat nun wieder ins Leben hinauszog.

Als sie in dem hübschen kleinen Stübchen des Doktors um den Sofatisch herumsaßen und der Wirt seinen Gästen die Gläser füllte, nickte Hesse den beiden Kameraden zu und sagte: „Ja, wie Sie uns hier sehe, Herr Doktor, bilde wir eine Art Blutsbrüderschaft. Wir sind alle drei dem Gevatter Tod ein paarmal durchgewitscht, er hat uns nix antun wolle oder könne. Und so habe wir uns verschwore: wir wolle jetzt selbdritt den Kampf auch gegen das Leben aufnehme."

Dr. Rauch hob die Augenbrauen. „Eine politische Verschwörung?"

Hesse lachte. „Politisch werde wir drei uns nie einige. Der Martin steht weiter rechts, der Karl weiter links als ich. Wir habe drum ausgemacht: das garstig Lied Politik wird nit gesunge. Nein, eine Arbeitsgemeinschaft wolle wir gründe. Und heiße soll sie: ‚Der Kamerad'."

Der Gastgeber stieß mit ihnen an und wünschte Glück. Auf eine Erklärung mußte er noch warten. Sowohl Martin wie Karl Quärengässer fühlten sich hier etwas fremd. Aber allmählich gingen sie doch aus sich heraus, erzählten von ihrer Heimat, von den dürftigen Verhältnissen, unter denen sie als Bergleute arbeiteten, von ihrem schlechten Unterkommen, sie beklagten sich über die Kurzsichtigkeit der ländlichen Bevölkerung, auf die sie angewiesen waren wie diese auf sie und mit der sie doch nie so recht auskommen konnten. Das sollte nun alles anders werden: Hesse zog mit ihnen in ihr Dorf! Vielen Kameraden, die noch im Feld standen, hatten sie inzwischen geschrieben und sie darauf vorbereitet, daß sie von nun an einen Führer haben sollten, auf den sie sich blindlings verlassen konnten. Wenn der Krieg vorbei war — die großen Siege an der Aisne ließen ja erhoffen, daß er nicht lange mehr dauern werde —, dann sollten sie nur alle, die anderswo keine Arbeit fanden, zu ihnen stoßen und ihrer Gemeinschaft beitreten. ‚Der Kamerad' hieß sie, weil es in ihr keine Sonderstellung, keine Bevorzugung, nur gleiche Rechte und Pflichten gab. Kohle, Kali und landwirtschaftliche Erzeugnisse brauchte Deutschland nach dem Krieg. Um die zu fördern, bedurfte man vieler Arbeiter. Jeder war daher willkommen, der sich vor keiner Handarbeit scheute. Ob Handwerker oder Studierter, ob Industriearbeiter, Landmann, Handlungsgehilfe oder Kellner: jeder konnte gebraucht werden, sofern er bereit war, Schulter an Schulter mit dem Kameraden zu arbeiten. „Wie's im Felde draußen war," sagte Martin Quärengässer; „da haben wir ja auch im Dreck nebeneinander gestanden, gebuddelt und geschanzt, und keiner hat gefragt, ob der Nachbar ein Professor oder ein Pflästerer war."

Der Doktor war nachdenklich geworden. „Ein großer Plan," sagte er. „Aber wie das Unterkommen schaffen, wenn sie nun in hellen Haufen anrücken? Denn zuerst wird's doch überall eine arge Arbeitslosigkeit geben. Es muß sich nach dem Krieg alles erst sachte wieder ins Geleise finden. Und Sie sagen doch selbst, Ihre Behausungen dort im Braunkohlengebiet sind so erbärmlich."

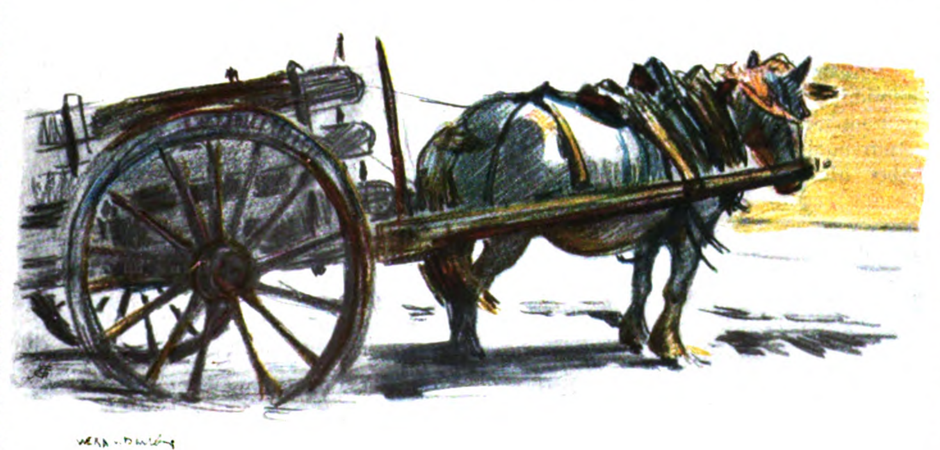
Die Bergleute sahen den Baumeister siegessicher an. „Da haben wir keine Bange mehr."

Hans Hesse sagte: „Anfangs wird's freilich nix anders gebe als ein Kampiere in Baracken. Aber das hat der Soldat da drauße ja gelernt. Und es soll nit lang dauern. Wir *bauen*. Jeder Arbeiter soll sein eigenes Heim auf eigener Scholl' kriegen. Einer hilft dem andern. Mit einem Stückche Boden wird angefange. Der Ortsvorstand gehört mit zu unserm Bund. Er hat schon ein paar Bauern dazu gekriegt, daß sie einen Streifen Land hergeben. Der Vorteil für sie: Arbeitskräft' aufs Land herausbekommen!"

„Alles wunderschön," sagte Dr. Rauch, schon ganz voll Eifer. „Ich kann mir auch denken, daß es viele aus der Stadt herauslocken wird, wenn sie davon hören, bei Ihnen gibt's nicht nur Arbeit, sondern auch die Möglichkeit, mit Kameradenhilfe ein eigenes Häuschen, mit etwas Acker- und Gartenland natürlich, aufzurichten. — Aber Millionen Männer müssen nach dem Krieg untergebracht werden, bedenken Sie, die

Aus der Studienmappe von Wera von Bartels





können Sie doch nicht alle im Kreise Wenningstedt ansiedeln?"

„Es soll auch nur ein Beispiel sein," sagte Hesse, „ein bescheidener Anfang. Ob sie's anderwärts nachahme — das ist nit unsere Sach'. Wir sind schon zufrieden, wenn's bei uns klappt."

Der Rest der Gläser wurde auf die junge Siedlungsgesellschaft ‚Der Kamerad' geleert. Dr. Rauch begleitete die drei Genossen dann nach dem Genesungsheim. Den Baumeister hielt er nach herzlichem Abschied von den beiden Quärengässer noch zurück. Sie wanderten zusammen um die Kirche zu den Anlagen, deren Promenade von Bogenlampen erleuchtet war. Oftmals blieb der Doktor stehen. Er konnte sich noch immer nicht recht in die Vorstellung finden, daß ein Baumeister mit so weitbekanntem Künstlernamen, ein Mann zudem, der viele Jahre an ein luxuriöses Leben gewöhnt war, sich nun mit einfachen Bergleuten und Arbeitern zusammenspannen wollte, um in engstem Bezirk zu wirken: er, der das berühmte Schwarza-Sanatorium errichtet, der das Wallensee-Neubad gebaut hatte, jede dieser Schöpfungen ein Stilwerk aus einem Guß.

Hans Hesse hatte die graue Feldmütze abgenommen und ließ den Abendwind über sein grauweiß gemischtes, noch immer dichtes, kurzverschnittenes Haar streichen. „Es kommt für jeden im Leben die Stund', lieber Herr Doktor, wo er einsieht, daß es nit nur nützlicher sondern auch schöner ist: Hütten zu bauen statt der Paläste."

Ein Weilchen schritten sie sinnend weiter. Dann begann der Doktor wieder: „Ich habe Sie wohl oft mit meinen Fragen geplagt, lieber Herr Hesse. Aber es war nicht rohe Neugier. Der Oberstabsarzt, der ja auch ein Darmstädter ist, wie Sie wissen, der erzählte neulich, in der Residenz hätten Sie geheißen: der Hans im Glück. Bis auf den einen plumpen Schicksalsschlag ist Ihnen doch auch wirklich alles geglückt. Nun ging es Ihnen da in der Schweiz wieder so glänzend. Sie lebten in junger Ehe — und alle Welt sprach staunend von Ihrem neuen Werk. Ja, mein Gott, wie kam das nur, daß Sie da aus all dem Sonnenschein so plötzlich wieder hinausrannten ins Ungewisse — ins Feld zogen, wo nichts Sie verpflichtete ... Sie nehmen mir doch die Frage nicht übel, Herr Hesse?"

„Bewahr'. Nein, nein. Ich hab's ja oft gemerkt, daß sich der ein' und der ander' an den Kopf griff und sich gefragt hat, wie das möglich war. Ich kann's auch nit so mit kurzen Worten klarmachen. Denn wer glaubt, daß ich damals glücklich war, der wird mich ja nie verstehn. Ich war's nit, lieber Doktor. Es war nur ein geborgtes Glück. Der Gläubiger stand immer hinter mir. Das war eine schwere, böse Schuld ... Ach, die Geldschulden, die sie von mir eintreiben wollen, die mein' ich nit. Schelm, der mehr gibt, als er hat. Nein, nein. Wo ich ging und stand, ist mir die Schuld an dem Unglück von damals gefolgt. Ich hab's vergessen wollen, durch Fleiß überwinden, durch neue Arbeit. Es hat nichts gefruchtet. Überall, überall hab' ich sie gesehn. Wenn ich meiner Frau in die Augen gesehn hab', dann stand da die Anklag' drin. Drum mußt' ich weg von ihr. Eine neue Umgebung suchen, schrie's in mir, ein neuer Mensch werden. Und so riß ich ein neues Glück an mich. Ein holder Rausch, um zu vergessen. Aber es kroch doch wieder hinter mir drein. Und in den neuen Augen las ich wieder die alte Schuld. Und gefürchtet hab' ich mich, Doktor, gefürchtet, daß ich von dem jungen Wesen, dem sie das Leben hat geben wollen, später einmal dieselbe Anklag' würd' hören müssen wie von meiner kleinen Ruth ... Da kam mir der Krieg grad recht. Unter den Millionen Toten, die's jetzt gibt, werden die Stimmen von den paar armseligen Opfern, die ich auf dem Gewissen hab', doch nimmer zu hören sein, sagt' ich mir. Und so zog ich mit hinaus. Aber sie haben in der Nacht, im Feuer, immer und immer wieder zu mir geredet. Und ich hab' sie hören müssen. Sterben! Erlöst werden! Das war mein Gebet. Aber es hat mich keine Kugel gewollt. Bloß ein Brief von meinem Schwager hat mich gefunden, der tückischer war. Bei einer unglücklichen Frühgeburt sind die Frau und das Kind geblieben. Und der Schwager — er mag sich's in seinem ersten Schmerz nit so überlegt haben — der hat die Schuld an allem mir aufgepackt, ganz allein mir. Nit, daß sie zart und kränklich war und vielleicht unvorsichtig, auch leichtsinnig —, nein, ich hab' sie in den Tod getrieben ... Da hat's dann in der Nacht drauf den Übergang über den Fluß gegeben, es hieß: Freiwillige vor. Nur junge Leut' sollten's sein, mich wollten sie zuerst nit. Aber was hätt' mich denn halten sollen ... So bin ich Ihr Patient geworden, Doktor. Oft hab' ich mich gefragt, ob Sie's denn wirklich gut mit mir meinen. So immer besorgt um mich, daß mich's nur ja nit kriegen soll, Ihr Totenäckerle. Ein Tränklein, dacht' ich, in einem Schöppche Malaga, nach dem man gut schläft und nimmer erwacht, das wär' jetzt ein rechter Seelsorgerdienst! — Aber hernach haben Sie mir die beiden Quärengässer



In der Reitbahn. Gemälde von Prof. Angelo Jank
(München, Glaspalast-Ausstellung 1920)



als Nachbarschaft angewiese, den Martin, den Prachtkerl — und seitdem lockt mich's doch wieder, zu leben. Ich seh' noch eine Aufgab' vor mir. Nit für die Reichen und für die Verwöhnten schaffen — nein, für die Ärmsten, die Allerärmsten, für die, an die ich noch eine Schuld abzutragen hab'."

Auf der stillen Promenade, die vom Bogenlicht weiß übergossen war wie von Mondschein, war er stehen geblieben und hatte mit dem Stock in den Kies gezeichnet. Noch eine Weile zeichnete er weiter, als er verstummt war. Auch der Landsturmarzt schwieg. Nun begriff er erst ganz das Wort, das der Baumeister vorhin gesprochen hatte: für jeden komme die Stunde, wo er einsehe, daß es nicht nur nützlicher sondern auch schöner sei, Hütten zu bauen statt der Paläste.

Sie schritten weiter, wieder der Kirche und dem Genesungsheim zu. Es war Nacht geworden, die letzte Nacht, die Hans Hesse als Soldat verlebte. Am Tor verabschiedete sich Dr. Rauch von ihm.

„Wenn Sie eine Schuld abzutragen hatten, Herr Hesse," sagte er, seine Hand festhaltend, „dann ist sie längst gesühnt. Ihr neuer Plan kommt auf ein neues Konto — auf die Guthabenseite."

„Ja, wenn's glückt."

„Nicht der Erfolg adelt das Werk — die Absicht."

Hesse lächelte. „So zieht man also von Ihne weg: mit gesund reparierte Eingeweide — und mit einem Herz, das so gläubig und reingewasche ist, als wär' man noch einmal der Darmstädter Konfirmand."

„Sie haben Ihren Humor wieder. Gott sei Dank. Gute Nacht, Herr Hesse." Er rief ihm dann noch nach: „Und grüßen Sie mir den Martin und den Karl!"

⌘ ⌘ ⌘

So oft Ruth von einer ihrer Konzertfahrten nach Berlin zurückkehrte, fand sie in der Hohenzollernstraße dasselbe Bild: ihr Annchen hatte Heimlichkeiten, und sie mußte sich daran beteiligen.

Onkel Höschleins beamtenhafte Korrektheit ging allmählich in Knauserigkeit über. Er begann seit den Fehlschlägen im Juli mit einem unglücklichen Kriegsausgang zu rechnen — obwohl er außer sich geraten konnte, wenn seine Nichte oder deren Töchterchen auch nur die Möglichkeit in Betracht zogen, daß man etwa nicht siegen könne. Er vermutete dann gleich wieder den unangenehmen Einfluß des jungen Osterroht, der da in Antwerpen unter allerlei Flaumacher geraten zu sein schien. Ruth hatte dort drei Wochen verweilt, war in mehreren Sinfoniekonzerten aufgetreten und hatte viel in Lazaretten gespielt. Der Gedanke, daß das blutjunge Ding da unter allerlei Etappenvolk herumsaß, ohne eigentlichen Schutz, war ihm äußerst fatal. Er begriff Marianne nicht, die das duldete.

Als er eines Tages dahinter kam, daß seine Nichte am Wirtschaftsgeld Ersparnisse machte, um sie den Hinterbliebenen der Opfer zuzustecken, für die zu sorgen ihr geschiedener Mann gerichtlich verurteilt war, gab es einen bösen Auftritt. Er legte ihr diese Hilfsaktion als eine Art Raub an ihr anvertrautem Gut aus. Und mit der Engherzigkeit, die manchmal das Alter bringt, zugleich auch in einer übertriebenen Angst davor, durch die Verschwendung seiner Nichte zu verarmen, schränkte er das Wirtschaftsgeld noch mehr ein, und er setzte es jedesmal herunter, wenn Ruth durch ihre Konzertreisen als Kostgänger ausschied.

Es war Marianne unmöglich, von ihrem Hilfswerk zu lassen, so unfruchtbar es mit ihren winzigen Mitteln nun bleiben mußte. Für sie war es eben doch eine Gewissensberuhigung. Und je härter sie's ankam, bei den ungeahnt steigenden Preisen noch Ersparnisse zu machen, je raffinierter sie vorgehen mußte, um den peinlich nachrechnenden Onkel Max zu täuschen, desto freier ward ihre Seele. Sie erlebte in diesem tagtäglichen Kleinkrieg die Genugtuung, für den Mann zu wirken, dem ihre Liebe und Treue noch immer gehörte, obwohl er sie verraten hatte.

Einmal kam ein Händler zu ihr, der ihr den Vorschlag machte, ihre alte Wohnungseinrichtung zu verkaufen, die nach ihrer Scheidung auf einen Lagerspeicher und erst nach Jahr und Tag auf den Onkel Höschlein gehörigen Boden gewandert war. Zuerst lehnte sie fast erschrocken ab. Diese toten Dinge lebten für sie. Sie bargen Erinnerungen. In den engen Verschlägen sie in leidlicher Verfassung zu erhalten, Jahre hindurch, das war eine ihrer größten Hausfrauensorgen gewesen. Keins der Dienstmädchen, mit denen sie sich hatte plagen müssen, war willig zu dieser für sie unfruchtbaren Arbeit. Was auf dem Boden stand, galt nun einmal als Gerümpel. Selbst Ruth belächelte an diesen Tagen des Großreinemachens den Eifer der Mutter, die da droben klopfte und bürstete, einkampferte und polierte und abends schachmatt herunterkam — doch mit einem verträumt lächelnden Ausdruck, als sei sie in einem Märchenreich gewesen. Aber die verborgenen Schätze waren wohl durch eine wegen Untreue entlassene Köchin verraten worden: eines Tages

war der Boden erbrochen, Teppiche fehlten, Silber aus den Büfettschüben, Wäsche aus den Truhen. Nun war der Zauber gewichen, und der Wirtschaftssinn regte sich in Marianne. Sie ließ den Händler wiederkommen und begann mit ihm zu verhandeln. Beileibe wollte sie nicht alles hergeben, nur dieses und jenes Stück. Und der Geheimrat durfte nichts davon erfahren. An derlei Heimlichkeiten schien der Händler gewöhnt. Er berücksichtigte sie in seinen Preisen. Marianne machte daher sehr schlechte Geschäfte.

Wochenlang zog sich der Handel hin, bis schließlich nur noch kümmerliche Reste droben lagen, die selbst Herrn Goldstein aus der Rosenthaler Straße nicht mehr lockten. Ruth waren seine Besuche widerwärtig, sie stand der Mutter aber bei, setzte sogar ihr Üben aus, wenn es wieder da oben zu kramen, zu rücken und zu packen gab; nur ein leises Bedauern regte sich in ihr, wenn sie dabei die Ängstlichkeit der Mutter wahrnahm, die immer eine Entdeckung fürchtete. Sie schien ihr doch ein bißchen wunderlich geworden, ihr Annchen.

Das Geld, das Marianne aus den Verkäufen herausschlug, wanderte zum größten Teil den alten Weg. Ruth dachte gar nicht daran, daß es ihr Erbteil war, was die Mutter hier verschenkte. Sie hing ja auch nicht mit ihrem Herzen an den Gegenständen. Und es ereignete sich öfters, daß sie Honorare, die ihr überraschend ins Haus geregnet waren, der Mutter zuschob: für das Konfirmationskleid der blinden kleinen Leddihn, für Kinderstiefel, für Wirtschaftshilfen in manchen Häuslichkeiten, deren Armeleutegeruch Ruth seit ihren Besuchen dort wie ein häßliches Gespenst schrecken konnte, bei der bloßen Erinnerung an Name, Straße oder Hausnummer.

Marianne wußte ihrem Kind so herzlich, so rührend zu danken, daß Ruth dann immer ganz beschämt war.

Gert wußte natürlich von alledem. Auch Ruth war von ihm über seine Begegnung mit ihrem Vater in dem Kurort im Wesergebirge unterrichtet. Die wenigen Nachrichten, die er späterhin von Dr. Rauch erhielt, hatte er ihr immer gleich weitergegeben. Sie waren beide dahin übereingekommen, vorläufig noch alles für sich zu behalten, um ‚Ännchen' nicht neuen, schweren Erschütterungen auszusetzen. Gert urteilte nicht anders als Ruth über die kleinen Wunderlichkeiten ihrer Mutter. Man durfte sie in ihrem Liebeswerk, das ihr nun einmal Lebensaufgabe geworden war, nicht stören, mußte ihr darin helfen, mußte Anteil an ihren großen und kleinen Sorgen nehmen, die sie um all ihre fremden Pfleglinge heimlich trug. Daß Ruth jemals auf ein Erbe würde angewiesen sein, war nicht mehr zu befürchten. Gert wußte, wie hoch sie schon heute als Künstlerin eingeschätzt wurde, nicht nur von den Kennern — sondern sogar von den Konzertagenten, die ihr immer wieder Anträge schickten. Ruth sollte im kommenden Winter, falls der Krieg fortdauerte, in Skandinavien Konzerte geben. Ihre Mutter sträubte sich noch, sie so lange und auf eine so weite Reise von sich zu lassen — und Ruth empfand diese Sorge um sie wie ein Geschenk.

Da brachte der Herbst mit Deutschlands Niederbruch die große Wandlung von Millionen Lebensschicksalen. Und auch Ruths Kunst mußte schweigen. Ihr ganzes Sinnen war jetzt darauf gerichtet, wie sie Nachricht von Gert bekommen könnte, von dem sie wochenlang nichts hörte.

Onkel Max war in diesen Zeiten schwer zu behandeln. Die neue Regierung bestand für ihn nicht. Er mußte seines Asthmas halber das Bett hüten, zum Glück, sonst hätte er am Ende gar seine Drohung wahr gemacht, aufs Ministerium zu gehn, um den Beamten, die den neuen Eid geleistet hatten, seine Meinung zu sagen und seinerseits auf jede Pension zu verzichten. Das überlegte er sich dann aber doch noch, als er wieder gesund war.

Endlich traf Gert Osterroht ein. Er hatte sich überraschend schnell in die neue Ordnung gefunden. Als Hanseat war er von Kindesbeinen an demokratisch geschult. Das mußte Sr. Exzellenz als Erklärung — und teilweise Entschuldigung — dienen. Denn so ängstlich es die Damen zu vermeiden suchten: die Politik bildete doch immer wieder das Gesprächsthema, wenn Gert zu Besuch kam. Er selbst hatte unter seine Kriegserlebnisse einen dicken Strich gemacht. Von seinem Vater, der, noch immer an den Folgen der Malaria leidend, im vorigen Sommer vom Doiransee heimgekehrt war, hatte er endlich die Einwilligung erhalten, sich dem Musikstudium zu widmen. Er fand auf Grund seiner überraschenden Fertigkeit im Partiturspiel trotz des schon vorgeschrittenen Semesters Aufnahme in die Akademische Hochschule und lebte ein neues Leben in seiner großen, schönen Arbeit, aus der ihn weder das Parteigezänke noch die Streiks noch die Straßenrevolten aufstörten. Wie aus den Wolken gefallen hörte er abends im geheimrätlichen Haus, in dem er häufiger Gast war, von den großen politischen Tagesereignissen, über die der Hausherr immer wieder außer sich geriet. Die Exzellenz faßte

es nicht, daß es in solchen Zeitläuften einen Menschen gab, den all das nicht zu kümmern schien, der sich mit alten Kirchentonarten, mit Kontrapunkt, Fugen und Sonaten still und zufrieden in sein Museum bannen konnte. Aber wenn schließlich Ruth Geige spielte und Gert sie am Flügel begleitete, dann vergaß er den politischen Ärger doch.

Einmal kam Gert zu ungelegener Stunde. Ruth hatte in der Lutherkirche eine Probe mit dem Organisten; sie sollte für den durch die Eisenbahnschwierigkeiten in Wien zurückgehaltenen Professor in dem morgigen Wohltätigkeitskonzert einspringen. Das Mädchen machte eine verlegene Miene und verriet ihm, daß es zwischen den Herrschaften wohl etwas gegeben habe, Frau von Höschlein sitze in ihrem Zimmer und weine, und Se. Exzellenz befinde sich im Speisezimmer allein am gedeckten Tisch, sehr verstimmt, und lese die Zeitung.

Der Geheimrat hatte das Klingelzeichen gehört und das Mädchen durchs Zimmer gehn sehn. Er kam nun selbst in den Vorraum und hieß Gert ablegen und eintreten.

„Setze Sie sich, lieber Osterroht. Ta, Ihr Gedeck liegt schon auf. Wir müsse noch ein bißche warte. 's Ruthche muß ja gleich komme. Was bringe Sie für Nachrichte? Richtig — nit einmal die Zeitung habe Sie gelese. Da steht heut allerhand drin." Er wies mit dem Kopf nach dem Vorderzimmer und dämpfte seine Stimme ein wenig. „Träne hat's gegebe. Vom Ruthche ihrem Papa steht was im Blatt."

„Er ist tot?" fragte Gert sofort. Die letzten Mitteilungen, die er von Dr. Rauch aus der Kuranstalt bekommen hatte, lagen ja so unendlich weit zurück.

„Fast noch schlimmer," sagte der Geheimrat verdrossen, „er lebt und ist im Land. Er ist überhaupt schon lang nimmer in der Schweiz. So heißt's da wenigstens: den Krieg hab' er mitgemacht, schwer verwundet sei er gewesen ... Und ich hab' mich immer gefragt ... Ja, haben Sie denn eine Ahnung davon gehabt?" Er stand auf und kam auf seinen knarrenden Stiefelsohlen halb um den Tisch herum. „Ja, sagen Sie doch um's Himmelswille ... Sie haben ihn gesehe, gesproche?"

Er war so laut geworden in seiner Erregung, trotzdem er sich bemühte, zu flüstern, daß man ihn im Nebenzimmer hatte hören müssen. Schon öffnete sich die Tür. Marianne kam herein. Da sie im Dunkeln gesessen hatte, blendete sie das Licht der großen Lampe, die über dem weißen Eßtisch hing. „Gert —?!" stieß sie aus. „Ist's wahr? — Wann hast ihn gesehn?"

„Seid doch nit so aufgeregt!" mahnte der Geheimrat. Aber er war selbst der Lauteste.

Gert ließ matt die Schultern fallen. Nun war es also da, was er solang hatte vermeiden wollen. Er wußte, daß er Ruths Mutter jetzt alles sagen mußte.

Der Geheimrat hatte ihm die Zeitung hingehalten und einen Artikel bezeichnet, den er rasch überflog. Überschrieben war er: ‚Am Anfang war die Tat.' Es war ein Bericht aus dem Dorf Hellmke im Magdeburgischen Kreis Wenningstedt über die vor einer Reihe von Monaten gegründete Siedlungs- und Arbeitsgemeinschaft ‚Der Kamerad', die der frühere Regierungsbaumeister Hans Hesse ins Leben gerufen hatte.

„... und ist mit einem Trupp Arbeitsloser in den mitteldeutschen Braunkohlenbezirk gewandert, um nach Überwindung endloser Schwierigkeiten, Mißverständnisse und Verdächtigungen das zu erlangen, was jedem Einsichtigen als die einzige Rettung aus der Not des Einzelnen und des ganzen Landes erscheinen muß: Arbeit, Arbeit im buchstäblichen körperlichen Sinn, Arbeit, die unser an Nutzwerten so ausgesogenes, verarmtes Land wirklich zu bereichern mag ..."

„Lies doch jetzt nit," flehte Marianne und erfaßte Gerts Hände, „ich bitt' dich, Gert, sag' mir alles, was du weißt." Sie hauchte ihr Taschentüchlein an und betupfte damit die Augen. „Ich versprech' auch: ich bleib' ganz ruhig. Guck', ich lach' schon wieder."

Gert berichtete also. Und selbstverständlich brach Marianne ihr Versprechen. Sie blieb nicht ruhig. Sie lachte auch nicht, sondern sie weinte. Ganz herzbrechend schluchzte sie bei der Vorstellung, daß sie vor fast einem Jahr ein paar hundert Meter von Hans in der Kirche gesessen und Ruths Adagio-Spiel gelauscht hatte — während er im Krankenhausgärtchen lag, schwer verwundet, noch zwischen Leben und Tod. Und — einsam! Da stand's in der Zeitung:

„... Wir alle kennen Werke von Hans Hesse, Bauschöpfungen, deren Ruf seinen Künstlernamen durch viele Länder getragen hat, und wir sehen nun den schlichten, hageren Mann in der Arbeitsbluse, wie er inmitten seiner Arbeitsgenossen steht und den von auswärts gekommenen Pressevertretern in seiner einfachen aber eindringlichen, durch den hessischen Dialekt so anheimelnden Art die Ziele der Gemeinschaft darlegt. Er ist kein Volksredner, kein Parteisekretär, darum verschmäht er die Phrase. Was er will, braucht er nicht erst zu sagen, er hat es durch die Tat bewiesen. Es gibt in der

Gemeinschaft ‚Der Kamerad‘ nicht das übliche Parteigeschwafel um Arbeiterräte, Mitbestimmungsrecht oder Ausstand. Hier gilt nur das Werk. Der Baumeister Hesse, der von seinem Zeichentisch aus in Berlin, in Thüringen und in der Schweiz und anderwärts viele Tausende von Arbeitern durch seine künstlerischen Pläne in Bewegung gesetzt hat, er hatte zunächst, als er nach schwerer Verwundung das Lazarett verließ, kaum geheilt, ‚sein Sach‘ auf nichts gestellt‘: Wochen hindurch hat er mit den Braunkohlenarbeitern Schulter an Schulter geschafft und gehaust, und er hat da nicht nur die Härten und Schwierigkeiten des Berufslebens seiner Arbeitsgenossen kennen gelernt, sondern auch ihr Seelenleben. Er, der Witwer, kennt nur das eine Ziel, es seinen Siedlungs- und Arbeitskameraden zu ermöglichen, ihre Frauen, ihre Familien nachkommen zu lassen: das eigene Heim auf eigener Scholle will er ihnen mit gründen helfen. Hesse schloß seine Ausführungen mit den Worten: Sofern er für seine Arbeitsgemeinschaft Bau- und Siedlungsland erhalte, könne er dafür einstehn, daß Umsturzbestrebungen im dortigen Bezirk keinen Boden fänden. Ein Arbeiter auf eigener Scholle sei kommunistischen Gedankengängen niemals zugänglich; das sei ja eine alte Erfahrungslehre.“

Mariannes ganze Vorstellungswelt ankerte in dem einen Bild: Hans lebte als Arbeiter unter den primitivsten Verhältnissen, ohne Pflege, nach schwerer Verwundung, und niemand war um ihn, den einstmals verwöhnten, gefeierten Mann, er war einsam, er hatte nun auch Hannelore verloren ... Und sie faßte es nicht, daß Gert ihr das hatte verschweigen können, ja daß selbst Ruth es still mit sich herumgetragen hatte, viele, viele Monate lang ...

„Jetzt setz' dich endlich ruhig daher, Annche,“ sagte Onkel Max und drückte an der Tischklingel, „und lass' uns esse. Hernach kommt's Ruthche, und dann geht's von neuem los. Das vertragt ihr junge Leut', aber ich nit. Ich kann sonst wieder nit schlafe. Was hätt's dir auch genutzt, wenn du's früher erfahre hättst? Bloß gestört hättst ihn vielleicht. Oder nit? Wir kenne dich doch, Annche. Und 's ist ihm doch zu gönne, daß er da jetzt endlich seine rechte Stell' in der Welt gefunde hat.“ Er schmunzelte ein wenig. „Über die Geheimrät', die ihm immer 's Konzept verdorbe habe, braucht er sich ja jetzt nimmer zu ärgere. Jetzt kann er doch endlich nach seiner Fasson selig werde. Mich freut's. Und für dich, Annche, könnt's endlich auch das Signal bedeute: ‚Das ganze Halt!‘ — Friede sollst in dir mache, Annche! — Komm, setz' dich, die Martha bringt den Tee.“

Marianne gehorchte. Sie war von da an auffallend ruhig und gefaßt. Aber als später Ruth kam, der sie Gert in den Vorsaal entgegengeschickt hatte, damit er sie in alles einweihe, stand sie auf, gab allen die Hand und sagte: „Ich hab' schon Frieden in mir gemacht. Keine Sorg' um mich. Mir ist mein Weg klar. Morgen früh setz' ich mich auf die Bahn und fahr' hin.“

Eine Weile sprach niemand. Ruth wollte ihrer Mutter folgen. Aber Onkel Max hielt sie mit einer überraschenden Energie am Handgelenk fest. „Noch ein Täßche Tee schenkst mir ein, Ruthche. Und dann iß. Und erzähl', wie war's in der Prob'?“

Ruth schluckte. Sie konnte vor Aufregung noch nicht sprechen.

Der Geheimrat nahm die Tasse, setzte sie aber wieder nieder und schüttelte den Kopf. „Da macht wieder einmal einer 'n dummen Streich,“ sagte er dann und ging zu Bett.

* * *

Acht Stunden Grubenarbeit! ... Hans Hesse war noch nicht auf der Höhe seiner alten körperlichen Leistungsfähigkeit, als er in die Braunkohlengrube einfuhr. In den ersten vierzehn Tagen bedurfte es daher seines ganzen eisernen Willens, um durchzuhalten, den Körper zu gewöhnen, die Glieder zu zwingen. Keinen Augenblick vergaß er, daß er sich vor den gelernten Arbeitern keine Blöße geben durfte — und daß er den Kopfarbeitern, die sich in der zusammengewürfelten Schar befanden, als Beispiel dienen mußte.

Martin Quärengässer, in der ersten Arbeitsgruppe Hesses Vordermann, hatte mit seiner zähen Natur auch die letzten Störungen seiner schweren Verletzung überwunden. Die Lazarettfaulheit, selbst die Gartenarbeit, die er im Genesungsheim geleistet, hatte ihn maßlos gelangweilt. Er freute sich geradezu auf die alte Berufstätigkeit — vielmehr auf die Wiederaufnahme der alten Gewohnheiten: des Sichmüdeschuftens und des ihm folgenden Ruhens und Aufatmens. Er war der rechte Mann, den Ehrgeiz der Siedlungsgenossen anzustacheln. Als allererster begann er die Freistunden für den Hausbau auszunutzen.

Der von Hesse aufgestellte Plan sah für jede Kleinsiedlung zunächst nur einen Baukern vor: Schlafstube, Wohnküche, Stall. Diese wichtigsten Räume mußten unter Dach gebracht sein, bevor der Siedler seine Familie herkommen lassen durfte, die dann je nach ihren Kräften an der Vervollständigung des kleinen Anwesens mitarbeitete. Später sollte

noch der Mantelbau hinzukommen: eine Winterstube, eine Werkstatt, die Scheune. Und zwei Morgen Land verlangten ihre Bestellung. Der jetzt dreißigjährige Martin Quärengässer, der bei seinem Dienst unter Tag so ernst und schweigsam war, zeigte eine fast knabenhafte Frische, wenn es an die Erdarbeiten für sein Häuschen ging. Es ergab sich sogar, daß er Humor hatte. Am drolligsten kam der zur Geltung, wenn er seinen jüngeren Bruder zur Mitarbeit anstellte. Karl war schwächlicher als Martin und empfand die alte Last schwerer als zuvor. Die acht Stunden Grubenarbeit hätten seinen Bedarf an Betätigung vollauf gedeckt. Es war durch das Los entschieden, daß zunächst der Hausbau des älteren Bruders an die Reihe kam. Sobald die zweite Stube in Martins Haus unter Dach war, sollte Karl seine junge Frau herholen — Kinder besaß er noch nicht —, und gleich nach der notdürftigsten Fertigstellung der weiteren Anbauten ging es an den Siedlungsbau für ihn, bei dem sich Martin mit den Seinen in gleicher Weise betätigen mußte wie er jetzt. Aber Karl Quärengässer entwickelte sich bald zu Hesses Sorgenkind. Im Genesungsheim hatte er sich vollgepfropft mit dem Schlagwörterschatz der Anklagen gegen den alten Klassenstaat. Eine Wut auf alles, was den Begriff eines Vorgesetzten und einer behördlich festgesetzten Pflicht verkörperte, kochte darin. Zu Hesse hatte er im ‚Totenäckerle' Vertrauen gewonnen, wohl in erster Reihe deswegen, weil der Baumeister selbst Ursache zu Anklagen gegen die Staatsordnung hatte und weil er mit Gefängnis bestraft war. Die ersten Unzufriedenheiten – die in der jungen Gemeinschaft natürlich nicht ausbleiben konnten — wurden von Karl Quärengässer geschürt. Für Hesse bedurfte es großer Selbstbeherrschung und eines ganz besondern Takts, um auch den widerborstigen Benjamin der großen Siedlerfamilie immer wieder zu besänftigen und zu nutzbringender Mitarbeit auf den verschiedenen Gebieten des Berufslebens, der Bautätigkeit und der landwirtschaftlichen Versuche heranzuführen.

In den ersten Monaten war das Unterkommen dürftiger als in den schlimmsten Zeiten des Feldlebens. In engen Stuben des Dorfwirtshauses, in eilends abgedichteten Ställen und Scheunen der an das Siedlungsgebiet anstoßenden Bauernwirtschaften hausten die Mitglieder der Gemeinschaft. Hans Hesse lag zuerst mit vier Schlafgenossen zusammen. Aber dann bestanden seine Kameraden selbst auf der Forderung, daß der Mann, der seine acht Stunden Grubenarbeit leistete wie jeder von ihnen, hierauf bei Wind und Wetter auf allen Bauplätzen die Leitung führte bis zur sinkenden Nacht und dann noch stundenlang in der qualmigen Wirtsstube des Dorfkruges die schriftlichen Arbeiten für die Gemeinschaft erledigte, wenigstens die kurze Nachtruhe ungestört für sich haben sollte. Der Lehrer räumte ihm also eine Stube ein und erklärte sich auch bereit, vorläufig im Ehrenamte an der Schreibarbeit sich zu beteiligen. Denn es waren viele Eingaben anzufertigen. Vor allem erforderte die Auseinandersetzung mit den Landwirten große Schwierigkeiten. So leicht, wie Martin Quärengässer sich's gedacht hatte, war mit den Bauern nicht auszukommen. Sie hatten von der Ankunft der Fremden eine sofortige Hilfe und — vor allem — besonders billige Arbeitskräfte erhofft, sahen zunächst aber keinerlei Vorteil für sich. Daß über Jahr und Tag mit dem Zuzug der köpfereichen Siedlerfamilien zu rechnen sei und daß dann das In- und Miteinanderarbeiten auf eine ganz neue Basis gestellt wäre, hörten sie sich mit mißtrauischer Miene an.

Hesse berief öfters an den Sonntagen die einflußreichsten Bauern zu einer Besprechung in den Dorfkrug. Er setzte ihnen in seiner eindringlichen Art die Pläne der Gemeinschaft immer wieder haarklein auseinander, um sie zu bewegen, ihr das erforderliche Bau- und Siedlungsland im freihändigen Verkauf zu überlassen. Nur die wenigsten zeigten Entgegenkommen; und auch diese zogen die Verhandlungen absichtlich hin. Sie witterten in ihrer Bauernschläue, daß sie hier irgendwie übervorteilt werden sollten.

Der radikalere Flügel der Gemeinschaft, zu dem Karl Quärengässer gehörte, fand die Geduld des Gemeinschaftsführers diesen ‚Bauerndickschädeln' gegenüber übel angebracht. Ein stellungsloser Rechtsanwaltsschreiber, der aus Magdeburg mithergezogen war und dem die Grubenarbeit herzlich wenig zusagte, glaubte die Zeit gekommen, eine Art Nebenregierung aufrichten zu können. Er wollte sich von den Genossen die Führung des Rechtsstreits übertragen lassen. In seiner hitzigen Redeweise, die gespickt war mit juristischen Spitzfindigkeiten und mit einer Volksversammlungs-Dialektik, die mit Paragraphen um sich zu werfen wußte, deren Beziehung zur Sache niemand im Augenblick nachprüfen konnte, fand er bald eine kleine Schar, die an ihn glaubte und ihn unterstützte. Aber kaum hörten die Bauern von ihm das Wort Enteignung, als sie auch schon geschlossen der Gemeinschaftssache als bitterste Feinde gegenüberstanden. Die bis-

her leiblichen Beziehungen mit den ländlichen Nachbarn gestalteten sich nun von Tag zu Tag unerträglicher.

Hesse bekam seine Genossen rasch wieder in die Hand, und dem Rechtsanwaltsschreiber, der weder bei der Grubenarbeit noch beim Siedlungsbau seinen Mann stellen wollte, trotzdem er kräftiger und zäher war als mancher der ihm geistig weit überlegenen Kopfarbeiter, die der Gemeinschaft angehörten, wurde von den eigenen Kameraden nahegelegt, wieder nach der Stadt zurückzukehren. Martin Quärengässer sagte: „Eigens für dich haben sie ja da drinnen die Erwerbslosenfürsorge erfunden, Kaliski, geh' und hol' sie dir."

Aber der Ortsvorsteher selbst war nun der Meinung, daß nach diesem Bruch mit den Bauern ein Fortschritt in den Angelegenheiten der Gemeinschaft nur noch mit dem Enteignungsverfahren zu erzielen sei. Hesse hatte gerade dieser Schwierigkeit ausweichen wollen. Er wußte, daß es vorläufig noch keine gesetzliche Handhabe gab, mehr als einen halben Morgen für Wohnzwecke zu enteignen. Hier handelte sich's aber auch noch um Siedlungsland: jeder Ansiedler mußte mit mindestens zwei Morgen rechnen, sonst konnte ein Hauptzweck der Gemeinschaft, die Selbstversorgung des Grubenarbeiters mit landwirtschaftlichen Erzeugnissen, nicht erreicht werden. Siedlungsland konnte im Enteignungsverfahren nur größeren Grundbesitzern abgenommen werden. Nach dem Reichssiedlungsgesetz kam dies erst bei ländlichen Besitztümern von mehr als vierhundert Morgen in Betracht. Nur das Reich also konnte jetzt helfen: durch ein neues Gesetz. Hesse sah den langen, schweren und steilen Weg, den es für sie alle noch zu gehen galt, um durch praktische Erfolge die gesetzgebenden Körperschaften zur Einsicht und zur Mithilfe zu bestimmen.

Seine Verwaltungstätigkeit war durch den Zustrom neuer Siedlungslustiger so zeitraubend geworden, daß ein Beschluß der Genossen ihm eines Abends verkündigte, er solle — als erster und einziger — der täglichen Grubenarbeit fernbleiben, um ihnen als Führer erhalten zu bleiben. Es war auch wirklich die höchste Zeit für ihn, ein anderes Leben zu beginnen: die Überanstrengung hatte ihm geschadet, Nachwehen seiner Verwundung traten auf, er hatte zeitweise große Schmerzen auszustehen, auch die ihm unzuträgliche Nahrung, die mangelnde Ruhe, der von Sorgen um die Gemeinschaftsangelegenheiten gestörte Schlaf brachten ihn herunter. Er war erschreckend abgemagert.

Die einzige Erholung, die er sich gönnte, war der sonntägliche Ausflug über Land. Häufig nahm er Kameraden mit, die sich in der Gegend umsehn wollten, d. h. sie suchten meist nur die Anwesen ihrer Bekannten oder Verwandten in den Nachbardörfern auf, jetzt schon geschult, die Haus- und Stallbauten, die Felder, die Gemüse- und Obstgärten mit fachmännischem Blick zu mustern. Den Naturgenuß an sich suchten die wenigsten. Wenn Hans Hesse also seine Wanderung weiter fortsetzte, blieb er meist allein.

Die Gegend war ihm früher, wenn er im D-Zug oder mit dem Auto durchraste, recht wenig reizvoll erschienen. Auf diesen Sonntagsspaziergängen lernte er sie lieben. Führte ihn an Werktagen ein Geschäftsgang über Land, zu diesem oder jenem Ortsvorstand, zu dieser oder jener Grubenverwaltung, so begegnete er auf den Landstraßen und den Zufahrtswegen der Braunkohlengruben zahlreichen Lastgespannen und Motorwagen, deren breite Räder den braunschwarzen Kohlenstaub über der Schotterung aufwirbelten. In diesen Wolken war kein angenehmes Schlendern. Auch nicht für die Grubenarbeiter, die zur Schicht zogen, mit dem üblichen Rucksack bepackt. Alles schimpfte über die verdammten Brikettgefährte, die doch die Retter aus der großen Volksnot werden sollten. An Feiertagen ruhte der Verkehr. Da wanderte Hans Hesse auf dem festgetretenen Fußpfad neben der Schotterung, weder vom Staub noch vom Rattern oder Benzolgestank belästigt.

Dieses Jahr war der Frühling spät ins Land gekommen. Bis tief in den April hinein hatte es Schnee gegeben. Auch am heutigen Sonntag, wo endlich einmal die Sonne an dem kaltblauen Himmel stand, sah man in der Richtung nach dem Harz hin noch da und dort Schneefelder. Die Brockenkuppe ragte weißleuchtend ins Himmelsblau, ganz ohne Nebelkranz, ein seltener Anblick. Das Rutengewirr von Busch und Baum war noch schwarz. Nur an den Obstbäumen regte sich das Leben.

Kurz vor dem Dorf Wentern, der nächstgelegenen Bahnstation, begegnete ihm ein Einspänner. ‚Wohl die Arztkutsche,' sagte er sich. Er blieb stehen, um dem Landdoktor, mit dem er auf gutem Fuße stand, guten Tag zu bieten. Aber da gab's einen kleinen Aufschrei. Eine Frauenstimme ... Und er sah unter einem schmalkrämpigen Reisehut ein blasses, feines Gesicht, in das jäh die Blutröte schoß, er sah die großen, angstvoll weitgeöffneten, blauen Augen ...

Das war ihr Wiedersehn.

Marianne hätte ihn kaum wiedererkannt, wenn sie nicht vom Verlassen des Eisenbahn-

zuges ab jede Gestalt, der sich das kleine Gefährt des Bahnwirts näherte, mit bangfragendem Blick geprüft, jedes Gesicht mit aller Kraft der Erinnerung abgetastet hätte. Hans war alt geworden. Er stand jetzt Mitte der vierziger Jahre, wirkte aber wie ein Fünfziger. Als er die Mütze abnahm, sah sie, daß sein Haar fast silberweiß geworden war. Es war ganz kurz geschoren, noch ziemlich voll, nur am Wirbel schimmerte der Schädel durch. Seine Haut war braun und rissig wie die aller Männer, die sie in dieser Gegend bisher gesehen hatte. Er steckte in einem feldgrauen Anzug, der zivilmäßig hergerichtet war. Die hohen Soldatenstiefel waren vom Staub der Landstraße braun gefärbt. Was ihn auch dem ersten flüchtigen Blick als den Mann der geistigen Arbeit verriet trotz dem Äußeren, trotz den zerarbeiteten Händen, das waren seine Augen. Sie strahlten nicht mehr in der wundervollen Bläue, die von den Prinzessinnenschülerinnen und den andern Darmstädter Backfischen vor einem Vierteljahrhundert angeschwärmt worden waren, aber es lag etwas Großes und Zwingendes darin, vielleicht gerade wegen des Zugs von Leid, Wissen und Güte, der dem schmalen, verwitterten Antlitz, dem schmerzlich-trotzigen Mund den Stempel gab.

Der Wagen fuhr leer nach Hellmke zurück.

Nun wanderten sie schon eine Stunde. Wanderten und sprachen. Je eindringlicher ihr Gespräch ward, desto zögernder ihr Schritt. Auf der Böschung am Straßenrand, wo die Kabel durchgingen, mußte Marianne sich endlich ausruhen. Die Knie zitterten ihr. Wie in alten Zeiten wollte sie's freilich nicht wahrhaben, daß sie Schonung brauchte.

Sie kannte jetzt sein Leben, — er das ihre, soweit er nicht schon immer unterrichtet gewesen war. Wenigstens über Ruths glänzenden Aufstieg hatten ja schon die Zeitungen zu ihm gesprochen. Und er hatte Ruth in der Kirche spielen hören, als er in Dr. Rauchs ‚Totenäckerle' lag. Als er davon sprach, griff sie nach seiner Hand, die braun und rissig auf dem sonnenheißen Stein der Kabelböschung lag. Er fühlte das Handschuhleder wie etwas Fremdes, und sie merkte das leise Zurückzucken.

„Ich bin nit gekomme, Hans, um dich zu quäle. Bloß zusehn wollt' ich, ob ich dir helfe kann."

„Ich dank' dir, Annche. Ich will dir gern mein kleines Reich vorstelle. Aber was du mir da von dem Zeitungsbericht erzählt hast, das stimmt nit. Wenn er auch gut gemeint ist. Du denkst vielleicht, ich wär' da so eine Art Indianerhäuptling, und wir spielten Wildwest. Fürs Romantische hast ja immer ein bißche geschwärmt. Nit? Es ist aber graue Wirklichkeit. Was schön darin ist, das liegt noch alles tief verborgen. Schön ist nur die Idee. Aber darüber vergehn noch Monate — ach, Jahre —, bis einer von draußen auch nur eine Vorstellung davon haben kann, was bei uns werden soll."

„Du glaubst nit, daß ich's versteh', Hans?"

„Ach, Annche, du wirst halt sehn, daß ich nur mein enges, kleines Stübche beim Lehrer hab', daß es bei uns kein Dienstmädchen und kein Tischtuch gibt, daß ich mit erbärmlichem Material armselige Maurerpolierbuden aufricht', wirst hören, daß ich mit den einfältigsten Arbeitern, die mir oft zudem noch das Schaffen schwer machen wollen, auf du und du steh', — und dann wirst heimfahren und klagen: ach, ganz verbauert ist er. Ja, guck, und das reizt und ärgert mich schon im voraus. Ich hab' hier die Heimat gefunde, Annche. Weil die Aufgab', die ich mir hier gestellt hab', alles in mir zur Ruh' bringen kann, was mich durch fast ein halbes Menschenalter von der Qual zur Reu' gehetzt hat."

In den Telegraphendrähten, die sich längs der Landstraße hinzogen, sang es. Ein Zug fuhr in der Ferne durchs Land. Marianne sah in die einförmige Landschaft mit den schwarzen Ruten der Chausseebäume hinaus. Da und dort wurde sie unterbrochen durch die Schlote der Brikettfabriken, die Gestänge der Grubenbahnen.

„Ich will mir ja nix anders wünschen, Hans, als daß du Ruh' und Glück findst. Glaub' nit, daß ich mir's nur in breitem Überfluß und allem Luxus denken kann. Früher einmal, da hat man ja auch an ein ganz klein' Häusche gedacht — bloß so groß — und war schon selig in der Hoffnung. Lang vorbei. Aber ein bißche Wald, ein bißche . . . Du darfst mir nit gram sein, Hans, daß ich's aussprech': aber so arg häßlich ist die Welt doch nirgends wie grad hier. Findst nit? Ach, ich kränk' dich, und das will ich nit. Aber denkst gar nimmer an unser schön' Hesseländche?"

Er hatte sich mit dem Kopf an die Telegraphenstange gelehnt und die braunen Hände im Nacken gefaltet. Sinnend sagte er: „Ihr habt da droben in euerm Geheimratsviertel die Götterdämmerung ganz verschlafen, scheint's. Ja, Annche, du auch. Es hilft aber nix, die Auge zudrücke wolle. Die Zeit pocht an die Schlafzimmertür. Man muß aufmache. Freilich, 's wär' bequemer, gewiß auch poetischer, sich in ein schön' still' Winkelche zu rette, wo's Efeuruine gibt und wo man von der garstigen Welt nix sieht und hört. Aber für so ein Winkelglück, das der Menschheit nix nützt, taugt nur der

Faule, der halt bis an sein selig End' weiterschlafe will. Wen's zwingt, mitzuschaffe, der wär' dort kreuzunglücklich."

„Alter, alter Hans," sagte sie, „wie jung bist du geblieben."

Nun mußte er lachen. „Und du, Annche, du siehst die Welt noch immer wie damals in der Darmstädter Galerie. Weißt noch? Wie dein Papa erst so entsetzt war über die neumodischen Franzosen und die schrecklichen Berliner und Münchner? Daß sie gar keine malerische Landschaft' mehr zusammenmalen könnten? Guck' dich einmal um, Annchen. Dort ist der Brocken. 's könnt' auch ein Havelberg sein oder der Melibokus, ganz gleich. Und die Wellen davor — der Harz — die sind so gleichförmig wie Pappkulissen. Sie sagen dir nix — und mir auch nix. Man bräucht' ja nit zu wissen, daß wir bloß einen Tag lang laufen müssen und haben Berg und Wald und Quell und Stein. Aber das Land dicht vor uns, Annche, das ist's, was mir heut mehr gibt als die schönste malerische Landschaft. Schornstein und Feld. Das ist Brot, Annche. Und das braucht unser verhungertes Volk. Wer heut Brot schafft, der ist der Erlöser. Und d'rum helf' ich denen, die unter und über der Erd' graben. Das ist mein einziges und letztes Ziel. Und solang' ich da mitarbeiten kann, werd' ich auch ruhig und glücklich sein."

Sie sann seinen Worten lange nach. Dann erhob sie sich und fuhr sich über die Augen. „Ich glaub', Hans, daß ich dich verstanden hab'. Gut, daß wir hier das bißche gerastet haben. Jetzt brauchst keine Sorg' mehr zu haben, daß ich mich allzusehr entsetz', wenn ich seh', wie ihr da haust."

Er lächelte. „Bist also aufs schlimmste gefaßt?"

„Ja, Hans."

„Also komm."

Er hatte ihr unwillkürlich die Hand gereicht, und sie nahm sie.

So zogen sie eine Strecke Hand in Hand der weit vorauf fahrenden Dorfkutsche auf der staubig-braunen Landstraße nach.

⌘ ⌘ ⌘

In der Hohenzollernstraße herrschte Krisenstimmung. Onkel Max fühlte sich verraten und verkauft von der Tochter des eigenen Bruders. Er hatte ihr den Schutz seines Hauses gegeben, als sie von ihrem Mann verlassen war, er hatte die mittellose Geschiedene davor bewahrt, daß sie sich bei fremden Leuten ihr Brot verdienen mußte, er hatte ihr und ihrem Kinde zuliebe den ganzen Zuschnitt seines Lebens auf sie eingestellt, er hatte Opfer jeder Art gebracht, um den Namen Höschlein unangetastet zu erhalten, -- und nun schrieb ihm Marianne einen solchen Brief.

Sie hatte auch Ruth geschrieben — und Ruth war wohl noch viel tiefer betroffen. Nur verriet sie's nicht. Im Gegenteil, sie verteidigte Mutter gegen Onkel Höschleins schwere Anklagen.

Marianne wollte in Hellmke bleiben. Sie wollte mit Hans Hesse Arbeit und Sorge teilen und seinen Namen wieder annehmen.

„Ich versteh' die Welt nimmer", sagte der Geheimrat.

In der mündlichen Auseinandersetzung, die ein paar Tage später stattfand, als Marianne zurückkehrte, um ihre Siebensachen zu packen, ergab sich als Novum für Onkel Max auch die Tatsache, daß seine Nichte ihre kostbare Einrichtung, die er wohlverwahrt auf dem Boden glaubte, heimlich verkauft hatte — und daß der Erlös längst vertan war.

„Schon immer hast mit dem Kopf in den Wolken gesteckt, Annche, und mit den Füß' den Erdboden nit berührt. So war's, wo du alles verschleudert hast, um für die Schulden von deinem Mann aufzukommen. So ist's jetzt, wo du das letzte Asyl, das dir die Bürgerlichkeit gewährt hat, aufgebe willst, um mit dem Phantast da drauße Robinson zu spiele. Überleg' dir's ja, überleg' dir's, Kindche. Ein Zurück gibt's nimmer."

Sie weilten in Onkel Höschleins Schlafzimmer. Die Sonne schien durch die geöffnete Balkontür herein. Von den Villengärten her, die am Rand des Tiergartens lagen und noch zu seinem alten Bestand gehörten, duftete das vom Wachstum des Frühlings gelockerte Erdreich. Die ersten Forsythien zeigten ihr Goldgelb. Kätzchen und wilde Obstblüte mischten ihre silbergrauen und zartrosa Töne in das lichte Grün des Strauchwerks. Die alte Exzellenz saß im mächtigen Ledersessel in der Sonne, die Decke auf den Knien. Ruth stand still und unbeweglich an der Tür. Sie hatte den Kopf zurückgelehnt, die Hände im Rücken flach gefaltet, und ließ den Blick durch den hellen Rahmen in die Außenwelt schweifen, die sich heute so lenzfröhlich anließ. Wenn ihr ‚Annchen' von hier wegzog, dann hielt sie auch nichts mehr in der Hohenzollernstraße. Onkel Max war kein gütiger Gastgeber. Er war von einer Genauigkeit und Knauserigkeit, die etwas greisenhaft Starres besaß. Es erschien ihr auch als ein Verkennen aller Maßstäbe, wenn Onkel Max glaubte, daß er seiner Nichte Wohltaten erwies; er hatte an ihr nur eine unermüdlich und aufopferungsvoll um ihn bemühte Hausdame gehabt, der er kein Gehalt zu zahlen brauchte. Ruth überlegte, daß sie den Antrag für die skandinavische Konzert-



Weihnachten
Gemälde von Hermann Angermeyer
(Aus Schultes Kunstausstellung, Berlin)

reise nun doch wohl annehmen würde. Von ihrem tiefen Schmerz, ihrer unsagbaren Enttäuschung, daß ihr Ännchen sich nun dauernd von ihr lösen konnte, durfte Onkel Max nichts hören: das sollte ihm nicht erst noch neuen Anklagestoff geben. Mit einer nagenden Eifersucht, deren sie sich nie für fähig gehalten hätte, beobachtete sie jede Bewegung der Mutter. Doch auch Mitleid mischte sich ein, ein tiefes Erbarmen. Sie sah zum erstenmal, daß ihre wunderschöne, geliebte, bewunderte, ewigjunge Mutter graue Haare hatte, richtig graue Haare. Und — ach! — die Fältchen an den Augen, den Schläfen, den Mundwinkeln, die vielen leisen Furchen, die der Schmerz um den Mann ihr in die Stirn gezeichnet hatte. Mädchenhaft war ihre Figur geblieben. Wie sie so dürftig und schulderdrückt in dem Lichtausschnitt der Balkontür vor dem erregt sprechenden, drohenden und dazwischen hustenden alten Geheimrat stand, wirkte sie fast wie ein gescholtenes Kind. Aber nein, wenn sie den Blick hob, so schmerzlich flehend, hilflos der Körper, wie mit gebundenen Händen, dann hatte sie etwas von der schmerzensreichen Mutter. ‚Arm' Ännchen!' dachte Ruth.

Onkel Max erörterte schließlich die materielle Seite ihres Auseinandergehens. Selbstverständlich schied Marianne aus seinem Testament vollkommen aus. Inwieweit er Ruth bedachte, das behielt er sich noch vor. Er würde den Justizrat kommen lassen, mit dem er diese Angelegenheit gründlich durchsprechen wollte. Denn natürlich mußten Sicherungen dagegen geschaffen werden, daß Ruth eines Tages, wenn die Herrlichkeit im Hause Hesse wieder völlig zusammenbrach, was er ja als sicher voraussetzte, den Eltern etwa alles, was sie erbte, auslieferte. Übrigens entsann sich die Exzellenz jetzt noch einer Reihe von Verbänden und Stiftungen, denen er allerlei Legate und Zuwendungen aus seinem stattlichen Kunstbesitz schuldig zu sein glaubte.

Nun waren sie entlassen, Mutter und Tochter.

Während sie den langen, immer finstern Gang zum Eßzimmer entlangschritten, umfaßte Marianne die Gestalt der Tochter und lehnte ihre Wange auf deren Schulter.

Vor der Tür blieben sie stehen.

„Sprich mich getrost schuldig, Kindche!" sagte Marianne leise, fast demütig.

Ruth schüttelte den Kopf und strich mit zärtlicher Hand über Stirn, Schläfe und Wange der Mutter. „Liebe ist doch nicht Schuld, Ännchen. Sonst versündigt' ich mich ja auch an dir. Es wär' leichter für dich, ich spräng' jetzt mit beiden Füßen rasch in eine junge Eh'. Wär's nicht? So häng' ich dir innerlich noch an und belaste dich, ich weiß. Aber wenn's eine Anklage gäb', Ännchen, glaub' mir, ich spräch' dich frei. Was immer du tätst."

„Auch wenn ich schlecht an dir handel', wie der Onkel Max sagt?"

„Ob du gut oder schlecht bist, das ändert nichts an meiner Liebe. Die ist da, die lebt, und du kannst sie nicht umbringen, durch nichts."

Marianne hatte einmal in ihrem Leben ähnliche Worte gesprochen. Sie wußte, daß eine große, heilige Liebe jedes Opfer brachte. Aber sie wußte auch, welch ein Martyrium das erforderte.

Ruth öffnete die Tür zum Speisezimmer. Der Teetisch war gedeckt. Die schöne Decke, das kostbare Geschirr, das alte Silber — behäbig, würdig und behaglich wirkte das alles. Vor Mariannes geistigem Auge erschien eins der Elendsbilder, die sie in Hellmke gesehen, wo die Erwerbslosen und Obdachlosen sich in engen Notunterkünften drängten. Die Sehnsucht nach einem armseligen Stückchen eigener Scholle, nach dem bescheidensten eigenen Heim machte sie stark, nach all den schweren Kriegsjahren noch viele Monate lang alles Ungemach zu ertragen. Marianne preßte die Hände ihres Kindes. „Onkel Max sagt, es sei eine unverzeihliche Schwäch' von mir, daß ich mich nit losreißen kann. Aber er irrt. Das einzig Gute und Starke in mir ist die Treu'."

Ein schmerzliches Lächeln spielte um Ruths Lippen. Sie gingen in Mariannes Zimmer, und Ruth half der Mutter packen.

⁂

Ihren neunzehnten Geburtstag verlebte Ruth in Stockholm. Das berühmte Streichquartett, in dem sie für ihren aus dem Konzertleben ausscheidenden alten Professor die Bratsche hatte übernehmen dürfen, sah auf eine Fahrt durch Dänemark, Norwegen und Schweden zurück, die reich an persönlichen Erfolgen war. Das stolze Bewußtsein hob sie dabei alle vier, daß sie mit der Macht ihrer Kunst beitrugen, das in der Welt gesunkene Ansehen des deutschen Namens wieder zu heben.

Die Wirren in der Heimat verhinderten eine regelmäßige Post. Ruth bekam zu ihrem Festtag nur das Briefchen, das Gert Osterroht den Herren zur Ablieferung am 27. Dezember mitgegeben hatte. Ein Ring — Glückwünsche, Grüße, sein Bild — und seine Werbung.

Ruth wohnte in der Familie eines wohlhabenden Kunstfreundes, der häufig deutsche Gäste bei sich sah. Sie wurde mit Blumen beschenkt, bei Tisch brachte der Hausherr ihr ‚Skol' aus. So ganz fremd und verlassen

brauchte sie sich also doch nicht zu fühlen, trotzdem von ihrer Mutter lange Zeit kein Brief sie mehr erreicht hatte.

In ihrem Gastzimmer bildeten die Blumenspenden, die in Vasen und Gläsern auf dem Tisch standen, ein blühendes Beet. Sie hatte die Bilder der Mutter dazu gestellt, die sie immer bei sich führte. Nun lehnte sie auch noch Gerts neue Aufnahme an eine Vase mit Flieder und setzte sich davor, die Arme aufstützend.

Und ihre Sehnsucht wanderte zu diesen beiden Menschen, denen ihr Herz gehörte.

Die schönen, ehrlichen und mannhaften Worte, mit denen Gert um ihre Hand anhielt, kannte sie schon auswendig, so oft hatte sie den vor vielen Wochen geschriebenen Brief, der ihrem heutigen Festtag den Inhalt gab, gelesen. Sie las sie nun wieder von seinen Lippen ab. Einen trotzigen Mund hatte er. Und auch in seinem Blick lag ein stolzes Selbstbewußtsein. Die Aufnahme stammte aus den Tagen seiner Doktorprüfung. Er hatte mit großem Fleiße die Bedingungen erfüllt, die ihm von seinem Vater gestellt worden waren. Sein Vermögen war ihm jetzt zur Verfügung gestellt worden. Unter den heutigen Verhältnissen bedeutete es nicht mehr viel, aber es ermöglichte ihm doch die Gründung eines eigenen Herds. Sein musikalisches Studium war ihm auch neben der wissenschaftlichen Arbeit die Hauptsache geblieben. Einen Abschluß darin gab es für seinen Künstlerehrgeiz ja nie. Aber er gedachte doch, sich bald um einen Kapellmeisterposten bewerben zu können. Als nächstes Ziel schwebte ihm vor, Ruths musikalischer Begleiter zu werden: eine Künstlerehe, die sich auf ehrlicher Achtung vor des andern Talent aufbaute.

Eine Forderung aber enthielt Gerts Werbung, die Ruth in dieser Stunde zittern machte und vor eine schwere Entscheidung stellte. „... Gibst Du mir Deine Hand, Ruth, dann halt' ich sie fürs ganze Leben fest. Denn ich stehe allein. Vater, der mein bester, mein einziger Freund war, ist ein sterbensmüder Mann; Eva, die junge Mama, hat in Bremen ihren neuen Kreis; Hildes Hochzeit ist zu Ostern und führt auch sie in ein Kaufmannshaus, in dem die Musik nur als Dessert Geltung hat; Fritzi, der liebe, kecke Strolch, bleibt mein guter Kamerad; Muttings Zärtlichkeit teilte ich bald mit andern Söhnen — und Enkeln. Du kriegst mich restlos, Ruth. Aber restlos will auch ich Dich haben. Deinen Vater, der Euch ins Unglück gestürzt hat, hasse ich. Mich trennt auch eine Welt von Deiner Mutter, die das Kostbarste, was ihr der Himmel schenken konnte, nie verstanden hat. Ehrlich sage ich Dir heute, ob's auch wehe tut: ich kann an dem Altar, vor dem Deine Kindesliebe kniet, nicht mit opfern, denn das wäre Heuchelei. Also wähle, Ruth ..."

Sollte sie ihm zürnen? Ach, er sah klarer als sie in die Zukunft und er wollte ewiger Qual vorbeugen.

Nie verzieh er's ihrem Vater, daß er sich jahrelang nicht um sie gekümmert, ja, daß er nicht einmal die ihm bei der Scheidung gerichtlich aufgetragene Sorge um ihr äußeres Wohl wahrgenommen hatte. Ruth hatte eingewandt: er war doch selbst ganz mittellos geworden, er stand im Feld, er lag im Lazarett, auf den Tod verwundet. Gert ließ das alles nicht gelten. Er hielt ihren Vater für einen brutalen Egoisten.

Wieder sah sie Gerts Bild an. Und sie versuchte dabei, sich die Züge ihres Vaters zu vergegenwärtigen. Seltsam: jetzt war ihr's, als ob Augen und Mund der beiden eine gewisse Ähnlichkeit besäßen. Trotzig sie beide, gewillt, ihr Schicksal zu meistern, immer entschlossen, alle Hindernisse im Sturm zu nehmen. An Gert gefiel ihr das. Warum verurteilte sie den Vater?

... Gert wußte, daß er keinen Brief mehr von ihr zu erwarten hatte, denn noch vor Silvester kehrte sie mit ihren Kollegen nach Deutschland zurück. Er sprach sie also früher, als ein Schreiben von ihr ihn hätte erreichen können. Aber als Gert in der Zeitung die kurze Notiz las, daß das berühmte Quartett die an Ehren so reiche Tournée beendigt habe und soeben in Berlin wieder eingetroffen sei, hörte er in der Hohenzollernstraße, wohin er sich sofort begab, zu seinem großen Erstaunen: daß Ruth, ohne hier Aufenthalt zu nehmen, nach Hellmke weitergereist sei. Zu ihren Eltern ...

⌘ ⌘ ⌘

Die kleine Ruth lief wieder in den Schnee. Leichter Frost herrschte. Blendend weiß lag das Land links und rechts der Eisenbahn. In Wentern gab es keine Fahrgelegenheit. Der Bahnwirt wollte dem mageren Gaul die Anstrengung nicht zumuten, bei anderthalb Pfund Haferration das Wägelchen über die beschneite Landstraße zu schleppen. Der Schlitten war noch nicht in Ordnung gebracht. So zog die junge Reisende denn ohne Gepäck zu Fuß des Wegs.

Das Wetter war leidlich klar. Ein Weiblein, das ihr die Richtung wies, zeigte ihr in der Ferne ein paar verschwommene Schneelinien. Das sei der Harz mit dem Brocken. So deutlich sehe man die Berge selten. Von Kohlenstaub und Wegschmutz gewahrte Ruth auf ihrem Marsche nichts. Die Welt war

in Watte gepackt. Die Chausseesteine, die Telegraphenstangen, die Drähte und die schlanken Schornsteine der Brikettfabriken, aus denen kerzengerade Opferwölkchen in den weißen Winterhimmel aufstiegen, trugen Schneehäubchen. Man roch den Schnee. Die stille Luft trug den Schall weit. Von ferne ein Peitschenknallen, ein Hundegekläff, Sirenenzeichen der Fabriken, das Sprechen oder Räuspern von entgegenkommenden Männern mit Rucksäcken und überquer gehängten blauen Kaffeeflaschen.

An einer Kabelböschung machte Ruth einen kurzen Halt. Die Finger waren ihr steif geworden, die Haut spannte am Kinn. Sie wollte sich setzen, um die Karte, die sie auf dem Potsdamer Bahnhof gekauft hatte, aufzuschlagen und den Rest des Weges zu studieren. Aber da traf ihr Ohr Glockenläuten, und sie horchte auf und hielt Umschau. Es mußte von dem nächsten Kirchturm kommen. Das konnte wohl der von Hellmke sein. Seltsam. Es war Werktag. Ein Sonnabend. Drei Uhr. Das Läuten klang froh aufmunternd durch die klare Schneeluft. Es war also kein Begräbnis. Feierte man Hochzeit oder Kindtaufe?

Unweit von dem schwarzen Gestänge einer Grubenbahn, das nur an den oberen Rändern Schneehauben aufwies und sich scharf in die weiße Landschaft einzeichnete, standen ein paar häßliche, kleine Häuser. Kinder spielten davor im Schnee. Sie waren mit grauen, alten Schals umwickelt, die Kopf, Ohren und Hals bedeckten, kreuzweis über die Brust gezogen und in einem lustigen kleinen Zipfel auf dem Rücken zusammengebunden waren. Der Zipfel war das lebendigste an ihnen, denn die kleinen Knirpse wirkten sonst nur als graue Bündelchen mit roten Nasen.

„Was läutet denn da?" fragte Ruth eines der Bündelchen.

Die Kinder sahen sie erst groß an, weil sie nicht verstanden. Als sie die Frage wiederholte, rief eines der Mädchen in breitem Schulton: „Das is das Richtefest!" Und darauf riefen sie's alle: „Ja, das Richtefest, das Richtefest!"

⌘ ⌘ ⌘

Martin Quärengässer feierte das Richtefest, der erste Siedler der Gemeinschaft ‚Der Kamerad'. Weil das ein so ganz besonderes Richtefest war, ließ der Pfarrer die Glocken läuten. Es war eine Überraschung. Selbst der Lehrer hatte nichts davon gewußt. Kirchlich gesinnt waren ja die wenigsten der bunt zusammengekratzten Siedlergemeinde, aber der Klang der Glocken bewegte sie doch. Und besonders die freuten sich darüber, die mit den Bauern lange Plackereien um ihr Siedlungsland hinter sich hatten oder noch in Handel und Streit darum mit ihnen standen. Weil sie annahmen, daß die Bauern sich ärgern würden. Im übrigen verlief die Feier ohne Gepränge. Während die Glocken läuteten, wurde der etwas beschneite Kranz auf den Balkenfirst heruntergeholt. Der Zimmermann — selbst ein Siedler, der sein Richtefest in vierzehn Tagen zu feiern gedachte — erschien zwischen den hohlen Dachsparren über dem in Ziegeln aufgeführten Baukern der ersten Heimstätte und sagte sein Sprüchlein. Unten standen alle Bergleute, die an Martin Quärengässers Häuslein mitgebaut hatten, jeder mit einer Bierflasche bewaffnet, in der dünnen Schneeschicht, die hier von vielem Hinundher schon mit braunschwarzer Erde gemischt war.

Auch Hans Hesse war da, in seinem alten feldgrauen Soldatenrock, dicke Fausthandschuhe über den Fingern, den derben Stock in der einen, die ihm vom Bauherrn gereichte Flasche in der andern Hand.

„Auf dein Glück, Martin, in deinem Häusche! Aufs Glück deiner Frau und deiner drei Bübche! — Und darauf, Kameraden, daß ein jeder von euch bald glücklich unter Dach und Fach kommt!"

„Und du auch, Hans. Du hast's am ersten verdient und willst der letzte sein." Martin Quärengässer hatte nasse Augen. Seine Frau, die mit den beiden Ältesten von Magdeburg herübergekommen war, wo sie noch in einer Fabrik arbeitete, mußte sich unausgesetzt die Augen und die Nase trocknen.

„Nu, Lene, es is doch keene Leiche erster Jüte!" rief der Schwager Karl, setzte die Flasche an die Lippen und trank sie in einem Zuge aus. „Weene man nich, weene man nich, in die Röhre stehn Klöße, die kriegste sonst nich."

Damit war dem Vorgang die allen etwas unbequeme Sakristeistimmung genommen. Man lachte, es gab ein paar Händedrücke, und alles zog in den Dorfkrug. Martin hatte sich nicht lumpen lassen. Es war Kuchen gebacken worden — freilich hatten alle Baugenossen ihre Butterration dazu stiften müssen — und Gerstenkaffee gab's in unendlichen Mengen.

Da begann dann bald die Fidelität. Frau Lene, die Bauherrin, lachte, daß ihr die Tränen nur so über die Wangen rollten. Und unter dem Tisch fand sich ihr Fuß zu dem ihres Mannes, der ihr gegenübersaß. Dann erzählte sie ihrer Nachbarin, der Frau des Baumeisters, wie sie das Häuschen einrichten wollte. Etwas Geld war ja da. Ihr Schwager Karl hatte ihr erst Furcht machen wollen vor der Baumeistersfrau. Eine Exzellenzentochter sei das, und adlig, und

ihr Onkel ein Berliner Geheimrat ... Aber Frau Lene war ja gleich nach den ersten paar Worten ein Herz und eine Seele mit ihr. Ein gutes Ding war die. Und so gemütlich, wie sie sprach, gar nichts Steifes. Und Exzellenz und adlig und Geheimrat? Ach, Unsinn. Sie gestand ihr denn schließlich auch, was für'n Schnack der Schwager ihr hatte aufbinden wollen. Und die Baumeistersfrau sagte einfach: „Unsre Männer ware draußen im Feld Kamerade, und sind's hier noch und sollen's bleibe. Wir wollen's auch sein, wir Fraue. Gelt?" Und dann sah sie ihr mit demselben Strahlen ins Auge, das von Frau Lenes Antlitz leuchtete, und schloß: „Zu Ostern wird bei uns der Grundstein gelegt. Wenn unser Richtfest kommt, dann ist Ihr Häusche schon lang unter Dach. Die Freud' von Ihre drei Bübche." Frau Lene beugte sich nah zu ihr hin und sagte in heimlichem Stolz: „Bis dahin sind's vier, wenn's kein Mädel wird. Ja, jetzt kann man sich's ja leisten." Und dann lachte sie, und ihr Fuß traf sich wieder unterm Kaffeetisch mit dem ihres glücklichen Bauherrn.

⁂

Ruth hatte die Feier nicht miterlebt. Es begann schon zu dunkeln, als sie in Hellmke eintraf. Die Lehrersfrau ging in den Dorfkrug und benachrichtigte Frau Hesse von der Ankunft ihrer Tochter. In dem engen Stübchen, das ihre Eltern bewohnten, fand Ruths Wiedersehn mit ihrem ‚Annche' statt.

„Ich komm', Abschied zu nehmen," sagte Ruth leise.

Und dann sprachen sie lange. Und schwiegen darauf lange. Ihre Hände lagen ineinander, als Ruths Vater eintrat.

Soviel Groll war in Ruth aufgespeichert. Jahre hindurch. Und Gert hatte ihn immer noch genährt.

Aber da war nun ihr Einmarsch gewesen in das stille Bergarbeiterdorf. Sie hatte den armseligen Ziegelbau gesehn, der den Richtekranz trug. Sie hatte die guten, fast ergriffenen Worte der Lehrersfrau über den Mann gehört, der vielen wie ein Heiland zur rechten Stunde noch erschienen war, um sie aus all dem Großstadtelend herauszuführen in die Gesundung einer großen Idee. Und darauf hatte sie ihn selbst gesehn. Am Fenster der Lehrerswohnung stand sie. Da kam er in Begleitung eines Städters und des glücklichen Bauherrn. Er war ernst, tief ernst. Mager die Gestalt, zermürbt das Gesicht. Aber in den blauen, stahlblanken Augen stand dies seltsame Leuchten, das sie bezwang, weil sie's an Gert erinnerte, wenn er von seinen Zukunftshoffnungen sprach ... In Gruppen standen Leute in Arbeitskitteln auf der Dorfstraße. Sie besprachen das Tagesereignis, das der Vorläufer vieler, vieler ernstfroher kleiner Feiern sein sollte. Doch sie unterbrachen alle ihr Gespräch und winkten dem Baumeister zu, ihrem Kameraden, ihrem Führer ... Und nun, zuletzt, hatte Annchen ihrem Kind die große Lebensbeichte abgelegt, die Mutter der Tochter, die Frau der Braut, Mensch zu Mensch ...

Es gab also doch kein hartes Wort, es gab keine Anklage, keinen Vorwurf von Ruths Lippen. Sie wiederholte nur, daß sie gekommen sei, Abschied zu nehmen, um Gert Osterrohts Frau zu werden. Und gab ihrem Vater die Hand und wünschte ihm Glück zum heutigen Tag.

Was in Hans Hesses Seele in dieser Stunde vorging, als er der kleinen Ruth gegenübersaß, die ohne seine Hilfe ein großer Mensch geworden war, verriet seine Miene nicht. Trug er eine Schuld auch an ihr? Sein Leben war seit jenem Tage, an dem die kleine Ruth in den Schnee gelaufen war, nur einer einzigen großen Sühne gewidmet. Hier fand sein Werk die Vollendung: andere glücklich zu machen. Ein Regierungsvertreter, der aus der Reichshauptstadt herübergekommen war, um das Richtefest mitzufeiern, hatte drüben im Krug eine kleine Ansprache gehalten. Darin hieß es: dieses Richtefest könne als Symbol für den Wiederaufbau Deutschlands dienen, dies erste selbstgeschaffene kleine Bergarbeiterhaus sei ein Grundstein für die Hoffnung von Hunderttausenden.

Tief atmete Hans Hesse auf, nahm Ruths Hand in die seine und sagte: „Glück auf den Weg, kleine Ruth. Man kann einen Menschen sehr lieb haben und ihm doch viel Leid bereiten. Im ersten Glück einander gut sein, ist nit schwer. Aber nur wer treuer Kamerad in der Sorg' war, wird auch der Kamerad des letzten Glücks. Und das letzte ist größer als das erste, kleine Ruth."

⁂

Andern Tags verließ Ruth das Bergarbeiterdorf. Ein Wägelchen stand bereit. Von ihrem Annchen verabschiedete sich Ruth im Lehrerhaus. Sie wollte keinen Abschied auf der Straße oder auf dem Bahnhof.

Aber dann kam Hans Hesse doch noch einmal heraus und brachte ihr ein Päckchen der Mutter: Mariannes letztes Schmuckstück lag darin. Da das Gefährt kein Trittbrett hatte, nahm er seine Tochter in die Arme und hob sie hinauf.

„Lebwohl, kleine Ruth!" sagte er leise.

Da küßte sie ihn auf den Mund.

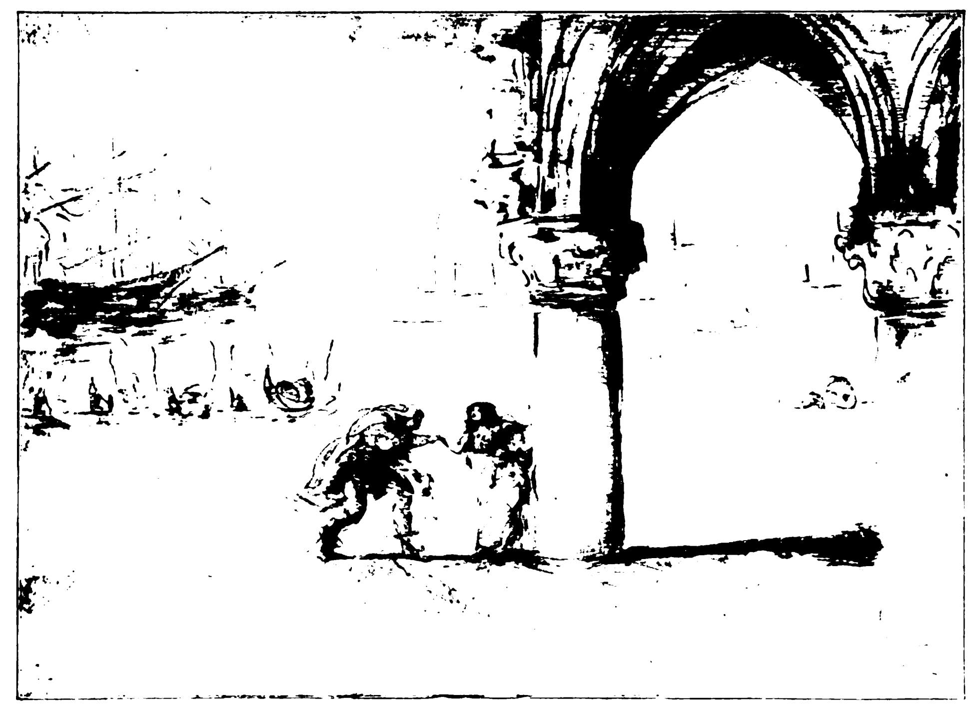
Mit leisem Geklingel fuhr das Wägelchen in die stille Schneelandschaft hinaus, die im Sonntagsfrieden lag.

Der Radierer Hans Meid

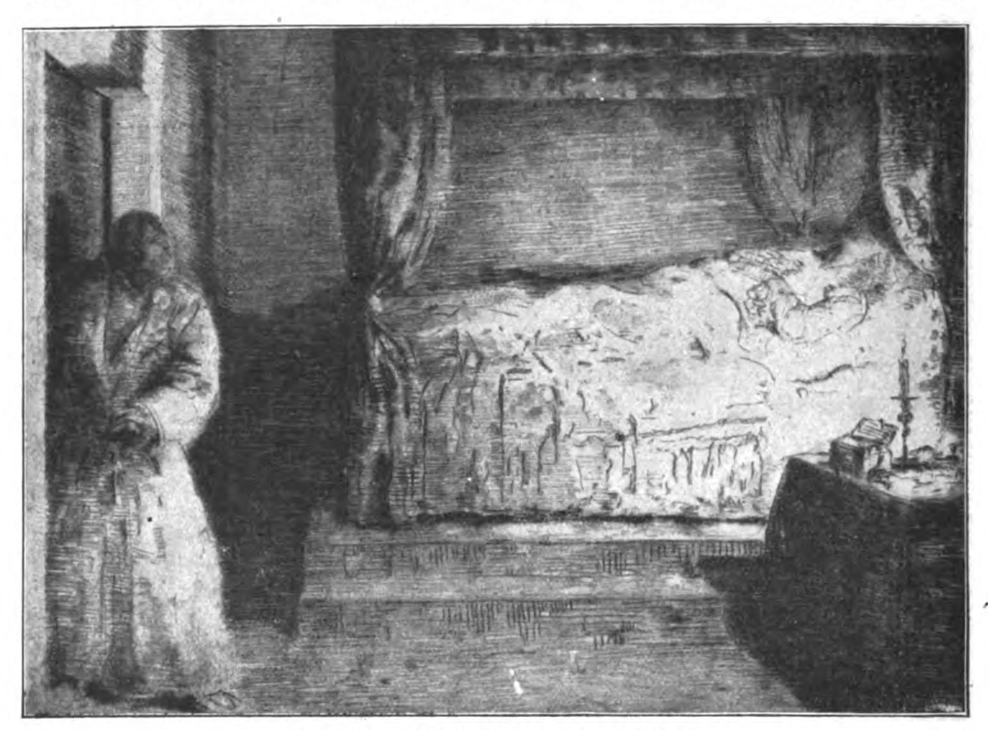
Von Geh. Rat Dr. Max Friedländer

Ein schimmernd weißes Papierblatt, darauf schwarze Flecke und dichtes, lockeres Strichwerk, bietet dem Auge eine bewegte Welt von immanenter Farbigkeit, eine romantisch gesteigerte Wirklichkeit. Der Zauberer, der diese Vision hervorruft, heißt Hans Meid. Seine idyllischen und dramatischen Improvisationen erfreuen seit etwa zehn Jahren den Kunstfreund und den Sammler.

Hans Meid hat sich ausschließlich durch seine Radierungen Stellung und Ansehen erworben. Nicht, wie etwa Liebermann oder Slevogt, war er als Maler anerkannt, bevor er mit seinem Bilddruck in die Weite und Breite zu wirken begann. Seine Radierungen wurden an sich geschätzt, nicht weil sie an berühmte Bilder erinnerten. Er hat nicht Gemälde vervielfältigt, auch nicht, wie so viele Meister unserer Zeit, die Motive, Figuren und Bildgedanken seiner Malkunst in das Schwarz-Weiß umgesetzt, vielmehr als Radierer seine Phantasie spielen lassen, als Radierer die Natur beobachtet und seine Gestaltungen konzipiert. Die technischen Bedingungen der Radierkunst bestimmen das Wesen seiner Kunst. Freilich bedurfte es einiger Zeit, bis daß er den Weg seiner Natur fand. In seiner Jugend hat er gemalt und auf dem Grenzgebiete von Kunst und Handwerk das Feld der Tätigkeit gesucht. Die Radierungen aber, die um 1910 ans Licht traten, brachten ihm nicht nur mit einem Schlage Anerkennung, sondern verschafften ihm auch den inneren Erfolg, das Gefühl, auf dem rechten Wege zu sein, das ihm vorbestimmte Mittel des Ausdrucks gefunden zu haben. Damit war dem unruhig tastenden Streben ein Ende bereitet, und seitdem schafft der arbeitsame, fest auf den Beinen stehende Schwabe in der gefährlichen Luft Berlins, unberührt von dem wüsten Getöse und dem modischen Wandel des gegenwärtigen



Rendezvous am Dogenpalast. 1912
Im Verlag von E. A. Seemann, Leipzig



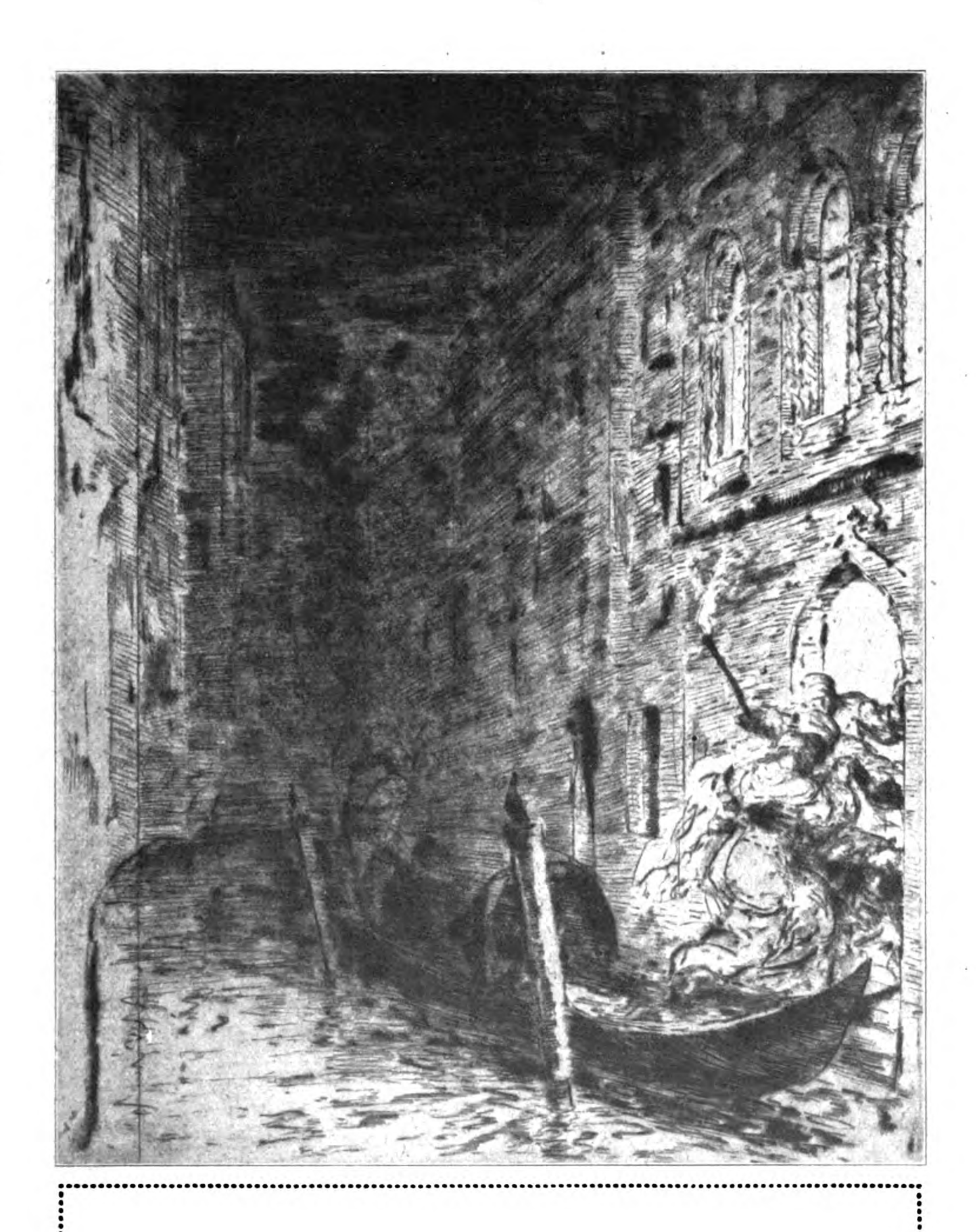
Im Schlafgemach der Desdemona. 8. Zustand
Im Verlag von J. Casper, Berlin

Auffassung an und befruchtet die Phantasie, indem es durch das Anders-Sein sich einprägt und die Aufnahmefähigkeit steigert. Überdies war das Leuchtende, Durchsichtige und Weite der toskanischen Landschaft der Begabung Meids ebenso genehm wie die geschmeidige Bewegung und die beredte Geste des italienischen Volkes. Er sog sich voll in der sonnigen Luft des Südens, und die Nachwirkung der sorgenfreien Studienzeit gab und gibt seiner Produktion das Gepräge schwelgerischer Heiterkeit.

Im Mittelpunkt seines „Werkes" stehen die Folgen der Othello- und Don Juan-Radierungen, Illustrationen, die des Textes entbehren, Themata, die der junge Meister sich gewählt hatte, deren glühende Farbe ihn lockte. Die Don Juan-Blätter sind wie schwüle Sommernacht, sind sonor und heißblütig, vielleicht mehr Verdi als Mozart. Und ähnlich gestimmt sind die Othello-Radierungen. Der Zeichner greift zwischen dem Elementaren und dem Zivilisierten eine mittlere Saite, nicht Wildnis und nicht Garten, sondern verwilderten Park. Seine Tragik ist ein wenig unernst und etwas theaterhaft, aber stets überraschend, einprägsam, mit flackerndem Umriß und bizarr verteilten Akzenten.

Dieser hitzige Ton klingt fort, auch wo die Aufgabe eine mehr sachliche und nüchterne Behandlung fordert. Meid hat im Berliner Tiergarten gezeichnet und dabei das Heimische gesteigert und verwandelt. Die Luft ist dünn und leicht, die Bäume sind hoch und leicht belaubt, die Menschen und Tiere schlank, beweglich, das Ganze ist festlich und prangend.

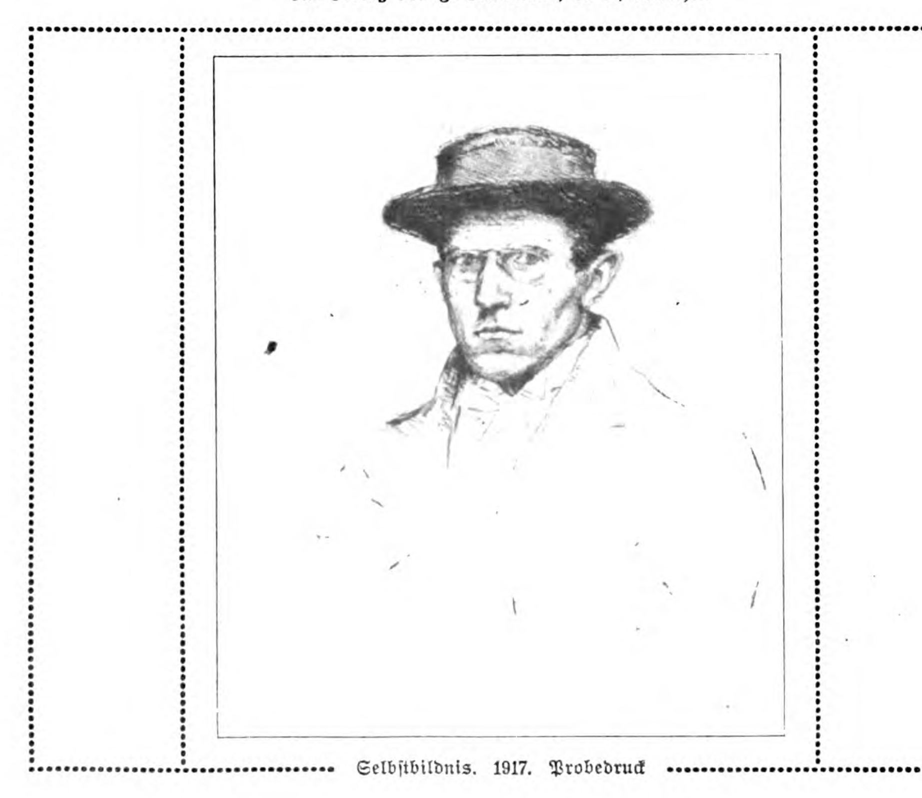
Es gibt einige Blätter mit badenden Frauen, Äußerungen einer bukolischen Lyrik, in denen die Erotik mit der Naturfreude aufs glücklichste verschmolzen ist. Eine flirrende, zitternde Luft umspielt die Formen, löst alles Feste und Architektonische auf; der Formenreichtum dehnt sich spinnwebehaft über die Fläche. Die einzelnen Organismen sind dem Gesamtbilde untergeordnet. Das Verhältnis der Figuren zur Landschaft ist überall vollkommen harmonisch. Im Einklang des Menschenwesens mit dem Boden, der Vegetation, dem Licht



Entführung der Desdemona. 1. Zustand
Im Verlag von J. Casper, Berlin



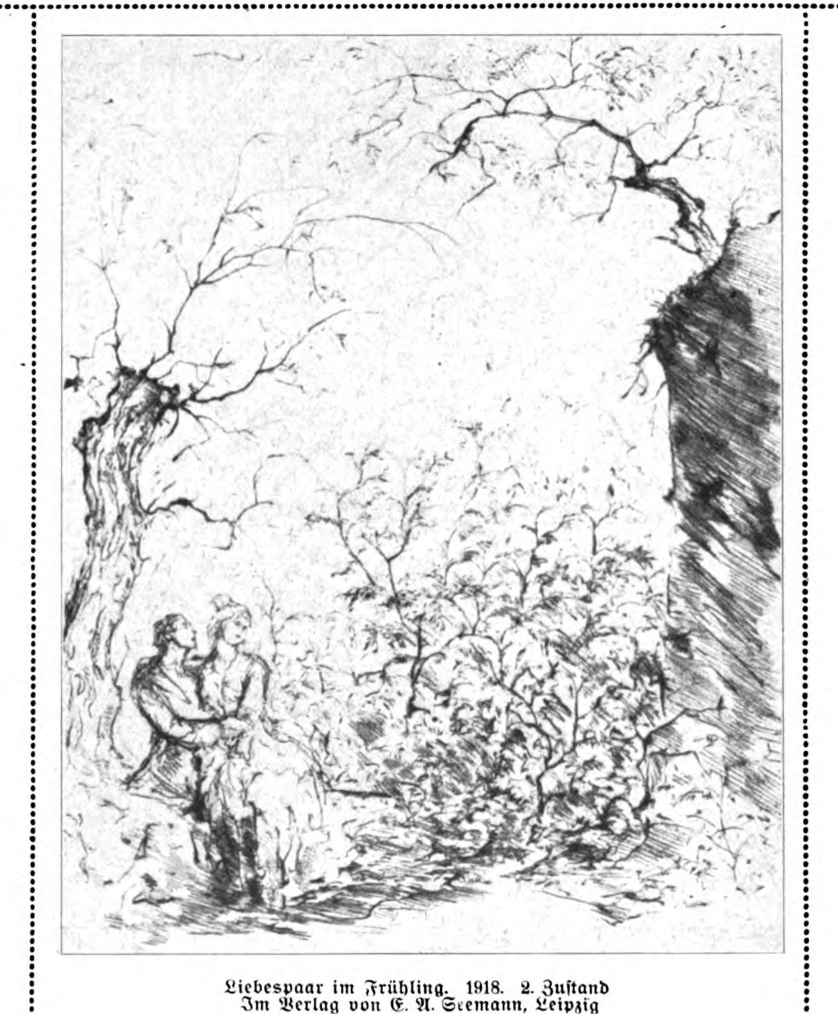
Allee mit Spaziergängern und Reitern. 1917. 5. Zustand
Im Verlag von F. Bruckmann, A.-G., München



Selbstbildnis. 1917. Probedruck



Tod Johannes des Täufers. 1918
Im Verlag von E. A. Seemann, Leipzig

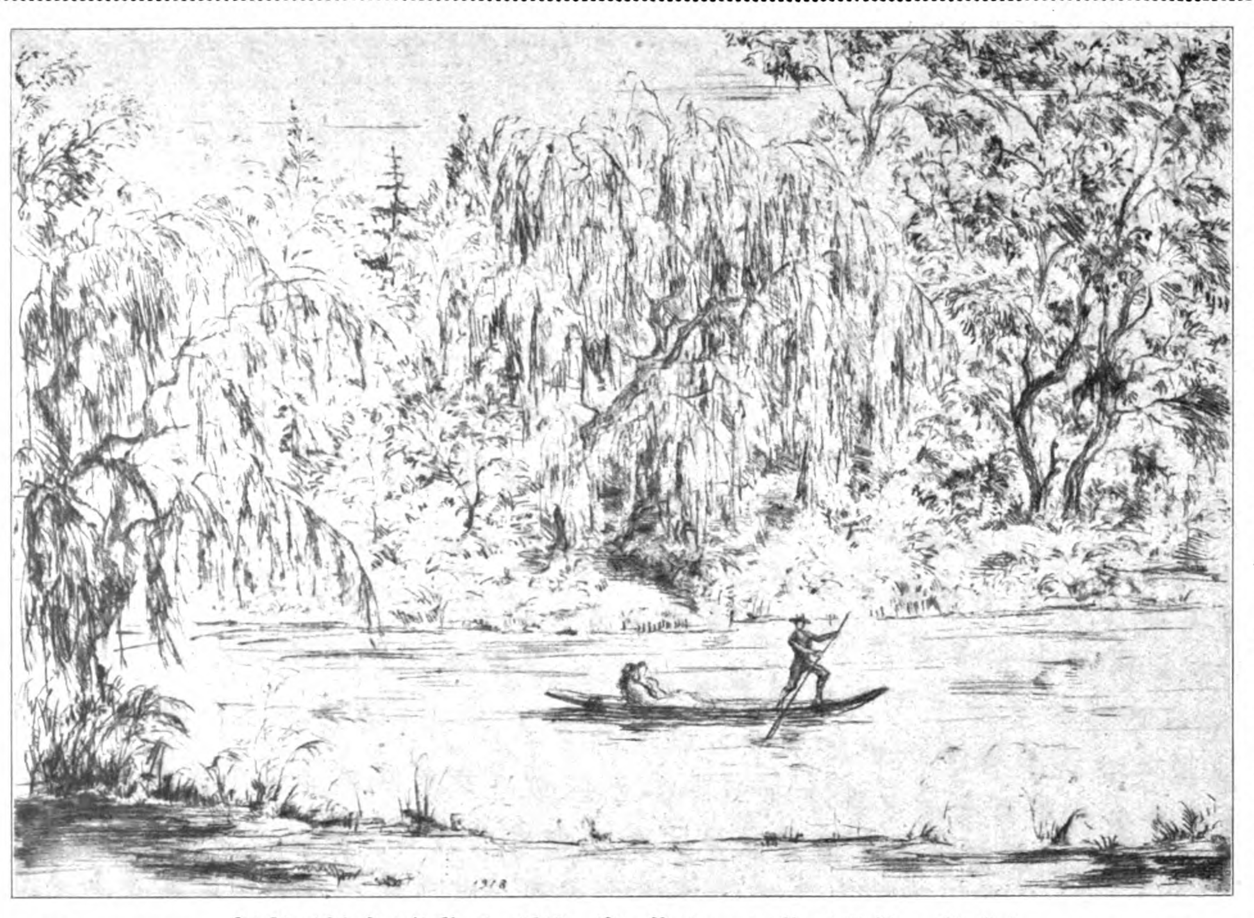


Liebespaar im Frühling. 1918. 2. Zustand
Im Verlag von E. A. Seemann, Leipzig

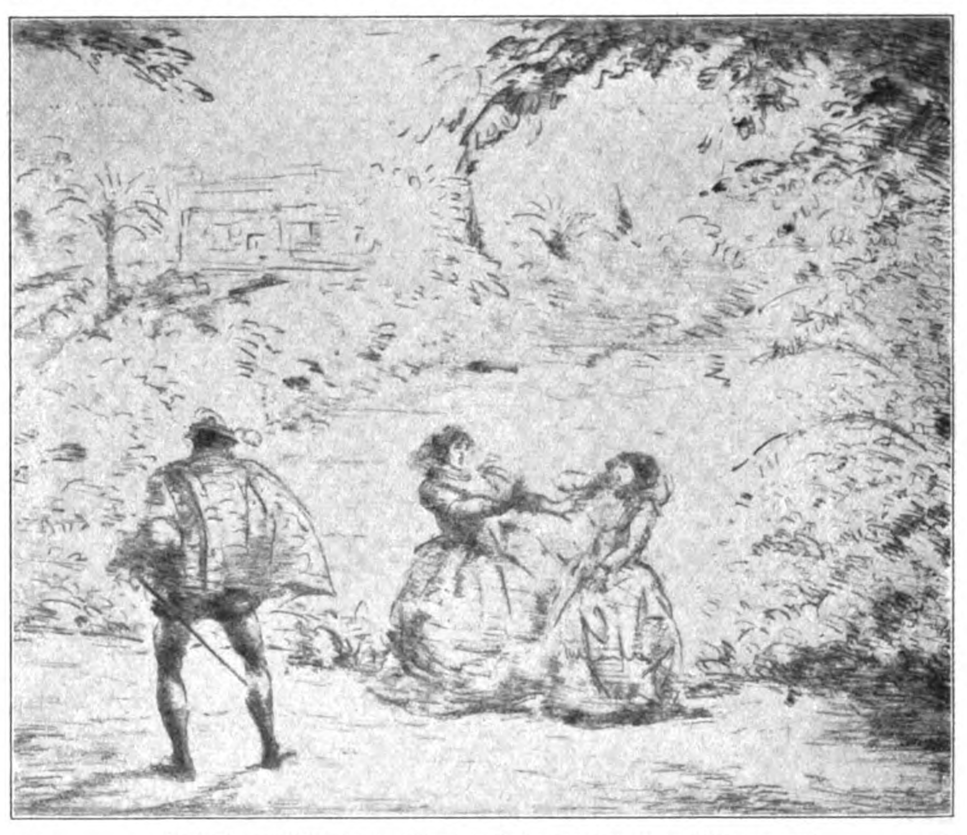
und der Baulichkeit liegt der Ausdruck eines jeden Blattes.

Wenn in der Anlage Meids Fabulierneigung und Freude an Dekorationswirkung die vorherrschenden Kräfte waren, so entwickelten sich organisch diejenige Arbeitsweise und diejenigen Ausdrucksmittel, die der sicheren, schließlich mit Bewußtsein gehegten Begabung angemessen waren. Diese Radierungen haben nicht den Charakter von Naturaufnahmen, sie sind auch nicht aus Naturaufnahmen zusammengesetzt. Der Stilinstinkt machte sich bis zu einem gewissen Grade von den Gegebenheiten der Sichtbarkeit unabhängig. Nicht als ob dieser Zeichner die Wirklichkeit verachtet und auf Beobachtung verzichtet hätte. Im Gegenteil: ein strenges und genaues Studium der Natur ist vorausgegangen, bildet die Grundlage, auf der sich das Gebäude dieser Kunst leicht und frei erhebt. Kraft eines Formengedächtnisses, das aus reichen Blickerlebnissen schöpft, vermag Meid so glaubwürdig und überzeugend zu improvisieren. Je weniger der Meister an dem Modelle, dem einzelnen Falle, klebt, um so entschiedener vermag er seine persönliche Handschrift auszuprägen.

Bestimmt wird diese Handschrift durch die Eigenschaften des Kunstmittels, wenn freilich der Zeichner gerade dieses Kunstmittel gewählt und gerade wegen dieser



Flußlandschaft mit Boot. 1918. (Im Verlag von Paul Cassirer, Berlin)

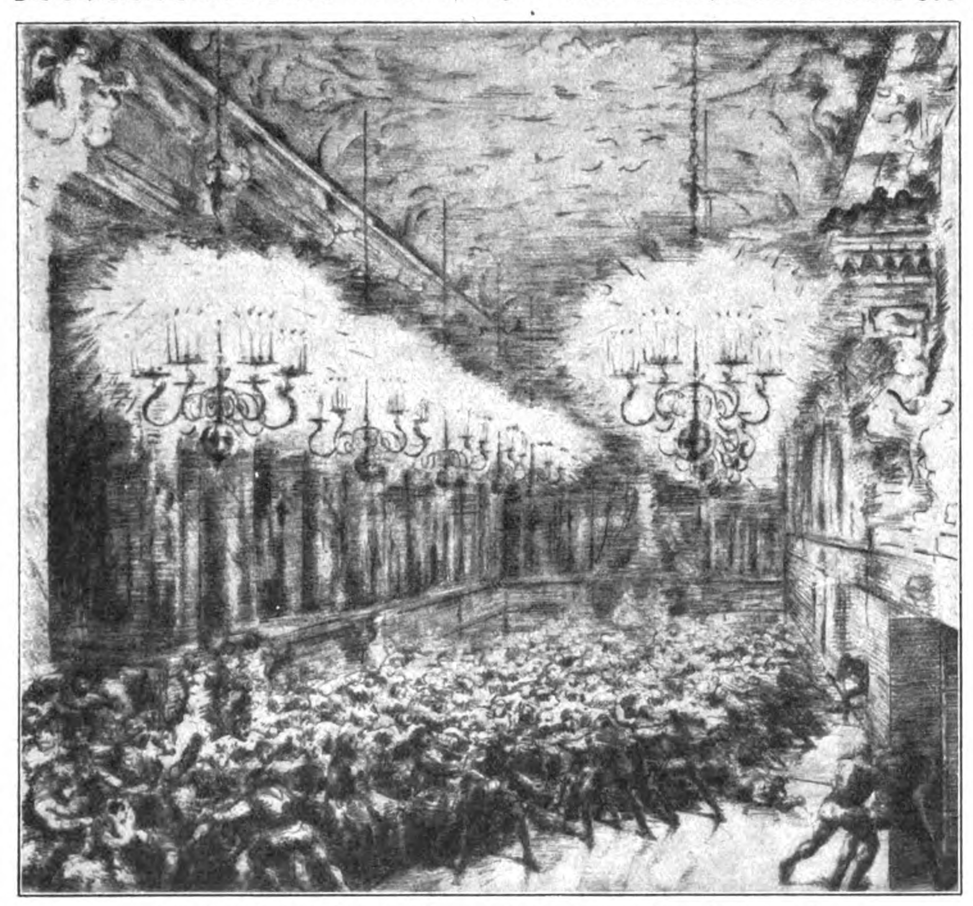


„O, flieh' den Bösewicht". (Aus der Reihe der Don Juan-Radierungen)
Im Verlag von Paul Cassirer, Berlin

Eigenschaften gewählt hat. Meid hat sich mit Folgerichtigkeit und Ausschließlichkeit für die Radierung entschieden, und zwar für eine bestimmte Art von Radierung. Er hat dieses Verfahren ausgebildet, ausgenutzt, sich zum Herrn darüber gemacht, niemals aber mit anderen Verfahren kombiniert. Virtuose auf einem Instrument, sucht er eine einfache und offene Technik, und meidet verwickelte, ausgeklügelte Experimente. Der freie Strich der „kalten" Nadel ist das Ausdrucksmittel, an das er sich gewöhnt hat, dem er vertraut, das ihm genügt. Die Ätzung hat er völlig ausgeschaltet. Er bevorzugt die „kalte" Nadel wegen der weiten Spannung zwischen Zartheit und Kraft, die dem Verfahren gegenüber der Ätzung eigen ist. Die Nadel vermag kritzend graue Tonflächen einzutragen, vermag pfeilspitze gleißende Züge von außerordentlicher Bestimmtheit der Richtung hinzuschreiben.

Als die Radierung einst, im 16. Jahrhundert, aufkam, bot sie mit reiner Ätzung handschriftliche Freiheit gegenüber der strengen und systematischen Grabstichelübung; als sie im 17. Jahrhundert — unter Rembrandts Hand — den Höhepunkt erreichte, vereinigte sie Ätzung mit Kaltnadelwerk in der Weise, daß die Nadel zur Ergänzung, Harmonisierung, Bereicherung und Korrektur des Ätzergebnisses verwendet wurde. Reine Kaltnadelarbeiten gehören der letzten Stufe an. Die Radierkunst Max Liebermanns und Slevogts hat oft und glücklich das Ätzverfahren ganz beiseite gelassen. Ohne Zweifel fügt sich gerade diese Technik der Sehweise unserer Tage.

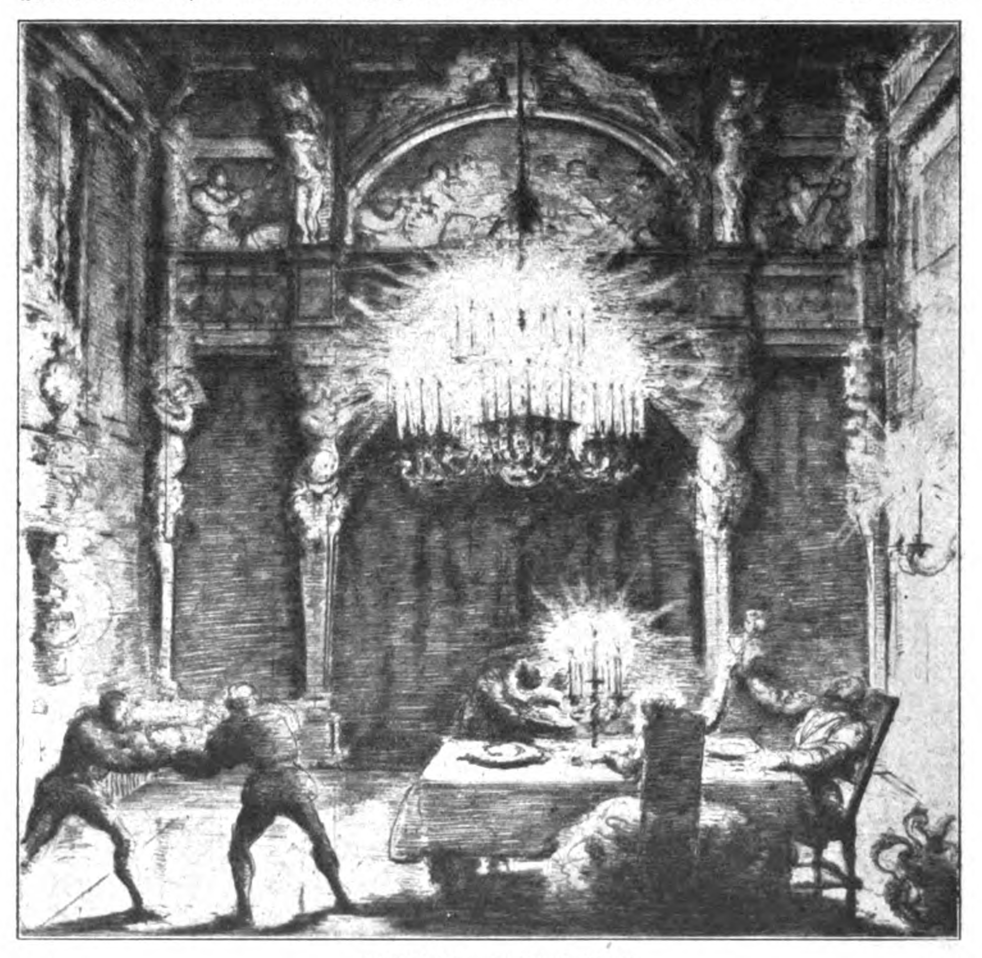
Einige Lieblingswirkungen Meids werden diesem Instrumente leicht entlockt, so flimmernder Kerzenschein, zartes in der Luft zitterndes Laub und die kaum noch sichtbaren Grenzen vom Licht verzehrter



Tumult nach dem Menuett. (Aus der Reihe der Don Juan-Radierungen)
Im Verlag von Paul Cassirer, Berlin

Formen. Die kräftigen Helldunkeleffekte aber, zu denen die Zeichnung dieses Meisters oft unerwartet überspringt, werden hauptsächlich durch den sogenannten Grat erzielt, ein der kalten Nadel eigenes Mittel. Unter Grat versteht man die weichen, unbestimmt begrenzten tiefschwarzen, äußerst malerischen Flecke, die dadurch entstehen, daß sich die aufgeritzten Kupferteilchen mit der Druckerschwärze verbinden. In den früheren Arbeiten hat Meid öfters eine bildmäßige Geschlossenheit durch Künste beim Drucken, mit dem sogenannten Plattenton, gesucht, später hat er die Platte beim Drucken rein gewischt und die Wirkung ausschließlich mit der Arbeit der Radiernadel erreicht.

In den letzten Jahren war es eine ernste und große Aufgabe, die den Radierer hauptsächlich in Anspruch nahm und mit deren Durchführung er gegenwärtig noch beschäftigt ist, nämlich eine große Folge von Bibelbildern, die bei E. A. Seemann in Leipzig erscheinen. Mit diesem Thema wandte er sich ab von jener etwas gefallsüchtigen Erotik, die seine Marke geworden war. Das Ausnützen leichter Erfolge hätte auf die Dauer der Entwicklung seines Talentes gefährlich werden können. Der erhabene Inhalt der Heiligen Schrift, an deren Verbildlichung seine Phantasie arbeitet, mag diese Kunst schützen und ihr einen Halt gewähren. Die Bibel ist unendlich oft illustriert worden. Ein großer Vorteil für den Zeichner liegt darin, daß er auf Verständnis überall rechnen, die Kenntnis der Vorgänge voraussetzen darf, deshalb auf pedantische Klarstellung verzichten kann. Anderseits ist es bedenklich, Geprägtes wiederum zu prägen. In der Vorstellung

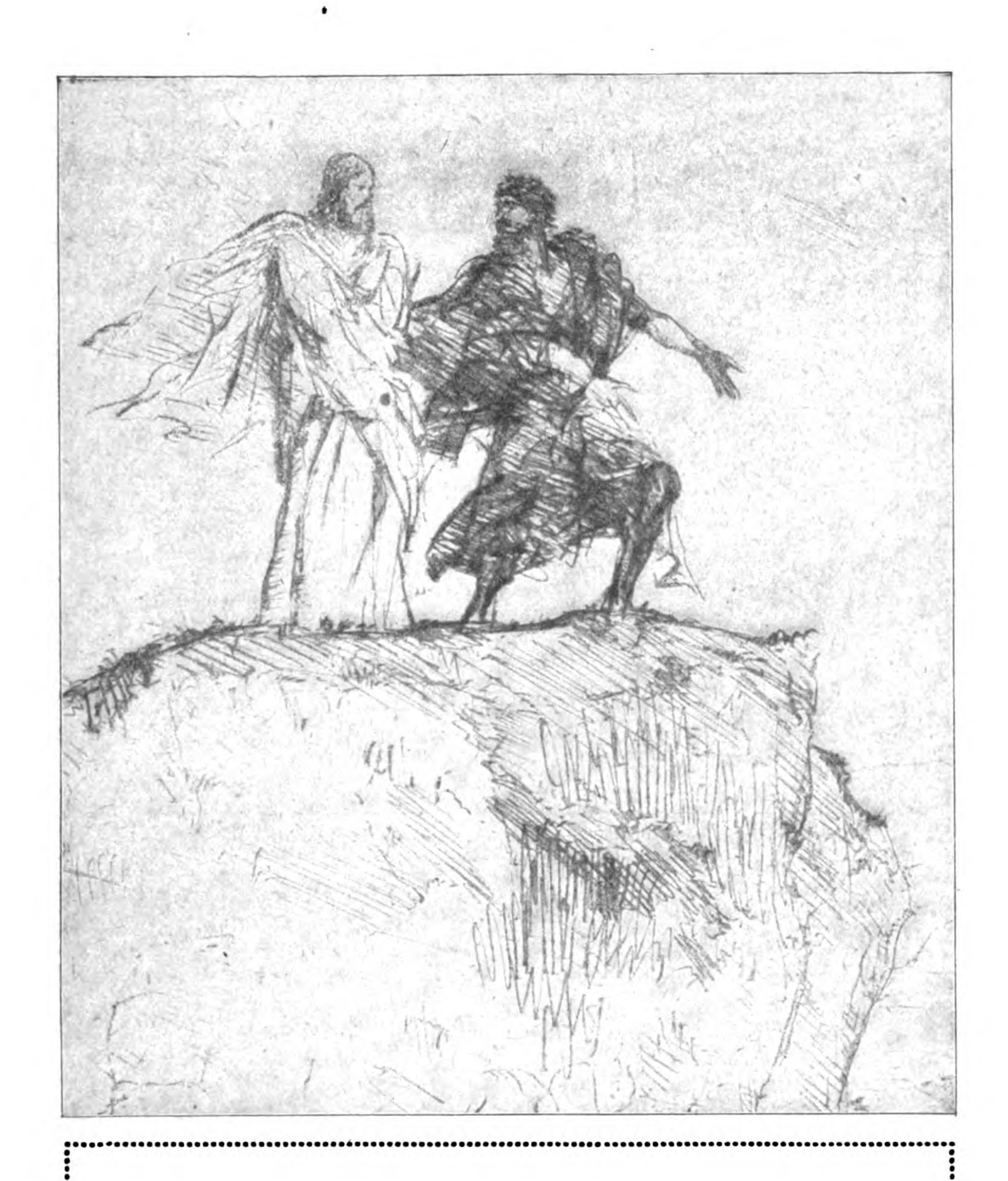


„Fröhlich sei mein Abendessen!"
(Aus der Reihe der Don Juan-Radierungen)

des Betrachters und in der Anschauung des Illustrators leben die Formungen älterer Kunst. Der Meister verbraucht einen nicht geringen Teil seiner Kraft, indem er der Nachahmung ausweicht, und läuft Gefahr, während er dieser Gefahr entgeht, ins Gesuchte zu fallen, die Dinge auf den Kopf zu stellen. Meid hat beide Klippen glücklich umschifft.

Er ist weder unselbständig noch geflissentlich originell und weicht selbst der bedrohlichen Nähe Rembrandts nicht aus, fürchtet sich nicht, mit Rembrandt verglichen zu werden, indem er die Erinnerung an die Bibel-Radierungen des großen Vorgängers weckt. Unbefangen, mit gesundem Sinn, seiner Natur treu erzählt er die alten Dinge, eher sinnlich angeregt als seelisch ergriffen, versucht nicht, das Kirchliche und Überirdische auszudrücken oder mystisch oder tiefsinnig zu werden. Wenn auch die Würde des Gegenstandes nie verletzt wird, verweilt die Gestaltung Meids mit Vorliebe bei dem Drastischen, Pittoresken und Märchenhaften und wendet den ewigen und vieldeutigen Bericht der heiligen Bücher so, wie sein Temperament es ihm gebietet.

Die Stimmung der Szene ist jedesmal in die Örtlichkeit verlegt, sei es daß die Figuren aus dem Dunkel primitiv-gigantischer Hallen herausleuchten, sei es daß landschaftliche Weite sie umfängt. Das Räumliche ist nirgends dem Figürlichen als Hintergrund hinzugefügt, sondern das Bild stets als ein Ganzes erfunden und



Christus und der Versucher. 1919. Ausschnitt in Originalgröße. 2. Zustand
Im Verlag von E. A. Seemann, Leipzig



Der verlorene Sohn in der Fremde. 1917. Probedruck
Im Verlag von E. A. Seemann, Leipzig

durchgebildet. Obwohl der Zeichner nie im Orient gereist ist, hat er sich mit Hilfe der in Italien aufgenommenen Eindrücke ein glaubwürdiges Bibelland geschaffen, mit Sonnenglut, heroischen Berglinien und üppiger Vegetation. So begrüßt uns das Bekannteste wie die heilige Familie im Walde oder Daniel in der Löwengrube vertraut, wenn auch keineswegs in entlehnter Form. Ist diesem Meister die letzte Tragik der Passion und das höchste Pathos versagt, so steigert er den Ausdruck nicht mühsam, sondern bleibt in der mittleren Sphäre, in der er sich sicher und natürlich bewegt.

Das Örtliche und Zeitliche ist freilich nichts weniger als prinzipientreu und folgerichtig geschildert, vielmehr mit äußerster Freiheit. Zwischen Kostümen, die altertümlich und orientalisch anmuten, tauchen Federhüte auf, zwischen südlichen Kuppelbauten Rokokogitter, neben Fremdartigem und Phantastischem Handfest-Vertrautes. Das Helldunkel und die Bravour des Strichs wirken ausgleichend. Alles vollzieht sich in einigem Abstand und verschleiert, so daß der Tannenbaum in der Nähe der Palme nicht stört. Am glücklichsten ist Meid, wenn er Pomp und Aufzüge und üppige Körperlichkeit, auch wenn er weiblichen Liebreiz ausbilden kann. Den Schrecken der Passion weicht er ein wenig aus und hilft sich mit dem Landschaftlichen, in dem Schmerz und Trauer fern und staffagehaft verklingen.

Die Gefahr für diesen Meister besteht darin, daß er, dem Glanze seiner Radierkunst übermütig vertrauend, einige Effekte, die er erprobt hat, ohne inneren Anteil wiederholt, namentlich das malerische Laubgespinst und die mit straffen Parallelzügen erreichten Schattentiefen. Dem Zirkuswesen und Akrobatentum nah, in das Gleißen der Oberfläche verliebt, bleibt er dem Seelischen und Menschlichen zuweilen fern. Für das Gedeihen und die Zukunft seiner Kunst kommt es darauf an, daß er sich durch Naturbeobachtung vor Manier schützt und sich Aufgaben stellt, die ihm Mühe machen.

Goethes Mephistopheles als Clown im Mimus

Von Univ.-Prof. Dr. Hermann Reich



Mit hoher Philosophie verkündet Mephistopheles, als er in der Gestalt eines fahrenden Scholastikers vor Faust erscheint, sein teuflisch-dämonisches Wesen:

Ich bin der Geist, der stets verneint!
Und das mit Recht; denn alles, was entsteht,
Ist wert, daß es zugrunde geht;
Denn besser wär's, daß nichts entstünde.
So ist denn alles, was ihr Sünde,
Zerstörung, kurz das Böse nennt,
Mein eigentliches Element — — —
Ich bin ein Teil des Teils, der anfangs alles war,
Ein Teil der Finsternis, die sich das Licht gebar,
Das stolze Licht, das nun der Mutter Nacht
Den alten Rang, den Raum ihr streitig macht — —

Alle Schauer der Vernichtung scheinen dieses ungeheure dämonische Wesen zu umwittern. Aber sehen wir nachher im Drama weiter zu, so haftet zwar immer noch etwas von dem fahlen, unheimlichen Schein des Urbösen an dieser Gestalt, aber im allgemeinen äußert sie sich doch höchst satirisch, launig, humorvoll, ja direkt lustig. Mephisto macht uns lachen, er wird der Spaßmacher in der Fausttragödie; ja Goethe selber hat ihn als den Clown und Narren des Stückes aufgefaßt. Das wird ganz deutlich ausgesprochen in den Szenen in der Kaiserpfalz. Da wird Mephistopheles vom Kaiser als Hofnarr engagiert und tritt an die Stelle des früheren Hofnarren.

Kaiser:

Den Weisen seh ich mir zur Seite,
Allein wo ist der Narr geblieben?

Junker:

Gleich hinter deiner Mantelschleppe
Stürzt' er zusammen auf der Treppe.
Man trug hinweg das Fettgewicht,
Tot oder trunken? weiß man nicht.

Zweiter Junker:

Sogleich mit wunderbarer Schnelle
Drängt sich ein andrer an die Stelle;
Gar köstlich ist er aufgeputzt,
Doch fratzenhaft, daß jeder stutzt; — —

Kaiser (zu Mephisto):

Mein alter Narr ging, fürcht' ich, weit ins Weite.
Nimm seinen Platz und komm an meine Seite.

Gemurmel der Menge:

Ein neuer Narr — Zu neuer Pein —
Wo kommt er her? — Wie kam er ein? —

Kaiser (nach einigem Nachdenken zu Mephistopheles):

Sag', weißt du Narr nicht auch noch eine Not? —

Heermeister:

Der Narr ist klug, verspricht, was jedem frommt. —

Gemurmel:

Zwei Schelme sind's — Verstehn sich schon —
Narr und Phantast — So nah dem Thron — — —

Im Vorspiel auf dem Theater tritt der Theater-Direktor, der Dichter, die lustige Person, d. h. der Narr, der Clown auf, und spricht:

Laßt Phantasie mit allen ihren Chören,
Vernunft, Verstand, Empfindung, Leidenschaft,
Doch, merkt euch wohl, nicht ohne Narrheit hören.

Also Goethe will in seiner Tragödie den Clown ebensowenig wie Shakespeare entbehren; und dieser Clown und Narr ist eben Mephisto, der Teufel.

So erscheint er denn auch schon im Prolog vor dem lieben Herrgott als eine Art lustige Person, und Gott selber sagt bei seinem Anblick:

Von allen Geistern, die verneinen,
Ist mir der Schalk am wenigsten zur Last.

Daß Goethe durchaus Mephisto als „die lustige Person" seiner Tragödie aufgefaßt hat, beweisen auch die Paralipomena; dort heißt es im Hinblick auf Mephisto:

Und wenn der Narr durch alle Szenen läuft,
So ist das Stück genug verbunden.

Freilich scheint Goethe zunächst gewaltig von der alten Fausttradition abzuweichen, wenn er Mephistopheles als lustige Figur, als eine Art Hans Wurst nimmt. Denn das Volksbuch faßt den Teufel furchtbar ernst auf, wie die Zeit der Reformation, wie Luther, der ihm das Tintenfaß an den Kopf wirft. Auch in dem ältesten Faustdrama des Engländers Marlowe ist „Mephistophiles" von schauervollem Ernst und dann weiter in allen deutschen Volkstragödien und Puppenspielen; erst Goethe hat es gewagt, den Teufel als Clown und Narren, als Humoristen vorzuführen.

Nun ist allerdings im rechten Volksschauspiel der Clown unentbehrlich; er fehlt auch nicht in Marlowes Faustdrama, nicht im deutschen Volksschauspiel und nicht im Puppenspiel vom Doktor Faust. Dort heißt er dann Pickelhäring, später, im 18. Jahrhundert, Harlekin oder auch Hans Wurst; so hat ihn Goethe selber agieren sehn. Aber den Hans Wurst hatte ja Gottsched kurz vor Goethe aus dem vornehmen deutschen Schauspiel vertrieben; freilich aus Shakespeares Dramen, die Goethes hohe Vorbilder waren, konnte er ihn ja nicht wieder verjagen. Aber unmöglich hätte Goethe damals wagen dürfen, Hans Wurst nun einfach weiter in seinen Faust einzuführen. Da war es eine ebenso einfache wie grandiose Idee, die sonst im alten Faustspiel unerläßliche Figur des Hans Wurst mit der Figur des Teufels zu vereinen. Hans Wurst steht nicht mehr neben Faust und Mephistopheles auf der Bühne

und treibt unzusammenhängende Possen; er geht in die Figur des Teufels selber über. Dadurch wird Hans Wurst erhöht und der Tragödie würdig, der Teufel aber vermenschlicht und zum Humoristen, so haben sie beide gewonnen; und der Teufel hat nun mit seinen vielen Clownspäßen die Möglichkeit eines breiten Raums auf der Szene, während er sonst als dräuendes Gespenst auf die Dauer in einem langen Stücke langweilig werden müßte.

Also Goethes Mephistopheles einfach ein Clown.

Aber wirklich: einfach ein Hans Wurst, nur ein Hans Wurst? Nun, die lustige Figur verdient durchaus nicht solche herabsetzenden Beiwörter. Hans Wurst stammt von ebenso erlauchten Ahnen her wie der Teufel selber; sein letzter Urahne ist der Clown im Mimus, dem antiken Volksstück, und der mimische Narr wieder ist ein Abkömmling alter Elementargeister einer urmenschlichen Fruchtbarkeitszauberreligion, die viele Jahrtausende, ja Jahrzehntausende vor der christlichen Religion über die Welt verbreitet war. Auch der Clown im alten Mimus ist ursprünglich ein Dämon, also nach christlicher Terminologie ein Teufel und viel älter als der Teufel selbst. Goethes Idee, den Teufel zum Clown, zum Mimus zu machen und ihn damit unter die mimischen und die dämonischen Elementargeister und die Dämonologie des Mimus einzureihen, hat viel tiefere Gründe im innersten Welt- und Geisterzusammenhang, als Goethe damals wissen konnte; aber er bedurfte dieses Wissens auch nicht. Ihn leiteten seine hohe, unbewußte dichterische Intuition und sein geheimnisvoller Zusammenhang mit allem Elementaren in der Natur.

Diese geheimnisvollen Dinge zu verstehn, müssen wir zunächst einen Weg durch viele Völker, Zeiten und Urzeiten zurücklegen, um dann wieder uns zu Mephistopheles zurückzuwenden.

Der Anfang des Mimus, des hellenischen Volksdramas, des Urdramas der Menschheit liegt weit vor Homer und der homerischen Poesie, weit vor der Existenz der hehren olympischen Götter. Von den ewig heiteren Höhen des Olymp, wo die ideale Poesie des Hellenismus weilt, müssen wir hinuntersteigen in die Niederung. Auf Waldwiesen und öden Halden, im Ährenfeld, in Busch und Kluft hausen die Elementargeister, die niederen Dämonen, unter ihnen die Geister des Wachstums und der Fülle ewig neu gebärender Natur, die Dämonen der Vegetation. Auf korinthischen Vasen tauchten sie zuerst vor uns auf, und man hat sie ursprünglich ohne Verständnis für ihre dämonische Art korinthische Tänzer genannt. Sie tragen überall den dicken Bauch und breiten Podex als Zeichen der Fülle, und den riesigen Phallus als das Zeichen der Leben schaffenden Kraft. Der Phallus ist aber auch, wie die antiken Schriftsteller es immer wieder betonen, wie zahlreiche Bildwerke lehren, das Zeichen des Mimus. Ihn trägt nicht nur der mimische Darsteller dieser uralten Possen, auch der mimische Narr und Clown im späteren großen Theatermimus der Kaiserzeit trägt ihn und später im Mimus der christlich-byzantinischen Ära, ihn tragen die meisten Nachkommen des Mimus; noch heute trägt ihn der mimische Narr im türkischen Mimus Karagöz, der nach dem Falle von Konstantinopel aus der griechisch-byzantinischen Erbschaft übernommen wurde. Aber hier liegt keine Obszönität vor, kein gemeiner Spaß. Die Mimen und Narren tragen dieses ungeheuerliche Symbol, weil sie ursprünglich gar nicht als Menschen agierten, sondern als Dämonen. Sie sind Elementargeister, wie die gleichfalls phallischen Satyrn und Silene im Schwarme des Dionysos und später im Satyrdrama. Auch die Mimen sind Dämonen aus dem Gefolge des Dionysos, der ursprünglich selber nur einer aus der Schar der phallischen Fruchtbarkeitsdämonen war — Dionysos der Stier — und sich erst später zum großen, idealen Gotte erhöhte und zum Herrn des Theaters. Die absonderliche Gestalt dieser Schauspieler weist uns auf den geheimnisvollen Ursprung des Dramas hin. Mit Hilfe des Mimus als des Urdramas gelangen wir an den Anfang aller Dramatik und zugleich auch an die Anfänge der Religion, zu Urreligionen des Zaubers und der Fruchtbarkeit, zur Mutter Erde, zum Erdgeist, ihrem Gemahl, der ja auch im Faust erscheint, wenn dort auch von Goethe in seiner letzten mystischen Kraft nicht erfaßt. Mysterien, die wir nicht mit der Prüderie moderner Menschen, sondern mit den reinen Augen des Naturkindes anschauen müssen. Wir kommen zum heiligen Geheimnis längst vergessener Völker und Menschen, das aber heute noch bei unseren Bauern auf dem Lande in nur halb verstandenen dämonischen Fruchtbarkeitszauberriten waltet.

Die Kräfte der Natur, die beseelten, die im rauschenden Flusse, im brandenden Meer, im windbewegten Baum, im wogenden Ährenfeld ihr gewaltiges Spiel treiben, wandeln sich dem Urmenschen in Elementargeister und Dämonen um, in Wesen, die beseelt sind wie der Mensch selber. Solche Elementargeister sind bei den Griechen Nymphen, Najaden, Oreaden, dann die männlichen Elementargeister, die phallischen Satyrn und Silene, die Pane und Panisken, ferner die Schar der Kobolde, Kerkopen, Kobalen, Kabiren und wie sie sonst mit hundert in jeder Landschaft verschiedenen Namen heißen. Im Germanischen kennen wir die Korndämonen Roggenwolf und Roggenhund; da ist die Kornmutter und der Kornalte, das Buschweibchen und die Waldfrau, da sind die Wildfrauen in Tirol, die Fangen, in Schweden die große Familie der Trolle. Wie zu den Nymphen die Satyrn gehören zu den Wildfrauen die Wildleute, ein unübersehbares Gewimmel. Weil nun alle diese Elementar-

geister Seele haben, darum kann des Menschen Seele mit ihren Kräften direkt auf die Elemente einwirken, und diese direkte, psychische Einwirkung auf die Natur ist eben Zauber. So ist die Urreligion der Menschheit die Religion des Zaubers und der Priester elementarer Urzeit Zauberer. Darum kann auch Faust noch ein Zauberer sein und uns mit seiner Zauberkunst so wunderbar bewegen und den dämonischen Erdgeist herbeirufen und schließlich den Teufel.

Mit Zauberkraft menschliche Wünsche stillen! Aber welcher Wunsch ist in dem primitiven Menschen mächtiger als die Erhaltung seiner Existenz, daß sein Acker Frucht trägt und sein Vieh. So wird sein Zauber vor allem Fruchtbarkeitszauber. Der Mensch wird fruchtbar durch die Vereinigung zwischen Mann und Frau, also muß es in der beseelten Natur ebenso zugehen. Alle diese Elementargeister, Mann und Frau, erzeugen die überströmende Fruchtbarkeit und Fülle der Natur, alles Wachstums. Daß Mutter Erde fruchtbar werde, dafür haben alle diese Vegetationsdämonen unablässig zu sorgen. Damit dieser Zauber sich aber auch ganz sicher vollzieht, nehmen die Menschen selber dämonische Gestalt an und tanzen den mimischen Fruchtbarkeitszaubertanz in jedem Frühling und in jedem Herbst. Sie ahmen mimisch die phallischen Dämonen nach und stellen sie dar: Beginn des Urdramas, des Mimus.

Die mimisch-phallisch-dämonischen Tänzer, die burlesk genug aussehen, begannen nun nebenher noch allerlei mimische Darstellungen von Menschen und Tieren, von komischen und burlesken Szenen aus dem Alltagsleben der niederen Stände, um die Lust der phallischen Fruchtbarkeitsfeste, der Saat- und Erntefeste, zu erhöhen. Diese Verbindung von Schauspielkunst mit religiösen Kulthandlungen ist wie die Ausübung mimischer Tänze eine Erscheinung, die ich in primitiven Kulturen und bei den Wildstämmen auf der ganzen Erde habe nachweisen können. Der primitive Mimus — der Name hängt mit Mimesis, Nachahmung zusammen — findet sich überall auf der Erde. Aber zur hohen künstlerischen Vollendung haben die dramatische Volkspoesie in konsequenter jahrtausendelanger Entwicklung nur die Hellenen gebracht und darum auch schließlich dem Mimus, dem burlesken, realistisch-humoristischen Volksdrama, mit seinen lustigen, springenden und tollenden Clowns eine so klassische Vollendung gegeben, daß er dann den Siegeszug über die Erde antreten konnte.

Schon im 9. Jahrhundert vor Christus lassen sich für den dorischen Peloponnes solche primitiven mimischen Darbietungen erweisen, und in der Folge begegnen wir dem burlesken Volksdrama in allen Teilen von Hellas und dem griechischen Süditalien wie Sizilien. Überall hat dieses Volksdrama zunächst verschiedene Namen, z. B. Dikelon in Sparta, Phlyax in Italien. Mimus nannte zuerst Sophron von Syrakus seine Burlesken, und seit dem 4. Jahrhundert vor Christus bezeichnete man sie alle mit dem der sizilischen Posse entlehnten Namen Mimus.

Diese uranfänglichen dramatischen Bauernspiele mit ihren dämonischen Darstellern hatten nun das Glück, schließlich eine Zunft berufsmäßiger Schauspieler zu finden in den Gauklern und Jongleuren, die, ursprünglich aus den religiösen Gauklern des Orients hervorgegangen, später auch Hellas überschwemmten. Das geschah im 5. und 4. Jahrhundert vor Christus, und diese herumwandernden Jongleure, welche die burlesken Szenen des Mimus nun immer und überall zum Gelderwerb und nicht mehr zu dämonischen, zauberischen Zwecken vorführten, die ein Gewerbe aus dem Mimus machten, brachten den Mimus allmählich zur Vollendung.

Aber freilich, diese neuen Schauspieler des Mimus, diese Mimen waren als Landstreicher ehrlose Leute, während die Darsteller des klassischen Dramas, der Komöde, Tragöde, der Spieler im Satyrspiel zumeist ehrliche Leute, eingesessene Bürger waren. Es schied sich von Anfang Mimus und klassisches Drama, Mime und Tragöde wie Komöde. Der Mime trägt keine Maske wie der klassische Darsteller. Der Ehrlose konnte sein Gesicht ohne Schutz der Maske zeigen. Neben dem Gaukler steht von vornherein die Gauklerin, neben dem Mimus die Mima, also die Frau, auf dem Theater, die auf der klassischen Bühne niemals geduldet wurde. Und da der Gaukler seit uralten Zeiten wie noch heute Trikot trägt, so trägt es auch der Mime im Gegensatz zu den wallenden Gewändern des Tragöden. Wenn der Jongleur in seinem Trikot sich Wanst und Hinterteil ausstopfte und den ledernen Phallus anlegte, war der Mime, der Nachfolger phallischer Urdämonen, der Gestalt nach fertig. Der Mime ist der erste moderne Schauspieler.

In der alexandrinischen Epoche hat sich dann der burleske Mimus, da das klassische Drama mehr und mehr verfiel, zu einem großen Bühnenstück entwickelt. Der Klassiker dieses großen griechischen Mimodramas ist Philistion. Ihn stellten spätere griechische Zeiten als gleichberechtigt neben Menander und Homer. Die Klassiker des lateinischen Mimus, des Nachkommen des griechischen, sind Laberius und Publilius Syrus.

Dieses neue, große Mimodrama beherrscht seit dem ersten Jahrhundert nach Christus alle Bühnen des griechisch-römischen Weltreiches, von denen es allmählich das klassische Drama völlig verdrängte. Es beginnt jetzt die Alleinherrschaft des großen mimischen Volksdramas.

Dieses Schauspiel haben wir uns in seiner höchsten Vollendung, also in den Dramen Philistions etwa, im Stile des Shakespearischen Dramas vorzustellen und im schärfsten Gegensatz zum klassischen griechischen Drama.

Sein Zweck ist Lebensschilderung, nach dem technischen Ausdruck der neuen mimischen Ästhetik: Biologie und Charakterdarstellung: Ethologie. Darum heißt der Mime auch Biologe oder Ethologe. Alle Schichten der Gesellschaft entsandten ihre Vertreter auf die Mimenbühne, mit besonderer Vorliebe wurden freilich die niederen Typen vorgeführt. Der Realismus feierte seine Triumphe im Ehebrechermimus. Das romantische und phantastische Element kam vor allem im Giftmischer-, Räuber- und Schiffbrüchigenmimus mit den wunderreichen Fahrten der Kaufleute und den Verwandlungen von Menschen in Tiere zum Ausdruck. Im Eselmimus wird ein Mensch in einen Esel verwandelt; wir haben ein Bild des Eselmenschen aus dem Mimus erhalten; es erinnert uns an den Weber Zettel in Shakespeares ‚Sommernachtstraum‘. Von Philistion gab es einen Mimus ‚Der Nekromant‘ (‚Der Zauberer‘). Schließlich wagte sich auch der Mimus an die Mysterien der neu entstandenen christlichen Religion und führte ihre Kultformen, wie Taufe und Abendmahl, ihre Märtyrer, Heilige und Priester in übermütigen, wunderlichen Parodien vor. Ja der Mimus hat selbst in die heilige Geschichte hineingespielt — das furchtbare Spiel der Geißelung und Dornenkrönung Christi entspricht einer alten Mimusszene, die den römischen Kriegsknechten im Sinne lag. Das habe ich im ‚König mit der Dornenkrone‘ (Teubner, 1904) gezeigt.

Typisch und ganz unklassisch ist die Form des Shakespearischen Dramas. In ihm wechselt Prosa, Sprechvers und Lied. Das ist aber auch die Form des Mimus. Für ein griechisches Drama eine ganz unerhörte Form. Dieses Bild des Mimus hatte ich mir aus tausend entlegenen, bisher fast gänzlich übersehenen Einzelnotizen, aus allerlei Fragmenten, Bildern, Bronzen, Terrakotten mühsam rekonstruiert. Da wurde im Jahre 1903, ein halbes Jahr nach dem Erscheinen meines ‚Mimus‘, der eben damals in Ägypten gefundene, jetzt so berühmt gewordene ‚Mimus von Oxyrrhynchus‘ von den Engländern Grenfell und Hunt im dritten Bande der ‚Oxyrrhynchus papyri‘ herausgegeben. Dieser einzige einigermaßen vollständig erhaltene Bühnenmimus zeigte nun wirklich ganz entsprechend dem Bilde des Mimodramas, das ich rekonstruiert hatte, Prosa, daneben lyrische, coupletartige Einlagen und Sprechverse. Es ist ein romantisches Mimodrama und spielt an der Küste des indischen Ozeans. Eine schöne Griechin befindet sich in der Gewalt eines indischen Königs. Ihr Bruder kommt zu Schiff, sie zu befreien. Natürlich fehlt auch hier wieder wie bei Shakespeare der Clown nicht, der weidlich gehänselt wird und wieder hänselt in sehr grotesker Komik.

Das große Mimodrama hat nun während der ganzen römischen Kaiserzeit existiert; auch im byzantinischen Kaiserreich hat es ruhig und üppig im Orient weitergeblüht, das Mittelalter hindurch bis zur Eroberung von Konstantinopel durch die Türken. Die Türken übernahmen dann den Mimus von den Byzantinern, und noch heute zeigen ihr Volksschauspiel ‚Orta Ojunu‘, das Puppenspiel ‚Karagöz‘ und ihre mimische Erzählungskunst, ihr Meddah, die alten Typen und Themen des griechisch-byzantinischen Mimus.

Der griechische Mimus beherrscht die dramatische Entwicklung des Orients, auch das Drama der Inder verdankt ihm viel. Das älteste erhaltene indische Drama, König Sudrakas ‚Tonwägelchen‘, das noch heute unter dem Titel ‚Vasantasena‘ öfters aufgeführt wird, ist in seiner ganzen Anlage ein Mimus, und der Vidusaka, der alte indische Clown, ist der Nachfahre des griechischen. Ein Nachkomme des indischen Narren, der Semar im javanischen modernen Puppenspiel zeigt noch ganz die Gestalt des alten mimischen Narren, die Fülle und den Phallus. Der lateinische Mimus beherrscht dagegen die Entwicklung des Okzidents. Als die Stürme der Völkerwanderung überall die Theater in Schutt und Asche warfen, besannen sich die Mimen wieder auf ihren Ursprung, das uralte Gauklertum, und wurden wieder Jongleure; das sind die ioculatores et mimi des Mittelalters. Aber neben ihrer Gaukelkunst übten sie, wenn auch in erniedrigter Form, ihre alte mimische Kunst. So retteten sie den Mimus durch das theaterlose Mittelalter hindurch in die neuere Zeit. Als ihnen dann wieder das Glück lächelte, wurden aus den Jongleuren wieder Mimen, die modernen Schauspieler. Ein merkwürdiger Kreislauf der Entwicklung.

Wo im europäischen Mittelalter später komische Dramen auftauchen, lassen sich Typen des alten Mimus nachweisen, und in der französischen Farce ist die Bezeichnung Maistre Mimin, Meister Mime, typisch. Später ist Molière der Franzosen größter Maistre Mimin. Auch die Commedia dell' arte mit Harlekin und Pulicinell ist ein Nachkomme des alten Mimus.

Der geniale Vollender des mittelalterlichen Dramas ist Shakespeare. Bei ihm fließen die drei großen Ströme der dramatischen Entwicklung: Mimus, Mysterium (allerdings zum geringsten Teil) und klassisches Drama zum großen Kunstwerk zusammen. Bei ihm behielt vor allem auch der Clown und Narr aus dem uralten Mimus sein Recht. Hier ist die Geburt des modernen Dramas. Auf Shakespeare wieder fußt Goethe nicht zum wenigsten in seinem Faust.

Im Genuß der lustigen Handlungen und komischen Verwickelungen im Mimus der humoristisch-realistischen und wieder auch phantastischen Darstellung des Lebens, der mimischen Biologie, des mimischen Dialogs in der kräftigen, nicht selten derben Sprache des Volkes, der gefühlvollen Arien, die des Mimus bezaubernde Primadonnen sangen, der lustigen Couplets, wenn das übermütige,

humorvolle, lustig lärmende mimische Gelächter, der risus mimicus erscholl, vergaß das griechisch-römische Volk wie später das byzantinische alle Sorgen und Not, vergaß es seine Sünden und Gebrechen, und des Lebens Lust rollte wieder wie ein feuriger Strom durch seine Adern. „Süß ist das Leben" ist des Mimus Wahlspruch. Der höchste Gipfel der Freude aber ward erreicht, wenn der mimische Narr seine seltsamen Sprüche tat, seine tollen Grimassen, Tänze und Freudensprünge machte. Den mimischen Narren der Hellenen begrüßten dann die Inder ebenso jubelnd als den ihren, wie es Araber und Türken, Syrer und Ägypter, Slawen, Kelten und Germanen taten, und überall war er schnell ein beliebter Volksgenosse und redete die Sprache des Volkes. Riesengroß richtet sich vor uns der griechische mimische Narr auf, der Spaßmacher, der kahle Narr, der Sannio, der Turpio, der Derisor, der Vidusaka, der Semar, der Karagöz, der Joculator, der Maistre Mimin, der Harlekin und Pulicinell, der Pickelhäring, der Hans Wurst, der Kasperle und wie alle seine Nachfahren heißen. Mit den Füßen steht er auf der Erde, er, der Nachkomme alter Elementar- und Erdgeister, aber sein Haupt reicht bis zum Zenit, und wenn er sein gellendes, lautes, lustiges Lachen erhebt, den risus mimicus, dann lacht alles Volk auf der Erde, und zugleich schallt es durch die sieben Himmel der Weltliteratur.

Neben dem heilig-ernsten Mysterium des Mittelalters hat immer der Mimus bestanden, der Mimus der Joculatoren der mittelalterlichen Mimen. Und bald drängt der Mimus ins Mysterium hinein. Ohne ihn erschien dem Volke das Mysterium fade.

Die eigentlichen mimischen Narren und Clowns im Mysterium werden nun aber die burlesken Teufel, die, je weiter das Mittelalter vorrückt, immer zahlreicher, immer mehr mimisch-burlesk, immer komischer und dümmer und mit Hilfe der lieben Heiligen immer schlimmer gefoppt und geprellt werden. Die mittelalterlichen Mimen, die fahrenden Gesellen wurden von der Kirche von jeher zu Satans Geschlecht gezählt. Als Nachkommen uralter Elementargeister und Dämonen, als Gefährten des Dionysos, der schon alten Kirchenvätern als der leibhaftige Satan galt, gehören sie ja auch wirklich in des Teufels Küche. So sind die Übermütigen unschwer darauf gekommen, in dem Teufel, ihrem Vater, eine lustige Person zu sehen. So schoben sie denn ihren Anverwandten, den Teufeln, alle ihre mimischen Streiche, ihre lustigen Tricks und Ränke, aber auch ihre bodenlose mimische Narrheit zu. Denn der Mime ist ja sowohl der dumme August, der Stultus, wie der Frechling, der Sannio, der Pulicinell, der Karagöz und Kasperle. Und wenn der mimische Narr im Mysterium den Teufel spielte, spielte er ganz ungeniert sich selber.

Unter diesen Teufeln ist einer der lustigsten der französische Teufel Herlekin, der im Pariser Idiom Harlekin heißt. Freilich war die mimische Tradition des Mittelalters nicht stark genug, den Teufel Harlekin ganz zu entteufeln und einfach zum mimischen Narren umzugestalten. Als aber am Ende des Mittelalters nach dem Fall von Konstantinopel die byzantinischen Mimen nach Venedig zogen und die venezianischen Mimen, die Zanni, erzeugten, da ward der eigentliche Mimus zuerst so gewaltig, daß die Mimen nur noch als mimische Clowns und nicht als Teufel springen mochten. Da wurde der Teufel rein zum Clown, und die italienischen Zanni schufen aus der Teufel Obersten Harlekin den König der modernen mimischen Clowns: Harlekin. Diese Neuentdeckung und Renaissance des Mimus ist niedergelegt in meinem Werke „Der Mimus" (Berlin, Weidmann, 1903) und den darauf folgenden Büchern hervorragender Forscher, die meine Mimusgedanken weiter verfolgten. So Wilhelm Wundt, der greise Leipziger Philosoph, in seiner Völkerpsychologie, Professor Josef Horovits (Spuren von Mimen im Orient), Paul von Winterfeld (Der Mimus im Mittelalter), Leopold von Schroeder (Mimus und Mysterium im Rigveda), Lert (Mozart auf dem Theater, wo die moderne komische Oper vom alten Mimus abgeleitet wird) und noch sehr viele andere. Von den Dichtern hat des neuentdeckten Mimus freundlich gedacht Gerhart Hauptmann im Prolog zum Breslauer Puppenspiel.

Wir kehren zu Goethes Teufel Mephistopheles zurück. Wenn in dieser Gestalt, wie wir sahen, Goethe den Hans Wurst des Puppenspiels, den mimischen Narren und Nachkommen des alten Mimus verschmolz, so tat er dasselbe, was vor ihm das Mysterium tat, als es den Mimus in sich aufnahm und seine Teufel zu Clowns machte.

Und nun verstehen wir auch alle Lebensäußerungen, Sprüche, Gebärden des Mephistopheles von Grund aus, denn was er tut und sagt, hat vorher seit Jahrtausenden der Narr im Mimus getan, dessen Nachfahren Goethe in Shakespearischen Clowns, in Harlekin und Pulicinell, Pickelhäring, Hans Wurst, in Kasperle ja wohlbekannt waren. Der Narr im Mimus ist, wie ich schon sagte, entweder der Dümmling, der Stupidus, oder der Frechling, der Satiriker und Humorist, der kluge Narr z. B. Pulicinell und Kasperle aber auch Falstaff bei Shakespeare. Und wenn Mephistopheles als wandernder Scholast eingeführt wird, so erinnere ich daran, daß seit dem Mimographen Philistion der Scholasticus ein stehender Typus im Mimus ist. Aus uraltem Erbe des Mimus bringt Mephistopheles seine lustigen Reden und Sprüche vor, voll mimischem Humor, voll mimischer Ironie, voll mimischem Gelächter, er der mimische Clown Teufel. Freilich darf er um seiner hohen teuflischen Sendung nicht gerade zum niedrigen Possenreißer werden.

Der Narr im alten Mimus trug den Phal-

lus, den haben seine modernen Nachfahren bis auf Karagöz und Semar abgelegt. Darum trägt ihn auch Mephistopheles nicht mehr. Dennoch ist er phallisch durch und durch. Er bringt nicht nur die kräftigsten phallischen Redensarten und Witze vor trotz jedem mimischen Clown, er ist selber durchaus phallisch erregt, so auf dem Brocken wie in der klassischen Walpurgisnacht, und zum Schluß spielt ihm noch gar seine Sinnlichkeit den allerübelsten Streich. Beim Anblick der holden Engelknaben, die Fausts Seele entführen wollen, ruft der Clown Teufel:

> Auch könntet ihr anständig-nackt gehen,
> Das lange Faltenhemd ist übersittlich —
> Sie wenden sich — Von hinten anzusehen! —
> Die Racker sind doch gar zu appetitlich.

Und während Mephistopheles sich mit seinen erotischen Appetiten herumschlägt, entführen ihm die Engelknaben Fausts Seele, und er steht da wie nur irgendein betrogener und gefoppter Narr im Mimus:

> Bei wem soll ich mich nun beklagen?
> Wer schafft mir mein erworb'nes Recht?
> Du bist getäuscht in deinen alten Tagen,
> Du hast's verdient, es geht dir grimmig schlecht.
> Ich habe schimpflich mißgehandelt,
> Ein großer Aufwand, schmählich! ist vertan!
> Gemein Gelüst, absurde Liebschaft wandelt
> Den ausgepichten Teufel an.

Nun bekommt ja Mephistopheles zum Schlusse nicht gerade die Prügel, die durch den Mimus schallen bis hinein ins Kasperle- und Puppenspiel, die Prügel, die der mimische Clown Teufel noch im Mysterium erhält, aber die feurigen Rosen, die die Engel auf ihn werfen, brennen ihn nicht weniger wie den mimischen Narren seine körperlichen Schläge: Mephistopheles sich fassend (nämlich aus seiner erotisch-phallischen Verwirrung):

> Wie wird mir! — Hiobsartig, Beul' an Beule,
> Der ganze Kerl, dem's vor sich selber graut.

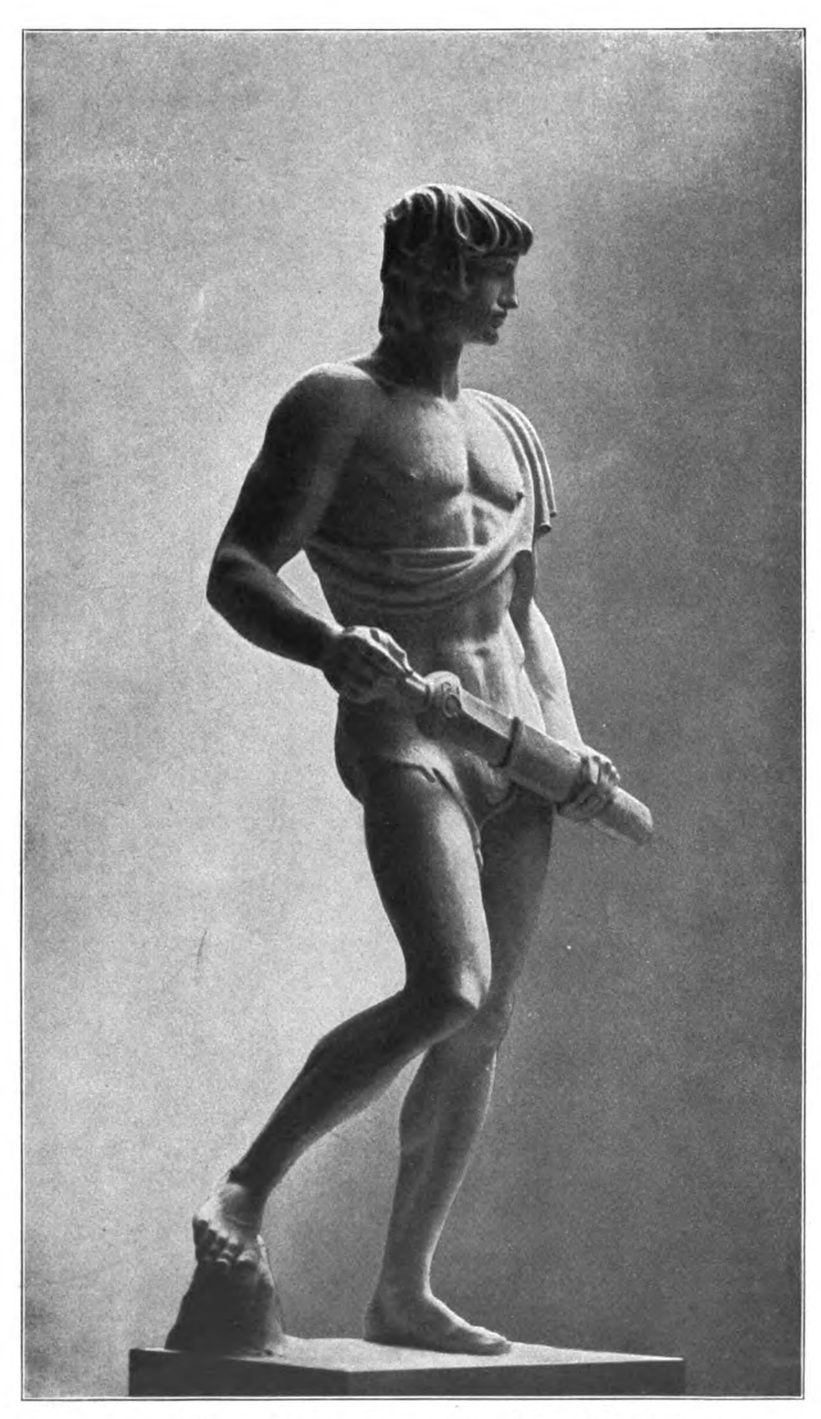
So steht Mephistopheles, der mimische Spötter, Ironiker und Humorist, zum Schlusse da als der gefoppte und gepritschte Narr aus dem Mimus. Aber freilich diese Goethesche Metamorphose des antiken Clown ist so sehr aus dem Niedrig-Komischen herausgehoben, daß sie dreist vor Gottes Thron treten kann, dieser Clown Teufel ist ein Mime Gottes des Höchsten, hier kommt der Mimus zu erhabener Vollendung. Und weil Mephistopheles, der mimische Narr, wie Goethe sagt, durch alle Szenen schreitet, ist auch, von den kleinen Clownszenen und Clownerien abgesehen, viel Mimus im Goethischen Mysterium, so die Szene in Auerbachs Keller, so im Urfaust die Szene zwischen Faust und dem Scholastikus, dann die beiden mephistophelischen Schülerszenen, das Werben von Frau Schwerdtlein um Mephistopheles usw. Ja, im letzten Grunde stammt die Gretchentragödie selber vom Mimus her. Die Virgo praegnans, das verführte, schwangere junge Mädchen, war im Mimus ein beständiges Thema, und Mephistopheles nimmt diese Verführungsgeschichte ja auch durchaus mimisch: „Sie ist die erste nicht.“ Goethe hat diesen Mimus zur Tragödie erhöht, aber wieviel Mimisches bleibt dennoch in ihr aus uraltem Erbe — Mimus, Mysterium und Tragödie sind hier in Goethes Faust den innigsten, unlöslichen Bund eingegangen.

Als Goethe in Italien ganz zur Antike zurückgekehrt und zum Hellenen und in seiner Iphigenie zum Klassizisten geworden war, da graute er sich beinah, wieder zum Faust und seiner Vollendung, zur nordischen Gespensterwelt aus dem heiteren Hellas zurückzuwenden. Er sah die Antike mit den Augen Winckelmanns: „edle Einfalt und stille Größe“. Goethe kannte die Griechen nur als Idealisten. Erst der Mimus und die weitverzweigte von ihm ausgehende mimische Poesie lehrt uns die Griechen als ebenso große Realisten, ja Naturalisten und Wirklichkeitsschilderer und Humoristen kennen. Doch vom Mimus wußte weder Goethe noch Schiller noch Lessing noch Herder. Hätte Goethe vom Mimus gewußt, so hätte er mit staunender Freude und Verwunderung gefühlt, daß er auch in seinem Faust vielfach seinen lieben Griechen folge, deren poetisches Genie viel umfangreicher ist, als er damals ahnen konnte. Denn wenn die Figur des Faust auch urgermanisch ist, so umspielen doch selbst den großen Zauberer und Beschwörer mimische Lichter, ich erinnere nur an Philistions Mimus „Der Nekromant“, an die mancherlei antiken Zauberpossen. Mephistopheles aber ist ganz Mimus.

Und nun noch eins. In der klassischen Walpurgisnacht bringt Goethe den Mephisto, nachdem er ihn am Kaiserhofe schon in Gesellschaft von Satyrn und Silenen und des großen Pan gezeigt hat, die die nächsten Verwandten der alten phallischen Fruchtbarkeitsdämonen sind, schließlich gar in direkten Verkehr mit den alten griechischen Fruchtbarkeitsdämonen und phallischen Koboldon. Da treten Nymphen und Najaden auf, Lamien, uralte Popanze aus dem Mimus, und Mephisto hat mit ihnen eine sehr phallische, mimisch-erotische Szene. Schließlich erscheinen auch die Kabiren, althellenische phallische Kobolde, von denen wir durch bemalte Topfscherben aus dem Kabirion in Theben wissen, daß sie zu mimischen Schauspielern geworden sind. Die ganze mimische Dämonologie tut sich in der klassischen Walpurgisnacht auf; Mephisto der Clown ist zu seinen mimischen Anverwandten heimgekehrt.

Und wenn Goethe im Faust schwankt, ob er Mephistopheles als Teufel und Sendling des Satans oder einfach als Sendling des Erdgeistes und damit als Naturdämon und Elementargeist darstellen soll, so gehört das in dieselbe Richtung.

„Vom Harz bis Hellas immer Vettern. Wie abgrundtief dieses Wort ist, wußte Goethe damals mit klarer Erkenntnis selber nicht; es entstammt seinem elementarischen Unterbewußtsein, ihm gab sie seine dämonische Intuition, die letztes wissenschaftliches Erkennen späterer Zeit vorwegnahm, und bewundernd verehren wir den Großen.



Siegfried. Bildwerk von Prof. Hubert Netzer
(Düsseldorf, Große Kunstausstellung 1920)



Wie ein toter Bräutigam ein lebendiger wurde

Von Benno Rüttenauer


Ein unüberlegtes Betragen und ein allzu großer Übermut sind schon manchem sonst vortrefflichen jungen Mann zum bösen Verhängnis geworden, und gerade der nachgenannte Roger Rabutin, Graf von Bussy, hat dies schmerzlich am eigenen Leibe erfahren. Wer jedoch ein rechtes Glückskind ist und Liebling der Götter, dem müssen auch noch seine Dummejungenstreiche zum Guten ausschlagen, was außer durch viele andere Beispiele besonders durch die Geschichte des Herrn von Saint-Galmier bewiesen wird, der als blutarmer junger Mensch ziemlich aussichtslos in die Welt geblickt hat und dann doch im Jahre 1687 zu Straßburg zwar nicht als Marschall von Frankreich, wie es ihm jener Roger Rabutin prophezeit hat, aber immerhin als Königlicher Generalleutnant und in hohem militärischem Ansehen gestorben ist. Und wer deswegen sagen wollte, daß sein Glück nicht verdient war, der wäre ein trauriger Küster gegenüber den Fragen des menschlichen Lebens. Aber kommen wir zur Geschichte.

Wenn zur Zeit Karls des Achten einem Mitglied der Untersuchungskammer am Pariser Parlament das unheimliche Vorrecht nach seinem Tode verliehen worden wäre, alle dreißig oder vierzig Jahre bei einer Sitzung der genannten Kammer wie der Geist des Banquo aus dem Boden aufzutauchen und sich auf seinen zufällig leeren Sessel zu setzen, und das so durch zwei Jahrhunderte hindurch: so würde er wahrscheinlich verwundert gewesen sein, auf dem Sessel zu seiner Rechten jedesmal seinen ehemaligen Freund und Kollegen Moreau wiederzufinden. Wenigstens würde er – auch ein Untersuchungsrichter braucht, besonders nach seinem Tode, nicht notwendig ein scharfsichtiger Geist zu sein — auf die Identität der Person geschworen haben, an der sich, mit Ausnahme der natürlichen oder künstlichen Haartracht, wirklich wenig verändert hatte, da das Amtskleid dieser Herren ja nicht der Mode unterworfen war. Aber selbstverständlich war es jedesmal ein anderer Moreau, jetzt der Sohn, dann der Enkel, dann der Urenkel und so weiter, wie sie eben nach gutem altem Recht und Herkommen erbtümlich im Amt aufeinander gefolgt und in Gestalt und Gesicht und Betragen einander fast so gleich geblieben waren wie das Amt, dem sie oblagen im ebenfalls gleich gebliebenen Talar und Barett nebst sonstigem Zubehör. Und alles das, wie gesagt, durch zwei Jahrhunderte hindurch bis in die Zeit des vierzehnten Ludwig, wo der alte Erbsessel von einem Blaise Gaspar Hippolyte Moreau besetzt war, dem nun aber zum ersten Male die Hoffnung versagt blieb, das uralte — sozusagen — Familienmöbel mit samt dem ebenfalls altüberkommenen beträchtlichen Reichtum auf einen Sohn weiterzuvererben. Denn ihm war aus seiner ziemlich späten Ehe nur ein einziges zartes Blümchen, nämlich sein Töchterchen Marie Denise aufgesprossen, aus der sich nun einmal, wenn sie auch weniger zart und weniger schwärmerisch romantisch veranlagt gewesen wäre, selbst mit Zuhilfenahme aller Barette des Parlaments und aller Talarfalten von ganz Frankreich kein Parlamentsrat machen ließ.

Diese Vorstellung — mancher findet sie vielleicht komisch — wäre dem guten Herrn Moreau, dessen Name mit ihm erlöschen sollte in den Stammrollen des Parlaments, höchst schmerzlich gewesen, wenn es in der Sache nicht wenigstens halbwegs einen Ausweg gegeben hätte, den der Gerichtsrat, wie die Dinge nun einmal lagen, nicht ganz ungern betrat, ja den er, als diese Geschichte anhebt, bereits seit fünfzehn Jahren und, wie gesagt, mit immerhin befriedigender Genugtuung betreten hatte.

Damals — die zarte und etwas bleichsüchtige Marie Denise war eben in ihr sechstes Jahr eingetreten — erhielt die Familie Moreau eines Tages zur großen Freude des Familienhauptes einen höchst überraschenden Besuch in der Person des Gerichtsrats Jacques Philippe Cujac vom Parlament zu Aix in der Provence. Dieser Kollege hatte seine drei schönsten Jugendjahre in Paris verlebt, und dabei hatte sich zwischen ihm und dem ebenfalls der Rechtsgelahrtheit beflissenen jungen Moreau eine seltene Freundschaft ausgebildet, die besonderes darin ihre Quelle hatte und ihre fortgesetzte Nahrung fand, daß die beiden jungen Männer mit großem Eifer eine in ihren Kreisen nicht eben häufige Liebhaberei, nämlich das Studium des Griechischen, gleichzeitig trieben und Nächte

hindurch Thukydides und Sophokles zusammen lasen.

Der Provençale war nun nicht allein gekommen; er hatte seinen fünfzehnjährigen Sohn, den jungen Jacques Philippe Riquier, mitgebracht und dies wahrscheinlich nicht ohne geheime Absichten. Damit kam er denen des Kollegen Moreau schnurstracks entgegen, und schon vor Ablauf der ersten acht Tage nach seiner Ankunft war bereits der Pakt geschlossen, dahingehend, daß die großen schwarzen Augen des hager aufgeschossenen Riquier und die Vergißmeinnichtaugen der blassen Marie Denise zugleich sich verdunkeln und aufhellen sollten in einem zu erhoffenden dritten Augenpaar. Und es sollte die gedachte eheliche Verbindung — schon damals folgte das bessere Bürgertum den Sitten des hohen Adels — vollzogen werden, wenn der neugebackene fünfzehnjährige Bräutigam sein dreißigstes Jahr erreicht und seine richterliche Eignung in allen Formen Rechtens und Herkommens öffentlich dargetan hätte. Er sollte dann am Parlament zu Paris zunächst als Adlatus seines Schwiegervaters amtieren und nach kurzer Zeit dessen Sessel selber einnehmen, indem er seinem glorreichen Namen Cujac — ob er wirklich mit dem weltberühmten Cujacius verwandt war, weiß die Geschichte übrigens nicht — den nicht weniger glorreichen Namen Moreau hinzufügte und dessen Erlöschen dadurch verhinderte.

Also war es ausgemacht und beschworen und besiegelt worden vor fünfzehn Jahren. Und heute nun, wo eben die eigentliche Geschichte anfängt, waren bei der Familie Moreau in deren stattlichem Stadthaus in der Gasse der Großen Truanderie nahe bei der hochragenden Kirche von Sankt Eustach zwei Briefe eingetroffen. Der eine stammte aus Aix in der Provence von dem genannten Parlamentsrat Cujac, kurz die Abreise des Sohnes nach Paris meldend und weitere Briefe, die der Sohn eigenhändig bringe, in Aussicht stellend; das andere Schreiben aber, dieses vom Sohn selbst aus der Stadt Joigny datiert, lautete dahin, daß wegen einer unglaublichen Überschwemmung des Flusses, den sie dort die Yonne nennen, die Postkutsche zunächst am Weiterfahren verhindert sei, wodurch die von ihm heiß ersehnte Ankunft in Paris zu seinem großen Schmerz sich wahrscheinlich um mehrere Tage hinausschieben werde. Der erste der beiden Briefe hatte das ganze Haus mit großer Genugtuung erfüllt; der zweite warf auf die Freude einen leicht verdüsternden Schatten. Besonders die frömmelnde und trotz ihrer bärtig ziemlich stark beschatteten Oberlippe sehr zu allerlei Aberglauben geneigte Frau Gerichtsrätin war darüber nicht wenig betroffen, da sie die Verzögerung als ein böses Omen deutete und damit die Vorausahnung eines dunklen Unheils verband, wogegen sich zu wehren ihr kurzer Verstand kaum einen Versuch machte.

Zum Glück aber kam nach nicht ganz acht Tagen eine zweite Nachricht an, worin der junge Herr Riquier, aus der Stadt Melun her, seine Ankunft in Paris für den nächsten Abend und für den darauffolgenden Morgen seinen Besuch in der Gasse der Großen Truanderie endgültig ansagte, worüber selbst die bekümmerte Miene der Frau Gerichtsrätin sich wieder gänzlich aufheiterte. Man war dann an dem gedachten Morgen in dem Hause Moreau früher als gewöhnlich aufgestanden und saß nun voller Erwartung in dem behaglichen Wohngemach, allerlei Ansichten, Vermutungen und Hoffnungen gegenseitig tauschend, woran jedoch die Tochter in ihrer jungfräulichen Zurückhaltung sich auch nicht mit dem kleinsten Wörtchen beteiligte — als plötzlich Schlag zehn Uhr das Kammerzöschen hereinstürzte mit dem Ruf: „Er ist da!"

Der Gerichtsrat erhob sich rasch, und während die Frauen sich oben an der Treppe hielten, eilte er hinunter in den unteren Flur, wo der Diener eben daran war, dem Ankömmling den schwarzen Mantel abzunehmen, aus dem sich so etwas wie ein vornehmer, junger Offizier in goldverbrämtem veilchenfarbenem Schoßrock und breitem Spitzenkragen herausschälte, der sich in demselben Augenblick lebhaft umarmt und auf beide Wangen geküßt fühlte.

Oben auf der Treppe begrüßte der schmucke Kavalier die Damen, indem er zuerst der Mutter und dann der Tochter ehrfurchtsvoll die Hand küßte, wobei sein weiches dunkles Haargelock etwas nach vorne fiel und die Frauenhände leis berührte.

Er folgte ihnen dann in das Wohngemach, und jetzt erst kam es dem Gerichtsrat zum Bewußtsein, daß sein Schwiegersohn statt im Kleid eines Doktors beider Rechte in dem eines Soldaten vor ihm stand. Aber er unterdrückte sein Befremden und nahm mit großer Freude die drei Briefe entgegen, die der Verlobte mitgebracht hatte — von Vater, Mutter und Schwester —, worein man zunächst nur kurze Blicke warf, um sich sofort wieder höflich mit dem Überbringer zu beschäftigen. Von ihm erfuhren sie nun, daß er, wie ihm sein Vater empfohlen, im Gasthaus zum Burgundischen Hof unfern des Molièreschen Theaters abgestiegen sei, wo er denn auch zunächst zu

wohnen gedenke. Und dann ging über tausenderlei Fragen nach dem Befinden der teueren Seinigen und dem Verlauf seiner Reise, wo bei Erwähnung der hemmenden Sintflut der Gerichtsrätin ein neuer Schrecken in die Glieder fuhr, die Zeit so rasch vorüber, daß bei der Meldung der Suppe durch den Diener sich alles wunderte, wie die Stunde schon so weit vorgerückt sein könne. Die Mahlzeit selber war auch keineswegs kurz, doch wurde allseits nichts weniger als lang empfunden, besonders infolge des erstaunlichen Plaudertalents des Gastes, als welcher unausgesetzt im besten Ton der feinen Gesellschaft tausend spaßige Sachen, darunter wahre Tollheiten hervorbrachte, die besonders den Gerichtsrat in helles Entzücken versetzten, indessen die Rätin dabei vor allem ihre Tochter beobachtete, an welche der Verlobte, der Sitte jener Zeit entsprechend, kaum einmal unmittelbar das Wort richtete, die aber deswegen nicht verfehlte, ihm öfter von der Seite verstohlene und fast naiv bewundernde Blicke zuzuwerfen, was die Mutter ausnehmend befriedigte.

Nachdem man sich aber die großen bronzefarbenen Bergamotten geschält hatte und nach dem zarten Brie der Kognak und der Kaffee aufgetragen wurden, suchte der Gerichtsrat aus der Heiterkeit in den Ernst überzulenken und in Besprechung von allerlei Geschäftlichem einzutreten. Solange es sich dabei um die Hochzeitsangelegenheiten und ähnliches handelte, entzog sich der Verlobte dem Gespräch keineswegs, wenn er gleich seine ernstlichen Ansichten und Meinungen auch jetzt noch gern mit allerlei geistreichen Scherzen verbrämte. Als aber dann später der Gerichtsrat auf berufliche und amtliche Dinge zu sprechen kam, wurde der Gast auf einmal merkwürdig einsilbig und gab auf verschiedene Fragen höchst ververlegene, ja manchmal geradezu ungereimte Antworten.

Nicht lange dauerte das, denn plötzlich erhob er sich und erklärte, daß er leider genötigt sei, die liebwerte Gesellschaft fürs erste zu verlassen, weil bei einer wichtigen Angelegenheit seine Gegenwart erfordert sei. Bei diesen Worten küßte er den etwas verblüfften Damen zum Abschied die Hand, wobei wieder seine vorfallenden schwarzbraun seidenen Locken die kleine Lilienhand der blassen, aber jetzt sichtbar errötenden Marie Denise zärtlich weich berührten. Darauf, an seine Linke den weißen Handschuh streifend, bot er die Rechte dem Gerichtsrat dar, der aber keineswegs danach griff, sondern dem Schwiegersohn lachend erklärte, so billig käme er nicht weg, wenigstens müsse er zuvor einen verständigen Grund zu seinem plötzlichen Aufbruch angeben. Vielleicht bestehe aber die genannte wichtige Angelegenheit darin, sich bei seinem Bankhaus mit Geld zu versehen. Da könne er sich jedoch den Gang sparen, denn selbstverständlich stehe dem geliebten Schwiegersohn von ihm, dem Schwiegervater, jede Summe ohne weiteres zur Verfügung. Und wenn er glaube, dieses Anerbieten ablehnen zu müssen, so könne man den Johann mit dem Kreditbrief auf die Bank schicken.

Aber diese Worte des Parlamentsrats beantwortete der auf einmal so rätselhafte Schwiegersohn nur mit verneinend ablehnenden Gebärden, während deren er allmählich rückwärts die Tür erreichte, durch die er nun, in fast unhöflicher Form, zu entkommen suchte. Der Gerichtsrat ließ jedoch nicht von ihm; er folgte ihm in den Vorsaal, und hier stieg plötzlich ein eigentümlicher Verdacht in ihm auf. Er fragte sich heimlich, und nicht ohne eine gewisse Empörung, ob der junge Mann nicht etwa in seinem Gasthof oder gar auf der Straße die Bekanntschaft einer galanten Dame gemacht und mit ihr ein Stelldichein verabredet habe. Das fragte er sich nicht nur heimlich, sondern äußerte auch, äußerst vorsichtig, aber doch verständlich genug, eine diesbezügliche Anspielung.

Aber da traf ihn ein furchtbarer Blick aus den sonst so sanften Augen des Herrn Schwiegersohns, vor dem er sich ordentlich entsetzte. „Ihr seid ganz auf der rechten Fährte," sprach der schmucke Offizier mit unheimlich hohler Stimme. „Allerdings, um ein Stelldichein handelt es sich und um ein solches, bei dem ein richtiger Kavalier noch weniger fehlen mag als bei einem galanten. Ich bin nämlich gestern, eine halbe Stunde vor Mitternacht, gestorben, und für heute abend um sechs Uhr hat man auf dem Friedhof zum Heiligen Thomas von Aquin mein Begräbnis festgesetzt, bei dem ich zu erscheinen versprochen habe. Ich würde einen schlechten Begriff von mir geben, wenn ich bei einer so ernsten Angelegenheit mein Wort nicht hielte." Sprach's, verbeugte sich und verschwand.

Der Parlamentsrat blickte durchs Fenster und sah, wie er, in seiner ganzen Gestalt in den schwarzen Mantel gewickelt, die Gasse der Großen Truanderie in der Richtung auf die kleine Kirche von Sankt Leuen eiligst dahinschritt.

Herr Moreau, wiewohl Richter, war eine wesentlich heitere Natur; das stand auf seinem breitflächigen, wohlgenährten Gesicht mit dem leichten Ansatz von Doppelkinn

deutlich genug geschrieben. Er nahm, wie er schon bei Tisch gezeigt hatte, nicht leicht einen Scherz übel, und so kam er mit lautem Lachen zurück zu den Frauen, die in recht peinlicher Stimmung auf ihn gewartet hatten. „Ratet, meine Lieben, was das für ein Geschäft ist, das ihn abruft," sagte er immer noch lachend, „und das er begreiflicherweise vor den Damen nicht nennen mochte."

Über diese Frage schlug Fräulein Marie Denise, in diesem Augenblick blasser als je, verlegen die Augen zu Boden, und die Frau Rätin bekam ein langes Gesicht.

„Aber ihr würdet umsonst raten," fuhr der Rat fort; „er eröffnete mir nämlich, er sei in der vergangenen Nacht gestorben, und heute um sechs sei seine Beerdigung, bei der er nicht fehlen könne."

„Wie grauenhaft!" hauchte die Rätin, und das leibhaftige Entsetzen stand ihr in den Augen; den jungen zarten Leib ihrer Tochter aber überlief ein Erzittern.

Der Gerichtsrat mußte jetzt erst recht lachen. „Seid doch nicht kindisch," mahnte er, „es ist natürlich alles nur ein Scherz. Ich will auch gern zugeben, daß er sich etwas Geschmackvolleres hätte ausdenken können, aber er konnte oder wollte nun einmal die Wahrheit nicht sagen, wir werden ja die Gründe wohl noch erfahren, und in der Verlegenheit greift der Mensch eben nach dem Einfall, der sich ihm gerade darbietet; mit einem solchen jungen Springinsfeld darf man das nicht so genau nehmen."

„Lieber Freund," unterbrach ihn hier seine Frau, „mir ist angst und bange; ich fürchte, meine schlimmen Ahnungen gehen noch in Erfüllung." Und in die Vergißmeinnichtaugen der blassen Marie Denise kam ein Blinken wie von einer heimlichen Träne.

„Bitte, meine Teuerste, nicht diesen Ton," sprach ihr Mann fast streng verweisend. „Das ist ja Unsinn. Und heute abend, wenn der Herr Sohn zurück sein wird und euch seine Erklärungen gibt, werdet ihr selber über eure Torheit lachen. Er weiß, daß um acht Uhr die Tafel bereit ist, und er müßte wirklich sehr unhöflich sein, wonach er ja nicht aussieht, wenn er uns über diese Stunde hinaus warten lassen wollte."

⁂

Er ließ aber wirklich warten. Es schlug die Acht auf der Stutzuhr des Kamins, es schlug darauf ein erstes und dann ein zweites Viertel, aber von einem Schwiegersohn ließ sich nichts sehen und nichts hören.

Nun begriff der Herr Gerichtsrat selber nichts mehr.

„Und doch hat er sich," bemerkte er einmal, „während seines Hierseins als ein junger Mann von vollendeter Erziehung gezeigt. Nur eins, wie ich gestehen muß, hat mir ein wenig mißfallen: daß er sich nicht im Kleid seines Standes vorgestellt hat, sondern in dem des Soldaten. Das kommt ja fast so heraus, als ob er sich der richterlichen Berufung schämte, die doch mindestens so edel und in höherem Grad menschheitsdienlich ist als der Soldatenstand. Was sagst du dazu, mein Herzchen, mein Kind?" wandte er sich an seine Tochter. „Soll ich deine Gedanken erraten? Sei ehrlich, hast du nicht eben gedacht, daß alles in allem der veilchenfarbene Offiziersrock mit den goldenen Litzen nicht schlecht steht zu seinen schwarzbraunen Locken? Hab' ich's erraten? Gestehe es nur! Auch bist du vielleicht der Meinung, und ich gebe dir nicht ganz unrecht, daß ein junger, hübscher Mann auf Reisen sich wohl eine solche Freiheit herausnehmen darf."

Und hier errötete die blasse Marie Denise heut zum zweiten- oder drittenmal und diesmal stärker als je zuvor. „Er kommt gewiß heut abend im Talar," erwiderte sie ihrem Vater nicht ohne kleine Heuchelei.

„Mit oder ohne Talar," stieß dieser unwirsch hervor, „aber bei Gott, er kommt ja überhaupt nicht."

Und die Stimmuug wurde allmählich bedenklich, und immer unheilschwangerer wurde das Gesicht der Rätin. Sie warteten noch die erste halbe Stunde nach Neun ab, dann rief der Gerichtsrat den Johann und gab ihm Auftrag, unverweilt nach dem Burgundischen Hof zu eilen und sich dort, aber bei dem Gastwirt selber, nach dem Verbleiben des Herrn von Cujac zu erkundigen.

Unterdessen fiel es den Frauen ein, daß sie aus Höflichkeit gegen den Gast dessen mitgebrachte Briefe noch kaum aufmerksam gelesen hatten. Marie Denise erbot sich, sie den Eltern vorzulesen. Aber das ging nicht, ihre Stimme bebte, ihre Augen füllten sich mit Tränen. Ihre ganze Seele war nur noch von einem einzigen Gedanken erfüllt: ‚Was es nur zu bedeuten haben mochte, daß er in so seltsamer Weise weggegangen war und nun so lange ausblieb und am Ende gar nicht mehr wiederkam?' Nein, sie konnte nicht vorlesen; der Vater mußte für sie eintreten. Die Briefe waren so, wie man es nur von ihnen erwarten konnte. Besonders von dem liebenswürdigen Geplauder des jungen Fräuleins Cujac — sie mußte, wenn sie ihrem Bruder nur halbwegs ähnlich war, eine provençalische Schönheit ersten Ranges sein — würden alle und würde namentlich die blonde Marie Denise unter anderen Umständen über die Maßen entzückt ge-

wesen sein; aber jetzt glitten all die naiven Herzlichkeiten der fernen Schwester fast wirkungslos an ihr ab. Denn immer furchtbarer reckte sich wie ein Gespenst in ihrer Seele die Frage auf: ‚Ob er wirklich nicht zurückkommen wird?'

Sie hatte sich wahrlich die vergangenen Jahre her wenig Sorgen um den fernen Verlobten gemacht. Er war ja nur ein Gedanke für sie gewesen, kaum eine blasse Erinnerung. Denn was ist eine Erinnerung an einen halbvergessenen Kindertraum, an einen fast verwischten Traum vor fünfzehn Jahren? Aber seit diesem Morgen war der Traum Fleisch und Blut geworden und leibhaftige Gegenwart und strahlend von Leben und Schönheit wie ein junger Gott und hatte die Seele des blassen, schwärmerischen Mädchens ganz ausgefüllt, war ihr einziges Denken und Sinnen, war ihr Leben selber geworden, das, sie fühlte es, hinwelken und vergehen müßte, wenn der wundervolle Traum wieder erlöschen sollte.

Und schauerlich schmerzlich war dieses Hangen und Bangen, dieses gespannte Horchen auf die nächtige Straße und nach dem großen Haustor drunten, ob dieses nicht endlich mit seiner kreischenden Stimme frohe Botschaft verkünde. Es schien aber für ewig verstummt... Nein, doch nicht, jetzt drehte sich unten ein Schlüssel, jetzt kreischte es laut, fast wie triumphierend — aber nur Johann, der Diener, war angekommen.

Und die Nachrichten, die er brachte, wirkten auf die Frauen geradezu niederschmetternd, ja grauenerregend, und auf den Gerichtsrat mindestens stark verwirrend.

Was der Diener berichtete, hatte er aus dem eigenen Munde des Gasthofbesitzers vernommen und konnte also vernünftigerweise nicht bezweifelt werden, so sehr alles der Vernunft und allem gesunden Denken zu widersprechen schien. Danach nämlich war der erfragte Doktor Cujac am Abend zuvor mit dem Postwagen von Melun angelangt, hatte an der allgemeinen Gasttafel noch vergnüglich zu Abend gespeist, war kurz nach dem Essen von heftigen Magenkrämpfen befallen worden, die, trotz herbeigerufener ärztlicher Hilfe und der Anwendung mannigfacher Linderungsmittel, sich nicht geben wollten, sondern sich immer heftiger und schmerzlicher gestalteten, so daß der Kranke sich wie wahnsinnig gebärdete in seinen Schmerzen, von denen ihn dann, etwa eine halbe Stunde vor Mitternacht, der Tod erlöste. Und heut, um sechs Uhr des Nachmittags, hatte man ihn auf dem Kirchhof der dortigen Pfarrei, nämlich bei Sankt Thomas von Aquin begraben und auf sein Grab — einstweilen — ein einfaches Holzkreuzchen gesetzt mit seinem Namen, den auch der Totengräber daselbst in seine Liste eingetragen hatte. An Geld war mehr als genügend vorhanden gewesen, um die Kosten zu bestreiten. Übrigens habe der Gasthofbesitzer das Felleisen des Verstorbenen mit allem Hinterlassenen bereits wieder auf die Post gegeben zugleich mit einen Brief an den Vater des Unglücklichen, den Parlamentsrat Cujac zu Aix in der Provence.

Dieser Bericht hatte jedoch nicht in einem hin erfolgen können. Denn bei der Meldung des eingetretenen Todes war die Tochter mit einem schrecklichen Aufschrei ihrer Mutter ohnmächtig in die Arme gesunken, und erst als man die Bedauernswerte durch liebevollen und angstvollen Beistand ins Bewußtsein gerettet hatte, konnte der Diener seine Erzählung zu Ende bringen.

Hierauf traf der Gerichtsrat Anstalt, daß die gänzlich verstörten Frauen sich zurückzogen, er selber verfügte sich in sein Arbeitszimmer in Gesellschaft höchst wirrer Gedanken. Klar war er sich nur über eines, nämlich welche Gestalt der Verlauf dieser Dinge in dem Gehirn seiner Frau bereits angenommen hatte. Er konnte nicht daran zweifeln, daß diese sich in dem Glauben bestärkt hatte und immer mehr sich darin bestärken werde, der rätselhafte Jüngling vom Vormittag sei niemand anders gewesen als der Verstorbene selber oder vielmehr sein materialisierter Geist, der der Verlobten nach seinem Ableben erschienen, um ihre Seele für immer an sich zu fesseln.

Die folgenden Tage machten es ihm zur Gewißheit, daß auch die Tochter, durch den mütterlichen Einfluß, sich in diese Vorstellungen verirrt und gänzlich darin verloren hatte. Sie verweigerte Speise und Trank bis auf das Allernotwendigste, und bereits am dritten Tage meldete die Frau Rätin ihrem Gemahl, die Tochter sei unüberwindbar entschlossen, der Welt zu entsagen und im Kloster von Val de Grace, das erst vor kurzer Zeit von der Königin-Mutter Anna von Österreich gegründet worden war, den Schleier zu nehmen. Der Geist des toten Verlobten war nämlich den Frauen ein zweitesmal erschienen und diesmal unter Umständen, die wirklich geeignet waren, die beiden verwirrten Gemüter in ihrem Glauben erst recht zu befestigen.

Von dem Diener Johann begleitet, der einen üppigen Kranz junger Rosen vor ihnen hertrug, waren die beiden Frauen, in Trauerschleier gehüllt, nach dem nicht sehr fernen Kirchhof von Sankt Thomas gepilgert, hatten den Kranz auf dem frischen Grabe

niedergelegt und dann lange auf den Knien davor gebetet. Als sie sich aber, noch ganz in ihr Gebet eingesponnen, erhoben hatten, war plötzlich zwischen den schwarzen eisernen Kreuzen der nahen Gräber die Gestalt jenes lockigen Jünglings im veilchenfarbenen seidenen Schoßrock und weißen Spitzenkragen vor ihnen wie aus den Gräbern emporgetaucht. Er hielt in der Linken seinen Dreispitz mit weißen Straußfedern, mit der Rechten aber fuhr er sich nach dem Herzen und machte vor den Damen eine stumme und tiefe Verbeugung, worauf die Mutter ihre wankende Tochter nur mit größter Mühe dem Torgitter des Kirchhofs entgegenzuführen imstande gewesen war.

Auf diese Mitteilung seiner Frau hatte der Gerichtsrat den Johann ins Gebet genommen, der wirklich den veilchenfarbenen Offizier ebenfalls auf dem Kirchhof gesehen und als denselben erkannt hatte, der zwei Tage zuvor so lustig mit der gerichtsrätlichen Familie zu Mittag gespeist hatte. Wahrhaftig, es war eine ganz verzwickte Geschichte.

Was über die Einbildungen und Wahnvorstellungen seiner Frauen zu denken sei, hierin gab's in dem klaren und verständigen Kopf des Gerichtsrats kein Schwanken; er wußte aber auch, daß gegen solche unfaßbare Gewalten mit Worten nur schwer anzukämpfen ist. Er machte darum auch nicht den geringsten Versuch in dieser Beziehung, sah aber deswegen dem Gang der Dinge keineswegs müßig zu.

Zunächst begab er sich in eigener Person nach dem Burgundischen Hof, und dabei erhielt er in dem Rätseldunkel der vergangenen Tage ein kleines Lichtlein aufgesteckt, das ihm in seiner natürlichen Erklärung der seltsamen Wunderbarlichkeiten schon halbwegs als Wegweiser dienen konnte. Nein, wahrlich, es war nicht nötig, um den vermeintlichen Besuch des verstorbenen Schwiegersohnes zu erklären, ein Gespenst zu rufen.

Dennoch versagte es sich der Gerichtsrat, den Frauen dieses einstweilige Ergebnis mitzuteilen. Denn er wußte, wie hartnäckig der Aberglaube ist, der im Kampf mit dem nüchternen Verstand sich fast immer als der Überlegenere erweist oder sich wenigstens als solcher fühlt, weil der Verstand oder die Vernunft für ihn einfach der Unglaube sind, und der Unglaube — er wäre es ja sonst nicht — muß selbstverständlich den Glauben bekämpfen wie auch umgekehrt.

Der Gerichtsrat behielt also einstweilen die wichtige Kundschaft für sich. Aber Tag und Nacht überlegte er, was sich etwa tun lasse, um seine Tochter zu retten und von ihrem verzweifelten Entschluß abzubringen. Eine ganze Woche lang zermarterte er vergeblich sein Gehirn, und endlich entschloß er sich zu einem Schritt, gegen den er selber keine geringen Bedenken hegte, aber die Liebe zu seinem einzigen armen Kinde hätte ihn auch vor noch Bedenklicherem nicht zurückschrecken lassen.

Und also fanden die Leser der Gazette de France — damals noch die einzige französische Zeitung — eines Morgens in den Spalten dieses Blattes eine öffentliche Aufforderung von so sonderbarer Art, daß sie allgemein unter Lachen und Kopfschütteln gelesen und entweder für einen schlechten Witz oder das Werk eines Verrückten gehalten wurde; sie lautete: „Der falsche Schwiegersohn, der am verflossenen 26. April den wirklichen Schwiegersohn bei Sankt Thomas von Aquin begraben hat, wird als Mann von Ehre aufgefordert, nicht ferner eine arme Mutter und Tochter als Gespenst zu schrecken, sondern sich dem Schwiegervater zu stellen, wenn er anders den Mut dazu hat."

Darüber gingen fast vierzehn Tage hin, und der Gerichtsrat verzweifelte schon an dem allerdings nur schwach gehofften Erfolg seines ungewöhnlichen Unternehmens.

Und doch stand eine äußerst glückliche Lösung des ganzen Rätsels schon in nächster Nähe. Denn frühmorgens am Fest des Heiligen Bonifatius erhielt Herr Moreau von der Königlichen Post einen auffallend dicken Umschlag eingehändigt, der außer einem viele Seiten langen Brief noch ein ganz kurzes Schreiben enthielt. Dieses las der Parlamentsrat zuerst. Und so war es abgefaßt: „Ich, Endesunterzeichneter, Roger Rabutin, Graf von Bussy, Generalleutnant des Königs und Generalquartiermeister der Armee des Fürsten Condé, bezeuge hiermit dem Herrn Kapitän von St. Galmier (seine Familie, wiewohl arm, gehört zu den ältesten unserer alten Provinz von Languedoc), daß ich ihn als braven und in allem Kriegswesen wohl bewanderten Soldaten kennen gelernt und darum zu meinem Adjutanten gemacht habe, wie ich denn auch nur einen einzigen Wunsch für ihn hege, nämlich daß er die erforderliche Summe aufbringen möchte, um das Regiment des Herrn Marquis von Thienne zu kaufen, der sich zurückziehen will, was für den begabten jungen Offizier nichts Geringeres bedeuten würde, als der erste Schritt zur Marschallswürde, die er bei seiner außerordentlichen Fähigkeit gewiß nicht verfehlen wird.

„So geschehen in unserem Hauptquartier zu Nîmes in der Provence im Monat Mai am Neunten Anno 1638. Graf von Bussy."

‚Ah,‘ dachte der Gerichtsrat nach dieser Lektüre, ‚da haben wir wohl den jungen Offizier, von dem mir der Wirt im Burgundischen Hof erzählt hat und der gleichzeitig mit meinem unglücklichen Schwiegersohn und anscheinend mit ihm befreundet in dem Gasthof abgestiegen ist, der andern tags desses Begräbnis besorgt, aber in das Haus zurückzukehren — wahrscheinlich aus Gründen, die ich ahne — vermieden hat. Nun da wird ja auch der falsche Schwiegersohn nicht mehr weit sein.‘ Er sah nach der Unterschrift des andern viel längeren Schreibens, und siehe, es war mit André von Saint-Galmier unterzeichnet. Folgendes aber war ungefähr der Inhalt des umfangreichen Briefes.

Herr von Saint-Galmier, auf einer Dienstreise nach Paris von der Stadt Nîmes her, war in der Posthalterei zu Montélimart mit dem jungen Doktor von Cujac, Sohn des Parlamentsrats Cujac zu Aix, bekannt geworden. Beide hatten dasselbe Reiseziel, waren auf dieselbe Postkutsche angewiesen; so konnte es nicht fehlen, daß sie sich bald näher mit einander befreundeten und daß namentlich Herr von Saint-Galmier bald vollkommen unterrichtet war nicht nur über alle Familienverhältnisse des jungen Rechtsbeflissenen, sondern auch und vor allem über dessen Absichten, Hoffnungen und Pläne zu Paris. Über alle diese Dinge äußerte sich sein Reisegefährte in großer Mitteilsamkeit und ohne allen Rückhalt, ebenso wie über seine Verlobte und deren Familie, dergestalt daß Herr von Saint-Galmier später bei dem Gerichtsrat Moreau und seinen Frauen mit Sicherheit die Rolle spielen konnte, wie er sie, von den Umständen hingerissen, leider gespielt hat. Keineswegs jedoch war er mit dem Vorsatz dazu in das Moreausche Haus gekommen, sondern in der redlichen Absicht, die Braut des so plötzlich Verstorbenen und deren Familie in schonender Weise von dem Unglück zu unterrichten und die Förmlichkeiten des Begräbnisses noch näher mit dem Herrn Gerichtsrat zu besprechen. Einzig in dieser Absicht hatte er auch die mitgebrachten Familienbriefe des Toten zu sich gesteckt, und nicht mit dem leisesten Gedanken war ihm auch nur die Möglichkeit in dem Sinn gekommen, daß sein Besuch den sträflichen Verlauf nehmen könnte, den er dann tatsächlich genommen hat. Erst in dem Augenblick, wo er, in das Haus getreten, von der Dienerschaft ohne weiteres als der erwartete Schwiegersohn angekündigt wurde und sich von dem Gerichtsrat ohne alles Besehen als solcher umarmt und geküßt sah, hatte jene verhängnisvolle Naturgift, die ihn schon seit seiner Kinderzeit so leicht zu Schabernack und tollen Possen geneigt sein ließ, plötzlich ihre alte Gewalt über ihn bekommen, nicht anders als ob ein verruchter Dämon in ihn gefahren sei, dessen Herrschaft er sich nicht mehr zu entziehen vermochte. Er hatte auch gleich bei seinem Weggang aus dem Hause die Sträflichkeit seines Betragens anerkannt, eine nachträgliche Entschuldigung aber für eine eitle Sache gehalten und doch zu einer ernstlichen Wiedergutmachung nicht Weg und Mittel gesehen. Das volle von ihm angerichtete Unheil hatte er zudem erst geahnt bei der Lesung jenes Aufrufs in der Gazette de France, und wenn er darüberhin noch eine so lange Zeit hatte verstreichen lassen, so war das darum geschehen, weil er den schweren Schritt sich ohne einen höheren Beistand nicht zu wagen getraut hatte. Aus diesem Grunde hatte er es für richtig gehalten, zuvor seinen hohen Beschützer, den Herrn Rabutin, Grafen von Bussy, um seine Empfehlung anzugehen...

„Ihr seht mich,“ so schloß der Brief, „nicht nur in tiefster Beschämung, sondern in der größten Bereitwilligkeit zu jeder Art Genugtuung, die Ihr von mir verlangen mögt, und wenn es mir erlaubt ist, so möchte ich für heut nur noch die Bitte aussprechen dürfen, mich morgen persönlich in Eurem verehrten Hause vorzustellen und aus Eurem eigenen Munde mein Urteil entgegenzunehmen.“

Der Gerichtsrat atmete tief auf nach dieser Lektüre. Damit sah er seine Tochter gerettet, und das war alles, was er wünschen konnte. In dieser Befriedigung fühlte er allen Groll gegen den leichtfertigen fremden Offizier in seiner Seele völlig ausgelöscht. Gewiß, dieser junge Herr von Saint-Galmier hatte in seinem Hause und noch dazu in einer so furchtbaren Stunde eine unwürdige Posse aufgeführt. Aber wo sollte die Welt hinkommen, wenn sie einer hoffnungsvollen Jugend nicht gelegentlich eine Tollheit verzeihen wollte?

Und in dieser durchaus versöhnlichen, ja fast schon freundlichen Stimmung empfing er anderen tags den Besuch des hübschen Offiziers, dessen vollendet liebenswürdige Sitten ihn schnell gänzlich besiegten. Er tat darum schon nach einigen Worten den Entschuldigungen und Selbstanklagen des Herrn von Saint-Galmier kurz Einhalt.

„Gut, gut,“ sagte er, „macht Euch nicht allzu schlecht. Ich selber bin ja auch nicht frei von Schuld. Mein übereiltes Betragen dem unbekannten Ankömmling gegenüber macht dem ergrauten Richter einer hohen Untersuchungskammer gerade keine Ehre,

und damit habe ich ... Aber lassen wir das. Kurz, es ist mir peinlich, einen jungen Offizier gedemütigt und beschämt vor mir zu sehen, den ein Graf von Bussy seiner Freundschaft für würdig hält. Denn ich will Euch nur gestehen, ich hege die größte Verehrung für diesen Mann, der sich nicht nur in unserer siegreichen Armee, sondern auch in unserer ebenso siegreichen Literatur rühmlichst hervorgetan hat, und gern würde ich meiner Bewunderung für den musischen Generalquartiermeister einen sichtbaren Ausdruck geben. Es würde mir darum keine kleine Ehre sein, Euch die Summe vorstrecken zu dürfen, deren Ihr benötigt seid, wie der Herr Graf es schreibt, um das Regiment des Herrn Marquis von Thienne zu dem Eurigen zu machen."

Bei diesen Worten war der Herr von Saint-Galmier sichtlich errötet. „Für Euer ebenso unerwartetes wie großmütiges Anerbieten," sagte er jetzt, „werde ich Euch ewig dankbar sein, aber annehmen könnte ich es nur unter einer Bedingung."

„Und diese wäre?" fragte der Gerichtsrat.

„Es wird mir schwer fallen, sie auszusprechen," erwiderte der Offizier, noch stärker errötend, „es sei denn, daß Ihr mir zuvor eine Frage erlaubt." Und als der Gerichtsrat lächelnd genickt hatte: „Vielleicht," sagte der Mann mit dem schwarzbraunen Lockenhaupt, „daß ich mir mit meiner Frage wieder allzuviel Freiheit herausnehme und Ihr mich von neuem ein wenig frech findet. Aber koste es, was es wolle, es handelt sich um ein Menschenschicksal, und meine Frage ist notwendig. Also: unter welcherlei Gestalt und Wesen glaubt Ihr, daß der ehemalige Verlobte Eurer Fräulein Tochter heute ihr in Sinn und Herzen steht?"

„In Gestalt und Wesen, wie Ihr sie in Person darstellt, leider," antwortete der Gerichtsrat. „Ich sage ‚leider,' fügte er hinzu, „ich sollte sagen ‚natürlich,' denn von dem Verstorbenen kann sie ja gar keine Vorstellung haben."

Herr von Saint-Galmier machte eine tiefe Verbeugung. „Ich danke Euch, Herr Gerichtsrat, und das ist meine Bedingung, mögt Ihr sie nun frech finden oder wie Ihr wollt: Ich nehme Euer Anerbieten an, wenn Ihr mir Eure Tochter mit in den Kauf gebt."

Leichten Tones scheinbar und wie einen liebenswürdigen Scherz hatte der Braungelockte diese Rede vorgebracht, die ihm dennoch gewiß nicht leicht geworden war.

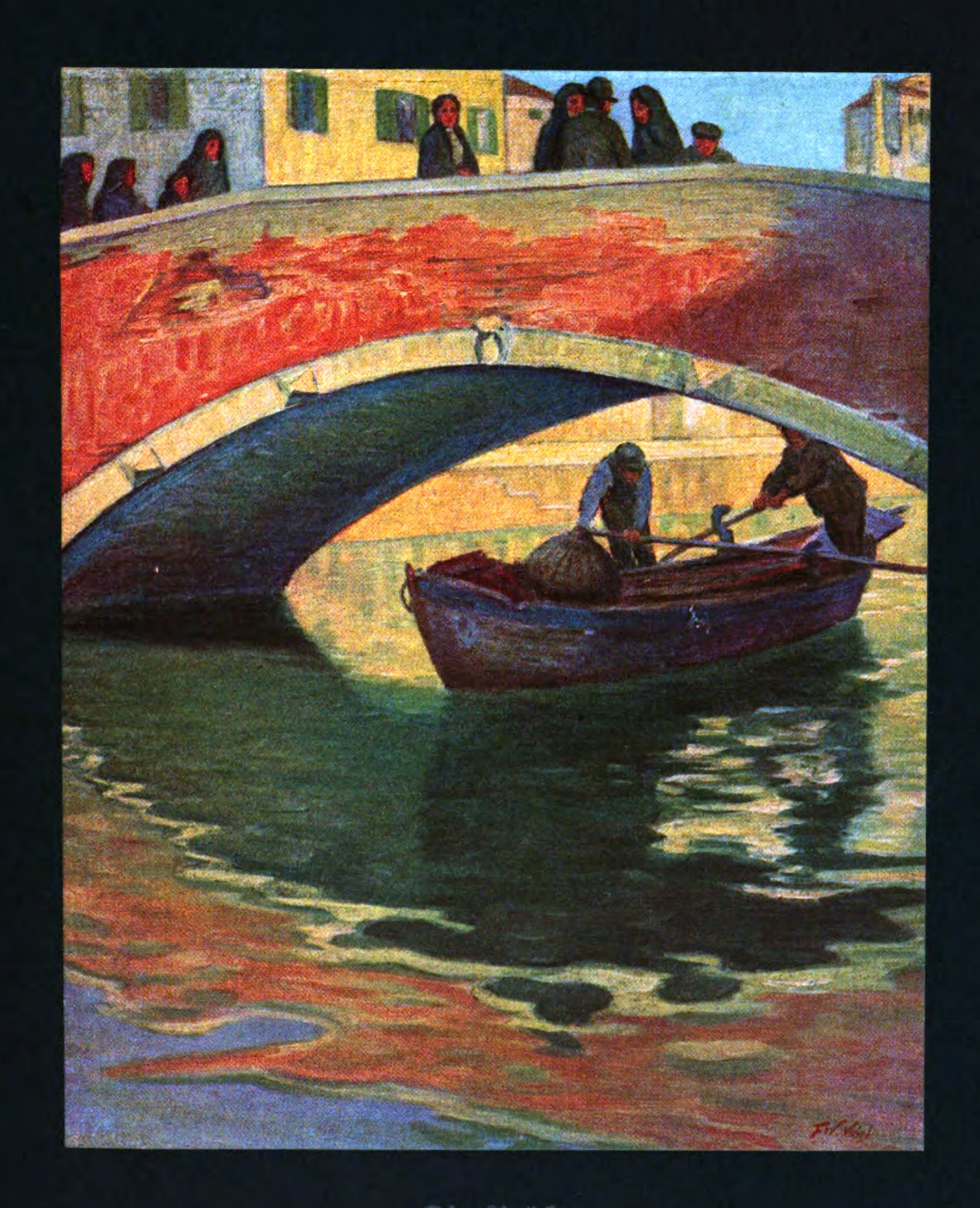
Ein sehr strenges und sozusagen richterliches Gesicht aber machte der Parlamentsrat.

„Frech oder nicht frech," sagte er hart, „aber Bedingung gegen Bedingung. Und das ist die meinige: ich habe geschworen, meine Tochter nur einem Manne zur Ehe zu geben, der mich auf meinem altanererbten Sessel im Parlament ersetzen kann. Wenn Ihr Euch also, Ihr seid ja noch jung, dazu entschließen könnt, den Degen abzuschnallen und den seidenen Schoßrock mit dem schwarzen Talar zu vertauschen und Euch die Doktormütze zu erwerben ..."

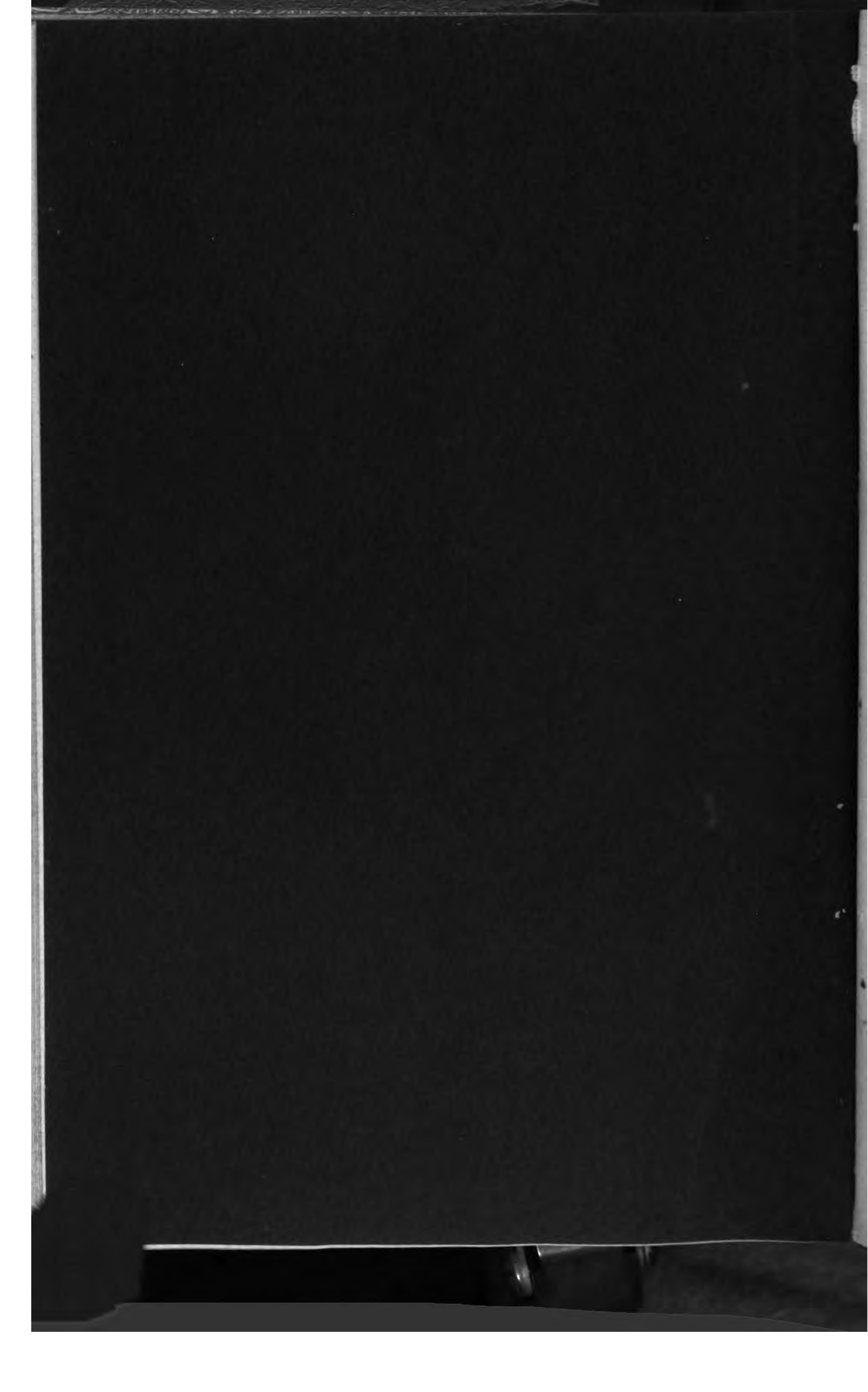
Hier hielt er inne. Der Offizier war erblaßt. Aber der Gerichtsrat lachte.

„Habe ich Euch erschreckt?" fragte er. „Recht so. Eine kleine Strafe hattet Ihr immerhin verdient. Aber trotz aller Gegensätze und Feindseligkeiten zwischen König und Parlament, so dick bin ich nicht bemüßt, um unseren glorreichen jungen Monarchen eines so hoffnungsvollen Soldaten berauben zu wollen, den der phantasievolle Graf von Bussy" — hier huschte ein leicht ironisches Lächeln über das vollblütige Gesicht des Parlamentsrats — „bereits zum Marschall von Frankreich ernannt hat. Doch laßt uns nun die Frauen aufsuchen, sie sind auf Euren Besuch vorbereitet, und wenn die Kleine, die sich nun einmal wirklich in Euch verguckt zu haben scheint, mit freiem, freudigem Willen eine Soldatenfrau werden und dem lärmigen Feldlager unter freiem Sternenhimmel vor den engen Klostermauern den Vorzug geben will ... und so weiter."

Und die schwärmerisch-romantische und ein wenig blasse Marie Denise hat in der Tat den frech-fröhlichen Soldaten mit der Fülle der schwarzbraunen Locken und sonstigen gesamten Leibhaftigkeit dem unsichtbaren himmlischen Bräutigam vorgezogen, und der Herr Königliche Generalleutnant und Generalquartiermeister Roger Rabutin, Graf von Bussy, ist in eigener Person als Brautführer zur Hochzeit nach Paris gekommen. Wer seine Briefe und eigene Lebensbeschreibung kennt, weiß, daß er ein Mann war, der bei jeder Gelegenheit den Mund gern etwas voll nahm, so daß er, all seinen wohlgegründeten Eigenschaften und Verdiensten zum Trotz, manchmal einen fast großsprecherischen Eindruck machte. Auch seine Prophezeiung über den Herrn von Saint-Galmier hat sich nicht ganz erfüllt, wie es am Eingang dieser Geschichte bereits gesagt wurde; aber die ehemalige Marie Denise Moreau hat deswegen ihre Heirat nicht bereut, denn ein Marschallstab schien ihr durchaus nicht wesentlich für eine gute Ehe, und wahrlich, wenn er das wäre und die hübschen Damen nicht auch ohne ihn sehr glücklich werden könnten, da gäbe es bei Gott allzuwenig weibliches Glück in unsrer besten aller Welten.



Die Brücke
Gemälde von Franz Wilhelm Voigt
(München, Brakls Kunsthaus)



Der göttliche Funke, von Dr. A. Bayer.

Unser Vorstellungsvermögen hat seine Grenzen: Es versagt nicht nur da, wo die Begriffe allzuweit über das Maß des Gewöhnlichen hinausgehen, sondern vor allem auch da, wo es sich darum handelt, sich in irgendeinen früheren Zustand des Menschen und des Menschengeschlechts hineinzudenken. Jeder Streik, bei dem das Licht ausbleibt, bringt für uns, die wir doch über eine ganze Anzahl von jetzt nicht mehr gebräuchlichen, etwas altmodisch gewordenen, aber doch immerhin noch sehr guten Beleuchtungsmitteln verfügen, eine Fülle von Überraschungen und unvorhergesehenen Verlegenheiten, die auch bei gründlichstem vorhergegangenem Nachdenken wohl niemals in unserem Vorstellungsvermögen aufgetaucht wären. Wie mag nun die Menschheit erst zu jener Zeit gelebt haben, da es noch kein künstliches Licht auf Erden gab? Hier versagen für uns die Begriffe. Nur psychologisch läßt sich aus einzelnen uralten Spuren herausfühlen, wie in allen Überlieferungen das Glück über das Geschenk des Feuers und damit des künstlichen Lichtes noch nachzittert, das einstmals den Menschen ergriffen haben muß, als er seine Wohltaten kennen lernte. Selbst im sonnigen Griechenland preist man den „göttlichen Funken", den Prometheus vom Himmel herabholte.

Im brennenden Holzscheit, das, vom Blitz entzündet, irgendwo aufgelesen, in eine Höhle oder in eine mit den Händen in die Erde gegrabene Grube geschleppt wurde, dürfen wir den ersten und ältesten aller Beleuchtungskörper erblicken. Es ist auch heute noch nicht aus der Welt verschwunden trotz der vielen und teilweise so bequemen Beleuchtungsmittel, die die moderne Technik in so reicher Auswahl zur Verfügung stellt. Zunächst war das Holzscheit noch nicht einmal Beleuchtungskörper allein. Es diente gleichzeitig zur Bereitung der Speisen: Heizungs- und Beleuchtungstechnik waren noch nicht getrennt. Wiederum mag es ein Zufall gewesen sein, der die Trennung herbeiführte und so den ersten Anstoß gab, daß sich zwei der wichtigsten unserer Techniken, jede für sich, zu entwickeln begannen. Da mag der Jäger spät abends mit dem erlegten Wild nach Hause gekommen sein, um es auf dem Herd zu braten, der aus roh im Kreise zusammengestellten Steinen bestand. Dabei konnte er wohl die beleuchtete untere, nicht aber die obere Seite der schmorenden Beute erkennen. So mag er denn nach einem brennenden Scheit gegriffen und auch von oben her herangeleuchtet haben. Da es ihm dann zuviel wurde, dieses Scheit ständig in der Hand zu halten, so klemmte er es vielleicht in eine Felsspalte seiner Höhle. Damit waren Heizung und Beleuchtung getrennt; in unbewußter Handlung waren neue Möglichkeiten geschaffen worden.

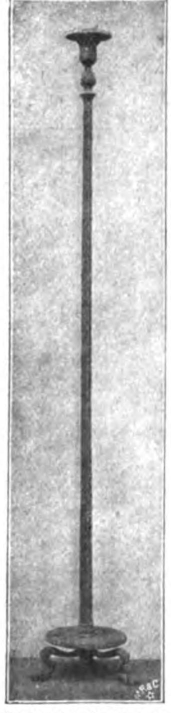


Römische Öllampe



Altdeutsche Kienspanlaterne

Es dauerte lange, bis sich diese Scheidung vollends durchsetzte; sie ist heute noch nicht restlos erfolgt. Hoch oben in manchen Dörfern Tirols und in sonstigen vom Verkehr abgelegenen Gegenden muß das auf dem Herde brennende Feuer gleichzeitig auch Licht spenden. Homer erzählt uns, wie die


Lampenträger aus Pompeji

Nymphe Kalypso im Scheine des auf dem Herde brennenden großen Feuers ein schönes Gewand mit goldener Spule webt. Wohlweislich nimmt sie zur Unterhaltung dieses Feuers Zedern- und Zitronenholz, damit sich das Gemach mit lieblichem Dufte fülle.

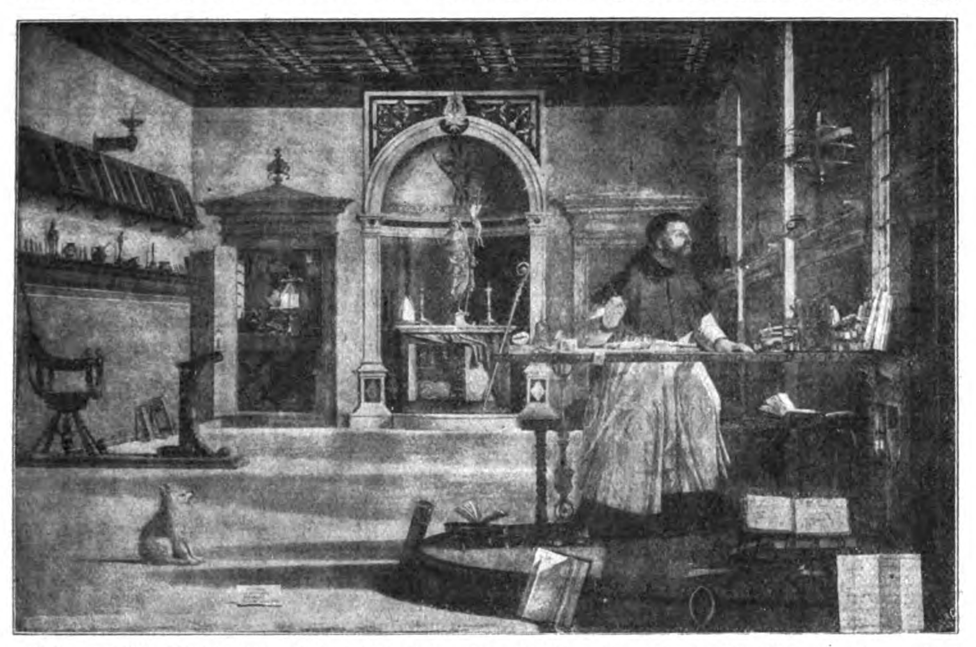
Man hatte aber nicht nur gar bald heraus, welche Hölzer einen Wohlgeruch verbreiteten, sondern auch, welche am längsten und besten brannten. Die Faulheit ist tief in der Natur des Menschen begründet; sie ist ein atavistisches Erbteil, sagt Darwin. Und in den guten, alten Zeiten, wo die Notwendigkeiten des Erwerbs noch nicht so dringend waren wie heutzutage, wollte man sich schon gar nicht allzusehr plagen. Es war durchaus kein Vergnügen, fortwährend aufstehen und das Feuer schüren zu müssen. So nahm man mit Vorliebe jenes Holz, bei dessen Licht man am längsten ungestört war, das man am seltensten zu erneuern brauchte, ein Holz, das sich durch seinen Reichtum an Harz auszeichnete. Die Faulheit, diese herrliche Triebfeder jeglicher technischer Entwicklung, deren Endziel ja stets darin besteht, unter möglichst geringem Energieaufwand eine möglichst hohe Leistung zu erzielen, hatte eines der wichtigsten Beleuchtungsmittel, hatte das hauptsächlichste Beleuchtungsmittel späterer Jahrhunderte und Jahrtausende, hatte den Kienspan entdeckt.

Und damit setzte auch die Fabrikation, es setzte der Handel mit Beleuchtungskörpern ein. Man sammelt harzreiches Holz und fällt harzreiche Bäume. Daraus schnitzt man möglichst lange — man sieht, die Faulheit wirkt weiter — Späne, man konstruiert später sogar besondere Einrichtungen, um diese Späne von den Holzklötzen abzudrehen oder abzuhobeln. Nun muß man sie auch aufstellen. Ja noch mehr, man will sogar imstande sein, in der Behausung herumzuleuchten. Es wird zu unbequem, immer nur dort Licht zu haben, wo der Kienspan gerade befestigt ist. So schafft man besondere Beleuchtungskörper, Kienspanhalter, in denen man den Span festklemmt und die bald ein für allemal an der gleichen Stelle angebracht, bald wieder beweglich ausgestaltet sind. Unendlich mannigfaltig werden die Formen dieser Halter. Hier sind es einfache Klemmen, dort große Gestelle, bald Ketten mit Ringen, bald ist es eine Art von Laterne, auf deren flachem Teller das kienige Holz brennt, während oben eine Haube dafür sorgt, daß sich der Ruß unter ihr sammelt und in nicht allzu großen Mengen in den Wohnraum strömt. Diese Haube wirft zugleich einen Schein des Lichtes nach unten. Der größte Teil freilich wird von ihrer angerußten Innenseite absorbiert. Außerdem gibt der Teller einen breiten, runden Schatten. Die Laterne ist also zwar sehr bequem, als ein Fortschritt in beleuchtungstechnischer Hinsicht kann sie aber deshalb nicht bezeichnet werden, weil bei ihr eine beträchtliche Menge des von der Lichtquelle ausgestrahlten Lichts vollkommen ungenutzt verloren geht. Bald wendet sich das in der Brust des Menschen schlummernde Gefühl für Schönheit auch den ursprünglichsten aller Beleuchtungskörper, den Kienspanhaltern zu. Man verziert sie auf die verschiedenste Weise, und es treten uns an ihnen die mannigfachsten kunstgewerblichen Techniken entgegen: die Kunstschmiedearbeit, Kunstguß, Treibarbeit, Ziselierung usw.


Romanische Blechlaterne

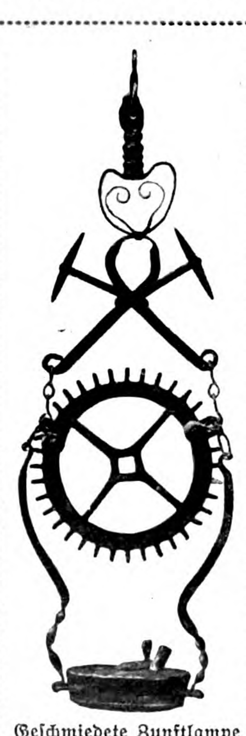
Verstellbarer Kienspanhalter

Mehr Licht! Die Freude am Licht, das Grauen vor dem Dunkel und dem Halbdunkel schufen neue Fortschritte. Leuchtete der Kienspan nicht hell genug, so band man eine Anzahl zu einem Bündel zusammen und erhielt so die Fackel. Für die Fackel brachte man wiederum Halter. Der Entwicklung des Kienspanhalters entsprach der des Fackelhalters. Sie werden immer schöner und kunstvoller ausgestaltet, die mannigfachsten Gewerbe sind an ihrer Herstellung beteiligt. Der Töpfer dreht sie auf der Töpferscheibe, der Bronzegießer gießt sie in Bronze, ja sogar aus Stein werden sie aus-



Mit zwei Wandkerzen beleuchtete Studierstube. (Der heilige Hieronymus). Gemälde von Carpaccio

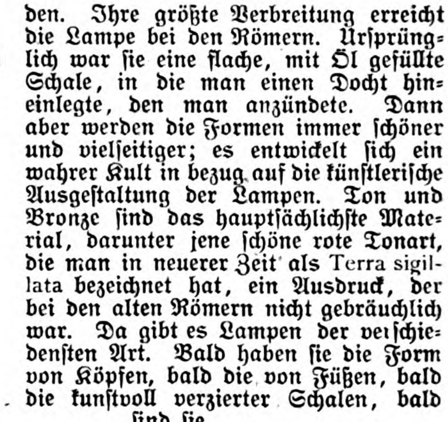
gemeißelt. Auch die Leuchtkraft der Fackel sucht man zu verbessern. Frühe Erfahrungen auf chemischem Gebiete spielen hier mit. Man begnügt sich nicht mehr, durch einfaches Zusammenbinden von Spänen eine größere Flamme zu erzielen; man bringt um sie herum eine Schicht von Pech, Harz oder Asphalt an oder tränkt Stricke mit diesen Stoffen und erhält so eine zwar stark leuchtende, aber auch stark rußende Flamme. Für das, wozu man sie brauchte, genügte sie, ebenso wie ja auch der Kienspan genügte oder genügen mußte. Lesen und schreiben konnten überall da, wo Kienspan und Fackel eine Rolle spielten, ja doch nur die wenigsten. Außerdem hörte man bei beginnender Dämmerung mit der Arbeit auf. Die Szene aus den ‚Meistersingern', in der Hans Sachs noch spät abends beim Scheine der Lampe Evchens Schuhe besohlt, ist sehr schön, aber wehe dem Meister, wenn er es wirklich hätte wagen wollen, am Frühlingsabend bei Licht zu arbeiten! Die Zunft hätte ihn schwer gepönt. Das Wort ‚Feierabend' hat nicht nur einen anheimelnden Klang, es hatte in den Zeiten der Zünfte auch strenge Gesetzesgeltung. So brauchte man eigentlich durch Jahrhunderte hindurch verhältnismäßig wenig Licht. Wo ein Bedürfnis nach einem Mehr entstand, da handelte es sich um festliche Veranstaltungen, um Aufzüge, um den Empfang von Fremden, um Prunk, um Gastmähler, und vielleicht saß noch der eine oder andere stille Gelehrte spät abends oder die Nacht hindurch beim Scheine seiner Studierlampe. Im übrigen begnügt man sich mit soviel Licht, als für die Zwecke des Haushalts und der rein häuslichen Beschäftigung nötig ist. Eine Verbesserung der Beleuchtung, eine Vermehrung der Leuchtkraft des einzelnen Beleuchtungskörpers wird nur für besondere Zwecke angestrebt. Im alten Rom erhebt sich der arbeitende Teil der Bevölkerung beim Morgengrauen. Die Schüler treten noch bei Nacht im Scheine ihrer kleinen Laternen den Weg zur Schule an. Sobald aber die Dämmerung herniedersinkt, geht man schlafen — natürlich nicht alle! Da bewegen sich vom palatinischen Hügel Fackelzüge herab: der Kaiser ergeht sich in der Abendkühle, die Schenken sind geöffnet, Betrunkene werden bei Fackelschein nach Hause ge-



Geschmiedete Zunftlampe

leitet, die gedeckten Tafeln der Schlemmer erstrahlen im Licht; sonst aber liegt alles im tiefsten Dunkel. Aus den Häusern dringt kein Licht, und die Straßen sind stockfinster, denn auch eine Straßenbeleuchtung gibt es noch nicht. Nur in einzelnen Städten finden sich die ersten schwachen Anfänge einer solchen, und wahrscheinlich wurde sie nur an bestimmten Tagen in Betrieb gesetzt. Kaiser Konstantin der Große soll zum erstenmal im vierten Jahrhundert Byzanz und zwar nur an den Weihnachtsabenden erleuchtet haben.

So blieb es also durch die Jahrhunderte im ganzen und großen, bis am Beginne des 18. Jahrhunderts die Aufhebung der Zunftordnungen sowie eine Reihe weiterer Umstände auch der Beleuchtungstechnik neue Möglichkeiten eröffneten. Welches waren aber nun die Beleuchtungsmittel, deren man sich in dieser langen Zeitspanne bediente?



Bronzeöllampe

Zu den Kienspänen und den Fackeln kamen schon frühe Lampen und Kerzen hinzu: Kienspan und Fackel hatten ein Unangenehmes: sie rußten fürchterlich. Das hatte in der verräucherten dörflichen Hütte nicht viel zu sagen, wohl aber im kunstvoll ausgestalteten Atrium des römischen Hauses, dessen Name von dieser Verräucherung herstammt: bedeutet doch ater soviel wie dunkel, schwarz. Als man dieses Atrium mit Gemälden zu schmücken begann, die man der Verräucherung nicht aussetzen wollte, griff man zu anderen Beleuchtungsmitteln, zur Lampe und zur Kerze. Von diesen ist zweifellos die Lampe das ältere. Die Kerze taucht in Griechenland erst zur römischen Kaiserzeit auf. Wann die Lampe erfunden wurde? Ihr Ursprung verliert sich im Dunkel der Vergangenheit. Man weiß nicht einmal, ob die alten Ägypter Lampen kannten. Ein Gerät, das man zweifelsfrei als Lampe ansprechen kann, ist bei ihnen nicht gefunden worden. Ihre größte Verbreitung erreicht die Lampe bei den Römern. Ursprünglich war sie eine flache, mit Öl gefüllte Schale, in die man einen Docht hineinlegte, den man anzündete. Dann aber werden die Formen immer schöner und vielseitiger; es entwickelt sich ein wahrer Kult in bezug auf die künstlerische Ausgestaltung der Lampen. Ton und Bronze sind das hauptsächlichste Material, darunter jene schöne rote Tonart, die man in neuerer Zeit als Terra sigillata bezeichnet hat, ein Ausdruck, der bei den alten Römern nicht gebräuchlich war. Da gibt es Lampen der verschiedensten Art. Bald haben sie die Form von Köpfen, bald die von Füßen, bald die kunstvoll verzierter Schalen, bald sind sie nur für einen, bald für zwei Dochte eingerichtet, bald zeigen sie in Gestalt der sogenannten Ringlampen die ursprünglichsten Formen des späteren Kronleuchters; besteht die Ringlampe doch aus einem mit Öl gefüllten runden Ring, der zahlreiche zur Aufnahme des Dochtes dienende Öffnungen aufweist.

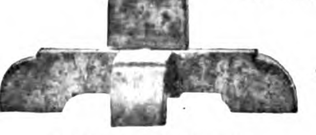
Geschmiedete Talglampe



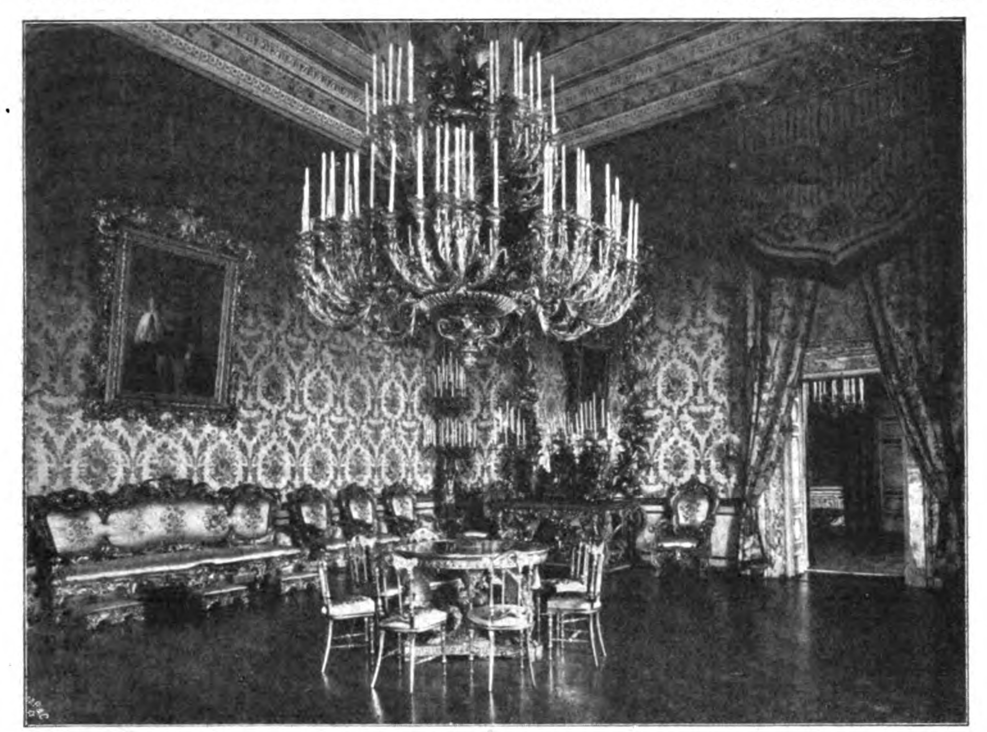
Geschmiedete Wachsstockschere

Und wie mannigfach ist die Zahl der Gestelle! Da gibt es Dreifüße und schlanke Säulen, reich kannelliert und oben in viele Arme ausladend, dann wieder Vorrichtungen, um die Lampen daran aufzuhängen sowie auch Laternen, um sie hineinzustellen. Zur Füllung der Lampen dient Öl, vielfach aber auch Talg.

Diese mit Öl oder Talg gefüllte, mit einem Docht versehene Lampe hat sich, wenn wir von der Form absehen, gleichfalls bis auf den heutigen Tag erhalten. Sie bildete auch während des ganzen Mittelalters eines der hauptsächlichsten Beleuch-



Hölzerner Lichtknecht



 Kerzenbeleuchtung im Empfangssaal des Pitti-Palastes zu Florenz. Spätrenaissance

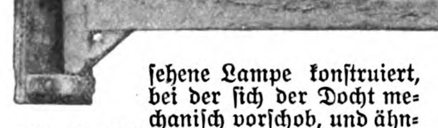
tungsmittel. Das frühe Mittelalter übernahm noch die antiken Formen, doch wurden diese allmählich immer einfacher, und zuletzt finden wir ganz einfache, flache, eiserne Schalen oder Gußstücke, die die Gestalt einer Taube, eines Bootes und dergleichen aufweisen. Man nimmt auch gewöhnliche Trinkgefäße, und so entsteht die Ampulle, eine mittelalterliche Lampe, die noch die Gestalt des ursprünglichen Trinkgefäßes bewahrt hat und die man später an drei Kettchen aufhängt. Aus der Ampulle wird so die Ampel. Für kirchliche Zwecke gibt man ihr eine besonders schöne Ausstattung. Man treibt sie in Silber oder Gold und trennt schließlich das Ölgefäß von der kunstvollen Umhüllung. Dadurch wird erreicht, daß man diese Umhüllung hängen lassen kann, wenn man das Ölgefäß zum Zwecke der Neufüllung oder der Reinigung herausnimmt. Außerordentlich mannigfaltig wird die Art der Gestelle, an denen man im Hause die Lampen aufhängt. Bald werden sie an der Wand angebracht, bald stehen sie auf dem Tische, bald läßt man sie von der Decke herabhängen. Wesentliche technische Verbesserungen kommen nicht



Straßenbeleuchtung in Paris im Jahre 1667

hinzu. Man trennt später das Ölgefäß von der Dochtführung und stellt es aus Glas her, so daß man sehen kann, wieviel Öl noch darin ist. Man schließt es durch Verschraubungen vollkommen ab, wodurch ein Verschmutzen des Öles verhütet wird. Eine Verbesserung der Helligkeit ist hiermit natürlich nicht verbunden. Dann benützt man diese Ölgefäße zugleich als Uhr. Man schreibt außen die Tagesstunden an und kann am Sinken des Öls erkennen, wie viel Uhr es ist, Eine sehr zuverlässige Zeitangabe war das nun natürlich nicht, da ja hier auch der Druck des Öls auf die Grundfläche mitspielt, der um so größer ist, je mehr Öl sich noch im Glasbehälter befindet. Aber darauf kam es in jenen Zeiten ja so genau nicht an.

Im übrigen hatte man mit den Lampen immer reichlich Nebenbeschäftigung. Zunächst einmal qualmten auch sie noch hinreichend. Dann fühlten sie sich ölig und schmierig an. Man brauchte einen Stift, um den Docht vorzuziehen, wenn er abgebrannt war, und einen Deckel oder ein Metallhütchen, um sie auszulöschen. Zwar hatte schon im Altertum Heron von Alexandria eine mit Zahnrädern ver-



sehene Lampe konstruiert, bei der sich der Docht mechanisch vorschob, und ähnliche Konstruktionen sind später immer wieder aufgetaucht, ohne daß sie sich jemals wirklich eingeführt hätten. So blieb nichts übrig, als die alten, umständlichen Verfahren weiter beizubehalten.

Die Umständlichkeit und die Unsauberkeit, die mit der Behandlung der Lampen verbunden waren, schafften der Kerze viele Freunde. Man behauptet, daß die Lampe aus der Feuerpfanne hervorgegangen sei, einer Beleuchtungsvorrichtung, die schon Homer erwähnt, schildert er doch, wie die Freier der Penelope beim Scheine von drei Feuerpfannen fröhlich sind, die zur Beleuchtung dienen und deren Brand von den Mägden mit dürrem Holz und Kienspänen unterhalten wird. Diese Feuerpfanne, ein Metallkorb, worin man Holz anzündete, brannte auch auf den Leuchttürmen. Sie wurde später tragbar ausgestaltet, indem man sie auf leere Stangen setzte, und stellte auch eine der ersten Formen der Straßenbeleuchtung dar. Die Entstehung der Lampe wird nun so erklärt, daß man die Pfanne anstatt mit Holz mit Öl füllte. In ähnlicher Weise soll die Kerze dadurch aus der Fackel entstanden sein, daß man immer mehr Brennstoff und einen immer dünneren Docht nahm. Die Kerzen steckte man zunächst auf Dorne, die in wagerechter Richtung an den Kerzenhaltern befestigt waren. Der Dorn bohrte sich in die Mitte der Kerze, die dann in dem Maße, wie sie abbrannte, abgenommen und wieder neu angesteckt werden mußte. Um sich diese Arbeit zu ersparen, verwendete man später senkrechte Dorne, die sich in den untersten Teil der Kerze hineinbohrten oder Fackelhalter im kleinen, bei denen die Kerze in eine im oberen Teil des Halters angebrachte runde Höhlung, in die Tülle, hineingesteckt wurde. So entstanden die beiden hauptsächlichsten Arten des Leuchters, der Dornenleuchter und der Tüllenleuchter, zu denen später noch weitere aber wenig gebrauchte hinzukamen, wie z. B. Leuchter mit federnden Klammern, mit Drahtspiralen statt der Tülle usw. usw. Das hauptsächlichste Material zur Herstellung der Kerze war der Talg. Ebenso wie die Seife, so mußte die Hausfrau in früheren Zeiten auch die Kerzen selbst herstellen, wozu man kleine Gießformen benutzte, die aus einer Anzahl nebeneinanderliegender röhrenförmiger Hohlräume bestanden und auseinandergeklappt werden konnten. In jedem Hohlraum wurde ein Docht eingespannt. Dann wurde die Form geschlossen und mit Talg oder Wachs ausgegossen. Erst verhältnismäßig spät tauchte die Zunft der Lichterzieher auf, die die Herstellung von Kerzen handwerksmäßig betrieben. Eine andere Zunft fertigte nur Wachskerzen an, darunter riesige kunstvolle Gebilde für kirchliche Zwecke. Die Kerze war es, die auch zur immer prachtvolleren Ausstattung der Kronleuchter Anlaß gab. Man brannte zwar auch Lampen an Kronleuchtern, die man daran aufhängte. Eine Festbeleuchtung ließ sich aber nur mit Hilfe der Kerzen und vor allem der Wachskerzen erzielen, deren schönes, warmes, rötliches Licht wesentlich zur Erhöhung der Stimmung beitrug. Um die Lichtwirkung zu verstärken, brachte



Siegburger Öllampe

Nach allen Seiten drehbare Weberlampe

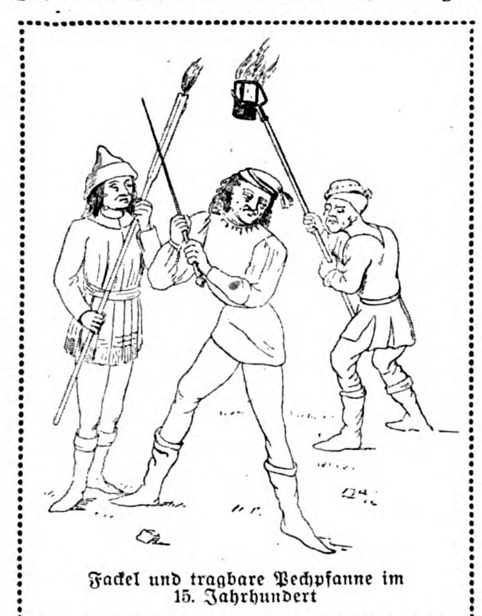
Sternschloßfeuerzeug



Kerzenleuchter mit Behälter für Fidibusse



Ölbehälter aus Glas mit Stundenskala zur Ermittelung der Zeit



Fackel und tragbare Pechpfanne im 15. Jahrhundert

man hinter den an der Wand befestigten Kerzen einen meist aus Messing hergestellten Reflektor an. Es entstanden die Blaker. Einen so großen Fortschritt die Kerze auch gegenüber der Lampe bedeutete, so hatte sie doch gleichfalls ihre sehr unangenehmen Seiten. Es war schon schwierig und umständlich, sie mit den alten aus Feuerstein, Stahl, Zunder und Schwefelfaden bestehenden Feuerzeugen anzuzünden. Dann aber tropften die Kerzen, und nach Bällen und dergl. waren gewöhnlich die Kleider der Damen durch die von den Kronleuchtern herabfallenden Talg- oder Wachstropfen verdorben. Außerdem verkohlte der Docht und bildete den sogenannten Putzen, der in ziemlich kurzen Zwischenräumen mit der Lichtschere entfernt werden mußte, worauf die Flamme für einige Zeit wieder heller brannte.

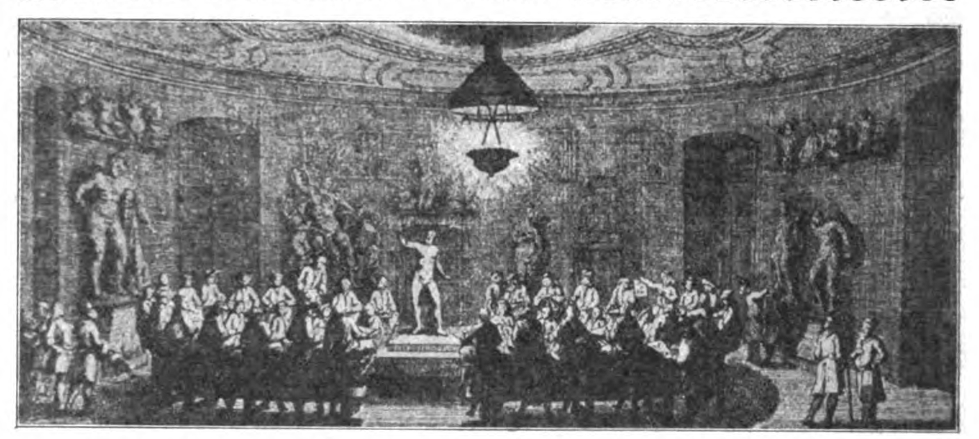
„Weiß nicht, was sie Besseres erfinden könnten,
Als wenn die Lichte ohne Putzen brennten"

sagt Goethe, der von diesen fortwährenden Störungen scheinbar sehr wenig erbaut war. Eine Besserung der geschilderten Mißstände trat erst ein, als man unter den Kerzen kleine Teller anbrachte, die die herabfließenden Talg- und Wachstropfen aufnahmen, aber bei leichtflüssigem Talg nicht immer genügten, um die Kleider zu schützen, und als man an Stelle des Talges Stearin und Paraffin verwendete. Das aus dem Rindertalg hergestellte Stearin wurde von dem französischen Chemiker Chevreul am Beginn der dreißiger Jahre des vorigen Jahrhunderts in die Beleuchtungstechnik eingeführt; das aus Asphalt gewonnene Paraffin kam etwa zwanzig Jahre später zur Verwendung. Dann imprägnierte man die Dochte auch noch, wodurch die Bildung des Putzens verhindert wurde, und endlich gab man dem Docht anstatt der bisherigen runden eine breite, flache Form, wodurch eine bessere Verbrennung und damit ein helleres Licht erzielt wurde. Auch hohle Dochte kamen zur Verwendung. Nachdem Milly in Paris die Stearinkerzenfabrikation beträchtlich verbessert hatte, erlangten die neuen Kerzen unter der Bezeichnung Milly-Kerzen rasch eine ausgedehnte Verbreitung.

Um dieselbe Zeit aber, wo die Kerze so weit vervollkommnet war, daß sie auch weitergehenden Ansprüchen genügen konnte, trat eine Anzahl von Ereignissen ein, die eine vollkommene Umwälzung der Beleuchtungstechnik im Gefolge hatten und allmählich den Gebrauch der Kerzen immer mehr einschränkten. Zunächst einmal gelang es, die Konstruktion der Öllampen zu verbessern. Man hatte erkannt, daß das Rußen durch den ungenügenden Zutritt der Luft zur Flamme hervorgebracht wurde. Je mehr Luft die Flamme hatte, desto vollständiger verbrannte der im Öl enthaltene Kohlenstoff desto weniger konnte unverbrannt in Form von Ruß in die Luft entweichen. So hatten schon am Ende des achtzehnten Jahrhunderts Versuche zur Verbesserung der Öllampen eingesetzt. Auch hier verbreiterte man, um eine größere von der Luft bespülte Fläche zu erhalten, den Docht. Argand in Paris rollte ihn kreisförmig zusammen und wurde so der Erfinder des Runddochtes. Dann setzte man, um den Luftzug zu verstärken, auf die Lampe einen Zylinder auf, den man über der Flamme einschnürte, so daß der sogenannte ‚Kropf'

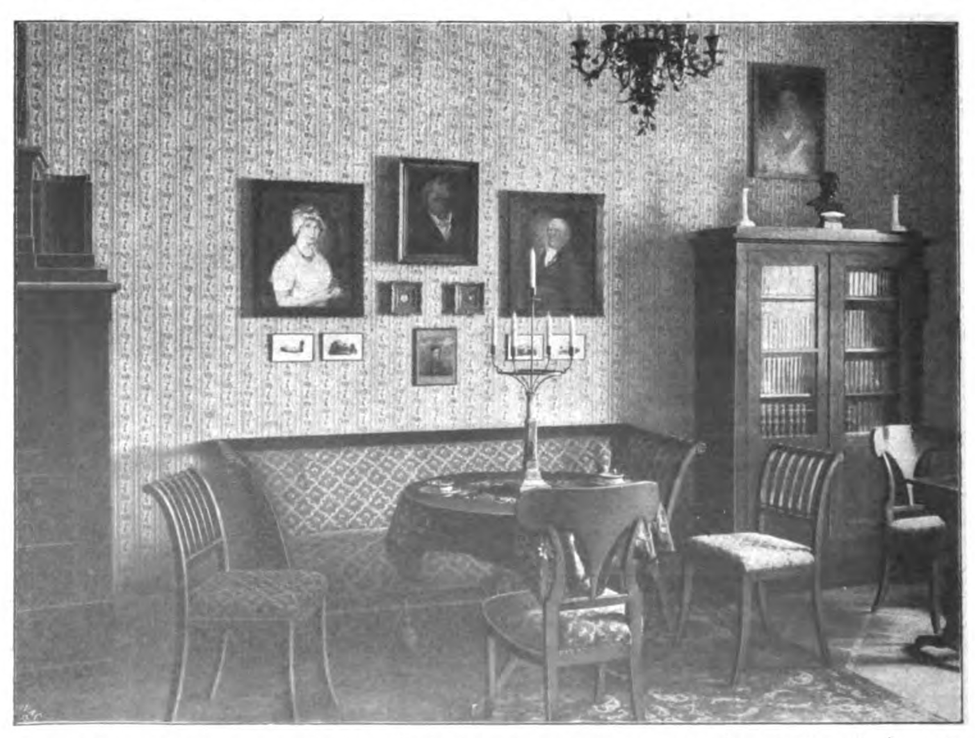


Pechpfannenbeleuchtung und Handlaterne im 17. Jahrhundert



Abendakt in der Zeichenschule der Berliner Kunstakademie bei Pechpfannenbeleuchtung
Stich von S. Blesendorf

entstand. Durch diese Verengerung sollte die Berührung von Flamme und Luft möglichst innig gestaltet werden. Schließlich trennte man Ölbehälter und Brenner in entschiedenerer Weise, als dies vorher geschehen war. Man brachte besondere Ölbehälter an, die sich erst über der Lampe, dann seitwärts und schließlich unter ihr befanden. Bei den beiden ersten Arten der Konstruktion floß das Öl durch ein Rohr vom Behälter nach dem Brenner. Bei der letzteren wurde es erst durch eine kleine Pumpe nach dem Docht emporgepumpt, eine Erfindung, die von Groẞe aus Meißen herrührt. Dann aber merkte man, daß man sich diese Pumpe sparen könne, da ja der Docht selbst genügend Öl aufsaugte. Hingegen erwies es sich als nötig, den Docht, den man bei den alten Öllampen mittels einer Nadel vor- oder zurückgestochert hatte, bald höher, bald niedriger zu stellen, um die Größe der Flamme der Menge der zugeführten Luft anzupassen, denn nur durch



Biedermeier-Zimmer mit Leuchter. Nach einer Photographie von E. v. Brauchitsch in Berlin



Kerzenbeleuchtung beim Billardspiel. Stich von J. E. Nilson

diese Anpassung ließ sich ein gleichmäßiges und helles Licht erzielen und das Blaken vermeiden. So baute man in die Dochtführung ein kleines Zahnradgetriebe ein, das es in sehr bequemer Weise ermöglichte, die Stellung des Dochtes zu regeln.

So herrlich brannte die neue Lampe, daß man ihr Licht mit dem der Sonne verglich. Man nannte sie Solarlampe und für derart grell hielt man dieses für unsere heutigen Begriffe noch so bescheidene Licht, daß man glaubte, es könne die Augen schädigen. Deshalb blieben viele lieber bei der alten Beleuchtung, wie man überhaupt damals Neuerungen wenig zugängig war. Alles Alte war gut, Erfindungen betrachtete man mit Mißtrauen. Deshalb ging auch die Einführung dieser Lampen nur verhältnismäßig langsam vor sich. Erst gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts war der Gebrauch der neuen Lampe ein ziemlich allgemeiner geworden. Um sich gegen das angeblich so grelle Licht zu schützen, stellte man den Lampenschirm aus dunkelgrünem Glas her. Es entstand die behagliche Studierlampe, dieses unvermeidliche Symbol jedes Studierzimmers, die dem Eintretenden schon durch ihr Dasein ankündigte, daß hier ein großer Geist am Werke sei. „Ach wenn in unserer engen Zelle die Lampe freundlich wieder brennt ...“ Man sieht, auch die Eitelkeit und die Koketterie sind nicht ganz ohne Einfluß auf die Ausgestaltung des Beleuchtungswesens und der Beleuchtungskörper geblieben — von der Einbildung, der Suggestion gar nicht zu reden. Aber immer noch warf der Fuß der Lampe und



Öllampen- und Herdfeuerbeleuchtung in der Spinnstube
Stich von J. E. Nilson

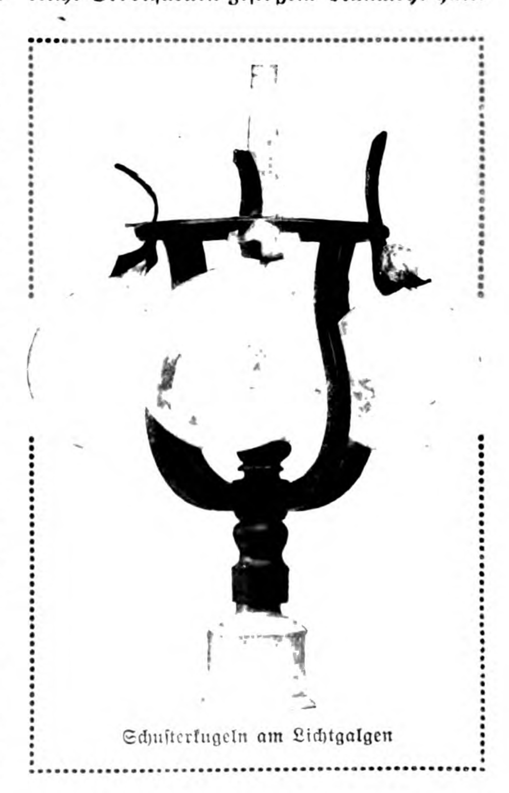

Unsere Petroleumlampe beim Maskentanz auf Java. Nach Photographie

so ziemlich alles beim alten geblieben war, außer daß sich eben die Formen der Beleuchtungskörper geändert hatten. Aber den durch diese Fortschritte und Verbesserungen geschaffenen Beleuchtungsmitteln war ein nur verhältnismäßig kurzes Dasein beschieden. Neue kraftvollere Lichtspender traten ihren Siegeszug über die Welt an: das Gas, das Petroleum und die Elektrizität! 1811 war in Freiberg in Sachsen die erste Gasbeleuchtung auf deutschem Boden eingeführt worden. Zunächst diente das Gas fast ausschließlich der öffentlichen Beleuchtung; nur langsam drang es in das Innere der Häuser vor. Am 27. August 1857 war der amerikanische Ingenieur Drake beim Bohren eines artesischen Brunnens in der Nähe des heutigen Titusville in Pennsylvanien auf reiche Erdölquellen gestoßen. Nunmehr hatte

warf vor allem der Ölbehälter einen Schatten. Dieser Schatten störte und dann begann man zu begreifen, daß dadurch auch die Wirtschaftlichkeit der Brennstoffausnutzung beeinträchtigt wurde. So brachte man den Brennstoff in dem runden Ring an, auf dem der Lampenschirm aufruhte, leitete ihn durch dünne, wenig Schatten werfende Röhrchen dem Brenner zu und hängte das Ganze nach Art der Ampeln an drei Kettchen an der Decke auf. Nun strahlte das Licht frei und ungehindert nach unten. Die Lampe warf keinen Schatten mehr. Stolz nannte man sie Sinumbra-Lampe. Manche alten Gemälde aus der Biedermeierzeit, insbesondere Hasenclevers ‚Lesekabinett' zeigen uns das wohlige Behagen, das man bei Benutzung dieser Lampe empfand.

Manchem war aber auch dieses Licht noch nicht hell genug, und so griff man zu allerlei Verstärkungsmitteln. Der Metallreflektor kam auf, Wandblaker auch für Lampen wurden hergestellt. Die mit Wasser gefüllte Glaskugel hielt ihren Einzug in die Werkstätten und überall da, wo besonders feine Arbeiten ausgeführt wurden. Sie war nichts Neues, denn schon die alten römischen Schuhmacher hatten sich dieser Glaskugel bedient. Die Zunftordnungen des Mittelalters hatten ihre Verwendung behindert oder doch beträchtlich eingeschränkt, mit ihrem Wegfall stand ihrer unbeschränkten Benutzung nichts mehr im Wege.

So war man um die Wende und in den ersten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts ziemlich rasch zu großen Fortschritten und Verbesserungen auf dem Gebiete der Beleuchtungstechnik gelangt, nachdem vorher tatsächlich jahrtausendelang


Schusterkugeln am Lichtgalgen



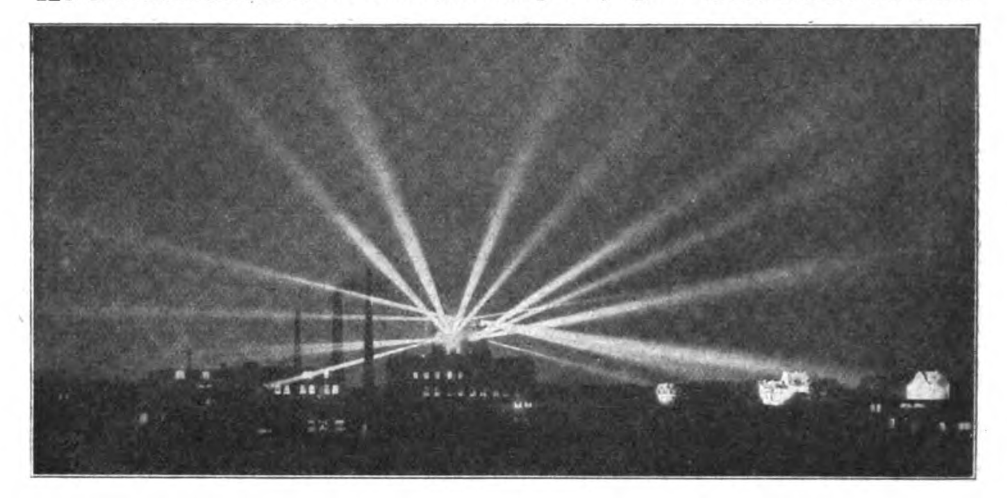
Modernes Lüsterweibchen. (Die Weinsberger Weibertreu). Von Bildhauer H. J. Pagels, Berlin

man einen neuen Brennstoff, der freilich wegen seiner leichten Entzündlichkeit vielerlei Schwierigkeiten bereitete, bis es allmählich gelang, seine chemische Natur zu ergründen und ihm durch ein sorgfältig durchgeführtes Reinigungsverfahren seine ursprüngliche Gefährlichkeit zu nehmen. Besondere Schwierigkeiten machte die Einführung des Petroleums nicht. Man konnte die alten bewährten Lampen benutzen, sofern man sie nur in ihren Einzelteilen der Eigenart des neuen Leuchtöls anpaßte. Kaum aber hatte man sich so recht an das Gas und das Petroleum gewöhnt, so erstrahlte — es war im Jahre 1849 — zum ersten Male in der Pariser Oper bei einer Aufführung des ‚Propheten‘ das elektrische Licht, allerdings noch nicht zur Beleuchtung des Zuschauerraums, sondern, um auf der Bühne einen Sonnenaufgang von noch nie gesehenem Glanze zu zeigen. Eine bessere Reklame für diese neue Beleuchtungsart als die Premiere einer mit bis dahin unerhörter Pracht ausgestatteten Meyerbeerschen Oper konnte es wohl nicht geben. Aber noch sollten Jahrzehnten vergehen, bis das elektrische Licht so weit verbessert war, daß es vom Jahre 1879 ab in Gestalt der elektrischen Glühlampe, wie auch in der Bogenlampe seinen Weg über die Welt antreten konnte.

Heute hat die elektrische Beleuchtung mit ihren so wirksamen, bequemen, gefahrlosen und in bezug auf Stromverbrauch und Helligkeitswert so sehr verbesserten Lampen alle übrigen Beleuchtungsarten in weitem Umfange verdrängt. Immer weiter spannen die Überlandzentralen ihre Netze, bis in die letzte Gebirgshütte hinein leitet der dünne Draht

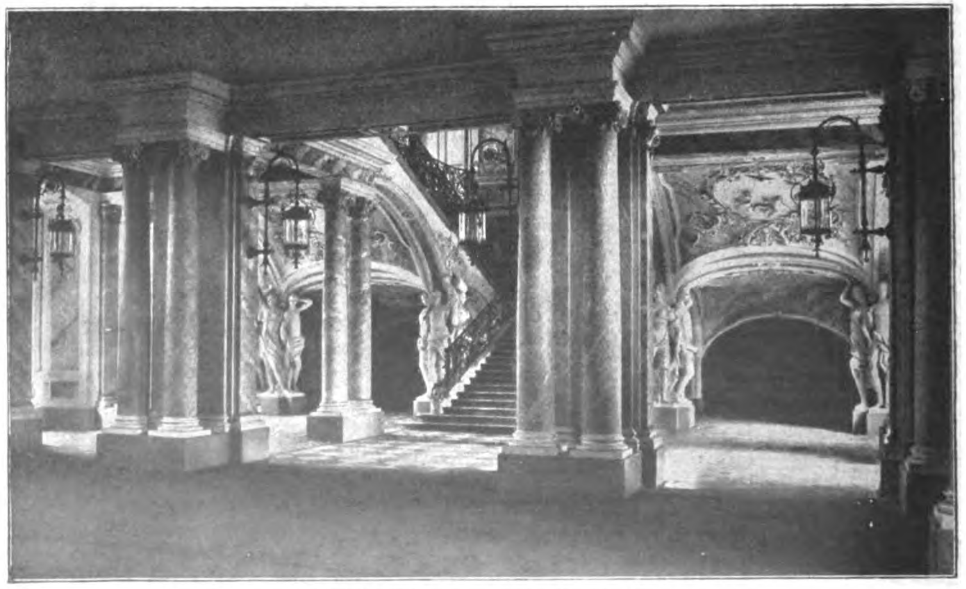


Moderner Bronzeleuchter. Bildwerk von K. Weinberger. (Aus Brakls Kunsthaus)



Scheinwerferproben bei der A.-E.-G., Berlin

den elektrischen Strom. Und trotzdem dürfte die elektrische Lampe in ihrer jetzigen Gestalt nicht das Licht, nicht der göttliche Funke der Zukunft sein. Schon bereitet sich Neues vor. Der ungarische Elektrotechniker Nicola Tesla ließ von einem hohen Turm aus Energie in Form elektrischer Wellen in die Weite strahlen. Kein Draht keine Leitung kam dabei zur Anwendung, aber diese elektrische Energie brachte überall da, wo sie auf luftleere Glasröhren traf, deren Inhalt zum Leuchten. Dieser Gedanke wird eben weiter ausgebaut. Auch von unseren drahtlosen Großstationen strahlt elektrische Energie, strahlen elektrische Wellen in die Ferne. Dereinst wird es vielleicht gelingen, von ähnlichen Stationen aus, die wahrscheinlich in den Kohlenrevieren stehen werden, ungeheuere Energiemengen drahtlos über die Welt zu senden. Wir merken nichts von ihnen, wir fühlen sie nicht, und doch werden sie unsere Maschinen antreiben und unsere Lampen zum Leuchten bringen. Auch dieses Licht scheint dann vom Himmel zu kommen. Mehr als irgendeine andere Beleuchtungsart wird es die Eigenschaften des göttlichen Funkens in sich tragen!



Vestibülbeleuchtung im Schloß Brühl

Die einzelnen Lampen befinden sich in der Sammlung: Kretzschmar, Bösenberg & Co, Dresden, mit deren liebenswürdiger Genehmigung die Wiedergabe erfolgt.

Vom Schreibtisch und aus der Werkstatt

Das Paradies von Weimar. Erinnerungen an Liszt

Von Alexander Moszkowski

Das war im Frühjahr von achtzehnhundertachtund . . .

Die genaue Zahl will mir nicht so leicht aus der Feder. Soll ich wirklich beichten, wie weit ich mit meinen Erinnerungen zurücktauche? Mich ganz offen als den alten Knaben bekennen, der ich bin? Auf ein Jahrzehnt mehr oder weniger käme es ja nicht an, aber zu einem Geständnis von solchem Ausmaß gehört doch ein Entschluß.

Ich helfe mir mit einer Umschreibung: Im ersten Bayreuther Festspieljahr hatte ich Franz Liszt persönlich kennen gelernt und zwei Jahre später brach ich bei ihm in Weimar ein. Ganz ohne Legitimation und Studienbeflissenheit. Ich gehörte nicht zur Musikantengilde und hatte meine Berechtigung, in seine Gefolgschaft einzudringen, durch nichts erwiesen. Meine schriftstellerischen Versuche aus jener Zeit waren spärlich, anfängerhaft, leicht gewogen, und es gehörte die ganze Duldsamkeit des Meisters dazu, um sie überhaupt als vorhanden zu erachten. Aber mein Bruder, der Tonsetzer und Pianist, zählte damals schon trotz seiner Jugend zu den Bevorzugten im Weimarer Kreis, und durch ihn gedeckt durft' ich es schon wagen, von der großen Weimarer Musiktafel ein bißchen mitzunaschen. Um diese Tafel gruppierten sich Szenen, die uns damals als musikgeschichtlich vorkamen, vor allem Schlachten, die auf den Tastenflächen vieler Klaviere ausgekämpft wurden. Da machte ich also mit, horchend, begutachtend, parteinehmend, als Außenseiter oder sozusagen als Schlachtenbummler.

Mir war durch einen Zufall die erlesenste Wohnung der Stadt zugefallen; eine Aussichtswarte erster Ordnung mit unmittelbarem Nahblick in Liszts Allerheiligstes. Nahe dem Parke stehen oder standen dort Zwillingshäuser, gelbgetünchte Kleinbauten mit dem Sammelnamen „Hofgärtnerei"; äußerlich unscheinbar, aber von Ruhm umwittert. Dort drüben die schmucklose Villa war das Pilgerziel derer, die auf künstlerischem Felde den Segen des Franziskus erwarteten, das Goethehaus ins Musikalische übersetzt. Heut mag der Vergleich übertrieben erscheinen, aber für die Weimarer von damals galt er als selbstverständlich. Liszts gewaltige Persönlichkeit hatte doch die zweite Klassikerära von Weimar begründet, und manche ließen sich vom Liszt-Nimbus so stark umnebeln, daß ihnen alle Schätzung der Wirklichkeit entschwand: Goethe mochte wohl die klassische Verheißung bedeuten — in Liszt erblickten sie die Erfüllung.

Ich hatte nicht lange nötig, auf Ausbrüche dieses verzückten Kultus zu warten. Gerade war ich als Fremdling in die Wohnung eingezogen und überlieferte mich der in solchen Fällen üblichen, durch vorhergehende Eisenbahnfahrt gerechtfertigten Tätigkeit. Das heißt, ich enthüllte mich mit aller Ungezwungenheit eines Touristen und improvisierte mir am Waschtisch ein Halbbad, — als die Tür aufgerissen wurde und zwei fanatische Jungfrauen in meine Klause stürzten. Daß da an der Rückwand ein halbnackter Jüngling wasserplanschte, genierte sie nicht im geringsten, sie schwangen sich ans Fenster, rissen es auf und riefen in Raserei, wie von einer Vision hingerissen: „Dort — dort! — o Gott, da ist er — Er — Er! Liszt — Liszt!!"

Einige Minuten tobten sie derart am Fenster, dann entfernten sie sich mit den Spuren der Weihe auf den holden Antlitzen. Auf mich fiel nur ein kurzer Seitenblick, aber in diesem lag eine Welt von Verachtung: was wollte der Kerl da, dieser bespritzte Eindringling? Hatte er am Ende gar die Frechheit, hier zu wohnen?

Mir blieb der Sinn dieser Überrumpelung zunächst ganz unverständlich. Denn erstlich: man dringt nicht mit Türbruch in fremde Gemächer; dann aber und hauptsächlichst: das waren doch offenbar ortskundige Lisztianerinnen, die als solche hundertfach Gelegenheit hatten, den Meister aus allernächster Nähe anzuschwärmen, und also gar nicht darauf angewiesen waren, quer über die Straße ihre verhimmelnden Übungen anzustellen. Das ergab eine schwierige Psychologie, der ich vorerst noch nicht gewachsen war. Erst allmählich ging mir die Erklärung auf, die sich in die allgemeine Formel bringen ließ: in Weimar war das Unwahrscheinlichste die Regel, und man durfte sich überhaupt über nichts wundern!

Ich erfuhr natürlich die Namen der beiden Huldinnen und möchte erwähnen, daß die eine von Wolzogen in seinem berühmten Roman „Der Kraftmayr" unter der Marke „Fräulein Schönfließ" verewigt worden ist. Als ich sie später in ihrer Eigenschaft als Klavierspielerinnen hörte, war der Eindruck nicht mehr so überraschend wie bei ihrer Gastrolle in meiner Stube. Zwei Künstlerinnen unter Durchschnitt, ohne Sturm und

Leidenschaft, und nicht einmal mit dem äußeren Anflug walkürenhafter Draufgängerei.

Nichtsdestoweniger, sie gehörten zum Bilde und wußten damals als Lärmpriesterinnen eine Rolle zu spielen.

Da ich selbst gar nicht fürs Klavier in Betracht kam, so versuchte ich zunächst, mir eine abseitige Brücke zum Herzen des Meisters zu bauen. Liszts Neigung für das Geheimnisvolle, Unerforschliche kam mir entgegen, denn ich hatte mir durch das Studium umfangreicher Physikwerke von Zöllner gewisse Sonderkenntnisse im spiritistischen Felde erworben und wußte ihm unbekannte Dinge zu erzählen, die den Kernpunkt seines Interesses trafen. Damit hatte ich gewonnenes Spiel. Noch heute möchte ich daran festhalten, daß die längstvergessenen Zöllnerschen Experimente seinerzeit von der ernsten Wissenschaft doch nicht ganz genügend beachtet worden sind und daß eine vielleicht nicht ferne Zukunft an die Notwendigkeit geraten wird, sie wieder aus der Versenkung hervorzuholen. Ich will mich hier nicht ins Okkulte verbreiten, sondern nur den großen Eindruck jener vierdimensionalen Abenteuer auf Liszt feststellen. Ihm schien nichts unmöglich, und als er nun gar erfuhr, daß neben Zöllner Autoritäten der höchsten Forschung wie Weber, Wallace, Crookes in der Linie derselben Wunder arbeiteten, da ergab er sich in offensichtlicher Freude allen mysteriösen Wellen, die ihn aus meinen Berichten überströmten. Das entsprach seiner Natur, und ebenso entsprach es meiner verzeihlichen Absicht, etwaige Zweifel nicht allzustark zu unterstreichen. Jedenfalls wurde das in wagemutigem Leichtsinn gesteckte Ziel vollkommen erreicht. Auf kurze Zeitspannen gehörte das Ohr des Meisters mir und sogar in stärkerem Grade als manchem der dort umherwimmelnden Tastendrescher. Und mit Wonne denke ich daran zurück, daß er mich wiederholt in seine Arme schloß. Dazu war er allerdings oft genug aufgelegt, und man durfte die Bedeutung der Liszt-Küsse nicht überschätzen. Er kargte nicht mit dieser Auszeichnung, besonders jüngeren, hübschen Damen gegenüber. Aber man zählte sie genau, und sie bildeten den Urgrund unendlicher Eifersüchteleien. Die Herren bekamen gelegentlich noch eine andere Liebesgabe zu kosten in Form unheimlich starker Schweizer Zigarren, zu deren Genuß Todesverachtung gehörte. In besonderen Fällen verschärfte sich die Gunst dadurch, daß Liszt den Vevey-Stengel mit eigenen Lippen anrauchte und die pneumatische Fortsetzung dem Beschenkten überließ. Der tat so „als ob" und verwahrte den Rest als Angedenken. Wo sind sie alle hin, diese historischen Tabaksstummel, die an so glückliche Zeiten gemahnten!

Der Frage, was Franz Liszt damals, dem 70. Lebensjahre nahe, mit seiner eigenen Leistung als Klaviermeister bedeutete, wird nicht auszuweichen sein. Aus dem Weimarer Treiben heraus hätte ich ihn nicht beurteilen können, allein bald darauf weilte er, gänzlich unerkannt, auf dem Boden der Reichshauptstadt, wo er im allerengsten Kreise musizierte, von der kunstbegabten Gräfin Schleinitz am zweiten Klavier unterstützt. Und nur zwei Hörer waren zugegen, der Musikschriftsteller Otto Leßmann und ich. Er hatte sich wirklich meiner erinnert und bot mir durch diese Einladung die ausgiebigste Gegenleistung für mein vierdimensionales Geplauder. Darf ich bekennen, daß er mich am Instrument in gewisser Weise enttäuschte? Daß er nicht ganz dem Bilde des Jupiter tonans entsprach, das meinen Sinnen vorschwebte? Gewiß, es war nicht leicht, zu seiner Leistung den richtigen Abstand zu gewinnen und im Eindruck loszulösen, was mit magischer Kraft von der zauberhaften Persönlichkeit und was vom gegenwärtigen Können ausging. Trotzdem versuchte ich zu unterscheiden, mit dem Ergebnis, daß noch sehr viel Bewundernswertes übrigblieb, aber nicht allzuviel, was auf Rechnung der unmittelbar fortreißenden Gewalt zu setzen war. Das Magistrale überwog derart, daß man beinahe von einem Klavierspiel mit professoralem Anstrich hätte reden können; alles Technische war als Selbstverständliches vorhanden, in zweifelloser Vollendung, aber nicht mit höchster Glanzwirkung. Und was den poetischen Gehalt der Darbietung betraf, so konnte man sagen, daß er es weniger auf tönende Beseelung in Anschlag, Phrasierung und Klangschattierung abgesehen hatte als auf sinngemäße, objektive Darstellung. Man erfuhr also genau, wie es gemeint war, eine Berufung über die gegenwärtige Instanz war nicht gut denkbar, denn Liszt spielte ausschließlich Stücke eigener Schöpfung. Aber ich kam von dem Eindruck nicht los, daß dieser Mann nicht mehr der Herrscher war, der eine staunende Welt zu seinen Füßen gesehen hatte. Von dem vorzeitlichen Merkverse:

> Liszt fährt drein in Sturmeswüten,
> Dreyschock säuselt glockenrein,
> Henselt spielt in Frühlingsblüten,
> Thalberg schnitzt in Elfenbein —

war nun auch die erste Zeile hinfällig geworden. Das Sturmeswüten blieb aus, hätte auch zur Figur nicht mehr gepaßt. Als elementarer Klavierdonnerer herrschte in jenen Tagen Anton Rubinstein, dessen titanische Offenbarungen jeden Vergleich ausschlossen. Und dennoch! Man war ja nicht in den Palast der Schleinitz gekommen, um sachlich Kritik zu üben, sondern um sich von einem Ereignis bemeistern zu lassen. Man tauchte zurück in die Urzeiten, von denen die Väter erzählt haben. Man vergegenwärtige sich, daß schon Heinrich Heine den Abstand des „abgeklärten" vom tosenden Liszt festgestellt hatte, in der unvordenklichen Pariser Vergangenheit von 1841! „Wenn er damals" — also wann wohl? — „auf

dem Pianoforte ein Gewitter spielte, sahen wir die Blitze über sein eigenes Gesicht dahinzucken, wie vom Sturmwind schlotterten seine Glieder, und seine langen Haarzöpfe träuften gleichsam vom Platzregen. Wenn er jetzt auch das stärkste Donnerwetter spielt, so ragt er doch selbst darüber empor; die Wolken lagern tief unter ihm, die Blitze ringeln wie Schlangen zu seinen Füßen, das Haupt erhebt er lächelnd in den reinen Äther." Und hier saßen wir in der Wilhelmstraße, nahe den Linden, um mehr als ein Menschenalter getrennt von Heines Bericht, und sahen das nämliche in den Äther erhobene Haupt lächeln; sahen die schlanken Finger gleiten, mit denen sich Liszt schon vor vierzig Jahren in die Unsterblichkeit hineingespielt hatte; ein Wunder, daß uns noch die Besinnung blieb, um in dieser geisterhaft heraufbeschworenen Vergangenheit die tönende Gegenwart wahrzunehmen.

Es läge nahe, den professoralen Zug in Liszts Altersspiel mit seiner Lehrtätigkeit in Verbindung zu bringen. Denn er war doch Lehrer mit Liebe und Leidenschaft, und er hatte sein ganzes Dasein darauf eingestellt, daß eine Zöglingsschar ihn unablässig umwogte. Ich glaube indes nicht, daß jener Zug auf den Betrieb in der Hofgärtnerei zu Weimar übergegriffen hat. Hier herrschte wohl in reichlichstem Maße akademische Freiheit, aber keineswegs ein starres Programm akademischer Schulung. Von der strengen Methodik eines Leschetitzky, eines Theodor Kullak blieb Liszt weit entfernt, ja man könnte überhaupt erörtern, ob denn in Weimar so recht eigentlich gelehrt und gelernt wurde im Sinne schulgerechter Lektionen. Ich kann hier als beglaubigter Ohrenzeuge nicht mitreden, wiewohl ich ja nur meine Stubenfenster zu öffnen brauchte, um allerlei Tongeflatter zu erhaschen. Aber man wußte doch in Weimar allgemein, wie es bei diesen lehrhaft gemeinten Zusammenkünften zuging, nämlich nichts weniger als doktrinär. Kein Professor trat da herein und zeigte, es müßte so sein, und so oder so müßte man es machen, um den Lorbeer der Konzertsäle zu erreichen. Das verbot sich schon durch die Eigenart der Zöglinge selbst, von denen nicht wenige konzertflügge waren, ja als diplomierte und erfolgreiche Künstler auf Bedeutung Anspruch machten. Es war also in der Hauptsache ein Musizieren mit und vor dem Meister, dessen Geist über den Wogen schwebte; man wollte in den Lisztschen Dunstkreis eingehen und in naher Berührung Keime Lisztscher Genialität auf sich überfließen lassen. Manchen ist es geglückt, unter der Vorbedingung, daß er hier nichts anderes erwartete als die letzte Weihe. Den andern aber, denen noch die Schalen des Konservatoriums anklebten, konnte nicht geholfen werden. Sie waren froh in der Erlaubnis, ihren Kursus durchzuschmarutzen, und gingen, wie sie gekommen waren, um sich im Kunstproletariat zu verlieren. Im eigentlich technischen Studium war nicht viel zu gewinnen; Liszt stand viel zu hoch über den Einzelheiten der Mechanik, als daß man von ihm hätte sonderliche Auskünfte verlangen dürfen. Das mußte man eben können, und wenn man es nicht konnte, so blieb es dem Strebenden immer noch unbenommen, sich späterhin Liszt-Schüler zu nennen. Zu Legionen schwollen sie an, die Lieblingsschüler und nun gar die Lieblingsschülerinnen, die allesamt bereit waren, eine gelegentliche Freundlichkeit des Altmeisters in ein für alle Welt gültiges Zeugnis umzudeuten. Die große Mehrzahl dieser Liszt-Schülerinnen vereinigte sich vom Standpunkt der Kritik nach Jahren und Jahrzehnten unter dem Kennzeichen;

> Der Meister war ihr wohlgewogen
> Und unterstützte sie beim Üben,
> Das Lisztsche ist nun längst verflogen,
> Das Schülerhafte ist geblieben!

Und zu dieser Größenklasse gehörten wohl auch die meisten aus dem Jahrgange, bei dem ich den mitschwärmenden Beobachter spielte. Freilich fehlte es auch nicht an Talenten im wirbelnden Kreise. Da blitzten als Sterne zweiter Größe Vera Timanoff durchs Gewimmel, der recht begabte Pianist Reuß und ein Dreigestirn unter der Firma Schwarz-Weiß-Rot, tatsächlich drei Künstler, die späterhin ihre Eigennamen Schwarz, Weiß und Rot in den Musiksälen Deutschlands zu Ehren brachten.

Man munkelte von Hans von Bülow. Der gab bisweilen Gastrollen in der Stadt als ein Liszt Nummer zwei, mit der Sendung, den Vielzuvielen heilsamen Schreck einzujagen. Gewitterschwüle lag um ihn, und manches reinigende Donnerwetter fuhr von ihm aus, wenn es gar zu arg um Liszt herging. Denn auch ein Gott kann sich bedrängt fühlen im Übermaß des Kultus, und hier gab es in Scharen Priester, die sich wie die heulenden und tanzenden Derwische benahmen.

Unpoetischer gesprochen: Bülow trat auf wie der Gewaltige aus Nubierland und warf die künstlerisch nicht Zahlungsfähigen vor die Tür. Fragte sich bloß, auf wie lange, und ob die vorn Hinausgeworfenen nicht wieder durch ein Hinterpförtchen hineinschlüpften. Wir besitzen darüber ein Zeugnis in einer Fußnote zu Bülows Briefen, die uns erzählt: Er war entsetzt, bei Liszt eine Menge Menschen zu treffen, die diese Räume nie hätten betreten dürfen und Liszts Gastfreundlichkeit weder als Menschen noch als Künstler verdienten. Einmal gab er an Stelle Liszts, der sich nicht wohl fühlte, eine Stunde und erzählte sogleich einer Dame, daß er soeben eine Anzahl dieser Unwürdigen an die Luft gesetzt. Liszt habe nichts dagegen gesagt, und er hoffe, daß er nun die Hofgärtnerei von dieser „Bande" gesäubert habe: „Ich habe Liszt dieselbe Wohltat erwiesen wie meinem Pudel, wenn ich ihn von den Flöhen befreie!" Bülow

rannte dabei, sich vor Vergnügen die Hände reibend, im Zimmer herum. Jene Gewährsmännin prophezeite ihm, daß sein Strafgericht nicht lange helfen würde. Und so war es: „Bei der nächsten Stunde waren alle wieder da!“

Bülow nannte bisweilen seine Hand — natürlich im künstlerischen Sinne — eine „Leopardenpfote“, im Gegensatz zur „Löwenklaue“, die er dem Anton Rubinstein zuwies. Er selbst hätte die Löwenpranke besitzen müssen, um hier so dreinzuhauen, wie es sich seiner Überzeugung nach der Rasselbande gegenüber gehörte.

Man hatte also Angst vor seinem Nahen, allein die Sünder wußten: dieser eiserne Besen fegte zwar rasch, aber nicht nachhaltig. Bülow mit seinem Rachezorn war eine vorübergehende Erscheinung, — Liszt mit seiner seraphischen Milde blieb.

Und diese Milde betätigte sich nun auch auf dem Gebiete einer anderen Kunst, die an der Ilm fleißig und, wie nicht zu leugnen, mit ungeheurer Virtuosität geübt wurde. Ich meine die schon von Ovid gefeierte „Ars amandi“, deren rege Schutzgöttin sich in Weimar einen höchst beträchtlichen Liebeshof geschaffen hatte. Ja bisweilen wollte es scheinen, als ob nicht Apollo und die Musen, sondern Frau Venus die Leitung der Geschehnisse in Händen hätte.

Liszts persönliche Rolle in diesen rasch wechselnden und verwickelten Angelegenheiten ist nicht leicht zu beschreiben. Man kann nicht sagen, daß er sichtbar eingegriffen hätte, mit priesterlicher Gewalt bindend und lösend. Aber seine priesterliche Stellung blieb doch unverkennbar, und aus seiner segnenden Haltung war Tröstliches herauszulesen. Vor allem die Tatsache, daß er genau Bescheid wußte über jeden Takt und Ton in dem niemals endenden Scherzo amoroso, das die Mannen und Weibsen da aufführten; und ferner, die Gewißheit, daß man nicht nötig hatte, sich um Erlangung besonderer Absolution anzustrengen. In Wolkenhöhe schwebte er als vergeistigte Instanz, die alles wußte, alles verzieh, ja rund heraus gesagt, alles begünstigte. Zweifellos hatte er sein geheimes Vergnügen an dem flirtenden Gewimmel. „Auf der Alm da gibt's ka Sünd'“, — und in Weimar gab's auch keine in diesem zweiten klassischen Zeitalter, das soviel von der Toleranz des ersten übernommen hatte. Und schließlich, die Kunst klärte auch jetzt das Menschlich-Allzumenschliche. Dem Abt Liszt standen zudem persönlich die reichsten Erfahrungen in der Erotik zur Seite, und was sich um ihn abspielte, waren keine lyrischen Schäferspiele, sondern Saturnalien. In deren Mitte stand er als eine Sonderfigur ohnegleichen. Es ging über ihn das Wort um: er ist ein Mittelding zwischen Christus und Cagliostro; ja ihm fehlte sogar nicht der mephistophelische Zug: „Nun heute Nacht? — Was geht's dich an? — Hab' ich doch meine Freude dran!“

Es gab ja auch Tugendbolde und sittige Damen im Kreise, reinmusikalische Naturen, die unentwegt das Feld zwischen Bachschen Fugen und Lisztschen Etüden abgrasten und die Abhänge des Parnaß niemals verließen. Die andern wollten ihren Roman haben, und sie hatten ihn, die meisten im Plural, ohne sich dabei sonderlich nach platonischen Mustern zu richten oder die Beziehung von Petrarca zu Laura anzustreben.

Die ganze Kunst eines Boccaccio würde nicht ausreichen, um die Ergebnisse dieser höchst erfolgreichen Bemühungen darzustellen. Gelänge es aber, so bliebe der Dekamerone ein schmalleibiges Heftchen gegen den Liebes-Folianten, der die galanten Abenteuer im Bannkreise Liszts zu schildern unternähme.

Ich selbst werde mich hüten, auch nur ein Kapitel dieses Buches anzufangen. Nur soviel sei verraten, daß das Hin und Her dieser Angelegenheiten im Ton durchaus nicht auf Knigge abgestimmt war. Man duzte sich, ohne sich je gefiezt zu haben, und befleißigte sich in den Ausdrucksformen einer mittelalterlichen, nicht für spröde Ohren berechneten, aber stark auf die Lachmuskeln wirkenden Derbheit. Dabei bestand eine besondere Technik, alle bürgerlichen Möglichkeiten so gründlich auf den Kopf zu stellen, daß man zwischen Liebes- und Wahnsinnsmotiven kaum noch zu unterscheiden vermochte; wie ja auch in den Bacchanalien der Vorzeit die Logik ausgeschaltet war. Alles verquickte sich zudem mit dem Liszt-Kultus selbst, der in keiner Minute aussetzte und in seiner Verstiegenheit ans Hysterische grenzte. Überall fand man lebende Illustrationsproben, die späterhin ganz ausgezeichnet in das grundlegende Werk des Dr. Placzek „Das Geschlechtsleben der Hysterischen“ gepaßt hätten. Kurzum man befand sich in einer aristophanischen Welt, die am besten durch den Ausspruch eines witzigen Lisztianers gekennzeichnet wird: halb Irrenhaus — halb Lustschenke.

Die Leutchen standen auf dem Schein ihres guten Rechts, handelten und redeten nach dem Grundsatz: Diskretion Nebensache. Man hatte nichts zu verbergen und verfuhr mit derselben bekenntnisfreudigen Unbefangenheit, mit der die Troubadoure und die Dumasschen Musketiere von ihren Abenteuern erzählten. Es gab also auch keinen flüsternden, in Geheimnissen lüstern wühlenden Klatsch, sondern durchweg eine öffentliche Chronik. Deren Fäden liefen in einem Weimarer Patrizierhause zusammen, in dem zwei würdige, liebenswürdige Damen, Schwestern eines vormals vielgenannten Geschichtsforschers, ihren Hof hielten. Wer mehr erfahren wollte, als ihm das Straßengerücht ohnehin zutrug, der brauchte sich bloß nach diesem Hauptquartier zu bemühen; es war schon vor der Erfindung des Fernsprechers die Telephonzentrale, von der ein rastloser Funkspruch zur Hofgärtnerei führte. Da erfuhr Liszt die umlaufenden Dinge brühwarm und vollständig, der Magister



Die Willenlosen. Gemälde von Franz Müller-Münster
(Berlin, Große Kunstausstellung 1920)

wurde Famulus: „Zwar weiß ich viel, doch möcht' ich alles wissen!“

Im Brennpunkt der weiblichen Gunst stand ein Nichtmusiker, Fritz von Schennis, seines Zeichens bildender Künstler, Landschafts- und Porträtmaler, hier im Nebenberuf Matador der Arena, Liebhaber und Liebgehabter von allen Graden. Er galt als der Meistbegehrte in Weimar, und Liszt selbst bestrahlte ihn mit allen Zeichen seiner Gnade und Freundschaft. Viele Talente vereinigten sich in ihm, so daß er nicht nötig hatte, außerdem noch ein Ausbund an Tugend zu sein. Er war ein Lebenskünstler, als solcher von Natur und Schicksal vorbestimmt durch eine außergewöhnliche Schönheit der Erscheinung, durch Geist, Wissen und eine besondere Art der Unterhaltung, in welcher Funken aus Liszts persönlichem Wesen nachblitzten. Dazu kam eine gesellschaftliche Stellung mit dem Hintergrunde eines Millionenvermögens, das nach damaliger Taxe gemessen etwa wirkte wie heute ein Milliardenbesitz. In seiner mit Makartscher Üppigkeit ausgestatteten Kunstwerkstatt war der Großherzog kein seltener Gast, und es galt als eine Bevorzugung, von ihm eingeladen zu werden. Der blonde Antinous verteilte diesen Vorzug mit weiser Auswahl, und wenn ihn die junge weibliche Garde allzusehr bestürmte, verschwand er immer auf ein paar Wochen nach Paris, um seinen Nerven Erholung zu verschaffen.

Mir brachte er von Anfang an Kameradschaft entgegen, und ich pflegte den Verkehr in Bewunderung für den Künstler, der mir damals sehr futuristisch vorkam. Überholte Zeiten! Eines seiner schönsten Gemälde, mit Motiv aus dem Park von Versailles, von der Berliner Nationalgalerie erworben, gilt heute, wie ich denke, als längst verjährte Akademikerarbeit, wenn nicht gar als Kitsch. Mir sind solche Wandlungen des ästhetischen Gewissens fremd geblieben. Während ich dies schreibe, fällt mein Blick auf eine Radierung von Schennis' Hand, auf ein Werk, das die Wand meines Arbeitszimmers schmückt: „Logos“ betitelt, mit einer grundgelehrten griechischen Unterschrift; und es will mir nicht in den Sinn, daß eine allegorische Kunst wie diese jemals Schimmel und Rost ansetzen könnte.

Schennis selbst, der Bezauberer von Weimar, ist später auf schiefer Ebene in den Orkus geglitten. Seine Lebenskunst hat seinen Leidenschaften nicht standgehalten. Er verfiel dem Geschick einer an beiden Enden angezündeten Kerze. Damals, als er noch in Weimar leuchtete, als er die Zügel einer Nebenregierung mit seiner unvergleichlich schönen Hand führte, suchte ich mir ihn oft genug zu analysieren. Ich fand in ihm Elemente von Epikur, von Montaigne, von Casanova und natürlich auch von Liszt selbst. Auch der Meister mochte sich in ihm wiedererkennen; oft genug hörten es die Nächsten aus jenem Jahrgang: „Wo steckt er, der Bengel? Er ist ein arger Wicht, aber ich kann ohne ihn nicht existieren!“ Und dann mußte er geholt werden, um an der Musikpartie teilzunehmen. Deren Spielregeln waren ihm zudem nicht fremd, denn in seinen vielfältigen Seitenfächern nistete auch die Tonkunst; und obschon sich das Maß seiner Fertigkeit am Flügel nicht über den Dilettantismus erhob, so verstand er doch mehr von der Sache als mancher Zünftige, von dessen Oktavengedröhn die Mauern erzitterten.

Auch er hat im Kraftmayr-Roman seine Stätte gefunden, soweit ich mich erinnere unter dem Decknamen „von Dötteren“. Zwischen der hier geschilderten Zeit und der Niederschrift Wolzogens liegen fast zwei Jahrzehnte, und man darf wohl annehmen, daß der Dichter jene Ära mehr durch intuitive Einfühlung als aus persönlichem Erlebnis literarisch gestaltet hat. Aber seine Romanfiguren gehen fast durchweg auf lebendige Vorbilder zurück, so der Titelheld selbst, der in Wirklichkeit Kellermann hieß, so die amüsante Ilona von Badasz, die auch einmal als Lieblingsschülerin über die Estraden sauste und insofern Rubinsteinsche Züge aufwies, als sie wie Meister Anton sehr viel falsche Noten griff. Aber bei aller Verehrung für Wolzogens prächtige Darstellung möchte ich behaupten: das von mir gesehene Original dieser Begebnisse war doch lustiger, verwegener und farbenreicher als die spätere Nachgestaltung. Oder scheint es mir nur so in der Erinnerung, die ihre vergoldenden Reflexe in die Vorzeit wirft?

Genau genommen ist es ja ein Wagnis, wenn ich behaupte, damals als Außenseiter dabei gewesen zu sein. Denn der Mensch erneuert seinen Zellenbestand alle sieben Jahre von Grund aus, und seit Jahrzehnten trage ich kein Atom mehr in mir, das in jenem bummelnden Teilnehmer steckte. Darf man da noch auf Einheit des Bewußtseins zurückgreifen, auf eine Seelenwanderung im eigenen Körper? Ich hole mir Rat in einer Ode des großen Giordano Bruno: Wähnst du, des Knaben Blut und Fleisch und Knochen — im Jüngling stäken sie noch? Ist dies nicht alles verändert im Manne? Merkst du denn nicht, wie die Glieder im Wechsel des Stoffs sich erneuernd frühere Form abwerfen, indes inmitten des Herzens immer die eine Natur fortwaltet und bildet, ein Wesen, das du selber ja bist, stets einer und immer derselbe!

Ja, inmitten des Herzens ist es auch mir gegenwärtig geblieben, und ich brauche kein Tagebuch aufzuschlagen, keine Beschwörungsformel zu murmeln, um in mir das Bild des Lebens aufsteigen zu lassen, dem Franz Liszt das Gepräge gab und das sich lustvoll in Liszt spiegelte. Und wenn die Erinnerung ein Paradies ist, aus dem wir nicht vertrieben werden können, um wieviel lebhafter muß sie schwingen, wenn sie mir Dinge heraufholt, die schon in den Tagen des unmittelbaren Erlebens paradiesisch wirkten!

Das Gespräch des alten Wendland mit dem Teufel

Von Marie Diers

Von all den Leuten, die damals das Dorf Brakeberg bevölkerten, als sich die Sache ihres alten Pastors mit dem Teufel zutrug, ist mir heute keiner mehr von Angesicht bekannt. Ihre Gräber um die alte Kirche herum sind eingesunken, die Kreuze schief oder ganz verschwunden, drei Geschlechter gingen seitdem über die Erde. Aber die Geschichte hat sich unverändert erhalten auf Enkel und Urenkel, und es gab nicht einen, der sie nicht für wahr genommen hätte. Damals, als man diese Geschichte noch fest und wörtlich, ohne Zusatz und ohne Abzug glaubte, war die gute Zeit für Land und Leute. Als dann der hochdeutsche Teufel, der Feine, über die Lande ging und seinen fruchtbarsten Samen, den gebildeten Zweifel, auswarf, da war's mit dem Besten vorbei, und eine alte Kultur ging vor die Hunde. Jetzt flattert dies Geschichtlein nur noch wie ein unruhiges Lichtlein um die Ofenbänke, wo die Alten sitzen, oder tanzt nächtens über die Gräber.

Der Pastor Johann Wendland, der vor etwa hundert Jahren in Brakeberg amtierte, hatte vier Töchter, von denen war eine immer schöner als die andere, und die jüngste nun gar eine Lichtgestalt und Augenweide für Gott und Menschen und von Eltern, Geschwistern und dem ganzen Dorf gehätschelt und geliebt. Die Schönheit und die feinen, stolzen Gestalten hatten diese vier Mädchen von ihrer Mutter, und der Vater sagte sogar oft, daß keine von ihnen so schön geworden sei, wie sie gewesen war, ja, er bestand auf seiner Ansicht, daß sie es auch heute noch sei und allen Jugendglanz und alle Jugendglätte bei weitem überstrahle. Zwar hatten da die jungen Männer der Umgegend eine andere Meinung, aber sie ließen ihn reden und lächelten nur in den Augenwinkeln.

Im Pfarrhaus war es wie ein ewiger Pfingsttag. Immer traf man auf Lachen, Singen, Zwitschern und fröhliches Schaffen, daß man schier das Glück mit Händen greifen konnte. Die Leute im Dorf sagten, sie hätten den besten Pastor im ganzen Land, und so war es auch, denn er konnte das Glück gut vertragen, es machte ihm das Herz weich und voll, und da er auch mit äußeren Gütern gesegnet war, konnte er in Notfällen freigebig sein nach Herzenslust. Niemand ging leer und betrübt von seiner Tür, und selbst das Sterben wurde leicht, weil der Pastor die irdischen Sorgen auf sich nahm und für das Künftige einen Platz im Himmel bestellte.

Nun gab es freilich schon damals in Brakeberg Leute, die in den allgemeinen Lobgesang auf den Pastor und sein Haus nicht einstimmten, sondern einen gelben, giftigen Neid auf soviel Glanz und Glück in sich trugen und versuchten, auch andere damit anzustecken. Da war vor allen der Sohn des Erbschulzen Timm, der rote Haare und Sommersprossen hatte, ein gescheiter Junge, aber von klein auf tückisch wie eine Ratte. Der Pastor, der trotz seiner Freundlichkeit eine gesegnete Faust hatte, wenn es ans Hiebeverteilen ging, hatte ihn einmal beim Birnenstehlen erwischt und so weidlich verprügelt, daß der Timm, der als einziger Sohn und Erster in der Schule selten einen Schlag bekam, diese Prügel noch nach fünfzehn Jahren fühlte und die Quittung dafür vorwies.

Indessen haben so ein Neidling und seine Nachläufer wenig zu bedeuten, solange die Sonne scheint und die Vögel singen.

⌘ ⌘ ⌘

Rasch hintereinander fielen dann vier Schatten auf Johann Wendlands hellen Weg. Das war, als sich alle seine vier Töchter Schlag auf Schlag verlobten und verheirateten. Er wollte sie nicht weglassen und gebärdete sich zeitweilig närrisch und gewalttätig. Daß er seine gute Miene auch beiseite legen und dann ein murrender Löwe werden konnte, dem man lieber weit aus dem Wege ging, erfuhren die jungen Schwiegersöhne reichlich, doch half dabei die Pastorfrau, die sich ihrer Macht über den Löwen noch nicht begeben hatte, das Ungute wegräumen und wieder helle Zeit schaffen. Ein bißchen half auch noch dabei, daß sich seine Jüngste, die kleine Zauberfee, nicht sehr weitab in die nächste Stadt an den dortigen Stadtarzt verheiratete.

Wie merkwürdig sah ihn dieser Kummer aus seinen Glückstagen später an, als Gott dann kam und ihm seinen blühenden Garten zerschlug. —

Er hatte am Sonntag noch gepredigt von der Güte des Herrn über den reifenden Feldern. Hell und blau schauten aller Augen zu ihm auf, und der Gesang klang klar und kräftig, weil ein jedes mitsang, wie er sie gelehrt hatte, zu tun. Als er in sein Haus

zurückkam, die Seele noch voll Klang und Lust, kam ihm sein Weib entgegen, still, aufrecht, aber mit einem Blick, darinnen ein dunkler Abgrund war. Sie faßte nach seinen Händen, um ihn zu stützen, als sie ihm sagte, es sei eben Botschaft gekommen aus Rostock, und ihre liebe Älteste sei im Wochenbett mitsamt ihrem Kindchen gestorben.

Johann Wendland war des Schmerzes ungewohnt. Er brüllte auf, er warf das heilige Buch von sich, als ob es ihn brenne, faßte den Kopf mit beiden Händen und lief herum wie ein Tier im Käfig. Er wollte nicht — nein, er wollte nicht, daß Gott ihn, den Glücklichen, hart anfasse.

Danach verging nur eine einzige Woche, und am nächsten Sonntag standen die Augen nicht mehr hell und blau zu ihm emporgerichtet, sondern der Widerschein schwer und schwarz verhangenen Himmels war in ihnen. Es war von westwärts her eine Seuche übers Land gekommen, gegen die rangen die Ärzte wie Kinderhände gegen eine schwere, plumpe Straßenwalze, und die Seuche ging auf Mensch und Vieh. In vier Häusern lagen schon Tote, als solle es für die schöne Pastortochter ein großes Leichengefolge geben.

Da redete Johann Wendland nicht von der Güte des Herrn über den Feldern, trotzdem sie heute noch mehr leuchteten im Sommerglanz als am vorigen Sonntag, sondern die Kraft war fast von ihm gewichen, daß er stammelte: „Gott, warum willst du uns verlassen?" und die Leute bänger nach Hause gingen, als sie gekommen waren.

Am dritten Sonntag aber fehlte er ganz. Da war er kein Priester Gottes mehr, kein Verkünder und kein Zeuge seiner Herrlichkeit; die Kanzel drohte leer herab auf das erschrockene Volk, und vor dem Totenbette seines Weibes lag er, in Trümmern, kein Mann mehr, sondern ein Wurm. Und weil sie sich die Seuche geholt hatte in ihrem Eilen und Helfen und den Sterbenden Beistehen von Haus zu Haus, ballte sich in ihm ein wilder, wüster Groll gegen seine Gemeinde, die ihm sein Weib getötet hatte.

Die Leute haben es erzählt, wie er am Grabe stand, hager und schier unkenntlich geworden in drei Tagen, wilden Haares und ein unseliges Flackern in den Augen. Wie er beten wollte, setzte er an und wieder an und brachte nichts heraus, so daß sie glaubten, der Sarg werde ohne Priesterwort niedergehen müssen in die Tiefe. Aber plötzlich blickte er empor zum strahlendblauen Himmel, reckte die Fäuste aus dem Talar, daß die weiten Ärmel zurückfielen, und ein brüllender Schrei kam aus seinem Munde: „Gott!! Gib sie mir wieder —!" Dann fiel er vor dem offenen Grabe um.

Nun aber fuhr ein Zorn zwischen die Leute, und sie wollten ihren Pastor wieder in Reih und Glied haben wie zuvor, denn in allen Häusern lagen Leichen, und die Seuche ließ durchaus noch nicht nach. Auch der alte Schulze war tot, aber seinem Sohn, dem rothaarigen Timm, der jetzt Schulze war, schien nichts anzukommen, auch seinem jungen Weibe nicht, seinen kleinen Kindern und seinem Vieh. Das war alles wohl, rund und unversehrt. Der Timm rühmte sich sogar dessen am Wirtshaustisch, schwenkte das volle Glas und rief mit spottendem Gelächter, sie sollten nur alle fleißig beten und zur Kirche laufen und sich die Krankheit in den Kleidern mitnehmen; man sähe ja am Pastor, wie der liebe Gott hülfe. Jetzt heule er, weil er selber die Prügel bekomme, die er anderen sonst gäbe, und sein lieber Gott habe sich versteckt. Hier, hier der Schnaps, das sei ein besserer Helfer und Heiland! Der Mann, der zum Schnaps bete, sei mitsamt seinem Hause gegen die Seuche gefeit.

Da liefen die Leute in vollem Entsetzen vor des Pastors Haus, schlugen zur Nachtzeit mit Stöcken gegen die Tür und verlangten, daß er herauskäme und ihnen hülfe. Dann stand er plötzlich zwischen ihnen und ging bei unsicherem Mondlicht in windgepeitschter Nacht ihnen voran zur Kirche, schloß sie auf und trat herein. Über die Menge fiel die Angst, sie wollten nicht mit in die halbdunkle Kirche und blieben verzagt draußen stehen. Da plötzlich schütterten über ihnen Glockenschläge durch die Luft. Der Alte war in den Glockenturm gestiegen und schwang die Seile. Schwer und drohend wie Feuerlärm dröhnten die Glocken übers Dach. Da vermochten sie nicht mehr draußen zu stehn, sondern drangen ein, setzten sich aber nicht auf ihre Plätze, sondern scharten sich um den Altar, auf den ein schattenhafter, zuweilen durch Wolken verwischter Streif des Mondlichts fiel.

Der alte Wendland stand aufgerichtet zwischen ihnen und betete in lauten, mächtigen Stößen. Die Schwäche hatte ihn verlassen und einer wilden Kraft Platz gemacht. Aber den Lauschenden erstarrte das Blut. Es war ein Beten, wie es noch keiner vernommen hatte, dessen Fuß diesen Boden trat. Es war ein Beten, wie sie selber zu ihm gebetet hatten vorhin, als sie mit Stöcken an seine Haustür schlugen: ein ungestümes, ungeheuerliches Fordern und Trotzen. So schlug er mit Stöcken an Gottes Tor, daß er komme und sich seinen Kindern zeige, und

daß er sich verantworte, weil er die ins Elend stoße, die ihm gedient hatten ihr Leben lang, und die mit Gedeihen und Wohlfahrt kröne, die ihn lästerten und seine Treuen höhnten. Denn was jetzt walle im Lande und hier in den Häusern, das sei nicht Gottes, sondern das sei des Teufels Regiment. Und sie wollten wissen, ob er dies Regiment zerbrechen könne. Wenn ja, dann solle er ein Zeichen geben, daß das Sterben stillstehe, und er solle die Sonne aufgehen lassen mitten in der Nacht. Wenn er aber nichts vermöge und nichts könne gegen den Widersacher und die Herrschaft an ihn verloren habe, dann möge er nur schweigen und die Finsternis stehen lassen über dem Lande.

Danach verstummte er, und eine atemlose Stille lag über der in wilder Furcht auf den Steinfliesen hingeworfenen Menge. Das Mondlicht war von einer Wolke verschlungen. Wie ein schwarzer, regloser Block stand des Geistlichen lange, dunkle Gestalt im Altarraum.

Das Schweigen dauerte an. —

Da taumelte aus der Menge ein Mann empor, ein dürrer Bauer von der Heideecke, dem zwei Kindersärge im Haus standen. Der warf die beiden Arme empor und schrie mit heisrer Stimme in das Todesschweigen hinein: „Jetzt weiten wi Bescheid! Gott is dot, un de Düwel regiert die Welt —"

Da stürzte mit wirrem Schreien alles in die Nacht hinaus.

⁂ ⁂ ⁂

Noch nicht vier Stunden später, als eben der erste Frühschein über den Feldern lag, fuhr ein rascher Wagen ins Dorf. Es war der Doktorwagen aus der Stadt, der Wagen jenes Arztes, der die jüngste Pastortochter geheiratet hatte. Aber es war kein Doktor darin, denn der lag selber schon, ein Opfer seines Berufs, unter der kühlen Erde, und seine junge Witwe, die Schönste aller Schönen, flüchtete mit ihrem kleinen kranken Kinde, nicht an einen Rettungsort, denn den gab es nicht mehr, aber an das Herz des Vaters, daß er hülfe und das Kindchen vor dem Würgeengel schütze.

Wie sie zu ihm kam und ihm den Kleinen, der ihre lieben blonden Haare, ihre süßen Augen und sogar ihren kleinen Küssemund hatte, in den Arm legte und ihn so herzbeweglich bat: „Vater, hilf du uns doch, wenn's niemand mehr kann —," da sprang es dem Alten rot vor die Augen, und die Zähne knirschten ihm im Munde. „Es wird noch eine Hilfe geben, Tochter —" sagte er, gab ihr das Kind zurück und ging hinaus. Sie aber sah ihm bange nach, denn er kam ihr seltsam vor, seine Stimme fremd und sein Blick, und einen Augenblick rührte es sie kalt an, als sei das eben gar nicht ihr Vater gewesen, zu dem sie gesprochen hatte. Sie sah ihn den ganzen Tag nicht mehr bis zur folgenden Nacht, und keiner im Dorf sah ihn. Ihr Kindchen rang schwer mit der Krankheit in ihrem Schoß.

⁂ ⁂ ⁂

Wo er an diesem Tag bis zur einbrechenden Nacht gewesen ist, weiß kein Mensch, vielleicht weiß er es selber nicht. Etwa daß ihn der, mit dem er in Verhandlung treten wollte, mit seinem roten Mantel zudeckte vor der Menschen Augen. Denn der alte Wendland war noch nicht bereit für das Unterfangen, zu dem er sich entschlossen hatte, und zu dieser Vorbereitung brauchte er eine abgrundtiefe Stille und Abgesondertheit.

In der elften Stunde der Nacht darauf war er dann auf dem Wege in den Ottstetter Wald, wo der Aberglaube die Gehängten des ganzen Landes in jeder Freitagnacht ihre Sitzung abhalten und Beschlüsse fassen läßt. Aber es war keine Freitagnacht, und mit dem Aberglauben durften die Brakeberger dem alten Wendland schon lange nicht mehr kommen.

Heute war kein Mondschein. Nur ein matter Schein lag über den Feldern und der schwarzen Waldwand, die sich entgegentürmte. Sein Schritt war fest und sein Herz still wie ein Stein.

Zwanzig Schritt hinter dem Waldesrand hörte jedes Licht auf. Er stolperte ein paarmal über Wurzeln, lief gegen einen Baum; schon befürchtete er, den Weg nicht zu finden. Indessen ein unbeirrbares Gefühl leitete ihn, und er kam, gerade als es vom fernen Dorf her elf schlug, an dem Kreuzweg an.

Wie er sich eben noch besann, ob er etwa laut rufen sollte, stand schon ein Mann vor ihm. Aber der sah vollkommen anders aus, als er geglaubt hatte. Nicht eine Spur von etwas Besonderem war an ihm. Kein feuerroter Mantel, kein spitzer Hut, und da er ihm, dem Wendland, noch einen Schritt höflich entgegentrat, sah der auch ganz genau, daß er nicht einmal hinkte. Das alles wunderte ihn schon, aber noch viel mehr, daß der Mann so aussah wie ein Brakeberger Bauer, wenn's Sonntag ist. Nicht schlechter, aber auch nicht besser. Denn nun hatte doch der Pastor gemeint, er werde sich ihm als feiner Herr zeigen.

Aber dann plötzlich, trotz allem Vorangegangenen, faßte ihn doch ein Grauen, das ihm wie ein kalter Guß über den Rücken lief, und das war wegen zweierlei: erstens, daß er, während es doch so finster war, daß

man die Hand vor Augen nicht sehen konnte, diesen Mann Zug für Zug sah, und zweitens, daß es überhaupt bloß der rote Timm, der Schulze von Brakeberg, war.

Indessen ließ sich der alte Wendland trotz des Schreckens nicht irremachen und fragte ihn: „Bist du's?"

„Ja," sagte der Mann. „Ich bin's schon."

„Weißt du denn, was ich will?" fragte der alte Wendland.

„So ziemlich wohl," sagte der rothaarige Timm, und es war das einzige, daß er ein ganz einwandfreies Hochdeutsch sprach, sonst hatte er durchaus die heisere, schmierige Stimme, die der Timm seit seiner Mannbarkeit besaß.

„Es handelt sich," sagte der alte Wendland geschäftsmäßig, „um meinen Enkel und um das Dorf. Und schließlich, da wir hier doch einmal davon reden, um das ganze Land. Ich kann schon was für meinen Preis verlangen, glaube ich."

„Was für einen Preis?" fragte der andere.

„Das weißt du nicht?" sagte Johann Wendland, und er wurde plötzlich mächtig mißtrauisch. „Ich glaube, du bist doch bloß der Timm und weiter nichts und hast mich hier zum Possen, und ich steh' hier und verliere meine Zeit an solchen Kloß wie dich."

„Dein Glaube tut nichts zur Sache," sagte der Teufel. „Ich bin darin nicht pedantisch wie der alte Herr. Ich kann mir übrigens deinen sogenannten Preis, den du so hoch einschätzest, denken. Das ist der von alters her übliche, mit dem ihr Laien denkt, alles zu schaffen."

„Ist der dir etwa nicht genug, du Quacksalber?" schnob der alte Wendland.

„Ich wundere mich, daß Eure Hochehrwürden unsre neuen Bedingungen noch nicht eingesehen haben," lächelte der Teufel. „Mit der verkauften Seligkeit machten wir in den letzten Jahrzehnten doch zu schlechte Geschäfte. Wir wurden überlaufen. Dafür will jeder Advokat heutzutage unsre Hilfe beanspruchen. Auch die Bedingungen, die seinerzeit dem seligen Doktor Faust gestellt wurden, waren doch gar zu liberal, eine reine Kinderei. Eure Hochehrwürden werden verstehen, wenn wir, mit der Zeit mitgehend, in unsern Bedingungen eine kleine Steigerung eintreten lassen. Darf ich das eine Exemplar zur Einsichtnahme überreichen?"

Er hielt dem alten Wendland ein Blatt hin, auf dem sich jedes Wort so klar und leserlich abhob, als habe der Pastor seine großgedruckte Agende vor sich und seine schärfste Brille auf.

„Ich entsage dem dreieinigen Gott, Vater, Sohn und Heiligem Geist und allem seinem Wesen und allen seinen Werken, in welcher Form es auch sei, mich ihm zu nahen in Dank, Anruf, freiem oder gebundenem Gebet und auch im sogenannten Stoßseufzer.

„Ich entsage meiner Seelen Seligkeit in diesem und im künftigen Leben.

„Ich entsage in Worten, Werken, Gedanken und Gefühlen allem, was mir bisher unter den Namen: gut, gütig, wahr, selbstlos, heldenhaft, treu, ehrlich, zuverlässig und edel bekannt war.

„Ich bekenne mich zur völligen Hingabe an die Eigenschaften, Gefühle und Handlungen, die benannt sind: Hinterlist, Feigheit, Lüge, Grausamkeit, Eitelkeit, Falschheit, Untreue, Gotteslästerung.

„Ich pflanze und stärke das Böse in mir, meinen Mitmenschen und allen Dingen und Verhältnissen, zu denen ich in Beziehung trete.

„Ich hasse und verfolge und verspotte das Gute, Edle und Große in mir, meinen Mitmenschen und allen Dingen und Verhältnissen, zu denen ich in Beziehung trete.

„Dies bestätige und verwahre ich zu Händen des Fürsten der Finsternisse. Gegeben am Kreuzweg in der zwölften Stunde, in der zwölften Julinacht."

Der alte Wendland las alles, langsam, Wort für Wort. Da er bei dem Satze von der Seelen Seligkeit war, lag sein Herz noch steinstill ihm im Busen. Da er weiter kam, fing es an zu zucken und zu rucken, immer mehr und mehr, und als er am Ende war, brannte es ihm unter der Haut, daß ihm war, sein Hemde darüber bis durch zum Rocke müsse ansengen.

„Hm," sagte er, „ja — na ja."

Und plötzlich fuhr es heraus aus ihm, als wenn ein Feuerwisch über ihn dahin führe, und der Schein tanzte an den dunklen Bäumen hoch, und alles lebte, alles sauste, alles klang um ihn her, als wenn Fanfaren geblasen würden von rechts und links und überall.

„Wat, du entfamigter Bengel!" brach er los. „So also süht de Düwel hüttodage ut? De is jo noch dusendmol leger, as wi dat bis to diss' Stund glöwt hebben! Wat is dat förn Wisch, wat is dat förn Hoppel Poppel, wat du mi da vörsmeten hast! Hür to, Düwel, enfamigter: Meiner Seele Seligkeit, die wollte ich dir geben. Das hab' ich abgemacht mit mir in tiefstem Abgrund, wo ein armer Mensch drin sitzen kann. Da, nimm sie hin! Es ist für mein Kind und das Dorf und das Land. Ich bin bloß einer, und da sind Tausend. Und der da oben, der wird mich doch verstehn. Ja, Satanas, ja, das wär' kein schlecht

Geschäft für dich. Aber dies? Dag för Dag, Stunn' för Stunn', en slichten Kierl sall ick warn — Düwel — durch den Schmutz soll ich meine weißen Haare ziehn — das bietst du mir an, Hundsfott du — da söch di 'n annern ut — da hest mien Unnerschrift —"

Er zerknüllte das Papier, hoch hob er es in der Hand. Der da drüben duckte den roten Kopf. Und wie ein Siegesschrei tönte es aus des Alten Munde: „Leben wir, so leben wir dem Herrn! Sterben wir, so sterben wir dem Herrn!"

Hatte er das Papier dem in die Fratze geschleudert? Es war fort aus seiner Hand. Der andre war auch fort. Dunkel und stumm standen die Bäume um ihn. Es war so finster, daß es ihm plötzlich unklar war, ob er überhaupt auf dem Kreuzweg stand. Dreimal stürzte er hin, ehe er aus dem Walde kam. Wie er sich betastete, wunderte er sich, wie er sich derart habe seine Kleidungsstücke auf der linken Seite zerreißen können, da er doch nicht in Dornen gefallen war.

Im Hause kam ihm seine Tochter entgegen. „Vater, wo warst du so lange? Unser Kind wird genesen." Da reckte er die Hände über sie und rief laut mit wunderbar klingender Stimme: „Leben wir, so leben wir dem Herrn. Sterben wir, so sterben wir dem Herrn —"

Die Tochter aber schrie vor Schrecken auf, denn seine ganze linke Seite von Haar und Bart bis zu den Stiefeln herab war wie von Feuer versengt und hing in Fetzen.

Am andern Morgen schickte er nach dem Schulzen, daß er käme. Aber die Antwort kam zurück, der sei gestorben, gestern abend beim elften Schlag der Turmuhr.

Damit war die Seuche im Dorf erloschen, und auch im ganzen Lande hörte sie auf wie ein ausgetretenes Feuer. Der alte Wendland aber ließ in jeder zwölften Julinacht von elf bis zwölf die Glocken läuten und hielt einen nächtlichen Gottesdienst, zu dem das Kirchlein fast die Menge der Gemeindekinder nicht faßte.

Sein Brandmal behielt er bis in seine Todesstunde. Als seine Tochter ihn zu seiner letzten Fahrt rüstete, da sanken ihr die Hände herunter, und ein Erschauern ging durch ihr Gebein, denn das Brandmal war verschwunden.

Diese Dinge geschahen auf Erden, als die Menschen noch an Gott und an den Teufel glaubten.

Maria mit den vielen Herzen

(Ein deutscher Holzschnitt)

Unterm Apfelbaum sitzt Marie,
Und ist niemand so schön wie sie.
Das liebe Jesubüblein ihr im Schoß,
Das lächelt im Traum und spielt mit der Ros'
Und ist so sanft und sacht.
Gar nicht so wundergroß
Wie durch die schreckliche Wassernacht
Es der heilige Christoph getragen.
Und die Primeln links und die Maßliebchen rechts und auch
Im Hintergrund der Holderstrauch
Blühen noch weit andre fromme Sagen.
Und vom Himmel hoch und quer
Fliegen lauter Engelwölkchen her:
Die Herrgottskinder schleppen in den Händen
Viel rote Äpfel und Birnen schwer;
Die wollen sie köstlich schenken
Dem lieben Jesulein.
Und — ist's ein irrer Schein?
Kommt, bringt sieben Weihnachtskerzen
Und schaut: ob das wohl Birnen und Äpfel sind?
Guckt doch! Jedes holde Flügelkind
Trägt rote liebende Herzen!
Schaut doch nur:
Rote Herzen in den lieben kleinen Händen
Brennende Herzen von Mensch und Kreatur
Aus aller Welt und allen Enden.

Und ist auch meins dabei, Marie!
Bitte, nimm's auf deine Knie,
Und wenn er erwacht,
Sei es ihm zum Geschenk gebracht!

Fritz Alfred Zimmer

Neues vom Büchertisch

Von Karl Strecker

Graf Hermann Keyserling: Das Reisetagebuch eines Philosophen, 2 Bde. (Darmstadt, Otto Reichel) — **Cäsar Flaischlen: Noni-Loni** (Berlin, Egon Fleischel & Co.) — **Paul Ernst: Spitzbubengeschichten** (München, Georg Müller) — **Thea v. Harbou: Die unheilige Dreifaltigkeit** (Heilbronn, Eugen Salzer) — **Heinrich Sohnrey: Herzen der Heimat** (Berlin, Deutsche Landbuchhandlung) — **Ferdinand Madlinger: Steinacher Leut'** (Konstanz, Reuß & Itta) — **Richard Dehler: Am jungen Tag** (Bonn, Ludw. Röhrscheid)



Wie in einem tiefen, weltfernen Walde lebe ich seit Wochen in den Reisetagebüchern des Philosophen Keyserling. Weltfern — und doch rauscht in den Wipfeln die Weisheit unserer Welt, dieser Mutter Erde, ohne die wir nicht wären, kein Sonnenaufgang, kein Horizont, kein Tag und keine Nacht. Wie erfrischt dies Wipfelrauschen den Kulturmüden, dem bange Zeitstimmen, wie Oswald Spenglers düstere Weissagung, die Seele bedrücken. Neue Hoffnung erwacht. Nicht so sehr durch Keyserlings Gedanken, als vielmehr durch das Denken mit ihm. Und eines Morgens stand die Frage frisch und klar vor mir: „Hatten wir nicht schon einmal einen Untergang des Abendlandes?" Als der Hellenismus welk wie ein Herbstblatt geworden war, siehe, da zeigte sich unter dem erstorbenen Stiel schon der neue Keim des Christentums und seine junge Kultur. Das ist der Lauf der Welt. Und nur ein kurzsichtiges Auge sieht schließlich da ein Ende, wo Verwandlung, da einen Ausgang, wo nur ein Durchgang ist.

Rauscht weiter ihr alten Wipfel einer höheren Weisheit, als die des Blachfeldes und der Arena ist. Weisheit — nicht Wissenschaft. Das hat Graf Keyserling in früheren Schriften schon betont; nicht tote Gelehrsamkeit will er geben, sondern zu Kunst gebändigtes Leben. Den Weg zu einem höheren Sein, zu menschlicher Vollendung weist seine feine, schlanke Hand. Seine Philosophie ist kein am Schreibtisch erdachtes System. Er fand sie auf den Reisen ins Land der Verheißung, im Orient, in Indien, China, Japan und Amerika; in unmittelbarer Berührung mit dem Leben, durch die nicht gewöhnliche Kraft seines beschaulichen Innenblicks. Diese beiden Bände von mehr als 900 Seiten zu empfehlen, ist eine Pflicht für den, der eine tiefgreifende Wandlung des deutschen Geistes- und Kunstlebens für notwendig hält. Freilich kann Keyserling das mit diesem Buch nicht vollbringen, wohl aber kann er den Anstoß dazu geben, und darum sollten seine Gedanken Gemeingut aller Besinnlichen werden.

Der kürzeste Weg zu sich selbst führt nach Keyserlings Ansicht um die Welt herum. Ein wenig blasiert, erklärt er, daß Europa ihm nichts mehr bieten kann, ihn bekümmert hier keine Tatsache als solche mehr, er liest ungern und bedarf der Menschen kaum. Was ihn hinaustreibt in die Welt, ist das, was so viele ins Kloster getrieben hat: die Sehnsucht nach Selbstverwirklichung ... Zunächst ist er vom Orient geradezu „besessen". Er bemüht sich, den Europäern zu zeigen, wie anmaßend es war, von einer „Weltgeschichte" zu sprechen, die sich im kleinen Europa abspielt. Wieviel mehr Kulturen — in seinem Sinne — gibt es ad exemplum in Indien als bei uns! In wieviel höherem Grade ist dem Inder die „Spiritualisierung" gelungen! Er erkennt die Merkwürdigkeit, daß die Menschen noch immer nicht im klaren darüber sind, daß Fortschritt und Spiritualisierung verschiedenen Dimensionen angehören, obgleich kein großer Religionslehrer, von Buddha und Christus abwärts, es unterlassen hat, vor dieser Verwechslung zu warnen. Spiritualisierung bedeutet ihm Selbstverwirklichung; das Durchdrungenwerden der Erscheinung durch ihren äußersten Sinn; ihr Beseeltwerden aus der letzten lebendigen Tiefe — heiße man diese Atman, Weltseele, Gott, Prinzip des Lebens oder wie sonst. In der Treibhausluft der Tropen spürt Keyserling die eigene Verwandlung. Sein Leben wird zum Vegetationsprozeß; vegetieren aber im Sinne eines Höchstmaßes an Leben verstanden. Sein Geist wuchert, den Tropenpflanzen gleich, und über alles auch nur Denkbare verbreitet er sich. Nicht, daß er kritiklos die Tropenwelt und -menschen verehrte: er stellt sie nur der unseren klar gegenüber und kommt dabei zu den überraschendsten Schlüssen. (Man lese etwa S. 247 ff. über Orientalismus und Okzidentalismus.) Das indische Wesen ist in einer überindividuellen Wirklichkeit verankert, dem „Wesen" zugekehrt. Es ist weiblich, abwartend, empfangend, erkenntnistiefer, zur Schau befähigt. Der westliche Geist ist männlich, weltzugekehrt —; er besitzt die Energie, die Erscheinung zu formen. Und wir sollen nicht verzichten auf unsere Eigenart. „Jedes Wesen soll einzig und allein nach seiner spezifischen Vollendung streben, in welcher Richtung diese immer liege." Wir sollen unsere größere Verstandeskraft nicht unterdrücken. Wir sollen lernen, unseres tiefsten Wesensgrundes uns bewußt zu werden, den Atman in uns zu erkennen und ihn dann zu

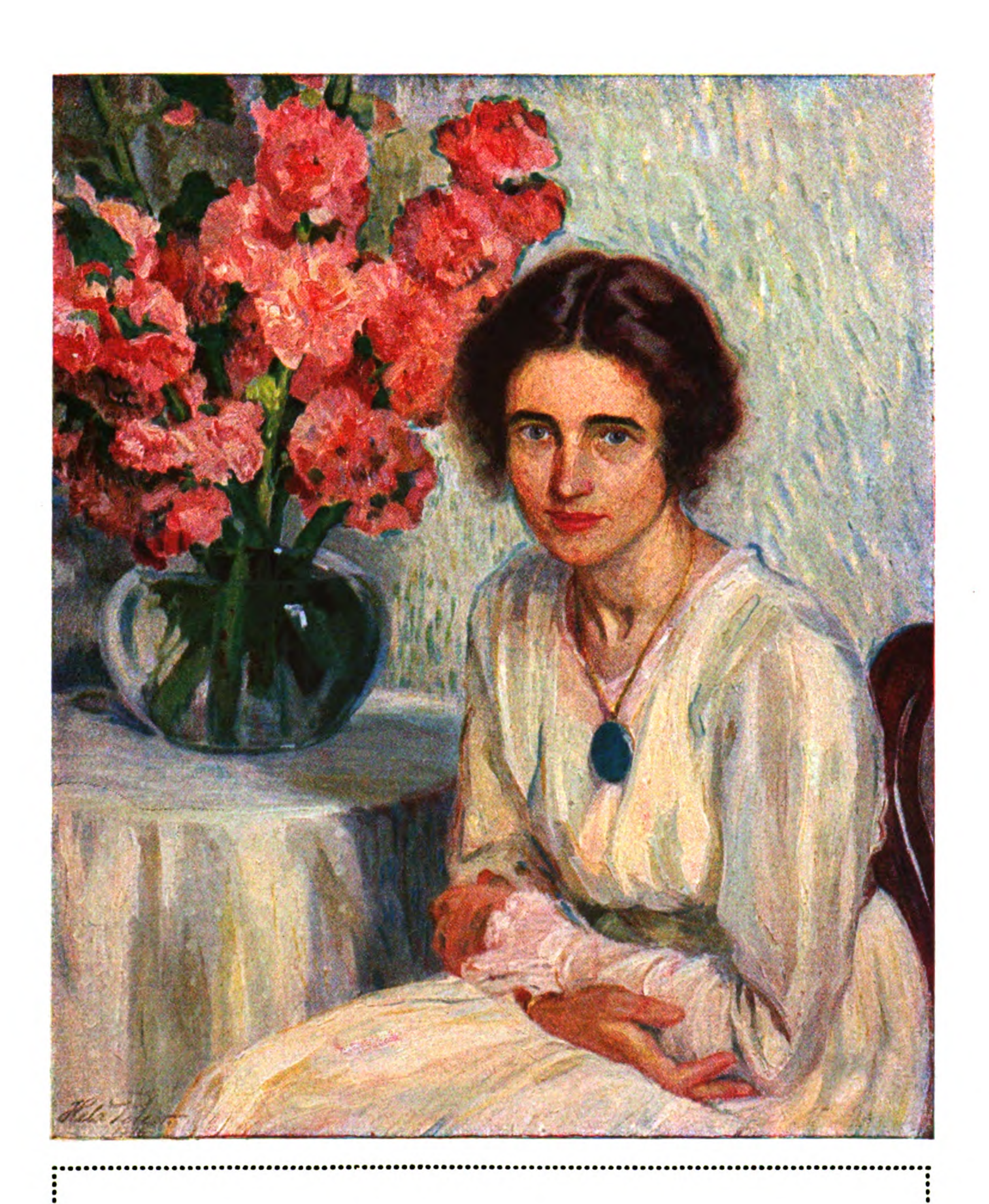
verwirklichen in dieser Welt. So sucht er die gegenwärtige Krisis im europäischen Denken zu überwinden.

Vielleicht ist es das Wertvollste dieses zeitlosen Bekenntniswerks, daß es uns (in großzügiger Art) vom Vorhandensein einer weiteren und bedeutungsvolleren Welt jenseits von europäischer Politik, Wirtschaft, Wissenschaft, Kunst und Arbeit, jenseits von intellektuellem und geschäftlichem Hochmut überzeugt, — daß es uns hinreißt zu einer Philosophie, die das Weltall selber als Geistesausdruck bildnerisch darstellt und auslegt. Wir tauchen mit dem einsamen Denker tief unter in das grüne Meer tropischer Pflanzenwelt und stehen überrascht vor der „stillen, wie unvermeidlichen Vollendung, dem selbstverständlich-harmonischen Zusammenbestehen, der bewußtlosen Schönheit der Gewächse“, vor ihrem problemlosen Dasein als solchem, welches trotzdem das Lebensproblem vollkommen löst. Gerade der tätige Mann findet an der Pflanze seine liebste Ergänzung. Denn kein Wort oder Begriff aus dem tätigen Mannesleben kann auf sie übertragen werden. Wohl aber dem Frauenleben ist sie vergleichbar; „es ist ein gleiches Motiv, das den kämpfenden Mann zur stillen Frau und zur gleichmütigen Pflanze zieht. In beiden tritt die Modalität des Lebens zutage, die von vornherein am Ziel ist; die ist es, nach der seine rastlose Seele sich sehnt ... War es nötig, daß das Leben überhaupt den schweren Gang tätigen Werdens antrat? Dem Sinne nach weiter als die Rose wird kein Übermensch jemals gelangen ...“

Es ist ein Unding, dies Werk „besprechen“ zu wollen. Wer könnte auch nur ein Bild von den tausend Eindrücken und Gedanken geben, die hier, zum Teil sich ergänzend, manchmal, scheinbar oder wirklich sich widersprechend, zusammenströmen. Manches scheint anfechtbar, wie seine Überschätzung der Chinesen, aber nur jemand, der China selber gesehen und erlebt hat, könnte sich natürlich anmaßen, den Weltreisenden zu widerlegen. Manche Selbstverständlichkeit läuft mit unter, etwa „Kleines wirkt nie groß,“ oder „Nur Ungewohntes regt an“; aber über derartige gelegentliche Untiefen gleitet man schnell hinweg, man ist sogleich wieder gefangen von dieser seltsamen Art des Hinhorchens nach allem Wesentlichen, des Sichversenkens in jede Erscheinungsform, der mit wachen Sinnen, sehr wachen Sinnen auf dieser Pilgerfahrt zur Selbstvollendung geschöpften Weltfrömmigkeit. Die sich in gepflegter Sprache und sicherem Stil, oft dichterisch beflügelt, äußert. Man höre nur diese Sätze: „— — — Der Morgen graut. Wieder, wie am ersten Schöpfungstage, werden Himmel und Erde voneinander abgeteilt. Unsicher und bleich eilt der verspätete Mond in hohem Bogen vor der lachenden Sonne fort.“

Daß einem so in sich gekehrten Weltweisen und Dichter die gepriesenen Vorzüge des Amerikanertums nicht ohne weiteres imponieren, ist selbstverständlich, doch bleibt er auch hier ohne Vorurteil. Als er an der Freiheitsstatue vorüberfährt, schreibt er: „Ich kann im Zustande der Neuen Welt von heute nichts Ideales sehen; sie ist nicht wirklich freier als die Alte.“ Er findet dort das geistige Niveau herabgedrückt in unerhörten Grad: „Das Furchtbare am Amerikanismus ist, daß er den Menschen arm macht. Wie er alle Werte auf den einen der Quantität reduziert, so reduziert er die ganze Psyche auf einen Apparat zum Gelderdienst. Damit drückt er den Menschen zurück auf die Stufe des niederen Tieres.“ Das ist sonnenklar; aber wer wagt es heute so etwas auszusprechen, namentlich bei uns Deutschen, die wir auf dem besten Wege sind, diesen blöden Mechanisierungsprozeß nachzumachen. Genug. Ich wünsche dies tiefe von Geistesgewalt durchrauschte Buch in jedes Haus und in jedem Hause wünsche ich ihm l a n g s a m e Leser.

Noch umsponnen und versonnen nach solchem inneren Erlebnis blättere ich in dem großen Haufen neuerschienener Bücher. Wieviel äußere Schönheit! Vor allem bei kleinen Geschenkausgaben. Doppelt erfreulich, wenn auch der Inhalt dem schönen lieblichen Gewande entspricht, wie in der mit Scherenschnitten geschmückten Ausgabe von M ö r i k e s G e d i c h t e n, die der Verlag Strecker & Schröder in Stuttgart herausgibt, oder in zwei entzückenden Bändchen des Verlages C. F. Amelang in Leipzig: W a l t h e r s v o n d e r V o g e l w e i d e M i n n e l i e d e r und G o e t h e s L i e b e s b r i e f e. Großspuriger kommen ein paar nur moderne Büchlein daher, die man trotz ihres prächtigen Kleides bald wieder aus der Hand legt, obwohl ausdrücklich mitgeteilt wird, daß eine bestimmte Anzahl „auf handgeschöpftem Bütten“, oder auf „Zander-Dickdruckpapier“ abgezogen, „vom Dichter handschriftlich signiert“ sei. Man darf bei besagten Werken die Erwerber dieser so ausgezeichneten Stücke beglückwünschen. Denn ohne Frage haben sie das eigentlich Wertvolle erwischt. Da dem Inhalt jener Bücher in keinem Fall eines schöpferischen Kopfes geistiges Signum anzumerken ist, bietet das handgeschöpfte Bütten und das Tintensignum des „Dichters“ wenigsten einigen Ersatz ... Ein Zeichen dieser Nachkriegszeit: der Snobismus als Leimrute für dicke Goldkäfer! Die vielen Emporkömmlinge, die jetzt einen wesentlichen Prozentsatz der Bücherkäufer ausmachen — denn für sie ist es Zeit geworden, sich nachgerade auch eine kleine „Bibliothek“ zu leisten —, wissen alles Handgeschöpfte, wie überhaupt das Abschöpfen, das „Erfassen“, das „Greifbare“ zu schätzen; und auch beglaubigte Unterschriften mit Tinte sind ihnen lieber als tausend gedruckte Worte. Sie können also die Werte, auf die es ihnen ankommt, getrost nach Hause tragen.



Selbstbildnis
Gemälde von Hela Peters

Dazwischen ein weniger anspruchsvolles Heftchen von Cäsar Flaischlen: Roni-Loni. Der Umfang ist so klein, wie der jenes Reisetagebuchs groß ist, der Inhalt nur ein Dichterscherz: eine Rede für ein kleines Mädchen zum Fest seines ersten Geburtstages. Und doch gehört dies bildgeschmückte Heftchen zu den lebendigen Büchern, denn — es schlägt ein Herz darin. Nicht vom Diesseits oder Jenseits wird darin gesprochen, sondern vom Vorseits, dem Kleinkinderland, wo es nur Seelchen, keine Geschlechter gibt, „das ist auch nur eine Einrichtung für hier oben". Sehr hübsch ist die Vorseitsgeschichte des Seelchens, sind die Träume von der Schönheit der Oberwelt. Das Büchlein trägt die Beglaubigungszüge eines deutschen Dichters. Das erkennt man recht bei nachfolgender Betrachtung eines europäischen Dichters, der in deutscher Sprache schreibt. Wohlverstanden: damit soll weder der eine hinauf- noch der andere herabgesetzt werden, zumal auch dieser europäische Dichter kein Apostata ist, sondern nur eine andere Form, eine andere seelische und geistige Einstellung hat. Es ist der unseren Lesern nicht mehr unbekannte, im Harz geborene Paul Ernst.

Ernst hält es noch immer mit Boccaccio. Er kann sein altes Liebesverhältnis zur italienischen Novellistik, zur Form der Renaissance, sein einstiges Erlebnis mit Giotto und vor allem aber mit Giovanni da Certaldo nicht vergessen; entschiedener noch als in einigen Stücken seines „Nobelpreises", der im Juni hier angezeigt wurde, kehrt er in seinen Spitzbubengeschichten der Form und dem Ton nach zu dieser Jugendliebe zurück. Sogar ihren Schauplatz hat er nach Italien um das Jahr 1600 verlegt, doch ist das nur ein schalkhaftes Manöver, in Wahrheit können diese Gaunerstreiche in dem, was wesentlich an ihnen ist, allerorten und zu allen Zeiten sich zugetragen haben. Besonders heute und bei uns! In einer Vorrede sagt der Verfasser launig: „Niemand kann leugnen, daß nach jahrhundertelanger Unterdrückung das Gaunertum in der Gegenwart endlich zur Herrschaft gekommen ist. Pietrino würde heute ein Warenhaus begründen oder eine Zeitung, eine Partei; er würde sein Vaterland demokratisieren und Abgeordneter, Minister, Staatsmann oder Herrscher werden; Lange Rübe erfände eine neue Metaphysik, schüfe eine neue Kunst, stiftete eine neue Religion, erlöste die Welt." . . . Meisterhaft ist die Form dieser Geschichten. In ruhigem Erzählerton, mit sachlichem Ernst werden diese Kniffe und Schliche des Pietrino, der Langen Rübe, der Colombina und ihrer Helfershelfer vorgetragen, das eigene Behagen an diesen Streichen und die innere Heiterkeit des Erzählers werden klug versteckt; die Komposition ist einfach, die Darstellung knapp und anschaulich ohne jede Kleinmalerei; ohne jede lyrische oder moralische Anwandlung. Selbst von Humor erhält diese Pragmatik des Erzählers nur gelegentlich eine kleine Zutat, obwohl er hinter dem Ganzen leise zu lächeln scheint und in der Verknüpfung der Begebenheiten zu spüren ist. Dem Vorwurf der Unmoralität, den sein offensichtliches Behagen an diesen Gaunerstreichen hervorrufen könnte, begegnet der Verfasser dadurch, daß die Gegenspieler dieser Sippe, die bürgerliche Welt und vor allem die Beamten, einer solchen Behandlung durchaus nicht unwert erscheinen, sie sind alle etwas „angebufft". Paul Ernsts Spitzbubengeschichten sind ein Buch für den Nachttisch. Darin liegt kein Tadel: sie sind so kurz und kurzweilig, so wenig aufregend und so launig, so hübsch in der Form und in den Sinnspitzen (Pointen), daß man das seelisch-geistige Wohlbefinden vor dem Einschlafen damit, wie mit einem guten Nachttrunk, herstellt. Sechsundzwanzig Gaunerstückchen enthält das Buch, nimmt man jeden Abend ein Stück, so reicht man fast einen Monat.

Im Ernst: Die Vorzüge dieser äußerst gepflegten Form, dieses Höchstmaßes von Gelassenheit und persönlicher Zurückhaltung im Vortrag sind unbestreitbar; daß sie auch einen Mangel enthalten, daß sie im Grunde ein kühles Literaten- und Ästhetentum kennzeichnen, empfindet man recht deutlich, wenn man nach diesen Geschichten eine Erzählung wie Die unheilige Dreifaltigkeit von Thea v. Harbou liest. Da ist alles blühend und voll Wärme, von Herzblut durchströmt, dabei doch mit Geist und Kunstverstand geformt. Eine heitere Brautmutter hat sich für den Hochzeitstag ihres Kindes zur Erhöhung der Feier etwas ganz Besonderes ausgedacht: wer am Tage der Trauung als Erster an die Türe klopfen wird, um eine Gabe zu begehren, der soll als ein hochwillkommener Gast empfangen und drei Tage lang bewirtet und beherbergt werden — endlich soll er reich und klug beschenkt davongehen, um sein Leben lang den Namen der jungen Braut mit einem Segensspruch im Gedächtnis zu tragen. Statt des einen werden es nun gleich drei Gäste, da ein Trifolium von wunderlichen Gestalten gleichzeitig anklopft und eingelassen wird. Nach einer ausgiebigen Bewirtung werden die Drei abends am Kaminfeuer aufgefordert, ihre Lebensgeschichte zu erzählen. Der erste, Theobald Pfandheinrich, Sommertheaterdirektor a. D. und Sachse, beginnt: „Sehen Sie, meine Damen, die Räuber aufzuführen, wenn man 20 Schauspieler und 50 Statisten und einen elektrischen Mond und Rotfeuer am Schluß hat — das ist keine Kunst. Aber die Räuber aufzuführen, wenn man nischt als Weiber bei der Truppe hat, und wenn man den Karl und den Franz an einem Abend gleichzeitig spielen muß" — das nennt er eine Kunst, zumal ihm statt des Rotfeuers nur Petroleum und zwei Blatt rote Gelatine, die ihm der Kaufmann geliehen hat, zur Verfügung standen. Gro-

tesken Humor verrät die Erzählung vom Tode seines Vaters, dem er aus Pietät sein einziges anständiges Kleidungsstück, ein Paar „schöne Bonvivanthosen" als Totenkleid anzieht. Gerade als der Vater schon in der verschlossenen Leichenhalle liegt, bekommt der Sohn ein Telegramm, das eine Glückswende bedeutet: er soll an einer besseren Bühne ein Gastspiel als „Bonvivant" antreten. Dazu muß er die schöngestreiften Hosen wiederhaben! Er bricht nachts in die Leichenhalle ein, wird abgefaßt, und während der Fall noch untersucht wird, begräbt man den Vater mit den Schöngestreiften. Aus sind Gastspiel und Glück! Ernster klingen die beiden anderen Erzählungen am Kamin, zumal die letzte, die eine novellistische Tragödie von ebensoviel Feinheit wie Kraft und Tiefe ist, beinahe an die „Judenbuche" der Droste gemahnend. Thea v. Harbou hat sich zu einer bedeutenden Erzählerin entwickelt, sie beherrscht die humoristische und die tragische Note mit gleicher Sicherheit. In der genannten Erzählung wird die Ehe eines seltsamen Paares geschildert, die trotz beiderseitiger Liebe nicht zum Segen wird, weil Matthias, der Mann, ein Zerrissener ist, eine wilde, unstete Natur, mit sich selbst wie mit der geliebten Frau im Hader, gegen die er ein unbezwingliches (wenn auch unbegründetes) Mißtrauen hat. Es muß schon ein nicht ungewöhnliches Ereignis sein, das die beiden zusammenführt in ihrem stattlichen Oberweghof, der ihnen doch keine Heimat ist.

Etwas von einem niederdeutschen Rosegger hat unstreitig der in Göttingen geborene, jetzt schon über sechzig Jahre alte Heinrich Sohnrey, wenn er auch den Steiermärker nicht erreicht. Sein Bestes wurzelt in der älteren Schicht der Heimatkunst, zu der er mit seinen schlicht volkstümlichen Erzählungen aus Niedersachsen, aus dem hannoverschen Bergland, seinen Leuten aus der Lindenhütte, seinem Friedesinchen und denen „Hinter den Bergen" gehört. Tiefe Kenntnis des Volkstums, scharfe Beobachtung und knappe, ungekünstelte, oft humorvolle Darstellung geben seinen Erzählungen ihren Wert. Aber er ist nicht stecken geblieben in seinem Heideland. In den Herzen der Heimat erzählt er auch Geschichten aus Groß-Berlin, die meist während des Weltringens entstanden sind, und gegenüber den vielen Kriegsschilderungen das rein Menschliche vom Standort der Daheimgebliebenen darstellen, mit behaglicher Laune und gelegentlichem Zumbesten-haben seiner selbst. Gehaltvoller sind die Geschichten aus kleinen Dörfern, die übrigens nicht durchweg den Krieg zum Hintergrund haben. Manches wird dem, der vom Denken und Empfinden der Bauern nur die Kenntnis eines großstädtischen „Sommerfrischlers" hat, vielleicht verwunderlich vorkommen, so die Geschichte von „Büntemeyers Mutter", die, schon in den Fünfzigern, noch einmal heiratet und zwar nacheinander die beiden alten Säufer des Dorfes, die ihre schönen Bauerngüter verkommen lassen. So tut Büntemeyers Mutter ein dreifach wohltätiges Werk, indem sie die beiden Abwegigen wieder zu ordentlichen Menschen macht und außerdem ihrem geliebten Sohn aus erster Ehe, dem Dietrich, dem „goldenen Jungen", nun zwei gute Höfe einbringt ... Wer die Bauernseele in gewissen Himmelsstrichen kennt, wird zugeben, daß die Geschichte unwahrscheinlicher klingt, als sie ist.

Wie schwierig es ist, launige Dorfgeschichten so zu erzählen, daß sie auch dem etwas anspruchsvollen Leser etwas geben, weist überzeugend Ferdinand Madlinger nach, der in seiner Sammlung Kleinstadtgeschichten Steinacher Leut' eine Anzahl immerhin lesbarer Anekdoten ohne irgendwelche geistige Zutaten bietet. Wohl hat eine Erzählung wie „Der Dachsfranzl" menschlich-psychologischen Wert und ist auch leidlich erzählt, aber was den sonstigen Inhalt betrifft, so muß gesagt werden, daß ein paar Nummern der ‚Meggendorfer' oder ‚Fliegenden Blätter' besser unterhalten.

Um mit Wertvollerem zu schließen, sei auf das Bekenntnisbuch Am jungen Tag von Richard Oehler hingewiesen. Oehler, ein bekannter Nietzscheforscher und Verwandter des Philosophen, nennt seine Betrachtungen bescheiden „Versuche und Gedanken". Manches kommt freilich über den Versuch nicht hinaus, aber offenbar nur, weil der Verfasser sich nicht die Zeit genommen hat, seine Gedanken auszubauen und in ein System zu bringen. Man wird nicht ohne Nutzen lesen, was Oehler über Stimmung, was er „Vom künstlerischen Schaffen" oder über „Tatsachen des Seelenlebens" sagt. Mancher unserer Vielschreiber sollte sich Oehlers Feststellung hinters Ohr schreiben: „Je länger schweigsam, desto reiner im Ton; je länger einsam, desto reicher an Macht: Enthaltung wirkt Kraft und Schönheit." Die angefügten „Briefe aus Florenz" bestätigen Oehler als Kunstkenner von feinem Empfinden. Von Reisehandbüchern schreibt er: „Du kennst meinen Widerwillen gegen den mehligen Brei, mit dem sie alle Schönheit überkleistern, meinen Haß auf die Menschen, die mit der Nase im Buch durch die Welt rennen, denen es darauf ankommt, das zu finden, was in ihrem Büchlein angepriesen wird; haben sie's erst, so sind sie auch bereits fertig, so glauben sie, ihre ‚Pflicht' getan zu haben und gehen weiter." Sehr wahr.

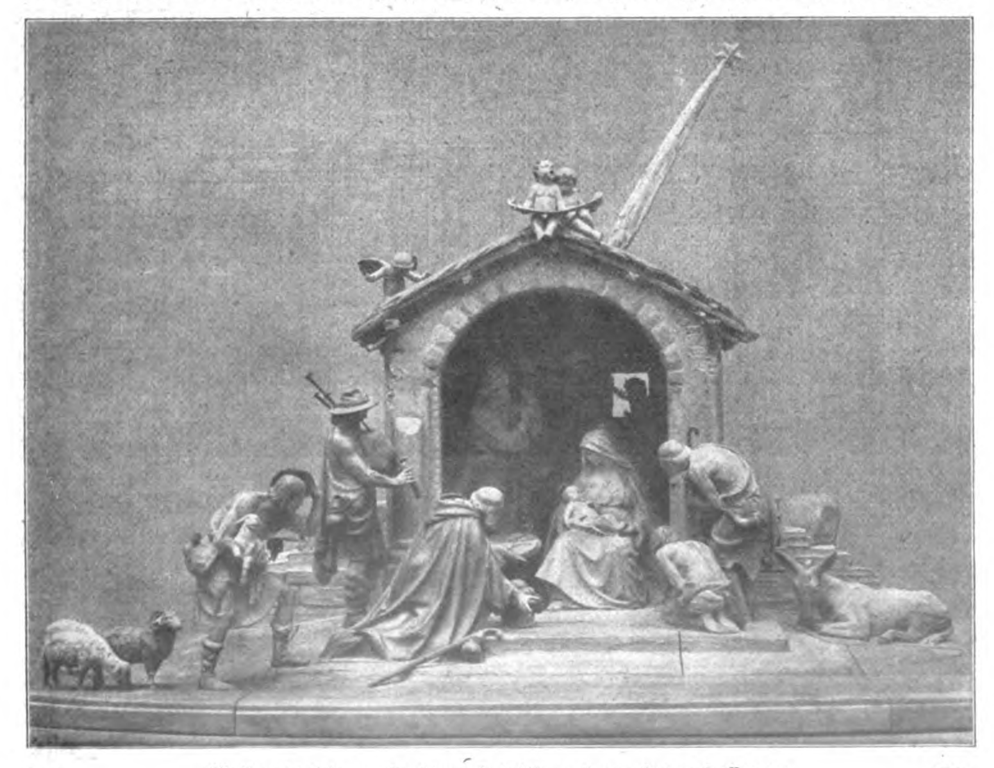


Illustrierte Rundschau

Zu unseren Bildern — Weihnachtskrippe von Arthur Hoffmann — Truhen von Albert Link — Plaketten u. a. von Josef Gangl — Neue Plakate — Velhagen & Klasings Almanach 1921

Als wir dieses Heft zusammenstellten, erfreuten uns die letzten warmen Herbsttage. Ihr goldener Glanz lag herzerquickend auch über Berlin, der zerrütteten und unruhigen Stadt, von der so viele Landsleute meinen, sie sei schon lange nicht mehr wert, von der Sonne beschienen zu werden. ‚Wir bauen das Weihnachtsheft,‘ sagten wir uns, und allerlei Schönes an Gedichten und Geschichten, an Bildern und Aufsätzen war in Wochen und Monaten dafür erworben und gesammelt worden. Aber ein leises Gefühl der Unsicherheit wollte uns beschleichen. ‚Weihnachten — das sind noch viele Wochen! Was kann bis dahin alles geschehen?‘ Und dann sahen wir die weltselige Frömmigkeit von Karl Plückebaum und die festliche Lebensfreude von Hans Meid, erinnerten uns an Ganghofers glückbejahende Gläubigkeit und stärkten uns an der ermutigenden Erkenntnis, daß es jenseits und unabhängig von Kampf und Not unzerstörbare Freuden gibt und daß es zu den Aufgaben unserer Hefte zählt, den Leser immer wieder darauf hinzuweisen. Wir werden Weihnachten feiern und einander Freude bereiten, und wer gesund empfindet, wird auf Tage oder wenigstens auf Stunden die heilige Tür seines Hauses vor all dem verschließen, was auf den Gassen laut und häßlich schreit, und wenn es uns nicht ganz gelingt, die tiefe Feierstille von ehedem in unsre vier Wände zu bannen: wir werden seliger Ruhe einen Hauch verspüren, und schon das ist Erquickung.

Mit solchen Gedanken sind wir auch an die Auswahl unsrer Einschaltbilder gegangen, die neben den illustrierten Aufsätzen für den ersten Eindruck eines Heftes entscheidend sind. Wir wollten das Fest nicht mißbrauchen, um den Lesern in billiger Gefühlsmache kindischen Tand unter den Weihnachtsbaum zu legen. Neben dem Guten, auf dem das Auge mit selbstverständlichem Wohlgefallen ruht, weil es mit seinen Vorzügen vertraut ist, sollte auch diesmal Neues stehen, dessen ungewohnte Schönheit sich je-



Weihnachtskrippe. Farbiges Holzbildwerk von Artur Hoffmann (Berlin, Große Kunstausstellung 1920)



der erst erworben haben muß, um sie zu genießen. Aber behutsamer noch als sonst galt es das bloß Anreizende, Anregende oder gar Verblüffende zu vermeiden.

Den Eingang des Heftes bildet der ‚Winter in der Großstadt‘ von Prof. Max Fleischer in Berlin, einem Schlesier (geb. 1861), Schüler von Loefftz und Piglhein sowie der Akademie Julian in Paris. Das Bild ist frisch und flott gemalt und bezeugt die herzliche Wirklichkeitsfreude und den geschmackvollen Farbensinn des Künstlers. Man fühlt die Kälte und Nässe unter diesem trüben Winterhimmel, und doch steckt etwas Frohes darin. Das macht die grüne Schutzwand auf dem Balkon. — In das letzte Werk Ganghofers ist ein Bild des Dichters von der Hand des ebenfalls heimgegangenen Fritz August v. Kaulbach gestellt (zw. S. 344 u. 345). Der Münchner Meister hat den bayrischen Poeten ausgezeichnet erfaßt, und man darf wohl wagen, sie in einer sehr wichtigen Hinsicht Verwandte zu nennen. Sie kehrten sich beide mit aufgeschlossenem Herzen dem Leben und seinen Freuden zu. Sie hatten beide nichts übrig für Kopfhänger und Grämlinge und fühlten sich in ihrer fröhlichen Weisheit wohl. Sie schufen als Künstler, und es wäre falsch zu vermuten, es wären ihnen die Werke und die Erfolge leicht in den Schoß gefallen, weil es ihrer viele gibt und weil sie keine Spuren überwundener Plage aufweisen. Aber die bohrende Unruhe des Ewig-Unbefriedigten fehlte ihnen, den Optimisten. — Mit besonderer Freude zeigen wir den Lesern eine Probe von Walther Klemms Kunst. Wir hoffen, den Weimarer Meister, der zu unsern vielseitigsten und tiefsten Graphikern zählt, bald eingehend würdigen zu können. Der Holzschnitt des ‚Heiligen Franziskus‘, wie er den Tieren predigt, mag den Vorläufer machen (zw. S. 352 u. 353). Wessen Blick noch nicht genügend geschult ist, versuche zunächst den Wohlklang der Farben zu erfassen. Wenn er dann in die Einzelheiten geht, mache er sich klar, wie die einfache und kraftvolle Führung der Linien, wie die flächenhafte Anordnung der Gestalten dem ursprünglichen Wesen des Holzschnitts, seinen handwerklichen Bedingungen entspricht. Und wenn er so geschult nicht länger an äußerlichen Seltsamkeiten haften bleibt, wird es ihm möglich sein, die Innigkeit nachzufühlen, die dieses Blatt mit dem entkörperten Heiligen und den der Erlösung sich entgegensehnenden Tieren erfüllt. Diese ‚Gebrauchsanweisung‘



ist selbstverständlich schauderhaft, und wer sie nicht braucht, wird sie zopfig schelten, aber allzu vielen fehlt es an der Geduld, sich mit einer von Vorurteilen freien Liebe in eine Kunst zu versenken, die fremdartig scheint, weil uns eine unglückliche Entwicklung unsrer Bildungsgeschichte italienische Brillen auf unsere deutschen Augen gesetzt hat. — Eine merkwürdige Wandlung macht augenblicklich Professor Angelo Jank durch. Unsere Leser kennen ihn als den heißblütigen Reiter- und Pferdemaler, der in seinen Farben wohl auch zu plakatmäßiger Wirkung neigte. Er geht jetzt





Drei bemalte Truhen von Albert Link, München



Farbig bemalter Deckel einer Spanschachtel von Josef Gangl

auf tonige und damit stillere Wirkungen aus. Das von uns in Doppeltondruck wiedergegebene Blatt ‚In der Reitbahn‘ (zw. S. 376 u. 377) zeigt klar, wohin er will: zu einer großen Vereinfachung der Mittel und damit einer starken Vertiefung des Eindruckes. Seine Kunst wird ernster und ruhiger und hat die Husarenstreiche von ehedem hinter sich. — Den Düsseldorfer Kampf-Schüler **Hermann Angermeyer** haben wir im Septemberheft als geschmack- und gemütvollen Koloristen gezeigt. Er bewährt beide Eigenschaften auch in dem neuen Bilde ‚Weihnachten‘ (zw. S. 384 u. 385). Der brennende Christbaum ist ein Vorwurf, der selbstverständlich unendlich oft gemalt worden ist, aber erfreuliche Lösungen der lockenden Aufgabe sind sehr selten. Angermeyer ist sie gelungen. Er hat das Lichtwunder der rötlich strahlenden Kerzen und die schimmernde Wärme des Raumes vortrefflich wiedergegeben; aber er ist mehr als der treue Beobachter, denn in jedem Pinselstrich waltet etwas von der Liebe des Mannes, der sich am Gegenstand seiner Kunst erfreut und ihn nicht nur als Anlaß nimmt, die Schärfe seines Auges und die Geschicklichkeit seiner Hand zu beweisen. — Von einem Düsseldorfer Künstler stammt auch das zwischen Seite 408 u. 409 eingeschaltete Bildwerk, nämlich von Professor **Hubert Netzer**. Er stellt unsern deutschen Helden Siegfried dar, und zwar in einer eigentümlichen Auffassung. Es ist nicht der junge Fant, der den Drachen schlägt, unkund seiner selbst; es ist nicht der reckenhafte Ritter des Nibelungenliedes, der Brünhild betrügt und Kriemhild freit; es ist der mythische Göttersohn, der die schlummernde Erde aus den Banden des Winters erlöst, der Lichtelbe, der, schuldlos in Schuld verstrickt, dunklen Mächten anheimfällt, das über Menschenmaß gesteigerte Bild des Helden, das sich die sehnsüchtige, nach Vollendung ringende Seele eines Volkes geschaffen hat. Das Werk ist darum ein würdiger Schmuck des Ehrenfriedhofes in Duisburg. — Der Münchner Scholle, dieser an fruchtbaren Begabungen so reichen



Marzipanmodel von Josef Gangl



Silberne Brosche von Josef Gangl, München

Künstlergenossenschaft, hat Franz Wilhelm Voigt angehört. Seine ‚Brücke' (zw. S. 416 u. 417) ist in ihrem strengen Aufbau, ihrer kühlen Farbigkeit von starker Einprägsamkeit. Vermutlich hat der Maler die Anregung zu diesem Bild in Venedig empfangen. Wie es sich entwickelt hat, ist ein zeit- und ortloses Gemälde daraus geworden. Das breite rote Band und sein blasser Widerschein im Wasser — das ist das Wesentliche und das Fesselnde daran. — Auf der Großen Berliner Kunstausstellung des vorigen Sommers erregten ‚Die Willenlosen' von Franz Müller-Münster Aufsehen, ein Bild voll drängenden Lebens (zw. S. 432 u. 433). Und jeder, der davorstand, dachte daran, wie diese von der Tanzwut gepackte mittelalterliche Gesellschaft der unseren gleicht, die, willenlos in einen Taumel geraten, sich nur mühsam auf ihre Vernunft besinnt. — Über Hela Peters ist an dieser Stelle schon mehrfach geredet worden. Um so dankbarer werden die Leser für ihr Selbstbildnis sein (zw. S. 440 u. 441). — Von einer anderen begabten Malerin, von Wera v. Bartels, der Tochter von Hans v. Bartels, zeigen wir auf S. 375 ein paar reizende Blätter aus ihrer Studienmappe. Wir werden die Künstlerin später ausführlich würdigen.

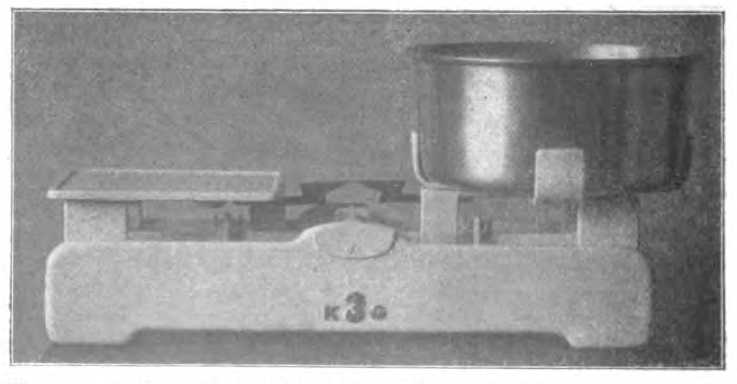
Anhänger für einen Bauernball von Josef Gangl

Zu den liebenswürdigsten Stücken der Großen Berliner Kunstausstellung zählte die Weihnachtskrippe von Arthur Hoffmann, ein umfangreiches Holzbildwerk, das sich an alte Vorbilder anschließt, aber die Gestalten einfacher und strenger zusammenfaßt. — An volkstümliche Überlieferungen des 18. Jahrhunderts knüpft auch Albert Link mit den Truhen an, die er in seinen Werkstätten für Dekorationsmalerei und Kunstgewerbe zu München herstellen läßt, zierliche Kästen, in bäurischem Geschmack lustig bemalt.

Mit einer stattlichen Reihe viel gekaufter Plaketten und Denkmünzen, die während der Kriegsjahre in bunter Folge entstanden, ist der noch junge Münchner Bildhauer Josef Gangl zuerst weiteren Kreisen bekannt geworden. Er bewies darin eine ungewöhnliche Fähigkeit, gut komponierte Figuren geschickt auf die gegebene Fläche zu verteilen und auch die Schriftzeile als rahmendes oder füllendes Ornament in das rechte Verhältnis zum Bilde



Anhänger für einen Bauernball von Josef Gangl



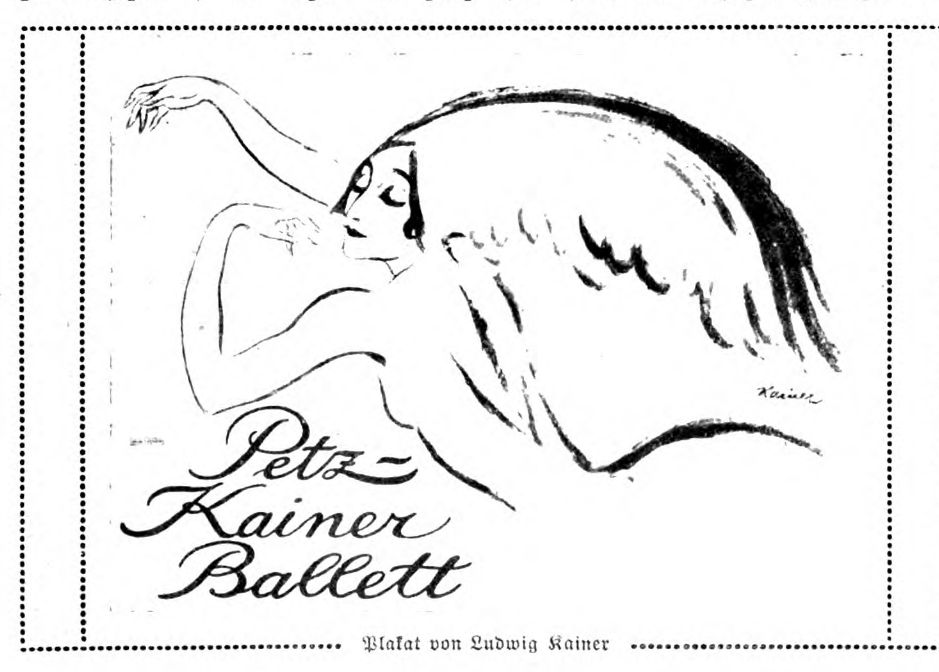
Küchenwage. Preisgekrönte Arbeit von Josef Gangl

zu setzen, Eigenschaften, in denen eine vorwiegend plastische Begabung zum Ausdruck kommt. Aber nicht nur modellieren, auch zeichnen hat er gelernt, und in den verschiedenen Techniken der graphischen Kunst ist er nicht weniger bewandert als in allerlei kunstgewerblichen Fertigkeiten. So gibt es wenig Gebiete künstlerischen Schaffens, auf denen er sich trotz seiner jungen Jahre nicht schon versucht und — wie die vielen, ihm zugefallenen Preise in oft heißumstrittenen Wettbewerben beweisen — auch bewährt hat. Auch die hier abgebildete Küchenwage ist solch ein Wettbewerbserfolg und eines der wenigen erfreulichen Ergebnisse, die dieses Münchner Preisausschreiben zur Erlangung vorbildlicher Entwürfe für praktischen Hausrat gezeitigt hat. Bei ihrer bis in alle Einzelheiten der Herstellung durchdachten Zweckmäßigkeit ist mit kluger Überlegung alles ausgeschieden was die praktische Benutzung behindern oder das Reinigen erschweren könnte. Aus geringem Material ist hier mit den einfachsten Mitteln, aber nach streng künstlerischen Grundsätzen jene Veredelung der Form erreicht, die heute mehr als je das Ziel unserer heimischen Industrie sein muß, wenn wir hoffen wollen, uns mit unserer Köpfe und Hände Arbeit auf dem Weltmarkt wieder durchzusetzen.



Ausstellungsplakat von G. Schaffer

Aber nicht nur die Ware selbst, auch die äußere „Aufmachung", die Packung, verlangt solche Veredelung, und auch hierin hat Gangl schon manches Vortreffliche geschaffen. So ist das Rundbild der heiligen Nacht, das unsere Abbildung zeigt, der bemalte Deckel einer Spanschachtel für Marzipantorten, die der Künstler für einen Münchener Zuckerbäcker modellierte (S. 445). Das Bildchen ist in der kräftigen Farbigkeit des



Plakat von Ludwig Kainer

Originals von starker, eindringlicher Wirkung.

Bezeichnend für die Natürlichkeit und humorvolle Art seines Schaffens ist auch der lustige silberne Anhänger, den er für einen Münchner Bauernball modellierte. Der flötende Hirtenbub, dessen Hut statt des Gamsbarts zwei mächtige Hahnenfedern zieren, und die mit kräftigen Armen butternde Sennerin sind launige Bilder ländlichen Lebens und Proben der gesunden und unsterblichen Münchner Art.

Auf S. 447 u. 448 zeigen wir einige neue **Plakate**. Das anmutigste ist das von Kainer, das wirkungsvollste das von Schaffer, das schreiendste das von Pechstein. Alle drei Künstler sind ursprünglich links gerichtet. Kainer ist schon daran, bürgerlich zu werden. Schaffer hält es noch mit einiger Geheimniskrämerei, zeigt aber deutlich sein tüchtiges Können. Nur Pechstein benimmt sich noch sehr aufgeregt, wie es die Freie Sezession in Berlin zum Kopfschütteln der meisten Besucher nicht minder getan hat.



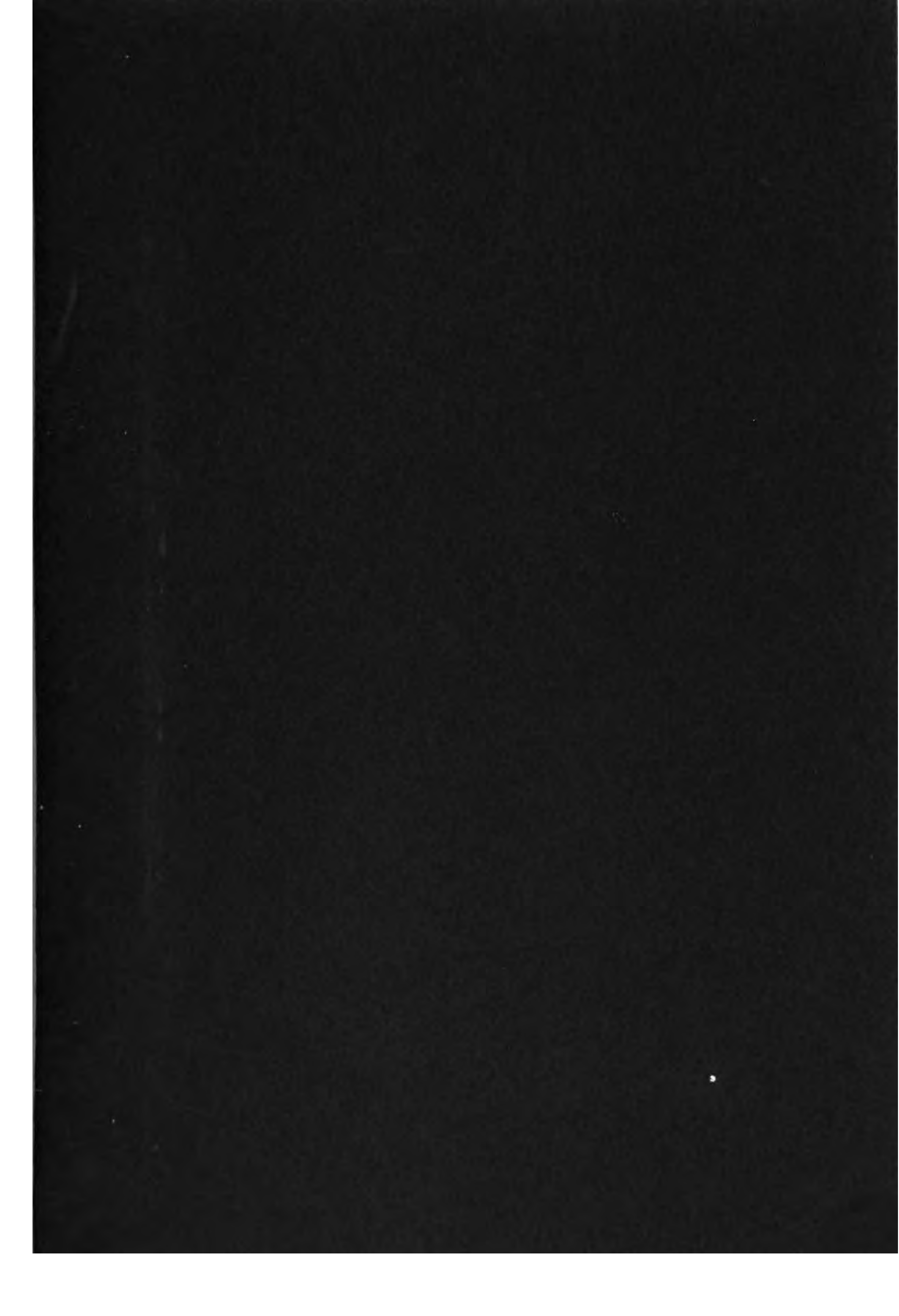
Ausstellungsplakat von Max Pechstein

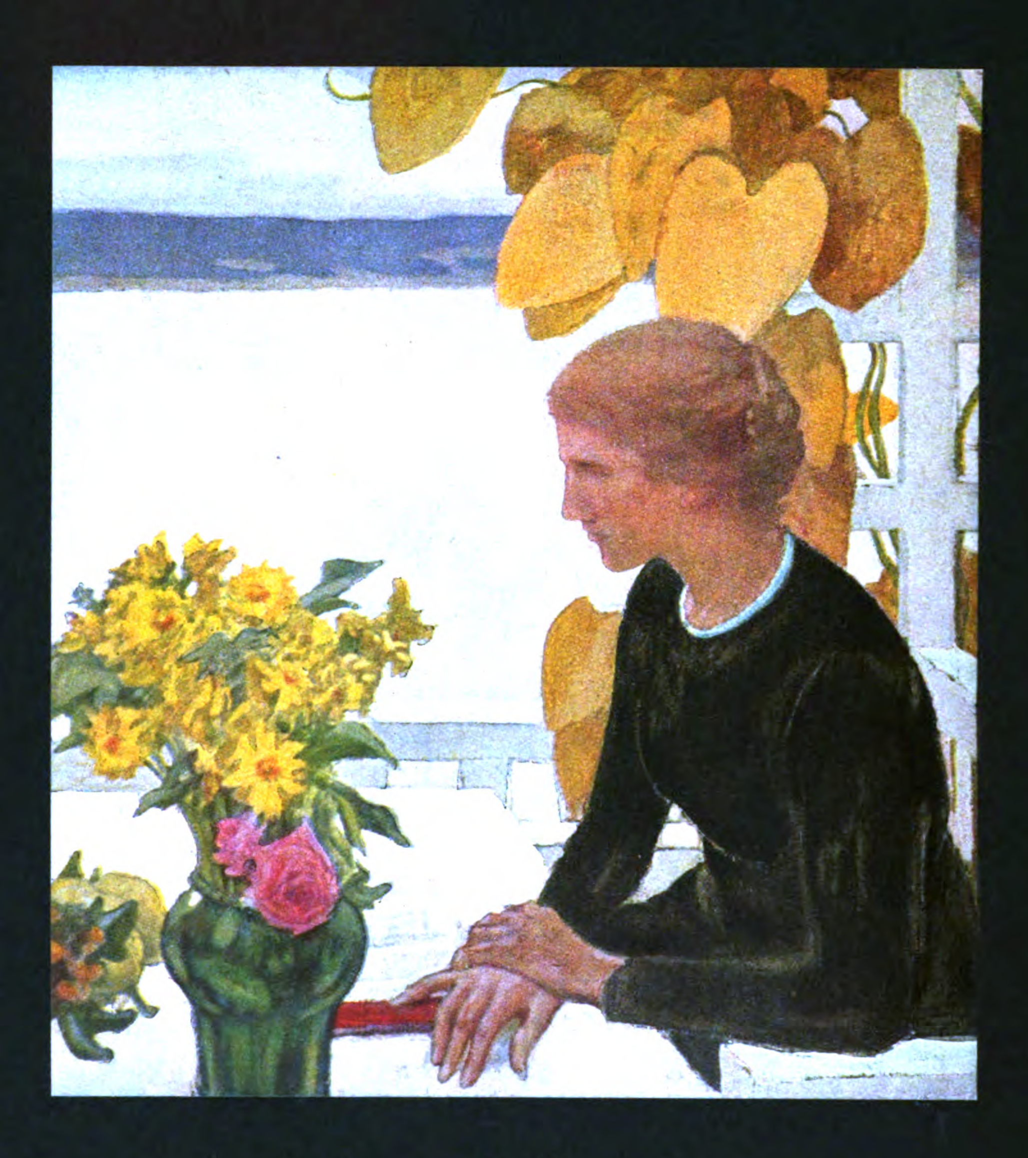
Endlich ein paar Worte über den von uns herausgegebenen **Almanach**. Wie jedes Jahr enthält der reizende Band eine Fülle fesselnder neuer Beiträge. Prof. Joseph Wackerle in München hat ihn neu eingekleidet (siehe die Abbildung, der leider ihr vornehmster Reiz, der der Farbe fehlt). Schon dieses anmutige Titelbild zeigt, daß der Almanach, entwicklungsfähig und entwicklungsfroh bleiben will, was er seit Jahren ist: ein kleines Juwel des deutschen Buchgewerbes. Er ist zierlich, ohne weichlich, unterhaltend, ohne flach, gelehrt, ohne langweilig zu sein, also gerade das, was die Dame vom Buch verlangt. An Novellen bringt er Werke von Ernst Heilborn, Walter v. Molo, Benno Rüttenauer, Hans Kyser, Marissa Peterson. Den galanten Radierer Otto Goetze schildert Dr. Max Osborn, den gespenstischen Geiger Paganini zeichnet Dr. Paul Weiglin, Bürgers unglückliches Liebesleben erzählt Dr. Wolfgang Wurzbach, die Symbolik der Tonarten deutet Paul Bekker. An Kunstbeilagen in vollendeter ein- und mehrfarbiger Wiedergabe bringt der Almanach Gemälde und Plastiken von Eugen Oßwald, Wilh. Claudius, Franz Christophe, Hans Looschen, Adolf Hengeler, Rudolf Nißl, Otto Boyer, Charlotte Berend, Otto Goetze, Eugen Delacroix und andern alten und neuen Meistern. Wer ein hübsches Weihnachtsgeschenk sucht, kaufe das Büchlein. Es wird sich erwerben, was das Beste am Fest ist: ein frohes und dankbares Gesicht des Bescherten. P. W.



Umschlag zu Velhagen & Klasings Almanach 1921 von Prof. Joseph Wackerle

Herausgeber: **Paul Oskar Höcker** und **Dr. Paul Weiglin**
Künstlerische Leitung: **Rudolf Hofmann** — Verantwortlicher Schriftleiter: **Paul Oskar Höcker** in Berlin — Verlag: **Velhagen & Klasing** in **Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien** — Druck: **Fischer & Wittig** in **Leipzig** — Für Österreich Herausgabe: Friese & Lang in Wien I. Verantwortlich: **Erich** Friese in Wien I, Bräunergasse 3 — Nachdruck des Inhalts verboten. Alle Rechte vorbehalten. Zuschriften an die Schriftleitung von Velhagen & Klasings Monatsheften in Berlin W 50, Tauentzienstr. 7b





Herbst
Gemälde von Prof. Fritz Erler
(Berlin, Kunstausstellung Ed. Schulte)



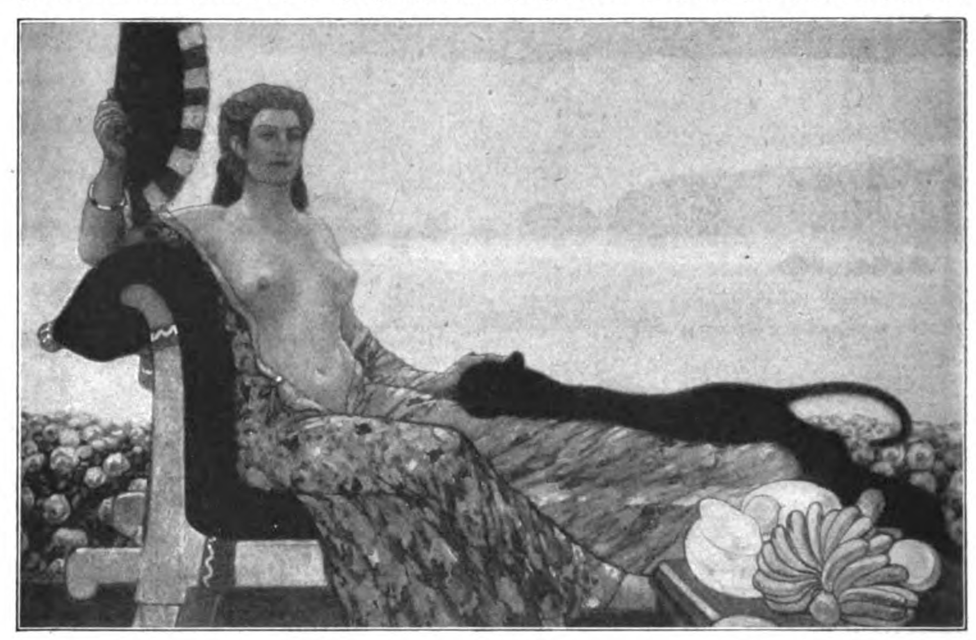
Fritz Erler. Von Fritz v. Ostini

Vor sieben Jahren ungefähr ist in diesen Heften zum ersten Male ausführlich von dem Maler Fritz Erler in München die Rede gewesen, von einem Künstler, dessen scharfumrissene und selbständige Persönlichkeit damals im deutschen Norden lebhaft umstritten, bei uns im bayrischen Süden längst in ihrem Recht gesichert, dem aus der „Gemeinde", die der Hochbegabte, (1895) nach München gekommen, schnell um sich gesammelt hatte, bald etwas Wertvolleres geworden war: die selbstverständliche Achtung aller Künstler und Kunstfreunde. Auch derer, die ganz andere Ziele hatten als er! In diesen Jahren, die wie ein Orkan über die Welt hingerauscht sind, ist weder des Malers unermüdliche Schaffenslust versiegt, noch hat das nachgelassen, was ihm mit kulturgesetzlicher Notwendigkeit seine Stellung im deutschen Kunstleben sichern mußte — seine außerordentliche künstlerische Energie! Nicht die „Ellenbogenkraft", mit der heute auch ein kleines, enger begrenztes Talent sich auf die Höhe drängen kann, wenn nur der entsprechende Klüngel nachschiebt, sondern eine Energie, die sich ausspricht in der künstlerisch zwingenden Tat und Kampflust und zu der bei Erler noch allerlei Dinge kamen, die ebenso selten geworden sind: eine hohe Intelligenz mit weitgespannten Interessen, ein unerschöpflich scheinender Reichtum an Phantasie und eine Vielseitigkeit der Begabung, die noch allem Herrin wurde, was sie anpackte.



Geschnitzter Lampenträger im Musikzimmer des Neißerhauses in Breslau

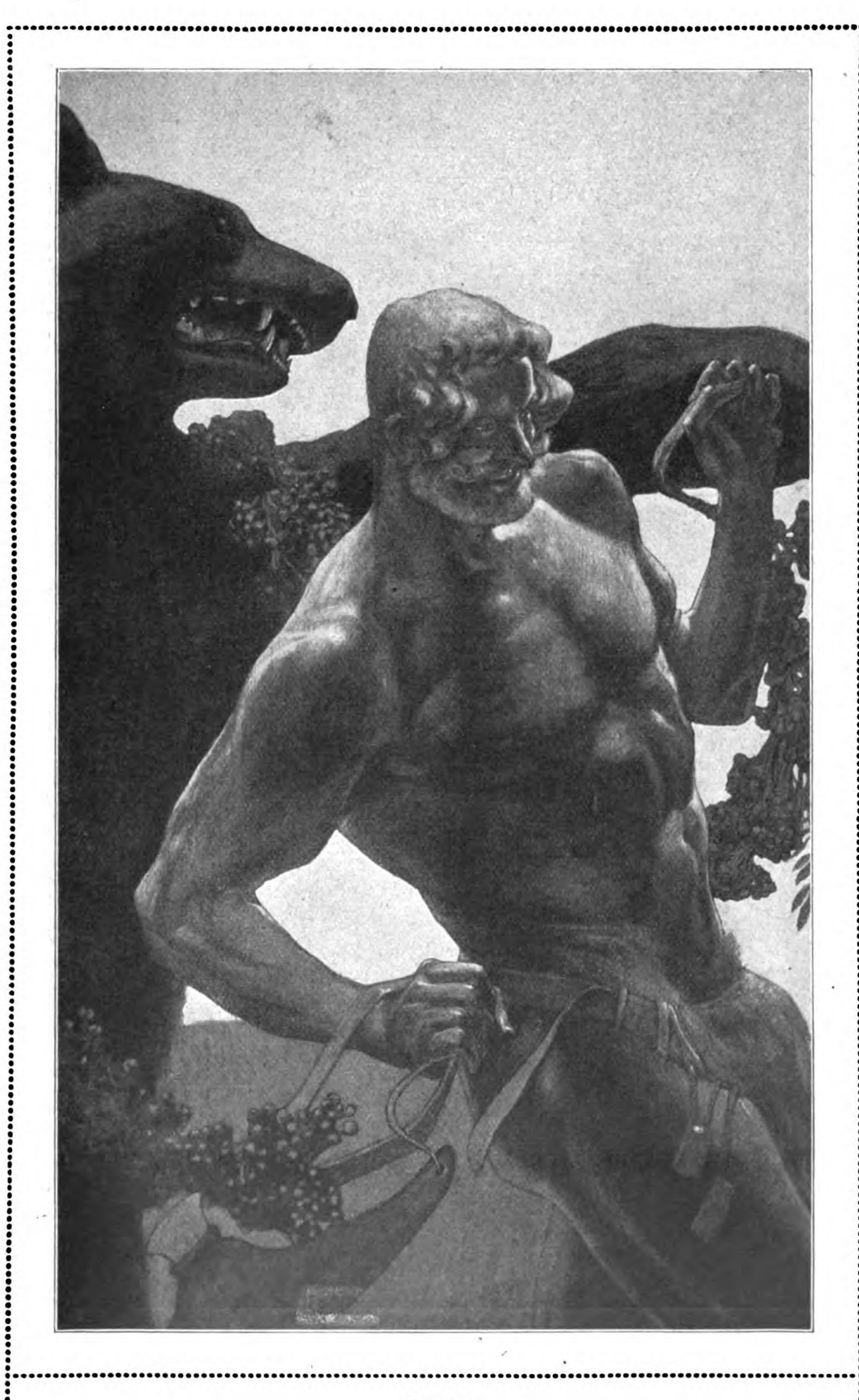
Fritz Erler, der heute seine zweiundfünfzig Jahre zählt, hat ein Werk von gewaltigem Umfang und erstaunlicher Vielgestaltigkeit hinter sich, das vom Riesenwandbilde bis zur graphischen Kleinkunst alle Möglichkeiten malerischer Betätigung umfaßt, und steht heute noch in der vollen Blüte seiner schöpferischen Kraft — nicht etwa so, wie man's meint, wenn man bei Jubiläumsartikeln wackeren älteren Künstlern ihre „ungebrochene Jugendlichkeit" nachrühmt — er ist tatsächlich ein junger Mann, als Mensch und als Maler, immer noch fähig und bereit, sein Wesen auszubauen, Neues zu beginnen, kampffreudig durchzuführen und sieghaft zu vollenden — und das alles, ohne einen Schritt von dem Wege abzuweichen, den ihm seine Natur, seine Begabung wies, ohne seinen einge-



Circe. Gemälde

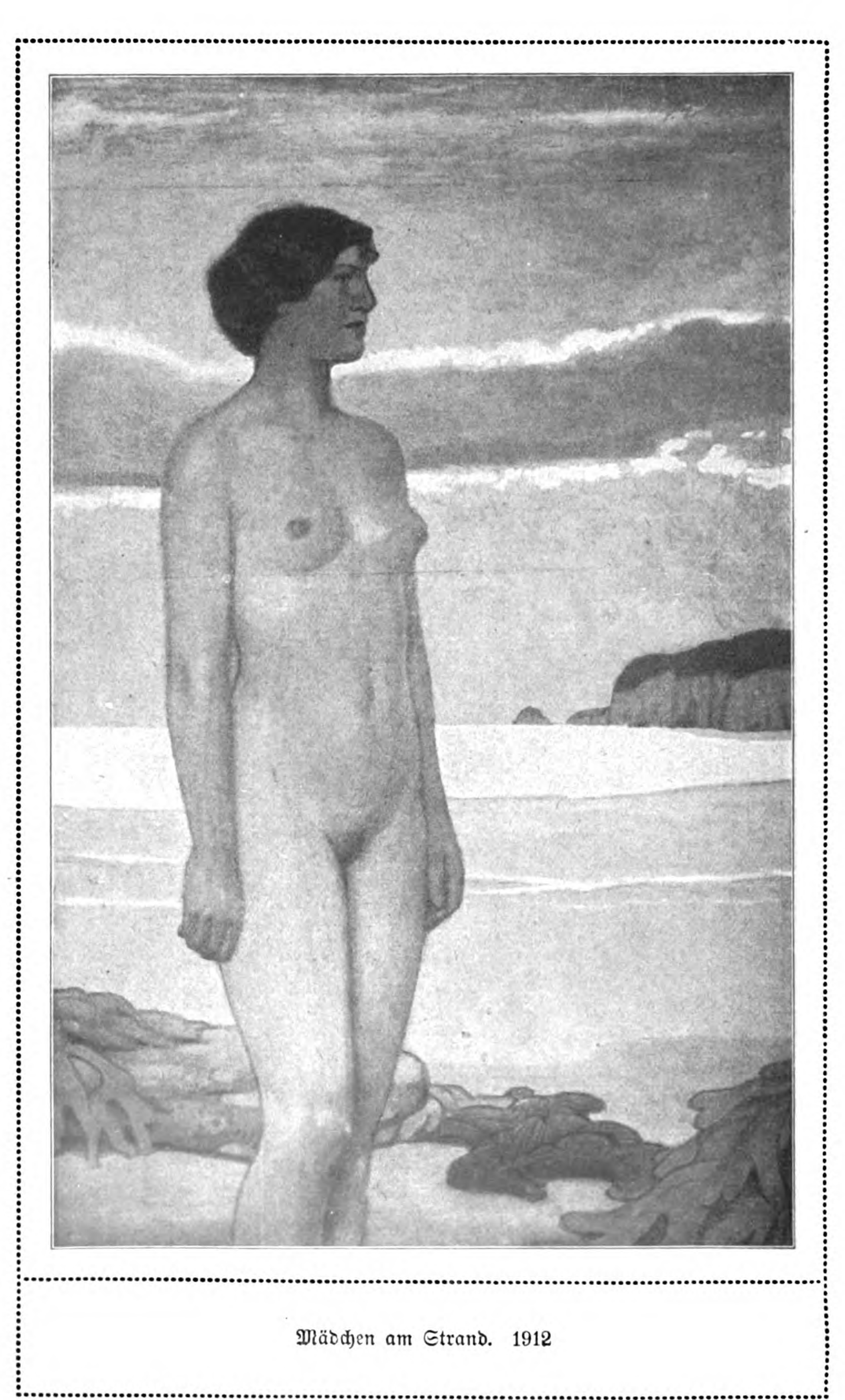
borenen Stil zu verlassen. — Die Not dieser letzten sechseinhalb Jahre, die es uns Deutschen unmöglich machte, große Werke der reinen freudigen Schönheit zu schaffen, hat es auch verhindert, daß Erler in dieser Zeit vor Aufgaben gestellt wurde, die vielleicht seiner innersten und eigentlichsten Art am meisten entsprechen: vor Aufgaben der Monumentalkunst, wie er sie für München, für Wiesbaden, für das Rathaus in Hannover vorher mit so glänzendem Erfolge gelöst. Aber die Not dieser Zeit, die und ihre Größe — trotz allem, was kam, ihre Größe! — hat ihn dazu gebracht, auf einem anderen Felde ganz Großes und Eigenartiges zu leisten — als Maler des Krieges! Er hat den Krieg so tief und innerlich erlebt wie wenige andere, die nicht mitkämpften, und ihn auch aus dem eigenen Erlebnis heraus so eigenartig geschildert, so mannigfach und packend wie kein anderer. Er ist dabei — in einem reichlichen Halbhundert zum Teil recht umfangreicher Bilder nicht des Krieges Chronist und Illustrator gewesen, sondern sein Deuter, war nicht sein Bewunderer, er, der selber nie Soldat gewesen, wohl aber der Bewunderer der deutschen Helden, die im Kampfe standen, die für ihr Vaterland das Unsagbare leisteten und litten. Ein feierlicher Ernst geht durch diese Schöpfungen, ein Nachfühlen aus tiefster Seele, das mehr ist als weichmütiges Mitleid. Er erlebte den deutschen Mann in diesem Riesenkampfe, den „Mann in des Wortes reinster und verwegenster Bedeutung", wie er selbst sich ausdrückt, er sah das deutsche Gesicht! Und sah es ganz anders, als die große Masse. Seltsam: auch in den ersten Kriegsjahren, da dem deutschen Volke feste, fast jubelnde Siegeszuversicht über das Dunkel der Zeit hinweghalf, beherrschte Erlers Kriegsmalerei schon der gleiche schwere Ernst, der auch seine letzten Kriegsbilder kennzeichnet. Er war von einer Verherrlichung des frischen fröhlichen Draufgehens gleich weit weg, wie von dem schalen und schwächlichen Ästhetentum jener neuen Ethiker, die den Krieg mit „kosmischen" und kosmopolitischen Redensarten ablehnten, wie ein Ding, das sie nichts anging, weil ihre Seelen auf höheren Gefilden spazieren gingen. Er schildert den todbereiten, duldenden Mann, der sich widerspruchslos hingibt für das Ganze, ohne Übermut, ohne Haß, ohne Klage. Auch ohne irgendein deklamierendes Pathos — und doch oft erschütternd, wie das die alte Kriegsmalerei nie gekannt, die ja den einzelnen, den Typus auch nie geschaut hat, sondern nur die Bewegung bunter Massen.

Wunderlich genug: gerade diese Schilderung der einzelnen im düsteren Feldgrau ihrer abgebrauchten Uniformen, mit bluttränkten Verbänden um die entrückten, oft leidstarren Gesichter, in rotgefleckten Mänteln, diese Szenen mit zerschossenen,



Scherzo

Ausschnitt aus dem Tempera-Wandbild im Musikzimmer des Neißerhauses in Breslau. 1899

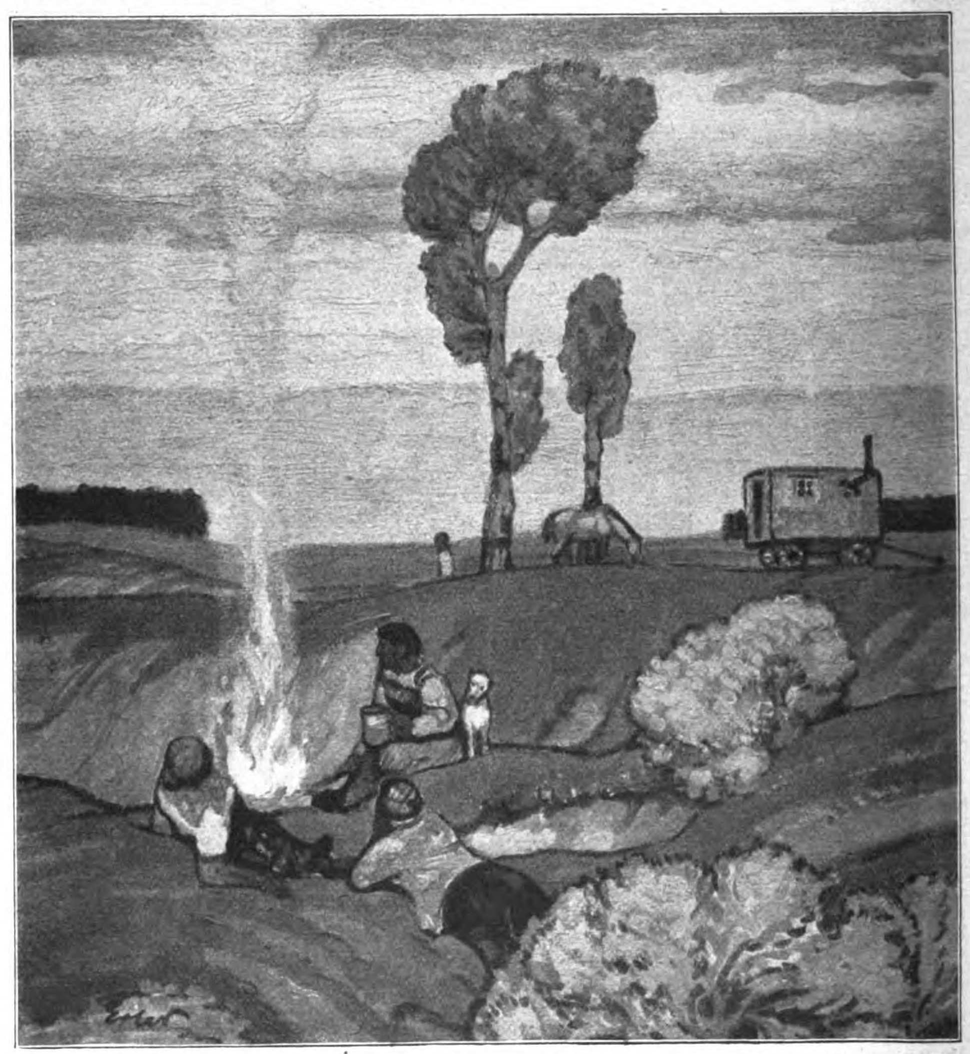


Mädchen am Strand. 1912



Domino. Gemälde. 1907

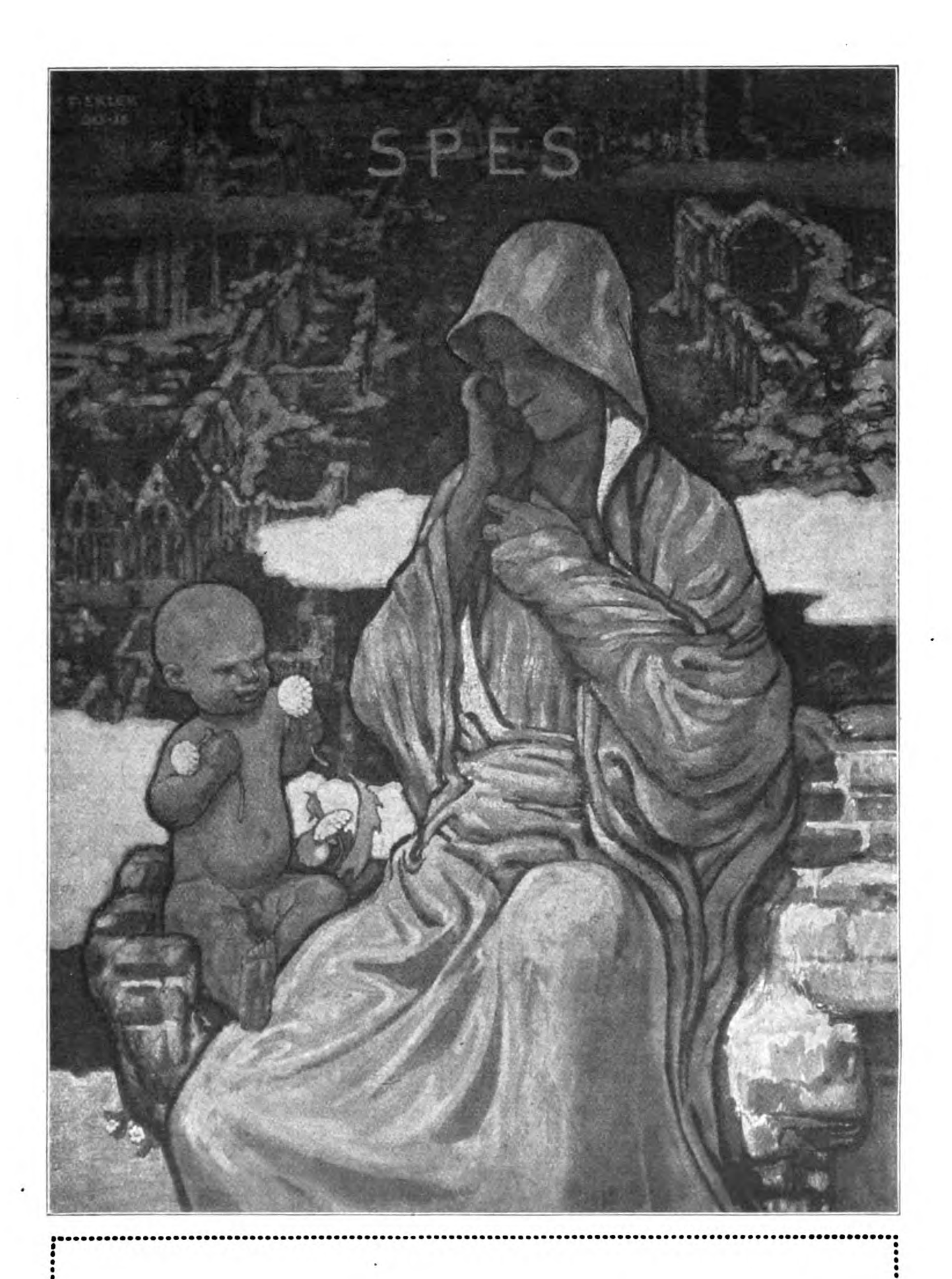
rauchgeschwärzten Ruinen und zersplitterten Baumleichen hat zarte Gemüter verletzt und ist ihnen zu grausig erschienen — die Leichenhaufen von Mann und Roß, die genrehaft angepackten Einzelszenen mit Toten, Sterbenden und Kämpfenden, die in ihren Anhäufungen die alte Kriegsmalerei charakterisierten — sie waren nicht das, woran sich jene Empfindsamen stießen. Diese haben nicht erfaßt, daß der Weltkrieg mit allen seinen Ungeheuerlichkeiten an Taten und Nöten mit jenen Mitteln nicht anzufassen war für den Maler, daß in ihm das malerische Schlachtgetümmel von einst nur Episode sein konnte, die sich wohl ereignete und wiederholte, daß aber das Kennzeichen für diesen Daseinskampf fast aller Völker unseres Erdteils immer wieder nur durch das Erfassen des einzelnen, des Menschlichen, gegeben werden konnte! Heute steht unser dorngekröntes, durch Leiden allerart erschüttertes Volk seltsam widerspruchsvoll den Ereignissen der Kriegsjahre gegenüber: mit aufgepeitschtem Haß, selbst gegen die opfermutigen Kämpfer, gegen die Führer, die das Unerreichbare nicht erreichen konnten, die einen; mit stumpfer Gleichgültigkeit die andern; andere wund und bitter im Ge-



Fahrendes Volk. Gemälde. 1913
(Brakls Kunsthaus, München)

müte, weil Haß und Torheit ihr Heiligstes entehrten, und wieder andere mit jener ethisch vornehmtuenden Ablehnung, die immer noch nicht begreifen will, daß kein Opfer zu groß heißen konnte, unserem Volke zu sparen, was ihm zugedacht war. Es wird aber eine Zeit kommen, wo die Mehrheit des wiedergenesenen Volkes den Krieg so ansieht, wie ihn Erler gemalt hat — als das unentrinnbare Verhängnis, gegen das der deutsche Mann sich bis zum letzten wehrte und wehren mußte, um den Ehrennamen Mann sich zu wahren. Gerade nach dem unglücklichen Ausgang des Krieges wird man Fritz Erlers Soldatenmalerei erst verstehen, wenn die Gemüter einmal wieder im Gleichgewicht sind. Wer sein deutsches Herz bewahrt hat in der Wirrnis der letzten zwei Jahre, muß freilich auch heute schon mit feuchten Augen vor manchem dieser Bilder stehen, durch die der Künstler Erler eine Dankesschuld abtrug und Würdigen ein Denkmal weihte.

Schon im ersten Kriegsjahr, im Oktober 1914, trieb es den Maler hinaus an die Front. Er fuhr mit den Freisinger Jägern nach Flandern, skizzierte und beobachtete in der Gegend von Lille, sah die Dulder und Helden bei Etain und Cambrai und an vielen anderen Orten in ihrem schweren, mit unerhörten Strapazen verbundenem Tun. Er lernte auch die Führer kennen im

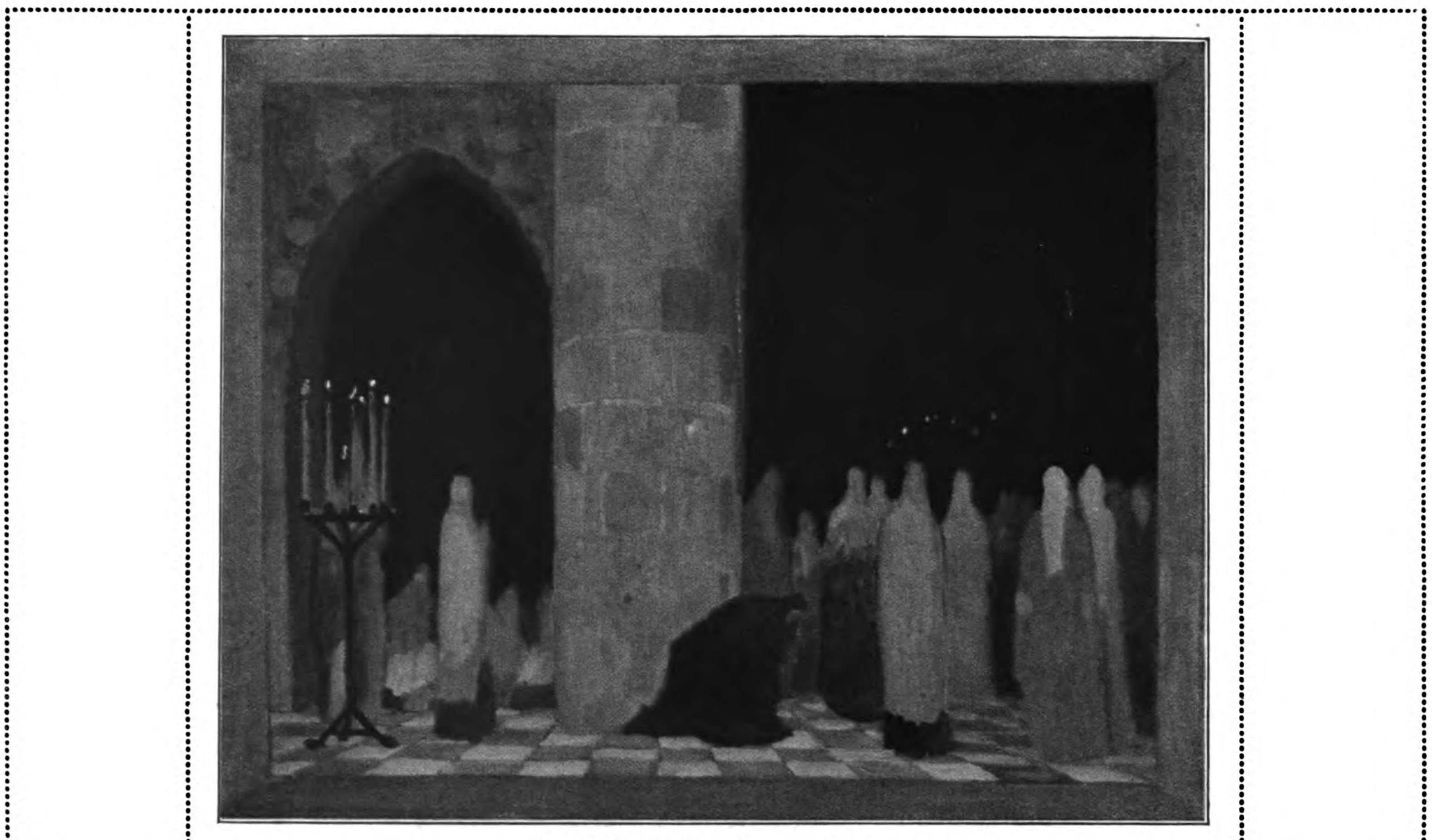


Spes. Gemälde. 1918

Quartier des bayrischen und des deutschen Kronprinzen und malte deren Bildnisse. Nicht in dem Stil, in dem Maler früherer Zeiten mit Bombast und großen Gebärden siegreiche Heerführer feierten — er gab auch sie einfach und phrasenlos, wie er in zahlreichen Gruppen und Bildnissen den einfachen Mann in Feldgrau geschildert hat als Typus des ganzen Heeres, dessen eiserne Widerstandskraft eine Welt in Bewunderung versetzte — bis Übermacht, Not und Verrat ihm den Rücken brachen. Die ersten Kriegsschilderungen Erlers wurden in der Heimat bekannt, als er die Originale jener prächtigen Mappe von Kriegsbildern ausstellte, die er zusammen mit seinem Freunde Ferdinand Spiegel herausgab. Da sah man schon, wie so ganz von neuer Seite er das blutige Drama angesehen, wie er nicht eine Synthese nach dem Modell studierter Einzelheiten, sondern unmittelbar die Frucht erschütternden Erlebens zu geben bemüht war. Und man spürte den Hauch seines alten romantischen Empfindens, seiner „gotischen Seele", seiner Liebe für das alte nordische Wunder, seltsam deutlich gerade in jenen Schilderungen, die den Uneinsichtigen so kraß realistisch vorkamen. Alle Erlerschen Gestalten und Stimmungen kommen ein wenig aus einer fremden Welt, ein Schauer des Geheimnisses umgibt sie gern, selbst das scheinbar realistische Porträt macht bei ihm da selten eine Ausnahme, auch das ist nicht ein Spiegelbild des Modells, sondern es empfängt Reflexe aus des Malers Phantasie, eine neue, eigene Wesenheit, die jene bestimmt. Und so geht es auch mit Erlers Kriegergestalten. So wenig er geneigt ist, die rassemäßig scharf erfaßten, oft knorrig derben Typen, die ihm ja auch von langjährigem Landleben im Frieden wohl vertraut waren, verschönen, veredeln zu wollen, so wenig realistisch sind sie im gewöhnlichen Sinn. Es ist ihr Schicksal mit in ihre Züge hineingemalt, ihr eigenes Erleben samt dem Erlebnis des Künstlers. Und nicht zuletzt darin liegt der hohe Wert von Erlers Kriegskunst und ihre Bedeutung für die Zukunft — die Zeit, da einmal alle, die in Frage kommen, die nötige Distanz zu jenem Ungeheuerlichen gewonnen haben werden, eine Distanz, die heute die einen schon vergessen, die anderen nie zu eigen gehabt haben!

In bunter Folge, wie sie eben ein gewonnener Eindruck eingab, hat Erler in kleineren Gouachen und wandgroßen Bildern festgehalten, was ihn ergriff: Grabenkämpfer, Grabenstürmer, abgekämpft und blutig im Kraftwagen von der Kampffront zurückgeführte Truppen, Verwundete in zerstörten Kirchenhallen, eine Ansprache vor dem Sturm von einer monumentalen Ruhe des Rhythmus und packend ausgedrückter fieberhafter Spannung, Reserven in Ruhe in zerschossenen flandrischen Ortschaften, Reserven vorrückend im Mondschein, eine Munitionskolonne in trostlosem Regen auf der Landstraße, Truppen nach dem Kampfe mit Krankenträgern und Verwundeten. Einzelfiguren von Offizieren und Mannschaften, ruhig wartend oder Handgranaten schwingend, von Ranken zerrissenen Stacheldrahts umgeben, einen Schläfer in phantastischer Holzkirche des Ostens, Arme und Elende oder veratmende Sieger der Unsrigen in zerschossenen Dörfern, eine ergreifende Gruppe von toten Engländern — der ‚Tod von Ypern' heißt das Bild; selbst vor einer anderen Art von Grausen schreckte sein Pinsel nicht zurück: er hat auch ein Lazarett für geschlechtskranke Frauen in der Etappe gemalt und auch daraus ein erschütterndes Drama des Kriegsschreckens gestaltet. Ein andermal wieder eine Gruppe gefangener Russen aus allen Gauen des Riesenreiches, einen Fliegerangriff, die Mole von Zeebrücke mit Fliegern und Marinesoldaten, vordringende deutsche Soldaten in einem östlichen Judenfriedhof — alles, was ein Kriegsmaler darstellen konnte, der ehrlich genug war, nur wirklich Geschautes wiedergeben zu wollen. Das Fremde spielt da nur gelegentlich eine Rolle, das Hauptthema des Malers bleibt immer das deutsche Gesicht, der kämpfende deutsche Mann.

Und das ist auch immer gegeben durch eine entschieden männliche, deutsche Kunst, wie diese von allem Anfang an typisch für Fritz Erlers Schaffen war. Deutsch blieb er einst in seiner Pariser Lehrzeit, die ihm nach Lehrjahren in der Heimat das Handwerkliche des Malers besser gab, als dies wechselnde Einflüsse deutscher Kunstschulen — Breslau, Berlin, München — vermocht hätten; mit deutschen Augen sah er die große, einsame Landschaft zerklüfteter Felsküsten der Normandie und Bretagne, die ihn zu großen, in seinem Gesamtwerk immer noch hoch zu wertenden Bildern die Anregung gaben, zur Bucht von Morgat, dem prachtvollen ‚Wiegenlied', Salas y Gomez, dem Seeräuber mit dem Meeressohn, dem eigenartigen großen Bilde ‚Lotos', mit dem er 1893 im Pariser Salon sich vorstellte usw. Was er in Paris malte, oder dann nach Rückkehr in die Heimat nach den in der Fremde gewonnenen Eindrücken fertigstellte, war schon durchweg monumental empfunden, wenn auch die flächige Malerei und der formale Stil, wie er ihn bald nachher aus-



Aus den Theater-Dekorationen zum „Faust“

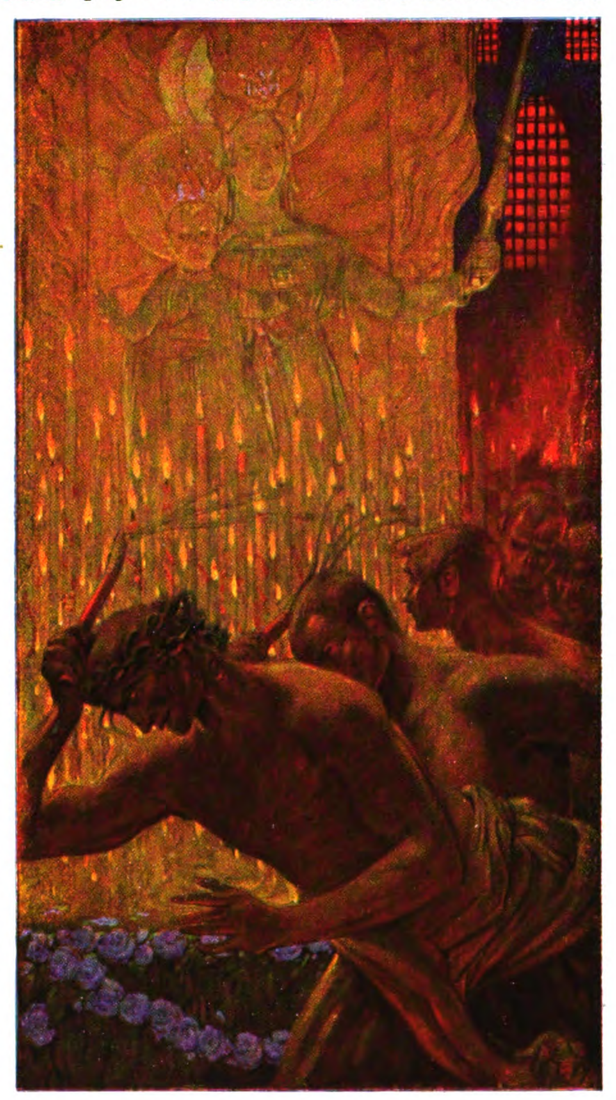


Die Pest. Linker Seitenteil eines Triptychons. 1899—1901

bildete, darin noch nicht jene bestimmte, stark ausgeprägte Form aufwies, die alle Werke Erlers seit dem Ende der neunziger Jahre auszeichnet. Die tiefe Sehnsucht zum Nordisch-Germanischen, die ihn nie verließ, offenbaren auch jene Erstlingswerke. Seinen persönlichen Stil auszubilden war besonders eine große Aufgabe geeignet, die er in den Jahren 1898 und 1899 in vollkommener Freiheit ausführen konnte, die Ausschmückung des Musiksaales in der Villa Neißer zu Breslau, dem er einen vielleicht für den gegebenen Raum etwas zu gedrängten, aber auch an fremdartiger Schönheit verblüffend reichen und phantasievollen Schmuck gab. Das prächtige ‚Scherzo' (Abb. S. 451) stammt dorther, und von der Art, wie er sich in den gotischen Geist — als Neugestalter, nicht als Kopist! — eingelebt hatte, erzählt der phantastische, von ihm modellierte Lampenträger aus jenem Saal (Abb. S. 449). Er hat hier für seine Monumentalmalerei unzweifelhaft viel gelernt und auch das Prinzip, das er später bei solchen Schöpfungen immer bestimmter entwickelte, schon durchgeführt: nicht plastisch, reliefartig wirken zu wollen, sondern sich der Fläche anzupassen und dann durch die sämtlichen Bilder eines Raumes einen bestimmten Akkord von wenigen Hauptfarben durchzuhalten. In Breslau beispielsweise setzte er seine Gestalten auf gelben Grund, ein helles Braunviolett, ein kaltes Zinnoberrot und Orange klangen damit zusammen. Eine gewisse mannhafte Herbheit der Malerei und strenge, nach Größe strebende Einfachheit der Formgebung kamen dazu und ein anderes: ein Weitabsein vom Herkömmlichen, eine erfinderische Eigenart, die doch niemals als kalt ausklügelnde Absicht empfunden wird.

Hier sei auch gleich Fritz Erlers anderer großer Monumentalarbeiten gedacht, die freilich zum Teil viel später vollendet wurden, so vor allem der fünf großen Fresken für das Wiesbadener Kurhaus, die ganz besonders seinen Ruhm begründeten und eine einzig dastehende künstlerische Tat bedeuteten in unserer Zeit, die damals der Malerei kaum mehr räumlich große Aufgaben zuzuweisen wagte. Wie Erler das abgebrauchte Thema der ‚Vier Jahreszeiten', dazu eine vermittelnde Komposition ‚Jugend und Alter', in neuem Geiste, großzügig und originell behandelte, braucht hier nicht mehr ausgeführt zu werden. Näheres ist in der im Verlage dieser Monatsschrift demnächst erscheinenden, illustrierten Monographie über den Künstler berichtet. Für die „Ausstellung München 1908" malte er einen Pavillon des Restaurationsgebäudes mit Wandbildern, die vier Elemente, aus — wieder ein alltäg-

licher Vorwurf mit unumschränkter Eigenart gestaltet — und dazu einen köstlichen Fries musizierender Putten, ferner zwei große, im Grunde für die Ausführung in Gobelintechnik gedachte Allegorien ‚Gold und Eisen‘. Weit mehr als Lebensgröße haben die Gestalten der drei Riesenbilder für den Festsaal des neuen Rathauses in Hannover — der ‚Sachsenreiter‘, der ‚Bürgermeister‘ und ‚Die arbeitende Stadt‘ — Allegorien auf die Welt der Vorzeit, des Mittelalters und der Gegenwart — der Gegenwart von damals, als Deutschland noch blühte und einig war. Für das Haus Meirowsky in Köln hat er schöne und bedeutsame Dekorationen geschaffen, unter denen besonders das große Bild ‚Die Lebensalter‘ mit seinen Seitenstücken von tiefstem Verständnis für die Aufgabe der Malerei in Verbindung der Architektur zeugt; für die Ausstellung der Münchener Zierkünstler in Paris vollendete er 1910 zwei große gobelinartige Wandbilder ‚Romantische Szenen‘, die einen Bibliothekraum schmückten, und schließlich hat er den großen Sitzungssaal im einzigartig schönen Gebäude der Münchner Rückversicherungsanstalt mit einer Reihe auf das Versicherungswesen bezogener Medaillons geziert und einem großen Wandbilde ‚Der Welthandel‘, von dem Abb. S. 463 einen Ausschnitt zeigt. Das ganze Bild schildert das Treiben in einem Handelshafen mit angekommenen und eben ausgebooteten Reisenden.



Die Pest. Rechter Seitenteil eines Triptychons. 1899—1901

Damit ist freilich die Reihe jener Erlerschen Bilder großen Formates, die den Ehrentitel „monumental“ verdienen, nicht erschöpft. Auch „Staffeleibildern“ gab er gerne große Ausmaße und einen entsprechenden malerischen Stil, der auf die Aufgabe, auf großen Wandflächen mit der Architektur eine Einheit zu bilden, zugeschnitten war. Eins der ersten davon — gemalt 1898 — war das Triptychon ‚Die Pest‘, deren Seitenflügel, ein Bacchanale und eine Flagellantenprozession hier (Abb. S. 458 u. 459) wiedergegeben sind. Im Mittelbilde schreitet der Dämon der Seuche durch eine verödete Stadt, nicht das übliche Gespenst aus dem Hofstaat des Todes, sondern ein bösartig lächelndes Weib mit halb asiatischem Schmucke, dem ein Flug Raben folgt. Die Seitenflügel schildern die Erscheinungen, die noch immer alles große Leiden und Sterben der Völker begleitet haben: den orgiastischen Taumel der Besinnungslosen, die den Tag nützen wollen, solange er ihnen noch lacht, und den düsteren Wahn der anderen, die durch Selbstzerfleischung eine beleidigte Gottheit versöhnen wollen, als deren Strafe sie das Leid ansehen, das sie erdulden müssen. Es soll auch heute noch vorkommen, daß in Zeiten schwe-



Frühling. Gemälde. 1920

rer Not die Haltlosen ihre Empfindungen in ähnlich widerspruchsvoller Weise austoben, in Orgien und Selbstgeißelung -- z. B. nach verlorenen Kriegen!

Zu Erlers monumentalen Staffeleibildern gehören ferner noch der ‚Graue Tag', die ‚Fremdlinge', die ‚Nordische Mutter', ‚Herbst', die ‚Sonnwendfeier', der ‚Einsame Mann' — aus späteren Zeiten, 1913 wie aus seherischer Eingebung gemalt, die ‚Belagerte Stadt' das ‚Fischeridyll', die drei großen Bilder, die der Künstler 1920 im Münchener Glaspalast sehen ließ, das ‚Mädchen im Frühling (Abb. S. 460), das nordisch-urzeitliche



Ansprache vor dem Sturm. Gemälde. 1915
Berlin, Nationalgalerie

Bild ‚Fischer' und die romantische ‚Begegnung'. Dekorative Werke kleineren Formates schuf er auch für das Weinhaus Trarbach in Berlin, auf Blau und Rot gestimmte Sinnbilder auf die beliebtesten Weinsorten; als die Bilder — ich glaube durch einen Brand — zugrunde gingen, hat er sie nach ganz veränderten Konzeptionen wieder hergestellt.

Abgesehen vielleicht von Werken seiner Frühzeit, die eben Malerei sein wollten in keinem anderen Sinne, als sie jeder gute Maler übt, in etlichen, noch in Paris gemalten Bildnissen, im ‚Schlittschuhläufer', dem spukhaften ‚Herbstabend' von 1893, ‚Jung Hagen und die Königskinder' nach dem Gudrunlied — ist Erler eigentlich immer in einem höheren Sinn „dekorativ" gewesen, d. h. er hat sein Bild jeweilig als Einheit mit der Wand gedacht, auf die es kommen sollte, und nicht als „Loch in der Mauer", durch das man in eine wesensfremde Welt hinausblickt. So ist in diesem Sinn auch die gewaltige Zahl seiner Bildnisse dekorativ und die kaum kleinere Reihe der Bilder einzelner Gestalten, Akte, Frauen jedes Typus, in immer wechselnder Umgebung, Gestalten, die oft durch die schlichteste Andeutung einer bedeutsamen Umwelt weit hinausgehoben sind über die zufällige Erscheinung, über das bloße Schönsein. Im Bildnis sucht Erler so ganz neue Wege und findet sie. Ein Meister der Form, gibt er ihnen immer starke Ähnlichkeit mit dem Original, die aber nie ein nüchternes Abschreiben der Wirklichkeit bedeutet, keinen Realismus anstrebt, der die dargestellte Person vor die Augen des Beschauers führen soll, als sitze sie leibhaftig im Rahmen, jeden Augenblick bereit, ins Zimmer zu springen. Auch seine Bildnisse sind so gemalt, daß sich die bemalte Tafel der Wand einfügt. Bald übt er dabei koloristisch die höchste Einfachheit, bleibt zeichnerisch, fast grau in grau, bald verleiht er den Bildnissen starke, immer wechselnde farbige Noten oder eine beziehungsreiche Umgebung. Sein ‚Domino' (Abb. S. 453), ein Porträt seiner Frau in kühnstem Farbenklang von Blau und Rot, ist ein Beispiel der einen, das Bild seiner Gattin im Pelzkragen (Abb. S. 464) eines der letzteren Art. Das Geheimnis, einfach und dabei nie gleichgültig zu sein, hat er gerade in der Bildnismalerei, einer der wichtigsten Seiten seiner vielseitigen Kunst, immer glänzend gelöst. Neben vielen Selbstbildnissen — das älteste, das ich kenne, ist schon über ein Vierteljahrhundert alt — hat er eine ganze Anzahl bekannter Persönlichkeiten konterfeit: mehrfach seinen Bruder Erich, bekanntlich einen ebenso eigenartigen als begabten Maler, den Fürsten Hatzfeld, den Dermatologen Geheimrat Neißer, die Dichter Gerhart und Karl Hauptmann, Pablo de Sarasate, Gustav Mahler, Richard Strauß u. a. Zur Musik hatte er ja immer innige Beziehungen. Er ist selbst musikalisch durch und durch, ein erfindungsreicher Improvisator auf dem Klavier, obgleich er nie „Musik gelernt hat" und, glaube ich, nicht viel nach Noten spielen kann. Eins seiner schönsten Bildnisse, die hierher gehören, ist das 1900 gemalte große Porträt einer jungen Dame am Flügel, auf dessen schwarz poliertem Deckel ein mächtiger Strauß weißer Rosen steht.

Als der Künstler jung und bereit, sich nach allen Seiten zu betätigen, 1895 nach München kam, brachte er in seinen Mappen neben Zeichnungen allerart — z. B sehr schönen Blättern nach Gottfried Keller — auch mancherlei kunstgewerbliche Entwürfe mit und beteiligte sich in den kommenden Jahren als ein Führender am Kampf um den neuen Stil, betätigte seine immer sprudelnde Phantasie in einer beträchtlichen Zahl schwarz-weißer und farbiger Zeichnungen für die Jugend, Werken, deren Bedeutung er selbst vielleicht heute unterschätzt, die aber in ihrer graphischen Schönheit und Originalität doch nicht wenig für seinen Genius sprechen, dessen freie Kraft sich auch in der Gebundenheit solcher Aufgaben voll bewährt. Er schuf einzigartige Plakate und Gelegenheitsblätter, Exlibris, die kleine Juwele sind — er ist auch zum Architekten geworden, als er sich sein Heim am Ufer des Ammersees baute, und auch dies Haus ist ein „echter Erler". Gelegentlich eines Schützenfestes in München stattete er für den Festzug eine goldschimmernde Gruppe ‚Das Glück' aus mit einem Glanz und Reichtum der Erfindung, wie sie auch in der — einstigen! — Festestadt München vorher und nachher nicht gesehen worden waren. Es war ein Märchenbild, so fremdartig zauberhaft, daß die Leute staunend den Atem anhielten, als Frau Fortuna mit ihrem Zuge vorüberkam. In gewissem Sinne war die Ausstattung dieser Gruppe eine vorbereitende Arbeit für eine andere Betätigung von Erlers Talent, die ihm hohen Ruhm neben einigem Widerspruch der Verfechter des Herkömmlichen bringen sollte: ich meine seine Arbeiten für das „Künstlertheater" in der Ausstellung München 1908. Er entwarf da nicht etwa nur die Kostüme für Faust und Hamlet, sondern er erfand einen ganz neuen szenischen Apparat, Raumgestaltung und Beleuchtungswirkungen für diese künstlerische Versuchsbühne und gestaltete das Technische,



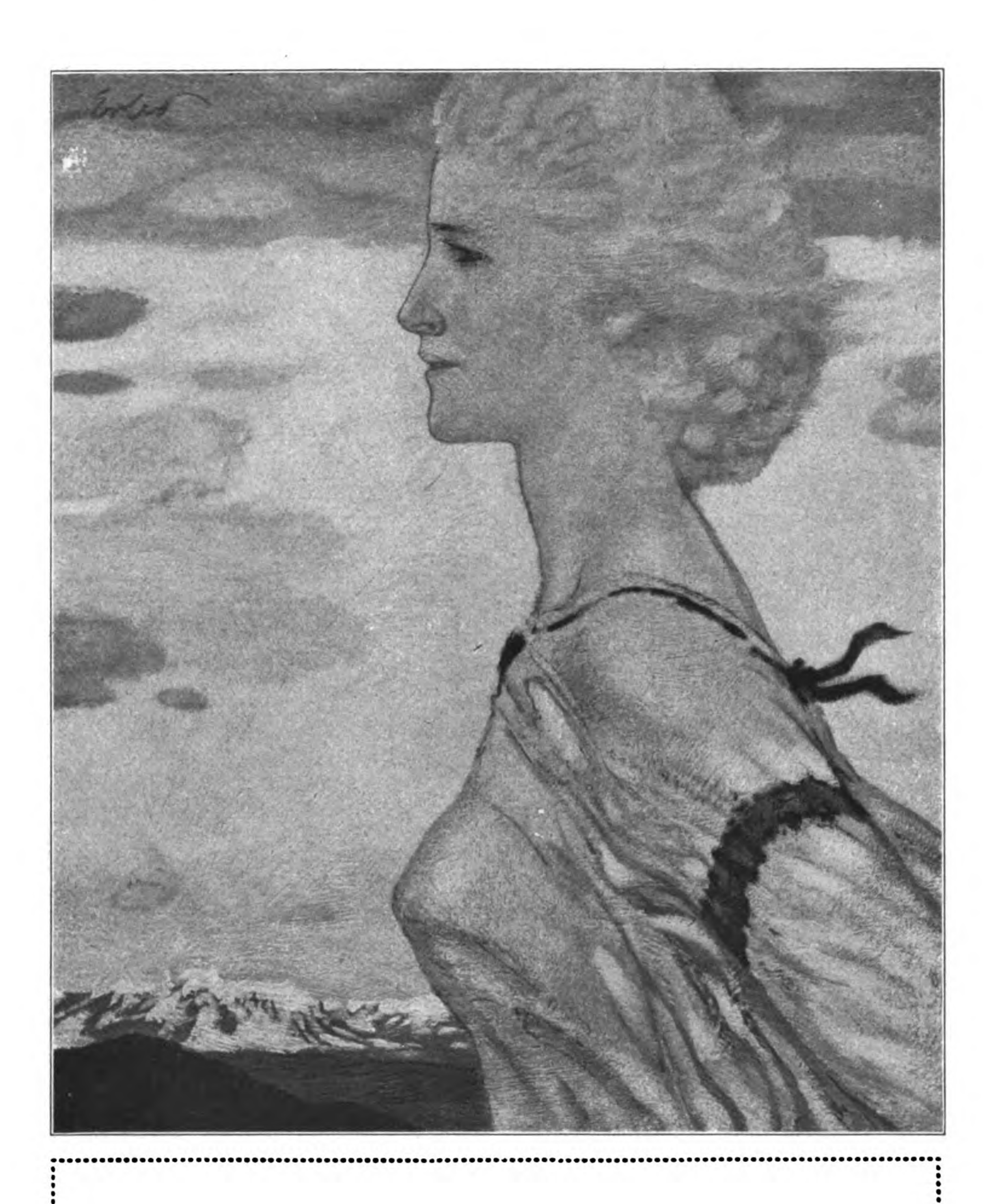
Ausschnitt aus dem Hauptfresko im Sitzungssaale der Münchner Rückversicherungsgesellschaft



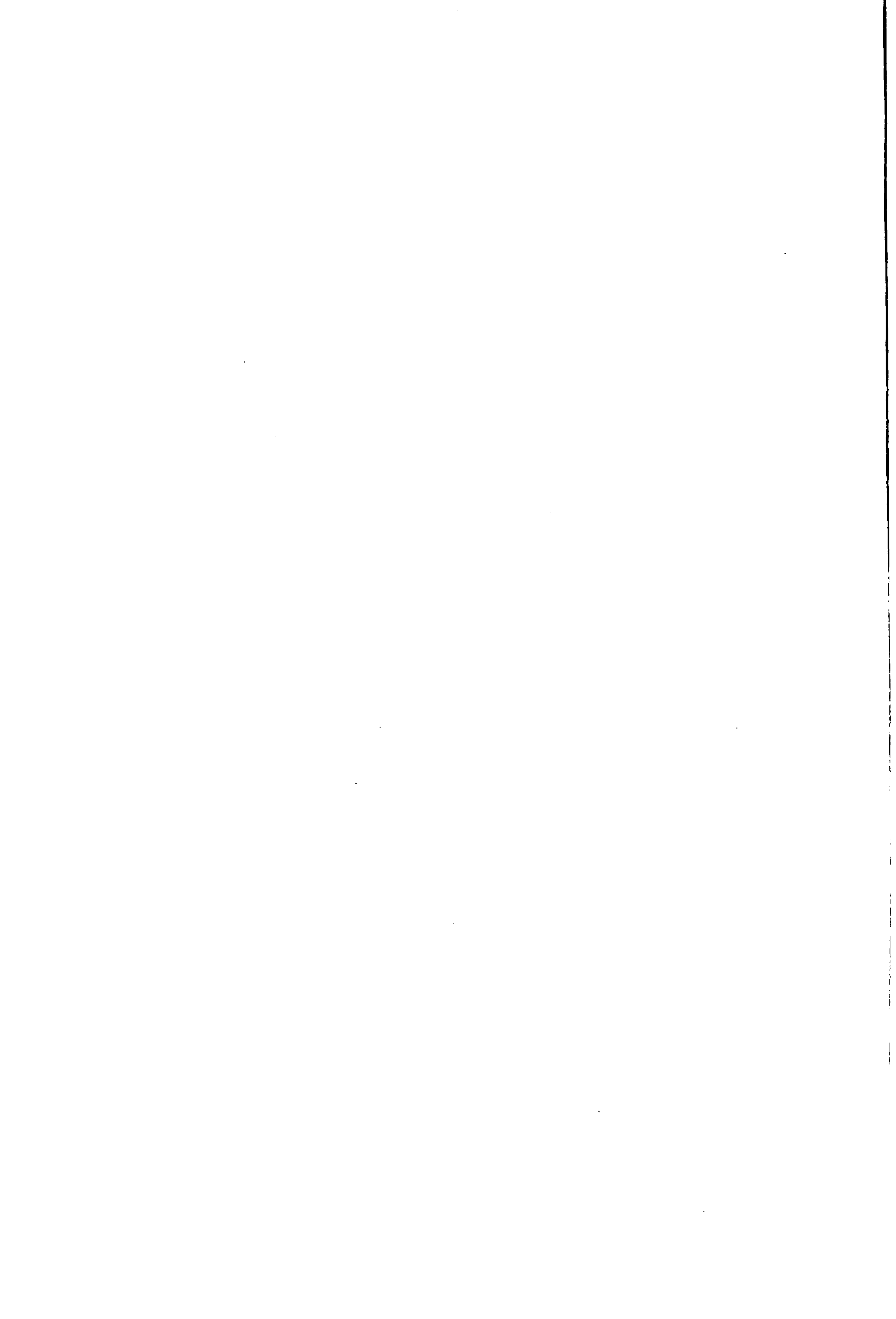
Bildnis der Gattin des Künstlers

die Ermöglichung raschen Szenenwechsels, eben so sicher und eigenkräftig, wie die Stimmung der Bühnenbilder, immer bestrebt, das Wort des Dichters durch eine einfache, vom Hauptsächlichen nie ablenkende Gestaltung der Szene zu höherer Geltung zu bringen. Das war nicht „neuartig um jeden Preis", aber neuartig in jedem Zug und in vielem so vollkommen, als sich eben Vollkommenheit auf jenem sehr beschränkten Bühnenraum gewinnen ließ. Das damals Geschaffene wirkt heute noch fort an vielen Bühnen — abgeschwächt freilich oft durch mangelndes Verständnis dafür, daß man da nichts Ungefähres, sondern ein Ganzes hinstellen muß — und behindert durch mangelnde Mittel. Erler hatte seine Aufgabe tief durchdacht und seine Meinung hat er auch in einem temperamentvollen Schriftchen schlagend vertreten. Denn schreiben kann er auch und wahrlich nicht schlecht!

So tritt uns in Fritz Erler eine künstlerische Persönlichkeit von so mannigfacher Ausbildung entgegen, wie sie unsere, auf Spezialistentum gerichtete Gegenwart nur selten hervorbringt, wie sie nur in den fruchtbareren Zeiten der Renaissance häufiger anzutreffen war: ein Künstler und Mann aus einem Gusse — und immer ein Mann, der weiß und kann, was er will!



Föhn
Gemälde von Prof. Fritz Erler
(Aus Brakls Kunsthaus, München)



Sie, die ich nicht kenne

Roman von Clara Ratzka

Vorspiel

Krause Geschichten um die schöne Yvonne

Nachklang

Vorspiel

Er kam täglich auf seinen Wanderungen an dem gelben Hause vorüber. Tiefgelb war es, von schwerem Grün eingefaßt. Es stand auf einer rasigen Höhe, die blumenlos war. Auf wuchtigem Sockel mit kleinen Fenstern stiegen zwei hohe Stockwerke empor, in deren Mitte ein sechseckiger Erker vorsprang. Auch der Sockel war sechseckig ausgebaut. Oben lief eine Galerie von Säulen, auf der rechts und links eine Urne stand. Überaus streng und vornehm sah es aus.

Es war hoher Sommer; kein blühender Busch sänftigte die Strenge. Das Grün schien hart und fast gleichfarbig zu sein. Es stand in großen, ebenmäßigen Rundungen und Zacken gegen den blauen Himmel, neben dem ockerfarbenen Haus und zu beiden Seiten der Rasenfläche.

An der weißen Villenstraße entlang lief ein steifes, tiefschwarzes Gitter. Das Tor war kaum vom Gitter zu unterscheiden. Wenn nicht die beiden gelben Säulen gewesen wären und der helle Weg neben dem Grün, man hätte es übersehen können. Es trug nicht die kleinste Verzierung, nicht einmal ein Namenschild.

Der Dichter ging oft drei-, viermal an dem Hause vorüber, zu verschiedenen Tagesstunden, aber er hatte niemals einen Menschen gesehen. Dennoch mußte das Haus bewohnt sein: hier und da sah man ein offenes Fenster. Einmal stand ein violetter Irisstrauß zwischen den leicht bewegten Gardinen. Es sah schwermütig aus und sprach von einer Frau.

Keines der reichen Häuser an der Ulmenallee hatte die Unnahbarkeit, die Einsamkeit des gelben Hauses. Die Allee war nur an einer Seite bebaut. Man sah von den Villen in den tiefer liegenden Stadtpark hinein, der sich hier draußen in die Natur verlor. Vor dem gelben Hause, jenseits der Straße, lag eine weitgedehnte Fläche mit wenigen buschigen Inseln.

Der Dichter wohnte in einer dörflichen Ansiedlung, drüben, wo Park, Feld und Wiese eins wurden. Wenn er zur Stadt ging, dann gab ihm dieses abgesonderte Haus seltsame Gedanken und Vorstellungen. Schon von weitem, von einer fernen Wegbiegung aus, sah er hinüber, betrachtete den Zug der Wolken über der Galerie, den Flug der Vögel, brachte sie in Verbindung mit

der Seele des Hauses, die in der Frau mit dem Irisstrauße leben mußte, er sah auf die blinkenden. Fensterflächen, und immer wieder erwartete er, daß sich irgend etwas Sonderbares ereignen würde. Aber daß alles genau so war, wie am Tage zuvor, das war der größte Reiz.

Wenn er vorüberging, verlangsamte er seine Schritte, er kehrte um, blieb stehen, zog einen Zweig herab, beobachtete einen Käfer, hob einen Stein auf — — Und eines Tages schritt eine Frau über die Rasenfläche. Er hatte nicht gesehen, woher sie kam. Sie ging schräg auf das Gebüsch zu, so daß er ihre Rückenlinie sehen konnte und das seitlich geneigte Profil. Der Kopf hatte etwas Tiefglühendes, der Körper war schmal und weich. Das helle Kleid umgrenzte einen bräunlichen Nacken. Das Haar und die Gesichtshaut schienen neben dem Weiß des Kleides dunkel getönt, südlich. Sie sah nicht zur Seite, ging in das Grün hinein und kehrte nicht wieder.

Der Dichter hatte sich so oft die Frau mit der Iris ausgemalt, ihre Schicksale, den Grund ihrer geheimnisvollen Abgeschiedenheit, daß sie fast wie eine Geliebte aus seinen Gedanken trat und vor ihm herwandelte. Ihr Anblick enttäuschte ihn nicht. Sie war schön, mußte auf eine besondere, abseitige Art schön sein. Ihn verlangte nicht danach, ihr Gesicht zu sehn.

In einer Wolke von Träumen wanderte er der Stadt zu, ging durch die belebte Hauptstraße und setzte sich an einen kleinen Tisch vor das Café Figaro. Er liebte es, hier zu sitzen. Der Kellner brachte ihm eine Schale Kaffee und Zeitungen Die Schulden des Dichters waren noch nicht so groß, daß der Kellner seine Höflichkeit vergessen hätte. „Ein wenig staubig heute," sagte er und wischte mit seiner fleckigen Serviette über die Blechplatte. Der Dichter sah ihn verloren an. „Ein wenig staubig, jaja," wiederholte der Kellner, „bei dem riesigen Verkehr — nicht zu verwundern."

„Ach, ich habe Ihnen etwas mitgebracht," sagte sein Gast plötzlich. Er zog lächelnd ein Paket aus der Rocktasche, die unförmlich aufgebauscht war. „Sagten Sie mir nicht, daß Ihr Junge Eidechsen sammelt? Er soll sie nicht quälen, hören Sie? Ja, ich weiß — auf den Springbrunnensteinen — in der Sonne — richtig. Und Fliegen fangen und Mücken." Er hatte mit seinen langen, empfindsamen Händen das Paket aufgewickelt und zeigte dem Kellner ein großes Glas, in dem zwei Eidechsen herumschossen, die dritte saß unbeweglich da, als wäre sie aus Metall. Und wieder lächelte er, was ihn sehr jung machte.

Seine blauen Augen verschwanden halb in einem langen, schmalen Schlitz, zwischen den sehr roten, vollen Lippen sah man die Zähne. „Sehen Sie nur, wie der Kerl sich verstellt." Er klopfte sacht an das Glas.

„Da draußen gibt's noch sowas," sagte der Kellner halb grämlich. Dann dankte er überhöflich, als besänne er sich schnell auf seine Pflicht und müsse etwas nachholen.

„Ich habe es sehr gern getan," sagte der Dichter unbefangen. Dann irrte er wieder ab, sah die Frau, das Haus, die Wolken, die wie große Kühe über eine Weide gezogen waren. ‚Keine Schiffe der Sehnsucht', dachte der Einsame, in liebenswürdige Ironie verfallend. Da er sich oft einziger Gefährte war, vertrat er bisweilen die Stimmen skeptischer Freunde.

Das lenkte ihn ganz zur Straße hin. Was nicht alles vorüberging! Dieses Paar da, die Mutter mit der steinalten, säuerlichen Tochter! Wie ausgegrabene Mumien. Sie trugen Kleider einer längst vergangenen Zeit. Die Mutter — diese Mutter, was mochte sie alles erlebt haben? Ihr Gesicht war wie eine gelbliche, tiefgefurchte Maske. Es war in einem ganz bestimmten Ausdruck überdeckter Kümmernis stehen geblieben. Wann? Seit wann wohl? Das Haar — ja, wie denn? Sie hatten beide das gleiche vielfach gewundene, grünlich-braune, moosartige Haar. Wer mit ihnen gehen könnte — in ihre Wohnung! Vielleicht legten sie sich in große Etuis ... Und diese prallen Eheleute. Der Mann mit der langen Berloque auf der hellgeblümten Seidenweste, mit dem starren Vorhemd, das hinausstrebte — nun patschte er wieder auf seine Brust — Gott, es saß und saß nicht. Die Frau wurde ärgerlich. Ihr Federhut vertrug das nicht. „Weshalb konntest du kein frisches Hemde anziehn?" sagte sie, den Tisch mit ihrer glorreich schwenkenden Hüfte streifend, „wir haben doch — —" Was mochten sie alles haben! Sie stampften einher, als ob sie alle Grazien in das Pflaster hineinhauen müßten.

„Schönheit? Unsinn. Ich sage dir, was schön ist. Schön ist ein runder, weißer — —" erklärte ein junger, stark aussehender Mensch seinem Gefährten ganz bestimmt, und es blieb dem Dichter überlassen, den Satz zu ergänzen, denn die Pneumatik eines Automobils platzte. Drei junge Mädchen blieben dicht vor dem Café stehen. Sie hatten sich untergefaßt und vor Schrecken gegenseitig in die Arme gekniffen. Die eine bog den Kopf zur Seite und sah die Tische entlang. Dann legte sie die Hand auf die graugrüne Blechplatte, ganz nahe neben die des Dich-

ters. ‚Hätte ich nur eine Blume‘, dachte er; so begnügte er sich damit, nochmals ihren Blick festzuhalten. Sie grüßte mit den Augen. ‚Fünfzehn, sechzehn Jahre. In was läufst du hinein?‘ Sogleich sah er ein Zimmer zum Hof hinaus, dürftig eingerichtet, alles noch sauber, gepflegt, und das junge Ding stand vor dem Spiegel, ließ ihr Hemd von den Schultern gleiten und betrachtete die seidigjunge Blüte. Sie fühlte ein sehnendes Zittern. Schritte im Flur. Sie läßt die Kleider ganz hinabsinken. Kommt niemand und sagt ihr ein gutes Wort? Nein, aber irgend jemand wird kommen, nicht heute, nicht morgen, doch bald; er wird ihr Zittern spüren — — ‚Man sollte ihr nachgehn, man muß es ihr sagen, er soll sie nicht nehmen — Ach Hunderte, Tausende gehen ratlos und glühend einher.‘

„Streichhölzer gefällig, Streichhölzer?“ Immer derselbe häßliche Junge mit dem grauen, dreisten Gesicht.

„Bist du schon wieder da? Scher' dich zum Teufel!“ Der Dichter riß eine Zeitung vor die Augen. Doch er legte sie bald zur Seite. Ein junges, geschminktes Weib, stupide, tierisch schön, mit abschätzenden, ermunternden Blicken, schleifte lässig den Fußsteig entlang. Zwei grünliche Kommis gingen witternd hinter ihr her. Eine Mutter mit straffer Frisur, einem Beamtenkleid und breiten Schuhen ließ ihre Mundwinkel fallen und schob ihre Tochter zur Seite. Sie würde niemals mit ihrer Tochter sprechen, auch sie nicht, und diese Tochter trug schon die Miene einer oft Enttäuschten.

„Na also, da hätten wir dich ja,“ sagte ein junger Mann, und seine Gefährtin nahm ohne weiteres den Kuchen von des Dichters Teller. „Komm mit, wir gehen zum Alten Krug; Rainer kommt, Schuschu und die andern.“ Das Mädchen versuchte, ihn vom Stuhl empor zu ziehen.

Da fiel dem Dichter ein, daß im Hintergrund aller Gedanken und Vorstellungen eine Frage ruhte. „Nein, Kinder, es geht nicht. Laß doch, Grete, beim besten Willen nicht.“

„Willen, was heißt Willen! ‚Draußen, mein Liebling, tanzet der Tag‘,“ begann sie zu singen.

„Aber ich habe heute etwas Wichtiges zu erledigen.“

„Das Pfandhaus ist geschlossen.“

„Viel wichtiger.“

„Also ein Mädel. Na, dann Glück auf.“ Sie schüttelten ihm beide die Hand.

‚Weshalb wollen sie mich mitnehmen? Man muß kommen. Sie müßten es wissen.‘

„Kellner, geben Sie mir bitte das Adreßbuch.“ Als er darin blätterte, fiel ihm ein, daß kein Schild am Tore stand und daß er niemals nach dem Namen gefragt hatte. „Kellner, Sie! Da steht ein Haus in der Ulmenallee, groß, dunkelgelb, ganz einfach, oben eine Galerie, kennen Sie das?“

„Oben eine Galerie?“ Der Kellner strich sein Kinn und faltete seine Miene angestrengten Nachdenkens. „Oben eine Galerie? Dunkelgelb? — — — Ganz richtig!“ rief er und zuckte in erfreute Beflissenheit hinein. Er hatte wirklich etwas gefunden. „Das ist doch das Maëllasche Haus.“

„Maëlla? Portugiese, Spanier?“

„I wo! Nicht daß ich wüßte. Übrigens, wenn der Mann Sie interessiert — drüben, gleich schräg vis-à-vis, auf der Terrasse des Edenhotels, da sitzt er fast jeden Tag. Mag vielleicht schon da sein. Groß, ein breites Gesicht, gut aussehend, hellgrauer Sommeranzug. Sie entschuldigen —“

‚Ihr Mann — vielleicht auch ihr Vater.‘ Der Dichter blätterte im Adreßbuch. ‚Maëlla, Josef, Holzgroßhändler. Man sollte so etwas niemals nachsehen.‘

Er stand auf, unentschlossen. Der Kellner kam wieder zurück. „Also, wie gesagt, Maëlla. Ich glaube, drüben sitzt er schon.“ Der Kellner drehte den Hals aus dem etwas weiten Kragen.

„Was ist er?“ Er verschärfte mit dieser Frage den faden Geschmack, den das Gelesene hinterlassen hatte. Der ewig sprechende Kellnermund sollte das Banale wiederholen, es gleichsam noch flacher machen. „Holzhändler — und Pferdeknopp.“

„Holzhändler, Herr, und Rennstallbesitzer,“ sagte der Kellner etwas ungeduldig. Der Dichter begann zu zahlen. „Also was ich schon sagte, da drüben, schräg vis-à-vis, da sitzen sie: Fabrikanten, Offiziere und die Pferdeknöppe. Der Maëlla steckt sie alle ein. Schwerreich.“

„Verheiratet?“

„So Stücker drei, vier Jahre — danke gehorsamst, danke ergebenst.“ Auf der graugrünen Blechplatte lag die Hälfte der alten Schuld, die neue Zeche und ein Markstück.

Der Dichter ging langsam über die Straße und an den Efeuwänden der Hotelterrasse entlang. Die Beschreibung war zu lose. Gut aussehend, breites Gesicht, heller Anzug — das paßte auf mehrere. Wie er noch so stand und wartete, auf nichts, auf einen Gedanken, auf etwas, das diese Stimmung zerstörte, kam ein hochräderiges leichtes Gefährt die Straße daher. Ganz rücksichtslos kam es herangesaust und hielt dann scharf vor dem Hotel. Auf dem Vordersitz saß eine Dame, sehr schlank, sehr grazil, in

einem engen, bastfarbenen Seidenkleid mit langer, über den Hüften glockig geschnittener Jacke, auf dem Kopf einen schwarzen Dreimaster mit blauer Kokarde. Sie sah geradeaus, mit ganz unbewegtem Gesicht. Die Farbe dieses Gesichts war grünlichbraun, der Mund groß und fest geschlossen, die sehr dunklen Augen waren wie bei einer Japanerin seitlich ein wenig in die Höhe gezogen, und auch die schmalen, ganz schwarzen Augenbrauen krümmten sich an den Schläfen nach aufwärts.

Der Diener, der Rücken an Rücken mit seiner Herrin gesessen hatte, nur ein wenig tiefer, war abgesprungen. Er hielt einen Brief in der Hand und wollte auf die Terrasse gehen. Doch ein Herr, groß, stattlich, in hellem Sommeranzug, kam barhäuptig bis zur Straße und nahm ihm den Brief ab. Dann trat er zum Wagen hin.

Der Dichter sah das gesenkte Profil der Frau: sie war am Nachmittag über den Rasen vor dem gelben Hause in das Gebüsch gegangen.

Atemlos betrachtete er sie.

Der Ausdruck ihres Gesichtes veränderte sich nicht, während sie mit ihrem Manne sprach. Sie sah auf das Pferd, sagte ein paar karge Worte, wippte mit der Peitsche und fuhr davon. Im letzten Augenblick sah sie über den Dichter hin. — — —

Manches Mal, wenn er des Abends nach Hause ging, hatte Licht hinter den verhangenen Fenstern gebrannt; jetzt wußte er, wer dort wohnte. Stundenlang konnte er an einen Baum gelehnt stehen und auf ein Schattenbild warten. Er spürte die Zeit nicht. Sie war so durchglüht von Inbrunst, daß er glaubte, die Sterne müßten feierlicher kreisen, die Sträucher, die Wiesengründe müßten keuscher duften, wenn er dieser Frau nahte. Viele Abende vergingen, an denen das Haus dunkel blieb. Dann bettelte er um Gnade. Ein einziges gnädiges Licht! Es kam ihm niemals in den Sinn, daß er auch die andere Seite des Hauses beobachten konnte. So wie er kam, vom Lande her, durch das blaubeschattete Sommergrün, durch Regenrauschen, durch verströmende Wogen von Erdgeruch und Sonnenwärme, so trug ihn das Geschick zu ihr hin. Eine abergläubische Scheu hielt ihn davon ab, ihr nachzuspüren. Kam sie, zündete sie ihre Lichter an, dann mochte Gott sie segnen; kam sie nicht, dann senkte er das Haupt vor der Dunkelheit, die sie umschlossen hielt. Sie ging nicht unter Menschen. Er wehrte dem Gedanken. Zwischen ihr und den anderen war keine Verbindung. Sie war nicht dieses Mannes Weib. Er erdrosselte jede Vorstellung. Er stand vor ihrer Tür, Tag und Nacht, Nacht und Tag. In dieser Zeit schrieb er seine schönsten Verse. Oder hatte er jemals früher — ? Nein, nur Iris.

⌘ ⌘ ⌘

Mit der Zeit besann er sich darauf, daß er ein Sparkassenbuch hatte. Zwar band ihn sein Wort an Tante Tamina Morrell, und es kam ihm vor, als ob ihre Kirschenaugen um alle Straßenecken blicken würden, aber man konnte zurückzahlen.

Er schob das Buch in seine Rocktasche und wollte zu einer Bank gehen. Dann fiel ihm ein, daß er an die Straßburger Städtische Sparkasse schreiben müßte. Das war wohl der richtige Weg. Es kostete viele zeremonielle Briefe, aber schließlich hatte er unglaublich viel Geld. Zehn Mark blieben als Samenkorn zurück.

Er ging in das erste Herrenbekleidungsgeschäft und wählte mit Geschmack und Umsicht einen dunklen Anzug, Wäsche, Schlipse und dergleichen. Seit er auf der Terrasse im Edenhotel gesessen hatte, so nah neben ihrem Manne, daß er jedes seiner Worte hörte, seinen Gesichtsausdruck studieren konnte, drängte es ihn, Herrn Maëlla kennen zu lernen. Ein merkwürdiger Mann übrigens. Er sprach so wie die Lebemänner in Feuilletons und zwischendurch sah er kindlich aus, mit einem Gemisch von Derbheit und Nächstenliebe. Er hatte ein rotes, sonnenverbranntes, angenehmes Gesicht, blonde Haare, einen kräftigen, kurz gestutzten Schnurrbart, eine stumpfe, gut geformte Nase, helle Augen, die minutenlang ganz starr blicken konnten, und einen freundlichen Mund. Wie der oberste Angestellte des gelben Hauses sah er aus. Bei seinen Freunden war er offenbar beliebt. Eines Tages hatte er allein an dem länglichen Tisch hinter der Efeuwand gesessen. Der Dichter, der alle erdenklichen Situationen lange vorher durchlebt hatte, stand auf, trat zu ihm hin und sagte: „Gestatten Sie gütigst, daß ich die Zeitung nehme?"

„Aber bitte, bitte. Sehr gerne." Maëlla hatte den jung und sehr eigenartig aussehenden Menschen schon oft heimlich betrachtet. Der Kellner kannte ihn nicht. Maëlla strebte in einer naiven Art aus dem Alltäglichen hinaus. Doch beschämte es ihn ein wenig. Er hätte gern in das Leben eines ganz andern Menschen, eines Mannes, hineingesehen, damit er begreifen lernte — — er mußte es doch einmal begreifen, was Dodo meinte, was sie vermißte. Gewiß, so wie dieser konnte er nicht dasitzen, so konnte er die Zeitung nicht halten, so hing ihm die Zigarette niemals zwischen den Lippen. Aber

darauf kam es wohl gar nicht an. Weshalb sagte sie es nicht? Und mit seinen Bekannten war es dasselbe. Sie hatte für niemand ein anerkennendes Wort. Aber sie lehnte auch nicht ab. Sie war immer gleich, heute wie vor drei, vier Jahren.

Der Dichter stand auf und brachte die Zeitung mit erlesener Höflichkeit zurück. „Entschuldigen gütigst — — Ihr Stall hat neulich Glück gehabt, wie ich sehe;" und nun schwamm der Dichter im uferlosen Unbekannten. Er hatte den Sprung gewagt; jetzt hieß es nur, sich irgendwie halten. Das Leben der Pferdemenschen war ihm vollkommen fremd.

Maëlla, dieser große Mann, erhob sich, knickte leicht in die Hüfte, stützte die Fingerspitzen der linken Hand gegen den Tisch, riß den Mund auf, klemmte ein Monokel ein und lachte leise knarrend, sehr ermutigend. „Sie interessieren sich für Pferde? Sehr begreiflich." Er verschluckte alle „r" und sprach die „a" und „e" fast wie „ä" aus. Und nun begann er ein langgezogenes, aus abgehackten Sätzen bestehendes Gespräch, das mit Fachausdrücken vollgestopft war. Der Dichter verstand nichts, machte höflich kleine Verbeugungen und fügte hier und da ein paar Worte ein. „Fäbelhäft, ganz fäbelhäft!" endete Herr Maëlla.

„Didier ist mein Name, Gaston Didier," sagte der Dichter. Er hatte sich das vorgenommen, und es verschlug nichts, wenn er die Vorstellung etwas unpassend anbrachte. Maëlla sah sehr gutartig aus.

„Franzose, wäs? Dächte längst, daß der Herr Ausländer ist."

„Ich bin Straßburger."

„Nä jä!" Er ließ das Monokel fallen. „Hälbe Franzosen. Liebe diese Menschen übrigens. War oft im Elsäß."

Da beide den Wunsch hatten, kam es dazu, daß Gaston Didier sich an den langen Tisch setzte, der bald mit den Fabrikanten, Offizieren und Pferdeleuten umgeben war.

Von diesem Tage an wechselten der Dichter und der Holzgroßhändler Höflichkeiten. Gaston Didier wurde nicht Stammgast. Soweit hatte Tante Tamina Morells Fürsorge nicht gereicht. Das hinderte Maëlla jedoch nicht, Gaston eines Tages anzusprechen, als er gedankenverloren vor dem Café Figaro saß.

Er hatte früh am Morgen Iris gesehn — so nannte er Maëllas Frau — der Gedanke daran war berauschend. Sie stand auf einer Brücke und sah in den Strom. Es war eine Holzbrücke, die durch das Alter und die Feuchtigkeit der letzten Tage große, dunkelbraune Flecke hatte wie von Samt und Leder. Frau Maëlla trug ein blaues Leinenkleid mit grober, weißer Stickerei. Es hatte straffe Linien, etwas Eckiges, Jünglinghaftes, und einen sehr großen, weichen Umlegekragen, den der Wind sachte hob und bauschte. Von Zeit zu Zeit griff sie hin, um ihn zu glätten. Dann lag ihre braune Hand, ohne Handschuh, ohne Ring, fest und schlank auf dem leuchtenden Weiß. Der Hut hing an ihrem Arm. Sie war offenbar so, wie sie ging und stand, aus dem Gartentor in den Park gegangen und von dort weiter. Den einen Fuß hatte sie auf das Geländer gesetzt. Der steife Rock lag faltig über dem Knie, das Bein, das auf der Brücke stand, bis zur Wade hinauf freigebend. Es war vollkommen schön geformt. Als sie Gaston kommen hörte, änderte sie die Stellung nicht.

Gaston glaubte unsicher zu gehn. In Wirklichkeit beschleunigte er seine Schritte und ging geradeswegs auf sie zu. Er wußte es nicht. Als er so nah war, daß er sie berühren konnte, erschrak er und lehnte sich nun auch an das Brückengeländer, unfähig, weiterzugehen. Aber er richtete es so ein, daß die Entfernung zwischen ihnen immer größer wurde. Frau Maëlla sah ihn von der Seite an, sie kannte ihn sehr gut. Sie wußte es, daß er sie nicht ansprechen würde; sie wäre aber auch stehen geblieben, wenn er es getan hätte, sie war zu stolz, um auszuweichen. Er sollte gehn und er würde gehn.

Das dauerte länger, als sie gedacht hatte. Der Dichter war in einer maßlosen Verzückung. Er spürte den Duft, der von ihr ausging, ein zartwarmer Hauch über dem Wasser, er genoß ihre Atemzüge, ihre leisesten Bewegungen, und so wie es einmal war: hier auf der Brücke, in der grünen Einsamkeit, konnten ihre Gedanken ihm gar nicht ausweichen. Er fühlte, wie sie zu ihm hinkamen, sehr kühl, sehr zerbrechlich, aber sie mußten kommen; er umschloß sie mit grenzenloser Dankbarkeit. Und wenn er jetzt fortging: sie konnte ihn nicht vergessen. Sie hatten eine ganze Weile nebeneinander auf der Brücke gestanden, allein, schweigend. Jede Frau fühlt Bewunderung; sie mußte um seine heiße Ergebenheit wissen.

Als er sich langsam vom Geländer löste, dachte er nicht daran, ihr zu folgen. Die Huldigung schien ihm größer, wenn er jetzt nichts anderes mehr in seine Blicke aufnahm. Er ging gesenkten Hauptes zurück.

Frau Maëlla dachte, wie schade es sei, daß sie diesen jungen Menschen niemals kennen würde. Unzählige Male hatte sie ihn gesehn. Sie kannte seinen Schritt, wenn er am Abend langsam, immer wieder, an

ihrem Gartengitter entlang ging. Sie lag in einer Hängematte im Gebüsch und lauschte. Blieb er stehen, so lächelte sie, ging er weit fort, dann rief ihr Wunsch ihn zurück. Bisweilen, in der Nacht, lehnte er an einem Baume. Dann sah sie ein Stück seiner Silhouette. Sie mußte über den Flur gehn und durch ein großes dunkles Zimmer, aber hin und wieder kam eine Stunde, die sie zwang, auszuspähen, ob er wartete, der Schlanke, dieser Einsame, der nie in der Gesellschaft andrer kam. Wenn sie ihn sah, überlief sie ein wohliges Gefühl. Dann ging sie zurück und schlief wie von weichen Händen gestreichelt. Aber über die Schwelle ihres Hauses würde er niemals kommen. —

Sie sah ihm nicht nach, als er gesenkten Hauptes fortging, sie wandte sich dem Park zu und dachte an die Seltsamkeiten der Liebe. —

Und an diesem Tage, der den Dichter völlig berauscht hatte, kam Maëlla in das Café Figaro und setzte sich zu ihm an den kleinen Tisch.

„Sie lässen sich selten blicken, Herr Didier, bißchen längweilig für Sie drüben, hm? Darf ich?“ Er nahm einen Stuhl, hob den Zeigefinger und fixierte den Kellner. „Eis!“ Dann wandte er sich ganz dem Dichter zu. „Fäbelhäft heiß übrigens.“ Und wie Gaston ihm in die Augen blickte, sah er den großen Jungen, der in dem Holzhändler steckte, und er hatte fast Mitleid mit ihm.

„Ja, sehr heiß, aber draußen bei Ihnen muß es an solchen Tagen köstlich sein.“

Maëlla wunderte sich nicht, daß Gaston sein Haus kannte. „Kühl und groß, das ist es.“

„Sehr schön — und die prachtvolle Lage.“

„Ja, sehn Sie,“ Maëlla beugte sich zutraulich vor, „ich konnte mich schlecht därän gewöhnen, hätte drei Häuser weiter den hübschen Rokokobau, äber meine Frau — Sie verstehen: ce que femme veut — Sie verstehen.“ Er zerquetschte das Eis. Gaston konnte nichts sagen. „Sie kennen die Gegend?“ Er riß den Mund auf und warf das Monokel ins Auge.

„Sehr gut. Ich wohne selbst da draußen. Aber viel weiter. In der Kolonie.“

Maëlla sah ihn aufmerksam an. „Dächte auch gleich: den jungen Mann mußt du schon irgendwo gesehen häben.“ Er rückte noch näher heran. Gaston trug sein altes, blaues Jäckchen. ‚Da könnte man ja endlich mal aus seinem Zwang heraus‘, dachte Maëlla und lachte kurz und knarrend. Mit einem Male ließ er den ganzen Plunder fallen. Er lehnte sich mit beiden Armen auf den Tisch. „So, jetzt rauchen wir eine feine Zigarre,“ sagte er ganz ungezwungen. „Das schlabberige Zeug lasse ich stehen.“ Er sprach das „a“ und das „e“ wie andre Leute, und selbst die „r“ kamen ein wenig deutlicher heraus. Er hielt Gaston sein halbgefülltes Etui hin. Der griff zu. Der Mann der Iris? Unmöglich!

„Wissen Sie,“ fuhr Maëlla gut gelaunt fort, „ich habe heute Zeit — die Masse! Meine Frau ist nämlich verreist. Sie ist nach Tirol gefahren.“

„Wieso?“ Gaston beugte sich entsetzt vor.

„Ja, wieso? Das mögen Sie wohl fragen. Sie macht das so —“ und er schwenkte leicht mit der Hand hin und her, — „so wie gar nichts. Mittags sagt sie: Jost, ich verreise, nachmittags ist sie auf und davon, und in ein paar Tagen ist sie wieder da. Überhaupt — na!“ Er machte ein paar lange Züge an seiner Zigarre, legte den Kopf zurück und sah zum Himmel hinauf, mit einem Ausdruck, als wollte er sagen: ‚Eine großartige Frau!‘

„Und wohin in Tirol, wenn ich fragen darf —“

„Oh, weshalb nicht?“ unterbrach Maëlla die zögernden Worte. „Meine Frau ist zu ihren Eltern gereist. Sie wohnen auf einem Gut nicht weit von Bozen.“ Seine Augen wurden minutenlang starr.

„Eine ziemlich weite Reise.“

„Jawohl, jawohl. Weite Reise.“ Er lächelte. „Aber nicht für meine Frau, verstehn Sie? Die kennt keine Strapazen. Die hätten Sie sehen sollen, vor vier Jahren, als Bergsteigerin. Heute macht sie es noch genau so. Wie gesagt, möglich, daß sie in drei, vier Tagen wieder heimkommt. Ich habe Zeit — die Masse.“ Er lehnte sich auf den Stuhl zurück und wippte ein wenig.

„Wissen Sie was, Herr Maëlla, dann lassen wir doch das Café Café sein. Es ist eine stickige Luft in der Straße. Wir wollen zu Fuß durch den Park gehen, ich begleite Sie.“

„Gerne,“ Maëlla erhob sich und zupfte seinen Anzug zurecht, „ich muß nur eben dem Kutscher abtelephonieren.“

Gaston rief nach dem Kellner. Es war zu merkwürdig; verlockend war es, mit diesem Mann, der täglich um Iris war, durch den Park zu gehn und zu plaudern.

Solange sie durch die Straßen gingen, sprachen sie nicht viel. Gleich bei der ersten beschatteten Bank aber blieb Maëlla stehn und machte eine einladende Bewegung. „Setzen wir uns, Herr Didier. Und gestatten Sie mir eine Frage“ — er machte es sich bequem — „was für einen Beruf haben Sie?“

„Ich bin Schriftsteller.“

„Schriftsteller? Oh! Politisch, wissenschaftlich, literarisch?"

„Ich befasse mich mit der Literatur."

„So so. Da bin ich nun — na — recht unbewandert. Haben Sie denn irgend etwas herausgegeben, ich meine veröffentlicht, ein Werk oder so?"

‚Hin und wieder erscheinen Gedichte von mir,' wollte Gaston sagen, aber er fand es unmöglich, davon zu sprechen. „Nein, Herr Maëlla," sagte er frisch und entschlossen, „ich habe meine besonderen Grundsätze." Er nahm Maëllas Ton an. „Was sollen die Läppereien? Man macht es mit einem Schlage, oder man schafft es nie."

„Sehr richtig. Sie sind mein Mann!" Er wandte sich Gaston voll zu, suchte nach seinem Monokel und ließ es wieder fallen. „So habe ich es auch gehalten, verstehn Sie? Nichts im kleinen. Bei dem Holzgeschäft, da springt man hinein, man weiß nicht wie. Man muß es riskieren. Ich war ein junger Kerl, verstehn Sie? War in so einem Geschäft, und ich sah doch, wie der Hase lief." Er machte eine Bewegung mit den Händen, als ob dieser Hase eben jetzt über das Gras hopste. „Aber das meinem Alten begreiflich machen! Na, das war ein Stück Arbeit. Schließlich hatte ich losgeeist, was ich brauchte. Es wurde ihm sauer, dem alten Herrn. Und was sagen Sie?" Er sah Gaston mit fröhlich aufgerissenen Augen an. „Der erste Schlag. Gleich der erste Schlag!" Er hatte beide Hände auf die weit auseinanderstehenden Knie gestützt. „Sie haben ganz recht," er klopfte Gaston leicht auf den Arm. „Bleiben Sie dabei."

Maëlla hatte gar keine Vorstellung davon, wie Gaston Didier es etwa anstellen würde, um zu diesem Schlage auszuholen, aber der Grundsatz, das war die Hauptsache. Schließlich dachte er, es war ja seine Sache nicht, ein ganz abseitiges Unternehmen, aber der sympathische junge Mensch würde es schon wissen. Ganz besonders gefiel ihm der etwas abgetragene, glänzende blaue Rock seines Freundes. So, genau so, war auch er früher einhergegangen. Er hätte es ihm gerne gesagt, er fühlte sich überhaupt ganz losgebunden, aber er fürchtete den jungen Mann zu kränken. Übrigens ein hübscher Kerl. Und bei diesem Gedanken fielen ihm die Frauen ein.

„Sie sind natürlich Junggeselle. Dreiundzwanzig, vierundzwanzig, was?" Er sah Gaston mit äußerstem Wohlwollen an. Wo fand er je einen Menschen, bei dem er herzhaft sagen konnte, was er wollte!

„Junggeselle und dreiundzwanzig Jahre."

„Genau so alt wie meine Frau. Und was glauben Sie, wie alt ich bin?" Er richtete sich auf und zupfte wieder an seinem Rock.

„Dreißig," sagte Gaston aufs Geratewohl. Iris war so alt wie er. Er sah sie wieder auf der Brücke stehn, sah ihre etwas schräg stehenden Augen auf sich gerichtet.

„Achtunddreißig! Na, was sagen Sie?"

„Vorzüglich." Er fühlte, daß er sich verwirrte. „Ist — ist — die gnädige Frau Österreicherin?"

„Nein. Sehen Sie, das haben Sie richtig bemerkt. Nicht wahr, man sieht ihr das Besondere an?"

„Ich kenne Ihre Frau Gemahlin nicht." Es war fast ein Zwang, das zu sagen.

„Gewiß, richtig. Woher sollten Sie meine Frau kennen? Ich dachte nur — weil sie so viel hier herumkutschiert. Kommen Sie, wir wollen ein Stück weitergehn, es ist schon ganz erträglich."

Maëlla hatte das Bedürfnis, von seiner Frau zu sprechen. Bei seinen Freunden tat er das nie. Und so im Wandern war es leichter. „Sehen Sie — meine Frau — man kann sie nicht gut Österreicherin nennen. Sie hat eine mexikanische Mutter. Man sieht es meiner Frau an. Wir Deutschen, verstehen Sie, wir haben nun mal den Hang zum Fremdländischen. Als ich meine Frau zuerst sah — ich sage Ihnen, ich war frappiert. Dunkel, sehr dunkel, auch die Haut, und dann alle Bewegungen — na!" Er klopfte die Asche von seiner Zigarre ab. Seine Augen wurden wieder starr. „Also wie gesagt, dreiundzwanzig Jahre ist sie jetzt, damals noch keine neunzehn. Und Sie müssen bedenken, diese Frauen, die Südländerinnen —" ‚reifen früher,' wollte er sagen, aber es hielt ihn etwas zurück — „die Südländerinnen sind besonders schön in diesen Jahren. Na — übrigens, ihre Mutter ist heute noch eine schöne Frau ... Ja, was wollte ich Ihnen nun erzählen? So so. Also ich kam auf das Gut. Als Holzhändler, müssen Sie bedenken. Das ist nicht immer angenehm. In diesem Falle war es recht prekär. Ich hatte sie gleich gesehn, sie begleitete ihren Vater. Die Sache zog sich etwas hin, man war oft beisammen — und wie das dann so kommt, nicht wahr?"

Er wartete auf keine Antwort, sah vor sich hin und wurde zerstreut. So gingen sie eine Weile. Plötzlich blieb Maëlla stehen, faßte Gastons Arm und sah ihn dringlich an. „Wenn Sie mir das sagen könnten! Sie sind doch ein Künstler sozusagen. Was verstehen Sie unter dem Primitiven?"

Gaston sah alles vor sich, begriff, was diese Ehe zusammengefügt hatte — „Unter dem Primitiven? Ja, wieso, auf welchem Gebiet?"

„Überhaupt."

„Es ist das Erste, das ganz Einfache —"

„Und sind Sie vielleicht auch der Meinung, daß es auf allen Gebieten — Sie redeten ja gleich davon — etwas Erstes, Einfaches gibt, das andere, sagen wir: kompliziertere Naturen schwer ertragen? Daß andre etwa dort anfangen zu genießen, sich zu freuen, Anteil zu nehmen, wo unsereins nicht hinlangt? Halten Sie das für möglich?"

„Nicht nur möglich, das ist Tatsache." Sie waren stehen geblieben.

„Wenn ich da nun mal etwas spezialisieren darf; es soll Frauen geben, denen die Mutterschaft zu primitiv ist —"

„Ich habe so etwas gelesen — —"

„Gelesen, jawohl. Ganz richtig. Ich kann mich nur nicht mehr genau besinnen. Tut ja auch nichts zur Sache. Überhaupt das ganze Eheleben."

„Ja, aber das soll gar nicht selten sein. Ich glaube, daß wir Männer wirklich einfacher in diesen Dingen sind. Ich als Schriftsteller kann nur sagen: ich finde es durchaus wünschenswert, daß Frauen einmal offen darüber schreiben." Gaston war heiß bemüht zu verhüllen. Es kam ihm vor, als müsse er ein dichtes schwarzes Tuch, das jeden Laut, jede Farbe erstickte, um die Worte dieses Mannes legen.

„Sie mögen recht haben." Maëlla ging weiter. Die Spannung in seinem Gesichte ließ nach. Seine Gedanken gingen wieder zurück zu dem Gut, zu dem Tag, an dem er seine Frau kennen lernte. „Sehn Sie, ich hatte Glück," sagte er aufatmend. „Und was glauben Sie, was mir Glück brachte? Mein Name. Man sollte es nicht für möglich halten. Die Mutter meiner Frau hat eine wahre Abneignng gegen alles Germanische, und ich — na, sehen Sie mich an. Bin ich ein Germane oder bin ich es nicht?"

„Durch und durch."

„Irgendwann, weiß Gott wo, ist mal was Fremdes durch unsere Familie gegangen, oder der Name kann auch einfach verquatscht sein. Das glaube ich noch am ersten. Müller hießen wir, ganz einfach Müller, das glaube ich," und er stieß mit dem Stocke auf. „Dieser Müller, der Vorfahr, verkehrte vielleicht mit Ausländern, war mal draußen, und das ist doch Grund genug, daß ein Deutscher seinen Namen fremdländisch zustutzt. Also sagen wir Joseph Müller. Schön. Damit wäre ich nicht weit gekommen. Aber Maëlla, verstehn Sie? Das gefiel meiner Schwiegermutter. Die romanische Kultur, das war's... Gott, eine nette, eine sehr nette Frau, meine Schwiegermutter. Ich kann ihr nur dankbar sein. Wirklich."

Weshalb konnte der Mann nicht von etwas anderm sprechen? Vom Holzhandel, von den Pferden, ganz gleich. Die Stolze, die Ferne — würde sie erlauben, daß er so sprach? Aber der Mann konnte es ja nicht wissen, daß er, Gaston, all sein Denken und Fühlen Tag um Tag unter ihre Fenster trug, kaum bis zu ihr hin.

Nur heute, auf der Brücke, heute hatte er dicht vor ihr gekniet. Ihren kühlen, zögernden Gedanken hatte er beide Arme entgegengebreitet, und sie mußten kommen. Ganz steil hatten sie vor seiner Brust gestanden. Er hatte nicht gewagt, sie zu liebkosen.

„Ja, Herr Maëlla, da sind wir nun fast an Ihrem Gartentor. Ich biege hier ab. Es ist eine Abkürzung. Verzeihen Sie, mir fällt ein, daß ein wichtiger Brief für mich angekommen sein muß. Ich werde ihn heute noch beantworten. Verzeihen Sie."

„O bitte. Macht gar nichts. Es war mir ein Vergnügen. Wirklich, ein großes Vergnügen. Und halten Sie sich dahinter. Ein ganz richtiger Grundsatz: alle Briefe prompt beantworten. Aber erst eine Nacht beschlafen! Verstehen Sie? Besonders wenn es eine Entscheidung gilt. Mindestens eine Nacht. Hat mich sehr gefreut." Mit der einen Hand hob er den Hut, die andre streckte er Gaston hin. Er sah liebevoll auf das glänzende, etwas abgetragene Röckchen. —

Schon am nächsten Tage stand er wieder vor dem Café. „Mein Wagen wartet an der Ecke, heute fahren wir. Wir machen einen Umweg."

Gaston sah ihn von unten herauf prüfend an. Er war sitzen geblieben. Der Mann hielt es offenbar für selbstverständlich, daß er seine Einladung gerne annahm. „Ich weiß nicht recht —" Gaston zog seine Uhr.

„Haben Sie den Brief geschrieben? Ist er fort? Aber ich will Sie nicht stören. Vielleicht wollen Sie in der Stadt bleiben."

„Nein, das nicht." Gaston sah sein Zimmer, das geöffnete Fenster mit den roten Gloxinien und dahinter das blaue Land mit wenigen zuckenden Lichtern, dachte an seine Arbeit —

„Na, wenn Sie nichts Besonderes vorhaben, dann fahren wir, was? Wir könnten gerade noch auf einen Sprung in meine Wohnung gehn — mein Wagen kann Sie ja nach Haus bringen — da zeige ich Ihnen etwas. Es würde mich freuen, verstehn Sie? Ich möchte Ihr Urteil hören. Sie sind doch gewissermaßen Künstler, nicht wahr? Ich habe da meiner Frau ein Bild gekauft. Zur Überraschung. Kommen Sie!"

Gaston war aufgestanden. In das gelbe Haus gehn, in ihre Räume — oh ja. So



Landkartenzimmer in der „Albertina“ zu Wien. Gemälde von Alois Hänisch

fuhren sie denn durch die Stadt und in weitem Bogen um den Park.

Nun kam es dem Dichter doch wie ein Verrat vor. Er bemächtigte sich hinterrücks ihrer Atmosphäre, schritt in den Spuren ihrer Füße, berührte mit seinen Händen, was sie gehalten hatte.

Er war sehr wortkarg, ließ sich von Maëlla unterhalten. Er beachtete es kaum, als sie durch ein großes Tor die Auffahrt hinauffuhren. Das Haus bot denselben Anblick wie vom Park aus, nur daß hier statt der Rasenfläche ein mit breiten Platten belegter Vorplatz war, in dem ein großes, eckiges Bassin ruhte. In der Mitte des Wassers stand eine prachtvolle, ganz weiße Jünglingsstatue.

Als Maëlla sah, daß Gaston sie betrachtete, sagte er: „Das hat meine Frau ausgesucht," und mit emporgezogenen Augenbrauen fügte er hinzu: „Die Figur ist noch zu hell — muß sozusagen noch Patina bekommen."

Gaston sah ihn von der Seite an. Dann gingen sie durch eine vollkommen weiße Halle. Säulen und große Blattpflanzen, das war die einzige Unterbrechung. An der Mitteltür stand ein Diener.

„Nein, hierher," sagte Maëlla, „in das Zimmer meiner Frau." Er ging voran und öffnete die Tür.

Eine Goldflut kam ihnen entgegen. Die Wände waren mit großgemusterter gelber Seide bespannt. Auch der Bodenbelag war fast gleichfarbig gelb, sehr dick und weich. Hier und da farbige Perserteppiche. Die Möbel, groß in den Formen, waren von schwerem, tiefrotem Mahagoniholz. Die Bezüge hatten nicht die gleiche Farbe, doch war ein wohltuendes Blau vorherrschend. Viele Kissen, Brokat, Blumen, und an der Hauptwand eine unverglaste Bibliothek. Es hingen wenige, ziemlich dunkle Bilder auf den gelben Flächen. Das neu gekaufte Bild, ein Waldinneres, kräftig goldgrün in glänzendem Barockrahmen, lehnte an einem Sessel.

„Sehen Sie, Herr Didier, da ist es. Von hier aus können Sie es am besten sehn." Er zog ihn an eine bestimmte Stelle, richtete ihn förmlich aus. „Ich glaube, es wird meiner Frau sehr gefallen. Es erinnert sie an den Wald daheim. Wie oft sind wir damals durch so einen Wald gegangen. Herrjeh! Jaja." Er strich über sein Gesicht. „Na, was sagen Sie? Sehen Sie sich das Bild mal genau an. So, als Künstler."

„Ich bin zwar nicht der Meinung, daß ich ein besonders gutes Urteil hätte, aber mir scheint, das Bild paßt nicht in den Raum herein." Gaston wollte nicht sagen, daß er es unsäglich banal fand.

„Wieso nicht herein? Das verstehe ich nicht." Maëlla steckte schnell und heftig die Hände in die Rocktaschen.

„Zum Beispiel der Rahmen —"

„Das ließe sich ändern."

„Dann wirkt aber das Bild nicht mehr, wie es sollte. Der Maler hat den Rahmen doch eigens für dieses Bild ausgewählt."

„Aber hören Sie mal, Gold paßt schließlich zu allem und ein Stück grüner Wald auch."

„Damit verurteilen Sie das Bild."

„Wieso — wieso?" sagte Maëlla sehr gedehnt. „Sie sagen ja da ganz — wie soll ich das ausdrücken — ganz barocke Sachen." Er knarrte wieder ein wenig und ließ statt ‚a' ein ‚ä' hören.

„Keineswegs. Sie können Ihrer Frau Gemahlin doch unmöglich etwas schenken, das zu allem paßt. Das Bild muß in dieses Zimmer hineinpassen. Es muß so sein, daß es den Reiz des Raumes erhöht, seinen Charakter unterstreicht: Da ist beim Kunsthändler ein prachtvolles Bild von Marées, skizzenhaft, wenn Sie wollen, auch ein Waldbild, dämmrig, ein Reiter, eine nackte Frauengestalt im Vordergrund, das wäre etwas." Der Gedanke entzückte ihn, seine Augen gingen an den Wänden entlang, suchten einen Platz.

Das war das Zimmer der einen, der einzigen! Er hatte es kaum in sich aufgenommen. Der Gedanke erregte ihn.

Mitten aus seinen Gedanken heraus ging er einige Schritte in das Zimmer hinein an einen Tisch. „Sind Sie das, Herr Maëlla?" Er ergriff eine gerahmte Photographie und betrachtete sie.

„Gewiß bin ich das. Als Reserveoffizier. Ich schenkte es meiner Frau in der Verlobungszeit. Aber hören Sie mal — das ist doch ganz belanglos. Hier das Bild, darauf kommt es an! Was Sie da sagten, hat Hand und Fuß. Sie meinen, es müßte etwas Apartes sein. Ich begreife das. Ob meiner Frau aber gerade das nackte Weib gefällt mit dem Mann, das möchte ich noch bezweifeln."

Dem Dichter kam ein Gedanke. „Überlassen Sie mir diese Sache, Herr Maëlla. aber verraten Sie es nicht. Ich sage Ihnen, das Bild, von dem ich sprach, paßt hierher. Der Händler überläßt es Ihnen zweifellos sehr gerne, zunächst nur einige Tage. Ich fahre gleich zur Stadt zurück und spreche mit ihm. Gefällt es Ihrer Frau Gemahlin nachher nicht, gut, dann kann sie selbst wählen. Aber dieses Waldinnere geben Sie zurück. Es ist doch wohl aus demselben Kunstgeschäft, an der Sebastianstraße? — Dann hat es ja gar keine Schwierigkeit."

„Nein, durchaus nicht. Ich habe dieses Bild heute früh gekauft und gleich im Wagen mitgenommen. Aber hinfahren ist unnötig. Sprechen Sie doch telephonisch mit dem Mann. Bitte, hier.“ Er führte Gaston in das Nebenzimmer. „Es ist doch gut, daß ich Sie mitnahm. Hatte gleich eine Ahnung, daß Sie von diesen Dingen was verstehn.“

Während Gaston telephonierte, ließ Maëlla Wein und Früchte bringen. Gaston ging in das gelbe Zimmer zurück.

Es war wie eine Verzauberung, daß er in ihrem Raume stand, allein. Jetzt erst nahm er es ganz in sich auf. Und ein Bild hatte er für sie gewählt. Es sollte über dem Sofa hängen und auf sie herniederblicken, wenn sie las oder träumte, wenn ihre Gedanken vielleicht einmal zu jener Stunde auf der Brücke zurückkehrten. Er konnte sich gar nicht von dem Zimmer, von seinen Gedanken trennen.

Maëlla kam und holte ihn. „Wir trinken ein gutes Glas Wein, Herr Didier, und nun Sie für meine Frau ein Bild ausgesucht haben, sollen Sie meine Frau auch sehn. Hoffentlich ändern Sie Ihre Meinung dann nicht.“ Er lachte wie einer, der genau weiß, daß er etwas Köstliches zu zeigen hat.

„Sehn Sie her,“ er trat an den Tisch, auf dem ein geöffneter Kasten stand. „Hier haben Sie die besten Aufnahmen von ihr. Es sind nur wenige. Sie hat was gegen das Photographieren. Und das Aufstellen oder Hängen von Photos ist ihr ein Greuel. Da drinnen, mein Bild, na ja, das ist etwas anderes. Ich habe ja nichts dagegen.“ Er lachte wieder.

Gaston nahm die Photographien aus dem Kasten. Es waren fünf Bilder. Gleich das oberste stellte einen Knaben dar, einen Papageno in buntem Flickenzeug. Dünne schwarzseidene Strümpfe und eine kecke Mütze. „Dodo“ stand quer über das Bild geschrieben.

„Ihre Gattin?“ fragte Gaston überrascht.

„Ja, das ist meine Frau. Im Winter, bevor wir uns kennen lernten. Sie war mit ihren Eltern in Wien, machte dort einige Festlichkeiten mit. Sehn Sie nur, sie lacht übers ganze Gesicht.“

„Dodo?“

„Dorothea heißt sie. Man rief sie von Kind an Dodo.“ Maëlla nahm den Kasten an sich. „Ich zeige Ihnen die Bilder der Reihe nach. Das da war also das erste. Dann dieses, eine Amateuraufnahme.“ Frau Maëlla im Jagdanzug, die Flinte überm Rücken. Sie hielt einen Hund an der Leine. „Um diese Zeit etwa lernte ich meine Frau kennen. Etwas später.“ Als Bild, und in der Bewegung war es eine schöne Aufnahme, aber fremd. „Dieses Bild — ich muß sagen: eigentlich gehört es mir gar nicht — meine Frau schenkte es ihrem Vater, kurz bevor wir heirateten. Ich sah es gelegentlich und bat darum. Es konnten ja neue Abzüge gemacht werden.“ Es war ein Brustbild in kleinem Format, eigentlich nur der Kopf und Hals mit Andeutungen einer hellen ausgeschnittenen Bluse. Sehr reizvoll, sehr charakteristisch.

Gaston hatte es kaum in der Hand, da wußte er, daß er es behalten würde. Er legte es nach einer angemessenen Zeit ruhig zu den beiden andern auf den Tisch. Flüchtig, fast mit Überwindung, sah er noch zwei Bilder im Ballkleid. Das war schon Frau Maëlla, nicht mehr Dodo, das Mädchen.

Er bewunderte, lobte, ließ die Photographien mehrere Male durch die Hände gehen und mit einer wahren Taschenspielergeschwindigkeit, die er sich niemals zugetraut hätte, nahm er das kleine Bild an sich. „So, ich packe Ihnen die Bilder wieder ein,“ sagte er, während Herr Maëlla den Wein einschenkte. „Wohin soll ich den Kasten stellen? Eine schöne Arbeit,“ er klappte ihn zu, drehte ihn herum, besah ihn aufmerksam. „Es könnte ihm was passieren. Ich stelle ihn auf Ihren Schreibtisch.“

„Gut. Und jetzt stoßen wir an.“

Gaston trank schnell und viel. Er war seiner selbst kaum noch Herr. Maëlla bemerkte es nicht, er war ganz erfreut über Gastons guten Rat, denn er fühlte, daß der junge Mensch ein feineres Empfinden hatte als er selbst.

Vielleicht hätte Dodo seine Bekanntschaft gefreut. Doch er wagte es nicht, beim Abschied um Gastons Besuch zu bitten. Sie mochte selbst entscheiden; sie sollte ihn erst einmal sehn; er wollte von ihm erzählen. Er dachte an das glänzende blaue Röckchen, das ihm so sehr gefallen hatte, und wie er selbst sich mühte, zu jeder Stunde ganz einwandfrei, ja möglichst elegant und gepflegt vor ihren Augen zu erscheinen. —

Gaston aber ging nach einem kurzen Abschied selig von dannen.

⌘ ⌘ ⌘

Dodo war heimgekehrt und stand am Fenster. Ihr Mann war noch in der Stadt, er wußte nicht, daß sie zurückgekommen war. Das Bild hatte sie überrascht und tief erfreut. Wenn ihr Mann nicht in ihrer Nähe war, dachte sie oft mit Rührung an ihn. Aber wenn er kam, wenn es Abend wurde, wenn er ihren Dank erwartete — —

Sie ging auf und ab und schließlich bis in den Garten hinein. Ob der Schlanke vorübergehn würde?

Sie ließ sich einen Stuhl an den Rand des Gebüsches tragen, nahm ein Buch und wartete. Wenn sie allein war, konnte sie fast glücklich sein. Sie vergaß die Zeit. Hin und wieder sah sie auf den Weg. Sie hörte Stimmen. Ihres Mannes Stimme. Das Gebüsch verdeckte ihn. Als sie sich vorbeugte, sah sie ihn mit dem Einsamen vor dem Gartentor stehen.

Es war nicht Schreck, nicht Freude, was sie erfüllte; Zorn war es, Zorn über die tückische, vulgäre Art eines Menschen, der ihr gefallen hatte, der sein eigenes Bild zerstörte, ihr Bild. Nichts hatte sie von ihm besitzen wollen als ihre träumenden, frohen Gedanken. Da kam er, legte seine Maske ab und zeigte sich niedrig. Er hatte ihren arglosen Mann eingefangen, wollte durch ihn zur Frau gelangen.

Sie erhob sich, schritt den Weg zum Gartentor hinunter und rief ihrem Mann einen Gruß zu. Gaston richtete sich auf, straffte sich förmlich, dann zog er tief seinen Hut. Sie dankte nicht und streckte Maëlla die Hand entgegen.

Gaston verstand sie. Er bereute nicht, er hatte ihr Bild. Ihre ersten Worte an Maëlla waren ein herzlicher, ehrlicher Dank. Sie legte ihre Hand auf seinen Arm und führte ihn in ihr Zimmer.

Als ihr Mann sie vor dem Bilde küßte, verlangend, drängend, erloschen Freude und Mitgefühl. Sie wußte, daß ihr Geschenk größer sein müßte. Sie suchte nach einer Ablenkung. „Du kommst nicht allein. Wer war der junge Mensch?“ Während sie fragte, verging schon ihr Zorn.

„Ja, wenn du das wüßtest!“ Maëlla freute sich über seine Neuigkeit. „Das rätst du nie. Ein Dichter. Gaston Didier heißt er, so ein halber Franzose. Ein sehr lieber Kerl.“

„Woher kennst du ihn?“ Sie setzte sich auf die Sofalehne und sah zum Bilde hin. Maëlla verschränkte die Arme. Jetzt hatte er doch auch einmal etwas Besonderes.

„Woher ich ihn kenne? Weißt du, er fiel mir auf. Findest du nicht, daß er etwas Eigenartiges an sich hat? Ich sah ihn im Café, häufig. Da hab' ich ihn eines Tages einfach angesprochen, um die Zeitung gebeten oder so etwas.“ Dodo sollte doch einmal sehn, daß er nicht so ganz alltäglich sei. Ein junger Mensch fällt ihm auf, interessiert ihn, er spricht ihn an, und richtig: es ist ein Künstler. Er wußte selbst kaum um die kleine Verdrehung.

„Ich finde das merkwürdig.“ Dodo legte die Hände still ineinander und sah zu Boden.

„Merkwürdig, nicht wahr? Ich sehe ihn, verstehst du? Rede ihn an —“

Dodo zuckte ungeduldig mit den Augenbrauen. Es war ihr unleidlich, daß ihr Mann immerfort ‚verstehst du‘ sagte und meistens dann, wenn die Frage ganz sinnlos war. ‚Man ist zu kritisch, wenn man nicht liebt,‘ dachte sie.

„Also du sprachst ihn an,“ sagte sie in einem gütlich überredenden Ton.

„Ja, und eines Tages bat ich ihn, mit mir spazieren zu gehn.“

„Ist das schon lange her?“

„Oh ja. Der Mann gefällt mir. Wir unterhalten uns großartig. Meistens über Kunst, aber auch über allgemeine Dinge. Dieser Didier hat Grundsätze.“

„So, er hat Grundsätze?“ Dodo lächelte.

„Nun lachst du!“ Maëlla ging auf seine Frau zu und umfaßte sie. „Du lachst, du lachst,“ sagte er, weil er unfähig war, weiter zu denken oder zu sprechen.

Sie richtete sich auf. „Du mußt mir noch mehr erzählen. Da hast du ja wirklich eine ganz außergewöhnliche Bekanntschaft gemacht. Übrigens, ich glaube, ich sah diesen ‚Dichter‘ schon.“ Sie lächelte wieder. „Mir scheint, er geht oft durch die Ulmenallee.“

Maëlla war entzückt. Seine Frau war meistens ernst. Jetzt hatte sie etwas Spielendes. Das Außergewöhnliche hatte ihr gefehlt. Das war's. Didier mußte zu ihnen kommen; sie sollte ihn kennen lernen.

„Er ist natürlich gar nicht aus unseren Kreisen,“ begann er ungeschickt, „aber ich meine fast, man sollte ihn heranziehen.“

„Darüber will ich nachdenken,“ sagte Dodo, stand auf und ging, sich leise wiegend, durch das Zimmer. Merkwürdig, er war ihrem Manne aufgefallen! Was für eigentümliche Verbindungen es doch gab! Sie bedauerte, gar so schnell geurteilt und den Gruß nicht erwidert zu haben.

Maëlla sah sie bewundernd an. Er dachte, wenn sie doch nur recht oft froh wäre. — —

In der Nacht stand Dodo auf. Sie hatte nicht geschlafen und war sehr traurig. Sie saß eine Zeitlang auf dem Bettrande. ‚Vier Jahre lang habe ich mich ihm hingegeben,‘ dachte sie, ‚und ich bin erst dreiundzwanzig.‘ Sie nickte still vor sich hin. Dann stützte sie ihren Kopf auf und sann nach. ‚Vielleicht, wenn ich liebte, einmal geliebt hätte, dann wäre es zu ertragen. Ich hätte etwas zum Verschließen — für mich allein. Ich will ihm ja nicht untreu werden, das nicht, aber lieben —‘ Sie ging leise durch das Zimmer, über den Flur, in den dunklen Raum, bis zum Fenster hin. Da sah sie Gaston langsam über die Straße gehn, das Gesicht dem Hause zugewandt. Den Hut hielt er in der Hand. Ganz deutlich sah sie ihn. Es war mondhell.

Da blieb er stehn. Langsam wich sie zurück. Sie war heftig erschrocken. Dann beruhigte sie sich. Nein, er konnte sie unmöglich gesehen haben. Sie war ja nicht einmal dicht bis zum Fenster gegangen.

Gaston aber blieb stehn. Seine Augen, im langen Warten und Schaun an die Dunkelheit gewöhnt, gewöhnt die leiseste Veränderung wahrzunehmen, hatten das Kommen und Gehn der hellen Gestalt bemerkt. ‚Unbewußt, wie eine Träumende,‘ dachte er; ‚meine Sehnsucht rief sie.‘

In dieser Nacht wanderte er weit ins Land hinein, begnadet, trunken von Liedern.

ж ж ж

Herr und Frau Maëlla fuhren durch den Park, Dodo kutschierte; plötzlich legte Maëlla seine Hand auf ihren Arm. „Halt, bitte, an. Da ist er. — Didier, Herr Didier!“ rief er laut und winkte.

Gaston kam zum Wagen, grüßend.

„Liebe Dodo, gestatte, daß ich dir meinen Freund, den Dichter Gaston Didier, vorstelle.“ Seit er mit Dodo über ihn sprach, nannte er ihn nur noch den Dichter.

„Ich würde Sie bitten, mit uns zu fahren, Herr Didier,“ sagte sie, „aber Sie sehn, wir haben keinen Platz.“ Auf dem schmalen Rücksitz saß mit verschränkten Armen der Diener.

„Aber ich steige ab!“ sagte Maëlla in übergroßer Herzlichkeit.

„Davon kann doch gar keine Rede sein, Herr Maëlla.“ Gaston erhob abwehrend die Hand.

„Gut,“ er fügte sich sofort, weil Dodo stumm blieb. „Aber wie wäre es denn, wenn Sie zum Tee zu uns kämen? Wir fahren jetzt nach Hause.“

„Ja, ich bitte sehr, Herr Didier.“ Frau Maëlla sah ihn an. Sie dachten an die Brücke.

„Ich komme sehr gerne, gnädige Frau, vielen Dank.“ Er trat grüßend vom Wagen zurück.

Maëlla sah sich nochmals nach ihm um und winkte freundschaftlich. Er sah das glänzende blaue Röckchen und dachte an die vergangene Zeit. So gerne hätte er seiner Frau davon erzählt, aber er wußte nie, was sie hören wollte und was nicht. Er war sehr vorsichtig. Von all seinen Gedanken wurde nur der eine laut: „Er ist vielleicht nicht ganz salonfähig. Du mußt darüber hinwegsehn. Der Anzug ist ziemlich schäbig. Ich, ich selbst —“ er stockte. Dodo wartete, sah ihn an. Weshalb sprach er nicht weiter? Sie wollte ihren Mann von Grund auf kennen lernen. Von allem sollte er ihr erzählen. Vielleicht würde ihr das helfen.

Sie hatte sich hinter so vieles versteckt, nur aus Fremdheit, aus Angst. Es konnte ja so nicht weiter gehn.

Wenn nur die Abende nicht gewesen wären, die Nächte.

Den Gedanken an Gaston unterdrückte sie. — Sie hatte seine Nähe gespürt, wie damals auf der Brücke, aber das sollte nicht sein. Heute wollte sie sich erproben.

Als sie zu Hause ankamen, kleidete sie sich um. — Sie trug ein Spitzenkleid und weiße Korallen. Der Tee wurde in ihrem Zimmer gereicht.

Gaston und Dodo waren ziemlich schweigsam. Maëlla sprach fortwährend, und es fiel Gaston auf, daß er wieder schnarrte und sein Monokel einklemmte. Er sprach zu seiner Frau nicht wie zu ihm. Diese Ferne, Stille — er erreichte sie nicht, niemals. Mitten in einer Rede, die Gaston gar nicht beachtet hatte, unterbrach sie Maëlla. —

„Aber Jost, Herr Didier ist doch zum ersten Male hier, was sagst du denn da?“

„Ich rede einen Unsinn daher.“ Die Männer sahen sich an. Dodo fühlte Verborgenes. Ihr Mann stand auf, um Zigarren aus dem Nebenzimmer zu holen, und da ereignete sich das Seltsame, Große, das Dodo niemals vergaß. Gaston erhob sich, als ob eine unbezwingliche Gewalt ihn dazu triebe, kniete vor ihr nieder und legte seinen Kopf einen Augenblick lang in ihren Schoß.

Sie rührte sich nicht. Starr, hingerissen, fühlte sie nur, daß sie zu ihm hinabgeglitten wäre, wenn sie sich nicht an beiden Seiten des Sessels festgeklammert hätte. Das Licht verdunkelte sich.

Als sie aufsah, saß Gaston wieder auf seinem Stuhle, vornübergebeugt, die Hände fest zusammengepreßt.

„Dodi,“ rief Maëlla, „stehen die Zigaretten in deinem Zimmer? Ich finde sie nicht.“

Sie erhob sich, weil ihre Stimme versagte.

„Hier sind sie!“ sagte Gaston laut. Frau Maëlla sank zurück. Sie sah Gaston an, und in ihre Augen trat grenzenlose Ergebenheit. Es schien Dodo, als hätte dieser Mann, der Tag und Nacht stumm, demütig um sie geworben hatte, plötzlich mit aller Gewalt die Stützen ihres Lebens eingerissen. Ihr Blut strömte zu ihm hin. Sie dachte der Nächte, in denen es sie zwang, aufzustehn und zu sehn, ob er vor ihrem Fenster stand. Dann war sie unter seinen Liebkosungen eingeschlafen. Jetzt fühlte sie es. Alles war fest, glatt, alltäglich geblieben, solange sie ihn nicht kannte, solange er seine Hand nicht nach ihr ausgestreckt hatte, und nun er kam, überwältigte sie die

gesammelte Kraft dieses langen Liebeswerbens. — —

Gaston hatte niemals gehofft. Er wollte nur einmal vor ihr niederknien, nur einmal sollte sie seine Liebe entgegennehmen. Er war niemals verzweifelt gewesen, denn er hatte niemals verlangt. Diese ganze Verzauberung war ein Gedicht an die Unbekannte. Als er den Ausdruck ihrer Augen sah, war er tief erschüttert. ‚Oh ich Tor, ich rasender, unseliger Tor,' dachte er, und er hätte sich von neuem vor ihr auf die Knie werfen und inbrünstig um Verzeihung bitten mögen — —

Maëlla aber, der beide schweigend am Tische sitzen sah, als er zurückkehrte, fürchtete, sein junger Freund könne seiner Frau mißfallen, und es trieb ihn, Gaston in ihren Augen zu erhöhen.

„Ich muß dir etwas erzählen, Dodi," sagte er triumphierend, er vergaß ganz, daß er selbst bei dieser Erzählung verlieren würde, und er sagte ihr, daß Gaston freilich nicht zum ersten Male in diesem Zimmer sei, sie hätte ganz richtig gehört — so eine hellhörige kleine Frau! — Und nun erzählte er die Geschichte von dem Bilderkauf, ganz schlicht, voll Bewunderung für Gaston.

Dodo saß unter dem Bilde, von den Schauern dieser Stunde zu tiefst aufgewühlt. Da sie still blieb, fürchtete Maëlla, sie wäre enttäuscht, daß ein andrer und nicht er für sie gewählt hätte. Wie er es auch machte, er traf es nicht gut.

Da er es sich nicht zutraute, seine Frau aufheitern zu können, wandte er sich an Gaston. Er wollte Dodo wenigstens beweisen, daß er einen so feinen Kopf wie diesen jungen Dichter verstehen und würdigen könnte.

Gaston ging eine Weile auf alles ein, dann sah er bald auf Dodo, bald auf Maëlla. Sein Entschluß formte sich, wuchs. Er stand auf, zog Dodos Bild aus seiner Brusttasche, legte es auf den Tisch und sagte: „Herr Maëlla, Sie haben eine zu gute Meinung von mir. Ich habe damals diese Photographie eingesteckt, weil — sie mir gefiel. Sie sehn, Sie hätten mich besser nicht in Ihr Haus aufgenommen." Und dann wandte er sich Dodo zu. „Gnädige Frau, verzeihen Sie mir."

Er verneigte sich und ging.

Maëlla faßte ihn am Arm. „Nein, so etwas! Na, hören Sie mal!" Er lachte. „Dodo, das bringt nur ein Dichter fertig. Kennt dich nicht, nimmt dein Bild und legt es uns feierlich wieder auf den Tisch. Nee, mein Lieber, so kommen Sie nicht fort!"

Dodo richtete sich halb auf. „Laß Herrn Didier doch gehn," sagte sie, „er kommt wohl bald einmal wieder."

Sie streckte ihre Hand aus. Gaston kehrte zurück, nahm die Hand und küßte sie sehr zart.

Maëlla geleitete ihn selbst die Treppe hinunter. „Also wiederkommen! Bald, nicht wahr? Das mit dem Bild, verstehn Sie, das war doch nur ein guter Scherz. Ich hätte Sie nicht losgelassen, aber meine Frau scheint etwas müde zu sein. Sie kennt sonst keine Strapazen." Er schüttelte dem Dichter herzlich die Hand.

⌘ ⌘ ⌘

Gaston aber kam niemals wieder.

Noch in der Nacht packte er seinen Koffer und reiste in jene Stadt, die die Künstler lieben. Er mietete ein kleines Stübchen, zum Hof hinaus; er hatte ein Gefühl, als müsse er sich einmauern.

Tausendmal verdammte er sich, und doch beglückte ihn ihr Blick unsäglich. Aber nicht wie etwas, das man festhalten, auskosten will; es war die Krönung eines hinreißend schönen Traumes, den er dennoch immer wieder verwünschen mußte. Er hielt sich völlig zurück. Er hatte viele Bekannte in der Stadt und wollte niemand begegnen. Wenn es möglich gewesen wäre: er hätte in einem Kloster Buße getan.

Dieser Gedanke ergriff ihn so sehr, daß er eine Legende schrieb. Er kleidete sie in eine strenge, klare, von ihm selbst ganz abgesonderte Form. Alle seine Impulse wollte er zügeln. Erlesene, durchsichtige Sätze, hundertmal gefeilt, Worte, so vollkommen wie Perlen auf einer Schnur, die einer Königin dargebracht werden sollen. Das alles war Huldigung, Buße. Denn sein tiefstes, schwärmerisches und farbiges Wesen wurde zusammengepreßt, konnte nicht leben, mußte immer wieder an den gehaltenen, kristallenen Sätzen verzweifeln, in die seine herzwarme Legende fließen sollte. Sie mußte das Vollkommenste sein, das er je geschrieben hatte, sonst war niemals eine Aussöhnung mit dem Gedanken möglich, der Einzigen Bitternis gebracht zu haben! Sein Wille und seine Vorstellung machten ihn wirklich zu einem Mönch, der in einsamer Zelle fort und fort den Rosenkranz durch die Finger gleiten läßt.

An den Abenden ging er wie früher durch einen großen Park. Das war keine Erlösung, es war die Stunde der Sehnsucht. An jedem Tage war es dem Dichter, als käme sie ihm leicht, mit träumerischer Schwermut entgegen, legte den Arm um ihn, und im Wandern wurde sie schwer und immer schwerer. Sie war wie das Kindlein, das vom heiligen Christophorus über den Strom getragen sein wollte. Als der Heilige in der

Mitte des Stromes anlangte, war das Kindlein so schwer geworden, daß der starke Mann, der sein Leben lang die Menschen durch die Fluten getragen hatte, keuchend stehen blieb, und hätte ihn das Gotteskind nicht begnadigt, er hätte nimmer das Ufer erreicht. Wer aber sollte ihn begnadigen?

Es war herbstlich geworden, stürmisch und feucht. Die Bäume rauschten, Wolken zogen darüber hin, drohende Leiber von Fabelwesen, die sich streckten und wanden. Unter den Brücken schoß der grünblaue Strom hervor, als ob Grausiges ihn hetzte.

Es litt Gaston nicht mehr in dem feindlich zusammenkriechenden Grau, er ging in die Stadt hinein, durch Straßen, die ihm fremd dünkten und doch wieder bekannt, weil sie kein eigenes Gesicht hatten.

Um eine Ecke bog ein Mann, groß und sehnig. Er lehnte sich gegen den heranbrausenden Sturm. Er ging barhaupt, die Hände in den Taschen seines flatternden Mantels, als müsse er ihn festhalten. Das Gesicht hatte einen freudigen, kampflustigen Ausdruck. Gaston sah ihn an und wünschte, er möchte weitergehn, so wie er kam, den Kopf vorgestreckt, auf nichts achtend als auf den sausenden Wind und auf seine eigene innere Musik. Denn er kannte ihn. Vielleicht war er sein bester Freund. Jürgen Teissing, in dessen altertümlicher Heimatstadt er einstmals lange Wochen verbracht hatte, die ganz von einem jungen, wilden Überschwang erfüllt waren. Wenn Jürgen so einherging, kräftig, wie von innen heraus leuchtend, dann stürmten seine Gedanken.

Gaston stellte sich in eine dunkle Türnische, zog einen Schlüssel hervor und beugte sich über das Schloß. Jürgen Teissing ging summend vorüber. Jetzt mochte er wohl zur Isar gehn, flußaufwärts wandern wie damals in der unabsehbaren Ebene. Wenn er in voller Herrlichkeit war, dann ging er am liebsten flußaufwärts!

‚Oh ja, wir werden wieder zusammenkommen, wir zwei,‘ dachte Gaston aufatmend. Es war ihm wie eine gute Vorbedeutung, daß der erste Mensch, den er bewußt sah, der froheste war, den er kannte.

Dann fühlte er wieder Dodos Blick und ging hastig weiter in Straßen hinein, wie sie ihm gerade entgegenliefen. Schließlich stand er vor einem angelehnten Gittertor. An der Mauer war ein Schild. „Privatstraße, Durchgang widerruflich gestattet.“ Er sah hinein. Ganz still, kein einziges Haus. Links Gärten, in die man frei hineinblicken konnte, rechts eine hohe Mauer. Hier war es windgeschützt. Vereinzelte Laternen brannten. Bunte, lange Ranken wilden Weines bewegten sich sachte hin und her; sie hingen von der Mauer herab.

Der Dichter ging langsam und beruhigt weiter. Hier und da war ein Medaillon mit einem männlichen oder weiblichen Kopf in die Mauer eingelassen. Die Bildwerke waren verwittert, zum Teil abgefallen, andere fast ganz von Efeu zugewachsen. Er sah sie an.

Eine der Skulpturen war ganz von Grün verborgen. Man sah nur ein Stück der Einfassung. Langsam befreite er sie von dem wuchernden Efeu, mehr die Ranken als das Bild beachtend. Plötzlich hielt er inne. Das Medaillon zeigte eine Frau: die Büste, den Hals, das Kinn, den Mund — ihren Mund, Dodos ausdrucksvollen, fest geschlossenen Mund! Der obere Teil des Kopfes fehlte.

Grausen überlief ihn, hielt ihn fest. Zögernd strecke er die Hand aus und begann Hals und Kinn zu streicheln. Dann trat er dicht vor das Bild hin und legte seinen Mund auf die festgeschlossenen Lippen. Nochmals glitten seine Hände über Kinn, Hals und Büste. Er ordnete die Ranken, befestigte sie so, daß das Bildwerk wieder völlig verborgen war. ‚Es gibt abgrundtiefe, unverständliche Dinge,‘ dachte er. ‚Dodos Mund, Zug um Zug, und es ist eine alte Skulptur. Vielleicht lebten wir einmal. Wer kann uns das sagen? Vielleicht mußten wir uns begegnen, mußten aneinander leiden, irgendein Ring mußte sich schließen.‘

Von diesem Tage an begann er, das Vergangene mit andern Augen anzusehen. Es war gleichsam aus ihm herausgetreten, er konnte es betrachten. Dieses ganze Erleben, seine Schuld und Reue, das war nicht mehr tief in ihn eingewühlt, es hatte sich befreit, nahm wechselnde Farben und Formen an, ließ sich gestalten. Jene Frau, deren Lippen er geküßt hatte, und Dodo, die in dem feierlichen Hause lebte: sie verschmolzen, wurden allmählich zu einem einzigen, tragischen, vergötterten Bilde, zu einer Statue, die in den Gärten seines Lebens stand.

In einer sehr kalten, sehr klaren Nacht beendete er die Legende, band sie zusammen, nahm die Gedichte, die im Sommer aus seiner sehnsüchtigen Verzauberung emporgestiegen waren, legte sie auf die silberne, fein ziselierte Legende, wickelte beides in ein gelbseidenes Tuch, das er zusammenknotete, und verschloß das Bündel in seinem Koffer.

Er öffnete das Fenster, sah den Sternenhimmel über die vom Schnee verhüllte Stadt gespannt, fühlte den reinen Atem der Nacht, und es kam wie eine Erneuerung über ihn.

Lebensfreude! Er hatte sie nicht gerufen,

sie senkte sich auf ihn herab. Wem, wem sollte er danken?

Früh am Morgen fuhr er in die Berge hinauf. In blauer Luft, im Sonnenbrand, wie ein Vogel über die Schneehalden dahinsausend, in tiefen, langen Nächten, so tief wie die Brunnen der Kindheit, wurde er ein anderer, neuer, ganz junger Mensch, der staunend der Zukunft entgegensah. — — —

Im Frühling fuhr er zur Stadt aller Städte. Helles Grün schäumte durch die Boulevards, hing über Mauern, breitete, wölbte, schmiegte sich in Parks und Gärten. Blütendolden und zartbunte Büschel hingen dazwischen. Sie streiften die Lustwandelnden und warfen einen perlmutternen Abglanz auf die hohen, hellgrauen Häuser, die vom Frühlingsgrün überspiegelt waren. Die Menschen traten auf die schmalen, einfachen Balkons und sahen in den Sonnenstrom und den bunten Wirbel.

Es war eine Lust zu leben. Gaston ging beglückt in der Menschenwoge, in ihren vieltönigen Geräuschen, ihren wechselnden, schwellenden Farben. Er liebte die sinnlich schönen Laute der Sprache um sich her und jene Grazie des Lebens, die wie der Schmelz einer Frucht ist, wie das stete Hinüberklingen einer Melodie, wie Duft von Blumen, Wein und jungen Frauen.

Die Türme der köstlichen Kirchen waren von weichstem Blau umspielt, die große Rose von Notre-Dame gleißte im sinkenden Licht und sah in das gelbliche Wasser hinab, das mit vielfarbigen Wellen, wie in heimlicher Lust vorbeiströmte und tanzte.

Nach einem Winter herrlicher Kraftverschwendung im Kreise der Jungen und Unbekümmerten sehnte er sich nach der Erlesenheit einer Stadt, die reif und geistig ist, lachend, impulsiv und doch in der großen Linie vornehm und gehalten.

Wie an fernliegende Dinge, so dachte Gaston an die Karnevalszeit, an Jürgen Teissing, dessen blühendes Gesicht immer wieder aus einem Strudel erhitzter Menschen tauchte, an die bleichen, übernächtigen Gestalten, die frühmorgens an den Häusern entlangstrichen, bunte Lappen am Körper, abgestandene Redensarten in dem schlaffen Munde, — und an die Bierseligkeit im Monat des Föhns und der Sehnsucht.

Da hatte ihm die Stadt der Künstler nichts mehr zu sagen.

‚Jürgen Teissing, wenn du mitgekommen wärst! Aber dich hielt eines der kleinen Mädchen, die am Tage lachen und mit der zunehmenden Dämmerung zärtlich und immer zärtlicher werden.'

Gaston lächelte. Als wenn man das nicht immer haben könnte! Es war wohl besser, allein zu sein, es hatte etwas Sauberes, Gesammeltes.

Doch der Gedanke an Jürgen Teissing hatte ihm die Erinnerung an eine norddeutsche Stadt gegeben. Feuchte, rote Dächer, grüne, schwere Türme, wolkenumzogen, und ein Fluß, der langsam und breit zum Meere zog. Möwen flogen darüber hin. Man glaubte Salzgeruch zu spüren. Die mächtigen Häuser, die Gassen, die ausgetretenen Treppen, die umschatteten Winkel, die dunklen Lastkähne, das hatte etwas Schicksalhaftes. Es war seltsam, daran zu denken, während man eine zart vermittelnde Atmosphäre fühlte, abgetönte Farben, abgeschliffene Formen sah. Dort das Tiefe, Zähe, Gedankenschwere, hier die schöne Gebärde, das glückhaft Unmittelbare, die lächelnde, weltgewandte Überlegenheit und das kindlich Intuitive einer begabten Rasse, der jenes letzte Hinabsteigen fehlt. Dieses Nebeneinanderfühlen zweier geliebter Wesensarten, das innige Aufnehmen beider, führte den Dichter in das Viertel, das in der Stadt aller Städte beides aufsaugt und umwertet, in die Gegend von Montparnasse, in der Künstler und Gelehrte der ganzen Welt lernten, arbeiteten und lehrten. In seinem Namen: Quartier latin, lateinisches Viertel, liegt schon das Universelle, allen Nationen Gemeinsame. Hier wollte Gaston wohnen.

Er war vor fast drei Wochen in einem kleinen Hotel abgestiegen, und das Entzücken, jene Stadt wiederzusehn, die ihm Trunkenheit ohne Wein gab wie die Jugend selbst, hatte ihn immer wieder davon abgehalten, an praktische Dinge zu denken. Jetzt ging er in den Gassen von Montparnasse umher, in der Gegend der Ateliers und der Studenten. Er sah nicht auf die aushängenden Schilder, er wählte die Straßen nach ihrem Gesicht, nach einem Gefühl des Geborgenseins und zugleich Geheimnisvollen.

Zum dritten Male schon kam er in die Moulin de beurre hinein, eine enge, gewundene Straße, die ihn immer wieder anzog. Da war ein blaues, sehr schmales Haus, das sich nach oben hin noch zu verengen schien. Es hatte drei Fenster in der Front und einen vornüberhängenden Giebel.

Unten im Hause war eine kleine Crémerie. Einige junge Leute und ein ganz alter Mann mit einem verdorrten Gesicht saßen vor der Tür. Gaston gesellte sich zu ihnen. Er setzte sich neben ein schmächtiges, lebhaftes Mädchen, das fast noch ein Kind war. Ihr Begleiter, blond und blauäugig, konnte ein Normanne sein oder auch ein Friese. Sie

tranken Schokolade und aßen weiße, große Semmeln dazu.

Gaston fühlte sich ihnen brüderlich nahe, er wußte nicht, weshalb. Sie begannen gleich ein Gespräch miteinander: ja, es wäre nicht leicht, etwas Passendes zu finden; sie hätten auch lange gesucht, jetzt wohnten sie hier oben im Hause. Der Blonde war Student der Rechtswissenschaft, die Kleine arbeitete in einem Putzgeschäft und hatte heute ihren freien Nachmittag. Man wollte am Abend über den „Boule Miche“ wandern und dann zu Bullier gehen und tanzen.

Oh nein, er störe keineswegs, er solle sich ihnen doch anschließen. Susette würde ihn mit einigen Freundinnen bekanntmachen.

Ja richtig, er suche ein Zimmer. Da wäre eins in der Rue de la Gaité — ein Freund von ihnen sei kürzlich ausgezogen — und ein anderes in der Rue Chartreuse. Ganz nah dem Jardin de Luxembourg. Ein prachtvolles Zimmer mit einem Alkoven. „So reizend ist es!“ sagte Susette und faltete die Hände vor ihrer Brust. „Vorhänge hat der Alkoven, blaßrot mit langen, wehenden Fransen,“ und sie hob die Hände und ließ sie langsam, in welliger Bewegung, hinabgleiten. „Pierre soll mitgehen, eine Bekannte von uns wohnt dort, aber sie will verreisen.“

„Zu teuer? Ach wie schade! Ja, es ist teuer. Aber, denken Sie mein Herr, es hat Empiremöbel und einen blaßroten Vorhang!“

Und dann sprachen sie wieder vom Abend und Tanz und daß Susette alle zwei Wochen einen freien Nachmittag hätte. Meistens führe man weit hinaus, ins Grüne, aber dann sei es nachher zu spät für Bullier. Die beiden verkehrten taktvoll und doch innig miteinander wie ein junges Paar, das sein Glück aus Zartheit nicht zeigen will.

Als sie gingen, hatte Gaston alle Lust verloren, eine Wohnung zu suchen; er verfiel in Träumerei und betrachtete, wie er es gerne tat, die vorübergehenden Menschen.

Oben über der Gasse schwang ein fröhlicher Gesang. Er mußte hoch aus dem gegenüberliegenden Hause kommen. Gaston sah hinauf und bemerkte gar nicht, daß Pierre und Susette wieder zurückkamen. Mit schnellen Schritten, lachend, sichtlich erfreut.

„Wir haben etwas für Sie!“ rief Susette, „unsere eigene Wohnung.“ Und näher kommend: „Pierre hat sich entschlossen, etwas früher aufs Land zu ziehen; ich wohne dann bei einer Freundin. Wir müssen die Wohnung ohnehin bald aufgeben.“

Doch Gaston sträubte sich: die beiden sollten sich nicht früher trennen, als notwendig sei.

Der Student meinte, es handle sich nur um zehn, vierzehn Tage. Susette hing an seinem Arm und machte sehr lustige, sehr kluge Augen. „Wenn es dem Herrn recht ist, dann könnte er zu uns ziehen; wir räumen ihm unser Wohnzimmer ein. Die paar Tage geht's schon mit einem Raum.“ Sie dachte daran, daß es dann vielleicht möglich wäre, Pierre für einige Tage zu begleiten, denn der Herr würde ja zahlen. Gaston fühlte es, lächelte. Mehr als alles, was ihm diese Tage geschenkt hatten, freute ihn das Vertrauen des jungen Paares.

Sie stiegen die steile, sehr schmale Treppe hinauf, und es fand sich, daß das Haus nicht tiefer als breit war. Ein armseliges, von beiden Seiten bedrängtes, turmähnliches Gebäude. Die beiden Zimmer waren zur linken Hand. Das Schlafzimmer lag nach vorne hinaus. Man sah über die Straße hinweg in einen niedrigen Raum, in dem viele junge Mädchen zwischen eng zusammengeschobenen Tischen standen und irgend etwas aufklebten. Vielleicht waren es Muster, vielleicht Etiketten, kleine Kästen, man konnte es nicht unterscheiden. Ihre flinken Hände strichen und tupften immerfort, und dazu sangen die Mädchen. Das war das Lied oben aus der Luft, dem Gaston gelauscht hatte.

„Des Morgens sind sie still,“ sagte Pierre, als Gaston hinübersah, und der Dichter sah förmlich, wie sie in den ersten Stunden kühl, ein wenig verfroren, mit eng zusammengefaltetem Gefieder an den langen Tischen standen, und je höher die Sonne stieg, um so lebendiger wurden. Am Abend mußten sie singen! Dann kam die Freiheit.

Er sah in die Gasse hinab, sah den schrägen Sonnenstreifen, den flimmernden Staub, die vielen, vieldeutigen Fenster, die Auslagen der kleinen Läden, die hier und da fast bis zur Mitte der Straße reichten, denn man stellte hinaus, was man am eindringlichsten zeigen wollte, und die dunklen, meistens offenstehenden Türen, diese wenigen Mündungen verzweigter, verwachsener und einsamer Leben in die eine große Stadt hinein. Gedanken, Vorstellungen wölbten sich in krausen Gebilden, umzogen die Häuser, machten sie lebend.

Und dann ging man in das Wohnzimmer. Es war klein mit willkürlich zusammengestellten Möbeln.

„Hier auf dem Sofa können Sie schlafen. Wir haben eine überflüssige Decke, und wenn es Sie friert —“

„Dann nehme ich meinen Mantel,“ ergänzte Gaston lachend. „Und ein schönes Kissen gibt's. Das gehört gewiß Fräulein Susette.“



Schlafende Katze. Gemälde von Carl Piepho
(Im Besitz der Sezessions-Galerie in München)

„Ja, es gehört mir. Ich kann es Ihnen hier lassen, bis wir später eine neue Wohnung gefunden haben. Nun sehn Sie mal hier hinaus.“ Sie stieß das angelehnte, sehr niedrige Fenster auf. Man sah an zackigen Vorsprüngen, Ecken, Giebeln und spiegelnden Atelierfenstern vorbei wie durch einen willkürlich ausgehauenen Schacht auf frühlingshafte, schön geschwungene Bäume. „Es muß irgendein Park sein. Wir haben nie herausfinden können, wo er liegt.“

„Das werde ich auch niemals wissen,“ sagte Gaston überzeugt, „aber der Blick hier hinaus gefällt mir. Er hat etwas merkwürdig Phantastisches, fast Wildes. Sie scheinen sich gegeneinander zu wehren, die Kumpane da unten und hier neben uns, jeder will ins Freie hinaus, den andern zurückdrängen, und doch sind sie alle gefesselt. Und das Stück Freiheit, dort drüben, liegt so unbekümmert da, so still —“

Die Kleine lachte. „Das habe ich nie bemerkt. Wir haben nur die Bäume gesehn. Und es war ganz ruhig; Pierre konnte arbeiten.“ Das sagte sie sehr stolz. „Wenn Sie Ihre Sachen holen wollen, dann können Sie heute schon einziehn.“

Gaston verlangte es nach dieser Wohnung wie nach keiner zuvor. So dachte er, und er war glücklich, denn es ist eine Kostbarkeit, wenn der gegenwärtige Wunsch so groß ist, daß er den vergangenen zudeckt. Vor noch nicht einem Jahre war das Zimmer mit dem Blumenfenster in der Kolonie der schönste Raum gewesen, den er als armer Dichter finden konnte. Er dachte auch nicht weiter daran, ob er diese kleine Wohnung bezahlen könnte. Einen Augenblick sah er unklar das gelbseidene Bündel — es lag noch in seinem Koffer —, aber es gehörte ja zu den Dingen, die er freiwillig geopfert hatte. Das war für ihn noch unverrückbar. „Gewiß ziehe ich heute noch ein. Ich hole meinen Koffer und die Bücher.“

„Dann sind Sie wohl auch ein Student?“

„Nein, ein Dichter,“ sagte er, leise ironisch.

„Ein Dichter!“ Das junge Mädchen faltete wieder, dieses Mal in entzücktem Erstaunen, die Hände vor der Brust. „Pierre — ein Dichter.“

„Ja, nun verliere ich,“ sagte der Student lachend und umfaßte die Kleine. Sie sahen einander an — waren sie nicht in ihrer Häuslichkeit? Gaston wandte sich dem Fenster zu, lehnte sich hinaus und wartete darauf, daß man ihn ansprechen würde.

Dann gingen sie alle drei hinunter und verabredeten, daß sie sich später in der Crémerie treffen wollten. Gastons Stube war nur durch das Schlafzimmer erreichbar. —

Nach kaum zwei Stunden, als das blaue Frühlingsdunkel und die Wärme eines Sonnentages die Straße füllten, saß Gaston wieder an einem der schmalen Tische. Die Moulin de beurre war ihm wie eine Straße seiner Heimat. Hier und da saß lesend ein Student oder sonst irgendein junger Mann, dem der Tag keine Zeit ließ. Sie stellten sich Stühle unter die Laternen. Man war nicht laut, aber man genierte sich nicht voreinander, man tat, was man wollte. Das war die große Stadt. Ein Maler kam aus einem benachbarten Hause und zeichnete. Er stand neben einem hellerleuchteten Fenster, den Block auf dem linken Arm. Niemand störte ihn. Gaston sah den gespannten, gesammelten Ausdruck in seinem Gesicht, er wußte, was es hieß, sich ganz an eine Sache hingeben, und er freute sich auf seine Arbeit.

Doch die Arbeit wuchs ihm nicht in die Hand hinein. Sie begegnete ihm hier und dort, streute Gedanken vor ihm aus, die sich nicht zusammenschließen wollten, und ging davon. Gaston wußte längst, daß es ihm nicht frommte zu sammeln, zu sparen und festzuhalten. Eines Tages kehrte sie bei ihm ein, und dann galt es, ihr heiß und ausschließlich zu dienen. Dann hatte sie ihn ganz mit Herz, Nerven und Blut. Und zum Dank reichte sie ihm alles hin, was seine stets wachen und durstigen Sinne je aufgenommen hatten, vertiefter, farbiger, reich an wunderbaren Verknüpfungen. Sie war Mutter, Geliebte und Freundin, auch wenn sie tyrannisch das letzte forderte, was er hergeben konnte.

So ging er noch eine ganze Weile, wartend, aufmerksam und doch in tiefer, innerer Befreiung durch diese Stadt, die er liebte. —

Eines Morgens wanderte er im ersten aufsteigenden Licht an den Kais entlang. Er hatte die Markthallen besucht, dem Ausladen der großen Kähne zugeschaut, und nun schlenderte er am Tuileriengarten und Louvre vorbei nach Notre Dame. Immer wieder zog es ihn zu der Insel im Strome, zu dieser Wiege der Stadt, und zu dem Quai aux fleurs, wo ganze Lasten betauter Blüten allmorgendlich auf das alte graue Steinwerk getürmt wurden, als wären sie eine Opfergabe, allem Lebenden dargebracht. Von dort ging er zu dem niedrigen Haus, dessen Licht durch die Nacht glimmte und das zu dieser jung aufschwellenden Stunde die letzten aufnahm, die der Blutumlauf der glänzenden Stadt aus seinem Körper ausgeschieden hatte. Hier in der Morgue lagen sie beisammen, stumm, fremd und verstoßen.

Gaston kam oft hierher. Er hatte sich

mit einem alten Wärter der Morgue befreundet, der von den Toten sprach, als wären sie Kinder und mit allerlei Eigentümlichkeiten und Unarten behaftet. Er redete sie an, befragte sie förmlich, wurde ungeduldig und nahm für einzelne Partei. Jetzt lehnte er am Geländer, rauchte befriedigt eine kleine Pfeife und nickte Gaston aufmunternd heran.

„Wir haben da eine," sagte er, „die müssen Sie sehn. Vor einer Stunde angekommen. Vor drei Stunden lebte sie wohl noch." Er hatte die Pfeife aus dem Munde genommen und tippte wie im Takt zu seinen Worten nach dem flachen Hause mit den geschlossenen Jalousien. „Eine schöne Frau, kräftig," und er zog die Schultern zurück und wölbte seine schmale, alte Brust heraus, „groß," er hielt die Pfeife über seinen Kopf, „und jung!" Er schlug auf sein Herz. „Aber das Lächeln, mein Herr, das wird sie noch mitnehmen, davon kann sie nicht lassen. Ich sage Ihnen, sie kann es nicht. Das sah ich ihr gleich an. Wollen Sie mitkommen?"

Sie gingen.

Die Tote lag auf einer Bahre gleich hinter der Tür, so wie man sie hineingetragen hatte.

Der Alte zog das Tuch zur Seite. „So! Habe ich zu viel gesagt?" Er sah zwinkernd zu Gaston hin, wie jemand, der eine Ware angeboten hat und den Eindruck sehen will.

„Nein — weiß Gott!" Gaston beugte sich vor und sah die Tote genau an.

„Und gar nicht böse sieht sie aus, keine Spur verdrießlich oder unglücklich. Als hätte sie allen ein Schnippchen geschlagen." Der Alte schnalzte mit den Fingern. „Jetzt könnt ihr lange suchen! Ich bin fort, darüber hinaus."

Wirklich, sie lächelte. Sie sah aus, als käme sie von einem Feste, ohne Schal, ohne Hut, das Haar vom Tanze gelockert. Goldbraunes, volles Haar. Gesicht, Körper, alles hatte junge, blühende Formen. Der eine Arm hing von der Bahre herunter. Der Alte ging um sie herum, streichelte sein unrasiertes Kinn, daß es einen leise kratzenden Laut gab, nahm den Arm und legte ihn auf den Leib der Toten. „Habe ich ihn nicht schon hingelegt?" murmelte er vor sich hin. Die Hände des Mädchens waren kräftig und weiß. Sie lagen beide auf dem festlichen, kornblumenblauen Kleide, das tief ausgeschnitten und mit einem einfachen, hellen Spitzenkragen verziert war. Um den Hals trug sie ein schwarzes Samtband.

„Hatte sie gar kein Erkennungszeichen? Keinen Schmuck?"

„Nichts, mein Herr, nur ein Elfenbeinmedaillon, dort am Samtband," er deutete auf ihren Hals. „Sie können es sehen." Er ging an einen Schrank, nahm das altmodische Schmuckstück heraus, öffnete es und zeigte es Gaston. „Es liegt ein Zettel darin, alt, gelb, mit irgendeinem ausländischen Gekritzel."

Gaston nahm den kleinen Papierstreifen. Darauf stand in deutscher Sprache in unbeholfener Schrift: „Vergiß deinen Hans nicht." Das war alles, was sie mitgenommen hatte.

Er legte das Blättchen ehrfürchtig zurück. „Sie ist eine Deutsche," sagte Gaston.

„So — so? Möglich. Jedenfalls ist sie seit langer Zeit meine Beste." Er ging wieder liebevoll und interessiert um die Bahre herum. „Sehen Sie sich das Zeug da an!" Und er machte eine verachtungsvolle Gebärde nach den andern Stummen hinüber.

Der Dichter aber hatte für nichts anderes Augen, als für die tote junge Frau in dem blauen Kleide. ‚Ein deutsches Mädchen,' dachte er, ‚und keine von der Straße — auch nicht aus gutem Hause. Eher eine aus dem Kleinbürgerstand, der eine Laune des Lebens eine Besonderheit gab. Das Schicksal steht auf dieser Stirne, wie — wie — — wie über der Stadt in der Ebene, zwischen den massigen Häusern, in den dämmerigen Winkeln, im Fischerviertel. Die Möwen schreien es in die Winde hinein, die dunklen Kähne schleppen es fort, wenn es den Menschen zu viel wird. Sie versenken es ins Meer, damit die Menschen lachen können, wie diese da — — —'

Der Alte ließ ihn gewähren. Schließlich tippte er auf Gastons Arm. „Ob man sie sucht? Ob jemand sie erkennen wird?"

Der Dichter schrak zusammen. „Erkennen?" Daran hatte er noch gar nicht gedacht. Sie war für ihn die Fremde, an dieses Ufer gespült. Die Vorstellung, irgend jemand könnte kommen, sie für sich beanspruchen, jammern und sie so in sein Leben hineinziehn, fluchen und ihre Ruhe damit stören, diese Vorstellung verursachte ihm ein peinliches Gefühl, das gleich in Abwehr überging. Er hatte ihr entflohenes Leben gleichsam in sich aufgenommen, er begann es mit seinen Gedanken zu füllen, niemand sollte kommen und Rechte erheben. Wenn man sie im Leben nicht halten wollte, dann sollte man ihr die letzte, selbstgewählte Wohltat lassen.

„Ich glaube es nicht, daß man sie suchen wird," sagte er. „Sollte sich jemand melden, dann schreiben Sie alles genau für mich auf. Ich komme wieder." Er suchte in seiner Rocktasche und fand einige lose Geldstücke. Wenig genug! „Hier, nehmen Sie —"

„Hatte ich nicht recht?“ Der Alte strich wieder sein Kinn. „Stark, groß, jung.“ Er bedauerte keinen Augenblick, daß so etwas sterben mußte.

Gaston ging in die Sonne hinein, bewegt, aufgewühlt — und tief im Innern entfalteten sich Bilder wie Blumen, die blühen wollen, kamen Menschen, nahmen feste, ganz bestimmte Züge an, und sie, die Tote im blauen Kleide, lebte unter ihnen und doch anders als sie alle. Reicher, wärmer, farbiger. „Yvonne, Yvonne!“ flüsterte er und begann sie zu lieben, mit schillernden Bogen und Strahlen zu umziehn.

Erregt kam er nach Hause. Er ging im Zimmer auf und ab. Von allen Seiten strömten die Gesichte auf ihn zu. ‚Sie, die ich nicht kenne,‘ dachte er mehrere Male, ‚nicht kenne, nicht kenne — oh ja, ich kenne dich. Niemand soll kommen und jetzt noch irgend etwas mit dir gemein haben wollen, nicht in Liebe, nicht in Trauer. Jetzt bist du mein. Ich will dich zum zweiten Male schaffen. Mein Geschöpf, meine Yvonne.‘

Und er ging immer wieder zur Morgue, zu jeder Tageszeit.

Der Alte winkte ihm schon beruhigend zu, wenn er kam. „Niemand, niemand. So ein schönes Weib, jung, stark, kein Mensch will sie kennen. Jaja, so geht es zu — — Und wollen Sie es wohl glauben? Das da, Stückwerk, lästig, sehr lästig, um den weinen sich zwei Frauen die Augen aus. So ist's. — Morgen wird sie begraben. — Wann? Ja, das weiß ich nicht, kann ich Ihnen nicht sagen. Kommen Sie mal wieder,“ und er schob seine Hand langsam, seitlich zu Gaston hin. Das Geldstück versank in seiner Tasche. „Ja, leider —“ er zog lange und sehr bedauernd die Schultern empor, „leider kann ich es Ihnen nicht sagen.“

Gaston ging zum Quai aux fleurs, kaufte Rosen und übergab sie dem Alten. Er hatte die Tote niemals mehr angesehn. — —

Einige Tage ging er träumerisch umher, dann wurde er ruhig, freudig, ja, es kam eine herzliche Erzählerlaune über ihn. Das Schicksalschwere lichtete sich, tausend feine Züge traten in das Bild. Eines Abends rückte er seinen Tisch vor das Fenster, sah durch den willkürlich in die Häuser hineingerissenen Schacht auf die schön gewölbten Bäume, holte Papier aus der Lade und schrieb oben hin als erste Zeile: ‚Sie, die ich nicht kenne,‘ und dann lächelte er. ‚Vielleicht muß ich den Titel ändern. Das wächst mir unter den Händen, sieht mich aus ganz andern Augen an. Gleichviel!‘

Als er nochmals in die Lade griff, stieß er auf einige Briefe, nahm sie heraus. Einen behielt er in der Hand. Er zog den Bogen aus dem Umschlag und las, dann lehnte er sich zurück. „Es wäre möglich,“ sagte er, und er nahm Briefpapier und schrieb folgendes: „Lieber Freund, als ich zuletzt in Straßburg war, hatte ich gar nichts für Dich und konnte Dir später auch nichts versprechen, — Du weißt, ich schreibe eigentlich keine Romane — aber jetzt habe ich eine Idee. Ich glaube, Du kannst die Arbeit unbesehen in der literarischen Wochenbeilage Eurer Zeitung erscheinen lassen. Wie die Sache wird, das kann ich Dir heute noch nicht sagen, da sich bei mir vieles erst während des Schreibens gestaltet. Ich würde Dir meine Arbeit gar nicht anbieten, wenn ich nicht bei Euch in der Kreide säße. Mir scheint, es ist Freundespflicht, daß ich Dich entlaste. Laß nur gleich mit dem Abdruck beginnen, damit ich aus dem Schuldner bald ein Gläubiger werde. Ich kann's gebrauchen. Im übrigen bin ich wohlgemut und grüße Dich herzlichst.“ ‚Wenn ich erst mit meiner Erzählung begonnen habe, schreibe ich keine Briefe,‘ dachte er, ‚und es muß doch sein.‘

Er stand auf, nahm seinen Hut und ging nochmals fort. Diese geschäftliche Sache hatte ihn gestört. Er trug den Brief in einen Kasten in der Nähe der reizvollen St. Etienne du Mont und dann ging er in die Kirche hinein. Er betete für Yvonnes Seele, dankte für Yvonnes Schönheit, für die Schönheit der Kirche, für die Schönheit der ganzen Welt, ging in einer abergläubischen Regung zu dem Marmorbecken mit Weihwasser, bekreuzigte sich und trat auf die flachen Stufen, die zum Platz hinabführten, ein glücklicher Heide.

Krause Geschichten um die schöne Yvonne

Spät am Abend, als alles still war und nur, wie immer, Musik in flatternden Fetzen an sein Fenster flog und die Züge von fernher rollten, ganz dumpf, lebensmahnend, beugte sich Gaston über große Bogen und schrieb.

Den Titel hatte er weggelassen, aber da stand eine Kapitelüberschrift:

Die vom bunten Kamp

Und wie er ein wenig lauschte, da sahen sie über seine Schultern, saßen auf seinem Tisch, lauter krauses Volk, standen wartend im Schatten des Zimmers, ja, einige kamen noch die Treppe herauf. Er hörte ihr Trappeln und Schlurfen. Sie wohnten in der

Moulin de beurre und wohnten in seinen Kindertagen, sie nisteten allerorten in Jürgen Teissings Heimat und sie spazierten am Café Figaro vorüber.

Café Figaro! Dodo Maëlla — ferne, ferne Dodo.

Einen Augenblick sah der Dichter auf, atmete tief, dann schrieb er: Meister Herwethe hatte kaum die Tür hinter sich geschlossen, da fingen seine Uhren an zu schlagen. Ping, ping, päng, pang, ganz schnell, — und dann tief und langsam, tong, tong, tong — All die anderen Stimmen belferten, tönten, bimmelten dazwischen. Tong, tong klang es über sie hin.

Der Meister sah in den Nebenraum. Es war die Küche. „Marie, wo ist Yvonne?" Und er zog bei dieser Frage seine Stirne kraus und beugte Schultern und Kopf wie horchend vor.

„Wo wird sie schon sein!" rief das Mädchen leichthin und warf den Pfannkuchen in der Luft herum, fing ihn auf und wandte sich dann lachend dem Vater zu. „Es hat ja erst in diesem Augenblick acht Uhr geschlagen. Vor acht kommt sie doch niemals nach Hause."

Herwethe schob sich langsam in die Küche hinein und zog die Tür ins Schloß. Er war ein wenig gebückt durch den niedrigen Rahmen getreten, jetzt richtete er sich zu seiner vollen, sehr stattlichen Größe auf. Er trat ans Fenster und sagte halblaut: „Sie soll die Sache aufgeben."

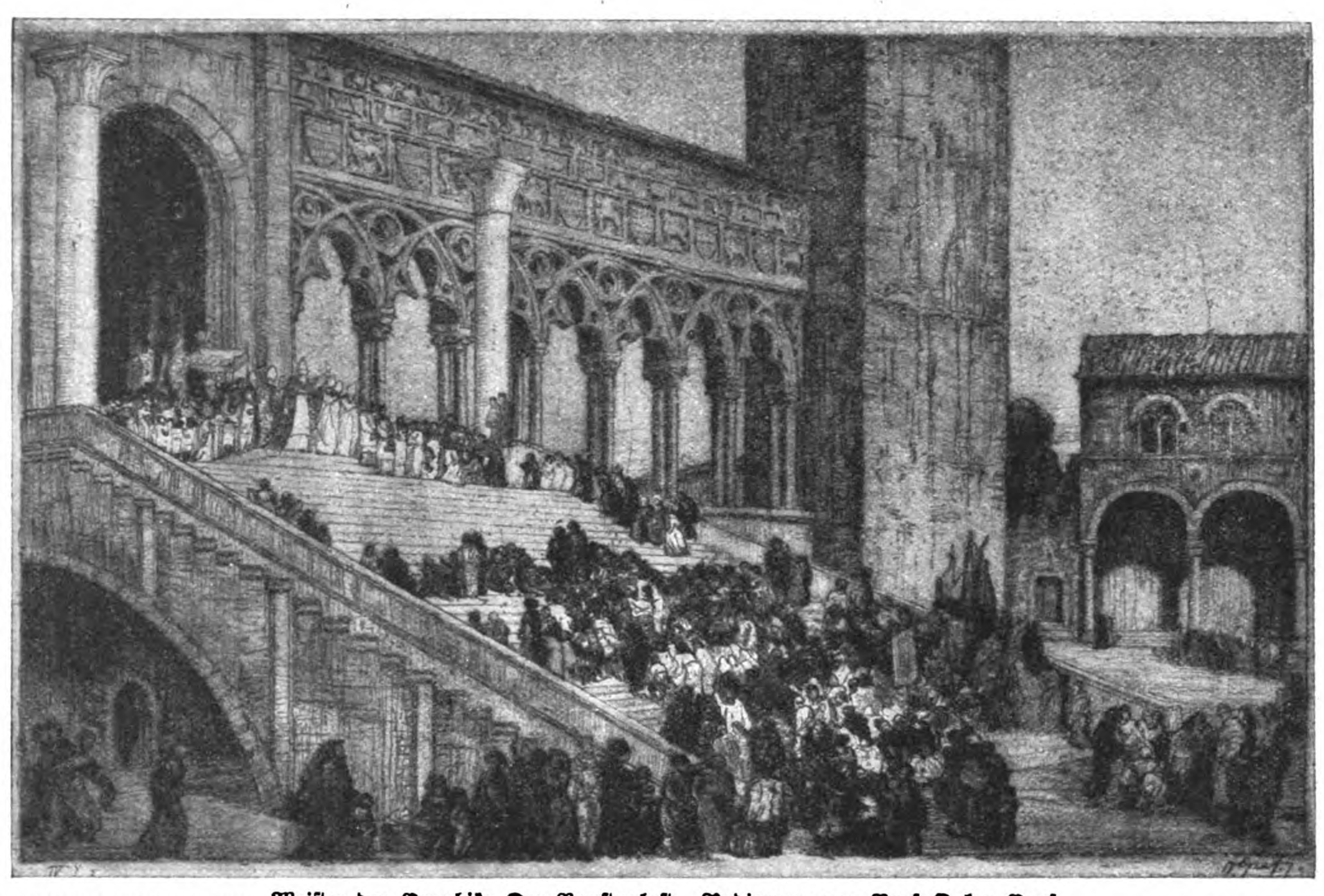
Das Mädchen am Herdfeuer hatte es dennoch gehört. „Wie, die Näherei? Ja, wer soll denn für uns arbeiten, die Kleider machen und all das andre? Ich habe doch genug in der Wirtschaft zu tun und mit den Kunden."

Der Meister stützte beide Hände fest auf die Fensterbank. „Und ich sage dir, sie hört damit auf."

Marie antwortete nicht. Sie stand mit verschlossener Miene im Qualm und wechselnden Licht. Ihre mageren Arme und roten Hände schossen hierhin und dorthin. Sie mußte sich den Ärger herunterwirtschaften. Dem Vater zu widersprechen, wäre nutzlos gewesen. Man mußte etwas anderes für Yvonne suchen. „Sie soll aber doch was lernen, irgend etwas Nützliches," sagte sie nach einer Weile. Die hellen Augen gingen schnell zum Fenster hin.

„Gewiß." Herwethe nickte einige Male. Er sah in den Abenddunst. Es war, als ob der Fluß dampfte; er zog schwarz und müde unter grauem, wallendem Flor. Drüben, am andern Ufer, standen die Kühe bis zum Bauch in einem milchigen Brei. Ihre Rücken bewegten sich wie Kähne, die einen unförmlichen Bug haben, ganz schwerfällig, gehemmt durch den phantastischen Aufputz. Ihr Gebrüll schlug gedämpft an das Fenster, denn der Fluß war sehr breit. Von den Häusern fort bis zum Fluß dehnte sich eine öde Fläche mit Schlick, Steinen und allerlei Abfall. Dazwischen standen Inseln niedriger Weiden. Im Frühling überspülte der Strom diese ganze muldenartige Fläche, dann klatschte er gegen die alten Mauern, auf denen die Häuser vom bunten Kamp standen. Einige von ihnen waren in die Mauer hineingebaut, hatten sie gleichsam durchbrochen. Von dort aus konnte man auf schmalen, bröckligen Steintreppen in die Mulde gelangen und zum Flusse gehn. Bei hellem Tage spielten drunten bisweilen die Kinder, am Abend ging man nicht gern hierher. In der Mulde, einem großen Dreieck zwischen den Häusern, den alten Gärten, die bis zum Wasser reichten, und dem Strom, der einen Bogen beschrieb, hatten sich einstmals düstere Dinge abgespielt, und auch jetzt noch trieb sich hier häufig lichtscheues Volk herum. Man konnte, wenn man geschickt war und das Wasser niedrig stand, von der Mulde aus unter der alten Steinbrücke hinweg, über Geröll, Pflöcke, Holzstege und allerlei Vorsprünge zum Hafen gelangen. Wer von dort kam und in der Mulde landete, der hatte freien Weg, denn die Gärten zu durchqueren, das war für jeden Jungen aus dem bunten Kamp ein Kinderspiel.

Dieser Kamp mit der Burg war eine merkwürdige Gegend. Es sah aus, als hätte die Stadt sie gewaltsam fortgeschoben, ohne sich jedoch von ihr befreien zu können. Trotzig, mit unverrückbaren Mauern, hielt sie an ihr fest. In Wahrheit war es umgekehrt: die Stadt war aus ihr hervorgegangen. Da war die Burg, ein klobiges, regelloses Gebäude. Es war von oben bis unten mit Menschen voll gepfercht. In seinem niedrigsten Teil — ein Brand hatte sich hier einstmals zwei Stockwerk tief eingefressen — war das Armeleutehaus für Männer. Die Burg stand dicht an der alten, hohen, zur Mitte aufsteigenden Brücke. Der Strom schlich mit seinen stillen Wirbeln und seinem gleichsam aus der Tiefe kommenden breiten Wallen unter fünf mächtigen Bogen hindurch. Der Fuß der Burg stand im Wasser. Hier und da, dicht an den glatten Quadersteinen, ragten gänzlich abgeschliffene Blöcke heraus. Von der Burg aus bog sich die alte Festungsmauer ins Land hinein. Hier begann die mit Schlick, Geröll, Unrat und Weideninseln bestandene Mulde. Die Festungsmauer lag



Meister der Graphik: Der Papstpalast. Radierung von Prof. Oskar Graf

rund, schwer und fest da. Sie umschloß eine Welt für sich, jene Häuser, die damals zur Burg gehört hatten. In ihrer Mitte war ein großer Platz, auf dem, willkürlich in eine Ecke gerückt, ein Brunnen mit langem Steintrog stand.

Es wuchsen auch einige Bäume auf dem Burgplatz, den man sich gewöhnt hatte den bunten Kamp zu nennen, aber es schien, als hätte eine Raupenplage sie befallen. Sogar die Rinden sahen seltsam abgenagt aus. Sie streckten ihre grauen, dürftigen Arme, an deren Enden lockere Laubbüschel hingen, hilflos von sich ab, als wollten sie sagen: was wollt ihr jetzt noch von uns? Bei Tage hockten stets einige Kinder auf diesen Armen, rutschten auf ihnen herum, ließen sich an den Stämmen hinab, begannen das Spiel von neuem und waren stolz, wenn sie wieder ein Büschel erwischten. Soweit die Bäume kahl waren, soweit reichte die Kunst ihrer affenartigen Peiniger. Vor einigen Häusern waren Ansätze kleiner Gärten, und vor fast allen stand eine breite, glänzende Steinbank.

Nicht anders als durch das Burgtor konnte man in den bunten Kamp gelangen. Doch ein eigentliches Tor gab es nicht. Man ging unter der Wölbung hindurch, von der rechts und links je zwei schmale, steile Treppen in das Innere der Burg führten. Auch vom Platze aus konnte man hinein. Nach der Straße zu gab es keine Tür. Diese Straße und die ganze Stadt, alt wie sie waren, entstanden erst viel später als die Burg und die Häuser am bunten Kamp. Die Stadt war aus Niederlassungen der Händler, Handwerker und Kriegsknechte hervorgegangen, doch die Händler hatten den größten Anteil daran. Und das war heute noch zu sehen; man brauchte nur durch die Straßen zu gehen, an den mächtigen Patrizierhäusern vorüber. Kaufleute, große Kaufleute — einstmals. Ihre Zeit war vorüber. Als es nur den Strom gab und keine andere Verbindung, da waren sie die Herren. Aber auch jetzt noch trugen sie den Kopf sehr hoch. Und mit Recht.

Über die geschwungene Brücke mit den fünf Bogen hinweg kam man in die Neustadt. Sie war ganz von Alleen und Gärten durchzogen, hatte sich zu allem Zeit und sehr viel Raum genommen, aber das wollte in dieser unabsehbaren Ebene gar nichts sagen. Wenn man auf der Brücke stand, konnte man sehen, wie der Fluß und die Wiesen jenseits des Erdballs langsam verschwanden. Dann waren nur noch die Wolken da. Sie kamen, um der Stadt ein Schauspiel zu geben.

Man konnte aber nicht sagen, daß die Menschen viel zu ihnen hinaufsahen, sie hatten vielmehr eine quere und eigenwillige Art, in sich selbst und ihre Gassen hineinzublicken, und nur einige von ihnen hatte die Sehnsucht der Weite, der Ebene heimgesucht, die wenigen aber packte sie so stark, daß sie viel mehr Kinder der Wolken waren, des Stroms und der verschwindenden Wiesen als Kinder ihrer Stadt. Junge und alte waren unter ihnen, Männer und Frauen, sogar kleine Knaben und Mädchen. Und gerade diese Kleinen waren der Sehnsucht, dem Fernweh am willigsten ergeben. Es kam vor, daß sie ihr Schulränzel ganz einfach an den Wegrand legten und still und glücklich die hellen Straßen entlang gingen, denn da hinten, ganz fern, ganz fein, viel zu fein für unsre Augen, lag das wunderbare Land — —

Zu diesen Kindern hatte auch die junge Yvonne gehört, die jetzt auf der Brücke stand und in die Weite schaute. Es war noch gar nicht so lange her, da war sie ein Stück Weges mit einer Kartenlegerin und ein paar anderen Leuten gegangen, und dann hatte sie vergessen umzukehren. Sie meinte, der Tag wäre noch lang und sie hätte viele schöne Zeit. Meister Herwethe, der sie zurückholte, hatte kein böses Wort gesagt. Er dachte an eine andere, die auch fortgegangen war.

Damals hatte er einen weiteren Weg gemacht, und es war umsonst gewesen. Seit der Zeit lebte er im bunten Kamp. Früher bewohnte er das untere Stockwerk eines ansehnlichen Hauses am Fischmarkt, das eine breite Treppe mit schmiedeeisernem Geländer hatte. Dicke Messingkugeln trug es an seinen weitausholenden Enden. Yvonne konnte sich noch dunkel daran erinnern. Sie hatte in den ausgetretenen Sandsteinstufen gesessen und mit dem Nachbarskind Kauten gespielt. Das waren zarte, elastische Knochen, Gelenkstückchen, mit denen man würfelte. Sie hüpften hin und her, uud wenn sie in eine bestimmte Lage kamen, dann hatte man gewonnen. Sehr viele Erinnerungen aber hatte Yvonne nicht, da sie immer an dem Besonderen und Fernen gehangen hatte.

Das war jetzt anders geworden. Der Rausch, den früher die Ferne gab, war auf geheimnisvolle Art in ihr eigenes Blut geströmt. Sie wollte nicht mehr wandern, sie wartete. Ganz langsam, gedankenvoll, löste sie sich von dem Brückengeländer, blieb stehen, ging einige Schritte — und dann warf sie den Kopf herum. Möwen, drei, vier hintereinander! Sie breitete unbewußt die Arme und ahmte ihre Schreie nach. Dann besann sie sich und lief nach Hause.

Sie klinkte die Tür zur Küche auf, als

Marie gerade das Essen auf den Tisch stellte. „Flederwisch!" sagte die ältere Schwester und fuhr ihr durch die Haare, die in goldbraunen Locken um das helle, schöngeformte Gesicht hingen. Yvonne machte sich schmal und klein und rutschte sofort auf ihren Schemel am Fenster, als bemerkte man sie dann weniger.

Der Vater sagte nichts, er sah sie nur lange an. Die Blicke der beiden blieben ineinander hängen. Sie hatten dieselben großen, dunkelblauen Augen. Und wie sie sich ansahen, veränderten sich diese Augen; sie wurden schwarzgrau wie der Strom.

„Yvonne," sagte die viel sprödere blonde Marie, „der Vater sorgt sich, wenn du unpünktlich bist. Er macht dir aber ein Geschenk dafür: du sollst nicht mehr zum Nähen gehn."

„Nicht mehr zum Nähen?" Yvonne ließ ihre Gabel, die sie soeben aufgehoben hatte, in den Teller fallen. „Nicht mehr zum Nähen?" Sie sprang auf und tanzte ausgelassen in der Küche umher. „Nicht mehr zum Nähen?" sagte sie nochmals ganz leise und legte ihre Arme um den Hals des Vaters.

„Nein. Aber jetzt setz' dich hin und iß. Wir besprechen nachher, was werden soll." Und nach einer langen Pause sagte Herwethe: „Du könntest mir bei der Arbeit zur Hand gehn. Ich lerne dich an."

„Uhren machen!" rief das Mädchen entsetzt. „Nein, Vater, das ist das Schrecklichste von allem." Sie rückte zu ihm hin und führte ihre spielenden Finger dicht vor sein Gesicht. „All die kleinen Rädchen, all die kleinen Rädchen —" und sie tat, als setzte sie etwas zusammen, ganz peinlich, ganz schnell, „und die Spiralen und die Zängelchen — nein, Vater, das kannst du nicht von mir verlangen." Mit einem Ruck wandte sie sich ab. Dann drehte sie den Kopf schnell wieder zu ihm hin: „Zu denken, daß man all das zerlegen soll, in Stunden, Minuten, Sekunden! Die herrliche Zeit! Vater!" Er lächelte. „Und wenn dann der Sommer kommt, oder die Überschwemmung ist da — und wenn es Eis gibt — — und ich soll das mit den Minuten machen und mit den Sekunden! Das müßt ihr doch einsehen!" Sie griff schnell über den Tisch herüber nach ihrer Schwester Hand.

„Yvonne, so viel ich weiß, bist du bald fünfzehn Jahre," sagte Marie, und dabei drückte sie die Hand sehr herzlich.

„Wir wollen erst essen," sagte Yvonne lachend.

Marie stand auf und holte einen Teller mit Obst. Während Herwethe und seine Älteste ruhig mit einem im bunten Kamp ganz außergewöhnlichen Anstand die Früchte zerteilten und aßen, machte sich Yvonne mit beiden Händen unter dem Obst zu schaffen. Sie wühlte, besah die einzelnen Stücke, bewunderte, legte sie zurück, und schließlich nahm sie doch den ersten besten Apfel und biß hinein.

„Also was möchtest du denn selbst beginnen, wenn du es dir aussuchen könntest?" sagte der Vater.

„Ich? Ach ich —" sie aß weiter, es fiel ihr nichts ein.

„Du hast doch zu irgend etwas Lust —"

„Oh ja. Zu vielem!" Das Blut schoß ihr ins Gesicht.

„Ich meine Arbeit."

„Ihr sagt ja, das wäre keine Arbeit."

„Das kommt aber recht mürrisch heraus," sagte Marie. „Ich weiß schon, du denkst wieder an die verblasensten Dinge. Eine Künstlerin willst du werden und weißt nicht einmal, was. Du kannst nicht mal sagen, zu was du Talent hast. Merk' dir nur: von hundert Mädchen setzen sich neunundneunzig solche Späne in den Kopf. Aber nur in deinem Alter. Später werden sie schon vernünftiger. Und schließlich heiraten sie alle."

„Ich nicht, ich nicht! Daß du das nur weißt!"

„Die am lautesten schreien —"

„Laß sie nur," sagte Herwethe, „daran braucht unsre Yvonne noch lange nicht zu denken, noch sehr lange nicht. Wie wäre es denn, wenn du vorn in der Burg bei Fräulein Ziller das Blumenmachen lerntest?"

Marie sah ihren Vater erstaunt an. Yvonne lachte laut. „Ja, Vater, ja, das will ich lernen. Die Zillers habe ich längst gern mal von der Nähe sehen wollen."

Herwethe strich über sein Haar. „Das ist nicht das Richtige. Immerhin — bis sich etwas Besseres gefunden hat. Und du bleibst in unserer Nähe."

Das Äffchen, der Kondor und Herr de Braam wecken die Puppe

„Mein liebes Kind, es ist eine Passion, es ist Gemütssache," meckerte Frau Ziller. Ihr kleiner, ganz zusammengeschrumpfter Körper saß, durch Kissen, Rollen und Puffs unterstützt, aufrecht in einem Sessel, der von einer Schimmelkruste überzogen schien. Hinter dem Kopf lag als Dekoration ein schwungvoll hingeklebtes Tuch, in dessen stets gleichen Falten eine Staubschicht lag. Es sah sonderbar genug aus. Das Tuch war über und über grell bestickt, und der Kopf erweckte die Vorstellung, als sei er vor einiger Zeit ausgegraben worden und bildete sich nun langsam in das Menschliche zurück. Er glich

ganz dem eines kahlen Affen. Um den vorspringenden Mund lagen die charakteristischen Falten und Fältchen. Die Stirne sprang zurück, die Ohren waren durchsichtig, die runden Augen hatten bald einen listigen, bald einen törichten Ausdruck, nur eines konnten sie nicht: still und stetig sein.

Frau Ziller hielt ihre Perücke in den gelben, zermürbten Händen. Sie richtete irgend etwas daran herum, und während sie bald auf dieses moosartige Gebilde, bald auf Yvonne sah, die am Tische saß und ausgestanzte rote Blättchen auf Drähte zog, sprach sie in einer unpersönlichen Art und ohne viel Betonung von ihrer Tochter Agathe: „Sie hatte immer sehr viele Gemütsbedürfnisse. Es gibt aber Zeiten, in denen man sich nicht damit aufhalten darf. Wir taten es nicht." Ihre Hand streckte sich nach einem Glas mit Portwein aus, das neben ihr auf dem Fensterbrette stand. Sie trank und schob die schmalen farblosen Lippen eine lange Zeit nachgenießend hin und her.

Agathe, größer als ihre Mutter, dürr und mit einem Gesicht, als sei es schon durch mehrere Leben gegangen, die all ihre Furchen hinterlassen hatten, hockte auf einem Schemel und hielt einen Zweig Apfelblüten in der Hand. Sie sah außerordentlich befriedigt aus. Auch sie stärkte sich, aber auf eine andere Art als ihre Mutter. Auf dem Tische stand eine kleine Schale mit gerösteten Kürbiskernen. Von Zeit zu Zeit griff sie hinein, führte einen Kern zum Munde, knabberte daran herum, und dann pustete sie eine ganze Weile die Schalen ins Zimmer.

„Sie ißt nicht gern, sie schnabuliert immer etwas," sagte die Alte und stieß die Töne mehr durch die Nase, als daß sie sprach. „Kerne bekommen ihr am besten. Sie hat früher ihrem Magen viel zugemutet, was, mia bella?" Jetzt meckerte sie eine ganze Weile.

Ihre Tochter stand auf, versuchte ihre Hände auf die Gegend zu stellen, wo einstmals ihre Hüften waren, sah sich im Zimmer um, und dann trat sie vor die Kommode. Dieses große und schöne Möbelstück war ganz und gar mit Photographien zugestellt, die sich, soweit die Hände reichen konnten, auf der Wand fortsetzten. Darüber hin schwang sich eine Mohnranke mit riesigen Blüten. Agathe tupfte daran herum und sang plärrend, die Melodie nach Art der ausgedienten Brettlsängerinnen nur andeutend: „Roter Mohn, flattrig wie die Liebe." Dazu taktierte sie sanft mit dem Apfelblütenzweig, den sie immer noch in der linken Hand trug.

„Steck' ihn an Erichs Bild," sagte die Alte. „Sie hat es nämlich nicht nötig," fuhr sie fort, zum früheren Thema zurückkehrend, „es ist eine Liebhaberei, eine Passion. Sie nimmt nur selten Elevinnen."

Yvonne legte die Hände in den Schoß. Ihrer Meinung nach hatte sie für diesen Morgen genug getan. Die Tochter bewegte sich steif und stumm zum Tisch zurück. Der Affenmund der Alten spielte immerfort, dann spaltete sie ihre Lippen. „Yvonne? Wieso heißt du Yvonne?"

Das Mädchen wippte mit dem Stuhl. „Weil mich meine Mutter so genannt hat."

„Sie war wohl nicht hier aus der Gegend?"

„Ich weiß nicht."

„Weißt nicht?"

Agathe schraubte den Kopf aus einer gelbgrauen Halskrause zu ihrer Mutter hin. „Mademoiselles Mutter ist abwesend," sagte sie.

„Abwesend? Abwesend — Sieh, sieh! Schon lange?"

„Ich kenne meine Mutter nicht." Yvonne wippte weiter. Augenblicklich interessierte sie nichts so sehr wie diese beiden Frauen.

„Wie alt bist du denn, mein Kind?"

„Fünfzehn."

„Und deine Schwester?"

„Zwanzig."

„Dann ist sie vielleicht vierzig, war in der zweiten Hälfte der Zwanziger, als sie fortging. Ein süperbes Alter." Sie meckerte wieder, stützte ihre Arme auf und bekam lebhafte Augen. „Agathe, achtundzwanzig! Unterste Lade, rechter Hand, elfter Packen —"

Die Tochter ging zur Kommode, kniete nieder, zog die Lade auf und fuhr mit einem sicheren Griff hinein. Sie reichte ihrer Mutter ein Papierbündel, aus dem getrocknete Blumen und Bandenden hingen. Die Alte nestelte es auf und stocherte mit den brüchigen Fingern darin herum. In einige Blätter sah sie hinein. „Achtundzwanzig! Da war ich mit dem Grafen Dwardowsky in Rom. Ach, der Gute, er hatte keine richtigen Vorstellungen davon, was eine Frau braucht," fügte sie leise, mit dem Kopf hin und her wackelnd, hinzu. „Und du, meine Liebe, du warst in dem Alter — ach, du machtest eine glänzende Karriere. Mittleres Fach, halblinks."

„Vielleicht nachher, chère maman," sagte die steinalte Tochter, sich mühsam erhebend.

„Dann komm und setz' mir das Ding wieder auf. Jetzt gib deine her und Lockennadeln."

Yvonne senkte den Kopf, zog das Kinn ein und schnaubte in ihr Taschentuch. ‚Wie ein Kondor,' dachte sie, und immer wieder mußte sie zu Agathe hinsehn. Die beiden alten Frauen genierten sich nicht im min-

Mit Genehmigung der Photogr. Gesellschaft, Charlottenburg



Künstlerträume. Gemälde von Victor Thomas

besten. „Mademoiselle, Sie könnten jetzt vielleicht das Nelkenlaub suchen, wenn's beliebt," sagte Agathe. Yvonne ging an einen Schrank, aus dessen Fächern ihr eine Unmasse von Dingen entgegenquoll, die zu ihrer neuen Beschäftigung gehörten. Währenddessen stelzte der Kondor zu einem kleinen Ofen, hob das Töpfchen mit Leim herunter, nahm eine Pfanne, schlug Eier hinein, schüttete aus verknitterten kleinen Tüten Gewürze darüber hin. Sie hantierte überhaupt mit ganz kleinen wie von der Zeit abgewetzten Geräten, dabei sprach sie murmelnd vor sich hin. Bisweilen erhob sie ihre Stimme, dann nickte die Alte oder klopfte bejahend auf ihre Sessellehne. Sie hatte bräunlich-blaue, schäbig gewordene Hautläppchen über ihre Augen fallen lassen, die nicht ganz schlossen. Vielleicht fehlte ihnen die Kraft dazu.

Yvonne sah auf das feuchte, rötliche Ding, das ohne Wimpernbeschattung nackt und sehr armselig durch die Öffnung blinzte. Sie vergaß das Nelkenlaub und versuchte die merkwürdige Zwiesprache der beiden zu verstehen, denn die Wortbrocken sammelten sich ein wenig, und die Alte warf die eine oder andre Bemerkung dazwischen.

„Abel hatte es eben zu lange mit ihr gehalten," sagte die Tochter, „ich hätte es sonst erreicht. Er konnte nicht los. Dann kam der Kontrakt und der Prozeß —"

„Eine falsche Kanaille," pustete die Alte etwas kurzatmig heraus.

„Falsch — ja, das kann man so sagen, man kann's auch anders sagen: treu war sie. Bis in ihr Sterbebett hinein hat sie gelogen, und da hatte Abel das schöne Geld."

„Wie lange? Meine Beste, er konnte Geld nicht festhalten."

„Ganz gleich. Er hatte das Geld und nahm Irene, ein ganz inferiores Weibsbild." Bei dieser Redewendung schraubte sie den Kopf zum Zimmer hin. „Mademoiselle, das Nelkenlaub," sagte sie sehr sanft.

Die Alte ließ den Kopf nach vorn sinken. „Dies Kind da, die Yvonne, soll auf die Straße gehn. Glieder, Haut, Haare, alles das kann die Stubenluft nicht vertragen." Sie hatte das ganz leise gesagt, dann fuhr sie kräftiger fort: „Nun, du hast es ihm eingetränkt und der Irene auch. Zeig' mir mal Freddys Bild. — So ein Kamel! Wie der für dich ins Zeug ging."

„Nachher — ich koche."

Die Alte hob die faltigen Häutchen. „Weiter nichts?"

„Doch, um ein Uhr bringt Josefa das Mittagessen."

„Das Kind sollte auf die Straße gehn."

Yvonne kramte im Schrank. Sie dachte darüber nach, daß die beiden Mumien jeden Tag von Männern sprachen und von Frauen, die mit Männern in Verbindung standen. Gegenwärtige Dinge schienen sie nicht zu beachten. Nur bisweilen bekam sie kurze Unterweisungen etwa wie: „Die Hauptsache für ein junges Mädchen ist hübsch zu sein. Verdirb dir die Nägel nicht beim Arbeiten. Streck' die Brust heraus. Laß dich von niemand anführen," und dergleichen mehr. Wenn die beiden besonders gut aufgelegt waren, dann bekam Yvonne Parfüm in ihr Taschentuch. Doch sie war klug genug, diese Taschentücher unter dem Brunnen im bunten Kamp auszuspülen, ehe sie nach Hause ging.

„Schick' sie doch auf die Straße," sagte die Alte beharrlich, mit einer Stimme, die grämlich wurde.

Agathe setzte die Pfanne auf ein Zeitungspapier und teilte drei Portionen aus. Yvonne bekam eine kleine Kostprobe. „Mademoiselle sollte so etwas auch lernen," sagte sie, und man bemerkte, daß sie die Worte ganz von fern herholte. „Es ist nützlich. Besser als Blumenmachen. Wenn Sie den Löffel voll versucht haben, dann gehen Sie bitte für mich zu Fernand de Braam & Compagnie, am Ostentor und geben dort die Schachtel ab, die — ja, wo steht sie denn?" Niemand wußte es. „Da müssen Sie eben suchen, Mademoiselle."

Auf diese Weise kam Yvonne in das Schlafzimmer der beiden. Sie bemerkten es nicht, daß Yvonne schnell hineinschlüpfte, denn das Äffchen hielt seinen Teller dicht und voll Interesse unter seine Augen, und der Kondor griff nach einem verlesenen, zusammengefalteten Zeitungsfeuilleton. Yvonne hatte es sich nie recht vorstellen können, daß die beiden sich abends auskleideten und in Betten legten, denn ihre staubigen und zerdrückten Kleider sahen ganz aus, als kämen sie niemals vom Leibe herunter. Jetzt bemerkte sie staunend ein einziges, ganz schmales, mit allerlei Plunder bedecktes Bett, das halb hinter einem Plüschvorhang verborgen war. Das Zimmer war sehr klein, die Luft ätzend und doch faulig. An den Wänden hingen Kleider aus verschiedenen Zeiten. Sie waren ganz achtlos übereinander getürmt, und Yvonne dachte sich, daß das oberste Kleid immer herabgenommen und so lange getragen würde, bis es auseinanderfiel. Dann kam das nächste an die Reihe. Koffer standen umher, Hutschachteln, vergoldete Stühlchen und ein kleiner Ständer mit Waschschüssel und Toilettesachen. In einer Ecke trauerte unter vielem Gerümpel eine Hundehütte.

Yvonne untersuchte alles eingehend, die beiden hatten sie offenbar vergessen. Schließ-

lich nahm sie eine beliebige Schachtel und brachte sie der lesenden Agathe. Die stierte sie verständnislos an.

„Ist das für de Braam & Compagnie?"

„Mademoiselle, man hat noch nicht viel gelernt und weiß sich überhaupt wenig Rat," sagte Agathe etwas feierlich. Dann erhob sie sich, ging an den Schrank und fand das Paket. „Nur abgeben." Yvonne war entlassen.

Sie war überhaupt die Hälfte ihrer Lehrzeit entlassen, und niemand fragte danach. Das wäre höchstens Marie gewesen, und die benützte ihre ganze freie Zeit, um eine andere Beschäftigung für Yvonne zu finden. Die beiden Frauen mißfielen ihr, mehr noch als das, sie flößten ihr Ekel ein. Wenn sie sich stumm über die Straße bewegten — sie sprachen draußen niemals —, dann war es ihr, als ginge ein Hauch von Verderbnis von ihnen aus. Sie hatte ihrem Vater nicht widersprechen wollen, aber sie mußte handeln.

Eines Tages hatte er, der mehr noch als die andern Stillen der Stadt auf eine zähe und wunderliche Weise in sich hineinsah, den Zettel am Eingang der Burg gelesen, auf dem Agathe Ziller ein junges Mädchen suchte, das die Blumenmacherei erlernen wollte. Er hörte, daß die Frauen alt waren und ganz zurückgezogen lebten; das gab ihm seinen schnellen Entschluß.

Früher verspätete sich Yvonne wohl eine Viertel-, eine halbe Stunde, jetzt konnte sie in der Stadt umherschlendern, solange sie wollte. Bei Fernand de Braam kannte man sie. Ein halbgebackener Kommis kam jedesmal hinter der Theke hervorgeschossen, kaum daß sie die Tür öffnete. Dieses Mal war er besonders aufmerksam. „Eine kleine Stärkung für den langen Weg," sagte er und steckte ihr eine Tüte mit Bonbons zu, während er mit der andern Hand versuchte, den Kasten zu öffnen. Ein glatt rasiertes Gesicht sah vom Kontor aus über die fast bis zur Augenhöhe weiß gestrichene Glastür. Yvonne ließ vor Schrecken die Tüte schnell in ihre Tasche gleiten. Doch Herr de Braam hatte es gesehen. Er kam langsam mit wiegenden Schritten hervor, mit der Linken seine helle Weste streichend. Die Rechte klimperte in der Hosentasche mit einem Schlüsselbund.

„Emil," sagte er nur, das ‚E' stark herausdrückend und den Kopf leicht zur Seite neigend. Da entfernte sich der Kommis hastig in der angedeuteten Richtung. „Wir haben keine Verwendung für die Sachen," sagte Herr de Braam zu Yvonne, „es war unser Mitleid, weiter nichts. Sie können das bestellen und dann nicht wiederkommen, hören Sie?"

„Das geht nicht — das kann ich nicht ausrichten," sagte das Mädchen verwirrt.

„Kommen Sie einmal mit in mein Büro, wir sprechen darüber." Der große Mann ging feierlich vor ihr her. Im Büro setzte er sich auf einen Drehschemel und sah Yvonne eine ganze Zeit lang aufmerksam an. „Wer sind Sie eigentlich, Fräulein?"

„Die Tochter des Uhrmaches Herwethe."

„Soso — nun ja," sagte er in einem Ton, als ob er jetzt manches begriffe. „Also legen Sie mal Emils Tüte auf den Tisch, hier, ich werde sie ihm zurückgeben, und dann warne ich Sie, je Geschenke von jungen Leuten anzunehmen. Übrigens täten Sie gut daran, mit der Blumenmacherei aufzuhören." Seine Stimme klang milder, und Yvonne, die für so etwas ein scharfes Ohr hatte, sagte sofort: „Ich darf den Karton hier lassen?"

„Nun ja — für dieses eine Mal. Dann mag Fräulein Ziller selbst kommen. Ich dulde in meinem Geschäft keine Alfanzereien." Die Stimme schwoll wieder an. Dann trat er auf das Mädchen zu, legte seine Hand auf ihre Schulter und sagte ganz unerwartet leise, fast zärtlich: „Sie sind ein hübsches Kind, das sollten Sie bedenken. Jeder Lümmel glaubt, Sie ansehen zu dürfen, was? — Ansprechen, nicht? — Ein Stück Weges begleiten, hm? — —"

Yvonne zitterte. Zwischen den Fragen hatte Herr de Braam Pausen gemacht, die mit etwas Unsagbarem, Süß-Erregendem ausgefüllt waren. Bei den eindringenden Worten fühlte sie dumpfe Schläge in ihrem Blute.

„Jaja, Sie brauchen es mir nicht zu erzählen, Kind, ich weiß." Er trat von ihr zurück, spielte heftiger mit den Schlüsseln, durchmaß mit seinen weichen, elastischen Schritten das Büro und dann sagte er herrisch: „Sie können gehn."

Das Mädchen eilte durch den Laden, als ob sie verfolgt würde. ‚Geschenke von jungen Leuten? Ansprechen? Begleiten? Wie konnte er das sagen!' Sie lief ein Stück achtlos weiter. ‚Sehe ich so aus?' Yvonne blieb vor einem Schaufenster stehn und suchte ihr Bild zu gewinnen. ‚Ein hübsches Kind,' sagte er. Es war angenehm, daran zu denken. Zillers meinten, das wäre die Hauptsache. Vielleicht war es die Hauptsache. Yvonne hatte noch niemals über ihr Äußeres nachgedacht, auch nicht über das der andern Mädchen. Sie waren doch alle fast gleich, einige ganz Häßliche ausgenommen. Die Häßlichen hatte sie immer komisch

gefunden. Nun, komisch wollte sie nicht sein.

Sie sah alle Vorübergehenden prüfend an, besonders die Mädchen. Da kam es ihr langsam zum Bewußtsein, wie verschieden sie doch voneinander waren an Wuchs, in den Bewegungen, in den Gesichtszügen, in ihrer ganzen Art, sich zu geben. Sie konnte es nicht erfassen, woher es kam, daß manches hübsche Mädchen dennoch unansehnlich war und andre keineswegs schöne die Blicke auf sich zogen.

Von diesem Tage an hatte die Straße einen neuen Reiz für sie, aber auch sie selbst war sich neu. Sie beachtete es, wie sich die jungen Leute verhielten, die ihr entgegenkamen. Sie sah ihnen in die Augen, erwartungsvoll, erfreut, wenn sie Bewunderung las. Ihre Kleider mußten jetzt zierlicher sein, ein wenig geputzt, und war es nur durch eine Schleife, eine Brosche. Die Schuhe mußten spiegeln, die Fingernägel gepflegt sein und das Haar — ja, ihre Haare waren schön. Vor wenigen Tagen hatte eine vornehm aussehende Frau zu ihrer Begleiterin gesagt: „Sieh nur, die prachtvollen braunen Locken," und sie hatten ungeniert auf Yvonne gesehn. Sie zog diese Locken jetzt noch mehr unter ihrer Mütze hervor.

„Was ist denn eigentlich das Schönste an einem Mädchen?" fragte sie Agathe Ziller. Die beachtete es nicht, sie band einen großen Strauß künstlicher Blumen.

„Das Schönste." Die Alte hob die fadenscheinigen Augendeckel. Sie kicherte. „Da mußt du später einmal deinen Schatz fragen. Die Männer meinen ja, das Schönste wäre ein runder, weißer — —, äh was, dummes Zeug. Der eine meint dies, der andre meint das."

„Was denken Sie denn, Frau Ziller?" fragte Yvonne dringlich.

„Ich? — Ach, du fragst kürzlich alberne Sachen."

Agathe hielt den Strauß in beiden Händen steif von sich ab. Sie sah Yvonne gar nicht an. „Das kann ich Ihnen leicht sagen, Mademoiselle, und merken Sie es sich gut. Schöngewachsen sein, das ist das große Los. Für ein armes Mädchen das große Los. Besser als ein schönes Gesicht. Und dann gesund. Vergessen Sie auch nicht, daß man recht gut essen und trinken muß. Ich hatte leider keinen guten Magen."

Erstaunt und dann voll heimlichen Gelächters hatte Yvonne zugehört. Der Kondor sprach ja von sich selbst. Als ob sie jemals schön gewesen wäre! Einem Impulse nachgebend fragte sie: „Haben Sie ein Bild von sich, von früher?"

„Viele." Sie arbeitete wieder an ihrem Strauß. Es war eine Bestellung, und Yvonne sollte ihn fortbringen.

„Viele? Kann ich denn nicht mal eines sehn?"

„Wenn du an die Kommode gehst," sagte die Alte, „das große Bild in dem Goldrahmen. Das war meine Tochter zwischen fünfunddreißig und vierzig. Die hättest du früher einmal sehen sollen."

Yvonne nahm das Bild. Das, das da war der Kondor? Eine blühende, prachtvoll gewachsene Frau in einem leichten, gebauschten Kleid, das Haar fiel fast bis auf die glänzenden Augen. Der Mund war halb geöffnet und sehr dunkel. Man sah die Zähne.

Die Alte meckerte. „Mia bella, sie glaubt es nicht!"

„Das war ich," sagte Agathe, und sie holte die wenigen Worte wieder aus weiter Ferne.

Der vorwitzige Schmetterling

Am Abend brachte Yvonne den Strauß in eines der breiten Häuser am Mariensteg. Es war Winter geworden, und der Schnee stäubte leicht durch die trockenen Straßen. Jeder Windhauch hob die zarten Daunen wieder empor, trieb sie vor sich her, wirbelte sie ein wenig herum und fegte sie dann zu kleinen Häufchen in die Rinnen und Ecken. Um die Laternen sprühte es hellgrau, zierlich, vor den Fenstern zog es spielend hinunter. Die Schaukästen sahen aus, als hätte man ein Stück Mauer aus den ehrbaren Häusern genommen, um zu zeigen, wie bunt und heiter es eigentlich dahinter zuging. Kein Mensch sollte trüb vor sich hinschaun; das Leben war warm und lustig.

Hier auf dem Mariensteg drängte es sich an diesen hellen ersten Frosttagen Abend für Abend vorüber. Yvonne brauchte nur mitten hineinzugehn, sich schieben zu lassen, um sich zu schaun, dann fühlte sie seine Liebkosungen. Das alles gehörte ihr, war auf eine heiße und doch selbstverständliche Art mit ihr verbunden.

Sie trug eine knappe dunkle Jacke, die zu eng geworden war, und eine kecke Mütze. Grade über der Brust schloß die Jacke nicht mehr. Yvonne hatte einen Strauß Veilchen in die Öffnung gesteckt. Der Duft wehte immer wieder zu ihr hin. Sie hätte sich herniederbeugen und die Veilchen küssen müssen. Sie sah in die Schaufenster hinein und in die Augen der jungen Männer. Ob sie wohl gut gewachsen war? Sie bog die Schultern stolz zurück. Oh ja. Im letzten Jahr — —

„Fräulein Yvonne," sagte de Braams Kommis neben ihr, „endlich sehe ich Sie einmal wieder. Sie kommen ja nie mehr zu uns." Er sprach ganz glatt, frei, anders als im Laden. Sie sah in sein langes Gesicht, auf die schadhaften Zähne.

„Ich mache keine Bestellungen mehr," sagte sie kurz, drehte sich um und ließ ihn stehen.

Als sie an die nächste Querstraße kam, trat ein schlanker Gymnasiast aus dem Halbdunkel. „Das war aber verdammt schneidig." Er zog seine blaue Mütze und machte gleichzeitig eine Bewegung in die dämmerige Straße hinein.

„Haben Sie es beobachtet?" sagte Yvonne, ihm unwillkürlich folgend. Das Kindliche in ihr hatte die Oberhand, dieses gemeinsame Lachenwollen über einen Gefoppten.

„Ich habe Sie schon lange beobachtet, heute, gestern — oft." Er lächelte, etwas befangen, und doch stand in seinem Gesicht die Absicht, festzuhalten.

„Aber Sie kennen mich doch gar nicht."

Die beiden tasteten eine ganze Weile an Belanglosem; dabei hatte jeder den Wunsch zu erfahren, ob er dem andern gefiele. Das machte sie lebhafter, brachte sie einander näher.

„Wir könnten ein wenig auf den Wall gehen," sagte vorsichtig fragend der Gymnasiast. „Ich habe unbeschränkt Zeit," fügte er großartig hinzu, gleichsam einen sichern Untergrund für alles Weitere legend.

„Ob wir bald Eis bekommen?" Das war eine Zustimmung, denn neben dem Wall auf einer Wiese, die alljährlich unter Wasser gesetzt wurde, war die schönste Eisbahn.

„Wir können ja einmal nachsehn. Vielleicht zieht es schon an." Es war ein ziemlich weiter Weg. Der Gymnasiast versuchte, durch all seine Erzählungen und kraftvollen Ausdrücke zu beweisen, daß er schon ein rechter Mann sei; Yvonne dachte, mit dem dumpfen Pochen in ihrem Blute, an das Abenteuer. Auf dem Walle standen die alten Bäume weich und dunkel in dem feinen Geriesel. Hoch oben die Kronen und die letzten Verzweigungen waren wie auf- und absteigendes Spitzenwerk. Hier und da sahen helle Fenster aus unwirklichen Häusern. Sie lagen hinter Vorgärten und zogen Abendschatten und Wirbelschnee um ihre Schultern. Die Fenster waren wie wache Gedanken, die über den Strom ins Leben hineingingen.

Den beiden erzählten sie nichts von engem Walten. Alles klang im Rhythmus ihrer Jugend. Sie schritten eine ganze Weile wie unschlüssig auf und ab. Der Gymnasiast sagte, er habe es geahnt, daß sie eines Abends hier auf dem Walle sein würden; er habe ein untrügliches Empfinden für das, was zu ihm gehöre — und er ergriff ihre Hand, die er fester drückte, als er wußte, — und es wäre erstaunlich, daß sie niemals gefühlt hätte, wie er ihr gefolgt sei, aber sie wäre wohl so eine, die Blicke für jedermann hätte; er habe das längst bemerkt. Aber er — er könne eifersüchtig sein!

Als der Gymnasiast das sagte, beugte er sich vor und sah fest mit verdunkelten Augen in Yvonnes gesenktes Gesicht. „Sie könnten mich doch ansehn. Bitte, sehn Sie mich an." Die Hand preßte ihre Finger.

Yvonne hob den Kopf; sie blieben stehn, und nun sie einander in dieser Abgeschiedenheit ansahen, in die nur der Fluß gleichmäßig, wie einschläfernd, hineinrauschte, konnten sie die Augen nicht abwenden. Es strömte etwas in ihr Verborgenstes, Allergeheimstes hinein. Es war bannende Angst und Glück zugleich.

„Wir wollten sehn, ob das Eis anzieht," sagte Yvonne hastig.

Der Gymnasiast ließ ihre Hand fahren. „Das wollten wir." Es klang gepreßt.

Sie liefen mehr, als sie gingen, und hatten doch ein unsinniges Verlangen, sich fest aneinander zu schmiegen.

Yvonne trat auf die ersten zugefrorenen Pfützen. „Windeis!" rief sie ganz laut. Es knackte unter ihren Füßen. Sie sprang mutwillig, eine Befreite, von einer weißglänzenden Tafel auf die andere. So kam sie bis dicht an das kaum von Eiskristallen überhauchte tiefere Wasser.

Der Gymnasiast sprang ihr nach, gekränkt, doch auch entzückt. Ja, sie war wohl eine von jenen, die Blick und Zärtlichkeit für alle hatten. Er wollte es nicht. Wieder griff er nach ihrer Hand, zog sie zurück. „Hier hört der Scherz auf!" rief er erregt. Er nahm ihren Arm, sie atmete schnell, und dann färbte sich alles dunkel. Sie küßten sich — —

„Oh — oh! Wir hätten es nicht tun sollen," sagte Yvonne, die Mütze mit beiden Händen fest auf den Kopf ziehend.

„Gib mir die Veilchen." Der Gymnasiast sah auf ihre Brust, die in einer weichen, feinen Linie hervortrat, als sie die Arme hob.

„Sie sind zerdrückt." Yvonne zog sie hervor und gab sie ihm. Der Gymnasiast führte sie an seine Lippen, die noch ganz heiß, ganz durstig waren. Dann steckte er sie ein und versuchte, die beiden Knöpfe an Yvonnes Jacke zu schließen. Als er den Widerstand fühlte, erschauerte er.

Yvonne schob seine Hand zur Seite.

„Komm, wir wollen gehn — und sag' mir nichts mehr. Wir hätten es nicht tun sollen."

„Liebe Yvonne, ich glaube, wir können nicht anders, wir alle nicht."

„Hast du vor mir —".

„Nein, wahrhaftig nicht."

„Ich auch nicht."

„Das glaube ich nicht," sagte er in neu erwachender Eifersucht.

Yvonne verletzte es. „Dann glaub' es nicht," sagte sie heftig und schritt schneller aus.

Er blieb an ihrer Seite. „Sei nicht böse! Wann sehen wir uns wieder? Morgen?"

„Gar nicht mehr." Yvonne blieb stehen und sah ihn zärtlich an. „Gar nicht mehr," wiederholte sie nochmals leise, lächelnd.

Und das war ihr Wille. Denn, wie sie von neuem in das Gesicht des Gymnasiasten schaute, hatte sie ein Gefühl, als glitte sie auf einer gesenkten glatten und doch zugleich ganz weichen Ebene dahin. Es war kein Abschluß zu sehn. Das konnte, wie die Wiesen fern am Strom, in eine andre Welt versinken, die sie nicht kannte. Heute war das Nein nicht schwer, in einigen Wochen mochte es bitter sein, und sie wollte keinen Kummer.

Der Wille des Gymnasiasten aber war stärker. „Ich gehe nicht von deiner Seite, bis du mir ein Wiedersehen versprochen hast, und wenn du mitten auf der Hauptstraße wohntest und deine und meine Eltern begegneten uns, — ich gehe mit dir bis vor deine Tür."

„Da möchte es dir schlecht gefallen. Ich wohne am bunten Kamp," sagte sie trotzig.

„Doch nicht in der Burg?"

„Nein, am Platz, ich sagte es ja."

Er zögerte einen Augenblick. „Du willst mich wohl aufziehn? Am bunten Kamp wohnt ja nur Gesindel. Komm mal her, du kleines Mädel," und er zog sie schnell in einen dunklen Hauseingang und küßte sie wieder. Dieses Mal ganz kurz, heftig.

Sie gingen ein wenig taumelig nebeneinander her. „Du wirst es ja sehn," sagte Yvonne. Ihr Entschluß wurde müde.

„Aber ich warte mindestens eine Stunde lang vor dem Hause, in das du hineingehst. Du hast so etwas Verwegenes, Tolles. Ich habe das längst bemerkt. Du bist imstande und gehst in irgendein Haus hinein, versteckst dich und kommst heraus, wenn ich fort bin."

Yvonne lachte. „Nein, daran habe ich nie gedacht, aber es ist lustig."

Als sie durch die erleuchteten Straßen gingen, in dem feinen Stäuben und Flimmern, kam ihnen ihre Bekanntschaft gar nicht mehr so abenteuerlich vor. Sie trugen sie ja mitten unter die Menschen, und niemand sah sie forschend an.

„Ich will dir sagen, wann du mich wiedersiehst: sobald das Eis hält, dann komme ich an die Stelle, wo — wo — —" Sie gingen so nah nebeneinander, daß ihre Arme sich berührten.

„Laß uns noch mal umkehren," sagte der Gymnasiast.

„Das ist unmöglich!" und sie schüttelte den Kopf, daß die Locken um ihre Ohren flogen.

„Und wenn es wochenlang dauert, bis es tüchtig friert?"

„Ich muß mich besinnen. Ich sage es dir bei der Burg."

Sie gingen weiter, ohne viel zu sprechen. Das Erlebte war zu stark in ihnen. Dann wuchs sie aus der Dämmerung, eine schräg stehende Laterne warf ihr Licht auf die ausgebuchteten schweren Burgmauern, die kleinen Fenster und auf den dunklen geöffneten Mund.

„Na, das hat schon manches verschluckt," sagte der Gymnasiast, auf das Tor deutend.

„Uns auch, glaub's mir nur. Mein Vater wollte nicht mehr in der Stadt wohnen, unter den alten Bekannten; meine Mutter ist von ihm fortgegangen."

„Oh du — oh du!" Er preßte wieder ihre Hand, und sie verstand, daß der Gedanke ihn quälte, auch sie könne ihm davongehn.

„Jetzt mußt du umkehren, geh nicht mit in den Hof hinein." Sie standen in dem stillen Durchgang, neben einer der vier Türen, die ins Innere der Burg führten.

„Ja, ich will, wenn ich dich morgen wiedersehe," sagte er bittend. Er zog das Mädchen dicht an sich.

„Morgen? Das kann nicht sein," flüsterten ihre Lippen vor den seinen. Es war wie ein sanftes und doch tieferregendes Aufwühlen. „Am Sonntag früh um neun Uhr gehe ich nach Sankt Annen zur Messe."

„Sprich weiter — an meinem Munde —"

„Dann darfst du kommen und neben mir knien." Sie lächelte.

Das überwältigte ihn. Er mußte sie küssen. —

In ihre halbgeschlossenen Augen trat eine Erscheinung: ein Mann mit einer spitzen Nase, mittelgroß, sehr mager. Er trug eine Kappe mit einem langen Schild und eine in sieben Kragen übereinander fallende blaue Pelerine. Die Beine kamen dünn, knöchern darunter hervor. Er hob einen Finger auf, drohte ein wenig und war vorüber.

Yvonne machte sich frei. „Hast du ihn gesehn?"

„Wen?"

„Den Mann mit der Kappe und der Pelerine."

„Aber, Mausi, es ging doch niemand vorüber!"

„Wenn ich ihn doch gesehn habe!"

„Dann müßte ich ihn ja auch gesehn oder mindestens gehört haben."

„Er kam neben uns aus der Tür heraus."

„Das bildest du dir ein."

„Bewahre!"

„Du kennst doch die Leute aus der Burg."

„Ich habe ihn nie gesehn. Komm, komm mit mir. Er hat mir gedroht. Mir graut!"

„Oh, oh, oh, wie kann man nur so ein Hasenfuß sein."

Er legte seinen Arm um sie. Ihr wurde leicht und warm.

„Sieh nur, hier gleich rechts, da ist das Armeleutehaus für Männer. Ich zeige sie dir." Sie gingen leise an eines der erleuchteten Fenster zu ebener Erde. „Um diese Zeit kommen sie alle aus ihren Höhlen; es gibt bald Abendbrot." Und wirklich bewegten sich die in derben Röcken steckenden unbeholfenen Gestalten wie Tiere in einem Käfig hin und her, brummend, ungeduldig. „Der in der Ecke da, das ist der olle Hinnerk — nach dir mein bester Freund," und sie stieß den Gymnasiasten übermütig in die Seite, „und der da ganz ohne Haare, der immer von einem Fuß auf den andern tritt —" die Zillers fielen ihr ein und all die vielen ausrangierten Existenzen, die Alten, ganz Nutzlosen, die hier in der Burg und am bunten Kamp herumkrochen — „zu denken, daß sie einmal jung waren! Ob sie auch unterm Torbogen standen — und all das? So fühlten, wie wir?"

Schritte kamen über den Kamp. Die beiden stellten sich flach gegen die Wand. Es war eine Frau mit einem Korb am Arm.

„Ich war nie hier," sagte der Gymnasiast, „es ist merkwürdig."

„Geh nun, geh!" Sie reichte ihm hastig drängend die Hand.

Als er am Torbogen war, schwenkte er nochmals mit der Mütze.

Yvonne sah in den Hof hinein. Die Häuser hatten in dem ungewissen Licht etwas Aufgedunsenes, und auch der Boden sah aus, als würfe er große Blasen. Gärend, unheimlich kam ihr das alles vor. Dazu knarrten die abgenagten Bäume, und vom Brunnen her zischte und sickerte es.

Sie versuchte sich vorzustellen, wie es am Tage aussah, die ungleich großen, überall ausgebesserten Häuser, die bekannten Gesichter, die lärmenden Kinder; aber es war ihr nicht möglich. Durch die verquollenen Häuser hindurch sah sie die Mulde mit dem Schlick und Unrat, sah den Mann mit der blauen Pelerine gehn, den Kopf zu ihrem Fenster hin gewandt. ‚Weshalb habe ich nur diese dummen Gedanken? Ich war so fröhlich.' Doch die Traurigkeit stand unvermittelt neben ihrer Lebenslust. ‚Auch sie haben alle geküßt, die Alten,' dachte sie. Sie zog ihre Schultern frierend zusammen. —

Ihr Vater saß wie immer in seiner Werkstätte, Marie beugte sich zur Lampe hinab und las einen Brief. Der vertraute Anblick konnte Yvonnes innere Fremdheit nicht bannen. ‚Eigentlich gehöre ich gar nicht hierher,' dachte sie melancholisch.

„Da ist nun wieder so eine Auskunft," sagte Marie, „ich kann ja nicht überall hingehn."

„Das brauchst du ja auch nicht, ich gehe selbst."

Marie lachte. „Du würdest das Allerungeeigneteste herausfinden. Nein, ich denke, wir bleiben dabei, daß du auf die Fortbildungsschule kommst, Sprachstunden nimmst und dann die Handelskurse. Ich habe mit Vater schon darüber gesprochen. Wir wollen es an nichts fehlen lassen, Kleines, du bekommst eine gute Ausbildung."

Yvonne legte Hut und Jacke ab und dehnte sich. „Kleines?"

„Größer als ich, ich weiß." Marie sah sie stolz an.

Yvonne erwachte. Die ganze Traurigkeit, das waren ja nun Hirngespinste. Wie hatte der Mensch ihr drohen können! Und wenn sie sich wirklich alles nur eingebildet hätte? Nein, gedroht hatte er sicherlich nicht. Sie dachte an ihr schönes Erlebnis.

„Nein, Marie, es ist auch wirklich Unsinn, daß ich zu den Zillers gehe. Ich bin doch — schließlich bin ich doch kein Kind mehr."

Marie sah sie an. „Das bist du nicht," sagte sie nachdenklich. „Wir haben das zu wenig beachtet."

Im Nebenzimmer huben die Uhren wieder an zu schlagen. „Ping, ping, päng, pang" und langsam, feierlich: „Tong, tong, tong."

Da fühlte sich Yvonne wieder ganz zu Hause. Das andre war ein Traum.

(Fortsetzung folgt)



Wolfram von Eschenbach

Von Geh. Rat. Prof. Dr. Gustav Roethe





Italien rüstet sich, seines nationalen Dichters, des gewaltigen Florentiners, 600 jährigen Geburtstag im großen Stile zu feiern, mit äußerem Glanz und mit geistigen Gaben: das durch kriegerische Erfolge sattsam gesteigerte Volks- und Kulturbewußtsein wird bei diesem Anlaß, wenn nicht Katastrophen vorher die Stimmung verderben, noch einmal zu großer Flamme auflodern. Hoffentlich bewahren wir Deutsche, so sehr wir Dante lieben und so viel grade wir für sein Verständnis geleistet haben, würdige Zurückhaltung. Vermutlich war es das bevorstehende Fest des Dichters der „Göttlichen Komödie", was die verflossene sozialistische Regierung Münchens auf die Idee gebracht hat, ein deutsches Gegenstück zu suchen; und so hat man denn, auch durch lokalgeschichtliche Arbeiten auf Herrn Wolfram von Eschenbach gelenkt, für den Dichter des „Parzival" eine offizielle Jubiläumsfeier im Jahre 1920 anberaumt. Ja, sogar der geschmacklose Vorschlag ist aufgetaucht, ein Wolframsfest solle künftig die Geburtstagsfeier des Königs ersetzen, und auch das preußische Kultusministerium hat sich veranlaßt gesehen, die Schulen auf den berühmten bayrischen Epiker hinzuweisen.

Nun, auch ich würde mich ja freuen, wenn Wolframs Gestalt unserm Volk lebendiger würde und werden könnte. Aber jene offizielle Begünstigung des schwer zugänglichen, spröden, fast abwehrenden Dichters ist doch recht wunderlich. Wir haben nämlich keine Ahnung, in welchem Jahre oder gar an welchem Tage Wolfram geboren oder gestorben ist: 1220 als Todesjahr anzusetzen, ist nicht gerade unmöglich; aber er kann erheblich später, kann auch etwas früher dahingegangen sein. Und es hat etwas Groteskes, wenn sich gerade die Sozialdemokratie dieses vornehmen Individualisten annimmt, dieses aristokratischen Dichters, der sein Rittertum höher einschätzte als seinen Minnesang, der selbst auf den genialen landfahrenden Kollegen Walther von der Vogelweide gelegentlich einmal in dem Bewußtsein des feineren Ehr- und des höheren Standesgefühls halb spöttisch herabblickt. Herr Wolfram war ein armer Ritter und vertritt mit Entschiedenheit den Anspruch, daß neben den Taten der Fürsten auch das Heldentum der anderen ritterlichen Streiter zur Geltung komme; aber den Pöbel hat er sich mit einer Härte vom Leibe gehalten, die Walther fremd war. Nicht nur als Ritter, sondern auch als der stolze Mensch, der gelernt hat, seinen eigenen Weg zu gehen.

Herr Wolfram hat schon den Mitlebenden schwere Probleme gestellt. Die meisten verstanden ihn nur halb; ein großer Zeitgenosse spottete darüber, daß er seinen Versen gleich Dolmetscher und Erklärer beigeben müsse. Und doch übte er durch die ungeheure Lebensfülle, die aus seinen Versen sprach, durch die tiefen Mysterien, die man hinter dem lockenden Dunkel seiner seltsamen Worte witterte, einen unwiderstehlichen Reiz aus. Gleich die schwierige Einleitung seines „Parzival" fand schon im Mittelalter einen poetischen Erklärer, der vielfach vorbeihieb; ein ungeheures, überladenes Epos, der jüngere „Titurel", der Wolframs lebenstrotzende Art zur leblosen starren und gelehrten Manier versteinert, fand begeisterte Leser, weil er unter Wolframs Flagge segelte; man ist, sonst unerhört im deutschen Mittelalter, zum Grabe dieses deutschen Dichters gepilgert, und es hat sich überraschend schnell eine Legende an Wolframs geheimnisvolle Gestalt geknüpft. In der merkwürdigen thüringischen Dichtung vom Sängerkrieg auf der Wartburg, die Wagners „Tannhäuser" bekanntlich zugrunde liegt, mißt sich Wolfram, der ungelehrte Laie, der kein Latein und keine Theologie verstand, mit dem großen Zauberer Klingsor von Ungerland. Und siehe, das Wunderbare geschieht: in heißem Ringen rätseln sie von Apokalypse und Astronomie, vom Zauberbuche Zabulons und vom Throne Salomons, und Klingsors ungeheure Gelehrsamkeit verweht vor der göttlichen naiven Genialität des Laien. Klingsor begreift das nicht:

> So fühlt doch meiner Weisheit tiefen Sinn,
> Der an Gelahrtheit ich ein Meisterpfaffe bin,
> Wie zwanzig Königreiche ihn nicht tragen.
> Nun tut ein schlichter Laie mir bekannt,
> So hohes Wissen hier in dem Thüringer Land,
> All meine Fragen weiß er leicht zu schlagen.

Und als Klingsor in seiner Not den Teufel, den Größten aller Theologen, aufbietet, da ist das Ergebnis das gleiche: auch er entweicht schimpfend vor dem Ungelehrten. Der Einfall ist um so pikanter, als Klingsor das poetische Geschöpf Wolframs von Eschenbach, eine Gestalt seines „Parzival" ist, die hier historisch geworden sich gegen den eigenen Vater wendet. Wir haben noch Spuren von einem Bilderzyklus, der die beiden romantischen Gegner nebeneinander stellt, Wolfram geschützt vom Heiligen Geist, Klingsor unter dem Schermesser des Teufels, der auch in einer mit Drachenköpfen verzierten Glasflasche ihn begleitet.

Den tiefern Sinn dieser kuriosen Erfindung spricht ein schlichter Denkvers aus:

> Herr Wolfram von Eschenbach,
> Laienmund nie besser sprach.

Jene Sage gestaltete in barocken Formen die Bewunderung für den Ungelehrten, der nach eigenem, wohl etwas übertreibendem Zeugnis keinen Buchstaben lesen konnte und dessen Genius sich doch die letzten Geheim-

nisse erschlossen. Sie huldigte dem Mutigen, der es wagte, mit der genialen Sicherheit des Nachtwandlers auf den gefährlichsten Graten der dogmatischen Spekulation, wo dem Ketzer rechts und links die Höllenfeuer entgegenflammten, aufzusteigen in eigenen Bahnen zur lichten Gottesweisheit.

Wir fassen das Phänomen ruhiger und weltlicher. Aber auch für uns bleibt ein Wunderbares bestehen. Herr Wolfram von Eschenbach ist der letzte ungebildete große Dichter der Weltliteratur. Daß er kaum lesen und schreiben konnte, daß es mit seinem halb herumratenden Französisch oder gar Latein arg haperte, das teilt er mit vielen Standesgenossen: aber sie schrieben auch kein Epos, das, wie der „Parzival", immerhin in Dantische Höhensphären rückt. Der törichte Bildungsdünkel, der Shakespeares Dramen keinem bloßen Schauspieler zutrauen wollte, sondern dafür einen schwergelehrten streng-geschulten Forscher wie Bacon aufbot, mag sich hier ein Exempel nehmen und sich vor der unverbildeten und ungebildeten Kraft des Originalgenies beugen. Wolfram wußte ganz genau, was er vor seinem bücherkundigen epischen Kollegen Hartmann von Aue voraushatte:

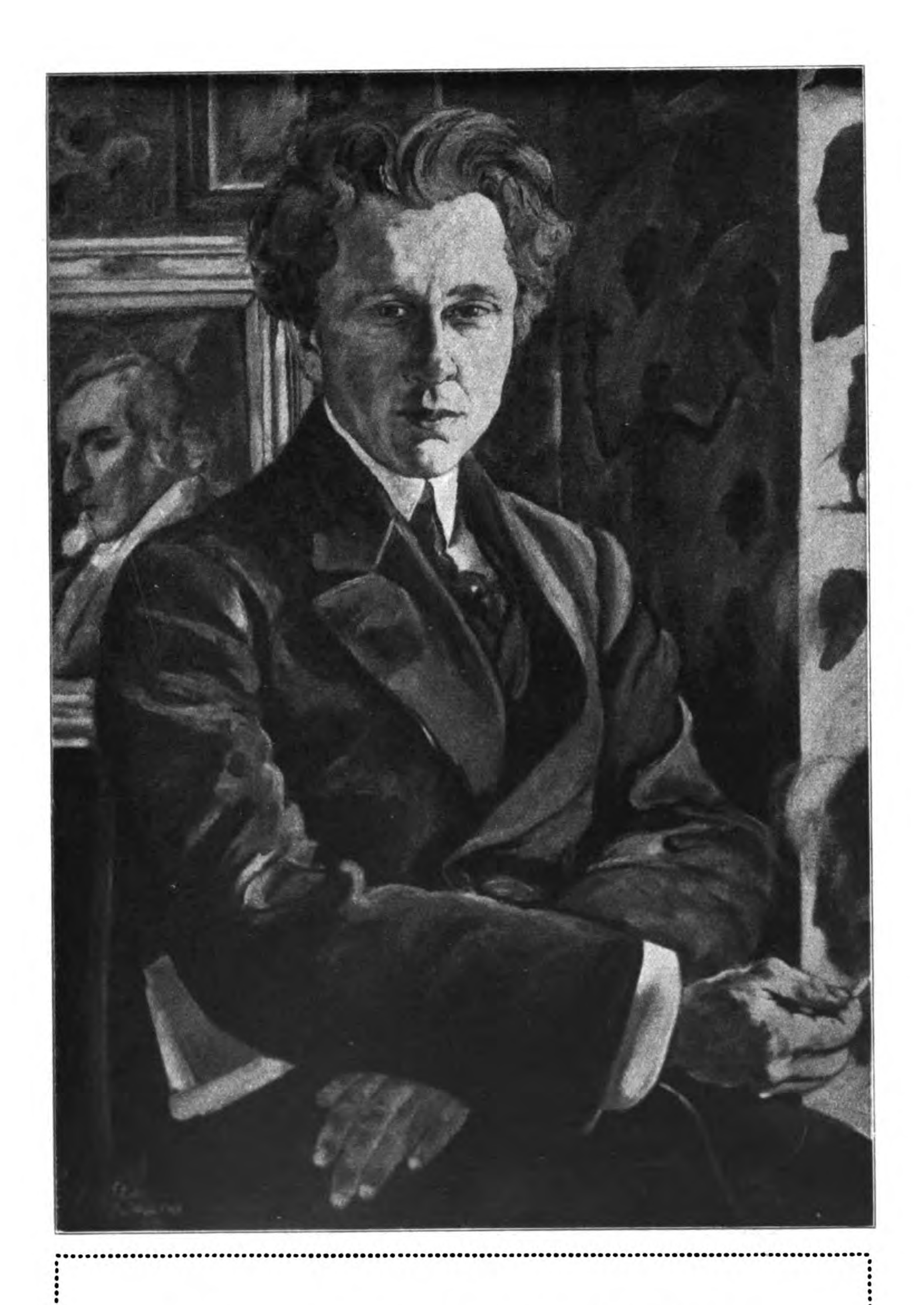
> Was in den Büchern steht geschrieben,
> Das ist mir unbekannt geblieben;
> Gelehrsamkeit besaß ich nie;
> Bin ich gelehrt, das schuf mir mein Genie.

Selten hat der Stolz des frei in sich ruhenden schaffenden Menschen ein so rückhaltloses Bekenntnis zu sich selbst abgelegt.

Herr Wolfram von Eschenbach stammte aus einem unfreien Adelsgeschlecht, das in dem kleinen, auf der Grenze des Bayrischen und Fränkischen gelegenen Städtchen Eschenbach bei Ansbach ansässig war; neuerdings ist sein Geburtsort, in dem er auch sein Grab fand und in dem ihm durch königlichen Entschluß ein Denkmal errichtet ward, nach seinem berühmten Sohne Wolframs-Eschenbach getauft worden. Das Städtchen war im Besitz des Deutschen Ordens: wohl möglich, daß dem Dichter dadurch schon früh die Ritter des heiligen Grals, die Templeisen, anschaulich nahe traten. Er selbst, vielleicht ein erbrechtlich benachteiligter jüngerer Sohn des Hauses, hat seine Armut, die er in drastischen Bildern schildert, stets mit guter Laune getragen, sein ritterliches Selbstbewußtsein hat darunter nie gelitten. „Wer Schildes Amt vollbringen will, der muß durchziehn der Lande viel": so ist auch sein Steigbügel oft über die Straßen dahingeflogen, und bis in die äußerste Südostecke des deutschen Sprachgebiets, wo deutsches und slawisches Rittertum aufeinander prallte, können wir seine Spuren verfolgen. Aber die Stätte, wo er die beste Würdigung seines dichterischen Könnens fand, war anscheinend der Hof des Landgrafen Hermann von Thüringen, dieses politisch ebenso wetterwendischen, wie geistig bedeutenden Fürsten, der schon um 1200 zu Eisenach vorbildete, was Karl August 600 Jahre später zu Weimar vollendete: selbst ein humanistischer Einschlag haftete, wenn auch durch allerlei mittelalterliches Barock wunderlich verbildet, dem thüringischen Kunstleben an.

Die Luft in Eisenach wehte frischer als etwa in Wien oder im klassischen Lande des höfischen Rittertums, in Schwaben. Die Macht der Konvention, die die mittelhochdeutschen Dichter ästhetisch und sittlich in merkwürdig feste Zucht nahm, ließ in Thüringen dem einzelnen freieren Spielraum: so haben die genialsten Dichter unserer mittelhochdeutschen Kunst, Heinrich von Morungen, Walther von der Vogelweide und unser Wolfram sich in Thüringen mit einer Freiheit bewegt, wie sie in den feineren und strengeren höfischen Formen des Südens nur widerstrebend geduldet wurde. Wenn sich Wolframs ursprüngliche, fast derbe Dichterkraft zur vollen Entfaltung ihres individuellen Lebens in einer Kunstperiode erhob, die sonst geneigt war, überall Willen und Beifall der Gesellschaft maßgebend voranzustellen, so wird das mit dem freieren humanistischen Geist thüringischer Bildung immerhin zusammenhängen.

Wolfram war vor allem Epiker. Als er sich auf dem Gebiet der Minnelyrik versuchte, da wählte er mit einseitiger Vorliebe die Sondergattung des Tageliedes, das mit schwüler Glut den letzten Augenblick schildert, in dem die Liebenden sich voneinander trennen nach verbotener Liebesnacht. Der Wächter kündet mit Warnerstimme, daß der Tag nahe; noch einmal lodern die Flammen hoch, nicht nur die Leiber, auch die Seelen verschlingen und durchdringen sich in diesen knappen Meisterstücken dramatischer Bewegung, die auch dem Epiker Spielraum gaben. Aber diese feurig verwegenen Lieder, deren leidenschaftlicher Reichtum etwas Herbes behält, das sich weit abhebt von der konventionellen Glätte der meisten Minnesinger, waren für Wolfram doch nur Nebensachen. Und auch sein unvollendetes letztes Epos, das im Auftrage des Landgrafen die Heidenkämpfe des frommen Markgrafen Willehalm von Orange schildert, hat trotz großen Verdiensten und reifer Kunst dem Dichter seinen Ruhm nicht erworben. Für die Forschung hat es seinen besonderen Wert dadurch, daß wir hier in der Lage sind, mit einiger Sicherheit die französische Quelle zu vergleichen. Der Vergleich zeigt uns den ungestümen Drang des Dichters, seine Bilder mit üppigem Detail überreich auszustatten; ein ganzes Buch der Schlachtenschilderung hat er aus eigner Erfindung hinzugefügt. Zugleich entwickelt er eine überraschend vornehme und ruhige Beurteilung der Heidenkämpfe: Wolfram sind Christen und Heiden vor allem Ritter und Menschen, er kennt nicht den wilden Haß, mit dem sein französisches Vorbild, aber auch ältere deutsche Dichtungen das Heidentum verfolgen; edle Menschen bezeigen sich hüben und drüben Achtung und Liebe, und die Neigung, dem Menschlichen



Walter von Molo. Gemälde von Erich Büttner
(Ausstellung der Berliner Sezession 1920)

auch im Heiden gerecht zu werden, greift nah an die Ketzerei. Das ist echt Wolframisch und auch im besten Sinne deutsch. Hoch erhebt sich das Bild der Ehe, die seinen Helden mit der Sarazenenprinzessin Kiburg verbindet, über die Vorlage; eine gesunde reife Sinnlichkeit, ein heiteres, tiefes Herzensbehagen verbindet sich höchst eindrucksvoll mit einem pathetischen Ernst, den Wolfram überall in wahrhaft shakespearischer Unbefangenheit mit harmlosem und selbst gewagtem Scherz zu durchsetzen weiß. Er war, selbst ein glücklicher Ehemann und Vater, der erste deutsche Sänger der Ehe, zu der er sich, wiederum echt deutsch, auch als Lyriker in bewußter Absage gegen die Minne bekannt hat. Auch das kindliche Liebespaar des Romans, die zierliche kleine Prinzessin Alize und der knabenhafte, täppische Riesenwildling Rennewart sind von Wolfram mit besonderer Freude ausgeführt worden, abermals nach deutschem Geschmack, dem die unschuldige Kinderminne lange Zeit sehr viel besser zusagte als die schwüle oder dialektisch glänzende Leidenschaft der Romanen.

Alle diese bedeutenden Dichtungen könnten fehlen, ohne daß Wolframs literarhistorische Stellung dadurch ernstlich litte. Er war für seine Zeit und ist noch für uns schlechthin der Dichter des „Parzival"; auch seine Titurellieder, die einzelne Nebengestalten des Hauptromans in runden Episoden für sich behandeln, sind nur Ausläufer des großen Werkes, auf dem Wolframs geistesgeschichtliche Rolle beruht. Selbst Tristan, der wundervolle Minneheld, hielt nicht dauernd stand vor der ergreifenden Gestalt des aufwärtsstrebenden Jünglings, der sich durch die bunte Welt und das Dunkel der Verzweiflung, durch heitere Lebensfülle und schwere Selbstzucht zum Hüter des heiligen Grals emporrang. Und es ist das Wunderbare in dieser einzigen Dichtergestalt, daß sich die Ahnung höchster göttlicher Geheimnisse verbindet mit einer naiven unersättlichen Weltfreudigkeit, die ihren bunten Reigen in üppigen Farben schlingt um den schlank und gerade zum Himmel aufstrebenden Stamm.

Der „Parzival" ist unsere göttliche Komödie. Leider drängt sich uns, je stolzer wir auf Wolfram zu blicken geneigt sind, um so quälender ein schwerer Zweifel auf. Unsere mittelhochdeutschen Epiker haben, soweit sie dem höfischen Rittertum huldigten, weit überwiegend nach französischen Quellen gearbeitet. Nicht als bloße Übersetzer: was eine getreue Übersetzung sei, das ahnte keiner dieser Dichter, sie erlebten das französische Werk als Deutsche neu und fühlten sich an die Vorlage niemals sklavisch gebunden. Anderseits hatte die Zeit kein Verständnis für das Recht der freien schöpferischen Phantasie. Man erwartete, daß der Epiker sich auf eine Aventüre, ein Buch oder einen Gewährsmann stützte, und man hätte es schwer mißbilligt, wenn er wilde Mären aus dem eigenen Hirne hätte erwachsen lassen wollen. Der Begriff des Originalgenies war für Wolframs Publikum nicht vorhanden.

Auch Wolfram, der für uns von funkelnder Originalität nur so blitzt, hat anscheinend gewissenhaft darüber Rechenschaft abgelegt, aus welcher Quelle er schöpfte. Er will sich gestützt haben auf ein Werk des ‚Sängers' (oder ‚Zauberers') Kyot, eines Provençalen, der doch nicht in der heimischen süßen langue d'oc, sondern nordfranzösisch nicht sang, sondern erzählte, und der zu Toledo ein in arabischer Schrift von dem halbjüdischen Heiden Flegetanis verfaßtes Buch gefunden habe, das ihm neben einer verschollenen lateinischen Chronik des Geschlechtes von Anjou seinen Stoff lieferte. Soviel Worte, soviel Widersprüche oder Wunderlichkeiten ganz Wolframschen Barockgeschmacks. Von diesem Kyot und seinem Werke ist keine fest greifbare Spur irgendwo erhalten. Wohl aber besitzen wir ein schwaches unvollendetes Percevalepos des berühmten pikardischen Epikers Chrétien von Troyes, das Wolfram kannte und sichtlich benutzte, wie flagrante Mißverständnisse das zu verraten scheinen, obgleich er den französischen Dichter als schlechten Gewährsmann ausdrücklich schilt. An Chrétien gemessen ist Wolframs „Parzival" eine himmelhoch überragende Dichtung, die auf höchst eigenen, oft sonderbaren, aber genialisch zielsichern Wegen Höhen erklimmt, unter denen Chrétiens Verse in wesenlosem Schein verschwinden. Dankt Wolfram diesen ungeheuern Vorsprung ganz oder großenteils seinem Kyot, dann haben die Franzosen das größte Werk ihrer mittelalterlichen Literatur verloren gehn lassen. So ist die Vermutung aufgetaucht und immer näher gerückt, daß Wolfram, um sich die überfreie Umgestaltung seiner französischen Quelle ungetadelt zu ermöglichen, jenen geheimnisvollen Kyot aus den Fingern gesogen habe. Ein genialer Einfall, der ihm auch pedantischen Quellenhubern gegenüber volle Bewegungsfreiheit gewährte: denn wer ihn schalt, daß er anders erzählte, als der Franzose, dem schleuderte er lachend den Provençalen ins Antlitz. Die Quellenfrage ist hier von der allergrößten Bedeutung. War es der verschwundene märchenhafte Kyot, dem wir dies wundersamste Parzivalgedicht danken und den Wolfram nur übertrug, oder hat deutsche Dichtergröße diesen Gipfel erklommen? Ich glaube an den deutschen Dichter. Aber entschieden ist die Frage nicht, und daran trägt eine Hauptschuld Wolframs absonderliche Lust, mit übersprudelnder Gebelaune Gestalten, Motive, Anspielungen, theologische Probleme, naturwissenschaftliche Gelehrsamkeit in Hülle und Fülle zu häufen; manches nur äußerer, oft scherzender Prunk, manches tief in die Handlung eingreifend, mit ihr innig verwachsen. Reiche Beziehungen auf die französische Dichtung des Mittelalters stehn neben unverkennbaren Zügen aus deutscher Poesie und aus lateinischen Kuriositäten-

sammlungen. So weist manches Wolfram Eigne eher auf romanischen Boden hin; man hat denn auch an eine erweiterte Bearbeitung und Fortsetzung von Chrétiens Percevalfragment gedacht. Aber wie dem sei, der Hauptschlüssel zu dem Wolframschen Labyrinth liegt doch wohl in der wunderlich wahllosen Gedächtniskraft des Ungelehrten, der mit der naivsten Freude am Fremdartigen aus Vorlesungen, die er hörte, aus Gesprächen, die er führte, von kundigen Kennern französischen Rittertums, theologischen oder spätantiken Lateins ein unendliches Material zusammentrug, das er dann in improvisierendem Gestalten seinem großen Werke dienstbar machte. Auch sein „Willehalm" zeigt ähnliche Neigungen, wenn auch in viel beschränkterem Maße. Wolfram gemahnt an große deutsche Humoristen, wie Johann Fischart und Jean Paul, die sich auch nicht genug tun können in einem oft ungezügelten Häufen. Aber Wolfram war ein größerer Gestalter, der den Unarten spielender Laune wohl einmal die Zügel schießen läßt und doch seinen Weg unbeirrt wandert bis zum Ziele. Die Tugend sicherer Komposition und künstlerischer Beschränkung besitzen die mittelalterlichen Epiker alle nicht; Wolfram zumal verliebt sich in Einzelgestalten, die ihm ans Herz wachsen wie dem jungen Goethe seine Adelheid; er schwelgt in Einzelszenen, die er mit meisterhafter Anschaulichkeit hinzustellen weiß, und er breitet dadurch einen beständig fesselnden Reiz über alle die Episödchen, Winkelchen und Irrpfade seiner bunten Weltdichtung aus. Aber in allem Taumel eines unerhört reichen Phantasielebens erscheint dann auf einmal sein schlichter treuer Held, der dem höchsten Ziele, der Krone des Lebens zustrebt, und wenn er an uns vorüberzieht, dann stockt der verwirrende bunte Tanz, wir sehen nur ihn, das Kind Gottes, das seinen ernsten Pfad treu der Idee und treu der geliebten Frau unbeirrt weiter schreitet. Und ein Schauer durchweht uns. Wir spüren den einzelnen, der immer strebend sich bemüht, diese deutscheste Gestalt deutschen Dichtens.

Was der Gral ursprünglich bedeutete, ob er die Abendmahlschüssel des Herrn sei, in der später Joseph von Arimathia das Blut des Gekreuzigten auffing, oder ob er anfangs nur ein Märchending meinte, eine Art Tischchen deck' dich, das erst nachträglich legendarisch gefärbt wurde, wir wissen es nicht. Für Wolfram ist er ein Symbol höchster königlicher Lebensverklärung, und das darf uns genügen; denn nicht er ist die Hauptsache für unsern Dichter, sondern auf den Helden kommt ihm alles an. Der wächst, nachdem er den Vater schon vor der Geburt auf ritterlichen Abenteuern verloren hat, von der Mutter allem Rittertum vergeblich ferngehalten, in der Abgeschiedenheit des Waldes auf, ein liebenswürdiger, bildschöner, kraftstrotzender Unschuldiger, ein guter törichter Knabe, wie deutsche Sagen auch jung Siegfried gelegentlich aufzufassen lieben.

Natürlich entläuft er tatensüchtig aus der Hut der Mutter, deren gute Lehren er in kindischem Mißverstehen so drollig verfehlt, daß er etwa einen Tag lang neben einem grünen dunkeln Rinnsal hertrottet, schmal genug für einen Hahnentritt, ihm aber unpassierbar, weil ihn die Mutter vor dunkeln Furten gewarnt hat.

In seiner tölpischen Schönheit ist er für König Artus und seine stolze Tafelrunde noch nicht brauchbar trotz erstaunlichen Taten, die schon der Knabe vollbringt. Erst muß der alte, weise Gurnemanz den werdenden Jüngling zu äußerer und innerer Sitte erziehen. Der Lernbegierige fragt den ritterlichen Greis ebenso wie früher die Mutter immerfort mit kindischer Wißbegier: ‚Was ist das? Was bedeutet das?' so daß der Alte ihm ungeduldig die Lehre ins Leben mitgibt: ‚Du sollst nicht unnütz fragen!' Sein Pfad führt ihn von Sieg zu Sieg, und zahllose Besiegte müssen einer edlen Frau huldigen, die an Artus' Hofe schon im ungeschliffenen Rüpel den strahlenden Diamanten vorausgeahnt und sich dadurch die bittere Züchtigung des kurzsichtigen und hoffärtigen Seneschalls Keye zugezogen hatte. Aber auch ein liebes, kindliches Weib erstreitet er sich, der sich sein Herz in Treuen und Unschuld ergibt. Er ist im Innersten treu; dennoch spukt ihm des Vaters Abenteuerlust in den Gliedern, er verläßt die junge Gattin und schaut auf der Gralsburg die Leiden des unglücklichen königlichen Ohms, dem eine sündig verschuldete Wunde die Gralskrone zur Dornenkrone macht. Wohl fühlt er Mitleid in tiefster Seele, und er möchte schon fragen, um zu helfen. Da droht des alten Gurnemanz aufgehobener Finger, ihm fällt die Lehre ein: ‚Du sollst nicht fragen,' und er schweigt. Denn noch ist er menschlich unreif. Ihn hat nur die Lehre, nicht das Leben erzogen; er ist noch nicht berufen, das Erbe des Grals anzutreten. Die Gralsburg versinkt hinter ihm; in neue stolze Erfolge dröhnt jetzt der Fluch der Gralsbotin, dringen die schmerzenden Vorwürfe der unglücklichen Sigune herein, die auch einst wie er der höfischen Sitte die reine echte Empfindung geopfert und dadurch tödliches Leid geerntet hat. Von dem Glanz der Tafelrunde treibt ihn der Fluch fort in Irrfahrt und Wildnis. Und nun läßt der Dichter nach Chrétiens Vorbild über dem Helden den Vorhang fallen; das Kind Gottes löst ein prächtiges Weltkind ab, Herr Gawan, der Unbesiegte, der auch auszieht, um seine ungerecht geschmähte Ehre zu retten, dem es auch einfällt, nach dem Gral zu suchen, der aber über jeder Schürze, über jedem hübschen Gesicht seine idealen Ziele vergißt, bis ihn schließlich die strenge, männerkundige Weltdame Orgeluse in ihre herbe Zucht nimmt. Parzival ist im Hintergrunde verschwunden und taucht nur hie und da in der Ferne auf: aber wo der

Schatten seiner beherrschenden Gestalt über die Bühne zieht, da vergessen wir den bunten Plunder der höfischen Welt, und wir atmen auf, als wir ihn verwildert, an Gott verzweifelt, im winterlichen Bergwald an der Klause des frommen Einsiedlers Trevrizent wieder finden. Der gute Alte führt ihn zu seinem Gott zurück. Aber es ist echt Wolframisch kein Priester, der hier den Lehrer, Bekehrer und Beichtiger spielt, sondern ein auf seine alten Tage fromm gewordener Laie, dem immer noch die alte ritterliche Lust bei der Erinnerung aus den Augen blitzt. Wolfram war kein Ketzer; aber den Weg zu Gott sucht er ganz gern auch ohne geistliches Gängelband. In schweren Jahren inneren Leidens ist Parzival gereift. Der Alte erkennt an einem weltlichen Merkmal, daß sein junger Freund ein stäter Geselle sei: hat er doch durch alle Lockungen hin der Gattin in Gedanken und Taten stets die Treue gehalten. Und der Junge bewährt seine Treue auch darin, daß er unbeirrt nach dem Grale fortringt mit allen Kräften des Leibes und der Seele, ob ihm Trevrizent gleich verkündet, daß der Gral nur ungesucht verliehen werde, nicht aber durch Suchen und Streben zu erwerben sei. Der Junge hat recht: wer immer strebend sich bemüht, dem wird die Erlösung. Noch einmal geht es hinaus in den bunten Taumel der Gawanswelt. Aber auch in ihr triumphiert der Gottestreue über das Weltkind: der niebesiegte Gawan, vor Parzival muß er die Waffen strecken. Und auch mit der Blüte der heidnischen Ritterschaft, mit Feirefiz, dem eigenen Stiefbruder, den er nicht kennt, hat Parzival sich im Kampfe zu messen: ein zerbrechendes Schwert läßt den Bruderkampf unentschieden und fröhlich enden. Dann aber schlägt die Stunde des Lohns. Von König Artus' Tafelrunde, der Stätte höchsten weltlichen Glanzes und Ruhmes, ruft die Gralsbotin den Helden zu der überirdischen Herrlichkeit des Grales. Auf dem Wege stößt die langvermißte Gattin mit ihren Kindlein zu ihm, und der durch eigene Leiden zum Mitleiden Gereifte fragt jetzt aus der Tiefe menschlichen Fühlens und Verstehens den unselig leidenden König: ‚Oheim, was fehlt dir?‘ In leiser religiöser Färbung klingt das Gedicht aus, wie der Faust. Aber wie der Faust ist auch Wolframs Parzival kein geistliches Gedicht, es entwickelt vielmehr unbefangene gesunde Weltlichkeit zum Bunde mit dem göttlichen Ideal; es gilt nicht die Welt über Gott zu vergessen, sondern Gott und die Welt zu durchdringen.

> Wer je sein Leben so vollbringt,
> Daß ihm der Weg zu Gott gelingt,
> Erwirbt er auch das Glück der Welt,
> Das ist fürwahr der rechte Held.

Kein Hauch von Askese: dazu ist Wolfram viel zu lebensvoll und kräftig-heiter. Aber ein Hoheslied der Treue, der Stäte:

> Wer zur Unstäte sich bekennt,
> Den packt das schwarze Element;
> So hält sich zu dem blanken
> Der mit stäten Gedanken.

Stäte ist Treue zum Ideal, ist Treue gegen sich selbst. Und diese Treue inneren Reifens führt zu Gott. Das ist gewiß nicht antikirchlich, es ist durchaus christlich; aber es ist doch unkirchlich. Und es ist deutsch im edelsten und tiefsten Sinne, daß dem großen Dichter das Schicksal dieses einzelnen, der sich in Treue selbst vollendet, wichtiger wird, als der mittelalterliche Dualismus von Gott und Welt.

Das ist gerade das Erquickliche an Wolfram von Eschenbach, daß er kein feierlicher Prophet war und auch nicht der begriffstarke Scholastiker, den manche aus ihm gemacht haben. So sehr ihn die Idee leitet, so sehr liebt er diese schöne Welt mit allen ihren bunten Kleinigkeiten, die er in sein Herz schließt, wenn er sich auch nicht an sie verliert. Er ist kein Klopstock, kein Schiller und noch weniger ein Nietzsche, zu dessen ehrwürdiger Familie er immerhin gehört: es liegt eher etwas Goethisches in dieser naiven, alles freudig an sich heransaugenden Daseinslust, die jede Herrlichkeit der Natur und des Herzens dankbar genießt. Ein echter Schöpfer liebt er seine Geschöpfe mit Vaterliebe, er versteht sie alle; ebenso das entzückende Balg, die schnippische, vorlaute Obilot, wie die reife mondäne Orgeluse, die bei aller scharfen Weltlichkeit doch den berauschenden Duft des sinnlich herrschenden schönen Weibes ausströmt; die ehrliche naive Negerin Belakane; die sentimentale Herzeloide; die rührend schlichte Kondwiramur, zugleich Kind und Weib; die tief unglückliche Sigune, die dem modischen Minnedienst den Geliebten preisgegeben hat; die leicht zur Liebe entflammte Antikonie; die ganz ideale Repanse; die niedliche, in aller Kindesunschuld wagelustige Bene; die erfahrungsstrotzende Urmutter Arniwe; ja selbst die Fratze Kundrie, Augen gelb wie Topase und Lippen blau wie Veilchen. Und zu diesem Frauenreigen eine noch stattlichere Schar von Männergestalten: voran der lachende Sünder und Weiberheld Gawan; weiter der renommistische gesprenkelte Heide Feirefiz, den ein Chor antik benamster Heroinen umtanzt; der dunkel leidende unselige Amfortas; der unruhige Abenteurer Gachmuret; der brutal geschwollene Orilus; der eitle Gramoflanz; der zungengewandte Feigling Liddamus; der zapplige Berserker Segramors, der vor lauter Kampfesungeduld dem bei seiner Gattin schlafenden König Artus die Bettdecke wegreißt; der pedantische Philister Keye, eine Art Malvolio des Königs, dessen gute Seiten Wolfram doch nicht vergißt; kurz eine überwältigende Fülle lebenswarmer Gestalten, die der Dichter trotz ihrer verwirrenden Menge und ihrer verschlungenen Pfade mit kaum jemals irrender Deutlichkeit in jedem Augenblicke vor sich schaut. Es ist geradezu erstaunlich, wie wenig kleine oder gar größere Widersprüche diesem anschauungsgetränkten Gedächtnis begegnen. Der überüppige Reichtum dieser Welt ge-

hört geradezu zum Wesen des „Parzival“: wie die deutsche Heldensage gerne auf dem großen geschichtlichen Hintergrunde der Völkerwanderung neben den jeweils führenden Helden und den bestimmenden Hauptlinien auch andere Helden und Schauplätze gelegentlich auftauchen läßt, so schaut Wolfram seinen Parzival inmitten einer schier unübersehbaren ritterlichen Welt, und die Hauptgestalten erhalten gerade dadurch Rundung und Perspektive, daß sich neben ihnen und hinter ihnen unendlich viele andere Figuren abheben und auch verflüchtigen.

Uns, die wir an die keusche Sparsamkeit klassischer Kunst uns gewöhnt haben, hat dieser wirbelnde und wimmelnde romantische Reichtum leicht etwas Barockes, und es ist ja wirklich absurd, wenn wir einmal hintereinander dreißig Verse aus lauter Edelsteinnamen, ein andermal gar sechzig Verse aus lauter halb spielerisch verdrehten, halb ernstlich mißverstandenen Namen von fremdartigen Königen und Ländern vorgesetzt erhalten. Das ist die kindliche, ihrer selbst spottende Lust des Laien an dem Gelehrten und Fernen. Sein unbändiger Darstellungstrieb, seine ausgelassene Laune schreckt vor nichts zurück. An der Strenge eines wählenden gepflegten Stils ist ihm nichts gelegen. Er wagt Worte, wie sie der damals so zartfühlend sichtenden höfischen Kunst ungeheuerlich erschienen: er erzählt etwa, wie sein Held den Gegnern „den Braten alaunte“, wir würden etwa sagen: „den Schinken beizte“ oder „das Fell versohlte“. Er hat seine besondere Freude an gewagten Bildern: ausgehungerte Ritter fliegen zum eintreffenden Proviantschiff, wie dürres Laub im Winde flattert; in der Schlacht prasseln die Kämpfer zu Boden, wie die Birnen vom geschüttelten Baum; lieber würde er nackt ohne Badehose herumlaufen, als daß er sich auf gelehrte Bücher einließe; Orgeluse steigt einem Ritter in die Augen wie Nieswurz in die Nase; drei starke Karossen und noch ein Wagen wären nötig, um die Tränen zu transportieren, die um Vivianz' Tod vergossen werden, und eine Zehe des holden Vivianz macht das Meer zuckersüß. Und wenn er uns andeuten will, daß junge Damen und nicht männliche Pagen auf der Burg des Schenkenamtes walten, so erzählt er uns, daß diesen Schenken die Hosennähte niemals platzten. Aber demselben Bildner gelingen jene grandiosen Bilder, wie der Tag als Riesenvogel die Klauen durch die Wolken schlägt, und wie die Nacht ihre Sterne voraussendet, auf daß sie ihr Herberge bereiten. Selbst in dem bitter tiefen Ernst der dunkeln gedankenschweren Einleitung, in der als leitendes Gleichnis die schwarz-weiße Elster aufflattert, das Symbol der Halben, die weder treu sind noch reine Höllenbraten, selbst hier erscheint die halbe Treue ein andermal als Kuh ohne Schwanz, die sich die Bremsen nicht verjagen kann. Diese nicht immer geschmackvoll, aber stets drastisch und eindringlich bildernde Kunst hat für Wolfram etwas Befreiendes. Das verwegene oder lachende Bild macht ihn zum Herren über die Gedankenwelt, mit der er in hartem Ringen liegt.

Und wie man über diese Sprache, diesen Stil denke, er war Wolfram eigen. Sein großer Antipode, Herr Gottfried von Straßburg, der es verstand, auf einem berauschenden Strom rhythmisch tragender Verse und Worte sein klassisches Liebespaar klippenlos dahinsegeln zu lassen, hat sich an Wolframs Sonderbarkeiten, Härten und Dunkelheiten weidlich geärgert; er pries als das Ideal Hartmanns von Aue kristallklare Wörtelein, die sich so leise und eng in die Seele schmiegen. Ihm erschien der Sprunghafte, der dem Hasen gleich auf der Wortheide die tollsten Haken schlägt, der die wildesten Mären erfindet und der die Spreu in Gold, den Staub in Edelsteine verwandeln möchte, verwerflich wie ein Gaukler und Schwindler. Gemach, Herr Gottfried! Dieser Mann hat wirklich die kleinen Sorgen des Alltags in schweres Gold, den Staub des Daseins in leuchtende Edelsteine verwandelt, aber nicht durch Gaukelkünste, sondern aus der Zauberkraft eines starken und reichen Dichterherzens, in dem der Mut wohnte, überall eigene Wege zu gehen und auch sprachlich, künstlerisch die Konvention lachend in alle Winde zu blasen. Auch Gottfrieds Kunstauffassung hat ihr volles unbestreitbares Recht, sie ist harmonischer und geklärter. Das ungeheure kochende Leben des unaufhörlich, unermüdlich, fast ungeduldig schaffenden naiven Genies behält doch seine Macht, und Wolfram ward sogar gerade durch seine seltsame, in Wortwahl, Bildern, Satzfügung und Stilfiguren abenteuernde Sprache der Vater eines neuen, des geblümten Stiles, der zeitweilig die deutsche Dichtung verhängnisvoll beherrscht hat. Stimmte das Dunkel, die Schwierigkeit dieser Sprache doch zu den schweren und ganz eigenen Problemen, die hier aus einer konventionell gedämpften Gesellschaft, aus einer maßvollen höfischen Sittlichkeit heraus auf einmal mit elementarer Wucht überraschend aufsteigen.

Wolfram ist immer für das andere: was alle haben, reizt ihn kaum. Er will nicht einen Gott, sondern seinen Gott, nicht eine Frau, sondern seine Frau, nicht Ritterehre, sondern seine Ehre: er ist ein ganzer deutscher Mann inmitten einer Welt romanisch bestimmter Erziehung, die den Ritter als ideales Vorbild für alle Standesglieder schuf. Er ist gerade im Zusammenhange dieser mittelhochdeutschen Kulturwelt etwas ganz Besonderes, dieser ganze Mensch, der froh ist auch seiner Zufälligkeiten, froh alles Lebendigen an und um ihn, dabei unbeirrt seiner gewiß: getragen von einer ganz persönlichen Sittlichkeit, von einem ganz persönlichen Gottesvertrauen, wie es die Mystik und Luther trug, getragen dabei von einem sinnlichen Schönheitsdurst, wie ihn uns Goethe

verkörpert, und doch bestimmend geleitet von einem Gefühle tiefer pflichtgemäßer Sittlichkeit, das in seiner fast kampflosen Geschlossenheit Wolfram und seinen Helden wieder neben Shaftesbury und Goethe rückt: der Dichter und sein Ritter sehnen sich mit jedem Atemzuge nach dem Guten und Rechten, sie lieben unbeirrt Gott und ihr Weib, nur weil ihnen ihr Gott und ihr Weib, ihre Güte und Redlichkeit selbstverständlich sind. Sie können nicht anders wollen, wenn sie sich nicht untreu werden sollen. Das Arglose, kaum Halbbewußte gehört wesenhaft zum Aufwärtsstreben Parzivals.

Das deutsche Mittelalter hat Wolframs eigentümliche Größe nicht immer verstanden, aber doch geahnt; und aus dieser dunkeln Ahnung heraus hat man ihn gelesen und nachgeahmt, gepriesen und verehrt und mit Sagenzügen umwoben. Dies kräftige, wenn auch unklare Empfinden war eine Stärke des mittelalterlichen Publikums. Man hörte mit dem innern Ohr, daß die Uhr der deutschen Geschichte zu einem Schlage ausholte, als der große deutsche Dichter, der letzte Bildunglose unter den Großen des Abendlandes, über die Bühne schritt.

Wir Heutigen sollten ihm in vielem näherstehen als seine Zeitgenossen. In Deutschlands großen Tagen verstanden wir Deutschen den schöpferischen Wert des einzelnen. Fast scheint es, als seien wir heute davon entfernter denn je. So möchte man wünschen, daß auch Wolfram zur deutschen Selbstbesinnung helfe. Aber er ist zu schwer. Jeder Versuch, ihn etwa gar in die Schule zu tragen, muß scheitern. Er verlangt Hingabe und Studium, auch strenges sprachliches Studium; dem Dilettanten verschließt sich der geniale Analphabet; die köstlich schillernde Mischung von derbzarter Ursprünglichkeit und hochgeschätzter Gesellschaftskultur macht ihn schlechterdings unübersetzbar. Nur ein blasser Schatten seines Wesens stellt sich dem dar, der ihn in neueren Nachdichtungen liest. Aber auch dieser Schatten hat Größe.

Herr Wolfram war ganz ein Kind seiner Zeit, der kirchlicher Glauben und Ritterehre, höfische Minne und höfische Zucht so hoch galten; er war auch in diesen Sätteln gerecht, und die Zeitmächte geleiten ihn auf weite Strecken hin. Aber darüber hinaus war er ein einsamer, frommer und freier Mann, den gerade das zum schöpferischen Dichter machte, daß er sich, zumal für einen mittelalterlichen Menschen, erstaunlich selbst gehörte. Er gelangte zu Gott, weil er treu seinen eigenen Weg ging, und Gott eröffnete dem unschuldigen Stäten eine Ahnung seiner Herrlichkeit, obgleich er nicht auf den Wegen der lateinischen Kirche und Schule kam. Das Mittelalter empfand ganz richtig: „Herr Wolfram von Eschenbach, Laienmund nie besser sprach.“

Der Baum. Von Max Bittrich

Neben Mächtigen
Wuchs er mit den Bedächtigen,
Raunendem Grunde
Erblich verkettet,
Von düsterer Stunde
Zu Sternen gebettet.

Und dem Ringenden
Saugten die singenden
Lenzlichen Boten das Blütengefieder
In ihre Lieder.
Er wußte nicht, ob seine Blüten sangen,
Ob aus den Kehlen Blumen sprangen.

Mochten ihm Stürme am Überfluß rühren,
Wetternd zuschlagen manche Türen:
Seine Hoffnung, zum Himmel gekehrt,
Blieb ihm ein Fruchtzweig, stachelbewehrt,
Und dem Schicksal ein heiliger Dank.

Den koste ein Herbststrahl. Krachend zersprang
Auf der Scholle der stachlige Kranz.
Im langsam vollendeten edlen Glanz
Gab sich die Frucht der Welt zu eigen —
Reif und gesund, nicht überhastet,
Von keinem Zweifel angetastet,
Gleich vulkanisch geschleudertem Traum.
Doch den selig erschöpften Baum
Streifte der flammende Abendschein:
Ein Bruder von dir muß wohl Dichter sein!

Gott Napoleon und Knecht Staps

Skizze von Walter von Molo

„Ich hasse dieses preußische Gesindel," sagt in der Wiener Hofburg Napoleon zu seinen goldstrotzenden Marschällen. „Ich drücke sie, daß ihnen das Blut aus allen Poren dringt, aber sie hoffen unentwegt. Sie hoffen! Worauf hoffen sie denn?" Flackernd, unstet fragend sieht Napoleon in die verwunderten Gesichter der Seinen. „Die Erde ist mir untertan," sagt Napoleon. „Na . . ." abbrechend schlägt er mit der Reitgerte an den Stiefelschaft. „Laßt den Burschen kommen!" Ein General läuft zur Türe. „Champigny!" Befehlend zeigt Napoleon mit der Reitgerte auf die besternte Brust seines Ministers. „Dieses Attentat kostet Österreich seinen Bestand! Sie werden jetzt die völlige Ablösung von Böhmen, Ungarn und Mähren verlangen, verstanden?"

„Sire! Österreich kann ohne Hinterland nicht leben."

„Was kümmert Sie das Leben Österreichs?"

„Sire, verzeihen Sie, es ist meine Pflicht, Sie daran zu erinnern. Schon die Abtretung Triests mit den Südstaaten setzt das Land dem Hungertode aus."

„Der ehemalige preußische Minister Stein steckt dahinter," sagt Napoleon zu seiner Suite, als hätte er die ganze Zeit von nichts anderem gesprochen. „Weiß Fouché noch immer nicht, wo der Schuft steckt?"

„Er ist aus Brünn geflohen, Sire."

Napoleon senkt den Kopf, er geht zum vergoldeten, verschnörkelten Tisch in der Mitte des Prunksaals. In hohen Stößen sind dort Briefe, Petitionen und Berichte aufgestapelt. Zu oberst liegt ein derbes Fleischermesser. Napoleon hebt es. Er betrachtet es mit spöttischen, interessiert musternden Blicken. Napoleon legt das Messer auf den Tisch zurück; er wendet sich. General Rapp tritt in den Saal. Zwei Gardisten führen einen kaum siebzehnjährigen Jüngling von mädchenhaftem Aussehen herein, die Hände sind dem Jüngling auf den Rücken gebunden, der Jüngling verneigt sich wohlerzogen. Napoleon lacht hell auf.

„Aber Rapp, Räppchen," sagt Napoleon gutgelaunt. „Das ist ja noch ein Kind!" Napoleon schüttelt, über die Dummheit der Seinen, verwundert den Kopf. Er wendet sich und tritt zum Tisch zurück. „Verhört ihn," sagt er gleichgültig über die Schulter; er reißt die obersten Depeschen auf und liest.

„Sie heißen?"

„Friedrich Staps."

„Weshalb trugen Sie das Messer bei sich, junger Mann?"

„Ich habe es Ihnen schon gesagt, Herr General."

Napoleon hält im Lesen inne. Er steht lauschend, den breiten Kopf gesenkt.

„Überlegen Sie sich gut, junger Mann, was Sie sagen," spricht Rapp. „Was wollten Sie mit dem Messer? Warum schlichen Sie damit in der Nähe des Kaisers herum? Was wollten Sie?"

„Die Welt von dem Kaiser befreien."

Napoleon wendet sich. Lauernd, den erzenen Kopf vorgestellt, tückisch langsam tritt er an den bestürzt zurückweichenden Marschällen vorbei vor den Jüngling; der sieht ihm ruhig und gelassen in die Augen. Napoleons Pupillen sind finster.

„Was ist Ihr Vater?"

„Mein Vater ist Prediger zu Naumburg, Majestät."

„Warum sind Sie hierher gereist?"

„Um Sie zu töten."

Napoleon senkt den Kopf. Es ist tiefstill im Saal. Napoleon hebt langsam den Kopf, lächelnd sieht Napoleon seine er-

starrten Marschälle an. Er greift sich spöttisch an die Stirn. „Er ist wahnsinnig!“ sagt Napoleon. Die Marschälle nicken. Napoleon legt die Hände auf den Rücken und macht einen Rundgang über das spiegelnde Parkett; als er wieder zurückkommt, an Staps vorbei, fragt er: „Sind viele Geisteskranke in Ihrer Familie?“

„Wir sind alle gesund, Majestät.“

Napoleon steht.

„Warum wollten Sie mich ermorden?“

„Weil Sie die Menschheit und die Ehrlichkeit auf Erden zerstört haben.“

„Du bist ein Narr.“

„Ich bin kein Narr, Majestät.“

Napoleon braust auf. „Die Art, mit der Sie zu mir zu reden wagen, beweist Ihren Irrsinn!“ Er bezwingt sich. „Habe ich Ihnen persönlich etwas Böses zugefügt?“

„Sie knechten Deutschland.“

„Wer hat Sie abgeschickt?“

„Wie? Ich verstehe nicht, Majestät.“

„Ich will wissen, wer Sie zum Mord angestiftet und dafür bezahlt hat!“

„Niemand, Majestät.“

„Das ist nicht wahr!“

„Gott ist es, der mich abgeschickt hat.“

„So. Seit wann sind Sie in Wien? Häh? Antwort!“

„Seit gestern, Majestät.“

„Sie haben hier Verwandte, Freunde, Mitschuldige?“

„Ich kenne hier niemanden, Majestät. Ich bin hier zum ersten Male in meinem Leben.“

„Es könnte sein zum letztenmal. Wo wohnen Sie? Notieren Sie, Rapp!“

„Ich saß die Nacht über auf einer Bank in einem Park.“

„Warum?“

„Ich hatte mein Geld für das... Messer... ausgegeben.“

„Sie sind Student?“

„Ich bin Handlungsgehilfe, Majestät.“

„Wo?“

„In Erfurt.“

„Er verweigert jede Nahrung, Sire,“ sagt General Rapp.

„Warum das?“

„Ich bin stark genug, Majestät, um in den Tod zu gehen.“

„Sie täuschen sich. Der Geist hängt vom Magen ab, junger Mann.“

„Wir fanden dieses Buch bei ihm, Sire. Es ist ein Band von Schillers Tragödien.“

Napoleon runzelt die Stirn. „Der Mensch hat ein schlechtes Stück über die Pucelle d'Orleans geschrieben,“ sagt Napoleon.

„Er schrieb auch den Tell, Majestät!“

Napoleon preßt die Lippen aufeinander. Sein Blick wühlt in den festen, kindlichen, unschuldvollen Zügen des anderen.

„Holt Corvisart!“ gebietet Napoleon.

Verwundert sehen sich die Marschälle an; ein Offizier geht; Napoleon hat den Kopf gesenkt. Er stemmt das kräftige Kinn gegen die Brust. In düsterem Sinnen, bei auf der Brust verschränkten Armen wandert er über das Parkett. Durch die hohen Fenster sehen die Spitzen der Schönbrunner Parkbäume. Napoleon steht, er dreht sich. Mit verbissenem, wutverdunkeltem Blick mißt er von rückwärts die unfertige Gestalt des gefesselten Jünglings, der verlegen vor den in tiefem Schweigen verharrenden Marschällen steht. Erschrocken kommt durch eine Seitentüre Napoleons Leibarzt gelaufen.

„Was steht zu Diensten, Sire?“ fragt er atemlos.

„Dort!“ Dirigierend, hastig zeigt Napoleons Hand. „Prüfen Sie den Puls dieses jungen Mannes!“ Dicht tritt Napoleon an die Gruppe heran. Corvisart hebt den Kopf.

„Der Puls geht ruhig, Sire.“

„Danke, Corvisart,“ sagt Napoleon scharf. „Ich werde Ihnen Ihr Leben schenken,“ spricht Napoleon lächelnd zu Staps. „Ich werde Sie Ihren Eltern zurückschicken. Sagen Sie, daß Sie das Verbrechen bereuen, und Sie sind frei!“

Staps schüttelt den Kopf. „Ich bereue nicht, Majestät; es ist Menschenpflicht, Sie zu vernichten.“

„Dies Bildnis fanden wir auch bei ihm, Sire,“ sagt General Rapp totenbleich.

„Wen stellt das Bild dar?"

„Das Mädchen, das ich liebe, Majestät."

„Ihre Amoure wird sehr betrübt sein, wenn Sie mich jetzt nicht augenblicklich bitten."

„Sie wird nur betrübt sein, Majestät, daß mir die Tat mißlang."

„Was würden Sie tun, wenn ich Sie, ohne daß Sie sich entschuldigen, pardonierte?" Die Marschälle zucken zusammen, sie sehen sich neuerlich verwundert an.

„Ich würde die nächste Gelegenheit suchen, Majestät, Sie zu töten."

„Führt ihn ab! Die Württemberger erschießen ihn! Sofort!"

Napoleon starrt Staps nach. Sein Antlitz ist gelb, fahl, verfallen; trüb, glasig ist sein Blick. Als die Gardisten die Türe hinter dem Verurteilten schließen, bricht Napoleon aus: „Da habt Ihr ein Beispiel des ‚nordischen Jakobinismus'!" schreit er. „Ihr habt mir immer opponiert, wenn ich davon sprach. Da ist er! Die Epidemie ist ausgebrochen! Nun gnade mir der Teufel! Ein Kind, ein Pastorssohn, ein Krämer," sagt Napoleon tieferregt, „das Ereignis ist ein ganz außerordentliches." Napoleon starrt vor sich hin.

Eine Salve kracht im Schloßhof. Napoleon sieht sich um, sein Antlitz ist blutlos und schmallippig.

„Champigny," sagt Napoleon zu seinem Minister. „Der Friede mit Österreich ist bis zum Abend geschlossen!"

„Welcher Friede, Sire? Soll also Österreich vernichtet werden?"

„Wollt Ihr, daß ich statt der Regimenter, die Völker gegen mich kriege? Kennen Sie den alten Traktat? Dieser muß bis zum Abend unterzeichnet sein, sonst sind Sie Herzog gewesen!"

Unter dem betretenen Schweigen der Seinen schreitet Napoleon in sein Kabinett.

Getan. Von Hans Much

Mein Tagewerk ist wohl getan.
Werk an Werk ist aufgerichtet,
Weg an Weg gewiesen.
In freien Lüften habe ich gedichtet,
Gedacht auf freien Bergeshöhen,
In Weltmeerweite dem Weltgeheimnis
Den Schleier gelüftet.

Unter den aufgestutzten
Innen hohlen, außen überputzten
Häusern der Wissenschaft
Schuf ich Gebäude
Groß und geräumig
Von echtem Steinwerk,
Das den Jahrhunderten trotzt.
Und legte den Grundstein
Für Straßen und Wohnungen
Und helle Hallen.

Die Pforten zur Heimat
Habe ich aufgetan:
Nicht kleine, heimliche,
Nicht Hof- und Haustür —
Riesenportale.
Jugendtorheit und Mannesfünde
Hab' ich getilgt
Durch hohe Erkenntnis,
Durch helfende Weisheit
Und harten Wandel.

Komm nun, du Meister,
Herrscher der Welt du,
Im Scharlachkleide!
Führe mich an der
Gestrengen Hand
Bis an die äußersten
Grenzen deines Reiches,
Wo ich in künftiger Form
Das Weltgewimmel
Nur noch von ferne seh'!

Führe mich dorthin,
Wo ich die Grenzen
Deines Riesenreiches
Leichtgewordenen Geistes
Nach wenigen Wandlungen
Für immer verlassen darf.
Wo mein Unendliches
Fest auf sich selbst gestellt
Endlich findet,
Was es so hell erkannt,
Was es so heiß ersehnt:
Die ewige Heimat.

Im Braunkohlengebiet des Geiseltales

Von Georg Wagenführ

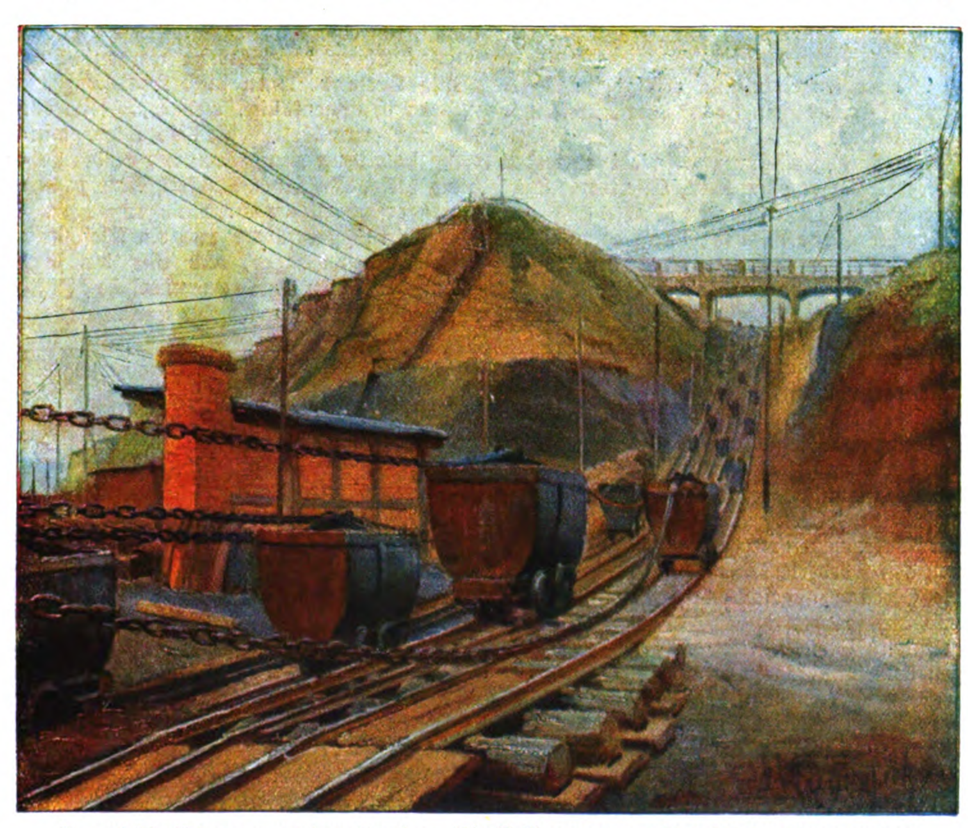
Mit Wiedergabe von 10 Aquarellen des Verfassers



Der Sommer war verschwenderisch. Nie hatte die Erde solche Nelkensträuße emporgestreckt, nie waren die Malvenstengel mit den zarten Blütenkränzen so zur Höhe gedrungen, nie hatten die Rosen so dürstend geduftet. Zwischen den Blumenwundern, die der keusche Reichtum des Trieblebens waren, spielte in buntem Treiben der Schmetterling, die Biene summte in ständigem Wechsel, und in den Lüften jubelte die Lerche.

Hinter mir liegen die spitzen gotischen Türme des Domes von Merseburg, der prächtige Renaissancebau der einstigen Residenz, das enge Straßengewirr und die reizvollen, von malerischen alten Bauten umrahmten Plätze. Vor mir erschließt sich die weite, flache Talmulde der Geisel, einst üppigstes Fruchtland; heute aber geben der Braunkohlenbergbau, die Gruben und Brikettfabriken der Gegend das Gepräge, und offene Tagebaue oder lang sich hinstreckende Abraumhalden umrahmen die beiden Seiten des Geiseltales.

Ich wende mich einem von Sonnenglanz überfluteten Tagebau zu, dessen Weite in ein zartes, durchsichtiges Blau gehüllt ist. Auf weiter Höhe lärmen dampfende Abraumbagger, die terrassenartig in mehreren Schnitten übereinander arbeiten, und durch die Luft schrillt der grelle Pfiff rollender Abraumzüge. Sie befördern die abgebaggerten Erdmassen, welche die Kohlenschichten überlagern, auf die hohen Halden und überschütten damit erbarmungslos Feld und Flur. Welch ungeheuere Energien werden in einem Tagebau durch den Fortschritt der Technik und durch rastlose Arbeit der Berg-



Braunkohlenförderung aus dem Tagebau. Die Kohlen werden auf der schiefen Ebene durch die Kettenbahn nach der Brikettfabrik befördert



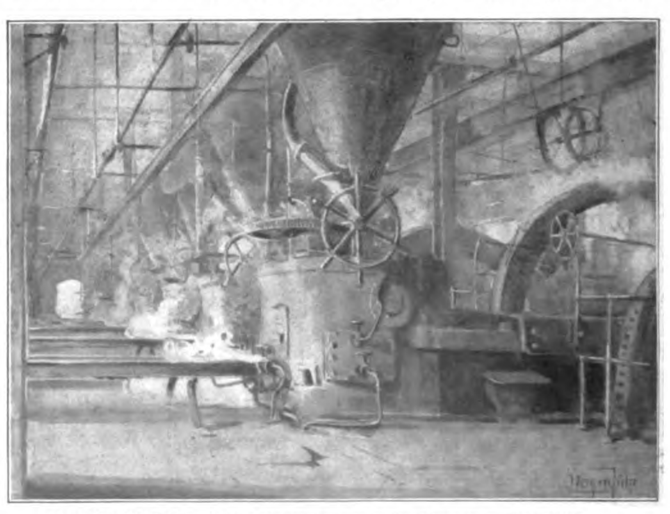
Kohlengewinnung „von Hand“ in einem Tagebau

leute nutzbar gemacht! Tag und Nacht mühen sie sich, Rohkohle zu fördern, so daß im Geiseltal meist mit einer täglichen Leistung von mindestens 35000 bis 40000 t gerechnet werden kann.

Die Kohlengewinnung erfolgt im Tagebau, und zwar „von Hand“ oder mittels maschinellen Betriebes.

Die Handgewinnung geschieht entweder durch Rollöcher oder durch Schurren. Letztere sind unmittelbar am Kohlenstoß angebrachte offene Rinnen, durch deren Ende die von Häuern gelockerte Kohle in „Hunde“ (kleine Förderwagen) fällt. Der Rollochbetrieb dagegen liegt 6 bis 10 m hinter dem Kohlenstoß und besteht aus tunnelartig abfallenden Röhren, durch welche die von Hand gewonnene Kohle in die darunter gefahrenen Hunde hinabfällt. Die auf diese beiden Arten gefüllten Förderwagen werden von den Förderleuten in die Strecken abgefahren und auf fächerartig angelegten Schienensträngen dem Anschlagspunkt zugeführt. (Es werden bei den 40 bis 50 m hohen Kohlenstößen aus einer Schurre, in der ein Häuer und zwei Förderleute tätig sind, bis zu 200 Wagen = 10 hl in einer achtstündigen Schicht gefördert.) Der Rollochbetrieb beruht auf den gleichen Grundsätzen wie der Schurrenbetrieb, nur sind die Trichter ringsherum geschlossen und werden 6 bis 10 m hinter dem Kohlenstoß angelegt. Endlos arbeitende Ketten führen vom Anschlagspunkt in gleichmäßigen Abständen die gefüllten Förderwagen durch die Hauptkette auf eine viergleisige schiefe Ebene aus dem Tagebau heraus zu den Fabrik- und Verladeanlagen, um dann entleert der Ausgangsstätte wieder zuzurollen.

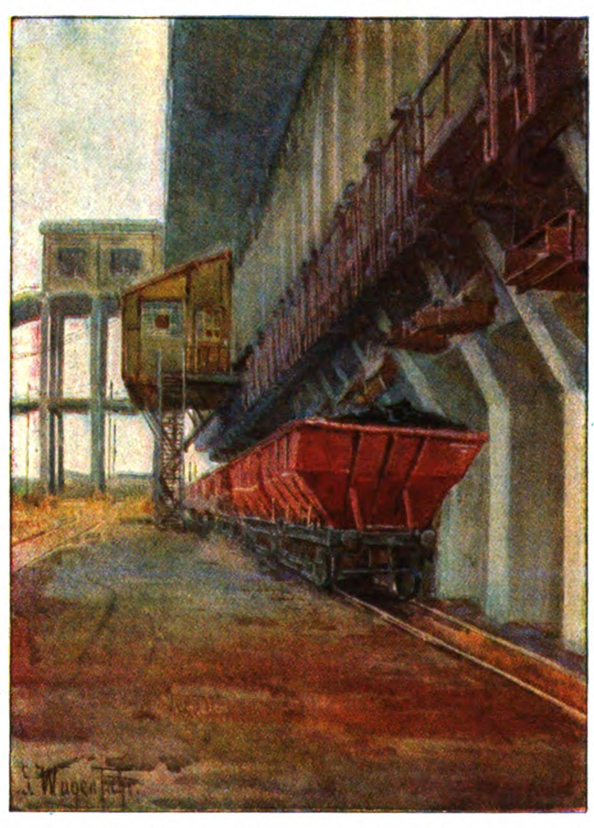
Bei großer Kohlenmächtigkeit wird die Kohle durch maschinellen Baggerbetrieb gewonnen. Hier ist das Bild gleichmäßiger: An langen, stufenförmig übereinanderliegenden, ebengeschnittenen Kohlenböschungen entlang bewegen sich elektrisch betriebene Eimerbagger, die meist als Tiefbagger die Kohle von unten heraufbaggern, und Kratzbagger, die ausschließlich als Hochbagger arbeiten. Sie gewinnen durch Eimer oder Kratzer die Kohle in einen im Bagger vorgesehenen Schüttrumpf, aus welchem die Kohle dann durch verschließbare Öffnungen in die untergeschobenen Förderwagen fällt. Diese werden durch Flügelketten, welche ihren Antrieb im Tagebau haben, unter die Bagger gebracht, um ebenfalls der Hauptkette und der schiefen Ebene zugeführt zu werden. Nur wenig Leute bedienen diese Kohlenbagger, und es ist augenfällig, welche Vorteile ein solch moderner Betrieb für die Kohlengewinnung hat, denn ganz bedeutend ist die Leistung dieser Maschinen im Verhältnis zu den hierzu erforderlichen Bedienungsmannschaften. Ein Baggerführer und ein Maschinist betreiben den Bagger, und vier bis fünf Mann bedienen die pneumatische Füll- und Abstoßvorrichtung. Die Leistung eines



Der Presseraum. Links tritt aus den Pressen der Brikettstrang

solchen Baggers beträgt je nach Größe 2- bis 3000 Wagen (10 hl) je Schicht. Die an die Bagger angehängten Gleisrückmaschinen, die gleichzeitig mit den Baggern an den Stößen entlang fahren, bewirken eine weitere Ersparnis an Arbeitskräften.

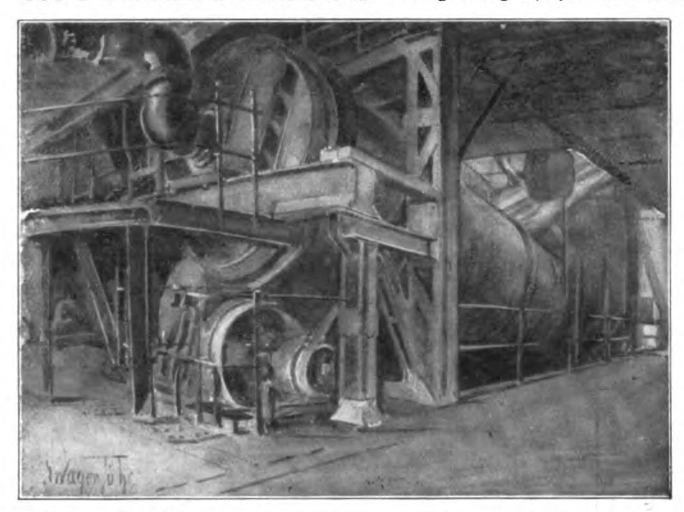
Doch bevor die Räder rollen, die Ketten rasseln und der Tagebauhäuer sein Tagewerk vollbringt, fordert der Tagebau vor seiner Aufschließung die ganze Kraft von erfahrenen und geübten Tiefbauhäuern, da dem Abbau unmittelbar die Entwässerungsarbeiten der Kohle vorangehen müssen. Sie sind im Geiseltal wegen der schwimmenden Beschaffenheit der Kohle ganz besonders schwierig. Ein Besuch der Entwässerungsschächte und -strecken zeigt, mit wie großen Schwierigkeiten die Tiefbauhäuer und Schlepper Zoll für Zoll die Kohle dem Wasser abringen müssen. Die bei dem Auffahren der unterirdischen Entwässerungsstrecken erschroteten Wasser werden in den Wasserhaltungsstrecken gesammelt und durch Zentrifugalpumpen den Klärungsbassins über Tage zugeführt. So arbeitet sich denn ganz allmählich der Bergmann hier von Sohle zu Sohle in die Kohle hinein und ermöglicht erst durch anstrengende und geschickte Aufschlußarbeit die Kohlengewinnung im Tagebau, die scheinbar ohne große Hilfsmittel vor sich geht. Sie ist so grundverschieden von der eines Tiefbaues, daß man zunächst gar nicht den Eindruck hat, man befinde sich in einem Bergwerk; nur Sprache, Sitten und Gebräuche der Arbeiter verraten ihre Zugehörigkeit zu demselben. Und mit welchem geschäftigen Treiben sie den Tagebau beleben! Hier lockert die Hacke die braune, feste Masse, und die Schaufel unterstützt das Füllen der Förderwagen, dort streben Bergleute in ihren wasserdichten Anzügen dem Entwässerungsschacht zu, um unter Tag ihre schwere Arbeit zu verrichten. An den Kurven der Kettenbahn jagen Arbeiter hin und her. Mit ihren langen, festen Bremsknüppeln regeln sie die Geschwindigkeit der laufenden Hunde und verhindern dadurch Zusammenstöße. Ein



Bunkeranlage auf Grube Elise II der Badischen Anilin- u. Sodafabrik
Die Rohkohle wird aus den Bunkern in die Eisenbahnwagen entleert

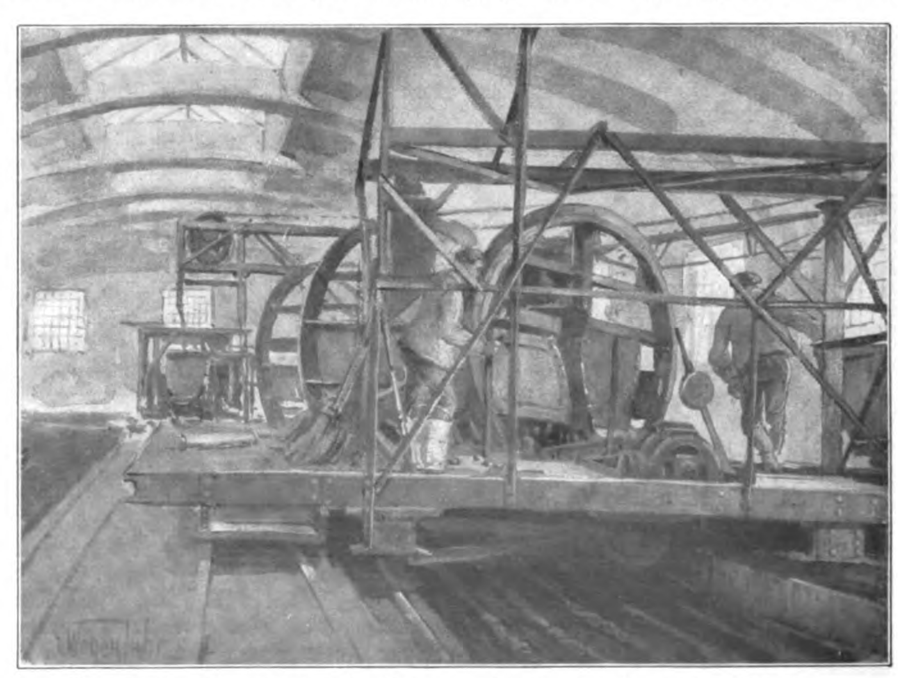
Trupp fester Männer müht sich in der Ferne beim Gleisrücken, und die schichtführenden Steiger wie Obersteiger wechseln einander ab, um alle wichtigen Arbeiten zu beaufsichtigen.

Meine Gedanken jagen ihnen nach und verlieren sich in weiter Ferne. Dort, im Reiche der ewigen Mütter, im Schoße der Weltenseele ruhen die Samen, die Ideen und Formen von allem, was ist, war und sein wird. Und im Buche der Erdgeschichte blättere ich zurück bis zu einer Zeit, wo der goldene Mantel der Sonne ausgebreitet lag über einer Flora von tropischen Gewächsen, die die Senken der Landesoberfläche Mitteldeutschlands bedeckte: Datteln, Fächerpalmen, Eukalypten und Lorbeer, Zimmetbäume, Bambusgewächse, immergrüne Eichen und Koniferen entfalteten ihre üppige Pracht und erfüllten die Luft mit berauschenden Düften. Nach dem Ende der Tertiärzeit änderte sich die Pflanzenwelt. Das tropische Klima machte einem milden, feuchten Platz und brachte die Vegetation zu Fall. Die abgestorbenen Leiber sanken zu Boden, in

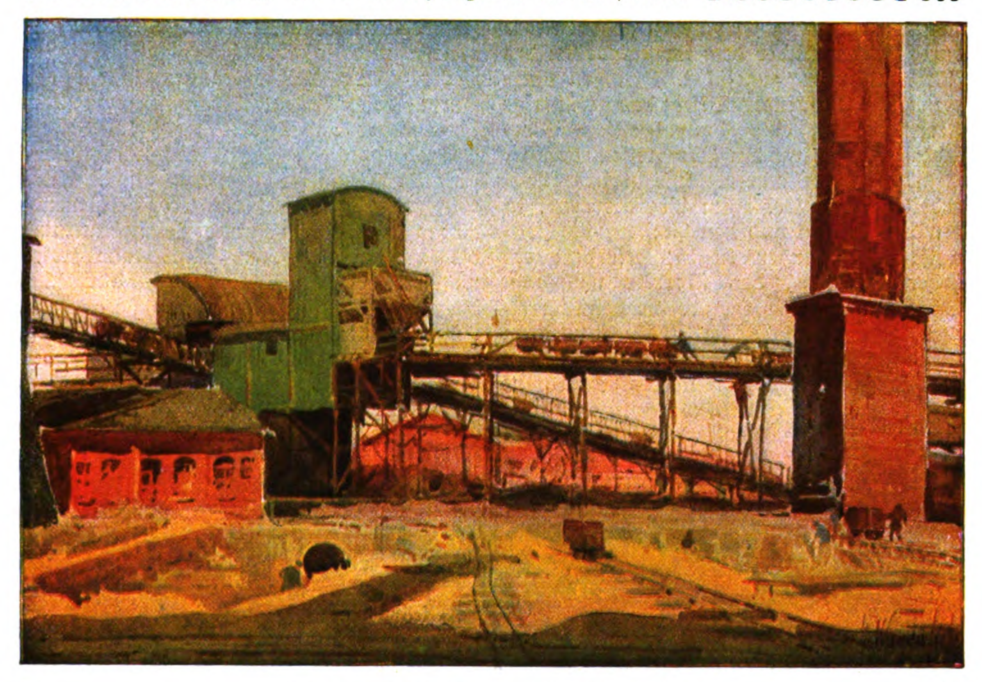


Röhrentrockner, der die zur Brikettierung vorgesehenen Kohlen auf einen bestimmten Wassergehalt trocknet

sumpfigem Morast blieben sie lange Zeit unter der Wasseroberfläche liegen und waren so vor Fäulnis geschützt. Eine gemischte Sumpfflora entwickelte sich, ihre Zersetzungsprodukte füllten das Becken aus, das immer tiefer und tiefer sank. Vegetationsdecke folgte auf Vegetationsdecke, ungeheuere Massen von Pflanzenmoder sammelten sich an, bis endlich der Senkungsprozeß zum Stillstand kam. So entstand bei ständiger Senkung und Wasserbedeckung die Lagerstätte. Absatzprodukte von Binnenseen, bestehend aus Tonen, Kiesen und Sanden, legten sich auf die Pflanzenreste. Sie schützten die Zerfallprodukte vor weiterer Fäulnis und sicherten uns auf diese Weise die Braunkohle. Die ursprüngliche Lagerungsform ist die horizontale, aber die in der Erdkruste nach der Braunkohlenbildung erfolgten Verwerfungen, Faltungen, Hebungen und Senkungen haben die Schichten der Tertiärzeit vielfach gestört. Das während des Diluviums von Norden herangedrungene Innlandeis legte vielfach die weichen Massen in regelmäßige und unregelmäßige Falten, die, verbunden mit Verschiebungen oder Zerreißungen größerer Flözteile, für den Abbau äußerst störend wirken können. Als Endergebnis aller dieser Vorgänge blieben die jetzigen Braunkohlenflöze zurück, deren Mächtigkeit von wenigen Zentimetern bis zu hundert Metern steigt, und die im Tage- oder Tiefbau, je



Wipperbrücke. Sie entleert mechanisch die aus dem Tagebau kommenden Förderwagen



Transportbrückenanlage auf dem Grubenhofe

nach der Mächtigkeit der Deckschicht, gewonnen wird.

Ein langer, schriller Pfiff, das schnurrende Hupensignal der Kettenbahn, entreißt mich meinen stillen Betrachtungen und zieht mich in die Wirklichkeit zurück.

Es ist Schichtwechsel. Ein Kommen und Gehen junger, kräftiger Gestalten und fester, wettergebräunter Männer belebt das in funkelnde Sonne getauchte Grubenbild. In der Ferne höre ich die lauten Rufe des Steigers. Er verliest die Namen seiner Arbeiterschar. Mit Hacke und Schippe beleben Tagebauhauer und Förderleute aufs neue den Kohlenstoß; Maschinisten, Baggerführer, Antriebswärter der Kettenbahn, Stationsführer, Schmiede, Tischler und Arbeiter jeglicher Art streben ihrer Arbeitsstätte zu, und der schwere Schritt des Bergmannes in seinem wasserdichten Anzug verhallt im Stollen.

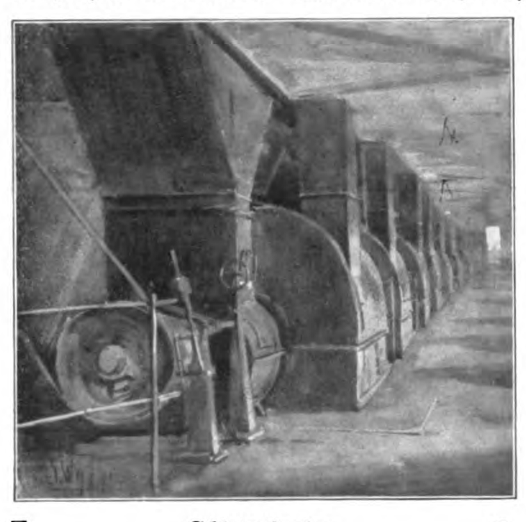
Ich folge einigen Arbeitern zur nächsten Brikettfabrik. Mit einem herzlichen Glückauf begrüßt mich ein Bergingenieur, um in freundlicher Weise mein Führer zu sein.

Aus seinem Munde höre ich, daß die Braunkohle, wie sie in Mitteldeutschland in mächtigen Ablagerungen vorkommt, einen hohen Wassergehalt hat, der bis zu 60 Prozent steigt, was den niedrigen Brennwert von 2- bis 3000 Wärmeeinheiten verschuldet, so daß sie für viele industrielle Feuerungen, insonderheit aber für den Hausbrand nicht verwendbar ist. Man verarbeitet daher die gewonnene Braunkohle auf einer Art Ziegelpresse zu Naßpreßsteinen, die von der Luft getrocknet immer noch 25 Prozent Feuchtigkeit enthalten. Wohl ist bei dieser geringen Feuchtigkeit der Brennwert gestiegen, doch für weite Transporte ist diese Art der Zubereitung ungeeignet.

Das Verarbeiten der Braunkohle zum Brikett, einem festen, transportfähigen und bequem zu verwendenden Brennstoff mit 10 bis 15 Prozent Wassergehalt, ist eine Errungenschaft der Technik, die bis ins Jahr 1855 zurückreicht. Das mitteldeutsche Kohlenrevier fördert zur Verarbeitung von Briketts die beste Rohbraunkohle. Aus 72 Millionen t der dunklen, erdigen Masse werden etwa 24 Millionen t dieses wichtigen Brennmaterials gewonnen.

Wir folgen jetzt den grubenfeuchten Förderwagen, welche die Hauptkette aus dem Tagebau auf Schrägbrücken zu dem obersten Stockwerk der Brikettfabrik, dem Wipperboden, führen. Mit dem mechanisch angetriebenen Kreiselwipper macht der Hund eine volle Umdrehung, und die Kohle wird auf Transportbänder gekippt, die sie dem Naßdienstsystem zuführen. Hier fällt die Kohle durch Knorpelbrecher und Siebe und wird auf die für die Brikettfabrik notwendige Größe gebracht. Die auf diese Weise aufbereitete

Kohle wird durch Elevatoren gehoben und durch Förderbänder dem Vorratsboden des „Trockendienstes“ zugeführt. Zwischen Naßdienst und Trockendienst liegt das geräumige Treppenhaus, eine baupolizeiliche Vorsichtsmaßregel, um das Übergreifen etwaiger Brände zu verhindern. Die weitere Verarbeitung der Kohle im Vorratsraum, in den Trockenöfen und den Pressen, die stockweise übereinander liegen, erfordert ein hohes Gebäude, das überdies noch von Schloten gekrönt wird, um die beim Trocknen entstehenden Wasserdämpfe entweichen zu lassen. Vor der Brikettierung muß die grubenfeuchte Kohle, die 50 bis 60 Prozent Wasser enthält, einen Trockenprozeß durchmachen, der den Wassergehalt auf 10 bis 15 Prozent vermindert. Das wird durch verschiedene Trockenapparate erzielt. Man hat für die Kohlentrocknung Röhrentrockner und Telleröfen. Letztere haben sich für das Geiseltal als besonders günstig erwiesen und sind daher in den meisten Fabriken im Gebrauch. Vom Vorratsboden des Trockendienstes fällt die Kohle durch ihr Eigengewicht zu den Trockenöfen nieder. In den Dampftelleröfen sind bis zu 30 kreisrunde Teller von etwa 5 m Durchmesser übereinander eingebaut. Über jedem Teller dreht sich ein Rührwerk, das an einer durchgehenden, stehenden Welle mit zahlreichen Rührern angebracht ist. Die Rührer sind so gestellt, daß die Kohle auf dem obersten Teller von innen nach außen getrieben wird. Dann fällt sie durch Abfallöffnungen am Außenrand auf den zweiten Teller, um umgekehrt nach dem inneren Rand gefördert zu werden. Über den inneren Rand gelangt sie dann zum dritten Teller, umgekehrt wieder zum vierten und so fort bis zum dreißigsten Teller. Ein Röhrentrockner besteht aus einem Eisenblechzylinder von etwa 3 m Durchmesser und 7 m Länge. Er ist unter 2 Grad schräg verlagert und macht etwa fünf Umdrehungen in der Minute. Etwa 400 zur Aufnahme der Kohle dienende Rohre sind in dem Zylinder eingebaut, und die am oberen Ende eintretende Kohle wandert bei den Umdrehungen allmählich bis an das andere Ende, wo sie austritt. Röhren- wie Tellertrockner werden durch Dampf geheizt und liefern in 24 Stunden etwa 80 t getrocknete Kohle von noch etwa 12 Prozent Wassergehalt. Nach diesem Trockenprozeß muß die Kohle wieder abgekühlt werden, denn sie kann in diesem Zustand der Erhitzung nicht zu Briketts verarbeitet werden. Sie wird also in einer Förderschnecke gesammelt, mehrfach auf einem Walzenpaare nachzerkleinert und durch ein steigendes Förderband dem oberen Stockwerk des Kühlraumes zugeführt. Die Kühler bestehen aus zwei Reihen jalousieartiger Bleche, zwischen denen die trockene Kohle allmählich herunterrieselt und so in die über den Pressen gelegenen Füllrümpfe gelangt.



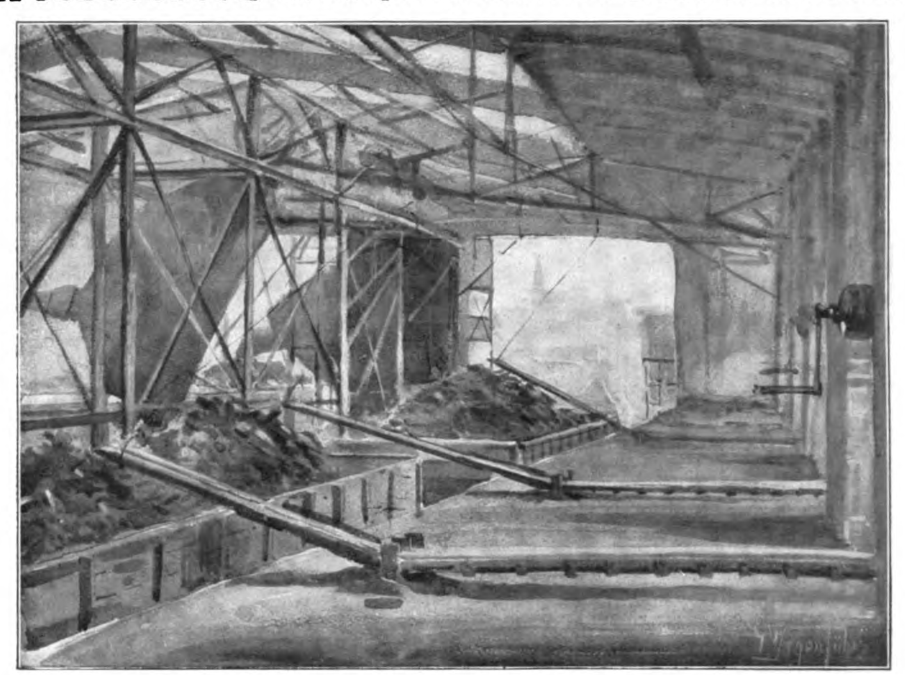
Schlotentstauber

Wir steigen zu den Brikettpressen hinab. Ein ohrenbetäubender Lärm, eine dunstige, staub- und rauchgeschwängerte Atmosphäre umfängt uns. Mit peinlichster Genauigkeit stampfen diese Pressen. Bei jedem Kolbenhub wird ein neues Brikett gebildet, und der aus der Form strebende Brikettstrang um eine Brikettstärke vorgeschoben. Die Bindung der Kohle zum Brikett erfolgt teils durch den hohen Druck des Preßstengels, teils durch die in der Kohle befindlichen harzigen und paraffinhaltigen Bestandteile (das Bitumen). Eine Presse speit in der Minute 80 bis 130 Stück Briketts aus, so daß eine Jahresleistung etwa 25000 t beträgt. Der aus der Presse hervorstrebende Brikettstrang wird durch den Pressendruck in eisernen Rinnen bis zu den Stapelräumen und Eisenbahnwagen fortgedrückt. Hier fallen sie hinein, um dann bald in alle Welt entführt zu werden.

Wie wenigen aber wird der Segen dieser schwarzen Diamanten zuteil! Tausende von Fabriken stehen still, weil sie dieses belebenden Elementes entbehren; Tausende von Familien sind durch die bedrückende wirtschaftliche Lage gezwungen, auf den Wärmespender zu verzichten. Und dennoch ist die Kohle ein Grundpfeiler unseres ganzen modernen



Maschinelle Kohlengewinnung durch Eimerbaggers im Tagebau. Im Hintergrunde die Brikettfabrik Elisabeth



Die Briketts werden unmittelbar aus der Presse durch Brikettrinnen den Eisenbahnwagen zugeführt

Wirtschaftslebens. Die Quelle neuen Aufstieges ist der deutsche Braunkohlenbergbau, der noch einen Vorrat von 15 Milliarden Tonnen aufweist. Er hat sich in den letzten Jahrzehnten in beispielloser Weise entwickelt, was uns anschaulich besonders das im mitteldeutschen Kohlenrevier liegende Geiseltal zeigt, wo gerade in jüngster Zeit ein großzügig arbeitender Bergbau der verschiedensten Gruben einsetzte. An allererster Stelle stehen da die Anhaltischen Kohlenwerke, die Werschen-Weißenfelser Braunkohlenwerke, ferner die zum Michelkonzern gehörigen Gruben, und vor allem die während des Krieges entstandenen modernen Anlagen der Gewerkschaft Elise II, deren Braunkohlengewinnung ausschließlich der Alimentierung des bei Merseburg liegenden Leunawerkes dient.

Da der im Tagebau arbeitende Braunkohlenbergbau viel schneller die Ausbauarbeiten einer Grube bewältigt als der Steinkohlenbergbau, so ist er in allererster Linie berufen, uns ein Bild gewaltiger Zukunftsmöglichkeiten zu bieten, die berechtigt sind, neue wirtschaftliche Hoffnungen zu erwecken und das deutsche Volk wieder neuem, blühendem Leben entgegenzuführen.

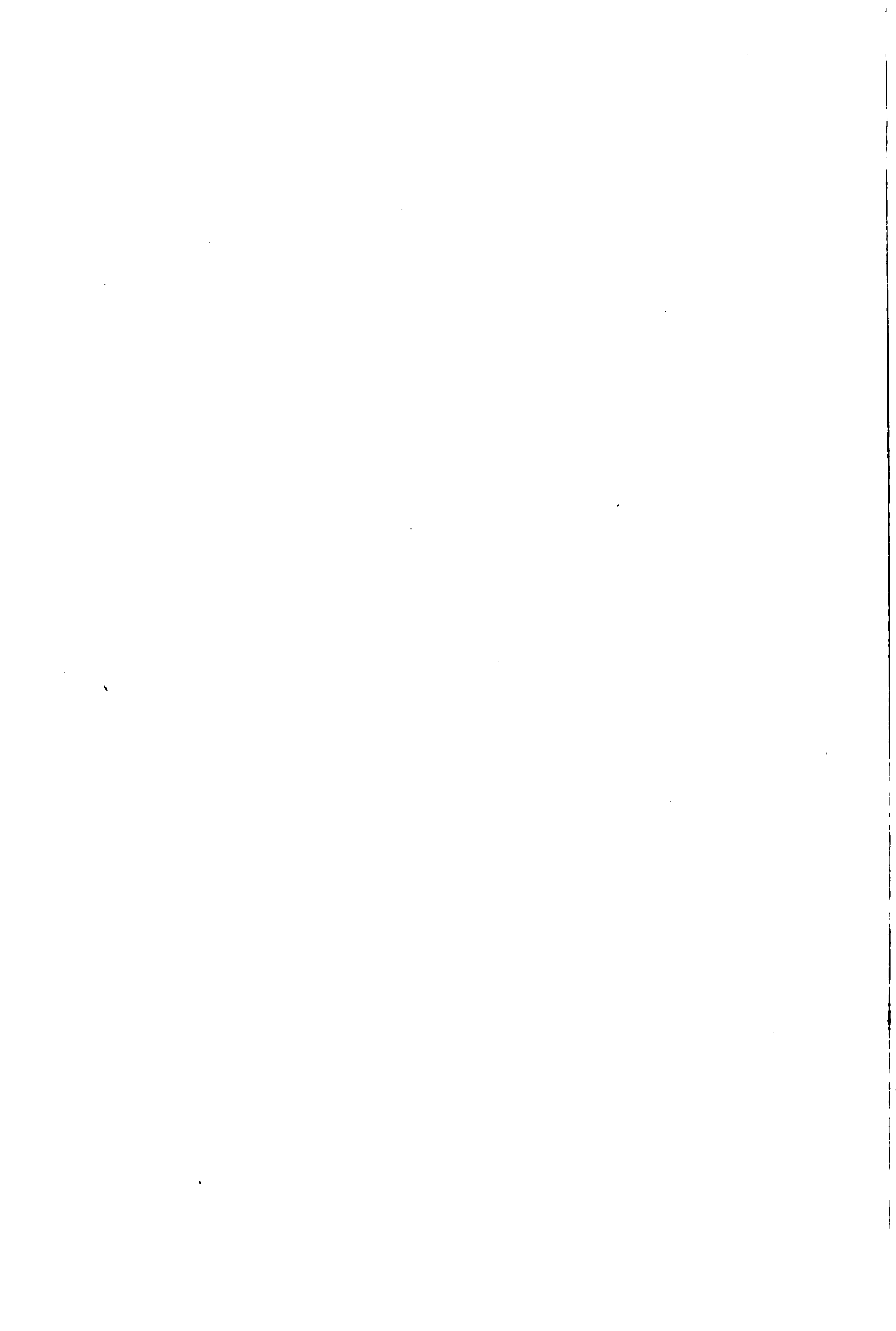
Aus dem Traum. Von Karl Röttger

Klingt noch einmal ein Lied,
Singen die Fernen?
Müd
Sind die Blicke ins Land und
auf zu den Sternen.
Klingt noch einmal ein Ton,
Stimmen der Menschen, ans Ohr?

Schloß nicht lange schon
Dunkel das Tor? ...
Lag ich nicht lange still —
Wie tief begraben?
Was umbraust mich und singt?
O will
Das Leben mich wieder haben?



Der Kuß. Holzbildwerk von Friedrich Thuma
(Kunstausstellung München 1920)



Die Zuflucht

Von Hermann Hesse

Durch manche Jahre hat ein Lieblingswunsch mich begleitet — vielmehr nicht mich ‚begleitet', sondern in mir gewurzelt, sich aus mir genährt, Kraft aus mir gesogen, so wie gewisse Verwandte und Freunde uns ‚begleiten', indem sie sich von uns lieben und verehren lassen, unser Haus zu ihrem und unsre Kraft zu ihrer machen.

Jener Lieblingswunsch war sehr schön und nicht allzu unbescheiden, wenn man ihn von außen ansah. Sein Inhalt war, kurz gesagt: eine Zuflucht. Die Zuflucht sah zu verschiedenen Zeiten sehr verschieden aus. Bald war es ein Häuschen am Vierwaldstätter See mit einem Ruderboot an der Lände. Bald war es eine Holzknechthütte in den Alpen mit einem Schragen zum Schlafen, vier Stunden vom nächsten bewohnten Haus entfernt. Dann war es eine Höhle oder eine kleine Ruine, ein alter Roccolo oder Villino in den Felsen des Südtessins, nah am lichten Kastanienwald, so hoch gelegen wie die höchsten Reben, mit oder ohne Fenster und Tür. Ein anderes Mal war die Zuflucht ein Schiffsbillett, gültig für eine kleine Kabine auf einem Schiff ohne andre Passagiere, für eine Seefahrt von drei Monaten, einerlei wohin. Und manchmal war es noch bescheidener, war nur ein Loch in der Erde, ein kleines Grab, gut oder schlecht geschaufelt, mit oder ohne Blumen darüber, mit oder ohne Sarg.

Der Sinn und die Hauptsache aber waren immer genau dieselben. Ob Landhaus oder Schiffskabine, ob Felsenhöhle im Süden oder Erdloch im Kirchhof — der Sinn war stets derselbe: eine Zuflucht! Als Überschrift über diesem Wunsche stand immer der Vers des schwäbischen Pfarrers, jenes lieben kränklichen Sonderlings, der weltabgeschieden und mit nichts zu tun in einem Dörflein saß und dort die Verse dichtete: „Laß, o Welt, o laß mich sein!"

Damit schien mir alles gewonnen: wenn ich irgendwo einen Unterschlupf und eine Zuflucht hätte, ein Versteck wüßte, sicher und still, Wald oder See dabei, jedenfalls aber keine Menschen, keine Sorgenboten und keine Gedankendiebe, keine Briefe, keine Telegramme, keine Zeitungen, keinerlei Handlungsreisende der Kultur. Es mochte ein Bach dort rauschen oder ein Wasserfall, oder Sonne still auf braune Felsen brennen, es mochten dort Schmetterlinge fliegen oder Ziegen weiden, Eidechsen brüten oder Möwen nisten — einerlei, nur meinen Frieden wollte ich dort haben, mein Alleinsein, meinen Schlaf und Traum. Niemand durfte diese Zuflucht betreten, den ich nicht rief, niemand sie nur wissen, niemand dort mich kennen, niemand etwas von mir wollen, niemand mich zu etwas zwingen.

Er war hübsch, mein Wunsch und Traum, er klang süß und bescheiden, er hatte Vorbilder und Dichter von Namen für sich. Und wie berechtigt war er! Gab es für einen Menschen, der nicht nach Macht strebte, der die Ansprüche der Welt an ihn so gerecht wie möglich zu erfüllen suchte, der ein Dichter, Philosoph und stiller Bürger war — gab es für mich einen richtigeren, begreiflicheren Wunsch als den nach meiner Zuflucht, nach der Ecke im Süden, dem Felsenwinkel im Gebirg, nach Höhle, Versteck, Unterschlupf, Grab? Wenn je das Landhaus, die Schiffskabine zu anspruchsvoll war — vom Streulager in der Hütte, vom kleinen namenlosen Grab konnte man das gewiß nicht sagen.

Viele Stunden in vielen Jahren habe ich an meinem Traum gebaut, viele Stunden auf Spaziergängen, bei der Gartenarbeit, vor dem Einschlafen, nach dem Erwachen, auf der Eisenbahn, auch schlaflose Nächte wandte ich ihm zu. Ich baute an ihm, malte und pinselte an ihm, musizierte ihn schöner, zarter, holder, tuschte am

Waldschatten, phantasierte am Ziegengeläut, wob Sehnsucht, strömte Liebe hinein. Zärtlich beleuchtete ich meinen Liebling, streichelte ihn mütterlich, liebkoste ihn werbend. Wenn ich mich besinne, so kann ich wohl sagen, daß ich vielleicht an kein Ding auf Erden oder an wenige so viel Liebe gewendet habe, so viel Sorgfalt, so viel Wärme vom eigenen Blut, so viel Kraft des Verlangens.

Und wie hat er zuzeiten mir geleuchtet, aufreizend und tröstend, wie klang er innig und vertieft, wie glühte er rosenhaft, mein Lieblingstraum! Wie war er in zärtlichste Goldfäden eingesponnen, mit tausendmal abgewogenen Farben innig und schmelzend gemalt!

⁂ ⁂ ⁂

Hin und wieder mit den Jahren geschah es, daß andere Stimmen mich ergriffen, daß hier oder dort eine Mahnung mich traf, eine Einsicht mich streifte, die dem Traume schadeten, die kleine Sprünge in seine kostbare Farbenfläche zogen, eine Saite in ihm verstimmten, ein welkes Blatt in seinem Laube zeigten. Schnell flickte ich nach, goß neue Liebe zu, bereute tief die Störung, gab dem Wunsche neues Blut zur Nahrung. Bald war er wieder schön und ganz. Und, um es gleich zu sagen, noch heute kann er sich erholen, kann wieder strahlen, kann zurückgewinnen, was er verlor.

Aber häufiger traten mich Erkenntnisse an, die sich mit dem Traume nicht vertrugen. Ein Wort im Gespräch mit Freunden, ein Satz in einem Buch, ein Vers in der Bibel, eine Zeile bei Goethe faßte mich zwingend an, Vereinsamungen, Verluste von Freunden, Einbußen an Freuden sprachen ihre rauhe Sprache in mir, Schmerzen nisteten sich bei mir ein. Lauter Zurufe, lauter Mahnungen, jede im einzelnen wenig beachtet, alle aber immer wieder auf denselben wunden Fleck treffend. Und alle waren gegen meinen Traum! Shakespeare verhöhnte ihn, Kant griff ihn an, Buddha verneinte ihn. Nur die Schmerzen führten mich oft und oft zu ihm zurück. Würden sie nicht sich beruhigen und fliehen, wenn ich meine Zuflucht einmal hätte? Würde nicht Schlaf und Hunger, Lächeln und freier Blick, fester Atem und Tatenlust wieder kommen, dort, in der Höhle, am Bach, am Herzen der Natur, fern vom Lärm, fern vom Betrieb?

Aber auch die Schmerzen wurden energischer, wurden dauernder, und auch sie richteten sich mehr und mehr gegen meinen Traum. Es kamen die Stunden, wo ich sah: er war nichts wert! Die ‚Zuflucht' würde mich nicht heilen, die Schmerzen würden im Wald und in der Hütte nicht vergehen, ich würde dort nicht mit der Welt eins werden und mit mir selber nicht in Ordnung kommen.

Das ging alles langsam und in vielen engen Spiralen, und hundertmal war der Wunschtraum wieder da, der Bach lief tröstlich über golden braune Kiesel, und der See wiegte innigste Farbenträume. Aber die Mahnungen nahmen zu und vor allem die Schmerzen, und oft schien Hiob mir mein Bruder zu sein.

Und einmal klopfte eine neue Erkenntnis mir an die Stirn, die war schlimmer, war deutlicher, feindlicher, drohender. Sie hieß so: „Dein Wunschtraum ist nicht bloß falsch gewesen, nicht bloß ein Irrtum, nicht bloß eine hübsche Kinderei und Seifenblase! Er war viel mehr, viel ärger, viel gefährlicher! Er hat an dir gefressen, er hat dein Blut getrunken, er hat dein Leben bestohlen. Hast du jemals dem Freunde, hast du der Frau, dem Kind, hast du dir selber jemals auch nur halb so viel Liebe gegönnt wie ihm, halb so viel Sorgfalt, Wärme, halb so viel Tage, Nächte, Schöpferstunden? Erschrickst du jetzt? Siehst du jetzt, wen du genährt hast, wen du am Herzen trugst? Und deine Müdigkeit und deine Schmerzen, dein Altern, deine Schwächung — wem verdankst du sie? Ihm, ihm, alles ihm, alles diesem Traum, diesem Blutsauger, dieser Schlange!"

Auch diese Einsicht siegte nicht beim erstenmal, und heute noch, so fest sie sitzt,

ist sie Zweifeln und Niederlagen ausgesetzt. Aber sie ist dageblieben.

⁂

Und wieder kam ein Tag; der stieß meinem Traum das Herz ein.

Der Traum wurde auf seine letzte Probe gestellt — er sollte erfüllt werden! Es war eine Zuflucht da, ein Häuschen, klein, still, fern, schön, hoch am Berg überm südlichen See, Zuflucht und Versteck, Ausruhenest und Traumwiege. Es war zu haben, es wurde mir angeboten.

Siehe, da war der Traum ertappt! Ertappt in seiner ganzen schönen Verlogenheit. Nämlich er — erschrak, als er sich erfüllen sollte. Er wollte nicht erfüllt werden, er wurde feig, er suchte Einwände, er wußte Ausreden, er riet ab, er schauderte zurück.

Ach, er konnte nicht anders. Er hatte solange gelogen, er hatte solange versprochen, viel zu viel versprochen! Immer hatte er empfangen und empfangen, und nun sollte er einmal geben. Und nun war nichts, was er zu geben hatte. Er zuckte zurück wie ein Schwindler, der einen falschen Wohnort angegeben hat und jetzt dorthin gebracht wird, wo ihn niemand kennen will, wo er verstummen muß, wo er entlarvt wird.

Das war sein Todesstoß.

Aber Vampire ertragen manchen Todesstoß, und leben doch auf einmal wieder, sind wieder da, wollen wieder fressen, wieder mit lebendem Blut gefüttert sein. Auch dieser lebt noch, hat noch Schliche und Möglichkeiten. Aber ich weiß jetzt, daß er mein Feind ist.

Ich weiß es seit dem Tage, an dem mir die letzte Mahnung zuflog.

Sie kam wie alle Erkenntnisse, in einer wohlbekannten, oft gesehenen Gestalt. Es war ein Spruch, den ich in einem Buche ‚zufällig' las, ein alter Satz, ein Wort aus der Bibel und eines, das ich seit vielen Jahren kannte und auswendig wußte. Aber heut war es neu, heut klang es inwendig, heut lebte es: „Das Reich Gottes ist inwendig in euch."

⁂

Jetzt habe ich wieder etwas, dem ich nachgehe, das mich leitet, dem ich Blut opfere. Es ist kein Wunsch und Traum, es ist ein Ziel.

Dies Ziel ist wieder — eine Zuflucht! Nicht eine Höhle, nicht ein Schiff. Ich suche jetzt und begehre eine Zuflucht inwendig in mir, einen Raum oder Punkt, wo nur Ich ist, wohin die Welt nicht reicht, wo ich allein zu Hause bin, sicherer als Gebirg und Höhle, sicherer und verborgener als Sarg und Grab. Das ist mein Ziel. Dorthin soll nichts eindringen können, es werde denn ganz zu Ich.

Dann mögen Stürme sein, mögen Schmerzen sein, möge Blut fließen!

Noch bin ich lange nicht dort, noch bin ich am ersten Anfang des Weges. Aber es ist nun mein Weg. Nicht mehr mein Traum!

O tiefe Zuflucht! Dich erreicht kein Sturm, dich brennt kein Feuer, dich zerstört kein Krieg. Kleine Kammer im Innern, kleiner Sarg, kleine Wiege. Du bist mein Ziel.

Stiller Wintertag. Von Wilhelm von Scholz

Weiße Wände, weiße Vorhangfalten,
Weiße Fenster, weiße Luft und Erde.
Flockennebelschleier hüllt die Seele,
Daß sie kühl und weiß wie Winter werde,

Daß sie lautlos werde wie die stillen
Schritte, die im Schnee behutsam schreiten,
Fernelos, weil immer neue Schleier
Weißen Fallens vor ihr niedergleiten,

Willenlos, weil weiche Ruh und Frieden
Alle Erde hüllend überbreitet —
Bis sie leicht gelöst in Flockenfallen
In sich leise fällt und niedergleitet.

Vom Schreibtisch und aus der Werkstatt

Aus meinem Briefwechsel

Von Börries, Freiherrn v. Münchhausen

Nein, es ging nicht länger an! 1909 verlangte mein Briefwechsel am Jahresschlusse einen dicken Pappkasten als Sarg, seit 1911 deren zwei, seit 1913 vier, im Kriege gab ich das Anfertigen von Pappkästen auf und bündelte am 31. Dezember jedes Jahres seufzend die dickwanstigen Stöße von Briefen mit Bindfaden zusammen. Aber nun ging es mir mit diesen Bündeln wie dem Mädchen im Märchen, das den Grießbrei nicht essen wollte: Der Grießbrei schwoll über den Rand des Napfes und erfüllte den Tisch, er füllte die Stube und tropfte zähflüssig die Treppe hinunter, er erfüllte schließlich das ganze Haus. Als ich das Schloß meines dritten Briefschrankes beim Zuwürgen der Tür vor den übervollen Fächern zerbrach, da rief ich aus: „Nein, es geht wirklich nicht länger!"

Das ist jetzt drei Wochen her, und seitdem sitze ich jeden Morgen einige Stunden und sondere aus den Briefen die aus, die ich verbrennen will. Und da man auch die langweiligste Beschäftigung leidlich unterhaltsam gestalten kann, sofern man nur den rechten Standpunkt ihr gegenüber gewinnt, so habe ich versucht, mir meine Briefschreiber, die bei einem Schriftsteller natürlich zu 99 Hundertsteln aus niemals gesehenen Leuten bestehen, wie eine Sammlung zu ordnen und jedem säuberlich die Aufschrift mit Ordnung, Familie und Gattung anzuhängen. Vielleicht macht es auch anderen Spaß, ein wenig in dieser Sammlung herumzublättern.

Sollte aber je einer meiner Briefschreiber sich selber hier wiederfinden, so mag er sich des getrösten, daß seine Briefe gleich vielen tausend anderen inzwischen längst Asche geworden sind. Überdies braucht sich niemand zu schämen, der in großer Gesellschaft ist. Und hier ist in jeder Klasse die Zahl Legion!

Fangen wir mit der Industrie an: Die Firma Lanz in Mannheim gibt für die Käufer ihrer landwirtschaftlichen Maschinen vortrefflich ausgestattete Hefte heraus. Warum sollte sie mich also nicht eines Tages bitten, ihr mein „Lied der Dreschmaschine" für diese Zeitschrift zu überlassen! Auf ihre Frage nach meinem Honorarsatze antwortete ich, daß mir ein neuer Dreschsatz derzeit der liebste Honorarsatz sein würde; da ich diesen aber als bescheidener Mensch nicht fordern wollte, so gäbe ich ihr die Verse gern unentgeltlich. Ein reizend liebenswürdiger Brief des Großindustriellen und ein zweibändiges Prachtwerk über die Geschichte der berühmten Firma waren dann freilich ein gewaltiger Ehrensold. —

Als blutjunger Student habe ich mal ein Radelgedicht geschrieben, das mit den Worten anfing:

> „Hei, wie sausten die Brennabor
> Vorbei an Zaun und Gehege. —
> Du dehntest die schmalen Arme empor
> Nach den Apfelblüten am Wege..."

Im Verlaufe des Gedichtes wird dann die Lage zwischen meiner Radgenossin und mir ein wenig schwül; wir verstummen beide, und ich lenke meine und des Lesers Blicke vom Antlitz des schönen Mädchens fort...

> „Du fingest ein Tempo zu fahren an,
> Daß im Staube rauschten die Räder,
> Kein Wort fiel mehr... Nur dann und wann
> Knirschte dein Sattelleder."

Als es in irgendeiner Zeitschrift veröffentlicht war, fand ich unter den freundlichen Briefen aus der Leserschar auch einen der Fahrradfabrik Brennabor, die mich bat, das Gedicht zu Reklamezwecken nachdrucken zu dürfen. Ich gab lachenden Mundes die Erlaubnis. Aber ich hatte damals noch nicht die Gabe, auch lachen zu können, als mir die Firma (unter gleichzeitiger Überschreibung eines Ehrensoldes von sieben Mark und fünfzig Pfennigen) schrieb, ich möchte doch nun dafür noch die Schlußstrophe ändern! Bei den neuen englischen Christysätteln knirschte nichts mehr!

Besonders nett für unsereinen sind natürlich die Lebensmittelfabriken, wenn sie sich für deutsche Wortkunst begeistern. Freilich, wenn eine Kraft-Malz-Präparate-Fabrik mir zehn Dosen ihrer stärksten Marke schickt und auf dem Einwickelpapier jeder Dose dick gedruckt steht:

> „Sie lassen neuerdings merklich nach!
> Sie vergessen ja alles!
> Sie altern vor der Zeit!" —

so ist das nicht freundlich, und Frau und Jungens haben wochenlang ein dankbares Zitat zum Necken des vergreisenden Familienvaters. Da lob' ich mir den ostfriesischen Imker, der mir alljährlich aus reiner Freude an Versen den köstlichsten Honig schickt! Er bittet nur immer um Töpfe und klebt keine bedenklichen Zettelchen an seine Gottesgabe. —

Einmal bekam ich einen Brief von der Bethschen Weichkäserei in Gandersheim. Darin stand, daß die Fabrik ein ganz neues fabelhaftes Reklameunternehmen plane, nämlich die Herausgabe einer Werbeschrift für ihren

Käse mit Beiträgen lauter erster Künstler. Zum Anreiz schickte Herr Beth eine ganze Kiste der allervorzüglichsten Käse, alle in Pergament und Stanniol verpackt und mit den verführerischesten Namen, wie „Gandersheimer Hroswitha-Weich-Käse", sauber beklebt. Ich fand den Plan dieses „Käseblattes" so nett, daß ich mich gleich im Hotel — ich befand mich gerade auf einer Vortragsreise — hinsetzte und einige lustige Verse aufs Papier warf. Da das „Gandersheimer Käseblatt" wohl zu den allergrößten Seltenheiten auf dem Altbüchermarkt zählt, darf ich aus meinem Gedicht vielleicht einige Zeilen anführen. Nachdem ich die „inhaltlose" Literaturschwärmerei der Idealisten und ihre „poetischen" Geschenke verspöttelt habe, heißt es:

„Da sind Sie ein ganz anderer Mann,
Mein lieber Herr Beth! Das geht eher an!
Sie dachten: Der Dichter ist vom Schicksal vergessen,
Hat früh und abends nichts Rechtes zu essen,
Eine rechte Bleichwange, eine rechte Bleichnase,
— Dem schicken wir eine Kiste Weichkäse!"

Und dann folgte der Dank. Übrigens ist es uns später trotz der allerunverfänglichsten Bestellungen meiner lieben Hausfrau niemals möglich gewesen, in Gandersheim ein „Geschäft zu tätigen", wie man ja wohl sagt, da die liebenswürdige Firma jedesmal in höchster Kulanz „ihrem geschätzten Herrn Dichter" eine große Kiste Käse schenkte.

Soviel von der Industrie, — wobei ich mir einige köstliche Geschichtchen mit Wein- und Wirtshausliedern ausdrücklich für später vorbehalten will. —

Der nächste Kasten meiner Sammlung, die Selbstschriftenjäger! „Sehr geehrter Herr, da ich Autogramme sammle und noch keins von Ihnen habe, erlaube ich mir als ein großer Verehrer Ihrer herrlichen Romane" ... usw. So, also meine Romane verehrt die junge Dame! Das muß geradezu die weibliche „Liebe zum Ungeborenen" sein, denn ich habe noch niemals einen geschrieben! Da trifft der junge Student aus Gießen schon näher ans Ziel, der mir schreibt: „Schon lange drängt es mich, ein Autogramm des Dichters des Hexenliedes zu besitzen ..." Ich schickte ihm Wildenbruchs Anschrift. Ganz Vorsichtige umgehen diese Klippe durch die Formel: „Ein glühender Bewunderer Ihrer sämtlichen Werke," — daß dadurch freilich ihre Glaubwürdigkeit wächst, wage ich nicht zu behaupten. Alles in allem ist es ganz erstaunlich, wie unbekümmert Männlein und Weiblein mit der Wahrheit — und der Bescheidenheit umspringen, sobald sie Selbstschriften zu sammeln anfangen. Eine höfliche Anfrage nach dem Stoff einer bestimmten Ballade, dem Gehalt eines gewissen Liedes würde wohl immer eine ebenso höfliche Antwort bekommen; aber nein, sie verlangen ein Gedicht in Abschrift (ganz gerissene fordern sogar „die Urschrift"), mit vollem Namen darunter. Häufig legen sie ein Pappblättchen von der Größe eines Handtellers ein, auf das höchstens mein lieber alter Lehrer und Kladderadatsch-Mitarbeiter Ey seinen Namen in natürlicher Größe schreiben könnte, nicht aber ich mich mit meinen 29 Buchstaben setzen kann!

Durch allerhand bittere Erfahrungen bin ich schon vor Jahren dazu gekommen, mir für gewisse immer wiederkehrende Briefe vorgedruckte Antworten auf Postkarten vorrätig zu halten. So kriegt also fast jeder Selbstschriftensammler eine Mitteilung, daß ich Eigenschriften nur abgebe in eingesandte Stücke meiner Bücher oder auf Sammelzettel, wenn mir gleichzeitig eines meiner Bücher vorgelegt wird. Sehr grob und sehr habgierig, ich weiß es. Aber der Teufel mag an Hinz und Kunz Autogramme abgeben, wenn man sieht, wie geschäftsmäßig die Leutchen vorgehen, ohne je ein Gedicht von irgend jemandem zu lesen, ja ohne auch nur ein höfliches Dankeschön dranzuwenden.

Freilich, man macht Ausnahmen ... Ich hebe aus dem Pappkasten das Photo eines süßen Mädchenantlitzes. Der gebildete und tadellose Brief dabei bat um mehrere eigene Verse auf sechs eingelegte Zettel. „Und da ich Ihnen so gar nichts von mir geben kann, fällt mir ein, daß die Leute sagen, dieses Bild von mir wäre schön, und so will ich mich selber im Bilde als einen Dank dafür geben, daß Sie mir Ihre Gedichte abschreiben." Adjö, gedruckte, grimmige Postkarte, der Esel ging aufs Eis ...

Und der Esel brach sprichwortgetreu ein Bein! Denn als ich zufällig ein halbes Jahr danach bei einem Münchner Altbuchhändler im Laden stand und in französischen Luxusausgaben blätterte, gab mir der ein Angebot über den Tisch, das ihm just ein norddeutscher Selbstschriftenhändler gemacht hatte. Der sehr auffallende Name des Händlers und sein Wohnort weckten Erinnerungen, zunächst ganz unklare und fragwürdige ... Und mit einem Male wußte ich, daß jenes schöne Mädchen so geheißen hatte, die auch in jener Seestadt wohnte. Noch war ja ein Zufall, ein Irrtum möglich. Ich schob entschlossen und entsagungsvoll den herrlichen Lafontaine zurück und griff nach dem Umschlag, der die Auswahl der Selbstschriften enthielt. Es war ein entsetzliches Erlebnis für meine junge Eitelkeit! Meine eigenen Verse lagen da als Handelsware vor mir! Aber ich strafte mich tapfer selber, indem ich sie alle kaufte, blindlings, zum genannten Preise. Der Antiquar war ordentlich besorgt ob dieser meiner Leidenschaft und sagte milde: „Für Autogramme von Münchhausen ist das nicht billig!", wobei er wehmütig nach seinem fortgelegten Lafontaine schielte. Aber ich antwortete grimmig: „So? Na, da versuchen Sie mal, von dem noch eins zu kriegen! Der ist jetzt der allerelligste!"

Tatsächlich glaube ich, daß die Tochter oder Nichte jenes Shylock auf diese Weise im väterlichen Geschäfte mitarbeitete. Wie aber, wenn sie ein häßliches Greuel war wie

ihr Vater, und jene Bilder nur von einem Photographen als Köder für junge Dichter im Dutzend bezog? Ein Schauder kroch mir vom Kragenknopf abwärts bis zum Gürtel!

Freilich gibt es nun auch ganz raffinierte Sammler, so z. B. ein älterer Herr, der mich unmittelbar um jene unliebenswürdige Druckkarte bat; einen langen Brief hatte er schon als Antwort auf eine freundlich-eingehende Frage in seiner Sammlung, nun erstrebte er als Kuriosum noch dies grobe Blatt. —

Ein anderer Kasten, eine andere Klasse, ach, eine unendlich große Klasse: die Dilettanten. Sieben Briefe liegen auf meinem Morgentisch und fünf davon fangen mit den Worten an: „Sie werden gewiß erstaunt sein, von einem Unbekannten einen Brief zu erhalten. Verzeihen Sie meine Unverschämtheit, aber ein großer und lange gehegter Herzenswunsch drückt mir die Feder in die Hand. Fast wage ich nicht, Ihnen zu gestehen, was ich auf dem Herzen habe. Sie ahnen gewiß nicht, weshalb ich diese Zeilen an Sie richte. Bitte sagen Sie mir völlig ungeniert, wenn es Ihnen zu viel ist und Sie mir meine Bitte abschlagen wollen. Ich werde es ganz gewiß nicht übelnehmen." (Gekürzt wiedergegeben!)

Also: Ich bin erstaunt, „einmal von einem Unbekannten einen Brief zu kriegen", und ich „ahne nicht", was er will, obgleich beim Öffnen des Umschlags ein dickes Bündel Papier, unökonomisch bloß auf der Mitte beschrieben, mir aus den Fingern über den Tisch blättert. —

Bei jedem ersten Dilettantenbrief liegt der zweite, und kein Teufel unterscheidet sich so heftig von einem Engel wie hier Nummer eins und zwei. Eine junge Dame aus Hamburg hatte ihren ersten Brief mit großer Gebärde geschlossen: „Soll ich bei diesem Talente etwa kochen lernen?!" Ich antwortete auf Postkarte: „Lernen Sie kochen!" Was ihr so den Atem verschlug, daß sie mir einen leeren Bogen schickte, auf dem nichts als die Worte standen: „Thank you!" Diese Empörung hatte sich nicht mehr in der Sprache Goethes ausdrücken lassen.

Durchweg sind die zweiten Briefe merklich kühler als die ersten, und vielleicht sind diejenigen die ehrlichsten, die den im ersten Briefe vergötterten Dichter nun persönlich angreifen. So klingt ein Echo aus Zwickau: „Bilden Sie sich nur ja nichts ein, nicht wahr! Ihre Gedichte sind voller Fehler, und ich habe Ihnen überhaupt nur so geschrieben, weil ich eine Kritik von Ihnen haben wollte. Ich gebe aber nun nicht mehr das geringste auf Ihre Kritik! Ich habe Sie jetzt durchschaut, mein Herr Baron!"

Leider muß ich bekennen, daß solche Briefe durchaus nicht selten sind. Während Gebildete meist den herbsten Tadel objektiv aufzunehmen fähig sind, schlägt bei den anderen (der obige Brief ist von einem Maschinenarbeiter) die vorherige Anhimmelei meist in persönliche Schmähung um. Und ich muß an den klugen großen Dichter denken, der mir vor vielen Jahren einmal verriet: „Ich lobe grundsätzlich jeden Dilettanten durch Dick und Dünn, denn dadurch schaffe ich mir einen Käufer und einen Freund fürs Leben!" Dem freilich schrieb dann niemand auf offener Postkarte: „Mein Herr, ich hygnoriere Ihnen!"

Sehr drollig war ein Herr, der mir Verse schickte und dazu schrieb, daß ihn das Genie durchaus zu dieser Kunstübung treibe. Ich hatte erwidert, daß das Genie da offenbar einen anderen gemeint hätte, denn seine Verse wären furchtbar. Und nun seine Antwort: „Ich bitte Sie viele viele Male doch ja von den Gedichten niemandem etwas zu sagen, da ich im Begriffe bin, mich mit der Tochter sehr reicher und ehrbarer Eltern zu verloben. Mein Lebensglück hängt von Ihrer Verschwiegenheit in bezug auf mein Genie ab, da ich jetzt ein Geschäft kaufen und ein Staatsbürger (so!) werden will. Und es war ja auch gar nicht so schlimm mit dem Genie, wie ich es an die Wand gemalt habe!" Keine Gewalt der Erde soll mir den Namen des Verirrten erpressen, der gottlob im letzten Augenblicke den Krallen des Genius entsprang und sich ins Staatsbürgertum rettete!

Von den Dilettanten zu den Künstlern, vorab den Werdenden, deren Briefe ich natürlich sorgfältig aufhebe. Schönstes Los des Künstlers, denen die Hand reichen zu dürfen, die noch suchen, — denen helfen zu können, die noch in Nöten und Ungewißheiten stehen! Da liegen in dicken Bündeln die Briefe so vieler, die heute strahlend im Glanze des Ruhmes wandeln, und ich blättere halb stolz und halb scheu in den Blättern ihrer Jugend. Viel mehr, als die meisten Laien ahnen, ist auch in unserer Kunst Handwerk und erlernbar. Und wie hart sind alle die gegen ihre Handwerkssünden, die später etwas werden! Da kann der Richter so derb und herb sein, wie er will, sie bitten immer wieder um das schonungsloseste Urteil. Und während der Dilettant fast immer seine Verslein aus dem Ärmel schüttelt und „genial" mit „arbeitsscheu" verdeutscht, arbeiten diese Künstler in wahrem Krampfe an jeder Zeile, jedem Worte. Wirklich, manche dieser Briefe sind einem einzigen Worte zuliebe geschrieben, um das sie kämpfen wie Jakob mit dem Unerschaffenen: ‚Ich lasse dich nicht, du segnest mich denn!' Die Gedichte und Versuche dieser Echten liegen nicht bei den Briefen, sondern stehen in meiner wertvollen Sammlung handschriftlicher Gedichte. Aber häufig liegt doch in den klagenden, stammelnden, wilden Briefen mehr liebe Erinnerung für mich, als in den Gedichten. Und wie beseligend, wenn dann in den Jahren des Wachsens die köstliche Blüte sich erschließt, zu deren Werden alle Freundesarbeit und -hilfe so jämmerlich wenig getan hat! Und dann die Hilfe zum Verlage und bei wie vielen noch die Briefe über den Vertrag, die Aus-

stattung des Buches und das Verbesserungenlesen.

Ja, und nun müßte ich eigentlich mit dieser Klasse aufhören, wenn ich gescheit wäre! Der Schüler vergilt seinem Lehrer schlecht, der immer nur Schüler bleibt, — und keiner von diesen blieb Schüler! Jeder Meister aber löst sich leise und langsam von seinem Lehrer, und das zeigt sich natürlich zunächst in den Briefen. Manche empfinden diese Lösung mit Wehmut, und ich kann ihnen mit einem sehr unsentimentalen Scherz darüber weghelfen. Andere bleiben stumm fort und finden erst nach Jahren wieder den alten Weg. „Wir konnten uns nicht selbst finden, wenn wir bei dir blieben," sagen sie. Und wieder andere treten trotzig her: „Ich bin nun reif, bin ein anderer geworden und verstehe dich und meine damalige Jüngerschaft nicht mehr!" Ja, viele schämen sich fast, daß sie einmal Rat und Hilfe nötig hatten. Auf solche Briefe ist nicht leicht zu antworten, ein gelassenes Schweigen wäre das beste, aber gar zu leicht sieht das nach Übelnehmen aus, und nichts ist mir speifataler als diese Kleineleute-Eigenschaft! So schreibt man denn: „Geh immer hin und suche Deinen Weg, wie ich einst den meinen suchte! Glaubst Du, ich wollte Dich zu meinem überreden? Aber einst wirst Du Deines Weges so sicher sein, daß Du nicht mehr den meinen unbewußt zu fürchten brauchst. Und dann werden wir wieder behagliche Briefe wechseln können wie in alter Zeit!" Ja, so schreibt man, aber wie soll ein Werdender das glauben? —

Nach dem Ernst der Kunst wieder zu leichterer Ware! Jeder Dichter kennt die Herren, die die Schönheiten seiner Gedichte erst wahrhaft zu erschließen trachten, indem sie sie anderen Leute aufsagen. Ich meine die Herren Deklamatoren, Rezitatoren und Vortragskünstler. Meist legen sie ihrem Briefe in reizender Verschwendung einige Bildnisse von sich bei, eine Handvoll Vortragsfolgen von Gedichtabenden („Ernst und Scherz im deutschen Dichterwalde. Ein Sträußlein Edelweiß und Rittersporn dargebracht von . . ."), ferner eine Menge Zeitungsausschnitte, die ihre Bedeutung für die Kultur der Gegenwart unwiderstehlich und unausstehlich klarmachen. Ihre Bitten sind meist nicht bescheiden, aber wer wollte Bescheidenheit verlangen von Männern, die für die Dichtung offenbar weit mehr bedeuten als die Dichter! Sie fordern unsere sämtlichen Gedichtbücher, jedes mit Einschrift, und ihr Brief läßt durchblicken, daß bei dieser Gabe ich nicht weniger der Beschenkte bin als sie. Denn was wäre ein Dichter, der nicht deklamiert würde! So wäre es denn eigentlich recht und billig, daß ich den Herren für ihre Verwendung im Vortragssaal Honorar zahlte, und wenn ich auch diese Forderung noch nicht gehört habe, so liegt sie doch unverkennbar in der Luft, und ich werde kaum nein sagen können, wenn einer dieser Halbgötter sie erhebt. Aber gottlob gibt es neben diesen Halbgöttern auch einige wenige prächtige Vollmenschen. Wie lacht hier des lustigen Professors Marcell Salzer feine Künstlerschrift mein Herz an, wie klug und fein sind Ferdinand Gregoris, sind des prächtigen Emil Milan Briefe, — laßt mich schnell schweigen, meine Freunde, damit ich nicht aus Versehen von einem schweige, den ich hätte nennen müssen! —

Als weitere Klasse mag die der Seltsamen genannt werden, jene Briefe, von deren jedem man ausruft: „Nein, das hab' ich denn doch noch nicht erlebt!" Besonders die freundliche Verehrung steigert sich bei manchen Zeitgenossen in Temperaturen hinauf, die uns fast erschrocken die Hand zurückziehen lassen. Daß die Leute ihre Jungen nach einem Lieblingsdichter taufen, mag noch angehen, obgleich ich mit leiser Wehmut denke, wie falsch sie meinen Vornamen wohl aussprechen mögen. Aber da ist ein östlicher Grande, der mir anbietet, einen weißen Hirsch in seinen Wäldern zu schießen, unter seiner Führung einen Flug im Doppeldecker zu unternehmen und mit ihm im Auto durch Italien zu reisen. Eine herrliche Silbermünze, die er von seinem Jagdschloß hat schlagen lassen, liegt dem Briefe bei und lockt ebenso wie die liebenswürdigen Worte. Ein böhmischer Graf will sich ein mehrere Quadratmeter großes Ölbild von mir kopieren lassen und bestellt, ohne vom Preis zu sprechen, dazu den besten Maler Dresdens. Eine Dame will heiraten und legt die Entscheidung, ob er der Rechte für sie sei, vertrauensvoll in meine Hände, der ich weder sie noch ihn jemals gesehen, niemals ihre Namen gehört habe. Ihr Brief freilich ist 21 Seiten lang und zeigt klar, daß ich mindestens ihm dringend abraten muß, wenn ich auf den Titel eines Menschenfreundes noch Anspruch machen will. Ein Lehrer beginnt jeden Brief mit den Worten: „Mein teuerer, einziger, inniggeliebter, herrlicher, prächtiger Herr Freiherr!" Aber freilich habe ich genau dieselbe überschwengliche Anrede schon auf den Schreibtischen von drei anderen Dichtern liegen sehen, und wir haben uns längst verabredet, dem überspannten Mann nicht mehr zu antworten. Denn, nicht wahr, das muß doch selbst die bescheidene Eitelkeit eines Dichterherzens kränken, wenn neben ihm noch andere „einzig, inniggeliebt, herrlich und prächtig" sind!

Ein Herr aus Bremen schreibt: „Schon seit langem entzücken mich Ihre herrlichen Balladen, und doch habe ich gefunden, daß die Ausführung meist nicht den wertvollen Stoffen entspricht. Ich habe deshalb begonnen, Ihre Balladen noch einmal zu dichten, indem ich die Dinge (also die Handlung) in neue Verse umarbeitete. Als erste Probe lege ich hier den ‚Marschall' ein und hoffe gern, daß diese Behandlung Ihnen mehr zusagt als die Ihrige." Ich habe mir in heißem Bemühen vorgenommen, die Ge-

dichte ohne jede Autoreneitelkeit zu prüfen, habe, um ja nicht ungerecht zu sein, sie wiederholt anderen gezeigt — umsonst! Ich kam nicht recht darüber hinweg, daß meine Fassung doch die bessere war. Aber der Plan des Herrn war ja jedenfalls in hohem Grade eigenwüchsig.

Wieder eine andere Art sind die Wißbegierigen und die gestrengen Richter. Eine Vereinigung christlicher Lehrerinnen aus dem Rheinland schreibt: „In Ihrer Ballade ‚Rahab vor Jericho' erhängt sich diese Dirne an dem roten Seile vor ihrem Hause. Nun war aber Rahab bekanntlich — siehe Matthäus 1, 5 — die Stammutter Christi und ist als solche der profanen Legendenbildung entrückt. Darf ich im Namen vieler fragen, aus welcher Quelle Sie obigen Selbstmord entnommen haben, da im Josua nichts davon geschrieben steht? Wir können nicht glauben, daß Sie gegen die Bibel solche Behauptungen aufstellen!" Solche Fragen können einen leicht niederschmettern, denn wie soll ich einem Laien erklären, daß das Dichten schon bei der Verdichtung und Umschmiedung des Stoffes beginnt? Hier wehrte ich nur ab: Bekanntlich ginge der Stammbaum Matth. 1 auf Joseph, und bekanntlich sei Joseph nicht der Vater Christi. So hätte ich allerdings geglaubt, die in der Bibel stark lädierte Ehre der Dirne von Jericho durch einen freiwilligen Sühnetod teilweise wiederherstellen zu dürfen.

Nach gewissen Dingen fragt jedes Vierteljahr jemand, so z. B. was Murzuflos bedeute. Ich habe schon daran gedacht, mir auch dafür eine Postkarte drucken zu lassen: Murzuflos heißt ‚Der mit zusammengewachsenen Brauen' und war der Name eines Volksführers in Konstantinopel zur Zeit der Kreuzzüge. Ich habe das Gedicht, das leider diesen seltsamen Namen trägt, oft verwünscht.

Ganz wunderlich war in dem Briefe eines verstorbenen ostpreußischen Dichters der Satz: „Ihre ‚Drei Hemden' leiden an einer völligen Unverständlichkeit. Doch kann das auch daran liegen, daß ich das Gedicht nur sehr flüchtig gelesen habe." Ein anderer Kritiker hatte sich auf seine Briefbogen seinen Namen mit der Bezeichnung „Schriftsteller" drucken lassen. Da ich ihn weder in Kürschners Literaturkalender fand, noch je von ihm gehört hatte, fragte ich ihn, welche Werke er denn verfaßt habe. Er antwortete unbefangen: „Ich gebe zu, daß die Bezeichnung Schriftsteller ein Euphemismus ist, indem ich erst seit kurzem den Entschluß gefaßt habe, mich der Literatur in die Arme zu werfen. Vorläufig arbeite ich noch in dem Konditoreigeschäft meines Vaters." Übrigens zeichneten sich die Briefe dieses „Euphemisten" dadurch aus, daß er mich in königlicher Mißachtung philiströser Umgangsformen durchweg mit Du anredete. Aber auf solche Kleinigkeiten darf man freilich nicht achten!

Sehr niedlich war eine namenlose Sendung, die ein nußgroß zusammengeballtes Batisttaschentüchlein und dabei einen Zettel enthielt mit den Worten: „So habe ich bei Ihren Gedichten geweint."

Damen sind oft sehr persönlich in ihren Wünschen. „Würden Sie so liebenswürdig sein und einer wahren Verehrerin mitteilen, ob die in Ihrem Gedichte ... gemeinte Dame die jetzige Frau von X oder Frl. Y ist? Eine Postkarte zur gefl. Rückantwort liegt bei." Ich kann nicht mehr feststellen, was ich geantwortet habe, aber der andere Brief mit gleicher Unterschrift beginnt mit den zornigen Worten: „Da hab' ich allerdings Ihre Ritterlichkeit gegenüber einer Dame unterschätzt!" Aus dem Briefe geht dann hervor, daß die Schreiberin Ritterlichkeit nur gegen sich und nicht gegen jene gelten läßt, nach denen sie so ... nun, nach denen sie fragt. —

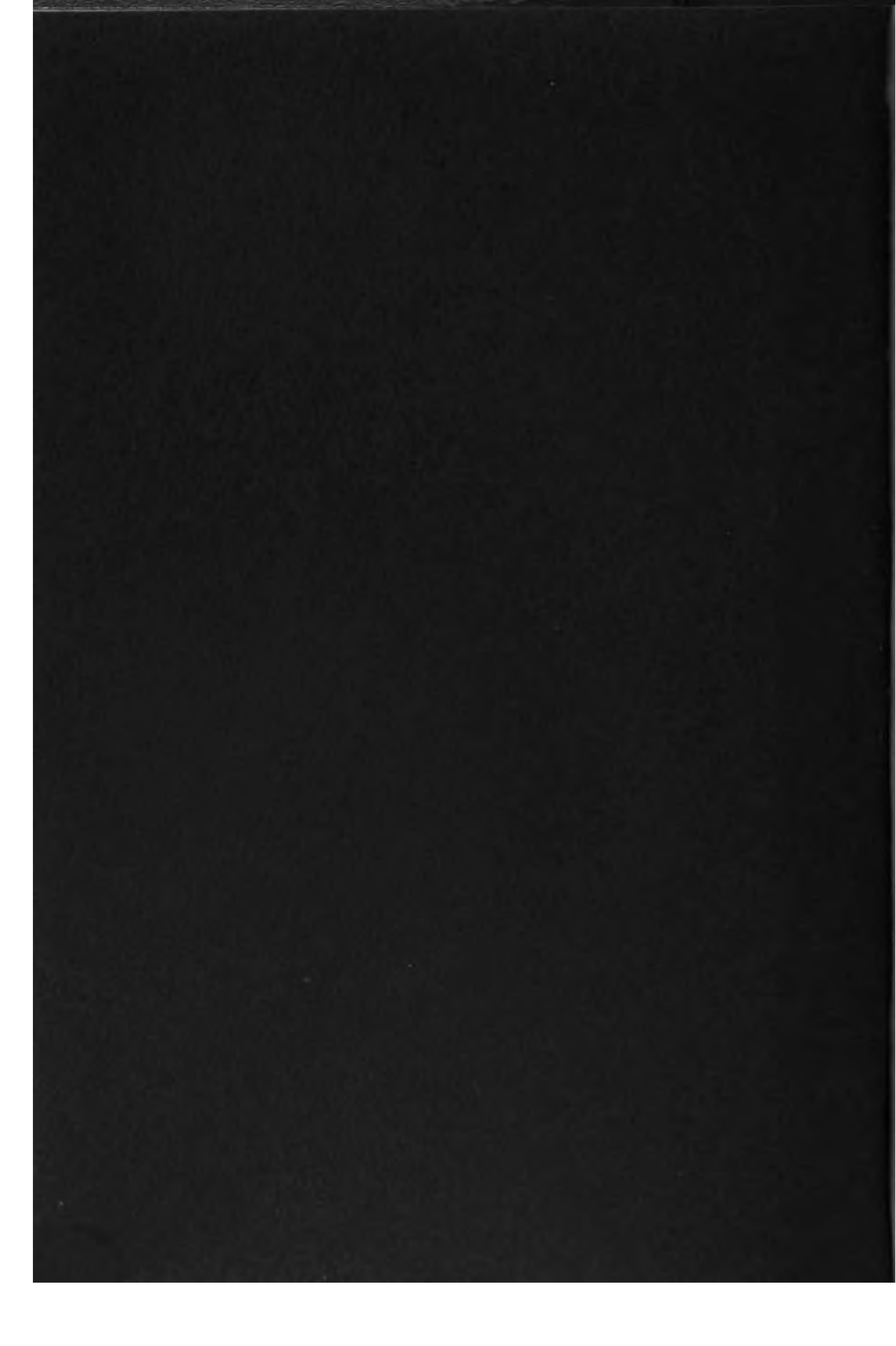
So weht mir die Post fast täglich Briefe Unbekannter auf den Tisch, genau so wie jedem anderen Schriftsteller auch. Und ich will am Schlusse bekennen, daß ich über alle, auch über die seltsamen, von Herzen froh bin. Mag sich immerhin der und jener vergreifen in Worten und Urteilen, Wünschen und Planen, die Hauptsache ist doch die freundliche Teilnahme an dem, was man geschaffen hat, und für diese kann ich doch immer nur von ganzem Herzen dankbar sein. Nichts würde mir unerträglicher scheinen als Hochmut gegenüber den Fragenden und Bittenden, nichts widerwärtiger als priesterlicher Pharisäismus gegenüber dem Laien und Leser, die der Künstler viel nötiger hat, als gewisse häufig gepriesene, selten gelesene und noch seltener gekaufte Ästheten vorgeben. Müssen wir nicht fürchten, den Zusammenhang mit dem lebendigen Leben der Zeit, mit unserem Volke und seiner wunderlichen Vielfältigkeit um uns her zu verlieren, wenn diese Echos ausbleiben!

Denn ich will gestehen, daß ich ein tiefes Mißtrauen gegenüber der berühmten Nachwelt habe, die verkannte Dichter wieder ausgraben und lebendig machen soll! Mir ist aus der Literaturgeschichte kein Fall bekannt, daß ein Dichter, der gar keinen Widerhall in seiner Zeit hatte, später plötzlich viel gelesen worden wäre. Dazu veraltet schon die Sprache zu schnell. Und jede Nachwelt wird ihre eigenen Dichter und ihre eigenen literarischen Nöte und Sorgen haben, die ihren Tag ausfüllen werden, eivoll, genau wie die Gegenwart voll von i h r e r Kunst ist. In der Malerei ist das anders, da spricht auch der Kunsthandel und die Spekulation ihr Wort mit. Und die Sprache des Pinsels ist für uns verständlich auch über die Jahrhunderte, auch über die Landesgrenzen hinweg.

So ist das Endurteil über alle solche Briefe eine tiefe, demütige Freude daran, daß so viele in freundlicher Anteilnahme sich an dem freuen, was man in stillen Stunden schuf. Selig der Beruf, Freude zu schaffen in dieser dunkeln Welt, glückselig der, dessen Gabe bei seinen Lebzeiten offene Herzen findet!



Bei der Arbeit
Gemälde von Maximilian Schels



Meiner toten Mutter

Von Börries, Freiherrn v. Münchhausen

Gott hat es gnädig mit dir gemeint,
Als er dich zu sich genommen.
Die Sonne, die heute auf Deutschland scheint,
Ist aus der Hölle gekommen!

Du konntest noch Märchen sammeln im Land
Von Lippen, welk und befangen,
Du hast noch Lieder des Volkes gekannt,
Die sie abends am Thingplatz sangen.

Du konntest als gütige Herrin noch
In die Hütten der Armen gehen,
Du wußtest beim Gruß im Dorfe doch:
Sie freuten sich, dich zu sehen.

Hast Uhland und Grimm noch die Hand gereicht
Für das Deutschtum, das sie uns erworben.
Und als dir der Tod die Wangen gebleicht —
Du bist noch in Deutschland gestorben!

Wir aber leben — was leben so heißt! —
In den Trümmern, die Reich einst geheißen,
Und wer die Zähne zusammenbeißt,
Der hat auch noch was zu beißen!

Und wer auf dem Kirchhof die Namen liest,
Der kann auch noch Deutsche erspähen,
Und wer recht fest seine Augen schließt,
Der kann auch Deutschland noch sehen!

Ja, Gott hat es gnädig mit dir gemeint,
Als er deine Seele umfangen,
Die Tränen um dich waren leichter geweint
Als die, denen du entgangen!

Moderner Mysterienkultus

Von Friedrich Otto

as Abendland muß von dem dunklen Schweif eines unsichtbaren Kometen gestreift worden sein, denn die geistige Atmosphäre Europas verfinstert sich gegenwärtig infolge einer okkulten Überlagerung immer mehr, und in diesem ungewissen Licht schwimmen die Erscheinungen vielgestaltig und fragwürdig dahin.

Wer sich vor gelegentlichen Begegnungen mit Gespenstern nicht scheut und die Reise in die magische Dämmerung, auf alles und nichts gefaßt, antritt, der wird sich immerhin ganz gut unterhalten. Er wird manchmal den Eindruck haben, als sei er in ein Lachkabinett mit Zerrspiegeln geraten, die ihm die menschliche Gestalt in den wunderlichsten Verrenkungen zeigen, oft wird er sich aber auch völlig verrannt finden in einem tückischen Labyrinth; er muß Zwiegespräche mit den seltsamsten Erscheinungen pflegen, die alle in einem großen, dumpf gurgelnden Grund kreiseln, einem Malström gleich, bereit, alles zu verschlucken oder wieder auszuspeien, ganz, wie es der Meister befiehlt, der diese düsteren Heerscharen anführt.

Ach, leider bin ich kein Meister weder der schwarzen noch der weißen Magie und so muß ich mich denn sehr vorsichtig zwischen ihnen bewegen, den Todsehern, Rosenkreuzern, Kabbalisten, Alchimisten, Gesundbetern, Hypnotiseuren, Theosophen, Leichensehern, Hellsehern, Hellriechern (!), Gedankenlesern, Ichts (Paracelsus, ein mittelalterlicher, alchimistischer Großpapa des Okkultismus, unterschied vom formlosen Chaos des Nichts die geformten Etwasse, die Ichts), Astrologen, Somnambulen, Deuteroskopisten, Medien, Handlesern, Stereomantikern, Wünschelrutengängern, Geomantikern, Dämonen, Hysterischen und Epileptikern. Ach, es wandelt sich nicht leicht und ungestraft unter den wiederheraufbeschworenen Schatten des okkulten Hades. Und dunkel ist auch die Sprache jener, die in diesen düsteren Bezirken zu Hause sind. So heißt es in der Geheimlehre und Geheimwissenschaft von Hans Freimark an einer Stelle: „Fohat ist die dynamische Energie der kosmischen Ideation." — Und andererseits ist „präkosmische Wurzelsubstanz der Aspekt der Absoluten", daher erstreckt sich der „unistische Koinomechanismus auch auf die sublunarische Sphäre". In der „Schwarzen Lilie" hört man von Allomalik, Automatik, Telistik, Rhodostaurostik, Theosophie und Stereosophie.

Selten nur leuchtet an irgendeiner ganz besonders dunklen Stelle des Labyrinths eine wissenschaftliche Bemerkung. Das meiste, alle Gänge fast ruhen noch in tiefster Nacht. Wollte ich alle die Namen der Schemen nennen, sie würden ein Werk von Adreßbuchstärke ergeben. Genug, sie sind da und sie sind im Begriff, sich zu vermehren. Die Schar ihrer Anhänger wächst, und die Wissenschaft ist bereit, dem Ansturm der Geister und Gespenster standzuhalten.

In unzähligen Zirkeln werden Tische gerückt, Phantome hervorgerufen, okkulte Zeichen ausgewechselt, geheimnisvolle Masken geknetet, Schriften und Zeichnungen aus dem Nichts erzeugt, Karten gelegt, die Sterne bemüht; man sieht hell und doppelt, die Toten und die Sterbenden manifestieren sich, die Schwerkraft wird aufgehoben, es finden Erhebungen statt, Medien entschweben an die Decke, und Materialisationen gehören zur Gespensterordnung. Für wenige Mark kann man sich Horoskope stellen lassen, den Hellsehern Fragen stellen, hypnotisieren lernen und so weiter. In einer zufällig gefundenen illustrierten Beilage einer großen Berliner Zeitung zählte ich unter insgesamt zehn Anzeigen vier auf okkultem Gebiete.

Es ist eine Lust, Gespenst zu sein! Die Wissenschaft aber schreitet zur „Xenologie", zum wissenschaftlich exakten Okkultismus, sie geht dem Spuk mit Hebel und Schrauben zuleibe, entlarvt, mißt, wägt, experimentiert mit den feinsten Instrumenten und will sich das dunkle Reich unterwerfen, bis es sich ihr zu einer neuen Disziplin fügt.

Der ruhende Pol in dieser vieldeutigen Erscheinungen Flucht müßte eine Erklärung des Begriffes Okkultismus sein, die alle Phänomene umfaßte. „Es ist die Lehre von der Überwindung von Gesetzen der Materie durch die Eigengesetzlichkeit des Geistes", sagt Sanitätsrat Dr. med. Bergmann, der also eine Seele annimmt, die dem Jenseits-Reich des Dinges an sich angehört und auf deren Vorhandensein alle okkulten Phänomene zurückzuführen sind. Die religiösen Wunder gehören deshalb seiner Meinung nach nicht zum Okkultismus, sondern sind Angelegenheiten der göttlichen Gnade, weit über allen magischen Dingen stehend. Daher der schauerlich-scheußliche Anblick eines menschlichen Versuches, Tote wieder lebendig zu machen, wie es Hölderlin nach furchtbaren Vorbereitungen einmal wagte.

Natürlich schwillt auch die okkulte Literatur an, alte und neue; seit dem Mittelalter verschollene Werke wurden neu gedruckt, und man hat alles wieder auf Lager: „Die chymische Hochzeit Christiani Rosencreutz Anno 1459." „Die Allgemeine und General-Reformation der gantzen Welt." „Elias Artista redivivus oder das Buch von Salz und Raum." „Das Hermetische ABC, deren ächter Weisen alter und neuer Zeiten vom Stein der Weisen," das den Kern von dreiundsiebzig der

seltensten alten alchimistisch-theosophisch-rosencreutzerischen Hauptschriften zur Herstellung des Steins der Weisen bildet. Ferner „Des Hermes Trismegists wahrer alter Naturweg oder Geheimniß, wie die große Universaltinktur zu bereiten, Geheime Figuren der Rosencreutzer aus dem 16. und 17. Jahrhundert oder einfältig ABC-Büchlein für junge Schüler, so sich täglich fleißig üben in der Schule des Heiligen Geistes, bildnißweise vor den Augen gemahlet zum neuen Jahres-Exercitio in dem natürlichen und theologischen Lichte von einem Bruder der Fraternität Christi des Rosenkreuzes." Es ist dies sogar ein originalgetreuer photolithographischer Neudruck des völlig unauffindbar gewesenen Quellenwerkes. (Die Rosenkreuzer waren Christentum plus Alchimie. Ihr Stein der Weisen keine Tinktur, um Blei in Gold zu verwandeln, sondern Symbol für das oberste göttliche Prinzip, das durch die Berührung mit ihm die unedlen, bleiähnlichen Seelen in göttliche, edle, goldene verwandeln sollte.)

Ferner hagelt es auch Werke in der neueren okkulten Literatur. Astrale Einflüsse. Fernfühlen und Fernwirken. Die Odische Lohe. Die wandernde Seele. Der telepathische Traum. Die Jenseitigen. Moderne Mystik und Magie. Animismus oder Spiritismus. Mystische Heilverfahren. Wie schütze ich mich gegen Hypnose? Schwarze und weiße Magie. Die Schwarze Lilie. Memoiren einer Spiritistin. Okkulte Mächte. Zweimal gestorben. Wiedergeboren. Das Doppelich. Die Weisheit von der Weltkraft, eine Dynamosophie. Hygiene des Träumens. Künstliche Traumerzeugung. Vampirgeschichten. Die Liebe einer Toten. Weiße Frauen und unzählige andere Werke.

Man erhält so lange Aufklärungen über alles Okkulte, bis das berühmte Mühlenrad im Kopf lebendig wird. Es beruhigt einigermaßen, unter den Verfassern auch einige Wissenschaftler zu finden, ja, man erfährt sogar, daß eine Deutsche Okkultistische Gesellschaft in Berlin besteht, die dem Ziel zustrebt, voraussetzungslos, streng wissenschaftlich den gesamten Okkultismus zu erfassen, denn die Wissenschaft ist längst der Ansicht, daß sie an diesem Gebiete nicht länger mit einem Lächeln vorübergehen darf.

Nimmt man von all den Ergebnissen Kenntnis, so ergeht es einem wie dem Menschen, der unter dem giftigen Sumachbaum geschlafen hat, der den Unvorsichtigen allein schon mit seinen Ausdünstungen vergiftet. Es hält sehr schwer, in diesem schwankenden Reich irgend etwas Festes zu erhaschen, und sei es eine einfache Einteilung. Man steht vor einem riesigen Schutthaufen, den Scherben alter Kulturen, verwitterten Runen, versteinerten Formen, leeren Gehäusen, die einst Leben bargen; es ist eine Ablagerungsstätte zertrümmerter Weltanschauungen, ein wüstes Chaos, das nur widerwillig Deutungen zuläßt. Es ist das gleiche Gefühl, als ob man zwischen kadavergelben Bilsenkräutern, ultravioletten Nachtschatten und den Giftlilienblüten des Stechapfels steht, die über Moder und Schutt wachsen, ein widerliches Gerümpel, in dessen morschem Grund Kellerasseln und Tausendfüßler hausen. Die Zeichendeuter und Propheten aber reden widereinander, so daß man sie schlecht oder gar nicht versteht.

Doch durchwandern wir die Hauptgebiete, die heute wieder so lebendig geworden sind. Da ist als Wichtigstes die schwarze und die weiße Magie zu nennen, in Urzeiten einst der Inbegriff aller Kultur, der höchsten Gedanken, die die Menschen zu fassen vermochten, die ihnen Religion, Wissenschaft und alles andere ersetzten.

Die großen Religionen und sogar das Christentum trugen anfangs noch magischen Charakter und haben erst nach dem Durchgang durch das Mittelalter ein schlackenfreies, rein religiöses Gesicht erhalten. Als die alten magischen Kulturen mit all ihren Schönheiten und Scheußlichkeiten zusammenbrachen, brodelte das schwarze Feuer in der Tiefe weiter, und heute flackert es wieder hier und da empor. Man steht fassungslos vor einem modernen Werk wie „Schwarze und weiße Magie, ein Schlüssel zum Okkultismus der Gegenwart" von Dr. W. Gerard, das von Heilszauber, Liebeszauber, von Schicksalbefragungen, Zaubermitteln, Beschwörungen, Tötungen durch Bildzauber, Verkehr mit Geistern, Zitationen der Verstorbenen, ja von Incubi und Succubi spricht wie zu den unseligsten Zeiten der Hexenprozesse. Sie sind alle sehr modern. Dr. Gerard zitiert sogar Kant als Eideshelfer: „Denn es ist ja in der Tat so, wie Kant es in seinen ‚Träumen eines Geistersehers' ausdrückt, daß wir schon in diesem Leben uns in ständiger Verbindung mit der Geisterwelt befinden." Der Verfasser ist sogar höchst unzufrieden darüber, daß die heutigen Menschen bei der Beschwörung der Toten nicht mehr die genügende Vorsicht und Ehrfurcht haben wie die Alten. Man ahne nicht, in welche Lebensgefahr man sich dabei begebe. Die Toten könnten die Sache sehr übel nehmen. Er schreibt: „Die Gegenwart, die von diesen Dingen im allgemeinen nur geringe Kenntnisse besitzt, verfährt daher den Toten gegenüber oftmals mehr als leichtsinnig. Sie meint, da die Formen, in denen sich heute die der Toten abspielen, gewissermaßen bürgerlich sind, so könnten auch die Folgen nicht über den Kreis der eigenen Bürgerlichkeit hinausreichen!" Er rät daher ab, sich überhaupt mit der Magie zu befassen. Man werde ein guter Mensch, glaube an Gott, das sei der beste Schutz gegen die Mächte der Magie. —

Die Gefahren der Magie sind meiner Meinung nach auch dann sehr groß, wenn keine Geister in Betracht kommen, da auch die bloße Vorstellung von okkulten Erscheinungen lebenzerstörend auf schwächere Menschen wirken kann. Es sind hinreichend viel Fälle bekannt, wo sich schwere Erschütterungen nach

okkulter Beschäftigung bei den Versuchspersonen eingestellt haben. Man braucht also nicht an einen fremden „Spirit" zu denken, der Besitz von einem nimmt, sondern die Gedankenspielerei allein schafft bereits wirksame Mächte, gewisse Wirklichkeiten, die gefährlich sein können. Selbst nach okkulter Ansicht verfällt jeder Schwarzmagier über kurz oder lang den Geistern, die er für seine zweifelhaften Dienste beansprucht.

Krankheiten sind, wie die Okkultisten lehren, auf magische Mächte zurückzuführen. Steiner führt in den „Offenbarungen des Karma" hierüber aus, daß Cholera eine Strafe für zu geringes Selbstgefühl ist, Malaria für zu viel Selbstgefühl, Diphtherie ein Gegenmittel für den, der seinen Leidenschaften nachgelebt hat, Masern treffen die Grübler, Pocken die Lieblosen.

Toller geht es in somnambulen Erzählungen zu. Man macht mit der Philippine Demuth Bäurle, die neben der Seherin von Prévorst und dem Mädchen von Orlach ein berühmtes Medium war, Reisen nach dem Mond, dem Jupiter, der Sonne und vernimmt Namen der Städte und Seen, die sie dort besucht. Für Himmelsreisende sei danach folgender Baedeker aufgestellt:

Mond: Fahrzeit vier Minuten. Jetziger Aufenthaltsort von Goethe. Großartige Wälder.

Merkur: Sechs Minuten. Hauptstadt Jeremia. Viel Musik.

Venus: Sechs Minuten. Städte: Jeremia. Sorr. Berg: Tilli. Viel Düfte.

Jupiter: Acht Minuten. Stadt Serr. Aufenthaltsort von Jung-Stilling.

Sonne: Hauptstadt Jerusalem.

Oder man erfährt von Frau Frida Kaemmerer, einer anscheinend sehr tüchtigen, guten Hausfrau, die in Steglitz lebt, wie sie sich von der Erde erhebt, selbst an der Decke steht und hellseherisch die Zukunft schaut. „Plötzlich war es mir, als würde ich aus mir herausgehoben, als hebe mich eine Kraft höher und höher ... Als ich die Augen gewaltsam öffnete ... erkannte ich unter mir das Bett, so daß ich das Gefühl hatte zu schweben, fast in Zimmerhöhe. Zur selben Zeit erwachte Herr B., sah in die Höhe, erblickte mich und schrie entsetzt auf: ‚Was machen Sie da oben? Kommen Sie da herunter!'" Die Verfasserin gibt sogar zu, daß sie selbst unter den Dingen leide und sie lieber vermeiden möchte.

Eine Reihe strengster Wissenschaftler tritt für die Echtheit der Erscheinungen ein. Sie berufen sich auf Kant, Schopenhauer, Goethe, Svante Arrhenius, Einstein und bauen ein neues Weltbild aus den alten magischen Elementen auf. Viele wie Camille Flammarion bemühen sich, in dem Hexensabbat einen kühlen Kopf zu behalten, indem sie die unbekannten Mächte in unbekannte Naturkräfte zu verwandeln bestrebt sind. Doch auch er findet neben 98 Prozent Schwindel (in der Nähe eines Pinkerton zeigen die Geister stets sehr große Zurückhaltung) zwei Prozent Unerklärliches und macht auf den Ernst dieser als gesichert betrachteten Erscheinungen aufmerksam.

Nimmt man noch die wiederauflebende Astrologie hinzu, die Geheimlehre, die Wahrsagekunst (gegen 50 verschiedene laut dem Katechismus der Wahrsagekunst!), die Gespensterphotographien, die merkwürdigen Forschungen von Schleich über Hysterie und Gedankenmacht, so muß man in der Tat feststellen, daß zum Teil selbst unsere Wissenschaft in einer scharfen Kurve nach etwas Neuem steuert, das sich mit dem reinen Verstande nicht ganz deckt.

Im Gegensatz zu den naiven Okkulten, die alle Erscheinungen einfach so, wie sie sind, hingenommen wissen wollen, ja, die sogar verlangen, daß man ihnen niemals aus müßiger Neugierde nahe oder sie für selbstsüchtige Zwecke mißbrauche und seien es wissenschaftliche, bemüht sich die Wissenschaft doch noch, den Zusammenhang mit dem Erklärlichen festzuhalten. Daher das Aufgebot von Instrumenten in Laboratorien, Medienwagen, Phantomwagen, elektrischen Batterien, Registraturapparaten, Spektralapparaten, Kompassen, Elektromagneten, photographischen Apparaten, Spiegelgalvanometern, Mikrophonen. Die Erscheinungen werden mit allen wissenschaftlichen Mitteln überprüft.

Aber den Medien ist doch schlecht wissenschaftlich beizukommen, denn Dr. Ferdinand Maack, Verfasser der „Schwarzen Lilie" und selbst Okkultist, ist der Ansicht, daß eine einwandfreie Untersuchung des Mediums selbst unmöglich sei. Es müßte sich ein ganzes Rudel von Spezialärzten zur Untersuchung zusammentun, und die Medien hätten doch noch Gelegenheit zu mogeln. Er erinnert an die Gespenster, die Professor von Schrenk-Notzing photographierte, die in Wirklichkeit aus Papierfetzen bestanden, die das Medium nach dem Erscheinen einfach aufaß.

Dennoch läßt sich nicht bestreiten, daß infolge wissenschaftlicher Beobachtungen schon viel okkultes Wild auf der Strecke geblieben ist. So glaubt man die Wünschelrutengängerei aus dem Gehege der Magie in die Wissenschaft überführt zu haben. Eine mittelalterliche Anweisung verlangt von den Rhabdomanten, den Glücksrutenläufern noch, daß sie sich zwischen zwölf und ein Uhr in der Christnacht nackend auf den Weg machen und dabei weder niesen oder husten, was bei Naßkälte selbst im Hemde nicht so einfach auszuführen gewesen sein mag. Heute ist man der Ansicht, daß gewisse sensitive Personen Ausstrahlungen des gesuchten Wassers oder der Metalladern empfinden. Professor Dessoir führt das in seinem Buche „Das Doppelich" auf das Unterbewußtsein zurück und spricht von einer Person, die sogar aus sechs Ichs bestand. Wurde das Ich 1 mit der Nadel gestochen, so merkte es nichts, sobald

es jedoch zum Ich 3 wurde, vielleicht nach Tagen erst, schrie es plötzlich auf.

Die Okkultisten lehnen natürlich derartige wissenschaftliche Begründungen fast immer ab und wehren sich gegen die Neigung, alles als Schwindel oder Schein zu erklären oder auf natürliche Ursachen zurückzuführen. Nach gemäßigten okkulten Anschauungen stehen wir vor folgender Tatsache: Die eigene Seele der Menschen oder in besonderen Fällen auch Wesen aus dem Jenseits unserer Erscheinungswelt können unter Umständen die Naturgesetze der Materie durchbrechen und so alle jene Vorgänge hervorrufen, die zum Okkultismus gehören.

Okkulte Geschehnisse sind danach stets an die Anwesenheit von Menschen gebunden, werden durch besondere Anlage oder Lebensweise wie Askese und moralische Beschaffenheit wie Heiligkeit begünstigt, bleiben aber immer im Rahmen der Naturwirkungen. Daher lassen sich alle okkulten Erscheinungen nachahmen, wovon auch reichlich Gebrauch gemacht wird und worauf sich der Einwurf gründet, es handle sich in allen Fällen um Tricks oder naturgesetzliche Vorgänge. Der Trans ist ein Zustand, wo die Seele des Mediums ganz oder teilweise den Körper verläßt und dadurch dem herbeigerufenen Spirit, dem fremden Geist, Gelegenheit gibt, von dem Körper Besitz zu ergreifen und alle okkulten Erscheinungen hervorzurufen.

Im Okkultismus gibt es also eine gewisse Freiheit der Materie von den Naturgesetzen, glücklicherweise keine völlige, sondern nur eine vorübergehende; im anderen Falle wäre der freien Materie wenig zu trauen. Ein Balkon z. B., auf dem sich eben eine Familie zum Frühstück niederläßt, würde plötzlich abbrechen und davonfliegen oder die Eisenbahnschienen würden sich senkrecht stellen.

Während der Okkultismus, unterstützt von manchen Philosophen, die Vorherrschaft des Geistes über den Stoff behauptet, sehen die krassesten Materialisten wie Ludwig Böhme in den „seelischen Äußerungen" nichts weiter als Ausscheidungen der Gehirnganglien. Auf solche Eiweißabfälle seien Beethovens Musik, Goethes Faust so gut wie die niedrigsten Begierden der Menschheit zurückzuführen. Die Gegensätze zwischen diesen Anschauungen sind also noch wenig ausgeglichen. Jede Partei führt ihre Gründe ins Feld. Die Materialisten sagen: Wenn wir einen Tropfen Wasser ins Gehirn eines noch so großen Genies spritzen, so wird ein Idiot aus ihm. Wo ist da die Seele? Die Okkultisten berufen sich auf ihre Experimente, zum Beispiel auf den häufig gelingenden Versuch, jemand in der Hypnose Brandblasen zu suggerieren, die sich dann auch bilden. Oder es entstehen durch bloße Einbildungskraft Geschwülste, Fieber usw.

Es ist nicht sehr schwer, die Ursachen für das Anwachsen des neuen Okkultismus festzustellen. Die wichtigste Quelle ist in der Uranlage der Menschheit zu suchen, über die sich schon Schopenhauer in seinem berühmten „Versuch über Geistersehen und was damit zusammenhängt", deutlich aussprach: „Der Gespensterglaube ist dem Menschen angeboren. Er findet sich zu allen Zeiten und in allen Ländern, und vielleicht ist kein Mensch ganz frei davon." Ein andermal nennt er Metaphysik ein Gegenbedürfnis bei zu weit getriebener Physik.

Ebenso hebt Weininger in seinem Werk „Über die letzten Dinge" hervor: „Es ist eine Torheit, die Dämonologie für ausgestorben, für eine ältere, physisch überwundene Auffassungsform der Welt zu halten, an deren Stelle allmählich im Laufe der Geschichte die wissenschaftliche Anschauungsweise getreten sei. Beides sind vielmehr polar angesetzte, konstante Charakteranlagen innerhalb der Menschheit und so alt und ewig wie diese."

Fast jeder Mensch ist gezwungen, das große Welterlebnis mit seinen auf ihn eindringenden Dingen zu bannen: der Fetischismus des Negers, der Totemismus des Polynesiers, die Wissenschaft des Abendländers und moderner Okkultismus, sie dienen alle diesem letzten Zweck, die bedrohliche Welt auf beruhigende Formeln zu bringen. Der Okkultismus ist daher Furcht, die gern in Zeiten der Schwäche auftritt. Magie, der angewandte Okkultismus, ist aber geradezu Feigheit, ist seelisches Zittern. Apokalyptische Zeichen und Zeiten, die derartige Erscheinungen begünstigen, haben wir ja zur Genüge genossen.

Für das Vorhandensein eines allgemeinen metaphysischen Bedürfnisses der Menschheit spricht auch die Tatsache, daß die Menschheit nicht ohne Religion auskommt. Der Abendländer hat zeitweise wohl in faustischem Drang gehofft, er könne sich ein wissenschaftliches Weltbild schaffen, das jede Religion durch die tiefe Einsicht in den Mechanismus aller Dinge ersetzt. Man spricht heute aber allgemein von einem Bankrott des Materialismus und braucht sich nur die Einsteinsche Relativitätsprinziplehre vorzuhalten, die zur Auflösung der Materie in stofflose Kraftwirbel geführt und alle Naturgesetze in ein sehr merkwürdiges Zwielicht gerückt hat, um zu erkennen, daß die Wissenschaft mit einem Sieb schöpft, das nur materielle Dinge zurückbehält und daher jeden metaphysischen Drang unbefriedigt läßt. Damit ist der Ring der Erkenntnis zwischen Kant und Einstein geschlossen. Kant lehrte die formale Scheinexistenz der Welt in unserem Gehirn, Einstein bestätigte sie empirisch durch die Zurückführung der Materie auf immaterielle Kräfte. Ein wahrer Hexenring! Gibt es schon für die Wissenschaft keine festen Wirklichkeiten mehr, dann, Gespensterstunde, brich an! Es ist für viele nur ein Schritt von den Ergebnissen der Überphysik unserer Tage zu den Visionen der Okkultisten, wenn auch vielleicht ein falscher oder lächerlicher. Es liegt ein tragisches Verhältnis in dem Gegensatz zwischen diesen beiden Erkenntnisformen: die verstandesmäßige Welterkenntnis gibt nur

die Erscheinungen des Dinges an sich, jedoch so gesetzmäßig und vollendet, daß man sie für das objektive Ding an sich selbst gehalten hat. Die okkulte Erkenntnisart zeigt nur das Ding an sich, jedoch so willkürlich, lückenhaft und gesetzlos, daß man geneigt ist, hier nur rein subjektive Erscheinungen anzunehmen.

Das schöne stolze Weltbild des Verstandes gleicht den gemalten Trauben des griechischen Malers Apelles, nach denen die Vögel pickten, so natürlich sahen sie aus. Das okkulte Weltbild aber ist das verschleierte Bild zu Sais. Der Mensch, der die Welt für wirklich nimmt, ist der wahre Träumer. Daher das uns so paradox erscheinende Wort eines okkulten Gelehrten wie Dr. Maack: „Richtiger wäre es, die exakten Wissenschaften als okkult zu bezeichnen, statt die verschiedenen Gebiete des magischen Wissens und Wollens so zu heißen.“

Nach dem Zusammenbruch, den der Weltkrieg brachte, und unter dem Eindruck all seiner Plagen, die er im Gefolge hatte, mußte daher ein Rückschlag eintreten, und den haben wir jetzt, wobei auch noch die alte Naturmystik eine Rolle spielt. Nicht selten ergeben sich dabei sogar ganz drollige Erhellungen uralter deutscher Märchen und Sagen. Ich erinnere zum Beispiel daran, daß die Geschichte von den Heinzelmännchen in der wissenschaftlich-okkulten Literatur wiederholt ihr Seitenstück gefunden hat. Ein Amsterdamer Student z. B. bemühte sich vergeblich, eine ihm von seinem Professor gestellte mathematische Aufgabe zu lösen und legte sich endlich nachts um zwei Uhr entmutigt schlafen. Am nächsten Morgen fand er die Aufgabe fehlerlos gelöst vor, noch dazu nach einer ihm unbekannten besseren Methode. Er hatte sie im Dämmerzustand unter Ausschaltung des üblichen wachen Bewußtseins gelöst. Bekannt ist ja auch, daß Goethe, der sowohl ein großer Dämonologe wie Wissenschaftler zugleich war, ebenfalls berichtet, wie ihm seine Gedichte vielfach ohne Beteiligung des Kopfes aus den Händen der Muse fix und fertig überreicht wurden.

Unter dem Einfluß der heran- und heraufrollenden mystischen Wellen ist auch die moderne Spielerei mit dem Buddhismus oder Neo-Buddhismus und das Auflodern der Theosophie zu begreifen. Die Theosophen halten sogar schon einen neuen Christus bereit, den sie in der Person eines jungen Inders namens Alcyone oder Krishnamurti gefunden zu haben glauben. Zunächst hat einmal der Papa dieses jungen Mannes einen sehr häßlichen Prozeß führen müssen, um seinen Sohn aus den Händen der Verehrer zu befreien. Es hat sich natürlich auch eine Gegengruppe gebildet, die ebenfalls einen Christus bereithält. Sie nennt ihn Orion, in Wirklichkeit heißt er van Hook. Man kann diese Mitteilungen wohl am besten nur ohne Kommentar geben.

Ohne Zweifel wird die Wissenschaft dem völlig laienhaften Okkultismus nicht unterliegen, wenn auch der reine Materialismus, der vielfach den Sieg errungen zu haben glaubte, wohl kaum bestehen bleiben dürfte. Man kann sicher den Satz eines Okkultisten unterschreiben: „Die Seele ist heute mehr denn je des Menschen größtes Geheimnis.“ Man braucht sich aber auch nicht auf den Standpunkt eines anderen Okkultisten zu stellen, der den sprachlich so hervorragenden Schlachtruf ausgestoßen hat: „Uns ist partout und également alles okkult!“

Das alte Wirtshaus. Von Alfons Paquet

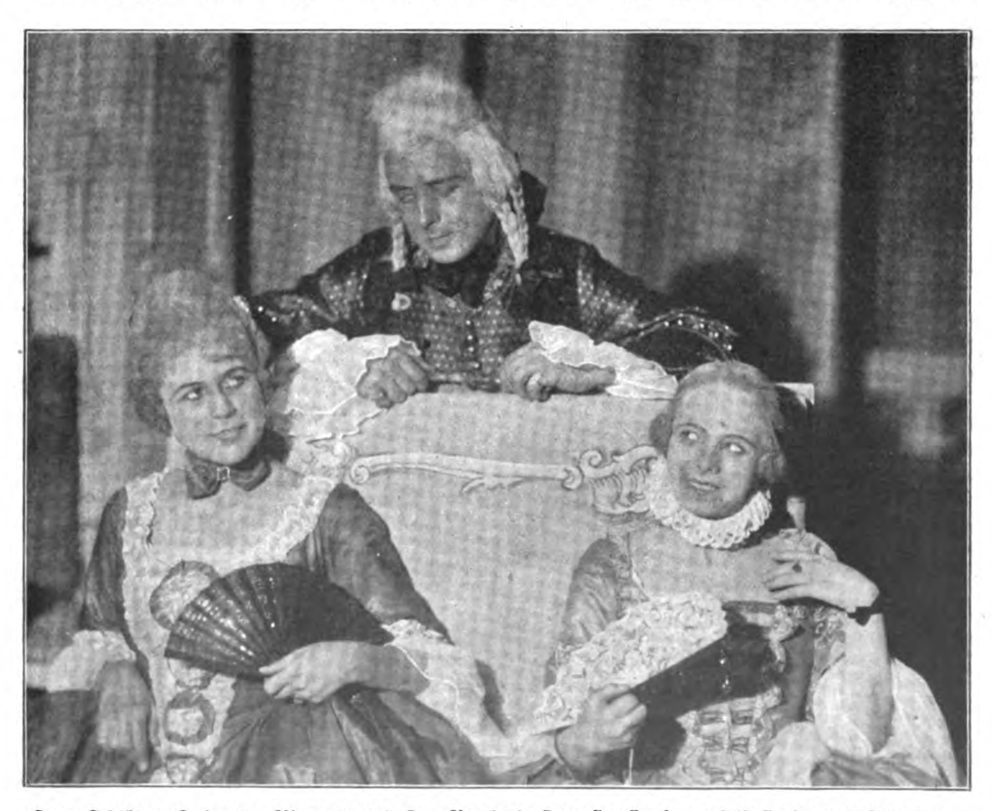
Das alte Wirtshaus heißt „Zum Frieden“.
Es liegt in enger Hafengasse ganz versteckt
Mit rostigem Schild und grauen Steingewölben
Und schweren Schlössern an der Kellertür,
Erbaut beim Frieden von Stettin.
Dreihundert Jahre
Geht Seevolk ein und aus in diesen Stuben,
Die braun wie Meerschaum sind und duften nach Tabak.
An diesen Wänden hängen Bilderchen,
Hübsch ausgetuscht: Stockholm in früherm Tagen,
Die Mauern noch aus Holz, item die Brücken;
Wo jetzt das Schloß steht, stand des Königs Hof,
Und vor der Treppe, vor den Werften, lag
Die Flotte mit blaugelber Züngelflagge in den Maiten,
Und auf den Hügeln rings ein Kranz
Von Windmühlen und Galgen.
Die Giebelhäuser um die Kirche stehn noch heut.

Wie sicher stehst du, altes Haus, noch immer,
Und wie behaglich trinkt sich hier der Aquavit.
Die Flamme züngelt unterm Kupferkessel
Und spiegelt sich
Im Milchglashimmel mit den Silbersternen.
Die blonde Jungfer lehnt am Tisch, ein nordisch Griechenmädchen,
Und sieht den Männern zu beim Kartenspiel.
Es kracht ein Holzscheit im Kamin.
Es ankert manches Schiff im Hafen, das
Ganz weiß und schwer ist von dem eisigen Winterglas,
Und vor den Schären steht das Eis zu Bergen.
Man sagt, es treiben Minen in der Ostsee;
Schiffahrt ist
Gefährliches Gewerb zurzeit; man sagt,
Das Russenreich geht unter wie ein Schiff.
Und alles, was man sagt,
Das sagt
Zehntausend Telegramme um den frostigen Erdball.
Dieses Haus indessen bleibt behaglich.
Unterm Eis im Ström gibt's Strömlinge.
Man schlägt ein Loch ins Eis,
Man holt sie mit dem Netz
Und brät sie hier.

Berliner Bühnen. Von Dr. Paul Weiglin

Die Herrschaft des Schauspielers — Das Ende der Revolution (das Junge Deutschland; das Neue Volkstheater; die Tribüne) — Strindberg und Hauptmann (Volksbühne; Theater in der Königgrätzer Straße; Kammerspiele; Neues Volkstheater; Deutsches Theater; Kleines Theater; Rose-Theater) — Hermann Sudermanns „Freundin“ (Residenztheater) — Carlo Goldonis „Mirandolina“ (Theater in der Königgrätzer Straße) — Schwank und Operette, Posse und Stegreifspiel (Deutsches Künstlertheater; Theater am Nollendorfplatz; Friedrich-Wilhelm-Städtisches Theater, Trianontheater; Metropoltheater; Komödienhaus) — Hans Francks „Godiva“ (Staatstheater) — Heinrich Lautensacks „Gelübde“ und Hans Müllers „Flamme“ (Lessing-Theater) — Goethes „Urfaust“ (Deutsches Theater) — Hugo v. Hofmannsthals „Jedermann“ und Georg Kaisers „Europa“ (Großes Schauspielhaus)

Die Herrschaft des Schauspielers auf den Berliner Bühnen hat sich in diesem Winter entschieden. Es kommt für den Erfolg eines Theaters nicht mehr auf die Dichtung oder das Zusammenspiel an, sondern auf die Rolle und ihren Vertreter. Von den Anschlagsäulen schreien in riesigen Buchstaben die Namen Pallenberg und Tilla Durieux, Adalbert und Claire Dux. Was sie spielen, ist ziemlich gleichgültig geworden. Die Hauptsache ist zu wissen, daß und wo sie zu sehen sind. Fast ein Menschenalter lang hat man sich in Berlin ernsthaft und glücklich bemüht, zu einem in sich gefestigten Bühnenstil zu kommen. Das Lessing-Theater unter Brahm hatte ihn auf einem freilich engen Gebiet, dem der naturalistischen Darstellung, am reinsten entwickelt. Aus der Brahmschen Truppe ging Reinhardt hervor, unruhig, launisch, aber selbst auf seinen Irrwegen anregend. Sein jüngster Gedanke, der des Großen Schauspielhauses, den er im vorigen Winter verwirklichte, hielt nicht, was er versprach. Es fehlte an der genügenden Anzahl von Stücken für den riesenhaften Raum eines Zirkus, und wir sind zu arm, um uns für vereinzelte Sonderfälle ein so verschwenderisches Unternehmen leisten zu können. Es war billig, über den Mann zu spotten, der Unmögliches zu erzwingen trachtete, und als das gewiß etwas primadonnenhaft anmutende Rätselraten losging, ob er Berlin verlasse oder nicht, gab es viele vergeßliche Leute, die in ihm nur einen endlich entlarvten Schaumschläger sahen oder zum mindesten eine abgetane Größe. Wieder einmal schien Jugend



Dora Schlüter, Johannes Riemann und Eva Brock als Ortensia, Graf von Albafiorita und Dejanira in Goldonis „Mirandolina“. Theater in der Königgrätzer Straße. (Aufnahme Vita)

mit polternden Stiefeln die Treppe hinaufzustürmen. Und Jugend hat das Recht, undankbar und rücksichtslos zu sein. Weg mit dem alten Plunder und mit den alten Menschen! Es lebe die Revolution!

Die Revolution des Theaters ist schnell vorübergegangen. Sie hat keine Früchte als die der Unordnung und der Zuchtlosigkeit getragen. Man hat das Publikum solange mit schwerverdaulicher Kost gequält, bis es sich den Magen gründlich verdorben hatte. Es ist unmöglich, von



Else Heims als Mirandolina in Goldonis gleichnamigem Lustspiel. Theater in der Königgrätzer Straße. (Aufnahme Vita)



Helene Thimig als Gretchen in Goethes ‚Urfaust'. Deutsches Theater. (Aufnahme Becker & Maaß)

Pillen zu leben, und es war ein ganz gesundes Gefühl, wenn sich die Menge gegen die Kuren sträubte, denen sie guter Glaube und berechnende Gerissenheit im Theater unterwerfen wollten. Der expressionistische Stil der Dichter und Schauspieler streifte ans Marionettenhafte, und nur wer mit großer Liebe sich dem Neuen als einer notwendigen Erscheinung in den Wirrnissen einer zerrütteten Ordnung zuwandte, vermochte in den schrillen Tönen einer unklar stammelnden Leidenschaft, in den eckigen Gebärden eines spröden Gestaltungswillens die Sehnsucht nach einer Vertiefung und Vermenschlichung unsers Gefühls zu erkennen. Die Versuche des jungen Deutschlands, anderes zu schaffen als bloße Literatur, weiterzuwirken als über den engen Kreis von Büchermenschen, sind gescheitert. Die Gesellschaft, die den Namen des „Jungen Deutschlands" trug und deren Sonderveranstaltungen bei Reinhardt Gastfreundschaft genossen, hat sich aufgelöst. Bühnen, wie das Neue Volkstheater und die Tribüne, die den Arbeiter und den Kriegsgewinnler für Rubiner und Toller gewinnen wollten, haben sich verbürgerlicht. In der Köpenicker Straße spielt man vor einer Hörerschaft, die sich in dankbarer Empfänglichkeit nur mit der der Kayßlerschen Volksbühne messen kann, Hauptmann und Hofmannsthal, Ibsen und Shaw. Man hat ein paar ausgezeichnete Schauspielerinnen. Neben Ida Orloff, der ersten und zartesten Pippa Brahmschen Angedenkens, stehen Rose Liechtenstein, eine Elektra von leiden-

schaftlicher Verbissenheit, und Tilde Staudte, die als Mutter Wolffen sich nicht begnügte, das klassische Vorbild Else Lehmanns nachzuahmen, und die, als Klytaimnestra übel am Platz, selbst in dieser Rolle ihre volkstümliche Derbheit verriet. Die Tribüne hat sich einstweilen auf ein einziges Stück festgelegt, auf „Bunbury", die „triviale Komödie für seriöse Leute" von Oskar Wilde. Diese von dem Direktor Dr. Eugen Robert geleitete Aufführung ist ein schauspielerisches Musterstück. Die Fabel des Lustspiels ist so hergebracht wie möglich. Wir alle kennen Herrn Bunbury, dessen erdichtetes Dasein nur als Vorwand für die Seitenwege eines vergnügungssüchtigen jungen Mannes dient. Und wenn sich zu diesem Bunbury ein nicht minder erfundener Bruder namens Ernst gesellt und zwei junge Mädchen sich ausgerechnet in diesen Ernst verlieben, so ist genügend Stoff vorhanden, um daraus einen handfesten Schwank zu formen. Man weiß, daß Wilde zu geschmackvoll ist, um auf eine bloße Erschütterung des Zwerchfells auszugehen. Aber man bewundert aufs neue die Geschicklichkeit, mit der er uns den kindlichen Vorwurf vergessen macht. Man glaubt alles, selbst daß ein Kind aus Versehen, in eine Reisetasche gepackt, auf dem Bahnhof stehen bleibt. Freilich müssen die kleinen geistreichen Bosheiten, von denen das Stück glitzert, so liebenswürdig vorgetragen werden, wie es in der Tribüne geschieht. Eine besondere Überraschung bot Adele Sandrock. Diese Künstlerin aus einer Zeit, wo es noch Heroinen gab, zeigt sich hier als eine humorvolle Lady Brancaster. Der etwas beschränkten, aber auf ihren Vorteil klug bedachten Dame, gab sie schon äußerlich alles, was nottat: altmodisch, mit Spitzen und Rüschen überladen, rauscht sie ins Zimmer, das Antlitz stark verwelkt, aber mit den deutlichen Spuren künstlicher Verjüngung, die Sprache von selbstbewußtem Hochmut und mit rollendem Zungen-R, aber dann, wenn es sich um Gurkenbrötchen oder ums Rechnen handelt, von verständiger Nüchternheit.

Diese beiden Bühnen, das Neue Volkstheater und die Tribüne, haben den ersten Platz in diesem Rückblick erhalten, weil sie in der Umstellung ihres Spielplans vom Unerprobten auf das Bewährte bezeichnend für die Berliner Theater sind, die sich nicht nach der Art des Kinos irgendeinem zugkräftigen Schmarren und einem virtuosenhaften Darsteller verschreiben. Man ist sichtlich bestrebt, wieder an die Überlieferung anzuknüpfen. Man will die neue Lebensstimmung, soweit sie mehr als eine bloße Verstimmung ist, lieber in älteren Werken fühlen oder in sie hineintragen, anstatt die Bühne zum Tummelplatz fragwürdiger



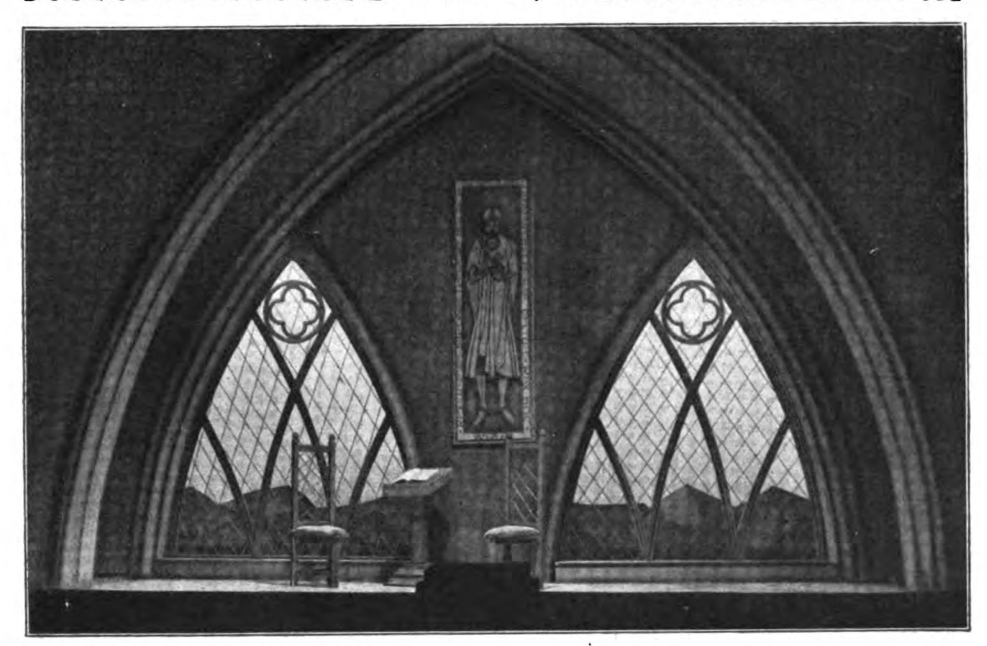
Lothar Müthel als Lambert und Johanna Hofer als Godiva in Hans Francks gleichnamigem Drama. Staatstheater
(Aufnahme Zander & Labisch)

Talentproben zu machen. So ist Strindbergs Herrschaft auch in diesem Winter noch nicht erschüttert. Die Volksbühne am Bülowplatz spielt seine Trilogie „Nach Damaskus," das Theater in der Königgrätzer Straße, das uns im vorigen Jahre in die verschleierte Welt des „Traumspiels" führte, gibt den „Rausch", und in den Kammerspielen konnte man, zum erstenmal in Berlin, die „Brandstätte" sehen. Es ist später, fast schon entkörperter Strindberg, und die Regie Karlheinz Martins hatte die Unwirklichkeit des Geschehens wie der Gestalten nach der Art unsrer jüngsten Malerei sinnfällig zu machen versucht. Es ist die Frage, ob dieser Weg dem Werk zum Vorteil gediehen ist. Gewiß, diese Strindbergsche Welt kennt keinen Sonnenschein und kein Behagen. Es soll peinigen, wie das Brandunglück im Morast, denn so heißt das Viertel, wo alle einander hassen, verdächtigen, verleumden, quälen, Lug und Trug, Schande und Sünde einer angesehenen Familie offenbaren, so daß der heimkehrende verschollene Sohn nicht nur an der Brandstätte seines väterlichen Hauses, sondern auch seiner Kindheit steht und seinen Fluch über den Humbug des Daseins donnert. Wer das Buch liest (es ist bei Georg Müller in München erschienen), wird von dem Jammer ergriffen, der den unglücklichen Dichter zerrieb; in der Darstellung der Kammerspiele ärgerte man sich über diesen ekligen Krakehler. Alle zarten und märchenhaften Züge, an denen auch dieses Bekenntnis Strindbergs nicht arm ist, gingen im Grausigen unter. Man sah nur den Schmutz und glaubte es Ernst Deutsch nicht, wenn er als Fremdling sagte: „Wenn man sich an den blauen Dünsten satt gesehen hat, kehrt man die Augen nach innen und blickt sich selber in die Seele. Da ist wirklich etwas zu sehen..." Besser als dieser Deklamator mit seinem kalten Feuer traf Max Gülstorff als ewig ängstlicher Gärtner und vor allem Wilhelm Voelker als Leichenkutscher den trotz aller Bitternis in der Art seiner Symbolik wie in der geheimnisvollen Belebung des Alltags dem Dänen Andersen verwandten Ton des Schweden.

Neben Strindberg ist Gerhart Hauptmann getreten. Wenn eine volkstümliche Bühne den „Biberpelz" aufführt, so hat das nicht viel zu sagen; dieses Lustspiel gehört längst und widerspruchslos zum eisernen Bestand unserer Theater. Aber man fängt an, sich zu besinnen, daß das Lebenswerk dieses Mannes reich genug ist, um nicht in jeder Spielzeit neuer Vermehrung zu bedürfen. Das Deutsche Theater, in dessen Leitung der Dichter sich mit Felix Holländer teilt, nachdem sich Reinhardt entschlossen hat, nur noch als Regisseur tätig zu sein, hat die „Einsamen Menschen" neueinstudiert, vielleicht etwas verfrüht, denn Häckel, um dessen Weltanschauung der schwache Vockerat kämpft, ist uns keine Frage mehr und doch noch zu gegenwärtig, um geschichtlich genommen zu werden. Aber Else Lehmanns quellfrische Natürlichkeit und mütterliche Güte nach langer Zeit einmal wieder zu bewundern, war eine Freude, die den Abend lohnte. Im Kleinen Theater gab man die zum Lustspiel gewandelte „Griselda". Lucie Höflich, die sich anschickt, Else Lehmanns Erbschaft anzutreten: derb, irdisch, herzlich, eine vollkommene Frau und deutsch in jedem Wort, jedem Lachen, jeder Bewegung spielte die lombardische Bauernmagd. Den eifersüchtigen Grafen gab Hans Marr, der bärenhafte, wie die Lehmann einer von der alten Garde Otto Brahms und wie sie und die meisten großen Schauspieler Berlins wurzellos geworden ohne die segensreiche Fessel einer fest zusammenhaltenden und stark geleiteten Truppe. Ja, sogar das Rose-Theater, daß sich müht, aus einer gleichgültigen Vorstadtbühne ein ernsten Ansprüchen genügendes Unternehmen zu werden, hat mit glücklichem Griff aus dem Reichtum Hauptmannscher Werke die „Ratten" ausgewählt.

Carola Toelle als Alice von Hilgenfeld in Hermann Sudermanns ‚Freundin'. Residenztheater (Aufnahme H. Rosenberger)

Bessere Geschäfte als mit Hauptmann oder gar irgendwelchen unbekannten jungen Leuten sind auch heute noch mit Sudermann zu machen. Unzählige Male ist der Dichter der „Sorge" und des „Katzenstegs", der Macher der „Ehre" und der „Heimat" von der Kritik totgeschlagen worden, aber er lebt immer noch, denn was ein richtiges Theater-



Bühnenbild aus Gerhart Hauptmanns ‚Griselda'. Entwurf von Architekt G. Krehahn. Kleines Theater (Aufnahme L. Jessen)

blut ist, ist fast so schwer umzubringen wie ein rechtes Herz. Das weiß die Direktion Rotter ganz genau und hat deshalb Sudermann zum Schutzpatron ihres Residenztheaters erkoren. In diesem Winter läßt sie „Die Freundin" spielen, und auch in diesem Stück gefällt sich der Verfasser in der sattsam bekannten Rolle des zürnenden Schilderers des sogenannten „höheren Lebens". Eine verderbte Gesellschaft hat an allen Lüsten genascht und steckt mit ihrer Fäulnis auch gesundes und natürliches Empfinden an. Wir leben in einer „entgötterten Welt". Das Böse triumphiert. Die Tugend kommt unter die Räder. Selbstlosigkeit trägt nicht die bescheidenste Frucht. Die Kanaille durchkreuzt die redlichsten Absichten. Diese Kanaille wird verkörpert durch eine Frau von sapphischen Trieben, die seit Jahren eine tiefe Leidenschaft zu einer in ländlicher Witweneinsamkeit lebenden Freundin hegt. Sie findet diese Freundin in den Banden eines Mannes, der ihr schon während ihrer Ehe nahegestanden hat, von dem sie sich jedoch in überzarter Gewissenhaftigkeit fernhält, denn sie fürchtet, daß der unaufgeklärte Tod des Gatten mit dieser verschwiegenen Liebe zusammenhängt. Mit teuflischer Geschicklichkeit versteht es nun die aus der verderbten Großstadt zugereiste



Lucie Höflich als Griselda im gleichnamigen Lustspiel Gerhart Hauptmanns. Kleines Theater. (Aufnahme H. Rosenberger)



Max Adalbert und Käthe Haak in Leo Walter Steins ‚Scheidungsreise‘ Deutsches Künstlertheater. (Aufnahme Zander & Labisch)

werk zustandekommt, wenn er nur mit Ernst ergriffen wäre. Aber Sudermann gestaltet keine Menschen, sondern Engel und Teufel. Die Triebkraft der Handlung ist nur eine voraussetzungslose Bosheit. Die Gegenspieler halten lange Reden und gehen achselzuckend davon. Sie sagen mit Jochen Nüßler: „Wat sall einer dorbi daun?“ Aber das Stück enthält eine Bombenrolle, die der niederträchtigen Juliane Rothe, gespielt von Tilla Durieux. Es ist der Direktion gelungen, diese Künstlerin wie vormals Paul Wegener für die „Raschhoffs“ von Sudermann zu mieten, und es war zu allen Zeiten so, daß große Schauspieler und Schauspielerinnen am meisten die Aufgaben reizten, die erst zu vermenschlichen waren. Dies gelingt auch der Durieux. Man bewundert ihre schlangenglatte Gewandtheit, ihre zitternde Unruhe, ihre überlegene Kälte, selbst ihr Äußeres ist für die Rolle wie geschaffen; bildet es doch den denkbar schärfsten Gegensatz zu der blonden Unwissen-

Fremde, das Gefühl ihrer Freundin zu verwirren. Mit Lug und Trug zieht sie den harrenden Liebhaber ins Haus, um ihn endgültig zu entfernen, peitscht die Unschuldige in ein schnell verflackerndes Liebesabenteuer mit einem guten dummen Jungen, der zu seinem Verhängnis den dumpfen Trieb einer allzulang, klösterlich eingesponnenen Frau für das große Erlebnis suchenden Sehnens nimmt, und tritt endlich, nachdem die von Schicksal und Schuld Gemarterte sich mit Widerwillen von Mann und Mannesliebe abwendet, ihres Opfers sicher, das Erbe an. Das Theater hat für dieses Stück in seitenlangen Anzeigen Reklame gemacht. „Die Freundin“ — so hieß es, „behandelt in dezenter Weise die Freundschaft zwischen zwei Frauen.“ Das hört sich schlimmer und geschmackloser an, als es in Wirklichkeit ist. Auch dieser Vorwurf würde nicht hindern, daß ein Kunst-

heit ihres von Carola Toelle gespielten Opfers. Die Kleider der beiden Damen hatten die Ateliers von Meyer und Cohn & Lilienfeld geliefert.

In der Nachbarschaft von Sudermann sind mit wenigen Worten ein paar Aufführungen abzutun, die sich der ansehen mag, der auf ein paar Tage nach Berlin kommt und einen Abend ohne viel Kopfzerbrechen totschlagen will. Wer Lust hat, sich an einer anspruchslosen Kleinigkeit zu erfreuen, sehe sich Goldonis „Mirandolina“ im Theater in der Königgrätzer Straße an. Julius R. Haarhaus hat die Komödie des durch Weibeslist und Weibesanmut gezähmten Brummbärs auf Fuldas Spuren gewandt reimend übertragen und sie zum Schluß mit einer richtigen Verlobung gekrönt. Die Aufführung hielt sich in dem etwas feierlichen Rahmen der französischen Komödie, war stilecht, denn Goldonis Vorbild hieß Molière.

Aber die Frische und Lustigkeit des harmlosen Spiels litten, solange nicht Else Heims auf der Bühne war. Diese Frau wirkt weder italienisch noch französisch, sondern berlinisch. Man vergaß, daß sie Mirandolina hieß. Stine hätte besser zu ihr gepaßt, und angesichts dieser durch kein Kostüm beirrbaren Heimattreue stieg die Frage auf, ob die Theaterkundigen von ehedem nicht klug daran getan haben, alte gute Lustspiele kurzerhand in den eigenen Garten zu verpflanzen. Was sich um Else Heims bewegt, hält sich mit Ausnahme von Heins Salfners weiberfeindlichem Baron, Ernst Prödls munterem Kellner und Ernst Behmers maskenhaftem Diener auf der Stufe des Mittelmaßes, und diesen Mangel an Vollendung des Gesamteindrucks muß man auch anderorts in Kauf nehmen. Adalbert macht, unterstützt von Trude Hesterberg, Käthe Haak, den Erfolg des musikalischen Schwanks „Die Scheidungsreise" von Leo Walter Stein und Hugo Hirsch. Ein paar Wochen lang beteuerte ganz Berlin, daß ein Schlag aufs Nasenbein weh tue und daß dies der Ton der Republik sei. Hansi Arnstädt entzückt durch ihre Anmut die Besucher des Trianontheaters. Die Operettenbühnen liefern die alte Ware unter neuem Namen, und wenn hier das Theater am Nollendorfplatz und das Friedrich-Wilhelm-Städtische Theater hervorgehoben werden, so geschieht das, weil sie in der Leux und der Balzer über Künstlerinnen verfügen, die selbst den Unsinn noch zur Wohltat wandeln. Das Metropoltheater hat in diesem Winter eine besondere Anziehungskraft. Dem Tenor Fritz Werner, dem Schwarm aller kleiner Mädel, sowie Molly Wessely, die so niedlich heißt, wie sie aussieht, spielt, singt, tanzt, hier zu begegnen, ist ebensowenig verwunderlich wie Guido Thielschers derber Witz. Derlei gehört hierher. Aber Claire Dux, die Kammersängerin, das ist etwas Besonderes. „Nur für Kenner," würde der Logenschließer sagen, und eigentlich ist es ein Jammer, denn dieses Emmerich Kálmánsche „Hollandweibchen", in das sich eine Prinzessin verwandelt, um



Claire Dux als Prinzessin Jutta im „Hollandweibchen" von Emmerich Kálmán
Metropoltheater. (Aufnahme Karl Schenker)



Lori Leux, Grete Freund, Claire Waldoff und Agni Wilke in Eduard Künnekes Operette „Wenn Liebe erwacht". Theater am Nollendorfplatz. (Aufnahme H. Rosenberger)

den geliebten Mann listig zu fangen, ist musikalisch ein Durchschnittswerk, an das man echte Kunst ungern verschwendet sieht, und man gerät in Verzweiflung, wenn die Dux wie eine Vorstadtchansonette anhebt:

„Ich auch fühl' die
Lieb' erwachen,
Möchte einen glücklich machen
Und wie jedes
Mädel,
Jedes kleine Mädel
Selber einmal
glücklich sein.
Ja!"

An diesen Versen haben zwei Männer geschmiedet und gefeilt. Aber das Publikum hat sich zu allen Zeiten und an allen Orten den gröbsten Unsinn gefallen lassen, wenn es nur lachen kann, und es lacht mit rührender Dankbarkeit über die ältesten Späße. An diese Eigenschaften haben sich auch Bernauer und Schanzer, die Verfertiger des Schwanks „Die Sache mit Lola" erinnert, als sie Max Pallenberg gleich hundert Possenhelden vor ihm in die Verführungen der Großstadt hetzten, hinter ihm drein natürlich der Hausdrache (Josefine Dora). In Pallenberg, der noch vor zwei Jahren bei Reinhardt den Kassierer in Kaisers Drama „Von Morgen bis Mitternacht" erschütternd gestaltete, ist der Hanswurst wieder lebendig geworden. Zum mindesten die Hälfte seiner Rolle mimt er aus dem Stegreif, und so viel Geschmacklosigkeiten ihm unterlaufen: man bewundert die humoristische Erfindungs- und Gestaltungskraft dieses Künstlers. Leider wird er auf die Dauer der Gefahr völliger Verwilderung nicht entgehen. Gerade die echtesten Schauspieler wird es reizen, den geschriebenen Text nur zum Anlaß für die Entfaltung ihrer



Elisabeth Balzer in „Hoheit die Tänzerin". Friedrich-Wilhelm-Städtisches Theater. (Aufnahme H. Rosenberger)

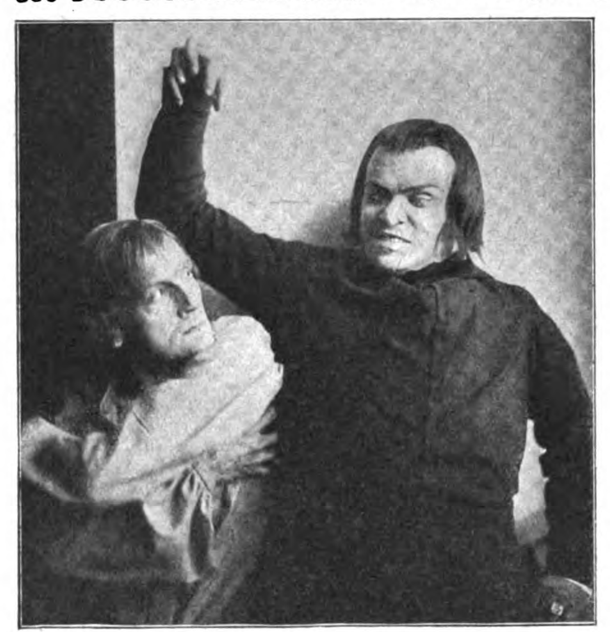
eigenen Phantasie zu nehmen. Doch schlägt auch diese Untreue dem, der sie übt, endlich zum Bösen aus, und wenn Pallenberg Abend für Abend umjubelt wird, so wird er nach verrauschtem Sturm an jene bescheideneren und tieferen Erfolge denken, wo er als Raimundscher Menschenfeind mit dem Alpenkönig Zwiesprache hielt.

Gottlob ist mit dieser Tagesware, die die Geschicklichkeit von ein paar Schauspielern im günstigsten Fall einem Winter lang frisch hält, die erfolgreiche Arbeit der Berliner Bühnen noch nicht erschöpft. Es sind wenigstens ein paar Neuigkeiten zu verzeichnen, die den Zuschauer ernsthaft zu beschäftigen vermögen. Das Staatliche Schauspielhaus, das unter seines Intendanten Leopold Jeßners Leitung eine auf Grausen und Blut auch dekorativ abgestimmte Aufführung „Richards III." mit dem mächtigen Fritz Kortner in der Titelrolle herausgebracht hatte, spielte „Godiva", ein Drama von Hans Franck, einem Dichter, der auch den Lesern dieser Hefte als ein ernst an sich arbeitender Künstler bekannt ist. Franck müht sich um eine Vertiefung des alten, von Tennyson geformten Stoffes. Graf Leofrics Sinnenglut findet keine Löschung in der kirchenstillen Frömmigkeit seiner Gemahlin Godiva. Er frischt ein altes Vorrecht seines Hauses auf: zur Sommersonnenwende soll eine Bürgerstochter aus der ihm untertänigen Stadt nackt zu ihm reiten und die Seine werden. Er besteht auf seiner Forderung, taub gegen Bitten und Flehen, es sei denn, daß Godiva, eine zweite Monna Vanna, den Ritt durch die Stadt unternehme und sie so für alle Zeit von ihrer Verpflichtung entbinde. Sie tut's, und alle Fenster schließen sich. Nur einer, Lambert, ihr deutscher Neffe, der die holde Frau anbetend liebt, genießt auf Befehl des Gatten ihren Anblick, treibt sich jedoch zur Sühne das Blut in die Augen und erblindet. Godiva aber findet den Weg nicht nur zur Burg zurück, sondern auch zu ihrem Mann. Das Stück ist mit seelischen Spitzfindigkeiten bewehrt, und die Erblindung Lamberts ist nicht die einzige Unwahrscheinlichkeit darin. Franck hat sich von Hebbel verderben lassen, aber neben angelernter Sprödigkeit stehen quälende Sentimentalitäten, und dem Drama als solchem bricht es das Kreuz, wenn wir den Ritt durch die Stadt nur im Spiegel eines matten Berichtes finden. Theodor Becker spielte den Grafen nach bewährter Theaterheldenart. In der Godiva entfaltete sich Johanna Hofer, die zu den hoffnungsvollsten jungen Mitgliedern der Bühne zählt.

Aus dem Lessing-Theater sind zwei Neuigkeiten zu erwähnen: Heinrich Lautensacks „Gelübde" und Hans Müllers „Flamme". Lautensacks „Pfarrhauskomödie" hat im vorigen Winter am Kleinen Theater einen Erfolg



Theodor Loos als Pater Felix und Leopoldine Konstantin als Gräfin Helmtrudis in Heinrich Lautensacks „Gelübde". Lessing-Theater (Aufnahme Bita)



Fritz Kortner als Richard III. und Rudolf Forster als Buckingham. Staatstheater. (Aufnahme Zander & Labisch)

dankenmordes, den er in der Verwirrung der höchsten Gefahr an seinem Weib begangen hat, im Kloster Frieden sucht. Nach Jahren stellt sich heraus, daß auch die Frau mit dem Leben davongekommen ist. Freilich hat sie ein durchaus nicht klösterliches Dasein als kostbarster Haremsschatz wilder Wüstenhäuptlinge geführt. Jetzt kehrt sie zurück in dem jubelnden Glauben, wieder zu ihrem Mann zu kommen. Den hält das Kloster nicht. Die Ehe ist gültig. Aber das Gelübde der Keuschheit bindet ihn nach wie vor, und er darf es nur brechen, wenn seine Frau es ausdrücklich fordert. Außer diesem Gelübde hemmt ihn aber auch die Vorstellung der Beduinenscheiks, denen seine Frau sich hingeben mußte. Er hatte geglaubt, sie würde sich eher erdrosseln. Die Schwäche des Stücks, zumal in der Barnowskyschen Aufführung, die gehabt, der nur aus Gründen, die außerhalb des Kunstwerks lagen, durch lauten, aber fruchtlosen Einspruch gestört wurde. Wenn es noch eines Beweises bedarf, daß der verstorbene Dichter kein gewöhnlicher „Pfaffenfeind“ gewesen ist, so ist er mit diesem Schauspiel geliefert. Man kann eine heikle Frage nicht würdiger behandeln und eine ungewohnte Welt trotz aller Schalkhaftigkeit nicht liebenswürdiger schildern. Ein junges Paar ist auf der Hochzeitsreise durch einen Sturm im Roten Meer getrennt worden. Der einzig Gerettete ist anscheinend der Mann, der zur Buße eines Ge-



Trude Hesterberg in Leo Steins ‚Scheidungsreise‘. (Aufnahme Eberth)



Hansi Arnstädt als Gräfin Clara in Braccos Komödie ‚Untreu'. Trianontheater
(Aufnahme Karl Schenker)

den letzten Akt strich, liegt in dem Paragraphenmäßigen des Konflikts. Wir müssen uns immer wieder künstlich in die Vorstellungswelt des Kirchenrechts zurückversetzen, und es wird uns schwer zu glauben, daß die Fesseln, die wir hier wirksam sehen, keine Zwirnsfäden sind. Der Entschluß nicht nur des Mannes, sondern auch der Frau, ins Kloster zu gehen, erscheint nicht zwingend, und erst der letzte, fehlende Akt, der neben einem humoristischen Widerspiel in einem andern, in die Welt zurückkehrenden Paar das gewaltige Aufbäumen des Mönches zeigt, während seine Frau den Schleier nimmt, gibt dem Stück die Rundung. Es ist auch aus anderen Gründen schade, daß das Schauspiel so rücksichtslos verkürzt wurde. Die liebenswürdige und volkstümliche Kleinmalerei Lautensacks, die sich in behaglicher Breite bis auf die Bühnenanweisungen der Buchausgabe (Fritz Gurlitt, Berlin) erstreckt, zeigt sich hier noch einmal warmherzig und voll menschlicher Güte. Die Aufführung war ausgezeichnet. Neben Leopoldine Konstantin und Theodor Loos als dem Ehepaar war Eugen Klöpfer als weltmännischer Guardian eine Erscheinung, die die Lautensacksche Mischung von Pietät und Humor begriffen hatte.

Müllers ‚Flamme‘ kann sich an dichterischem Wert mit diesem Schauspiel nicht messen. Ein ideal gerichteter Musiker holt die Anna, ein leichtes Mädel, aus dem Sumpf, zunächst ohne zu wissen, wo sie gesteckt hat. Als er es erfährt, hält er es für anständig, den Retter zu spielen, und die Anna läßt sich das auch eine Weile gefallen. Aber dann ödet sie das bürgerliche Leben an. Gegen alle Gründe der Vernunft und der Dankbarkeit, geht sie wieder auf die Straße. Nicht aus Unmoral, sondern weil die Flamme wieder in ihr aufschlägt. Und da kann man nix machen. Den Erfolg des Abends verbürgte der erste Akt, der die Anna mit der Ilonka (Grete Felsing) und ihrer schieläugigen und buckligen Vermieterin (Marta Hartmann) in ihrer Behausung zeigt. Böswillige werden sagen: so etwas zieht immer. Aber man muß anerkennen, daß der Wiener Dichter den heikeln Gegenstand mit allem nur möglichen Takt behandelt. Käthe Dorsch spielt die Anna, und man prophezeit ihr nach dieser Leistung, daß sie alle Anwartschaft hat, unter die großen Schauspielerinnen gezählt zu werden. Sie war auch wirklich von einer prachtvollen Sinnlichkeit und einer jeden Vorwurf entwaffnenden Naivität. Nur soll man über ihr Ernst Pröckl, den Musiker, nicht vergessen, der anscheinend nur sich selber zu spielen brauchte, um den guten Kerl glaubwürdig zu gestalten.

Über die Aufführung des „Urfaust“ im Deutschen Theater sei kurz hinweggegangen. Es hätte dieses nur literaturgeschichtlich anziehenden Unternehmens nicht bedurft, um sich an Helene Thimigs Gretchen zu freuen. Was hat es für einen Zweck, zufällig überlieferte Bruchstücke zu spielen, wenn das vollendete Werk vorhanden? Was bedeutet für das große Publikum ein „Faust“ ohne Osterspaziergang und Teufelspakt und ohne Valentins Tod? Und dann: klingen nicht vom ersten Wort die vertrauten Verse mit und streiten gegen die gewiß oft kräftigere poetische oder prosaische Fassung, die von der Bühne ertönt?

Im Großen Schauspielhaus wiederholte Reinhardt das alte Spiel von „Jedermann“, mit dem er im Sommer vor dem Salzburger Dom unter echtem Glockengeläut und im Angesicht wirklicher Berge einen festspielmäßigen Erfolg erzielt hatte. Das einfältig-fromme Stück vom Leben und Sterben des reichen Mannes zählt zu den wenigen, die unter der Poelzigschen Riesenkuppel nichts verlieren; hier fehlen die zarten Abstufungen, die halben Töne, die gebrochenen Stimmungen, die sonst rettungslos zerflattern. Um so erfreulicher, daß der spärliche Spielplan des großen Hauses um ein neues Werk bereichert ist, das in jedem andern Raum seine Wirkung verlieren würde: Kaisers „Europa“. „Spiel und Tanz“ nennt es der Dichter. „Unbeschwert. Eines Mittags Stille und Licht zwischen morgens und mitternachts.“ Viele Helfer hat der Spielleiter Karlernst Martin werben müssen, um das beschwingte Werk mit gehöriger Leichtigkeit vorzuführen: Werner Robert Heymann schuf die anmutige Musik, Ludwig Kainer entwarf die Kostüme und Dekorationen, Ellen Petz studierte die Tänze ein. Aber das Ganze stand endlich geschlossen da und erfüllte das Herz des Zuschauers mit jenem seligen Behagen, das aus wahrhaft humoristischer Heiterkeit quillt. In einem verweichlichten Lande wächst Europa auf. Die Männer



Käthe Dorsch als Anna und Ernst Pröckl als Ferdinand in Hans Müllers ‚Flamme‘. Lessing-Theater. (Aufnahme Zander & Labisch)



Lori Leux in Eduard Künnekes Operette „Wenn Liebe erwacht". Theater am Nollendorfplatz (Aufnahme Binder)

kennen keine Waffen mehr; sie sind Tänzer geworden, und der, der am leichtesten tanzt, der gleichsam der Körperlichkeit entschwebt, ist einzig Europas würdig. Aber keinem reicht sie die Hand, und selbst Zeus, der sich ihr, wildes Begehren mäßigend, mit nie gesehenen Künsten naht, wird ausgelacht. Da wandelt er sich zum Stier, und es lockt sie, den wild Stampfenden mit den Rosenketten ihrer Zärtlichkeit zu schmücken, und als sie, durch den Gott gewandelt, zurückkommt, wird sie mit ihren Gespielinnen die willige Beute der rauhen Kadmossöhne, der Drachensaat, die sie zur Königin des neu zu erobernden Landes ausrufen. Ihren Namen soll es tragen: Europa.

Dieses leichte Spiel ist in der Aufführung des Großen Schauspielhauses von einer bezaubernden Buntheit. Der weite Raum wird in jedem Auftritt vollkommen ausgenutzt. Im Tanzschritt wandelnde Männer und Mädchen schlingen zierliche, drollige, anmutige Reigen. Ihre bunten Gewänder leuchten wie die Märchenblumen auf der grünen Wiese des Kadmos. Während der Unterbrechungen des Spiels ziehen sie schwarz wie griechische Vasenbilder an dem violett oder rötlich beleuchteten Himmel vorüber. Keinen Augenblick verliert der Zuschauer das Gefühl, sich einer schnell verrauschenden liebenswürdigen Täuschung hinzugeben. Und dieser schwebende Zustand zwischen Ergriffenheit und Überlegenheit ist einer der wesentlichen Reize des Theaters. Man hat dieses Kaisersche Stück mit Widerspruch aufgenommen. Man hat sich damit begnügt, es in die Nähe von Offenbach zu rücken, was an sich weder Schade noch Schande wäre, denn wenn Pallenberg den Jupiter im „Orpheus" spielte, war es auch nicht bloß ein Trottel,



Szene aus Georg Kaisers Schauspiel „Europa". Großes Schauspielhaus. Vorn sitzend Thimig als Hermes, oben Roma Bahn als Europa, stehend Heinrich George als König Agenor und liegend Moissi als Zeus (Aufnahme Zander & Labisch)

sondern eine Gestalt von unendlicher Wehmut und schmerzlicher Resignation. Aber man hat nicht gespürt, welcher Ernst hinter dieser Heiterkeit steckt: die humorvolle Verspottung einer weibisch entarteten Kultur, die männlichem Heldenmut weichen muß, so daß ihr König endlich selbst gestehen muß: „Kämpft um das Leben, das allein besteht: echtes Leben ist starkes Leben — und das stärkste ist das beste." Diese „Moral" lief freilich Gefahr, in Oper und Zirkus überhört zu werden. Unter den Darstellern wirkt Moissis singender Zeus wie reine Natur. Aber die erquicklichste Leistung ist der von guter Laune sprudelnde Hermes Hermann Thimigs. Er ist in jeder Bewegung von wirbelnder Lustigkeit und überschreitet in keinem Augenblick die Grenzen des guten Geschmacks, was man von dem Darsteller des Agenor nicht behaupten kann. War er doch taktlos genug, unsere Entwaffnung zum Gegenstand eines extemporierten Witzes zu machen. Der Hanswurst macht sich mausig. Vielleicht war es keine üble Sitte, zwei Soldaten mit aufgepflanztem Gewehr ans Proszenium zu stellen.

Gorillajagden

Afrikanische Abenteuer von E. Reichenow

n dem graublauen Tropenhimmel geht die Sonne zur Rüste. Lange Schatten werfen die Baumriesen über die kleine Negerfarm, die weit abseits der großen Verkehrsstraße wie eine Lichtung mitten im dichten Urwalde liegt. Am Rande der Pflanzung arbeiten ein paar Weiber, eifrig beschäftigt, Erdnüsse aus dem Boden zu hacken.

Das laute Knacken eines Astes dringt an ihr Ohr, sie richten sich auf und blicken in die Höhe. In der Krone eines nahen Baumes, von der Art, die dem Weißen im tropischen Afrika unter dem Namen ‚Regenschirmbaum' bekannt ist, gibt es ein heftiges Schwanken und Schütteln in dem starken Geäst mit den großen gefingerten Blättern. Keine Zeit bleibt den Weibern, über die Ursache der Bewegung nachzudenken; schon erschallt dicht neben ihnen im Gebüsch ein wildes Gebrüll, kurz und ruckweise — einmal — zweimal — dreimal —

„Der Ngi!"

Laut kreischen die Weiber auf, lassen alles stehen und liegen und rennen davon, ohne sich umzusehen; sie rennen in solcher Hast, daß das ‚Ebui', die einem gestutzten Pferdeschweif ähnliche Zierde ihrer Rückseite, heftig auf- und niederhüpft.

Quer durch die Farm geht die Flucht und dann den schmalen Steig entlang, der nach dem wenige Minuten entfernten Dorfe führt.

Eine Gorilla-Gesellschaft hat sich auf ihrer Wanderung der Farm genähert. Der Herr des Urwaldes beabsichtigt, heute hier seine Abendmahlzeit einzunehmen und sein Nachtlager aufzuschlagen. In erprobter Weise hat er lästige Zuschauer durch seine mächtige Stimme in die Flucht gejagt.

Daß der Gorilla, von den Reizen schöner Negerinnen bestochen, gelegentlich auf den Frauenraub ausgeht, ist zwar nichts als eine alte Sage; und doch ist die eilige Flucht berechtigt, denn der mürrische Geselle wird leicht angriffslustig, wenn er sich durch menschliche Gegenwart belästigt fühlt, und der Angegriffene kommt dann schwerlich mit dem Leben davon.

Als die Weiber die Pflanzung verlassen haben, teilen sich die Büsche, und hervortritt ein seltsames Ungeheuer. Knapp so hoch wie ein Mensch, aber doppelt so breit, der gewaltige, vorgebeugte Leib auf zwei lächerlich kurzen Beinen ruhend, der mächtige Kopf scheinbar ohne Halsansatz dem Rumpfe aufsitzend, so torkelt er daher, indem die riesenlangen, muskulösen Arme, die bis zum Boden reichen, den Füßen den größten Teil der Arbeit abnehmen.

Fast der ganze Leib ist gehüllt in einen zottigen, schwarzgrauen Pelz. Allein an Brust, Gesicht und Händen tritt die nackte, kohlschwarze Haut hervor. Merkwürdig gleichen diese Hände in ihrer Form einer riesigen Menschenhand, nur der Daumen ist verhältnismäßig kurz. Das Gesicht kann auf empfängliche Gemüter wohl einen grauenerregenden Eindruck machen. Es liegt darin eine eigentümliche Mischung von Menschen- und Raubtierähnlichkeit.

Bedächtig nähert sich der Koloß einer hohen Bananenstaude, bricht sie mühelos um und beginnt den Stiel mit den langen Eckzähnen, die einem alten Leoparden Ehre machen würden, abzuschälen, um darauf die weichen Blattstiele des Inneren zu verzehren.

Hinter dem finsteren Gesellen ist seine Ehehälfte aus den Gebüschen getreten. Sie ist bedeutend kleiner als der Gatte, aber gleichfalls von stattlicher Breite. Auf ihrem Rücken thront der Familiensprößling, mit Händen und Füßen in dem dichten Pelz der Mutter geklammert.

Als sich die Mutter ebenfalls eine Bananenstaude gepflückt hat, klettert der kleine Kerl eiligst von seinem Sitze herab, um sich an der Mahlzeit zu beteiligen. Er ragt erst einen halben Meter über den Boden und mag etwa drei Vierteljahre zählen, aber seine Haut ist schon pechschwarz, genau wie die der Alten.

In der Nähe stehen, voll von Erdnüssen, die schlanken Tragkörbe, die die Negerweiber auf ihrer Flucht zurückgelassen haben. Neugierig marschiert das Gorillakind daraufzu und reckt sich an einem der Körbe in die Höhe, um seinen Inhalt zu untersuchen. Im nächsten Augenblick kippt es mitsamt dem Korbe um, und die Erdnüsse kollern weit über den Boden hin. Zufrieden mit diesem Erfolge macht sich der Kleine daran, eine der Nüsse aufzuknacken.

Noch mehr Gorillas kommen hier und dort in die Farm gelaufen und halten Umschau nach lohnendem Raube. Ab und zu blicken sie nach der Richtung des Dorfes, von wo Trommelklänge herübertönen; aber niemand kommt, um sie zu stören.

Andere sitzen hoch oben in den Wipfeln der Schirmbäume und knicken die armdicken Äste, um die jungen Blattknospen und die süßen, getrockneten Feigen ähnlich sehenden Früchte zu verzehren.

Als die Sonne hinter den Bäumen versinkt, klettern alle herab, die Farmbesucher verschwinden wieder im Gebüsch, und die ganze Gesellschaft versammelt sich an einer Stelle im dichten Unterholz, wo jeder einzelne sich mit wenigen geübten Griffen sein Bett für die Nacht bereitet.

☙ ☙ ☙

Das kleine Dörfchen im Gebiete des Jebekolle-Stammes zählt kaum mehr als ein Dutzend niedriger, langgestreckter Hütten, die in der bei allen Urwaldnegern üblichen Bauart in zwei Zeilen nebeneinander stehen. Am Ende des freien Platzes zwischen den beiden Reihen steht quer eine etwas größere Hütte, das Palaverhaus.

Als die Weiber atemlos herbeigestürzt kommen, laut schreiend: „Der Ngi! Der Ngi ist in der Farm!" — da wird es im Dorfe lebendig. Alle männlichen Bewohner laufen zusammen. Jeder hat schnell etwas ergriffen, was ihm als Waffe dienen kann. Einige kommen mit Speeren bewaffnet daher; die meisten tragen lange Haumesser in der Hand. So machen sie sich schleunigst auf den Weg.

Im Palaverhause sitzt still und in sich versunken der fette Häuptling, Motabüm — zu deutsch Dickwanst — geheißen, und träumt von vergangenen Zeiten. Hin und wieder tut er einen Zug aus der kurzen Pfeife oder einen Trunk aus dem Flaschenkürbis zu seiner Rechten, der mit „Mimbo" — Palmwein —, dem beliebten Nationalgetränk, gefüllt ist.

Wie der Gebieter den Lärm im Dorfe hört und von einem halbwüchsigen Knaben die Ursache erfährt, da blitzt ein Gedanke in ihm auf.

„Schnell! Rufe die Männer zurück!" sagt er zu dem Knaben.

Der Junge eilt zur Tür hinaus und nach der Stelle, wo neben dem Hause die Trommel aufgebaut ist, ein ausgehöhlter Baumstamm.

„Alle umkehren und zum Häuptling kommen!" — lautet das Trommelzeichen, das er mehrmals wiederholt.

Als alle Männer im Palaverhause im Kreise um den Häuptling versammelt sind, läßt sich dieser von der jüngsten seiner Gemahlinnen eine frische Pfeife reichen, füllt sich mit einem kräftigen Zuge die Lungen und bläst den Rauch in dicker Wolke wieder von sich. Dann reicht er die Pfeife dem Nächsten, der des Häuptlings Beispiel folgt und darauf das Kraut dem Nachbar gibt. Während so die Pfeife kreist, erhebt sich das würdige Dorfoberhaupt, um die Ansprache wirkungsvoller zu gestalten, und beginnt: „Ist es nicht viele, viele Monde her, daß wir zum letzten Male das Fleisch des Ngi gegessen haben? Wißt Ihr noch, wie das Fleisch des Ngi schmeckt? Schmeckt es nicht ganz genau so gut, wie das Fleisch des Buschmanns, das der große Gouverneur schon unseren Vätern verboten hat zu essen? Und gibt es nicht dem Manne große Kraft, der davon ißt? — Nicht wahr?"

„Ahaa!" gröhlt begeistert der Chor als Ausdruck der Zustimmung.

„Wollen wir nicht wieder mal das Fleisch des Ngi essen?"

Erneute Zustimmung.

Dem alten Häuptling fällt das Stehen sauer, denn sein linkes Bein ist bis zum Knie hinauf dick und unförmig angeschwollen — ob die Schuld daran die bösen „Filarien"-Würmer oder der gute Mimbo tragen, können wir nicht verraten. Er setzt sich daher wieder nieder und fährt fort: „Habe ich selbst nicht viele Ngi getötet, als ich noch jung war? Jetzt aber haben wir schon lange kein Pulver mehr für unsere Buschgewehre! Wer kann mit dem Speer oder mit dem Haumesser dem Ngi zu Leibe gehen? Können wir also den Ngi töten?"

„Mo mo —" ertönt das allgemeine Gemurmel der Verneinung.

„Der weiße Mann auf dem Berge Ajos am Njongfluß, wo die Medizin gemacht wird für die Kranken, die viel schlafen und verrückte Worte reden, der hat mir gesagt: Rufe mich, wenn der Ngi in deinen Busch kommt, ich will ihn töten! Wollen wir den Weißen nicht schnell holen, ehe der Ngi morgen früh weiterwandert?"

„Ahaa!" erscholl es in der Runde.

Zwei Leute werden bestimmt, sich nach dem Schlafkrankenlager zu begeben, das drei gute Wegstunden weit von dem Dorfe liegt.

Die Nacht ist inzwischen hereingebrochen. Die beiden bewaffnen sich mit den langen Haumessern, die dem Schwarzen als eine Art Universalinstrument dienen, und suchen einige Büschel langer trockener Halme zusammen; dann entzünden sie eines der Bündel als Fackel und machen sich auf den Weg.

⌘ ⌘ ⌘

An diesem Abend saß ich wie gewöhnlich in dem verandaartigen, nach zwei Seiten offenen Mittelteil meines Wohnhauses im Schlafkrankenlager Ajoshöhe. Das Haus war ganz und gar nach Eingeborenenbauart errichtet, nur größer und luftiger als eine Negerhütte. Dach und Wände waren mit Matten gedeckt, die aus Palmenblatt-Fiedern zusammengefügt waren. Hölzerne Türen und Fensterladen stellten den europäischen Luxus dar.

Solche „Buschhäuser", mit denen man sich im Innern des schwarzen Erdteiles meist behelfen muß, sind nicht gerade sehr hygienisch, da sie sich von Mücken und anderem Ungeziefer nicht freihalten lassen; das eine Angenehme haben sie jedoch, daß sie abends schnell auskühlen.

Als ich gegen halb neun Uhr mein Abendessen beendet hatte — der ewige Schopfantilopenbraten, wenn man nicht ab und zu als Abwechslung ein mageres Buschhuhn wählt —, da trat eine Negerin ein, um meinen Hausgenossen Adam zum letztenmal für heute mit Nahrung zu versorgen.

Adam — so hatte ich einen jungen Gorilla getauft, den ich ein paar Monate vorher auf der Jagd erbeutet hatte. Damals zählte er nur wenige Tage und war ein jämmerlich hilfloses kleines Wesen, das seine Gliedmaßen noch nicht gebrauchen und weder sehen noch hören konnte. Den Gebrauch seiner Sinne mußte er ebenso wie ein kleines Menschenkind erst lernen. Doch ging es schnell damit; schon nach zwei Wochen fing

er an, auf Geräusche den Kopf zu wenden und einem bewegten Gegenstande mit den Augen zu folgen.

Zur Zeit, da Adam in meinen Besitz gelangte, war er von ganz hellbrauner Körperfarbe, er wurde aber im Laufe der nächsten Wochen schnell zunehmend dunkler, — genau wie auch ein neugeborenes Negerkind eine rosige Hautfarbe zeigt, dann aber täglich brauner wird, bis es die Schokoladenfarbe seiner Rasse angenommen hat.

Ich hatte anfangs wenig Hoffnung, das Gorillachen längere Zeit am Leben erhalten zu können, und doch mußte alles versucht werden; denn ein so junger Vertreter dieser Art der menschenähnlichsten Tiere war der Wissenschaft noch nicht bekannt, und es war daher von größter Wichtigkeit, seine weitere Entwicklung verfolgen zu können.

Da man zwischen dem Menschenblut und dem der Menschenaffen eine große chemische Verwandtschaft entdeckt hat, so vermutete ich, daß auch die Menschenmilch dem Gorilla den besten Ersatz für die Muttermilch bieten würde, und sah mich daher schleunigst nach einer schwarzen Amme für ihn um. Diese zu finden bot keine Schwierigkeit. Die Negerin zeigt keine Scheu, einem so menschenähnlichen Wesen die Brust zu reichen; habe ich doch sogar einmal ein Weib am Wege sitzen sehen, das an einer Brust sein Kind und an der anderen ein junges Hündchen säugte, dessen Mutter ein Leopard gefressen hatte!

Man kann wohl sagen, daß der Gorilla um so menschlicher erscheint, je jünger er ist. Bei Adam war in den ersten Lebenswochen die Menschenähnlichkeit besonders groß, da der ganze Körper nur spärliche Haare trug.

Rührend war es zu sehen, mit welcher kindlichen Liebe er an seiner ‚Stiefmutter' hing. Er war traurig und suchte nach ihr, wenn sie nicht anwesend war. Als er kaum drei Vierteljahre zählte und schon munter laufen konnte, erkannte er sie sofort in einer großen Negerschar und lief schreiend auf sie zu.

Als Adam an jenem Abend, dessen Ereignisse uns beschäftigen, gestillt und in sein Bett gebracht war, blieb mir noch eine Stunde bis zur gewohnten Schlafenszeit. Ich nahm Du Chaillus ‚Reisen und Abenteuer in Äquatorialafrika' zur Hand und blätterte darin. Zu jener Zeit, da ich bemüht war, Beobachtungen über Leben und Gewohnheiten des sagenumsponnenen Gorilla zu sammeln, war dieses Werk des amerikanischen Forschungsreisenden für mich von besonderem Interesse, da er der erste und fast der einzige ist, der auf Grund eigener Erfahrungen — bereits vor sechzig Jahren — eingehende Beschreibungen der Lebensweise der merkwürdigsten aller Tiere gegeben hat.

Die Richtigkeit dieser Angaben ist — ich weiß nicht warum — später vielfach in Zweifel gezogen worden. Man hat Du Chaillu sehr unrecht getan, denn fast alles, was er als eigene Beobachtung verzeichnet, habe ich bestätigen können. Manches erklärt er sogar vorsichtig als Sage der Eingeborenen, was nichtsdestoweniger Tatsache ist.

Aus dem Werke Du Chaillus können wir auch Ausführliches über die Entdeckungsgeschichte des Gorillas erfahren. Dieser ‚Riesenaffe' ist der Wissenschaft noch gar nicht so lange bekannt. Der erste Schädel gelangte im Jahre 1846 in den Besitz eines amerikanischen Missionars in Gabun, der sich später auch noch Skeletteile verschaffen konnte.

Die amerikanischen Gelehrten, die dieses Material beschrieben, benannten das neugefundene Tier mit dem Namen Gorilla, in der Meinung, daß es sich um die gleichen Wesen handelte, die schon ein halbes Jahrtausend vor Christo der karthagische Seefahrer Hanno bei seinem Versuch einer Afrika-Umsegelung kennengelernt hatte und die nach den alten Berichten diesen Namen trugen.

In den Berichten wird von Wilden gesprochen, die am ganzen Körper behaart waren. Die Männer flüchteten vor den Karthagern, indem sie mit größter Geschicklichkeit die Felsen erkletterten, von wo sie nach ihren Verfolgern mit Steinen warfen. Einige Weiber wurden ergriffen und getötet; ihre Häute wurden mit nach Karthago genommen und dort als Trophäe in einem Tempel aufgehängt, wo sie bis zur Einnahme Karthagos zu sehen waren.

Man kann Du Chaillu nur beipflichten, wenn er erklärt, daß es sich bei der Entdeckung Hannos sicher nicht um den Gorilla im heutigen Sinne gehandelt hat; nichts in dem alten Reiseberichte erinnert an die Gewohnheiten dieses Menschenaffen. Aber auch Schimpansen, wie Du Chaillu will, sind es meiner Meinung nach nicht gewesen: Das Felsenklettern und das Steinewerfen scheint mir mit viel mehr Wahrscheinlichkeit auf Paviane hinzudeuten.

Sicher ist jedenfalls, daß der Gorilla seinen Namen zu Unrecht trägt; der ihm eigentlich zukommende ist die Bezeichnung „Ngi", die sich mit geringen lautlichen Abweichungen bei allen Negerstämmen findet, die diesen Menschenaffen kennen. —

Ich wurde bei der Durchsicht des Reisewerkes unterbrochen. Mein ‚Kammermohr' trat in die Halle, und hinter ihm tauchten undeutlich, am Rande des Lichtkreises meiner Petroleumlampe, zwei mit kurzem Lendenschurz bekleidete und mit Haumessern bewehrte Wilde auf.

„Massa! Diese Leute sind gekommen!" sagte der Junge und wies nach dem Hintergrund. Dann schwieg er, denn mit der dem Neger eigenen Redefaulheit liebte er es, sich jeden Satz einzeln durch Zwischenfragen herausholen zu lassen.

„Was sind das für Leute?"

„Der Häuptling Motabúm schickt sie."

„Was will der Häuptling?“

„Der Gorilla schläft diese Nacht in seiner Farm. Massa soll kommen und ihn schießen.“

Ich sprang auf. Eine freudige Überraschung! Endlich sollte es wieder mal eine Gorillajagd geben! —

Wiederholt hatte ich die mir bekannten Häuptlinge des gorillareichen Gebietes aufgefordert, mich noch in der Nacht zu benachrichtigen, wenn eines Abends die Anwesenheit dieser Menschenaffen in ihrer Nähe beobachtet wurde. Durch die Aussicht auf das so hochgeschätzte Fleisch hatte ich sie für den Plan zu begeistern gesucht.

Dies ist der einzige Weg, auf dem man einige Hoffnung hat, mit den lichtscheuen Urwaldbewohnern in Berührung zu kommen; denn der Gorilla führt, ebenso wie der Schimpanse, ein Wanderleben und niemals bringt er — wenigstens in der Nähe menschlicher Ansiedelungen — zwei Nächte hintereinander am gleichen Orte zu. Meist trifft eine Gesellschaft erst gegen Abend an der Stelle ein, an der sie zu übernachten gedenkt, und wandert zeitig am nächsten Morgen wieder davon. Doch ist das Wohngebiet eines Trupps begrenzt; auf seinen Streifereien pflegt er daher alle paar Wochen einmal wieder am gleichen Orte aufzutauchen.

Da die weitere Umgebung meines Wohnsitzes eine große Anzahl von Gorillagesellschaften beherbergte, so hätte man meinen sollen, daß mir fast jeden Abend eine Jagdeinladung zugegangen wäre; tatsächlich aber vergingen immer Monate, bis es dazu kam, denn die ungeheure Trägheit läßt den Neger nur selten einen so schnellen Entschluß fassen, wie er in diesem Falle nötig ist. —

Ich mußte also am kommenden Morgen um sechs Uhr bei Sonnenaufgang am Platze sein. Da galt es zeitig aufzubrechen.

Zunächst erhielten die beiden Boten des Häuptlings einige Blätter Tabak — die beliebteste Gabe — in die Hand gedrückt und wurden hierauf im Dienerhause untergebracht. Dann wurde in aller Eile das für den Ausflug Nötige in einen Rucksack gepackt. Zum Schluß stellte ich meinen Wecker auf zwei Uhr und händigte ihn dem Hausjungen ein — dann hieß es, schleunigst unter das Moskitonetz kriechen, um noch ein paar Stunden ruhen zu können.

⌘ ⌘ ⌘

Kaum habe ich, so scheint es mir, die Augen geschlossen, da werde ich durch Klopfen an der Tür geweckt.

„Was ist denn schon wieder los!“

„Massa! die Uhr hat gerufen!“

Der Junge tritt mit der Laterne ein.

Mit einem energischen Ruck springe ich aus dem Bett; dann werfe ich mich in das Jagdkostüm: grünes Hemd und Kniehosen. Während ich schnell etwas frühstücke, legt mir der Junge mit geübter Hand die Wickelgamaschen an. Dann trete ich aus dem Hause.

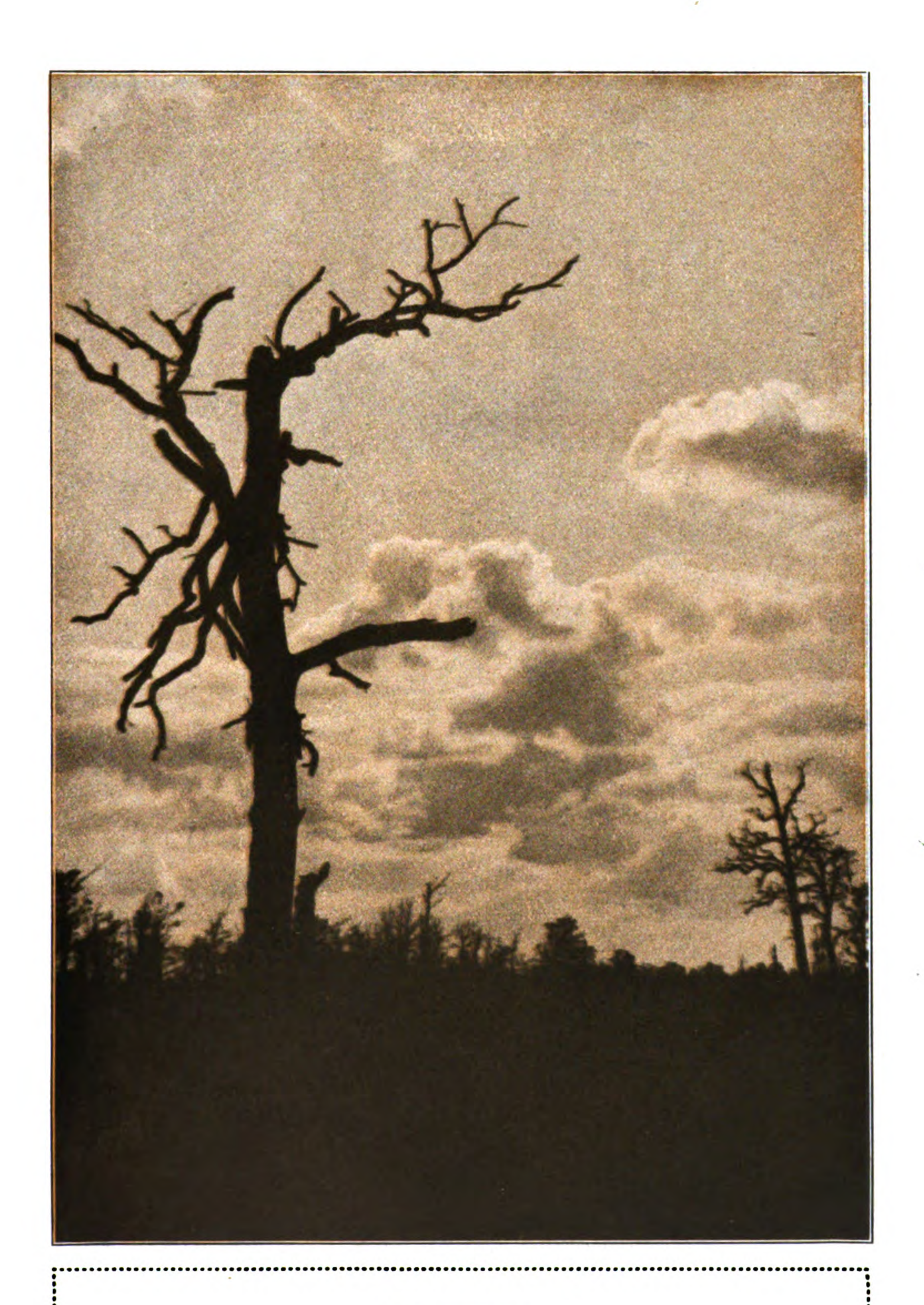
Es ist eine helle Vollmondnacht. Unten am Fuße des Hügels glänzt hier und dort zwischen weiten Schilfwiesen das Wasser des Njong im Mondenlicht. Scharf zeichnen sich die schwarzen Schattenrisse der hohen Ölpalmen, die verstreut in dem weiten Farmgelände stehen, gegen den lichten Himmel ab. — Die ganze Romantik des dunklen Erdteils offenbart sich in der Stille solcher Nächte.

Aus dem Schatten des nahen Dienerhauses lösen sich drei Gestalten los: Es sind die beiden Buschmänner und einer meiner Negerjungen.

Mit dem verächtlichen Namen Buschmann bezeichnen die von der Zivilisation beleckten Mohren, das sind die Diener, Soldaten und sonstigen Angestellten der Weißen, jeden Eingeborenen, der noch im reinen Naturzustand in seinem Dörfchen lebt.

Der Junge, der die beiden Häuptlingsboten herbeiführt, heißt Bidi. Trotz seines selbst für einen Schwarzen ungewöhnlichen Appetits — worauf der Name, zu deutsch „Essen“, hindeutet — ist er ein ziemlich mageres Bürschchen, dabei aber zähe und geschickt. Ich habe ihn mir zum Begleiter und Gehilfen bei meinen Ausflügen herangebildet. Bidi belädt sich mich Rucksack, Laterne und Jagdbüchse, und der Abmarsch kann erfolgen. Wie ich mich nach kaum hundert Schritten umwende, um zu sehen, ob ich meine Begleiter beisammen habe, hat er schon einem der beiden Buschmänner den Rucksack, dem zweiten Büchse und Laterne aufgepackt. In keinem Dinge entwickelt der Neger soviel Gewandtheit wie darin, die ihm zukommenden Arbeiten auf andere abzuwälzen.

Zunächst geht es auf der breiten Telephonstraße entlang. Da der Mond noch hoch am Himmel steht, können wir vorläufig auf das Laternenlicht verzichten. Wie leicht und mühelos marschiert es sich in der Kühle der Nacht! Welch hoher Genuß ist solch eine Wanderung! Alle Sinne sind empfänglich für die Eindrücke dieser Wunderwelt. Welch ein Gegensatz zu den ermüdenden Tagesmärschen mit der endlosen Reihe von Gepäckstücken, die der Europäer auf Tropenreisen mit sich schleppt! Wie stumpfen da die erschlaffende Sonnenglut und der ständige Ärger mit der Trägerkarawane den Reisenden gegen alle Schönheiten der Umgebung ab. Wer nie solche nächtlichen Wanderungen durch den Urwald unternommen, der hat Afrika nicht kennengelernt, und mag er auch Jahrzehnte in den Tropen zugebracht haben. Niemals ist der Urwald völlig stumm. In das ununterbrochene eintönige Zirpen der Insekten, die zu Millionen die Büsche und den Blätterbelag des Bodens bevölkern, mischen sich von Zeit zu Zeit andere Laute: teils bekannte, wie der klagende Ruf des Baumschliefers, dieses altertümlichen, die höchsten Wipfel bewohnenden Huftieres, eines letzten Vertreters längst ausgestorbener Formen, der heute seine nächsten Verwandten



Dämmerung
Künstlerische Aufnahme von Lt. Speidel

noch in den — Elefanten hat; — teils sind es unbekannte, seltsame Geräusche, unartikulierte Schreie oder auch melodische Klänge, wie Harfentöne. Fragt man die Schwarzen, so wissen sie für alles eine Erklärung; aber ihren Worten hört man die Dichtung an, auch sie kennen die Urheber aller dieser Laute nicht. Viel gewaltiger noch als am Tage scheinen die Baumriesen zu beiden Seiten des Weges in die Luft zu ragen. Zahllose Lichter blinken aus dem Gebüsch. Die Lämpchen der Glühkäfer leuchten hier viel heller als in nördlichen Breiten. Ganze Baumstämme, die am Boden modern, erstrahlen in phosphoreszierendem Glanze. Hin und wieder huscht mit dem ihr eigenen lautlosen Flügelschlage eine Eule über den Weg.

Nach anderthalbstündigem Marsche biegen wir von der Telephonstraße ab. Der schmale Buschpfad, den wir jetzt betreten, zwingt uns, in einer Reihe hintereinander zu gehen. Dicht über den Köpfen der Wandernden schlägt das Blättermeer zusammen, und undurchdringliche Finsternis umgibt uns.

Die Laterne wird angezündet, dann geht es weiter.

Einmal macht der Schwarze, der vor mir mit der Laterne schreitet, ein paar schnelle Sprünge. Ich sehe am Boden einen schmalen schwarzen Streifen quer über den Weg gezogen und folge dem Beispiel des Vordermannes. Wir haben die Straße eines Zuges von Wanderameisen gekreuzt. Der Zug hat zwar nur die Breite von wenigen Zentimetern, wo aber sein Weg über eine offene, ungeschützte Stelle führt, ist er von ‚Soldaten' flankiert, die sich durch den Besitz einer mächtigen Kieferzange auszeichnen. Die Vorposten dieser Soldaten sind meterweit und mehr nach beiden Seiten vorgeschoben. Man muß daher schnell die Füße heben, um ihnen nicht Zeit zum Angriffe zu lassen, denn sie können recht empfindlich beißen.

Aus dem Dickicht tönt es jetzt wie fernes Kreischen und Gelächter herüber, gerade als ob irgendwo eine lustige Gesellschaft beim Festmahle versammelt sei.

„Höre, Massa! Die Schimpansen reden im Busch!" ruft mir der Junge zu.

Der Schimpansenherde, die dort für diese Nacht in den Bäumen ihre Nester gebaut hat, wird die zwölfstündige Nacht offenbar zum Schlafen zu lang; sie vertreiben sich die Zeit mit angeregter Unterhaltung, nicht ahnend, daß sie damit den todbringenden Schützen herbeilocken können. Heute aber bleiben sie unbelästigt — es geht auf wertvolleres Wild!

Wieder macht mein Vordermann einen plötzlichen Sprung, diesmal nach rückwärts. Er stößt einen halblauten Schrei aus, und große Aufregung bemächtigt sich meiner Begleiter: Im letzten Augenblick noch hat er eine Schlange bemerkt, auf die er um ein Haar getreten wäre. — Die Schlange räumt das Feld, und wir ziehen weiter.

Trotzdem der Urwald außerordentlich reich an Schlangen ist, stört man bei Tage nur selten eines dieser gefürchteten Reptilien auf, nachts aber begegnet man ihnen häufig. Der Neger unterscheidet die giftigen Schlangen nicht von den harmlosen. Seine große Furcht vor den ersteren ist sehr berechtigt, denn manche Vipernarten sind höchst gefährliche Gegner. Ich habe Fälle gesehen, in denen auch die sofortige Behandlung der Wunde und Abbindung des gebissenen Gliedes das Opfer nicht hat am Leben erhalten können. Der Europäer hat weniger zu fürchten. Da die Giftschlangen meist nur kleine Tiere sind, können sie mit ihren Giftzähnen das starke Schuhwerk und die Gamaschen nicht durchdringen.

Unser Weg mündet nach einem Weilchen in das Bett eines schmalen Baches ein. Diese natürlichen Pfade durch die Wildnis werden von den Schwarzen mit Vorliebe benutzt. Auf dem weichen Sandboden des Gewässers geht es sich für sie sehr angenehm und erfrischend. Weniger entzückt ist von dem Wechsel der Weiße. Aber schon nach wenigen Minuten, wenn das Wasser in Schuhe und Gamaschen eingedrungen ist und sich am Körper erwärmt hat, empfindet man die Nässe nicht mehr. Die Wasserschicht unter der Fußsohle wirkt dann sogar als angenehme Federung beim Laufen. Nach einer halben Stunde führt der Weg wieder aufs Trockene, und jetzt lichtet sich der Busch. Wir durchschreiten eine kleine Siedelung — vier oder fünf Hütten —, die schon zum Reiche Motabúms gehört. Meine Begleiter rufen die Leute an, die in den Hütten schlafen.

Kaum haben wir das Dörfchen hinter uns, da ertönt von dort her der taktmäßige Klang der Trommel — diese drahtlose Telegraphie oder richtiger Telephonie Zentralafrikas, die viel älter ist als unsere ganze Zivilisation. Gleich darauf erschallt vor uns — nicht mehr allzufern — die Antwort: unsere Ankunft ist gemeldet. Bald öffnet sich das Dickicht von neuem; wir sind am Ziel. Ich sehe nach der Uhr: halb sechs —. Gleich muß die Dämmerung beginnen.

Wie ich ins Dorf trete, kommt mir schon mein Freund Motabúm entgegengehumpelt. Grinsend streckt er mir die Hand entgegen. Er hofft, daß mein Kommen für ihn einen Festtag bedeutet — möge er nicht enttäuscht werden. Der Häuptling hält mir eine längere Rede, von der ich nur wenig verstehe. Bidi wiederholt sie mir auf Negerenglisch. Er zeigt auf einen alten Mann und berichtet, dieser habe die ganze Nacht Medizin gemacht, damit die Jagd glücke. Auch habe er einem Gorilla, der ihm gehorsam sei, befohlen, die Gesellschaft an Ort und Stelle festzuhalten, bis ich käme. Motabúm ist daher sehr zuversichtlich in betreff des Jagderfolges.

„Hoffentlich schieße ich dem Medizinmann nicht gerade seinen Gorilla tot," werfe ich ein.

Ausgeschlossen — meint Bidi — dieser Gorilla sei kugelfest.

Zum Schlusse weist Motabúm auf eine Anzahl Männer hin, die er für mich als Jagdbegleiter ausgewählt hat. Es sind die besten Jäger seines Völkchens, kräftige, mit Speeren bewaffnete Gestalten, die der Bedeutung des Augenblicks entsprechend kriegerische Gesichter schneiden. So viele Leute kann ich nicht brauchen. Wenn man dem Gorilla mit großer Streitmacht auf den Pelz rückt, so fürchtet er die Übermacht und weicht der Begegnung aus. Ich will daher nur einen einzigen Mann haben, der in der Umgegend gut Bescheid weiß. Als mir dieser bezeichnet wird, weigert er sich, ganz allein mitzugehen. Ich muß mich bereit erklären, wenigstens noch einen zweiten am Jagdzug teilnehmen zu lassen. So sind wir also mit Bidi, der meinen Rucksack trägt, zu viert. Wir dürfen keine Zeit verlieren. Ich lasse mir die Mauserbüchse reichen und lade sie mit dem Lochmantelgeschoß: eine Patrone in den Lauf, vier ins Magazin. Dann lege ich den Sicherungshebel herum. Ein paar Patronenstreifen wandern in die Hosentaschen, — und nun kann es losgehen.

Wir können uns nicht auf dem bequemen Wege durch die Farm an die Gorillas heranmachen; das würde sie vergrämen. Um von der entgegengesetzten Seite zu kommen, müssen wir uns in großem Bogen durch das Dickicht hindurcharbeiten. Zunächst wandern wir ein paar Minuten auf einem schmalen Buschpfade entlang, dann geht es in das pfadlose Gestrüpp hinein.

Die Einförmigkeit des Baumbestandes, der sich hier ganz aus den sogenannten ‚Regenschirmbäumen' zusammensetzt, weist darauf hin, daß wir uns im ‚Sekundärwald' befinden. Auf altem verlassenem Farmgelände wächst der Urwald nicht gleich in seiner ursprünglichen Zusammensetzung wieder nach; zunächst überwuchern gewöhnlich die Regenschirmbäume wegen ihres schnellen Wachstums alles andere, und erst nach Jahrzehnten beginnen andere Baumarten sich einen Platz zu erobern. Die Menschenaffen haben für diesen Sekundärwald eine besondere Vorliebe, da er ihnen besonders reichliche Nahrung bietet; und da diese Waldform naturgemäß vor allem in stark bewohnten Gebieten entwickelt ist, so erklärt es sich, warum man die Menschenaffen so häufig in der Nähe menschlicher Behausungen antrifft. Für den Jäger hat der Sekundärwald die unangenehme Eigenschaft, daß in ihm das Unterholz viel dichter und viel verfilzter ist, als im eigentlichen Urwalde. Sich hier in der Nacht beim ungewissen Laternenschein hindurchzuarbeiten, ist keine kleine Arbeit. In der Morgenkühle sind Blätter und Zweige triefend naß vom Tau, so daß ich schon nach wenigen Schritten keinen trockenen Faden mehr am Leibe habe.

Nach kurzem Vorwärtsdringen müssen wir auch die Laterne auslöschen, da ihr Schein uns zu früh verraten könnte. Hoch oben in den Baumkronen heben sich schon die großen gefingerten Blätter deutlich gegen den grauenden Morgenhimmel ab, aber bis zum Boden dringt noch kein Lichtstrahl herunter. Nur auf das Tastgefühl angewiesen, wundert man sich, daß man überhaupt noch vorwärts kommt.

Endlich wird es vor uns heller. Wir treten in eine Farm, die erst seit zwei, drei Jahren verlassen ist. Hier gibt es noch keinen hohen Baumbestand; dafür ragt dichtes ‚Elefantengras' vier bis fünf Meter hoch in die Luft, und zwischen den Grasstengeln ist das Gestrüpp genau so dicht wie im Walde. Der Blick reicht in diesem Gewirr nicht zwei Meter weit; treffen wir hier auf die Gorillas, dann wird es nichts mit der Jagd!

Jetzt stoßen wir auf eine Spur. Weggeworfene Fruchtschalen, faustgroße Ballen ausgekauter Pflanzenfasern lassen keinen Zweifel, wer der Urheber ist. Hier sind die Gesuchten vorbeigekommen. Auf den großen Blättern umgeknickter Zweige liegt noch in Perlen der Tau. Ein Beweis, daß die Spuren von gestern sind. Wären sie von heute, dann wären die Tautropfen ausgewischt.

Lautlos folgen wir der Fährte.

Wie lebendig treten in die Erinnerung die Indianerschmöker und Erzählungen von Jagdabenteuern, die einst den Sinn des Knaben so gefesselt haben! Die romantischen Träume der Kindheit sind hier zur Wahrheit geworden!

Wir kreuzen einen kleinen Wasserlauf. In dem moorigen Boden haben sich die Spuren der Affen in schönster Deutlichkeit abgedrückt. Die Fußspur ähnelt an Form und Größe der des Menschen, hat aber die Besonderheit, daß nur der Hacken und der Innenrand des Fußes bis zur großen Zehe scharf abgedrückt ist, während der Außenrand und die übrigen Zehen undeutlich verstreichen. Diese Verlegung des Schwerpunktes auf den Innenrand des Fußes, die noch ausgesprochener beim Schimpansen ist, hängt natürlich mit der Ausbildung der hinteren Gliedmaßen als Greiffüße zusammen. Viel mehr als die Fußabdrücke fallen die der Fingerrücken in die Augen. Wenn man die Breite der vier muldenförmigen Eindrücke nebeneinander betrachtet, dann bekommt man unwillkürlich Achtung vor dieser Handschuhnummer!

Hinter dem Wasser geht es wieder in den Wald. Es ist inzwischen ganz hell geworden.

Jetzt müssen wir auch das geringste Geräusch vermeiden, denn wir sind ganz dicht an der Stelle, an der die Gorillas gestern gesehen worden sind. Die Nässe des Bodens kommt uns zustatten; feuchte Blätter rascheln nicht und wasserdurchtränkte Aststücke brechen nicht leicht unter dem Fußtritt.

Man sollte meinen, auf der Fährte des Gorilla müßte es dem Menschen ein leichtes sein, durch den Busch zu folgen. Aber man darf sich nicht vorstellen, daß diese Tiere durch das Unterholz eine breite Bresche legen. Mit ihren vier Greifwerkzeugen biegen sie

das Gezweig auseinander und schlüpfen hindurch; nur wenige Hindernisse räumen sie aus dem Wege. Den Mohren freilich macht es mit ihrer nackten eingeölten Haut nur wenig Schwierigkeit, sich durchzuwinden; aber der dem Naturzustande entfremdete Europäer mit seinen Kleidern und Stiefeln muß manchen Schweißtropfen vergießen. An meinem Hemd und meiner Hose hakt jeder Dorn sich fest, und wenn es mir gelingt, den hocherhobenen Fuß über einen querstehenden Ast zu schieben, dann bleibe ich unfehlbar noch mit dem Hacken sitzen.

Knack — da wird in der Nähe ein starker Ast umgebrochen: die Gesuchten sind also schon beim Frühstück! Gleich darauf tönt auch das eigentümliche Glucksen herüber, das der Gorilla bei der Mahlzeit ab und zu mit den Lippen vollführt: „Bag, bag, bag, bag!" — ähnlich klingt es wie das Ausgießen einer Wasserkaraffe.

Vier Augenpaare suchen, nach allen Seiten spähend, das dichte Blätterwerk zu durchdringen. — Ganz langsam schleichen wir weiter.

Da, plötzlich — ein lautes Gebrüll, kurz abgebrochen, unartikuliert —. Der Gegner hat uns erspäht!

Du Chaillu vergleicht das Gebrüll mit dem Rollen des Donners. Ich finde, man macht sich eher eine Vorstellung davon, wenn man sich einen recht bellenden, hohlen Husten unendlich verstärkt denkt. — Jedenfalls klingt es scheußlich, und als ich es das erstemal unvermutet aus nächster Nähe vernahm, fuhr es mir bis in die Knochen. Später habe ich mich daran gewöhnt; aber wie es jetzt an mein Ohr dringt, während ich gerade an sechs Stellen zugleich rettungslos verankert bin und dazu noch die Büchse irgendwo hinten festhakt, so daß ich sie nicht vor mich bringen kann — da ist mir doch nicht wohl zumute. Aber das Gebrüll ist zunächst nur eine Drohung. „Ich warne Neugierige!" — soll es bedeuten.

Ich mache mich frei, und mit schußbereiter Waffe geht es vorsichtig vorwärts, weniger mühsam, da wir, einmal entdeckt, nicht mehr jedes Geräusch ängstlich zu vermeiden brauchen.

Die Spannung ist auf den Höhepunkt gestiegen. — Jetzt muß es sich entscheiden, ob der Gegner sich zum Kampfe stellen wird. Tut er es nicht, dann ist keine Aussicht, einen Schuß anzubringen, denn durch das Blattgewirr sieht man nur wenige Schritte weit.

Auf kein anderes afrikanisches Großwild bietet die Jagd so aufregende Reize; man ist sich dessen bewußt, es mit einem überlegt handelnden Gegner zu tun zu haben. Vor dem annehmenden Büffel oder Elefanten kann ein geschickter Seitensprung den Jäger in Sicherheit bringen — den Gorilla muß man sich mit der Büchse vom Leibe halten.

Plötzlich erschallt das Gebrüll von neuem in unmittelbarer Nachbarschaft. In den Büschen neben mir gibt es ein heftiges Schwanken, ein Knacken und Geraschel . . .

Schleunigst machen wir Front; ich die Büchse im Anschlag, die beiden Wilden mir zur Seite mit hocherhobenem Arme, die Speere stoßbereit: zweifellos ein eindrucksvolles Gruppenbild!

Aber niemand kommt —

Rings um uns her in den Büschen wird es lebendig, man hört die großen Kerle durch das Gestrüpp poltern und von Zeit zu Zeit ihr warnendes oder ärgerliches Gebrüll ausstoßen. Offenbar ziehen sich, wie gewöhnlich, die Weiber mit den Jungen zurück, während die Männer die Angreifer beobachten.

Ich beuge mich ganz tief hinunter, da man dicht über dem Boden noch am weitesten durch das Unterholz sieht. Da bemerke ich die Tiere denn auch als große Schatten, deutlicher, wenn sie sich bewegen, ganz undeutlich, wenn sie stillsitzen. Ihr dunkelgrauer Pelz ist die beste Anpassung an den tiefen Urwaldschatten, die man sich denken kann.

Ein paar Minuten sitzen sie still und fressen, dann laufen sie mit einer Behendigkeit, die man den plumpen Gesellen mit ihren kurzen Füßen nicht zugetraut hätte, ein Stück zur Seite und setzen sich dort wieder zum Fraße nieder. Augenscheinlich bezweckt dieses Hin- und Herlaufen, uns aus verschiedenen Gesichtswinkeln zu betrachten, um sich über unsere Anzahl zu vergewissern.

Unser stilles Verhalten und unsere geringe Zahl scheint ihren Mut zu stärken, denn in ihrem Zickzackkurse kommen sie uns immer näher.

Der kleine Bidi, der sich dicht an meiner Seite hält, bekommt es mit der Angst. „Massa, sieh!" zeigt er fortwährend, und: „Schieß ihn! Schieß ihn!" flüstert er.

Dieses Drängen des Jungen fällt mir mehr auf die Nerven, als die Nähe der gefährlichen Riesen. Ich darf mich nicht zu voreiligem Feuern hinreißen lassen, denn einen Schuß habe ich nur. Geht die Kugel vorbei, dann ist im Augenblick der ganze Spuk verschwunden; schieße ich den Gorilla krank, so ist er bei der kurzen Entfernung vielleicht heran, ehe ich Zeit habe, die Büchse zu repetieren. Schon kann ich wiederholt das Abreißen von Blättern zur Mahlzeit beobachten und sehen, wie einer der Kerle wütend mit den langen Armen auf die Büsche schlägt oder heftig den Stamm eines kleinen Baumes schüttelt. Auch dumpfe, trommelartige Geräusche dringen herüber. Angeblich kommen diese dadurch zustande, daß der gereizte Gorilla sich mit den Fäusten gegen die Brust schlägt; leider habe ich diesen Vorgang nie mit Sicherheit erkennen können.

Endlich setzt sich einer der Gesellen auf etwa fünfzehn Schritte gerade so vor mich hin, daß ich seinen großen unförmigen Kopf deutlich durch das Blätterwerk erkenne. Mit finsterem Blicke starrt er mich an.

Schnell nehme ich ihn aufs Korn. Vom Rumpf ist nichts zu sehen; ich ziele gut handbreit unter das Kinn und drücke ab —

Ein dumpfer, gurgelnder Ton . . . von allen Seiten lautes Brüllen, Knacken, Rascheln . . . die schnell repetierte Büchse schußbereit, die Speere erhoben — aber kein Angreifer läßt sich blicken.

Das Röcheln hat angezeigt, daß der Schuß in der Lunge sitzt. Zu sehen ist von dem Tiere nichts mehr.

Ich habe noch bemerkt, daß ein anderer Gorilla auf den Getroffenen zugelaufen ist und dann schleunigst kehrtgemacht hat. Jetzt ist alles still.

Meine beiden Jagdgefährten fangen an zu rufen, und nach zwei, drei Minuten schon sind ein paar mit Haumessern versehene Mohren zur Stelle, die irgendwo in Rufweite den Ausgang des Abenteuers abgewartet haben. Um uns dem geschossenen Tiere vorsichtig nähern zu können, empfiehlt es sich, einen Freischlag durch das Unterholz zu legen. Auf den ersten Hieb mit dem Haumesser erschallt wieder Gebrüll und Geraschel im Busch, auf den zweiten noch einmal, dann bleibt es ruhig. Auch der letzte noch zurückgebliebene Gorilla ist jetzt offenbar der Gesellschaft gefolgt.

Indem zwei Leute eine breite Gasse durch die Büsche schlagen und ich schußbereit zwischen ihnen schreite, nähern wir uns der Stelle, wo der Gorilla gesessen hat. Da sehen wir ein paar Meter von dem Platze entfernt einen großen zottigen Klumpen am Boden liegen. Mit Mühe halte ich meine beiden Kampfgenossen davon zurück, daß sie ihre Speere nach dem Tiere schleudern und dadurch das wertvolle Fell verderben. Ich bedeute sie, den Gorilla mit dem Ende des Schaftes anzustoßen, indes ich ihn noch einmal aufs Korn nehme. — Er rührt sich nicht mehr.

Jetzt können wir herantreten. Er liegt auf dem Gesicht, wir drehen ihn herum. Ein famoser Kerl! Ein ausgewachsener, noch jugendlicher Mann, ausgestreckt etwa 165 Zentimeter lang.

Nachdem die Spannung gewichen, die alle Sinne auf ein Ziel vereinigt gehalten, merke ich jetzt an der Reaktion, in welche Erregung das Jagdabenteuer die Nerven versetzt hat. Ich habe einen regelrechten ‚Tatterich'. Die Glastäfelchen, die ich dem Rucksack entnehme, um Präparate für die spätere mikroskopische Blutuntersuchung herzustellen, zittern mir in der Hand.

Die Schwarzen wollen dem Tiere Arme und Beine zusammenbinden und es an einer Stange hängend ins Dorf schleppen. Da durch das Zusammenschnüren das Fell leiden kann, veranlasse ich sie, eine Tragbahre herzustellen. Eine solche verstehen die Neger schnell und geschickt aus den an Ort und Stelle vorhandenen Ästen und Lianen zu verfertigen. Während sie daran arbeiten, durchstreife ich das Gebüsch, um die von den Gorillas zurückgelassenen Spuren zu betrachten. Etwa hundert Schritte weiter stoße ich auf die Schlafstelle der vergangenen Nacht. Die Gewohnheit, die Lagerstätte am Boden herzurichten, beweist, daß der Gorilla keinen nächtlichen Angreifer zu fürchten hat, auch den Leoparden nicht. Löwen gibt es nicht im Urwalde. Deutlich kommt durch diese Gepflogenheit auch zum Ausdruck, daß die größten Menschenaffen ausgesprochene Bodenbewohner sind, wie der Mensch selbst. Auf die Bäume steigt der Gorilla nur bei der Nahrungsuche; naht eine Gefahr, so klettert er stets am gleichen Stamme wieder herab. Er ist nicht befähigt, sich wie der Schimpanse, der gewandte Akrobat, hoch in den Lüften von Baum zu Baum zu schwingen. Eine Folge der Entwöhnung vom Leben in den Bäumen ist die kurze Form des Fußes und der Hand. Von allen Affenarten hat allein der Gorilla diese Eigentümlichkeit mit dem Menschen gemeinsam. Bei dem Reichtum des Unterholzes an dornigem Gestrüpp fällt es auf, mit welchem sicheren Blick sich die Affen für den Nestbau solche Stellen auswählen, die keinen einzigen stacheligen Strauch enthalten. Hier knicken sie die in einem Kreise von etwa zwei Metern Durchmesser stehenden Pflanzen nach der Mitte zu um und verflechten sie derartig miteinander, daß ein muldenförmiges Nest entsteht.

Ich zähle dreizehn solcher Nester, die aber nicht regellos nebeneinander liegen, sondern in Gruppen zu zwei, drei oder vier angeordnet sind. Die einzelnen Gruppen sind durch breite Streifen Gebüsch voneinander geschieden. Es ist offenbar, daß innerhalb der Gesellschaft eine deutliche Trennung in Familien besteht. Noch mehr verraten uns diese Nester. Enthält eine Gruppe mehr als zwei, dann sind die übrigen bedeutend kleiner, gehören also der halberwachsenen Jugend an. Daraus folgt, daß der Gorilla in Monogamie lebt. — Der Neger könnte sich an ihm ein Beispiel nehmen! Nicht alle Nester befinden sich unmittelbar am Boden. Fast in jedem Familienkreise macht eines eine Ausnahme. Es ist etwa in Meterhöhe auf einem starkästigen Strauche angelegt, indem die Äste teils auseinandergebogen, teils nach der Mitte zu umgebrochen und verflochten sind. Diese Bauart ergibt ein weiches, federndes Lager; es liegt sich darauf, wie auf einer Sprungfedermatratze. Auch bei früheren Gelegenheiten habe ich immer nur ein Nest, niemals zwei, in dieser Weise hergerichtet gefunden, so daß ohne Zweifel nur eines der Geschlechter diese Anlage ausführt. Die Mohren behaupten mit Bestimmtheit, der Mann schlafe in dem bequemen Bette. Ich glaube aber, sie schließen hier nur von sich selbst auf den Gorilla zurück und meinen, bei diesem Waldmenschen müsse das Weib die gleiche untergeordnete Stellung einnehmen wie bei ihnen. Gegen die Richtigkeit ihrer Meinung spricht, daß ich die einsamen Lagerstätten der alten Einzelgänger, auf die ich

oftmals bei meinen Buschstreifereien gestoßen bin, niemals in dieser Weise errichtet gefunden habe. Ich habe den Eindruck gewonnen, daß weibliche Tiere, die Säuglinge haben, sich ihr Lager in der geschilderten Weise bauen. Auf dieser weichen Unterlage können sie das sehr wärmebedürftige Junge gut mit ihrem Körper bedecken, ohne daß es Gefahr läuft, von ihnen im Schlafe erdrückt zu werden. Es ist seltsam, daß Du Chaillu trotz seiner zahlreichen Gorillabeobachtungen niemals die nestartigen Lagerstätten gesehen hat. Er berichtet von Angaben der Schwarzen, daß der Gorilla sich ein Haus baue und auf dem Dache desselben schlafe, und er verweist auch diese Erzählung ins Reich der Fabel. Hier haben wir ein typisches Beispiel, wie die Wahrheit aussieht, die den phantastischen Schilderungen der Schwarzen entspricht; denn wer die vorerwähnten Strauchnester sieht, kann nicht im Zweifel sein, daß der Eingeborene diese Gebilde bei seiner Beschreibung im Auge gehabt hat. Muß der Neger im Freien übernachten, so macht er sich ein primitives Schutzdach gegen einen etwaigen Regenguß zurecht und kriecht darunter. Er legt mehr Wert auf einen Schutz gegen die Nässe als auf eine weiche Unterlage, daher fällt ihm natürlich am meisten auf, daß der Gorilla es umgekehrt macht. —

Inzwischen ist die Tragbahre fertig gestellt und die Beute darauf gelegt. Vier Mann heben die Last auf, und mit Gesang geht es dem nahen Dorfe zu. Der Text dieser Gesänge wird immer schnell improvisiert. Diesmal lautet er etwa folgendermaßen: „Der Weiße hat einen Ngi geschossen! Der Weiße nimmt die Haut und die Knochen, und wir bekommen das Fleisch!“

Im Dorfe ist alles auf den Beinen. Die Weiber, und besonders die Kinder, die noch keinen Gorilla aus nächster Nähe haben betrachten können, drängen sich herzu, um das Ungeheuer anzustaunen. Motabüm ist glücklich in Erwartung des geschätzten Festbratens. Er läßt mir als Stärkung einige Bananen und einen Flaschenkürbis voll Mimbo bringen. Von dem Mimbo nimmt er, ehe er ihn mir reicht, nach Negersitte einen kräftigen Schluck, um darzutun, daß das Getränk nicht vergiftet ist. Mit etwas Brot und Fleisch aus dem Rucksack vervollständige ich das Frühstück, das ich dem bereits knurrenden Magen in Eile anbiete. Dann geht es an die Arbeit.

Der Gorilla wird photographiert, einige Maße genommen, darauf beginnt das mühevolle Abbalgen. Die Schnitte in die Haut werden nicht wie bei anderen Tieren auf der Bauchseite, sondern auf dem Rücken gelegt, damit, falls das Tier später ausgestopft werden soll, auf der nackten Brust keine störenden Nähte sichtbar sind.

Inzwischen treffen noch mein Hausjunge und ein Heilgehilfe ein, die mir bei Morgengrauen gefolgt sind. Sie beteiligen sich an dem mühsamen Werke.

Nachdem das Fell abgezogen ist, gehen wir daran, die Organe herauszupräparieren und das Fleisch von den Knochen zu lösen. Einige Organe werden beiseite gelegt, um später zu Hause konserviert zu werden. Ich untersuche den Darminhalt. Wie gewöhnlich finde ich den Darm vollgepfropft mit großen Massen von Blattresten, untermischt mit den Kernen verschiedener Früchte. Niemals habe ich Spuren gefunden, die auf Fleischnahrung schließen lassen.

Fortwährend muß man bei der Arbeit scharf achtgeben, daß nicht einer der hilfsbereit sich betätigenden Dorfbewohner ein paar Knochen auf die Seite bringt, um sich davon eine Suppe zu kochen.

Es ist schon spät am Nachmittag, als die Arbeit beendet und Fell, Skelett und Organe zusammengepackt sind. Es ist höchste Zeit zum Rückmarsch.

Aber vorher kommt noch die sehnsüchtig erwartete Fleischverteilung. Einen gewaltigen Haufen hat dieser muskulöse Kerl geliefert. Der Häuptling erhält den Löwenanteil. Auch die Jagdteilnehmer werden mit besonders guten Stücken bedacht. — Ich muß bei der Verteilung an die Raubtierfütterung im ‚Zoo‘ denken.

Nicht alle Neger lieben das Fleisch der Menschenaffen. Wie ich dem Heilgehilfen, einem Jaundemann, einen Anteil reichen will, weist er ihn entrüstet zurück. Auf meine Frage nach dem Grunde erklärt er: „No be man?“

Tatsächlich sehen die Neger in dem Gorilla nicht ein Tier, sondern eine Art Waldmensch, und nur die Schwarzen, die Menschenfresser sind — oder waren —, wissen diesen Leckerbissen zu würdigen. Wie mir Kenner verraten haben, soll besonders das Fett im Geschmack nicht von dem des Menschen zu unterscheiden sein.

Sonnentag. Von Frida Schanz

Die Sonne lacht so kerngesund,
Trat so jugendschön in den Raum.
Die Sonne lacht so von Herzensgrund,
Als wär' alles Leid nur Traum.

Kinder, denen kein Mutterherz eigen,
Keine Mutterhand, weich und lind.
Denen möchte die Sonne heut zeigen,
Wie Mütter sind.

Neues vom Büchertisch

Von Karl Strecker

Ludwig Finckh: Die Jakobsleiter (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt) — **Rudolf Hans Bartsch: Ewiges Arkadien!** (Leipzig, L. Staackmann) — **Heinrich Mann: Die Ehrgeizige** (München, Roland-Verlag) — **Wilhelm Meyer-Förster: Die Liebe der Jugend** (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt) — **Hans W. Fischer: Das Weiberbuch** (München, Alb. Langen) — **Kurt Faber: Dem Glücke nach durch Südamerika** (Stuttgart, Robert Lutz)

ie edelste und würzigste Rebe im Weinberg der deutschen Erzählungskunst, Gottfried Keller, hat drei Stecklinge und Ableger gefunden, die Schmack und Blume erkennbar fortpflanzen; alle drei, merkwürdig genug, im Schwabenlande entsprossen. Es sind die drei Freunde: Hermann Hesse, Ludwig Finckh und Emil Strauß. Alle drei haben wir an dieser Stelle nach Verdienst, d. h. mit Liebe behandelt, und so sei auch aus dem Jahrgang 1920 eine der edelsten Trauben von diesen Weinstöcken: **Ludwig Finckhs** Roman **Die Jakobsleiter** zuerst gekostet.

Was Goethe einmal von seinen Gedichten sagte: ‚Es ist keine Zeile darin, die nicht erlebt worden wäre‘, kann Finckh auch von seiner ‚Jakobsleiter‘ sagen, freilich nicht etwa im Sinne der verstorbenen Naturalisten, die wörtliches Abschreiben der Alltagsgeschehnisse für Kunst hielten, sondern im Sinne wahrer Dichtkunst, will sagen im freien sinnlichen und ideellen Auswirken des Erlebten. Nach seiner Vaterstadt Reutlingen führt uns der Dichter, der Hauptstadt des württembergischen Schwarzwaldkreises. Und um uns die Gegend, aber auch die Menschen, von denen er erzählen will, gleich nahe zu bringen und recht eindringlich zu beschreiben, führt er uns mit Michael Rockenstiel und seinem Enkel Martin an einem Vorfrühlingstage zur Umschau die Berghalde hinan. Der Großvater ist erblindet, er sträubt sich gegen die Staroperation, denn — meint er — er kenne die Welt. Aber doch zieht es ihn im Frühjahr immer mit Macht auf den Berg, so oft die Sonne scheint. Da sieht er denn mit den Augen des Enkels, der ihm über alles berichten muß, Berg und Tal der Heimat um sich liegen; er riecht es, daß die ‚Palmenkätzle‘ schon heraus sind, und hört die erste Lerche in den Lüften. „Ich brauch's jetzt nimmer zu sehen, ich kann es alles auswendig.“ Martins Vater Georg Rockenstiel bewohnt das alte Gutshaus am Fuß der Alteburg. Er hat es von einem Verwandten, dem Herrn Staatsrat, geerbt, der nur ein Kind hinterlassen und an das Erbe die Bedingung geknüpft hat, daß Georg Rockenstiel dies Kind, die Regina, mit seinem eigenen Sohn, dem drei Jahre älteren Martin (den wir schon auf der Berghalde kennen lernten), zusammen erziehen und daß die beiden sich einmal heiraten sollten. So wachsen Vetter und Base miteinander als kleine Brautleute auf.“ Ein wunderschönes Kinderleben ist's dort auf dem großen Gutshof mit dem vielen Vieh und den guten Menschen und der schönen Landschaft, ja, gerade das, was uns allen ein bitterer Wermutstropfen im süßen Becher der Jugend war: der Schulunterricht wird den beiden anfangs zu einem Hochgenuß, denn niemand anders als der ebenso gescheite wie gütige Großvater ist in den ersten Jahren ihr Lehrer, und der verstand es wunderbar, auf alle ihre vorwitzigen Fragen eine nachdenkliche Antwort zu geben, vor allem aber Liebe zur Natur und zur Heimat in den jungen Kinderherzen zu wecken. Schnell vergehen die schönen Morgentage daheim, und nun heißt's für die beiden in die richtige Schule und damit in die Stadt gehen. Bei einer befreundeten Apothekerfamilie werden sie untergebracht, und schnell schließen sie mit deren Kindern, zwei Mädchen und einem Buben, Freundschaft.

Es ist die Eigenart dieses Erzählers, daß es ihm nicht auf die Darstellung grober äußerer, sondern auf die stiller innerer Erlebnisse ankommt. So mögen manche Leser, und nicht nur solche, die ihren Geschmack am Kino und an Detektivgeschichten vergröbert haben, die Unterrichtsstunden beim Großvater und die Beschreibung der neuen Eindrücke, welche die beiden Landkinder in der Stadt empfangen, etwa die humorvolle Schilderung eines Wanderzirkus, weitschweifig finden, aber wer sich in die Seele dieser Kinder versetzt, die alles mit feinen, empfänglichen, lebendurstigen Organen in sich hineinsaugen, innerlich noch nicht abgehärtet durch Erfahrungen und Bitterkeiten, der wird gerade die Schilderung dieser Eindrücke einer ‚Wunderwelt‘ auf ihre jungen Herzen zu den Köstlichkeiten des Buches zählen ... Mancherlei Schwankungen und Prüfungen haben diese jungen Herzen in der Fremde zu bestehen, so die Neigung zu den Apothekerkindern, die sogar zu ersten Küssen, aber schließlich doch zu neuem Versprechen des füreinanderbestimmten Paares führen. Die Versuchungen werden stärker. Regina schenkt vorübergehend ihr Herz an einen verführerischen Tunichtgut, der sich als Schwindler entpuppt, und auch Martin verliebt sich als Studiosus der Medizin in ein gesundes, tapferes Mädel, aber sie liebt einen anderen, und er geht still beiseite. Arbeit, nützliches

Schaffen läßt beide von ihrem Liebesleid genesen. ‚Rickele' betätigt sich erfolgreich im Kunstgewerbe, und Martin wird ein tüchtiger Augenarzt. Warum wohl gerade Augenarzt? Der Leser ahnt, daß ihn der Gedanke an den blinden Großvater heimlich hierzu leitet. Und wirklich: von ihm, von seinem lieben Martin, läßt sich der Alte doch noch den Star stechen. Die Operation ist verhältnismäßig leicht. Zum Schönsten in dem Buch gehört die Wiederkehr des Augenlichts bei dem Alten. Noch sind seine Augen verbunden, da führen ihn Martin und Rickele hinaus auf die Wiese. „Es war ein blauer Frühsommertag, die Grillen sangen und die Lerchen stiegen. Rickele nahm ihm den Verband ab. Er hob die Hände. Sein Blick war an den blauen Himmel geheftet.

„Eine Wolke", sagte er. „Und der Wald. Und der Berg. Gebt mir meine Binde wieder, es ist zu viel."

„So mach die Augen zu, Großvater!"

„Ich muß es erst wieder lernen. Es ist alles noch viel schöner geworden, als ich es zuletzt gesehen habe."

Da gab ihm Rickele einen Strauß Blumen in die Hand. An dem roch er und lüpfte die Lider und stahl sich zu ihnen und hielt eine Begegnung wie mit lange vermißten Kindern. Dann schloß er sie wieder.

„Bringet mir eure Gesichter. — So siehst du aus, Regina? Du bist die schönste Blume. Und das bist du, Martin? — Machet Hochzeit, Kinder!"

Und — sie machen Hochzeit. Wange an Wange stehen sie auf der Himmelsleiter, von der der blinde Großvater geträumt.

... Ein tiefes, inniges Buch und unbestreitbar deutsch. Ja, wer wissen will, was deutsch ist (leider wollen das heute wenige), der nehme diese Erzählung zur Hand, er wird es schneller erkennen als aus allen politischen und ethnologischen Lehrbüchern. Freilich hat Finckh auch einige Fehler, die echt deutsch sind und die sein Vorbild Gottfried Keller schon abgestreift oder doch in eine leicht spielende Ironie verwandelt hat: Finckh schreibt zu zweckbestimmt-lehrhaft; man merkt ihm den Beruf des Arztes an (dem er in diesem Buch ein etwas umständliches, aber schönes Loblied singt), er gibt wohlerwogene Vorschriften und will sie befolgt wissen. Aber die Hauptsache bleibt doch, daß diese Lehrmeinung im tiefsten Kern gesund und vernünftig ist. Sie besteht in der Hauptsache darin, daß der Mensch sich selber finden soll auf der Lebensfahrt. ‚Die Welt ist so gut, als du selber bist. Gott, Himmel, Glück — es liegt alles bei dir beschlossen. Das ist das ganze Geheimnis.' Nicht warm genug kann Finckhs neuer Roman empfohlen werden. Den Sinn, den Geist, der ihn von der ersten bis zur letzten Seite erfüllt, den gerade brauchen wir, und heute mehr als je: diesen weltfrohen, tatkräftigen, unverzagten, treuen und innigen deutschen Geist. In ihm liegen die gesunden Wurzeln unserer Wiedergeburt.

Wesensverwandte Züge mit Finckhs ‚Jakobsleiter' weist auch **Rudolf Hans Bartsch** in seinem neuen Roman **Ewiges Arkadien** auf. Nur ist bei Bartsch alles leichter, launischer, kunterbunter, mit einem Wort flacher als bei dem Schwaben. In einem aber stimmen beide überein: in ihrer entschiedenen Abkehr von der Großstadt, in ihrem Preise des Landlebens. Bartsch hat es diesmal besonders auf Wien abgesehen. Natürlich ist er selber wieder der Held seines Romans; diesen kleinen Zug der Eitelkeit nehmen wir schon gern bei ihm mit in Kauf. Er nennt sich Michel Kronawett, und da er diesen Michel offenbar sehr gern hat (er ist ja auch ein lieber Kerl!), ruft er ihn Miki. Miki, der Liebling der Wiener, gefeierter Stammgast ‚in einem stark intellektuellen Stammkaffeehause auf der Wieden in Wien', Miki wird, wenn auch nicht gleich zum Timon von Athen, so doch zu einem ins Fade übersetzten Georg David Thoreau. Er flieht aufs Land, in ein arkadisches Dorf Lindenau zwischen der steirischen Mur und der Koralpe. Was tut Miki dort in der Einsamkeit? Er schreibt — Briefe nach Wien an seine leichtlebigen Freunde, lange Briefe, in denen er sein Arkadien ausführlich beschreibt. Und diese gesammelten Briefe machen das Buch aus. Ein Buch, das zu den schwächsten des Grazer Schnellschreibers mit der frohen Musikantenseele gehört. Das beste daran ist die unfreiwillige Selbstironie, die darin liegt, daß Miki in seinem Arkadien eben doch nichts Wichtigeres zu tun weiß, als kapitellange Briefe nach Wien, nach der abscheulichen ‚wimmelnden Ruine' mit der ‚aufgeregten Hast zuckerkranker Börsenschwitzer' zu schreiben. In Lindenau wohnt Miki bei einer Generalsfamilie, die sich aus dem Zusammenbruch hierher in die Einsamkeit geflüchtet hat. Es braucht kaum gesagt zu werden, daß der General auch eine hübsche Tochter hat, daß Miki sich in sie verliebt und — aber halt! so schnell geht es nicht. Noch kommt eine letzte Versuchung aus der Großstadt. Im goldenen Glanz der Spätsommertage besucht ihn Liesel, sein liebes Wiener Mädel, das sich mit seiner springfrischen Fröhlichkeit im Fluge alle Herzen gewinnt. Aber Liesel kommt nur zum Abschiednehmen; sie will einen reichen Fabrikanten in Troppau heiraten. Und Miki spürt nicht viel mehr als ein bißchen ‚reißende Wehmut' und kehrt sich dann um so entschlossener der Generalstochter zu, die ihn liebt und dem Philosophen und Phantasten ‚eine brave Bauernfrau' sein will. Ob es soweit kommt, erfahren wir nicht, mit gutem Grunde, denn die Überzeugung, daß Miki wirklich das härene Gewand der Entsagung, den rauhen Bauernkittel bis an sein Lebensende tragen werde, ist eben nicht sonderlich stark im Leser, der seinen Rudolf Hans Miki kennt.

Natürlich kann sich Miki Bartsch auch diesmal wieder nicht enthalten, seinen klein-

lichen und unintelligenten Haß auf die Norddeutschen und auf Preußen von sich zu geben. Er schreibt: ‚Preußen hat sich erst großgehungert und dann kleingemault. Wir waren für es (!) das Dressierhündchen, das zuerst Hiebe kriegen, dann Hußhuß lernen mußte und jetzt davongejagt wird, weil das Herrli kein Hunderl mehr ernähren kann'... Niemand wird von Miki besondere geschichtliche Kenntnisse verlangen. Aber da es schade wäre, wenn sein liebenswürdiges und fideles Zupfgeigenherz dauernd von unberechtigter Galle getrübt würde, würde es gut sein, wenn einer seiner Freunde, vielleicht der ‚Mukkerl', an den diese Briefe gerichtet sind, ihm einmal in einer Mußestunde den Band einer Weltgeschichte hinschöbe, in dem die Historie Österreichs um die Mitte des vorigen Jahrhunderts, etwa die Zeit der Olmützer Punktationen, behandelt wird. Ebenso nützlich wäre es, wenn Mukkerl seinen Miki einmal darüber aufklärte, weshalb Deutschland denn eigentlich im August 1914 in diesen Krieg und damit in sein tiefstes Unglück ging. Er würde vermutlich schließen: „Geh, sei net fad', Miki!"

Aber auch wo man Bartsch widersprechen muß, steht er einem an einzelnen Stellen dieses nicht gerade hervorragenden Briefromans mit seiner unbekümmerten Ursprünglichkeit und Wärme noch immer näher als einer jener kalten Ästheten, bei denen Kopf und Herz allzugut isoliert sind. Heinrich Mann ist so einer. Gleicht die Erzählung eines Bartsch — und noch viel mehr die eines Finckh — einem bunten Waldblumengrund, so gleicht die des ‚Europäers' Heinrich Mann einem Eisblumenstrauß, den frostige Betrachtung und nadelspitze Satire arabeskenhaft auf einer Glasplatte darstellen. Seine neue Erzählung ‚Die Ehrgeizige' zeichnet mit der kalt ironischen Überlegenheit, die Mann als Ersatz für Seele und Liebe dient, die Schicksale einer Bürgersfrau, die sehr hoch hinaus will und dank ihrer gewissenlosen Durchtriebenheit auch kommt. Frau Camuzzi, die Gattin eines kleinstädtischen Gemeindesekretärs, geht über Leichen. Die erste ist die des schönen Tenors Stello Gennari, der sterben muß, weil er Frau Camuzzi verschmäht hat. Vier Wochen später verschwindet sie aus der kleinen Stadt und geht nach Florenz zur Einfädelung ihrer abenteuerlichen Pläne. Nachdem sie die letzten Annäherungsversuche ihres spießbürgerlichen Gatten kalt von sich gewiesen, begibt sie sich zu einem alten, aber berühmten Sänger. Aber zwischen den raschelnden Lorbeerkränzen dieses nur noch seinem Ruhm und seinem Wohlbefinden lebenden Maëstro gefällt es ihr nicht lange. Ihr Ehrgeiz weist sie höhere Wege: nach Rom, zu dem berühmten Politiker Conte Malfigi. Zunächst gerät sie an einen falschen, an einen Hochstapler, der sie ihrer letzten Barschaft beraubt. Aber Frau Camuzzi ist zäh. Sie beginnt von vorne und bedient sich dazu aller Mittel politischer und gesellschaftlicher Intrige, ja die zur Betschwester werdende Bajadere vermag nebenbei rückständigem Klerikalismus zum Siege zu verhelfen. Hier stört Heinrich Mann wie so oft durch billige und verbissene Tendenz die künstlerische Wirkung seines Erzählungsbaus, der im übrigen planmäßig von der Höhe, die Frau Camuzzis abenteuerlicher Daseinslauf erreicht — sie wird nämlich wirklich die Geliebte und Lenkerin des richtigen Grafen Malfigi —, in gleichmäßigem Abstieg wieder zurückführt zum Boden, von dem sie ausgegangen ist. Die gealterte Buhlerin liebt zuletzt hoffnungslos einen schönen jungen Mann, der dem ermordeten Stello aufs Haar gleicht und sich lieber erhängt, als sie zu lieben. „Ich hätte es wissen sollen," sagt Frau Camuzzi, „dieser Typus bringt mir Unglück". Sie sehnt sich zurück nach ihrer kleinen Stadt. „Nie hätte ich mich entwurzeln lassen dürfen." Und mit tragikomischer Selbstironie fügt sie hinzu: „Ich war zu gut. Weh dem, der ein Herz hat."

Anspruchsloser als der klug zirkelnde Artist gibt sich der liebenswürdige Wilhelm Meyer-Förster in seinem Roman ‚Die Liebe der Jugend'. Er ist noch immer der Dichter jugendlicher Schwärmerei, der Verfasser von ‚Altheidelberg'. Und noch immer ist ein wehmütiger Grundton freundlichen Entsagens seine eigene Note. Diesmal erzählt er die erste Liebe des Oberprimaners Christoph Vollbrecht zu Lenore, der sechzehnjährigen Tochter des Obersten Brinkmüller. Gerade am Tage vor der großen Abgangsprüfung erhält Christoph vom Obersten mit einem sehr kurzen und wenig angenehmen Begleitschreiben die Briefe und Gedichte zurück, die er im Lauf des Winters an Lenore geschickt hat. Die Folge ist, daß Christoph durchs Examen fällt und Lenore in ein Schweizer Pensionat gebracht wird. Aber Christoph ist ein unternehmender, junger Mann. Statt die großen Sommerferien zum „Ochsen" zu benutzen, pumpt er einen alten Onkel an und reist nach der Schweiz, um Lenore zu besuchen. Es gelingt ihm aber nur, das vor der strengen Pensionsmutter zitternde Mädel auf wenige Minuten zu sprechen. Zur Rückfahrt fehlt ihm das Reisegeld. Kurz entschlossen schreibt der Frechdachs an — den Obersten und bittet ihn um das Geld. Der ist von dieser Keckheit so verblüfft, daß er es ihm wirklich schickt. Im Grunde nämlich hat dem alten Haudegen gerade dieser Streich des Herrn Primaners imponiert, und als Christoph ihn nach seiner Rückkehr besucht, um ihm den Rest des Geldes zurückzugeben, findet er noch mehr Gefallen an seiner offenen, frischen Art. Indessen der Verbindung mit seiner Tochter stehen zu viele Hindernisse entgegen; der Oberst kann nichts weiter tun, als mit Christoph drei Flaschen Rotspohn zu trinken und ihn väterlich zu trösten, zumal Lenore, wie sich aus einem Brief an ihren Vater

ergibt, die Neigung des Herrn Oberprimaners durchaus nicht tragisch nimmt. So verblüht „die Liebe der Jugend“, und wir erfahren noch in einem halb wehmütigen, halb tröstlichen Epilog, daß mehrere Jahre später Lenore mit einem Offizier verheiratet ist und ein blondes Töchterchen hat, während Christoph, ein bekannter Dichter geworden, mit seiner jungen Frau zur Aufführung eines seiner Stücke nach Paris fährt. Man sieht: kein Klang der aufgeregten Zeit drang noch in diese Einsamkeit. Aber das ist gerade das Wohltuende an der schlichten Erzählung, die keine literarischen Ansprüche erhebt.

Das darf man von Hans W. Fischers ‚Weiberbuch‘ nicht behaupten. Der Titel und mehr noch eine auffallende Umschlagzeichnung könnten zu der Vermutung führen, daß sich hier Zweideutigkeiten und Schlüpfrigkeiten anbieten, dem ist nicht so, Hans W. Fischer meint es ernst; er will auch die Literatur der Frauenbewegung nicht vermehren, er will einfach das Thema Weib von allen Seiten beleuchten und es als Kenner, als Beobachter und Liebhaber (natürlich meinen wir nur: Liebhaber des Themas ...) in seinen verschiedenen Abstufungen und Schattierungen erläutern. Er geht dabei von sehr vernünftigen und objektiven Grundsätzen aus. Denn wenn Fischer auch Mann und Weib nicht als gleichartig einschätzt, so doch als gleichwertig; er wertet den Mann nach seinem Range als Schöpfer, das Weib nach seinem Rang als Geschöpf. „Je vollkommener das Weib, um so vollkommener ist der Einklang zwischen ihrem Wesen und ihrer Erscheinung, die auf der höchsten Stufe dessen restloser Ausdruck ist ...“ Das Weib, in dem die ungestörte Einheit des Körpers und der Seele lebt; das Weib, dessen Erscheinung wesenhaft ist — — das ist ‚Sie‘.“ — Merkwürdig, daß sich einzelne Ansichten Fischers über das Weib mit denen des philosophierenden Weltreisenden Grafen Keyserling berühren, so seine Ansicht über das Pflanzenhafte der weiblichen Natur, oder über die amerikanischen Männlein und Weiblein, von denen Fischer sagt: „Der Mann ist nur Arbeiter, nur noch Dollarmaschine, nur noch Mittel, das Weib nur noch Drohne, nur noch Luxusartikel, nur noch Zweck.“

Sehr mannigfach sind die Typen, Angelegenheiten und Fragen des Weibes, die Hans W. Fischer in diesem mit funkelnder Feder geschriebenen Buche behandelt; bei aller Leichtigkeit der Form schreckt er doch vor keiner ernsten Frage zurück. Immer zeigt er sich als Kenner, immer befleißigt er sich strenger Sachlichkeit, so daß sein Buch es freilich weder den waschechten Frauenrechtlerinnen noch den Strindbergianern recht machen wird. Aber die Wahrheit liegt ja nicht in den Extremen. Zu den vielen feinen Charakteristiken des Weiberbuchs gehört die des Backfisches, der Tänzerin oder der Unterschied zwischen dem Weibe als Pflegerin und dem Weib als Arzt.

Eine anschauliche Beleuchtung des Fischerschen Ausdrucks „Dollarmaschine“ gibt das folgende Buch durch seinen Inhalt. Spannend wie ein guter Roman, nur wertvoller, weil hier alles wirkliches Erlebnis ist, liest sich Kurt Fabers Reisebuch: ‚Dem Glücke nach durch Südamerika‘. Faber gehört allerdings nicht zu den vielen Reiseschriftstellern, die den Weg zum Reichwerden im Dollarlande zeigen, oder die alle Augenblicke den Zeigefinger zur Warnung und Belehrung erheben; er ist nichts als Wanderer und Erzähler, aber das gerade: diese Unbekümmertheit, scheinbare Zwecklosigkeit, mit der er frisch und offen seine Erlebnisse zwischen Atlantik und Pazifik erzählt, machen sein Buch so reizvoll. Faber beginnt in Buenos Aires. Sein bißchen Geld ist bald dahin, sein großer Reisekoffer verpfändet, nun heißt es sich mit den Fäusten durchs Dasein schlagen. Arbeit würde er gern tun, aber auch die geringste ist schwer zu finden. Er muß hungern, muß Arbeitslosenunterstützung suchen, muß die Bitterkeit des Kampfes ums Leben bis zur Neige kosten. Als er endlich als Hafenarbeiter eingestellt werden kann, wird er von den organisierten Arbeitern hinausgeworfen, weil er sich nicht zu ihnen bekennt. Bitter ruft er aus: „Was nützt es dir, daß du ein halbes Dutzend Handwerke gelernt hast, wenn du deine Kenntnisse nur verwerten darfst, wofern du der Gewerkschaft angehörst! Du bist vielleicht ein guter Maurer, aber du darfst hier nicht arbeiten, weil du der Gewerkschaft nicht angehörst. Du bist ein tüchtiger Zimmermann, aber kein organisierter; also kannst du hier keine Arbeit bekommen. Mögen sich andere über den Wert oder Unwert der Gewerkschaften den Kopf zerbrechen. Ich weiß nur das eine: der Trieb zur Organisation ist es, der heute unzählige Menschen, die ursprünglich das Zeug zu ganzen Kerlen hätten, in der Philisterhaftigkeit wie in einem Sumpfe versinken läßt.“

Endlich findet er Arbeit bei der Dreschmaschine in der Pampa. Als die Ernte vorüber ist, treibt es den Ruhelosen weiter. Endlich aber erkennt er die Zwecklosigkeit und Mühseligkeit eines auf Schusters Rappen Reisenden in diesen Weiten. „Mit der Eisenbahn geht's doch schneller“ — er wird „Schwarzfahrer“, d. h. blinder Passagier auf den langen Güterzügen, die nach Bolivia hinaufführen, das er sich zum Reiseziel gesetzt. Diese Schwarzfahrten sind besonders anziehend geschildert. So schlägt dieser von der Dämonie der Wanderlust besessene Deutsche sich durch bis zur Küste Chiles, wir finden ihn als Erntearbeiter oder in der Fabrik, beim Salpetergraben, als Dolmetsch, Schauermann, Anstreicher, Ingenieur und „Strandläufer“. Aber auf jeder Seite spüren wir den hemmungslosen Drang in die Ferne, die Wander- und Erobererlust, die dem Deutschen so tief im Blute webt und die hoffentlich bald wieder ausreichende Gelegenheit zur Betätigung findet.

Illustrierte Rundschau

Denkmäler für die Gefallenen — Pillnitzer Werkstätten für Bildwirkerei — Ein neuer Menzel — Clara Ratzka — Zu unsern Bildern — Eine Klarstellung

Vor der blinden Denkmalswut, die während unserer Siege sich kaum noch bändigen ließ, hat uns die Not der Zeit bewahrt. Die Aufträge, die die Allgemeinheit zu vergeben hat, sind dünn gesät. Nur an wenigen hervorragenden Stellen werden sich die Erinnerungsdenkmäler für den Heldenkampf unseres Volkes erheben. Den im Kriege gefallenen 156 560 bayrischen Soldaten soll in der Ehrenhalle des bayrischen Armeemuseums in München ein Denkmal errichtet werden. Auf ein Preisausschreiben sind 171 Entwürfe eingegangen, von denen die der Münchner Künstler Eugen Mayer-Fassold, Hans und Benno Miller, Karl Killer, W. S. Resch und Otto Straub mit je 2000 ℳ ausgezeichnet wurden. Wir zeigen vier der preisgekrönten Entwürfe. Ob eines der Werke ausgeführt wird, steht noch nicht fest. Abgesehen davon, daß die nötigen 100 000 ℳ noch nicht beisammen sind: gegen die Wahl der schlecht beleuchteten Kuppelhalle sind nachträglich starke Bedenken ins Feld geführt worden. — Ihren Gefallenen, Lehrern, Schülern, Beamten, plant die Berliner Universität auch äußerlich ein ehrendes Gedächtnis zu bewahren. Prof. Dr. Hugo Lederer hat dafür eine Gestalt geformt, in der sich die Trauer um den Verlust so viel tüchtigen und hoffnungsvollen Lebens ergreifend ausspricht. Die Namen der 1000 teuren Toten sollen auf vier Pfeilern, die der Architekt Prof. Dr. German Bestelmeyer mit feinem Gefühl für den architektonischen Wohlklang des Ganzen entworfen hat, verewigt werden.

⌘ ⌘ ⌘

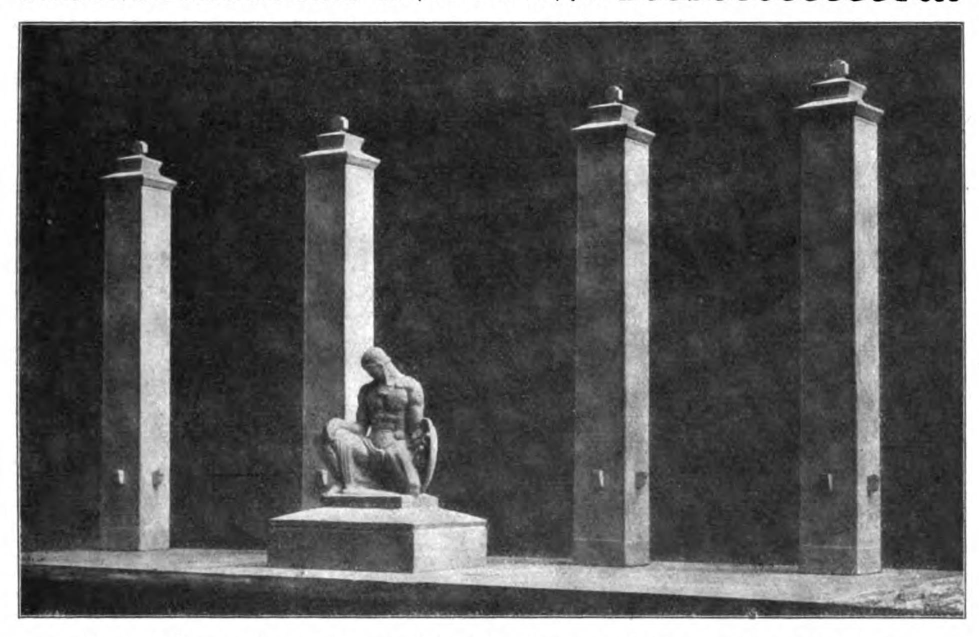


Prof. Hugo Lederer: Entwurf für das Denkmal der Gefallenen der Berliner Universität

Die Bildwirkerei erlebt in Deutschland eine frische Blüte. Der gotische Geist der Einfachheit und Verhaltenheit, der zu den wichtigsten und wertvollsten Triebkräften der neuen Malerei gehört, hat auch die Weberei und zwar sehr glücklich befruchtet. Professor Max Wislicenus in Breslau knüpfte mutig an alte und doch unserem heutigen Empfinden nahverwandte Vorbilder an und erhielt in Wanda Bibrowicz eine handwerklich und künstlerisch bedeutende Genossin. Die in Breslau an der Akademie gegründete Werkstätte fand in einem Flügel des Pillnitzer Schlosses seit dem Oktober 1919 Unterkunft. Hier entwerfen und weben die beiden. Angefangen haben sie nach dem Bekenntnis von Wislicenus wie die alten Ägypter in streng linearen Formen und wenigen einfachen Farben. Sie haben sich bis zur Behandlung des menschlichen Körpers emporgearbeitet. Die hier abgebildeten Stücke gehören zu den wertvollsten Schöpfungen der Werkstatt. Während die Venus von Prof. Wislicenus in Privatbesitz übergegangen ist, freut sich des Franziskus von Wanda Bibrowicz das Breslauer Museum als eines sehr kostbaren Schmuckes.

⌘

Zu dem unbekannten Bilde Menzels, das, neu entdeckt, zum erstenmal hier veröffentlicht wird und dessen hervorragender Wert eine eingehende künstlerische Betrachtung verdient, schreibt uns Dr. G. J. Kern: „Wohl allen Freunden Menzels ist das kleine Gemälde bekannt, das sich früher im Hause des Berliner Bankiers Itzinger befand, aber schon vor

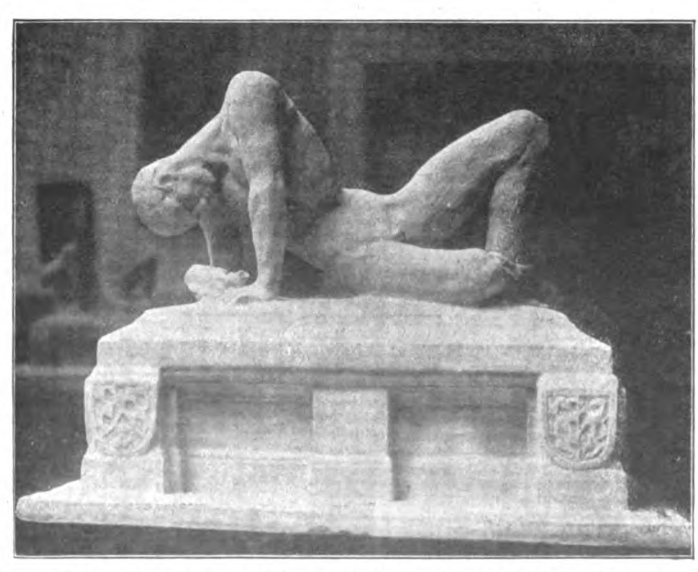


Prof. Dr. German Bestelmeyers architektonischer Umbau zu Prof. Hugo Lederers Denkmal (Aufnahme Linkhorst)

dem Tode Menzels in den Besitz der Galerie Tretiakoff zu Moskau übergegangen ist. Unter den schattigen Bäumen des Luxembourg-Parkes sitzen Besucher; Kinder spielen am Boden; eine kränkliche Dame läßt sich im Rollstuhl fahren. Kühler Waldesdämmer wird nur von wenigen warmen Sonnenstrahlen durchbrochen. An einzelnen Stellen blitzt auf weißen Kleidern oder vergilbtem Laub helles Licht auf.

„Der 1905 von Hugo v. Tschudi, Schwedener-Meyer und mir verfaßte, bei Bruckmann erschienene Katalog der Ölgemälde, Aquarelle und Pastelle Menzels führt das Tretiakoff-Bild unter Nr. 142 auf. Im Motiv erinnert das Gemälde an Menzels Studie ‚Polizist und Dame im Tuilleriengarten', die um 1856 entstanden sein dürfte, und an das ausgeführte Bild ‚Nachmittag im Tuilleriengarten während der Weltausstellung von 1867', das noch im selben Jahre das Atelier des Künstlers verließ.

„Im Berliner Kunsthandel tauchte nun unlängst ein Werk auf, das dem Tretiakoff-Bilde für den ersten Augenblick zum Verwechseln ähnlich ist. Nur bei genauem Vergleich entdeckt man Unterschiede. Es handelt sich um ein Ölgemälde auf Mahagoniholz, das die gleiche Breite wie das Moskauer Bild aufweist, während es sein auf Leinwand gemaltes Gegenstück in der Höhe um zwei Zentimeter über-



Preisgekrönter Entwurf für ein Kriegerdenkmal des Bayr. Heeres
Von W. S. Resch, München

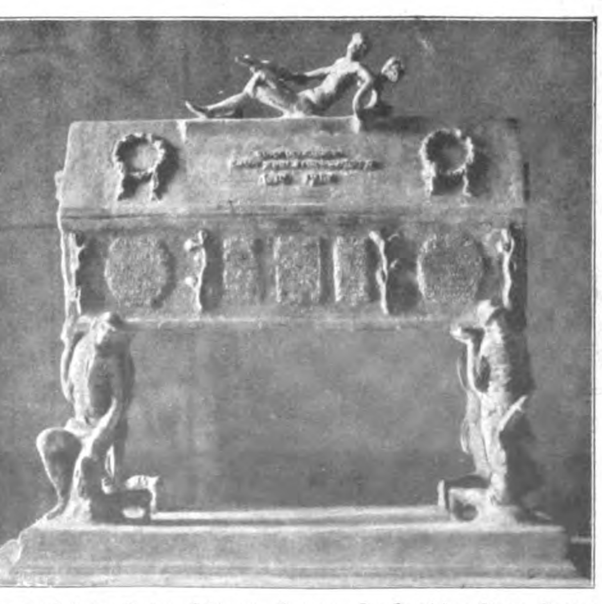


Preisgekrönter Entwurf für ein Krieger-Denkmal des Bayr. Heeres von Otto Straub



Preisgekrönter Entwurf für ein Krieger-Denkmal des Bayr. Heeres von Eugen Mayer-Fassold

ragt. Diese bisher unbekannt gebliebene Fassung trägt keine Signatur. Der wichtigste Unterschied zwischen den beiden Werken betrifft die Darstellung des die Kranke fahrenden Dieners. Im Tretiakoff-Bilde werden sein Kopf und Zylinder von zwei dunklen Baumstämmen der Allee eingefaßt, die ganze Figur steht dort überhaupt vor einem dunklen Hintergrund, so daß die Livree hell von ihm absticht, während seine Gestalt auf dem anderen Bilde in die Lichtzone mit einbegriffen ist und von Lichtstrahlen überblendet wird. Dieses letztgenannte Merkmal ist für die Frage nach dem Meister des Bildes von größter Tragweite, denn sie besagt mit geradezu mathematischer Deutlichkeit, daß eine Kopie nach dem Tretiakoff-Bilde nicht vorliegt. Selbst der geschickteste Kopist wäre nicht in der Lage gewesen, diese Änderung durchzuführen, ohne wenigstens für diesen Teil des Bildes die Eigenart



Preisgekrönter Entwurf für ein Krieger-Denkmal des Bayr. Heeres von Karl Killer

Menzels aufzugeben. Da die genannte Stelle des Bildes indes vollkommen mit den übrigen Teilen des Bildes in der Menzelschen Zeichnung, Farbengebung und Pinselführung übereinstimmt, gewinnen wir die unbedingte Gewißheit, daß das neu aufgefundene Gemälde eine Originalarbeit Menzels vorstellt.

„Die Frage nach dem Verhältnis der Entstehungszeiten der beiden Werke wird durch das Gesagte in dem Sinne beantwortet, daß die mehr studienhafte Berliner Fassung die frühere ist. Da das Moskauer Gemälde das Datum 72 trägt, möchte als Entstehungszeit für das weniger ausgeführte Bild die Zeit des zweiten oder dritten Aufenthaltes von Menzel in Paris, nämlich das Jahr 1867 oder 68 angesehen werden. Wenn sich auch in einzelnen Teilen wie etwa dem Kopf der Dame, die zum Zeitungsleser herüberblickt, bei dem Moskauer Bilde eine schärfere Charakteristik in Haltung und Gebärde kundgibt, so zeigt doch die neu aufgefundene Arbeit, ganz abgesehen von der mehr andeutenden Behandlung eine unmittelbarere Beobachtung der Natur. Sie tritt vor allem in der Wiedergabe des Laubes, das viel reicher und bewegter erscheint als beim Tretiakoff-Bilde, und in der Figur des malerisch unvergleichlich besser wirkenden Dieners auf dem Berliner Bild klar zutage."

⌘ ⌘ ⌘

Auf der letzten Seite der „Rundschau" bringen wir ein Bildnis von Clara Ratzka, der Verfasserin unseres neuen Romans. Wir haben die Dichterin um eine knappe Darstellung ihres Lebens gebeten, und sie schreibt uns:

„Wenn ich in kurzen Worten etwas über mein Leben aussagen soll, so wäre es das: meine Palette hat viele Farben.

„Als Tochter eines Generaldirektors im westfälischen Industriebezirk geboren, hätte ich wohl die Aussicht auf ein breit ausladendes Leben gehabt, doch mein Vater erkrankte sehr früh an einer Nervenlähmung, die ihn auch der Sprache beraubte, und so machte ich meinen ersten Schulweg, etwa im Jahre 1880, in die Domschule zu Münster, dieser alten, wundervollen, frommen und konservativen Stadt, in die sich meine Eltern zurückgezogen hatten.

„Die Stadt, die Krankheit des Vaters und die Traditionen meiner Mutter, die die



Venus. Wandteppich
Entworfen von Max Wislicenus, gewebt von Wanda Bibrowicz



Der heilige Franziskus. Wandteppich. Entworfen und gewebt von Wanda Bibrowicz

Tochter eines westfälischen Rittergutsbesitzers und Landrats war, haben einen festen, strengen Ring um meine überschwenglich phantasievolle und von innen heraus ausgelassene fröhliche Jugend gelegt. — Dann kamen noch drei Jahre Klostererziehung in Holland mit abschließendem Lehrerinexamen.

„Und jetzt, der Reihe nach, eine frühe Ehe mit einem westfälischen Industriellen, Mutterschaft, sehr bewegtes Leben, Losreißen aus diesem Kreise, Übersiedeln mit meinem Kinde nach Berlin, erneutes Studium, das mit dem Doktor der Staatswissenschaften endete, und, dazwischen liegend, Arbeit auf sozialem Gebiete, die mich bis in die tiefsten Schichten führte. Eine neue Ehe, dieses Mal mit einem Porträtmaler, wiederum Gesellschaftsleben und herrliche weite Reisen.

„Doch immer, seit den Kinderjahren schon, wenn auch durch Hemmungen allerart zurückgeworfen, der starke Trieb und Wille, etwas zu gestalten, Eigenes, Besonderes. Vor allem eins zunächst aber: zu erkennen, das Leben und mich selbst. — — —

„Und als ein gutes Stück gelebt war — nicht leicht — da erkannte ich, daß ich nicht schwere Mühlsäcke zu schleppen und gewaltige Probleme zu wälzen habe, sondern daß ich auf jede Art mich selbst geben muß, wie ich nun einmal geworden bin, und so auch ganz einfach erzählen muß, was mir in den Sinn kommt, wie ich es schon als Kind tat, als man meine Phantasie mit großen Scheren beschnitt. Um mich blickend sehe ich das Leben reich, stark, unerschöpflich — und die Arbeit lockt und drängt.



Im Luxenbourg-Park. Neuentdecktes Gemälde von Adolph von Menzel

„Umwege? Ja, Umwege habe ich gemacht, aber das schadet nichts."

❦ ❦ ❦

Den künstlerischen Eindruck des Heftes bestimmt **Fritz Erler**, dem auch zwei der Einschaltbilder vorbehalten sind. Zwischen S. 472 u. 473 bringen wir das Landkartenzimmer aus der Wiener Albertina von dem 1866 in Wien geborenen **Alois Hänisch**. Der Künstler, Schüler von Gysis und Löfftz, ist namentlich als farbenfrischer Landschafter bekannt geworden. Auch in diesem Innenraum zeigt er sich als einen geschmackvollen Koloristen. — Von **Karl Piepho** haben wir hier erst kürzlich bei seinem Tode gesprochen. Seine ‚Schlafende Katze' (zw. S. 480 u. 481) zeigt, mit welcher Kraft er auch einen an sich unbedeutenden oder zum Spiel verlockenden Vorwurf zu gestalten wußte. — Den Dichter des Schiller-Romans und des großen Friedrich hat **Erich Büttner** mit eindringender Liebe gemalt. Wir freuen uns, das Bildnis mit einer neuen Arbeit Molos zu veröffentlichen. — Im winterlichen Allgäu schafft **Maximilian Schels**. Ein in Schnee und Sonne gebadetes Bild bringen wir zw. S. 520 u. 521. — Die **Speidel**sche Aufnahme stammt aus schweren Kämpfen um Verdun, aus dem Walde von Avocourt. Sie hat mehr als geschichtlichen, sie hat einen starken Stimmungswert (zw. S. 544 u. 545). — In **Victor Thomas** lernen die Leser einen in einer fast schrullenhaften Einsamkeit schaffenden Künstler kennen, der, ein Sechziger, in verborgener und weltabgewandter Einsamkeit zu starken Leistungen gediehen ist. Seine ‚Künstlerträume' sind eins seiner reifsten Bilder: altmeisterlich im Ton, erzählungsfroh, reich an seelischem Gehalt (zw. S. 488 u. 489). — Das Holzbildwerk ‚Der Kuß' von **Friedrich Thuma** ist in dem Einklang der zarten Bewegung von einer wundervollen Beseeltheit, einer ergreifenden Keuschheit (zw. S. 512 u. 513). — Nach Italien führt uns die Radierung von **Oskar Graf** (Seite 485). Sie nennt sich ‚Papstpalast'; zugrunde liegt ihr der Palast in Viterbo, doch stark verändert. Z. B. wird der heutige Besucher Viterbos den viereckigen Turm, der früher einmal da war, vergebens suchen; das Eingangstor ist vergrößert — kurzum: es kam Graf nicht auf ein Porträt des Palastes an, sondern darauf, den majestätischen Gedanken, der darin steckt, möglichst kräftig herauszuarbeiten. Graf hat Sehnsucht nach Italien, er sammelt die Ansätze zur Größe, die sich unter dem Einfluß der Renaissance bei uns offenbart haben.

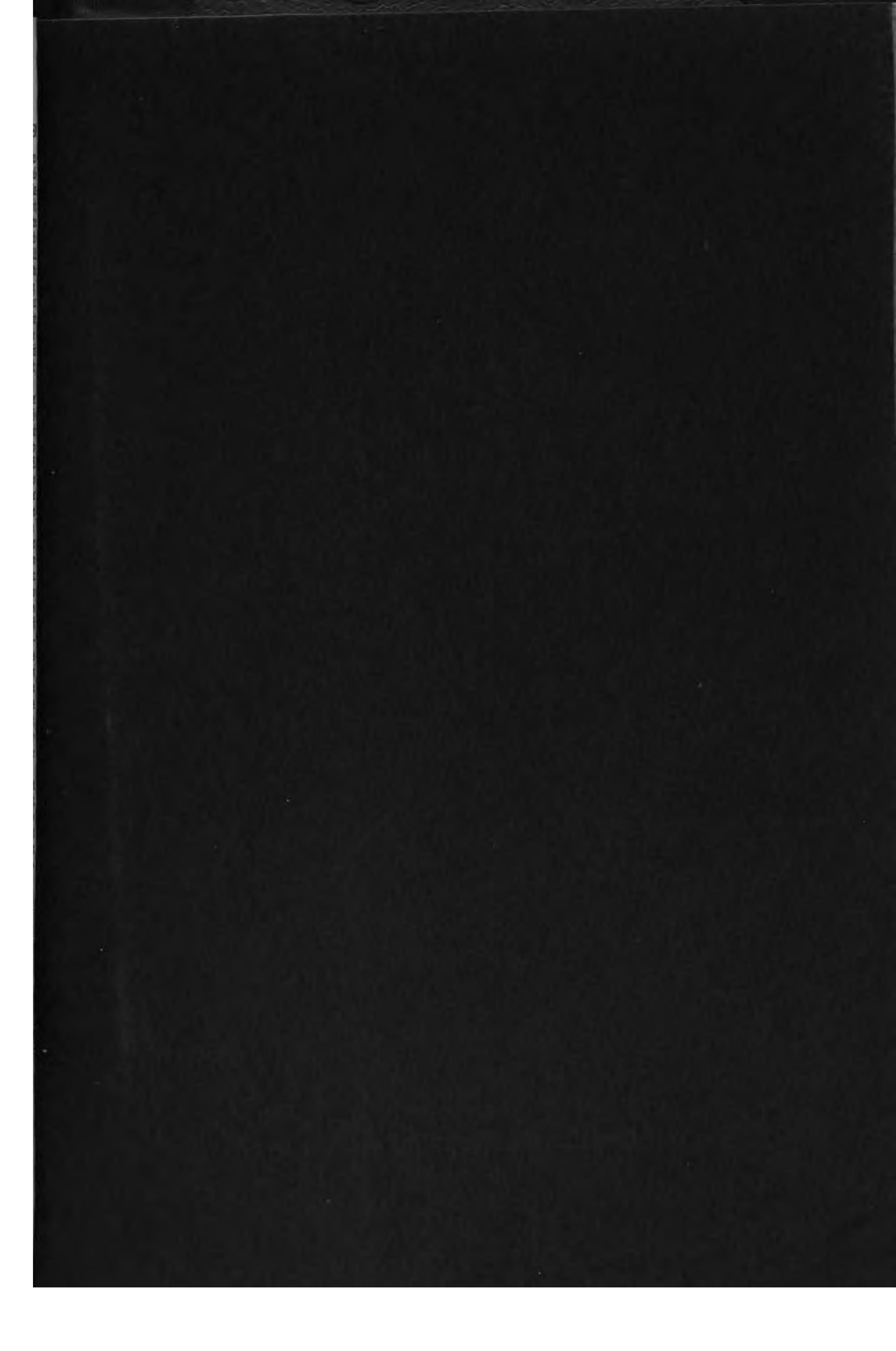


Clara Ratzka, die Verfasserin unseres neuen Romans ‚Sie, die ich nicht kenne.' Gemälde von G. L. Ratzka

❦ ❦ ❦

Zu Höckers Roman ‚**Hans im Glück**' (Heft 1—4) schreibt uns die ‚Gesellschaft für Markt- und Kühlhallen in Berlin', daß sich bei irgendwelchen Bauten *ihrer* Firma ein Unfall der Art, wie er das Lebensschicksal des Baumeisters Hesse und seiner jungen Frau wandelt, nicht ereignet hat. Der Verfasser erklärt, daß sämtliche Vorgänge des Romans frei von ihm erfunden sind; auch die Todesopfer ‚seines' Bauunglücks. Und er fügt hinzu: Die Gesellschaft für Markt- und Kühlhallen ahnt gar nicht, mit wieviel kostbaren Menschenleben ein Romandichter im Lauf der Jahre sein Gewissen belastet!

Herausgeber: Paul Oskar Höcker und Dr. Paul Weiglin
Künstlerische Leitung: Rudolf Hofmann — Verantwortlicher Schriftleiter: Paul Oskar Höcker in Berlin — Verlag: Velhagen & Klasing in Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien — Druck: Fischer & Wittig in Leipzig — Für Österreich Herausgabe: Friese & Lang in Wien I. Verantwortlich: Erich Friese in Wien I, Bräunergasse 3 — Nachdruck des Inhalts verboten. Alle Rechte vorbehalten. Zuschriften an die Schriftleitung von Velhagen & Klasings Monatsheften in Berlin W 50, Tauentzienstr. 7b





Das Lied
Gemälde von Prof. Carl v. Marr



35. Jahrg. / Februar 1921 / 6. Heft

Sie, die ich nicht kenne

Roman von Clara Ratzka

Fortsetzung

Gespenster und Frühlingssturm

Yvonne ging sehr früh zu Bett. Sie und ihre Schwester hatten zwei nebeneinander liegende kleine Schlafkammern.

Als sie zwischen ihren Decken und Kissen lag, warm und ganz geborgen, kam es ihr vor, als läge das Erlebte weit zurück. Es hatte mit ihrem innern Empfinden nichts zu tun. Irgend jemand war gekommen, hatte sie gesehen und an sich gezogen, hatte sie geküßt. Nicht einmal sein Name war haften geblieben. Ein junger Mensch, ein Gymnasiast mit einer blauen Mütze, löste sich aus der spielenden Fläche, die täglich mit all den Menschen an ihr vorüberzog. Er wollte neben ihr hergehen, Teil an ihr haben. Ihre Augen sollten in der Richtung der seinen sehn.

‚Weshalb habe ich nachgegeben? Ich hatte doch gleich gesagt, daß ich ihn nicht wiedersehen wollte.' Das war's: sie hatte nachgegeben. Sie strich mit ihren flachen Händen, die von Herbheit ein wenig nach außen gebogen waren, an ihrem Körper entlang. Es war ihr, als müsse sie etwas beruhigen, glätten.

Marie war einem jungen Seminaristen versprochen. Wie konnte sie nur so still warten? Zwei Jahre schon, und es würden noch viele Jahre vergehen, bis sie seine Frau würde. Und inzwischen? Spürte sie denn nie diese Sehnsucht, dieses Zittern?

Deswegen sollte aber doch nicht ohne weiteres ein Gymnasiast mit einer blauen Mütze und einem Kneifer auf der Nase — gewiß, er trug einen Kneifer, und das war ihr immer ein wenig lächerlich vorgekommen, so altklug philiströs — er sollte nicht kommen und sich jede Vertraulichkeit herausnehmen ... Ja, das waren sie, vertraulich waren sie geworden, sehr schnell, nicht nur durch die Zärtlichkeiten. ‚Wie er mich küßte — unten am Fluß.' Sie legte sich auf die Seite, zog die Knie hinauf und drückte das Gesicht in das kühle Kissen.

Marie kam herein. „Du schläfst wohl schon?" fragte sie gedämpft. Yvonne antwortete nicht.

Ihre Schwester beugte sich einen Augenblick über sie hin, dann ging sie ins Nebenzimmer. Yvonne hörte, wie sie sich entkleidete. ‚Ob sie wohl schön ist? Und ob sie wohl daran denkt? Ob der Seminarist daran denkt? Vielleicht lieben sie sich auf eine ganz besondere Art. Ich möchte das wissen!' Sie richtete sich auf, wollte rufen — nein, lieber allein bleiben und nachdenken.

Sie lag sehr lange wach. ‚Bis alles im Hause still ist,' nahm sie sich vor, denn einmal mußte sie doch dieser Gedanken Herr werden, die immer hin- und herfuhren wie aufgeschreckte kleine Tiere. Und als sie an die hellen kleinen Tiere dachte, da sah sie die Armeleutestube und die alten krummen Bären, die langsam von einer Wand zur andern tappten und mit dem Kopfe wackelten. Der große Kahle stand in der Mitte und trat von einem Fuß auf den andern. Er tanzte. Früher hatten sie einmal gebrüllt und waren wild durchs Land gelaufen. Sicherlich! Sie waren stark gewesen. Hinnerk konnte tolle Geschichten von seiner Walze und den Pennbrüdern erzählen. Wenn es warm wurde und sie alle wieder vor der

Tür saßen, dann wollte sie ihn ausfragen. Bei ihm war nicht alles so verstaubt und zermürbt wie bei dem Kondor und dem Äffchen.

Doch wie sie nun an den Frühling dachte und an den bunten Kamp, da konnte sie sich den Platz nur ganz trübselig, ja unheimlich vorstellen, so wie er an diesem Abend gewesen war. Er warf Blasen. Wenn sie einmal platzten, was mochte da wohl herauskommen? Und die Häuser, hatten sie nicht wie Ertrunkene ausgesehen, die man aufs Land gelegt hat? Sie zog sich ganz zusammen.

Jetzt würde der Gymnasiast sie auslachen. Zu Ostern kam er auf die Universität. So hatte er gesagt. Und Mausi nannte er sie. Da lächelte sie und fühlte, wie der Ton seiner Stimme, der Druck seines Armes um ihren Leib etwas in ihr löste. Genau so wie heute abend unter dem Torbogen. ‚Ich kann es mir zurückrufen,' dachte sie, und sie begann alles noch einmal zu erleben — jetzt, da sie allein war, unbeherrschter. —

Schritte im Hause, immer wieder.

‚Sie sind ganz nah, genau über mir. Und niemand kann mich sehn.' Bei dem Gedanken setzte sie sich aufrecht hin und streifte ihr Hemd von den Schultern. Sie sah sich an und fühlte die Kälte nicht. Dann stand sie auf, ließ das Hemd zurück und ging in kleinen Drehungen und Tanzschritten durch den engen Raum.

Sie zündete das Licht an; die Helligkeit lief bald hier, bald da über ihre Glieder. Ganz verloren war sie in dieses Spiel.

Da tupfte etwas gegen ihr Fenster. Und nochmals — ein drittes Mal. Sie floh entsetzt in die äußerste Ecke.

‚Eine Fledermaus,' dachte sie, ruhiger werdend. ‚Ich lösche das Licht.' Es stand nah am Fenster. Mit zwei langen Sprüngen hatte sie es erreicht.

Sie wagte es nicht, den Vorhang zur Seite zu schieben. Da war die Mulde mit dem Schlick und den Weideninseln, und irgend jemand konnte da unten umhergehn. Sie wollte es gar nicht sehn. Wenn es nun der Mann mit der blauen Pelerine war?

Sie ging zum Bett, zog ihr Hemd an, die Nachtjacke und den kurzen Rock.

Es wollte gar nicht still werden. Und alles, was sie hörte, hatte eine Beziehung zu ihr selbst, es verband sich mit ihren Vorstellungen. Sie öffnete leise die Tür zum Zimmer ihrer Schwester, ging zu ihr hin und kniete sich vor ihr Bett. „Es geht mir nicht gut, Marie," sagte sie leise, „könntest du mich nicht etwas wärmen?"

Die Schwester schlief. Yvonne drängte sie ganz sachte zur Seite und schlüpfte unter die Decke. „Gott, was ist?" sagte Marie erschrocken.

„Ich bin's, Yvonne. Es ist heute so laut, man kann gar nicht schlafen."

„Ach du dumme, lütte Därn," sagte Marie lachend, halb im Schlaf.

„Es ist mir auch so ungemütlich, als wenn ich nicht allein wäre."

„Die Tür ist doch abgeschlossen."

Yvonne krümmte sich und erschauerte. „Es preßt sich durch alle Wände."

„Was — was preßt sich? Du hast wohl Fieber? Gib mal die Hand her. Dein Puls geht ganz schnell. Deshalb brauchst du aber doch keinen Holuspokus zu machen."

„Das sagst du wohl, ich habe aber Angst. Wenn ich im Bett liege und meine Hand heraushängt, dann denke ich: jetzt zupft jemand daran, er liegt unter meinem Bett. Und die Füße mag ich überhaupt des Nachts nicht auf den Boden stellen. Man weiß nie, auf was man tritt."

Marie lachte. „Dann machst du eben das Licht an und siehst zu."

„Ja, das Licht an! Kannst du denn immer deine Arme so ganz einfach aus dem Bett strecken, wenn du meinst, jemand könnte daran ziehn, was ganz Eiskaltes? Oder du griffest zum Beispiel in einen Bart hinein statt zur Kerze hin?"

„Yvonne, Yvonne, was faselst du nur! Ist das deine ganze Krankheit? Oder was denn noch?"

„Wenn ich dir das sage, dann glaubst du, ich wäre schlecht."

Marie suchte im Dunkeln Yvonnes Kopf und streichelte ihre Locken.

„Nein, das glaube ich nicht, wahrhaftig nicht."

„Ich sehe ja ein, daß es nicht sein soll, und ich sagte es auch gleich, und dann gab ich doch nach, und der Gymnasiast brachte mich nach Hause —"

„Was für ein Gymnasiast? Wann brachte er dich nach Hause?"

„Heute — und er hat mich — dreimal hat er mich geküßt."

Jetzt wurde Yvonne ganz wohl. Sie streckte sich lang neben ihrer Schwester aus, und es war ihr nicht anders, als höbe Marie etwas Schweres auf und trüge es aus dem Zimmer.

Marie war eine Weile ganz still. „Kennst du ihn schon lange?"

„Seit heute," sagte eine erleichterte Stimme.

„Und da küßtet ihr euch gleich?"

„Ja — ich weiß nicht — vielleicht ist es immer so." So etwas Ähnliches hatte doch der Gymnasiast gesagt.

„Nein, so ist es nicht immer." Marie

wollte sich ereifern, aber sie besann sich. „Habt ihr euch verabredet?"

„Für Sonntag in Sankt Annen. Nicht wahr, ja, du gehst mit?" Sie schmeichelte an ihrer Schwester herum.

„Ich gehe mit, das schon, aber nur, damit nichts aus dieser Verabredung wird — und nun höre einmal, du dumme, dumme, lütte Därn —" und sie fing an, frisch zufassend, nach der Art ihrer jungen Schwester, damit sie es recht gut verstehen sollte, von den Wundern und Trübungen der Jahre zu sprechen, die zwischen Kindheit und Reife liegen.

„Weil dieser Gymnasiast Zärtlichkeit braucht, und weiß Gott was noch," schloß sie indigniert, „da glaubt er, er könnte nur so auf ein Mädchen losgehn, das ihm gefällt, und sich das alles, mir nichts dir nichts, nehmen. Nein, Yvonne, dafür bist du viel zu gut, hunderttausendmal zu gut. Ich stehe neben dir, darauf verlaß dich. Der soll noch einmal kommen! Man bildet sich ja ein, dieser, gerade dieser eine gibt uns diese wunderlichen Gefühle."

„Die schönen," sagte Yvonne ganz leise.

„Gewiß, schön. Das kannst du auch sagen." Marie war einigermaßen gestört durch diese Bemerkung. „Das ist aber nicht so. Das fühlen wir so, weil wir jung sind, und jeder hübsche Junge gibt sie uns. Das wollen wir aber nicht. Wir wollen doch nur Zärtlichkeit geben, wenn wir jemand mit unserm ganzen Herzen lieb haben. Und der kommt. Du müßtest dich ja unter die Erde schämen, wenn du dich dann vorher schon an diesen und jenen verplempert hättest."

Yvonne blieb still. Das mit dem einen, der kommen sollte, konnte sie sich nicht gut vorstellen, und sie glaubte auch nicht, daß sie sich unter die Erde schämen würde. Das hatte sie eigentlich schon oft in ihrem Leben gesollt. Es war etwas anderes. Sie hatte wirklich keine Lust, in all das einzugehen, was ihr da entgegenkam. Jetzt, wo sie gesprochen hatte, sah es gar nicht mehr verlockend aus. Das war einfach über sie hereingebrochen, war nicht in Sehnen langsam gewachsen und geboren.

Aber die Küsse blieben in ihrem Blute. —

Am Sonntag ging sie mit Marie nach Sankt Annen. Der Gymnasiast saß hinter ihr in der Bank. Sein Atem streifte sie, es war ihr unangenehm. Er flüsterte ihr Worte zu, die sie nicht verstand. Sie war zu erregt und auch zu trotzig. Und bei hellem Tage gesehen: er hatte nicht nur einen Kneifer, er hatte auch Pusteln und setzte die Füße ein wenig einwärts. —

Er versuchte es immer wieder, sich ihr zu nähern, aber Yvonne wich ihm aus. Da kam er ihr eines Tages in der Hauptstraße entgegen, sehr überlegen, stolz in die Brust geworfen, an seiner Seite ein großes, feingekleidetes Mädchen. Als er neben Yvonne war, sah er sie an, grüßte nicht und lachte mit seiner Gefährtin.

Es ärgerte Yvonne ein wenig, jedoch nicht sehr; sie war gerade von andern Dingen erfüllt. Sie hatte mit mehreren Schülern und Schülerinnen der Fortbildungsschule verabredet, einen Reigen auf dem Eise einzuüben. Und der Gymnasiast sah noch manchesmal heimlich und sehr erbittert zu, wenn sie sich drehte, wendete, schräg zur Seite legte und keck in die Höhe sprang.

Und die Herrlichkeit dauerte lange, denn es war ein heller, starrer Winter, der festhielt, was ihm gehörte, und nur der Gewalt wich.

Dann aber stand einer auf, der mächtiger war. Er hatte lange geschlafen, dort wo man über die Wiesen geradeswegs zu dem fremden Lande hinübersah. Er rollte und stöhnte eine Weile, als müsse er die Fäuste probieren und die lahmgelegenen mächtigen Glieder. Und als alles gelenkig und stramm war, just wie im letzten Jahre, da nahm er einen Anlauf — hui, wie flog er über das Land. Ganz plötzlich kam er in voller Wucht über die Stadt. Türen, Fenster knallten, Hüte kollerten und hüpften über die Straßen, die Frauen hielten die Röcke zusammen, und die Kinder kreischten hell auf vor Lust. Er stemmte sich gegen die massigen Patrizierhäuser, die ihre glatten, hochmütigen Gesichter nicht verzogen; er rumorte um die Kirchen herum, als müsse er den Teufel austreiben, der sich vielleicht dennoch irgendwo verkrochen hielt; er stieß und zerrte an den Schindeln, daß die Dachdecker hinter ihren Öfen lachten, und — klirr — warf er noch ein paar Scheiben auf die Straße. Das war so ein Vergnügen.

Die rostigen Dachfahnen knarrten und bekamen plötzlich schnelle Beine, und im Hafen klapperten die hohen Stangen durcheinander. Und als er hier angelangt war und die großen Strecken gefesselten Wassers gewahr wurde, da stemmte er sich gegen die schwere Kruste, daß sie zitterte und dröhnte. Sechs-, siebenmal jagte er über die Wiesen zurück, nahm einen neuen Anlauf, und schließlich krachte das Eis und barst. Man hörte in der Stadt ein mächtiges Läuten. Es kam tief unten aus dem Wasser; es war die befreite Stimme des Stroms.

Nun schwang der Sturm sich hoch empor, jauchzend. Er stieß zwischen die Wolken wie ein Geier unter das Hühnervolk. Sie stoben auseinander, und blau, jung und blau, spannte

sich der Frühlingshimmel. Als er wieder hinabtauchte, war er gesättigt von Wonnen; er trug Verheißungen auf seinen Flügeln.

Hinter ihm her sprang und rieselte es aus tausend Quellen, kleinen, zärtlich warmen. Jeder Busch, jede Pflanze, jeder Grashalm reckte seine Wurzelfasern, wollte seinen Lebenstrank. Und dann hub es an, das Drängen, Schwellen, Atmen, das heimliche Knistern der steigenden Säfte. Der Strom wellte üppig dahin, immer breiter, immer brausender, denn der Sturm und sein junger blanker Sohn schickten ihm wahre Lawinen von Wasser nach. Sie tobten in den Bergen, kamen schnell herunter, lachten über den trunkenen Alten und schlugen Millionen Tonnen den Boden aus. Da gab es kein Halten mehr. Der Strom sprang aufs Land, quirlte und schäumte, tanzte um die Weideninseln, verschluckte sie und klatschte jungenshaft gegen das alte Bollwerk der Stadt.

Die Kinder hatten längst auf ihn gehofft. Jeden Abend liefen sie an seine Ufer und rammten Pfähle ein mit Wimpeln daran. Sie stritten, wetteten, schrien. Jeder schwor auf seine Fahne. Und wenn sie am Morgen kamen, atemlos, glückselig, ehe die Schule begann, dann hatte der Strom die Kühnsten unter ihnen geschlagen.

Schuhe und Strümpfe lagen am Boden, jeder holte seinen Fahnenstock und pflanzte neu auf. Um zwölf Uhr — um zwölf Uhr — wenn doch einmal keine Schule wäre. Nur einmal nicht, im Frühling, wenn der Strom stieg! — —

Die vom bunten Kamp waren immer die ersten. Sie hatten ihr eigenes Meer in der Mulde. Springlebendig standen die Kinder mit Flößen und Bütten bereit, ja ein paar freche Jungens saßen rittlings auf leeren Tonnen. Es scherte sie nicht, daß die nassen Hosen später bearbeitet wurden, bis sie heiß waren. Das war nur einmal im Jahr, die hohe Zeit im bunten Kamp!

„Vater, Vater, sieh nur, da steht unsre Yvonne mit Grete Hestermanns auf einem Floß!“ rief Marie.

Meister Herwethe hatte geschlafen und wollte gerade an die Arbeit gehn. „Was — zum Kuckuck, so ein verrücktes — so eine tolle Därn!“ Er lachte. „Wenn sie nur acht gibt! Da sind tüchtige Wirbel. Sie könnte zum Strom abgetrieben werden.“ Aber zwischen den sorgenden Worten stand das Lachen.

„Die nicht! Sieh bloß, was für eine Kraft sie hat.“ Ein anderes Floß mit roter Fahne, auf der groß und allen kenntlich das Wort Piraten stand, versuchte das Fahrzeug der beiden Mädchen zu kapern. Yvonne stieß mit einer großen Stange abwechselnd nach ihren Feinden und dann wieder auf den Grund. Sie arbeitete sich geschickt hinter eine Insel. Die Tonnenreiter kamen hinzu. „Vorsicht, Yvonne, Vorsicht!“ Herwethe beugte sich aus dem Fenster. Er wußte, daß sie nicht hörte, er rief nur so in den Wind hinein und spürte etwas von der Freude, die ihn jedesmal erfaßt hatte, wenn er in seinen jungen Jahren Brigitte Löbbert sah, wie sie ruderte, lief, tanzte — seine Frau. ‚Wo — wo nur, mit wem?‘ Er schloß das Fenster. „Sag' mal, Marie, wenn ich die Yvonne so sehe — gewiß, heute ist sie 'ne ganz alberne, kindische Därn, aber sonst — wäre es möglich — hält sie es wohl mit jemand?“

„Nein, bestimmt nicht. Das weiß ich. So ist unsre Yvonne nicht!“

‚Aber die Mutter, die war anders,‘ dachte Herwethe und ging trübe zu seinen Uhren.

Als Herwethe jung und kein Meister war

Meister Herwethe war als junger Mann zur Schweiz gewandert — er wollte zur Schweiz wandern. Unterwegs aber blieb er in einer hochgiebeligen süddeutschen Stadt stecken, weil ein Mädchen ihm über den Weg lief. Das war sonderbar genug, denn sie hatte einen hübschen Burschen im Arm und sah Herwethe nur ganz nebenher an.

Er hatte durch einen Bekannten erfahren, daß ein Landsmann von ihm — nicht gerade ein Landsmann, aber doch ein Norddeutscher — Uhrmacher in der Stadt sei und in der Herberge einen Gesellen gesucht hätte. Der Zettel hinge aus, er solle nur hingehn. Nun, er hielt es nicht so genau; er schlenderte ohnehin in der Stadt umher, da konnte er gleich beim Meister Löbbert vorsprechen. Die Straße stieg bergan und wurde so schmal, daß die Giebel sich fast berührten. Die Sonne schien stark und schräg hinein, die eine Seite der Häuser glühte rot auf. Herwethe sah hin und zog dabei die Füße ein wenig nachlässig über das bucklige Pflaster. Er bemerkte es gar nicht, daß er auf diese Weise bis an den Bordstein kam.

„Daß d' sei's Haus net einrennst!“ rief eine Kinderstimme. Da stolperte er auch schon über den Fußsteig.

„Megli, daß er net ganz fest auf die Füß is!“ rief die Stimme wieder.

Herwethe sah auf. Oben in einem Fenster lagen zwei Kinder und lachten. „Das schon,“ rief er zurück, „aber ihr könnt mir gewiß sagen, wo hier der Meister Löbbert wohnt?“

„Meinst, weil er d' Turmuhren macht, da könnt er bloß ganz heroben wohnen?“

„Turmuhren?“

„No ja, Turmuhren! Gengen S' amal a Stückl weiter, glei werden S' 'n hab'n.“

„Danke schön.“ Er zog seinen Hut. Die Locken standen dicht, goldbraun um seinen Kopf. In dem Augenblick kam ein Mädchen an ihm vorüber und sah schnell zu ihm hin. Sie schaute nur auf seine Locken. Er aber sah die ganze Gestalt, wie sie flink und fest vor ihm herging, und folgte ihr.

Gleich an der nächsten Wendung der Gasse, als man dachte, es ginge nimmer weiter, flitschte sie geschwind in ein Haus hinein. Es war ganz breit und einfach, keineswegs so engbrüstig in die Höhe gereckt, wie die andern, und zwischen dem untern und obern Stockwerk stand großmächtig: Franz Löbbert, Werkstatt für Kirchenuhren.

Kirchenuhren, das war nun Herwethes Sache nicht. Er war auf dem Wege zur Schweiz; es ging ihm um die feinen, schnellpulsenden Taschenührlein, aber das Mädel einfach in der Haustür verschwinden lassen und wie ein Tölpel auf der Straße stehn, das paßte ihm nicht. Zudem sah das Haus zwischen all dem Gewinkel so recht behäbig niederdeutsch aus: hier steh' ich, rührt mich nicht an, und so beschloß er, wenigstens einmal beim Meister vorzusprechen.

Er öffnete die breite Tür, ging in den mit Steinfliesen belegten Gang und sah auf einen grünumbuschten Hof. Als er näher kam, sah er, daß sich alles hinter dem Hause wunderbar weitete. Die hohen Giebelhäuser traten völlig zurück, der Hofraum und der große Garten waren wie von rotem Gold ausgegossen. Aus einem Nebengebäude zur linken Hand hörte man Hämmern und Schnurren. ‚Da wird die Werkstätte sein,‘ dachte Herwethe und ging darauf zu. Aus einem großen Fenster sah ihm ein langbärtiger Mann über seine Brille entgegen.

Herwethe trat ein, den Hut ein wenig hebend und dann tief nach unten schwenkend. „Ich bin hier wohl richtig beim Uhrmachermeister Franz Löbbert?“

„Der bin ich.“ Der Alte kam hinter seinem Tisch hervor, drei andre Gesichter sahen von der Arbeit auf.

„Man sagte mir, daß Sie einen Gesellen suchten, da wollte ich mal fragen —“ er stockte. Was sollte er eigentlich hier?

„Sie sind wohl ein Norddeutscher? Wo haben Sie bisher gearbeitet?“ Löbbert streckte die Hand aus, was soviel hieß wie: ‚Gib mal deine Papiere her.‘

„Turmuhren — das habe ich gerade nicht gelernt.“ Er kramte in seiner Tasche. Währenddessen sah Löbbert ihn prüfend an. Die versonnenen Augen des jungen Menschen gefielen ihm. Er schien auch bescheiden zu sein. Herwethe war befangen. Mit seinen Papieren — das war alles in Ordnung, aber er führte den Meister an, und dazu war er noch ein Landsmann.

„Sie können so lange nach draußen hingehn — Herwethe,“ er studierte gerade den Namen, „ich komme nach. Wir bereden das.“ Er liebte es nicht, vor den Ohren der andern Gesellen zu verhandeln.

Karl Herwethe ging also langsam über den Hof. Nun hatte sich schon ein Vers gefunden; er konnte nach dem Mädchen ausschaun. Zuerst einmal sah er nach den Fenstern hin und lauschte; dann wendete er sich, so unbescheiden ihm das vorkam, dem Garten zu. Das war ein wild überwuchertes Stück Erde, wenig Wege, kaum eine Blume, aber prächtige Büsche und Obstbäume, von denen die gelben und roten Kugeln verlockend hinunterlugten. ‚Das reine Paradies, und Eva ist auch da,‘ dachte er und ging leise wie suchend weiter. Da hörte er Stimmen. Es konnte gar nicht weit sein. Er bog Zweige auseinander, überquerte einen Grasplatz, stand wieder vor Gehölz, und da sah er durch eine Lücke im Grünen einen offenen Schuppen, an dessen Rückwand allerlei bunte Figuren, fliegende, stehende, halbzerbrochene, angenagelt waren. Und im Vordergrund stand ein Mann an einem Tisch und bosselte an einer in groben Zügen herausgearbeiteten Frauengestalt aus hellbraunem Holz.

Das Mädchen aus der Gasse — es konnte nur die Tochter des Meisters sein — hatte einen Arm um seinen Hals geschlungen, den andern schob sie gerade durch den des Holzbildhauers und legte ihre Hand fest auf die seine, als wolle sie ihn an der Arbeit verhindern. Der Mann, ein auffallend hübscher, dunkler Bursche, richtete sich lachend auf. Sie rangen in leichten Bewegungen miteinander wie zum Scherz, und dabei sagten sie sich halblaute, wie es schien, zärtliche Worte, die Herwethe nicht verstand.

Das Mädchen mußte sich beobachtet fühlen, denn ihre Augen irrten ab. Herwethe bemerkte es nicht, er war ganz in den Anblick versunken, der sich ihm im Paradiesgarten bot. Der Gesichtsausdruck, die Bewegungen des Mädchens wurden unlustig. Sie sagte ganz laut: „Lassen Sie das sein, Giordini, es ist ein dummer Scherz,“ und sich ganz abwendend, in süddeutschem Dialekt: „I mag nimmer. Sein S' net glei so ausg'schamt!“

„Wer hat angefangen?“ rief der Bursche schauspielerhaft, ließ von dem Mädchen ab und strich sein langes, schwarzes Haar aus der Stirn, das, glatt und stark, fast bis zu den Augenbrauen reichte.

„I sag immer: Sie können und können kein Spaß net verstehn, und i rauf mi halt gern a bissl." Sie verschränkte die Hände überm Kopf und bog ihren reizenden, etwas zur Üppigkeit neigenden Körper hin und her.

„Da raufen S' doch mit wem sonst!" rief der Holzbildhauer kalt, etwas höhnisch und machte sich wieder an seine Arbeit.

Das Mädchen hob dies und jenes auf, zupfte an den Blättern, begann ein Lied vor sich hin zu singen und ging ganz langsam fort, seitwärts in einen halb zugewachsenen Gang hinein.

Herwethe beeilte sich zum Eingang des Gartens zurückzukommen. Ein Scherz war das Ganze? Ein Spiel? Diese süddeutschen Mädchen waren doch ganz anders als die da oben. Das Wesen der Meisterstochter mißfiel ihm, aber mehr als das reizte es ihn. ‚Mit der da möchte ich auch mal ringen,' dachte er, ‚und müßte ich ein paar Monate darum festliegen. Die Schweiz läuft nicht fort.'

Er ging auf den Hof und setzte sich auf eine schmale Bank, die an der Werkstätte stand. Nach einer Weile kam das Mädchen aus dem Garten, einige Äpfel in der Schürze. Sie blieb ungeniert vor ihm stehen, und jetzt konnte Herwethe erst sehn, wie verführerisch sie war. Nicht einmal hübsch war ihr Gesicht, aber sie hatte eine Art, aus ihren funkelnden Augen zu sehn und den Mund zum Lachen zu verziehn, daß es ihm prickelnd durch den Leib fuhr.

„No? Auf was warten denn Sie hier?" fragte sie, nahm einen Apfel, biß hinein und zog kokett kindliche Grimassen.

Herwethe war aufgestanden. „Ich komme um die Stelle beim Uhrmachermeister Löbbert."

„Mein Vater," sagte sie zwischen dem Kauen. „Es ist ihm einer krank geworden."

Der Meister trat unter die Tür. Brigitte nickte ihm zu und ging ins Haus. „Mus kochen!" rief sie und breitete die Schürze auseinander.

„Ich sah schon mal nach Ihnen aus," sagte Löbbert, „hier, Ihre Papiere. Sie werden sich einarbeiten müssen, aber Sie können bleiben."

Die Männer besprachen noch alles Nähere, die Arbeitsbedingungen, Lohn, Zeiteinteilung, und dann meinte Löbbert, er könne gleich übersiedeln.

Herwethe kam es vor, als wäre er mit beiden Füßen in ein rechtes Abenteuer hineingesprungen. Er holte sein Ränzel, und es wurde ihm ein Zimmer angewiesen, das gerade über der Tür zum Garten hin lag in dem ausgebauten Giebel des Walmdaches. Außer ihm schlief noch ein anderer Geselle, Fritz Raindl, in dem solide saubern Raume.

Dieser Fritz kam hinzu, als Herwethe seine Habseligkeiten auspackte. Er pflanzte sich neben ihm auf, pfiff und warf immer einige Brocken hin, wie: „Die Wasch können S' selber machen ... Übers Essen, da is nix zu sagen ... 's Bett is aa net schlecht ... D' Meisterin, dees is a Kreiz ... 's Brigitterl rührt Ihnen nix an — bloß hier und da amal für die Augen vom Vater —" Und so ging das immer weiter, während Herwethe alles unterbrachte, vor den kleinen Spiegel trat und sein Haar bürstete und dann die Kleider.

„A ganz an eigener sein S'," sagte Fritz und klopfte bloß einmal leicht über seine Rockärmel. „Da, kommen S' schon!" und er öffnete die Tür.

„Was ist denn mit der Meisterin?" sagte Herwethe, als sie die Treppe hinuntergingen.

„No, Sie wern S' ja bald segn." Er ging ihm voran in ein geräumiges Zimmer hinein, in dessen Mitte ein gescheuerter großer Tisch stand. Am Kopfende saß eine Frau, so bleich, mit so tiefumschatteten Augen, daß Herwethe erschrak.

„Mutter, das ist unser neuer Geselle, Karl Herwethe," damit machte Löbbert zugleich eine Handbewegung zu den andern Anwesenden hin und nannte sie der Reihe nach, so wie sie gerade standen und saßen, beim Namen: „Niederleitner, Weininger, mein Sohn August, Giordini, unser Bildhauer, Klara Mohn, meine Nichte, und meine Tochter kennen Sie ja."

Brigitte war gerade hereingekommen. Sie trug eine zugedeckte Schüssel in der Hand. In ihrem Haar, das blond und sehr hübsch frisiert war, hatte sie eine hellblaue Schleife. Es fiel Herwethe auf. Für wen putzte sie sich denn? Doch nicht für alle die, mit denen sie schon am Mittag um diesen Tisch herumgesessen hatte. Er mußte immer wieder zu der Schleife hinsehn, von dort in ihre Augen und zu dem Bildhauer hinüber.

Der saß vornübergebeugt und löffelte die dicke Suppe. Er hatte ein ovales, bräunliches Gesicht, große schwarze Augen und eine kühn geschnittene Nase. Seine Haltung, sein ganzer Ausdruck, seine Schweigsamkeit, alles sagte deutlich: ‚Ich kann tun und lassen was ich will, ich bin halt doch der schöne Sandro.' Je länger Herwethe ihn beobachtete, um so mehr vertiefte sich dieser Eindruck. Man sprach überhaupt nicht viel. Das ging wohl von der Meisterin aus. Sie zitterte beständig, hatte ein schlaffes Gesicht, und Klara Mohn, die neben ihr saß, steckte

ihr jeden Bissen in den Mund. Doch die Augen der Frau gingen groß und prüfend von einem zum andern, und wenn jemand eine Äußerung tat, die nach ihrer Meinung verkehrt oder unangebracht war, dann tippte sie mit den Fingern der einen Hand, die auf der Platte lag, schnell hintereinander auf den Tisch, als wollte sie sagen: das ist ja Unsinn, schwatz' nicht so viel. Sie hatte überhaupt eine eindringliche Art, die andern Menschen zu beherrschen. Das lag schon in ihrem Blicke, der sich ganz gerade in die Augen hineinsenkte und der festhielt, solange er wollte. Es kam auch vor, daß sie sich mit einer unsicheren, schleppenden Stimme an dem spärlichen Gespräch beteiligte, jedoch niemals, um zu erzählen, sondern nur, um etwas richtigzustellen oder zurückzuweisen.

Auch ihre Tochter Brigitte sah die Tischgenossen oft und ziemlich hartnäckig an, doch so, als wolle sie ein heimliches Einvernehmen herstellen. Ihrem Vater und Klara Mohn begegnete sie sehr achtungsvoll, ja es schien fast, als ducke sie sich unter jedes Wort, das ihr Vater sprach.

Der saß breit und ruhig da, nahm von keinem viel Notiz und ließ es sich schmecken. Wenn er an jemand das Wort richtete, dann war es immer an Niederleitner, den Altgesellen, einen mageren Menschen mit wild durcheinanderstehendem, graublondem Haar, einer zweimal eingeknickten Nase, kleinen Augen, die nahe beieinander standen, und einem überhängenden, buschigen Bart. Das Kinn zeigte graue Stoppeln.

Weininger war untersetzt, von ganz gewöhnlichem Äußern und etwas groben Manieren. Er hatte jedoch fröhliche Augen und lachte fast zu allem, was gesagt wurde, wenn auch nicht die geringste Veranlassung für Heiterkeit herauszufinden war.

Dann saß da noch der Sohn August. Er konnte höchstens vierzehn Jahre alt sein, machte einen kränklichen Eindruck und tat, als ginge ihn die ganze Tischgesellschaft nichts an. Er hatte ein Buch auf den Knien liegen, in das er immer wieder hineinsah, trotzdem die Mutter es ihm untersagt hatte. Schließlich langte der Vater über den Tisch, ließ sich das Buch geben, betrachtete es mißbilligend und legte es neben seinen Teller. „Ich meine, du hättest genug andre Dinge, mit denen du deinen Kopf anfüllen solltest."

Später erfuhr Herwethe, daß August Gymnasiast war und daß auch zwei ältere Brüder von ihm auswärts studierten. Der eine wollte Baumeister werden, der andre Arzt. Nun, ihm konnte das gleich sein, er hatte die Füße unter Meister Löbberts Tisch gestellt, weil sie einem Mädel nachgingen. Am meisten interessierte ihn natürlich der Italiener. Er schnitzte Figuren für große Kunstuhren, die bei einem bestimmten Glockenschlag irgendwelche merkwürdige Dinge vollführen sollten, und er verstand auch etwas von der Technik solcher Uhren. Wo der nicht alles gewesen war! Man mußte staunen. Er erzählte wahre Wunderdinge, jedoch niemals in Gegenwart des Meisters. Dann konnte Brigitte ihn mit glänzenden Augen und leicht offenstehendem Munde betrachten. Ja, er war schon ein Kerl, das mußte man ihm lassen.

Gleich an Herwethes erstem Abend erzählte Giordini von einem Ritt durch die Abruzzen, den er gemacht haben wollte, und er brachte alles so plastisch heraus und rückte die Gefahren so nahe, daß man förmlich für ihn bangte. Sagte aber jemand ein besorgtes Wort, dann wandte er sein kühnes Profil herum, machte eine unsäglich wegwerfende Handbewegung und sagte: „Eine grenzenlose Lappalie," was auf Herwethe sehr komisch wirkte.

Er hatte sich diesen Ausdruck ganz und gar angewöhnt, und als Herwethe ihn eines Tages auf den Widersinn aufmerksam machte, sagte er sehr überlegen: „Wissen Sie, was Sie da sagen? Ich habe die deutsche Sprache studiert, Sie haben sie aufgelesen." Und man stimmte ihm im allgemeinen zu, denn schließlich, gewiß, man hatte seine Sprache auf Gassen, Treppen und in durchaus ungelehrten Schulen einfach gefunden und ohne viel Nachdenken hingenommen; dieser Italiener aber, der sich rühmte, vier lebendige Sprachen zu sprechen, ließ es sich angelegen sein, seinen Genossen täglich einzuprägen, daß er ihnen weit überlegen sei und nur aus einer gewissen Treuherzigkeit mit ihnen kameradschaftlich verkehrte. Dabei konnte er freundlich und vertraulich sein, wie kein andrer. Es schien oft, als hätte er es darauf angelegt, alle zu bezaubern und ihnen so recht herzlich unter die Augen zu stellen, was für ein goldechter Kerl er im Grunde sei. Freilich, immer konnte man das nicht so zeigen, denn man war ja ein eigener Mensch, ein Künstler.

Der einzige, der ihm Widerpart hielt, war der junge Raindl. Er saß immer höchst bequem, ja flegelhaft da, auch wenn Klara Mohn und Brigitte zugegen waren, kaute an seinem Pfeifchen und stachelte Giordini zu Übertreibungen an. Wenn er ihn so weit hatte, dann beugte er sich interessiert vor und lachte so impertinent, daß jeder merken konnte, was er damit sagen wollte. Dann geriet der Italiener außer sich und fuchtelte vor Raindls Gesicht herum.

„Gengen S', machen S' kane solche Spaſ-

settel, Sie Nudelschlucker Sie, Sie Orangenfresser, i werd doch net wegen Eahna von der Bank da aufstehn. I kenn doch den Sums und die Rezepterl aa. Wannst über d' Pyrinäen gehst, mußt sei bloß a ganz a kloans Hunderl mitnehmen zwegen die Bären, dann lassen S' di am Leben; wannst auf der hohen See schwimmst, da schluckst alle Täg a Taubenei, damit daß d' an leichten Stuhlgang hast und daß d' Seekrankheit net auffi kimmt, und wannst zufälli in an brennatn Haus stehst, nacha spuckst umananander, gel ja?!" Solche Redensarten warf er dem Erbosten hin.

Dazu kam, daß man Giordini nicht mehr ärgern konnte, als wenn man ihn duzte. Die Gesellen nannten sich alle untereinander Du, auch Herwethe nahm man bald in den vertraulichen Kreis auf, nur der Italiener stand abseits. Er wollte es so. Wenn Raindl ihn duzte, fühlte er sich von seinem Postament herabgezerrt. Es kam vor, daß ihm Tränen der Wut in die Augen traten, aber er vergaß sich nie so weit, daß er den saloppen Burschen anrührte. Gewöhnlich ergriff der eine oder andre für Sandro Partei. Es war auch zu schön, des Abends, halb im Gebüsch, unter den obstbeladenen Bäumen zu sitzen und sich Geschichten zu erzählen.

Wenn Fritz Raindl die Stimmung verdarb, dann konnte Brigitte bleich vor Erregung werden, aber auch Klara Mohn, die viel älter, still und fast gefürchtet war, nahm derartige Störungen übel. Auf ihr ruhte der ganze große Haushalt, denn Brigitte bemühte sich nur, ihrem Vater mit allerlei Artigkeiten unter die Augen zu gehn und im übrigen einen hübschen Anblick zu gewähren. Diese Sommerabende waren Klaras Labsal. Wenn sie so saß und horchte, dann war es ihr, als ob sie in einer Schaubude sei oder durch die Gläser eines Panoramas blickte. Das war früher ihre größte Freude gewesen. Jetzt gab es nur noch das eine für sie: sich nützlich machen, denn sie war sehr arm und mochte nicht unter Fremden dienen. Außerdem war da der Altgeselle. Er würde einstmals das Geschäft übernehmen und auch jetzt hätte er sehr gut eine Frau ernähren können, wenn er nur wollte —

Diese letzte Erwägung hatte ihr schon manchen Seufzer erpreßt. Dennoch war die Sache nicht völlig aussichtslos. Wenn Sandro erzählte, konnte es vorkommen, daß Niederleitners kleine Augen lange Zeit auf ihr ruhten mit einem Ausdruck, der ihr rätselvoll erschien, und so klug und klar sie sonst war, zumal in allen Dingen, die die Wirtschaft angingen, in diesem einen Punkte umzog sie ein leichtes rosiges Gewölk. Es fiel ihr niemals ein, daß Niederleitner einfach von Zeit zu Zeit einen Ruhepunkt für seine Augen brauchte, und das war ihr großes, helles, verständiges Gesicht mit dem glatten Scheitel darüber und der fein getollten Krause um den Hals.

Brigitte war in allem so ganz anders. An ihr war alles Leben, Bewegung und ein kokettes Spiel. Daß sie einem jeden Manne gefiel oder ihm doch wenigstens gefallen würde, wenn sie es nur wollte, das war ihr ganz selbstverständlich. Und ohne dieses Spiel hätte sie gar nicht leben können.

Der Altgeselle und Weininger reizten sie nicht. Anders stand es mit Raindl. Sie hatten monatelang eine kleine Liebelei miteinander gehabt, die von beiden Seiten nicht recht ernst genommen wurde; als aber Sandro kam, hatte Raindl sofort gespürt, daß er nur noch der Hansnarr war. Da drehte er den Spieß um und machte den Italiener lächerlich. Er ließ sich jedoch nicht abhalten, Brigitte gelegentlich auf der Treppe und im Garten zu umfassen und ihr nach gewohnter Art allerlei kecke Dinge zu sagen, als sei der Holzbildhauer ihm niemals ins Gehege gekommen. Und Brigitte, die kein gutes Gewissen hatte und schon mehr als einmal in eine derartige Lage gekommen war, scharmuzierte mit ihm weiter. Nebenher sagten sie sich kleine Bosheiten.

Herwethe hätte Raindl gern nach diesem und jenem ausgefragt, aber der junge Mensch war ein ganz verdrehter Kauz. Kaum, daß sie in ihrem gemeinsamen Zimmer angelangt waren, fing er an zu pfeifen. Er hatte vier Melodien, die er beständig wiederholte, und wenn Herwethe ungeduldig dazwischen fuhr und auf eine klare Frage eine klare Antwort verlangte, sagte Raindl etwa: „Hat oaner schon so was erlebt! Mitten in die schoenste Kolleratüre. Von Musik, da hast koa Ahnung net!" Oder: „Glei, glei, wart no a wengerl!" Und wenn es Herwethe zu lang wurde, dann schlug Raindl den Takt auf dem Tisch, daß es nur so krachte.

Kaum lag er zu Bett, dann fing er an zu philosophieren. „Zu was, wann i fragen derf, ham mir a u—unsterbliche Seel?" Er zog das „U" immer ganz lang hin. „Mei Ruah will i ham. Wann i a Stund und länger g'schnappt hab wia a Karpfen, nacha will i wissen: aus is's, aus! I hab Freud an meim Bett," er klatschte auf das Federkissen, „an a Maaß Bier, an die Maderln — b'sunders an die Maderln. I mach mir gaar nix aus dem ewigen Alleluja. Dees is a Viecherei mit derer u—unsterblichen Seel!" Und wenn Herwethe es dennoch fertig brachte, irgendeine ganz konkrete Frage zwischen seine



Joseph und die Frau des Potiphar. Neuentdecktes Gemälde von Murillo
(Sammlung Felix Schlayer, Madrid)

Betrachtungen zu klemmen, dann sagte er jedesmal: „Sperr d' Augen fei selber auf!" Bei alledem war er aber ein gutherziger Kamerad und den ganzen Tag über zu jedem dummen Schnack aufgelegt. Er sagte oft selbst, wie um sich zu entschuldigen, das Warme, Weiche und Dunkle kremple seine dümmsten Gedanken zu oberst, und dann könne er sie nicht los werden.

Daß Herwethe seine Augen aufsperrte, war selbstverständlich, denn er hing von Tag zu Tag mehr an dem Mädchen. Was er damals im Garten gesehn, trat langsam in den Hintergrund, denn Brigitte hatte eine sehr leichte und kecke Art, bald mit diesem, bald mit jenem irgendeinen Unsinn zu treiben. Sie hatte sich kürzlich, und wenn es auch nur beim Pfänderspiel war, dem Altgesellen einfach auf den Schoß gesetzt und mit einer Kleiderbürste sein Haar bearbeitet. „Damit ein jeder amal sieht, was für ein sauberer Kerl Sie sind," hatte sie gesagt, und ihre Freundinnen standen daneben und kicherten.

Es war Sonntag, und Brigitte hatte sie eingeladen. Man trank draußen Kaffee, später gab es noch einen leichten Wein, Heringssalat und Schüsseln mit kaltem Fleisch und Brot, und dann kam der Tanz auf dem Rasenplatz. Es ging sehr lustig zu, denn Frau Löbbert lag zu Bett und der Meister war im Verein. Selbst August, der magere Gymnasiast, schlängelte sich mit begehrlichen Blicken um den Wein und um die Mädchen herum, wagte es aber nicht, herzhaft zuzufassen. Sein grüblerisches Knabengesicht tauchte immer wieder aus dichtem Gebüsch. Brigitte aber war so ausgelassen, daß man schon ein grämlicher Tropf sein mußte, um nicht angesteckt zu werden. Sie hatte, ehe es zum Tanze ging, ein altes Maskenkleid angezogen, das sie als ganz junges Ding getragen hatte. Zerknitterter Tüll mit grünen Bändern und Silberflitter: eine Elfe, wie sie sagte. Es war sehr kurz und viel zu eng. Bei jeder raschen Bewegung hörte man, wie es irgendwo knackte und riß. Klara Mohn, der sie sonst scheinbar nachgab, hatte gar keinen Einfluß mehr auf sie; vielleicht war es ihr ganz recht, daß Niederleitner Brigitte in dieser Verfassung sah.

„Ich tanz das Kleid in Fetzen!" rief Brigitte immer wieder, und tatsächlich flogen die losen Tüllstücke nur so um sie herum. Durch die geplatzten Nähte sah man ihre Unterwäsche und die glatte, schimmernde Haut. Dazu warf sie die Beine wie ein Clown in die Luft.

Herwethe, der Träumer, warf alle Bedenken über den Gartenzaun. Groß und geschmeidig, wie er war, hob er das Mädchen beim Tanzen bis an seine Brust. Ihre Füße berührten den Boden kaum. Sandro stand mit einer kleinen Brünetten beisammen, seine schönen großen Augen betasteten sie. Die andern stampften und hüpften vergnüglich auf dem Rasen herum. Herwethe führte seine Tänzerin tief in den Garten hinein, dann hielt er plötzlich inne, so daß Brigitte sich an ihn klammerte, um nicht zu fallen. Es war zauberhaft schön. In den Büschen stiegen und leuchteten unzählige Glühwürmchen. Bäume und Gras dufteten. Der Himmel war leicht bewölkt. Das Mädchen stand in ihrem kurzen, duftigen Flatterkleidchen in der grünen Dämmerung.

„Brigitte, das eine möchte ich wissen," und er trat ein wenig von ihr zurück, um ihr Bild besser in sich aufnehmen zu können, „halten Sie es nun mit allen oder mit niemand?"

„Mit mir selbst," sagte Brigitte.

„Was soll das heißen?"

„Es soll das heißen, wie's der Herr versteht," sagte das Mädchen mit einem Knix.

„Ich versteh's aber nicht."

„Amüsieren will i mi halt!" rief Brigitte.

„Und einen Freund, einen einzigen, haben Sie nicht?"

„Naa — noch net!"

Jetzt hätte er beinah zugepackt, denn das Mädchen machte ihm heiß, aber es war die Tochter des Meisters, und so bezwang er sich. Und da sie ihm gerade ins Gesicht hineinblickte und seine Gedanken erriet, lachte sie, schlug nach ihm und sprang davon. Da kam wie ein Schatten der Bruder auf sie zu, ein Bündel unterm Arm. Sein kränkliches Gesicht sah in dieser Beleuchtung gläsern aus. „Zieh dich schnell um," stieß er hervor, „der Vater ist da." Brigitte verschwand. Herwethe aber ging mit widerstrebenden Gefühlen zu den tanzenden Paaren. Mit Sandro war es nicht anders als mit ihm; auch mit ihm hätte sie gerungen, und Raindl, das hatte er deutlich gesehn, den Raindl hatte sie neulich ins Genick gefaßt, geschüttelt und dann ihre Wange einen Augenblick lang an die seine gelegt.

Das kreuzbrave Brigitterl

Um die Zeit, als der Herbst sein Flitterspiel begann und die Welt bald in ein Harlekinkleid schlüpfte und dann wieder trauerte, als wären ihr alle Felle weggeschwommen, als das Wasser vom Kriemhildsberg hinab über die Gasse schoß und aussah, als hätte es erst einmal einen Wunderwald durcheilt, in dem bunte Papageien ihr Gefieder geschüttelt hätten, da ging Karl Herwethe mit einer himmelhohen Liebe herum. Sie stürmet

mit den Wolken und ächzte mit den Bäumen, sie jubelte mit den kargen, aber blitzenden Sonnenblicken der reizenden Brigitte und zitterte unter Kälteschauern, aber sie war nach der zähen Art seiner Heimat fest gewachsen.

Die abendlichen Zusammenkünfte im Garten hatten aufgehört, der Italiener saß viel mit ein paar Landsleuten in einer kleinen Schenke unten in der Stadt, über Raindl war die Lust am Tarocken gekommen, und Weininger stand in dem Verdacht, seinen Rücken in den Sofakissen einer zwar ältlichen und umfangreichen, aber recht begüterten Wittib zu wärmen. Soviel Raindl erfahren hatte, sollte es dort auch nie an einem guten Tropfen fehlen. Einzig der Altgeselle saß regelmäßig im Wohnzimmer, rauchte seine Pfeife und sah Klara Mohn auf die betriebsamen Hände, ohne sich irgend etwas dabei zu denken.

Herwethe schloß sich bisweilen seinem Stubengenossen Raindl an, und wenn er ihm so zusah, wie er mit voller Wucht und tausend drolligen Bemerkungen die Karten herumwirbelte, hinhaute und eine Maß Bier nach der andern heranwinkte, ohne je zu vergessen, daß die Kellnerin angenehme Rundungen hatte, die man nicht ganz vernachlässigen durfte, dann begriff er es vollkommen, daß Fritz Raindl absolut kein Bedürfnis für eine u—unsterbliche Seele hatte. Er selbst war beim Kartenspiel zerstreut.

Die meisten Abende wanderte er zweck- und ziellos umher, nur seinen Gedanken hingegeben. Es kam aber auch vor, daß die Meisterin nach ihm schickte. Das war ihm höchst verwunderlich, ehrenvoll und doch beengend. Es hatte sich einmal so getroffen, daß Herwethe an einem verregneten Abend etwas aus der Zeitung vorlas. Man war länger als sonst um den Eßtisch sitzen geblieben, und Löbbert, dem es zu umständlich war, eine Geschichte zu Ende zu erzählen, die er gerade gelesen hatte — es handelte sich um einen Erpresserprozeß irgendwo im Ausland, der mit vielen Randbemerkungen und moralischen Betrachtungen den Bürgern der giebeligen Stadt vorgesetzt wurde —, hatte die Zeitung herangeholt und sie Herwethe über den Tisch weg gereicht. Der las mit seiner breiten Aussprache und der gleichmäßigen Betonung, die ihm eigen war, sobald er etwas sagen mußte, was in Schulzeiten zurückgriff, den Artikel vor.

Die Meisterin sah ihn all die Zeit über aufmerksam an. Gleich am nächsten Sonntag ließ sie ihn durch Brigitte bitten, ihr doch ein wenig vorzulesen; ihre Augen wären schwach, und er spräche alles so deutlich aus. Sie gab ihm dann selbst ein Buch, das ihm sehr fremdartig vorkam. Es handelte von einem Manne, der weit in der Welt herumreiste und kleine Menschengemeinden aufsuchte oder auch gründete, die jeder Art von Glauben und blindübernommener Sitte abschwörten und lediglich der Wahrheit und einer etwas strengen Nächstenliebe leben wollten. Vielleicht war die Meisterin ein Mitglied dieser Gemeinde, wer konnte das wissen? Jedenfalls war sie mit ganzer Seele dabei, wenn Herwethe las. Dann war alles Leben in ihren Augen gesammelt, während der arme Körper zitternd und hilflos auf einem Ruhebette lag.

Herwethe verstand es wohl, daß sie derartige Bücher nur allein lesen konnte, wenn sie nicht jemanden fand, zu dem sie volles Vertrauen faßte. Bisweilen flocht sie auch einige Betrachtungen ein. Die schleppende, haltlose Stimme konnte sich dann zu schnell aneinander gereihten Worten sammeln, die plötzlich oft mitten in einem Satz stecken blieben, und wenn Herwethe die richtige Fortsetzung fand und mit seinen nachdenklichen Augen in den ihren gleichsam die Gedanken suchte, dann konnte das bleiche, strenge Gesicht minutenlang weich, ja erfreut aussehen.

So spann sich allmählich eine Art von Vertraulichkeit zwischen den beiden an, die jedoch niemals durch Worte angedeutet wurde. Wohl war es Herwethe eine Genugtuung, daß Brigittes Mutter ein gutes Stück auf ihn hielt, aber er hatte nicht die Kühnheit, die Gedanken daran zu einem Hoffnungsgebilde fortzuspinnen. So etwas konnte nur von Brigitte selbst ausgehn. Das Mädchen war in der letzten Zeit recht ungleich, und wenn sie auch mit jedem scherzte, und zwar recht keck, so schien doch etwas unter der Oberfläche zu arbeiten, das ihr keine Ruhe ließ. Sie konnte Tage haben, an denen sie wie von allen bösen Geistern besessen schien.

An einem Abend — Brigitte war gerade wieder ganz närrisch, launenhaft und ungeduldig gewesen — stand sie in der Haustür, als Herwethe eine seiner gedankenvollen Wanderungen antreten wollte.

„Ich gehe mit," sagte sie kurzerhand und ging ins Haus zurück.

Herwethe, der sehr wohl wußte, wie der Meister und die Meisterin über so etwas dachten, ging in das Wohnzimmer und fragte Frau Löbbert, ob sie gestattete, daß Brigitte und er einen Spaziergang miteinander machten. Die Frau saß in der Ofenecke, und er sprach gedämpft, denn Klara Mohn, der Altgeselle und Weininger, der ausnahmsweise nicht bei seiner Wittib war, brauchten

ja nicht jedes Wort zu hören. Die Meisterin nickte nur und sah ihn ernst und fest an.

Brigitte stand in Hut und Mantel auf der Straße. „Sie sind der rechte Tugendbold," sagte sie zänkisch. „Erst fragen, gelt?"

Er ließ es sich aber nicht anfechten. „Wir wollen in die Anlagen gehn," sagte er, „am Kriemhildsberg, man hat von dort einen schönen Blick auf die Stadt."

Sie steckte die Hände mit einer trotzigen Bewegung in die Taschen und ging schnell vorwärts. Eine ganze Weile sprachen sie kein Wort. Herwethe lernte in seinem erregten Innern immer wieder Sätze, die ihr auf eine bestimmte und doch zarte Art sagen sollten, daß er sie in ganz andrer Weise lieb hätte als ihre vielen Freunde, daß er sie hoch hielte und über alle Menschen hoch halten wolle, wenn sie sich entschließen könnte, nur auf eine Weile — und wären es kurze Wochen — alle die Spielerei und die Liebeleien aufzugeben und seine, nur seine Freundin zu sein. Nein, von Liebe wollte er nicht sprechen, Liebe wolle er ja nicht fordern oder erwarten, nur ein ruhiges Aneinanderschließen, Vertrauen und Offenheit.

Und er besann sich, was er ihr von sich selbst offenbaren müßte, um ihr jeden Schritt zu erleichtern, denn daß allerlei Torheit, krauses Zeug und vielleicht auch Schlimmeres hinter der Mädchenstirn da steckte, das hatte er längst bemerkt. Aber wer war vollkommen? Und sie war jung. Ganz kindlich konnte sie sein, so, als ob alles Ungute nur leicht auf der Oberfläche wurzelte und darunter eine helläugige Burschenhaftigkeit säße.

Es war, als ob Brigittes Gedanken sich, wenn auch wohl auf anderen Wegen, zu den seinen herangearbeitet hätten, denn auf dem Plateau blieb sie stehn, stützte sich mit der einen Hand auf die niedrige, bewachsene Mauer und mit der andern, ohne langes Besinnen, auf Herwethes Arm und sagte: „Weshalb können wir nicht öfter miteinander gehn? Mir wird ordentlich leicht davon."

Herwethe aber hielt die Worte gleich fest. „Ist Ihnen denn bisweilen schwer zumute, Brigitte? — Mir sehr oft."

Sie überhörte seinen ermunternden, entgegenkommenden Eifer. „Schwer? Gott — das nicht. Aber allerlei läuft durcheinander, ich kann es nicht so sagen, und es hat auch weiter nichts zu bedeuten; doch ich denke zuweilen: jetzt lehnst du dich an den Karl Herwethe und machst die Augen zu." Und wirklich kam sie dicht zu ihm heran und legte den Kopf an seine Schulter.

Herwethe blieb ganz ruhig stehn. Er wußte, daß es unsinnig und über das hinaus häßlich gewesen wäre, ihre weiche Stimmung auszunützen. So sagte er denn, was er sich lange schon — und auf diesem ganzen Weg so recht eindringlich — überlegt hatte.

„Ja — ach ja," seufzte Brigitte bisweilen. Sie ließ ihn ganz und gar ausreden, so lange, daß Herwethe schier nichts mehr zu sagen wußte und sich schließlich etwas lächerlich vorkam, daß er so wie eine Bildsäule neben einem hübschen Mädchen stand, das immer noch den Kopf an seiner Schulter ruhn hatte. Er hob seine Hand und streichelte Brigitte. Ihr Gesicht schmiegte sich förmlich in die Hand hinein. Unter ihnen flimmerten die vielen Lichter der eng ineinander geschobenen Stadt. Herwethe dachte an die Glühwürmchen im Garten, damals, als sie in dem Tüllfähnchen tanzte und so unbändig lustig war. Ein wenig feierlich sagte er: „Brigitte, das verspreche ich dir, du kannst mit allem zu mir kommen; ich stehe für dich ein und halte dich; nur muß Offenheit zwischen uns sein." Und es schwebten ihm einige besonders eindrucksvolle Stellen aus den Büchern ihrer Mutter vor.

Sie schlängelte sich ein wenig hin und her, reckte sich aus seinem Arm und sah ihn eine Weile an, lächelnd, die Zähne fest auf die Unterlippe gepreßt. Er hätte allzu gerne gefragt, ob sie es immer noch mit keinem halte und alles nur ein Scherz sei, aber er wagte es nicht. Sie hatte ihm die erste Zärtlichkeit gegeben, jetzt galt es, das Mädchen ganz für sich zu gewinnen; freilich, leicht würde das nicht sein. —

Es war, als ob sie den Abend nie ganz vergessen hätte. Bisweilen konnte sie ihn herzgewinnend fragen: „Nicht wahr, Karl, Sie sind doch mein Freund?" und oft war es ihm gar, als drängte sich ihr ganzes Wesen zu ihm hin. Aber zu einer längeren Aussprache kam es nicht mehr.

Sandro Giordini vermied sie fast, dennoch bemerkte Herwethe, daß sie ihn unruhig, ja lauernd ansah, und es kam vor, daß eine unbezähmbare Glut aus ihren Augen brach. Der Italiener beachtete das nicht, er sah sie gar gleichmütig, fast ironisch an. Er erzählte an den langen Winterabenden wie auch früher mit plastischer Lebendigkeit von seinen Abenteuern, und wenn er dann auf ein Weib zu sprechen kam und förmlich zwischen seine Zähne hindurch preßte: „Ich nahm sie, ich hob sie auf, betrachtete sie, fühlte nach ihrem Herzen —" und derartige sozusagen vorbereitende Redensarten mehr, dann sagte Raindl etwa: „Gengen S', lassen S' ab von ihr, denken S' an Eanere u—unsterbliche Seel!" Oder: „Dees is fei fad, nacha is's an alte Schlampen!" Und es war merkwürdig: an diese leidenschaftlichen Aus-

brüche hängte Giordini fast immer einen Schluß, der enttäuschte. Brigitte aber saß schwer atmend da und starrte zu ihm hin.

Zu Weihnachten kamen die Herren Brüder, und die Gesellen hielten sich sehr zurück, trotzdem der Meister sie immer wieder heranzog. Diese Zeit war für Herwethe sehr trübe, denn was hatte er, was war er? Studierte Brüder, das war etwas! Dieses breite Haus, der Garten, die große, schöne Werkstätte — jaja, so ein Mädchen nahm nie einen armen, hergelaufenen Kerl. —

Im Januar mußte Meister Löbbert verreisen. Er und seine beiden Söhne gingen sicher und frohgemut in den klaren Morgen hinein. Brigitte begleitete sie zum Bahnhof. Es handelte sich um einen großen Auftrag, und es mochte einige Tage dauern, bis Löbbert zurückkam. Herwethe hatte zwei Abende der Meisterin vorgelesen und am dritten Tage, seit Löbbert fort war, lag das Buch gar nicht auf dem Tisch. Die Meisterin war sehr müde, aber sie blieb dennoch am Ofen sitzen, und wenn Herwethe gehen wollte, hielt sie ihn mit einer Frage fest. Ihr Gesicht sah erschreckend bleich und sehr finster aus. Schließlich gelang es ihm doch, sich frei zu machen.

Das ganze Haus war wie in tiefe Finsternis vermummt; nur durch das Schlüsselloch des Italieners fiel noch Licht. Sein Zimmer lag quer vor dem Gang. Er war der einzige, der ein Zimmer für sich allein bewohnte.

Herwethe lehnte sich gegen das Fenster und sah hinaus. Raindl schlief. Auch der Garten war sehr dunkel, der Himmel schien sich schwer hinabgesenkt zu haben. Er hörte, wie unten die Türen gingen, Brigitte und Klara Mohn, die Frau Löbbert jeden Abend zu Bett brachte, sprachen noch miteinander. Dann war alles still.

Herwethe verlangte es, noch ein wenig in diese Dunkelheit zu gehn, die sich dicht und beruhigend an ihn schmiegen und seine brennenden Gedanken aufnehmen würde. Er zögerte eine Weile; es kam ihm abenteuerlich vor, schließlich nahm er doch seinen Mantel, zog ihn an, und dann setzte er sich, von neuem unentschlossen, auf den Bettrand.

Nur gerade ein wenig ausstrecken wollte er sich, er konnte ja immer noch gehn. Da schlief er ein.

Er mußte nicht lange und nicht fest geschlafen haben, denn ein schwerer Fall auf dem Gang, verbunden mit einem harten, polternden Geräusch, brachte ihn sofort zurück. Dann folgte ein lautes schmerzliches Stöhnen. Sofort zündete er die Kerze an und trat auf den Flur. Vor der Tür des Italieners lag die Meisterin, hilflos, das Gesicht zum Boden gewandt, der ganze Körper wie verzerrt. Herwethe eilte auf sie zu, stellte das Licht auf den Boden und versuchte die Frau aufzuheben. Sie stöhnte nur um so lauter, schlug aber die Augen auf. Sie versuchte zu sprechen. Es war ihr nicht möglich. Ein Ausdruck unsäglicher Qual lag auf ihrem Gesicht. Irgend jemand mußte doch kommen und helfen. Er schlug gegen die Tür des Italieners, drei-, viermal, es kam keine Antwort.

Aber unten im Hause hörte man Stimmen, und Raindl steckte den Kopf heraus. „So komm doch und hilf!“ rief Herwethe. „Naa, i dank schön,“ sagte Raindl und es war, als spräche er von ganz etwas anderm. Er verschwand sofort wieder. Aber Weininger kam, und unten hörte man Klara nach Brigitte rufen. „Sie hat ihre Tür zugesperrt,“ sagte Klara ganz aufgeregt, als sie den Gang entlang kam. „Kann sie nicht zu ihrer Mutter kommen? Sie muß! Herwethe, helfen Sie anpacken. Was hat sie nur hier oben wollen? So lang ich denken kann, ist sie keine Treppe gestiegen!“ Das sonst etwas stille Mädchen war ganz außer sich.

Nun hatten sich auch die andern eingefunden. Alle standen sie um die unglückliche Frau, die ohne Besinnung war. August, schmal und frierend, rieb den Rücken an der Wand und sagte kein Wort. Er schielte nur zur Tür des Italieners hin. Es war, als ob sein Blick die Augen der andern nach sich zöge; es wurde still. Plötzlich und ohne daß irgend jemand so schnell zu sagen oder auch nur zu denken wußte, weshalb, rannte Weininger, rot im Gesicht, gegen die verschlossene Tür an. Es rührte sich nichts. Weininger sagte kein Wort, stumm, wütend rüttelte er am Schloß. „Himmi — Herrgott — Sakra!“ rief Raindl, der aus seinem Zimmer trat, den Rockkragen hochgeschlagen, laßts doch den Unsinn. Schaffts d' Meisterin nunter und laßt den Italiano schlafen!“

Der Altgeselle und Klara hoben Frau Löbbert auf und schwankten langsam in dem ungewissen Licht davon, bizarre Schatten an die Wand werfend. Weininger stand noch eine Zeitlang schwer atmend da, mit emporgezogenen Schultern und straff zur Erde gesenkten Fäusten, ein böses Flimmern in den sonst so gutmütigen Augen; dann hob er eine kleine Laterne auf, die er vorhin mitgebracht hatte, ging polternd hinter den andern her und leuchtete ihnen.

August stand unschlüssig da. Als Klara und der Altgeselle sich in Bewegung setzten, war er einige Schritte vorwärts gegangen, dann schien er sich zu besinnen; sein mage-

res, müdes Gesicht nahm einen schlau überlegenden Ausdruck an. Von der Mitte des Flurs aus warf er einen langen Blick zurück, so, als ob sein Körper fortstrebte, seine Gedanken aber noch etwas enthüllen sollten.

„No?" sagte Raindl leise und sah ihn scharf an. Da wandte sich das forschende Knabengesicht ab, die schmächtige Figur tappte durch die Dämmerung und verlor sich auf der Treppe.

Herwethe lehnte völlig zerschlagen an der Wand; er war kaum fähig, seine Gedanken zu orden. Raindl trat aus seinen Schlappen und schlich bis dicht zur Tür des Italieners hin. Er lauschte und nickte mit funkelnden Augen zu Herwethe hinüber. Da öffnete sich die Tür, und Brigitte trat heraus. Sie trug einen kurzen Unterrock und war fest in ein langes, dunkles Tuch gehüllt, dessen zipfelige Enden hier und da noch über den Rock hinweg hingen. Man sah nur ihr bleiches, zu Tode erschrockenes Gesicht mit den scheu glänzenden Augen. Als sie die beiden Männer sah, prallte sie zurück. Der Italiener aber wollte die Tür gewaltsam schließen. Raindl stemmte sein Bein dazwischen. Das alles war wie ein grelles, fast zusammenfallendes Geschehn. Herwethe hatte sich vorgebeugt und sah entsetzt auf Brigitte, die ganz langsam einige Schritte vorwärtsging und dann wie erstarrt stehen blieb.

Das auf dem Boden stehende Licht beleuchtete sie; sie sah niemand an. Ihr Blick ging schräg zur Wand hin.

„Schau, 's Brigitterl!" hatte Raindl ganz leise ausgerufen, und dann lauter: „du Dreckskerl, du ölendiger, möchtst fei 's Dirndl aussperren. Aber Red' sollst stehn — mir sollst Red' stehn!"

„Nichts gibt's hier zu reden," sagte der Italiener lebhaft, doch ganz ohne Erregung. „Ich habe noch nie einem Mädchen meine Tür verschlossen. Hab' ich dich geholt, Brigitte, hab' ich dich überredet, habe ich dich nicht oft genug fortgeschickt? Jetzt sag's einmal den Herren hier. Aber sofort!" Brigittes Körper wand sich; sie zog den Kopf ein, als ob neue Schläge darauf fallen könnten. „An den Hals geschmissen hat sich mir das Weibsbild, von allem Anfang an," sagte Sandro zornig, da sie stumm blieb. „Hierher," er zeigte vor sich hin auf den Boden, „hierher, und die Wahrheit gesprochen!"

In dem Augenblick sauste ihm Raindls Faust ins Gesicht. Der Italiener hatte trotz seiner Wut geschickt pariert. Der Schlag traf ihn nur schwach. Er stieß Raindl zurück, riß die Tür zu und schloß ab.

Da erst kam Leben in die verhüllte Gestalt. Sie zog das Tuch mit beiden Händen vors Gesicht, taumelte einen Augenblick, dann huschte sie zur Treppe hin.

„So ein —" Raindl wollte zu einer neuen Beschimpfung ausholen, aber Herwethes Hand preßte sich auf seinen Mund.

„Still bist du, sag' ich dir, keinen Lärm mehr. Vielleicht hat man unten noch nichts gehört."

„Und jetzt moanst, das süße Brigitterl könnt ganz harmlos einischlüpfen zur Mutter und koa Mensch net hätt an Ahnung, als mir zwoa und der da?" und er wies, schon wieder ganz beruhigt, zu der verschlossenen Tür hin. „Naa, mei Liaber, dees gibt's fei net," er schüttelte seine rechte Hand in der Luft herum, daß die Finger flogen, „dees is a zu a saubere G'schicht!"

Herwethe zog ihn ins Zimmer hinein. „Du wirst doch nicht so ein Hundsfott sein und erzählen, was wir gesehn haben? Schon wegen des Meisters und der Meisterin nicht. Was niemand sah, das steht nicht fest. Gedanken sind zollfrei. Du sagst nichts." Seine Lippen bebten.

Fritz Raindl warf sich auf sein Bett und sah ihn aufmerksam an. Er pfiff leise und ging in eine seiner vier Melodien über, dann sagte er gleichmütig: „Wann's aso mit dir steht — nacha — freili — — naa, sei stad — nimm's net schwer — i sag nix." Und er warf seine Kleider auf den Stuhl, drehte sich in seine Decke ein und war kurz darauf fest eingeschlafen.

Und Satanas grinst

Am andern Tage ließ die Meisterin Karl Herwethe zu sich bitten. Es war jammervoll anzusehn, wie sie sich jede Lebensäußerung abzwang. Ihre Augen winkten ihn dicht zu sich heran. Am Fußende des Bettes stand Brigitte. Sie hatte ihr Taschentuch vor das Gesicht gepreßt und weinte. „Sprich," sagte die Mutter streng.

Brigitte senkte den Kopf noch mehr. „Herwethe weiß es und Raindl auch, ich habe dir alles erzählt, die andern," sie schluchzte.

„— wissen nichts Bestimmtes," ergänzte Herwethe den Satz und beugte sich vor. „Niederleitner meinte heute früh, die Meisterin könnte den Weg nur im Schlaf gemacht haben, bei gesunden Sinnen sei es unmöglich." Das Gesicht der Mutter verriet deutlich, daß sie die Absicht des Altgesellen verstand. „Überhaupt redet niemand darüber, auch der Italiener nicht. Er geht, sobald der Meister kommt. Die Tochter kann zur Pflege der Mutter hier im Zimmer bleiben." Herwethe brachte es nicht über sich, den Namen des Mädchens zu nennen.

Frau Löbbert sah in sein Gesicht, das vor

Erregung verzerrt war. „Mutter, sie wissen es **nicht**, wahrhaftig nicht!“ stieß das Mädchen verzweifelt heraus, „auch der Altgeselle nicht.“ Und ehe es Herwethe verhindern konnte, warf sie sich mehr vor ihm als vor der Mutter auf die Knie hin und beschwor ihn, ihr doch zu helfen, alles zuzudecken, bevor der Vater käme, zu verzeihen. Sie hielt gar nicht zurück; wie von schweren Gebresten, so befreite sie sich gewaltsam durch ihre Selbstanklagen. Sie ging weiter als notwendig, sie legte sich förmlich mit allem, was in ihr war, zu Füßen der beiden Menschen hin, die sie liebten. ‚Nun zertretet mich doch, zertretet mich, wenn ihr könnt, aber helft mir,‘ so klang es aus all ihren Worten, ihren Tränen und verzweifelten Gebärden.

Herwethes ganzes Innere wehrte sich gegen das, was er erleben mußte. Er faßte Brigitte an den Armen, zog sie empor und setzte sich auf einen Stuhl. Ein kleiner, ganz kleiner Blitz aus ihren Augen schoß zu ihm hin. Er bemerkte es nicht. „Sie sollen mir das jetzt nicht alles sagen — — hätten Sie lieber damals gesprochen, als ich Sie bat,“ sagte er herbe. Damit entfesselte er eine ganze Flut von Beteuerungen, die in Schluchzen übergingen.

Die Meisterin hatte apathisch dagelegen, ihre Lippen bewegten sich zuckend, die Augen waren geschlossen. Herwethe nahm ein Tuch, legte es in eine belebende Essenz, die auf dem Nachttisch stand, drückte es aus und bedeckte damit die Stirn der Kranken. Sie sah ihn an, ihre Augen wurden ganz groß, zwangen ihn förmlich. „Ich vertraue sie dir an, nimm sie — —“ die Worte stockten.

Brigitte erhob ihr Gesicht, sah Herwethe an, die Mutter — und begriff.

Sie wollte nicht. Und doch war es jetzt, in diesen Tagen, für die nächsten Wochen die einzige Rettung. Ohne sich lange zu besinnen, stand sie auf, griff nach Herwethes Hand und sagte mit der bezwingenden Kindlichkeit, die durch ihre Rede flattern konnte wie silberne Tauben: „Wenn du das tätest, wenn du es über dich brächtest, ich will es dir nie vergessen. Ich will dir eine gehorsame, treue Frau sein.“

Die Mutter sah sie an. Das Gesicht des Mädchens war ganz klar und wie hingenommen von dem Gedanken, etwas Böses auszumerzen, gut machen zu wollen. Auch sie tastete nach Herwethes Hand. So stand er zwischen den beiden Frauen, die sich an ihn festklammerten, und er war nicht der Mann, sie abzuschütteln. Zudem — konnte Brigitte nicht wirklich nach dieser harten Lehre in sich gehn, sich von Grund auf bessern? War sie denn ganz verworfen, weil die Schönheit und farbige Lebendigkeit des Burschen sie betört hatten? Es gab Schlimmeres.

Er sagte nicht ja und sagte nicht nein; er hielt nur die beiden Hände fest — und da hielten die Hände ihn und ließen ihn nicht. Als er wieder unter seine Kameraden kam, war er der Verlobte der Brigitte Löbbert.

In derselben Stunde mußte Sandro Giordini das Haus verlassen. Das war Herwethes einzige Bedingung. Es blieb der Meisterin überlassen, Löbbert die Gründe zu nennen. Der Italiener betrat kurz nach Herwethe das Schlafzimmer der Meisterin und kam sehr schnell mit einer zufriedenen Miene heraus, ging in seine Kammer und packte. Beim Mittagsbrot war sein Platz leer. Niemand verlor ein Wort darüber. —

Raindl pfiff in die Werkstätte seine vier Melodien, als müsse er sein Brot damit verdienen, und Weininger, der niemals sang, hatte ein paar Schnadahüpferln herausgekramt:

„Mei Dirndl hoaßt Nandl,
De Nam tut ma g'falln,
Drum tu i mer'n heit no
Aufs Bettstadl maln.

Mei Dirndl hoaßt Nandl,
Hat schneeweiße Zahndl,
Hat a schneeweißes Knie,
Aber g'segn hab i's nie!“

Und so ging es immerfort mit den Vorzügen dieses reizenden Nandl, und man konnte nicht anders: man mußte an die beleibte ältliche Wittib mit den wärmenden Sofakissen und dem guten Tröpferl denken.

Einzig der Altgeselle stand wie immer seinen Mann. Für ihn war nichts vorgefallen, das Ganze ging ihn nichts an. Und Klara war guter Dinge. —

Als der Meister heimkam, war alles soweit geglättet, daß an den Dingen, die zwischen Mann und Frau nun einmal besprochen werden mußten, die schärfsten Zacken zurückgebogen waren. Brigitte ging wie eine holde Büßerin im Hause umher, sie duckte sich jetzt nicht nur unter des Vaters, sondern unter jedermanns Worte, und wenn einer ihrer Hausgenossen recht gute Augen gehabt hätte, dann würde er bemerkt haben, daß sie sich in dieser Rolle gar nicht übel gefiel.

Herwethe aber waren seine Gedanken stecken geblieben wie Marionetten, an denen niemand mehr die Fäden zieht. In irgend einer törichten Stellung lagen und hockten sie herum, leblos, blöde. Zog der Meister oder die Meisterin im Vorübergehn, dann zappelte irgend etwas heraus und dann war's wieder vorbei. So zerschlagen war er, daß er das Mädchen nicht mehr vor seinen Augen sehn konnte. Er bat darum,

noch ein paar Monate nach der Schweiz gehen zu dürfen, und man ließ ihn ziehen, wenn auch ungern. —

In dieser Zeit war das Wort Aussteuer jeden Tag in Klaras und der Meisterin Munde. An einem eigens dafür angeschafften Tisch im Wohnzimmer, so daß jedermann zuschaun konnte, wurde Tag für Tag zugeschnitten, gesäumt, gestickt, geplättet. Das nahm gar kein Ende. Und all dieses Wäschepacken legte man auf Brigittens neugieriges, hier und da wieder fröhlich aufhüpfendes Herz. Jetzt wurde geheiratet, das war sicher. Alle Freunde und Nachbarn wußten es, und sogar der Termin wurde genannt. Resi Niedermair, die allen Bürgerstöchtern die Brautkleider nähte, kam mit Seidenroben und Modeblättern, und daß es Seide wurde, söhnte Brigitte vollends aus.

So ganz nah und wahrscheinlich konnte sie sich ihre Heirat mit Herwethe nicht vorstellen; es war viel Spiel und kindliche Wichtigkeit dabei, und wenn sie in die Läden ging, um einzukaufen — ihre Mutter konnte sie ja nicht begleiten —, dann hatte sie auf dem Hin- und Rückweg die schöne und niemals versäumte Gelegenheit, ihre Augen wandern und grüßen zu lassen. Vor allen Dingen war ein Verkäufer im ersten Haushaltungsgeschäft, dem war sie ganz besonders gut. Sie sprachen stets so miteinander, als ob es sich um ihre eigene gemeinschaftliche Aussteuer handelte. Das war ein rechter Spaß; man konnte Bemerkungen einfließen lassen, über die man noch heimlich lachen mußte, wenn alle ganz ehrbar um Meister Löbberts Tisch saßen.

Brigitte wählte für ihre sehr langsam betriebenen Einkäufe im Haushaltungsgeschäft immer die ruhigste Zeit. Jedes Stück mußte nach Möglichkeit ausprobiert werden. Sie stieg auf Leitern, die der Kommis ihr hielt, sie wedelte mit einem Flederwisch über sein Gesicht, und er mußte ihr die Jacke abbürsten, und so gab es tausenderlei Hopsassa.

Nein, das mit der Heirat — es war wirklich keine so wichtige Sache, man mußte es nur nicht tragisch nehmen, und schließlich: ein Mann war ein Mann, und Herwethe sah recht stattlich aus. Nur zu ernst, viel zu ernst. —

An einem blitzblanken Sommertag aber kam Herwethe denn doch angereist, um Brigitte zu holen. Er war ganz und gar mit sich ins Reine gekommen und brachte so viel guten Willen und so viel Liebe mit, echte, ehrliche Liebe, wie ein Mensch nur tragen kann. Und da er für Brigitte, so wie er da war, mit all seiner großen, ja leidenschaftlichen Zärtlichkeit, etwas ganz Neues war, warf sie sich ihm ganz gerne in die Arme. Zu Hause hatte es ja ohnehin an Ermahnungen und Sticheleien nicht gefehlt, jetzt wurde sie frei. Eine Ehe mit Herwethe sah nicht wie eine Fessel aus. Dazu die weite Reise und die unbekannte Stadt. Alles in allem, so dachte sie, hatte sie ihre Sache gar nicht schlecht gemacht.

Der Meister war nicht knauserig gewesen, und die Meisterin legte noch ein gut Teil obenauf; man würde sich ein hübsches Geschäft einrichten und behaglich leben können. Aller Welt war zudem der Gedanke an diese Heirat vertraut, die ganz aussah wie eine rechte Liebesheirat; nur August fand sich nicht zurecht. Er hatte die ganze Zeit über nicht gekonnt. Es waren zu viel geheime Schauer in diesen Dingen, zu viel Quälendes und Heißes, als daß man es etwa wie ein gutes Gericht hernehmen und mit Muße und Vergnügen verzehren konnte. Er würgte an vielen Fragen herum und konnte doch zu keinem Menschen hingehn, am wenigsten zu Brigitte, der er doch immer beigesprungen war. Sie war zu lustig. —

Zum Hochzeitstage kamen dann noch die studierten Brüder und einige wohlhabende Verwandte, aber Herwethe konnte sich sehr gut unter ihnen sehen lassen. Er trug sein Myrtensträußlein stolz im Knopfloch des langen, ganz neuen Rockes und sah voll Zuversicht in Brigittes glänzende Augen. Die Vergangenheit hatte man verscharrt.

Man saß fröhlich um den großen Tisch, der im Garten auf der Rasenfläche stand. Das viele Grün brachte Kühlung, und die konnte man gebrauchen, denn die Sonne feierte ein rechtes Jubelfest mit schmetternden Fanfaren, und die Braten, der Wein und die Puddings waren so gut gewesen, daß einem jeden der Schweiß davon ausbrechen konnte. Und wie sie alle so stockzufrieden um die Tafel saßen, wie die Braut anfing, übermütige leise Worte zu flüstern und der brave Herwethe ihre Hand fast zerquetschte, da kam Satanas, rückte seinen schwarzen Dreifuß zwischen den Pfarrer und den Hochzeitsvater, genau dem Brautpaar gegenüber, schlug seine Beine wie ein Türke übereinander, ringelte seinen Schwanz, kitzelte sich damit lustig auf seiner scheinheiligen Tonsur und grinste und grinste .....

Nur einer bekam eine leise Witterung von ihm, und das war merkwürdig genug, denn Satanas hatte seinen Höllengestank nicht ganz abstreifen können — dieser eine war Fritz Raindl. Er sah etwas nachdenklich in sein Glas und sagte mehrere Male hintereinander: „Teifi, Teifi — — Teifi noch mal! Eine höllische Sach ist's halt doch.“

⌘ ⌘ ⌘

Sie hatten die Dinge alle recht einfältig genommen, wie das meistens so geht. Doch das Schwere, das bitter Schwere, kam hinten nach. Nicht gleich, bewahre! Brigitte trug ihre ganze Abenteuerlust und Lebendigkeit in die Ehe hinein und machte sie eine Zeitlang lustig genug. Dann war da der hübsche, blitzende Haushalt und die fremde Stadt, lauter Dinge, die ihr behagten. Sogar das erste Kind wurde noch freudig erwartet, jedoch mit dem inneren Schwur, niemals mehr eine solche Entstellung und Gebundenheit ertragen zu wollen. Dann aber kam die Zeit, in der Brigitte es als ihr gutes Recht ansah, sich zu entschädigen.

Jetzt wäre es besser gewesen, wenn Meister Herwethe leichteres Blut gehabt hätte, so daß er Brigittes Sprünge hätte mitmachen können. Aber das fehlte ihm. Und so tat er das, was er später nie aufhörte zu bereuen: er hielt sie zurück, legte ihr Hindernisse in den Weg, ermahnte sie und deutete auch bisweilen an, daß gerade sie ihre Natur zügeln müsse. War sie ihm nicht von ihrer Mutter anvertraut worden? Er hatte über sie zu wachen, mußte für sie einstehen. Je heißer sie hinausstürmen und das Leben genießen wollte, um so fester schloß er sie mit sich und dem Kinde ein.

Brigitte liebte alles Angenehme und Weiche viel zu sehr, als daß sie böse Szenen gemacht und die Häuslichkeit vergiftet hätte; sie griff zu einem andern, ihr sehr vertrauten Mittel, sie gab scheinbar nach und hinterging ihren Mann, wo sie nur konnte. Sie log im kleinen und log im großen; sie wurde mit der Zeit zu einer routinierten Schauspielerin. Hin und wieder ertappte Herwethe sie auf einer Unwahrheit; dann griff sie zu Mitteln, denen er nicht widerstehen konnte, denn er liebte sie immer noch mit der gleichen zähen und leidenschaftlichen Liebe.

Als das zweite Kind geboren wurde, die kleine Yvonne, die sie nach einer Romanheldin benannt hatte, glaubte der Meister ihrer ganz sicher zu sein. Die letzten Monate hatte sie das Haus kaum verlassen. Sie saß in der Sofaecke und las, und wenn er hereinkam, lächelte sie ihm beglückt entgegen. Er wußte nicht, daß dieses Lächeln einer Welt galt, von der sie sich gerade losgerissen hatte. Die schwermütige Stadt, der breite, langsame Strom, die flach ausgestreckte Ebene mit den Wolken darüber, ja, die Möwen und die Schiffe, all das war ihr so langweilig geworden, daß sie es kaum noch ertrug. Aber weshalb darüber reden? Das machte nichts besser. Das Kind mußte nun einmal zur Welt kommen, da gab es keinen Ausweg, aber nachher — ja nachher, da sollte das wirkliche, glühende Leben beginnen, von dem in ihren Büchern stand. Sie machte keine Pläne, sie wußte nur, daß all dies einmal ein Ende nehmen würde, denn sie war jung und schön, und sie wollte nicht als behäbige Meisterin ihr Leben verzotteln.

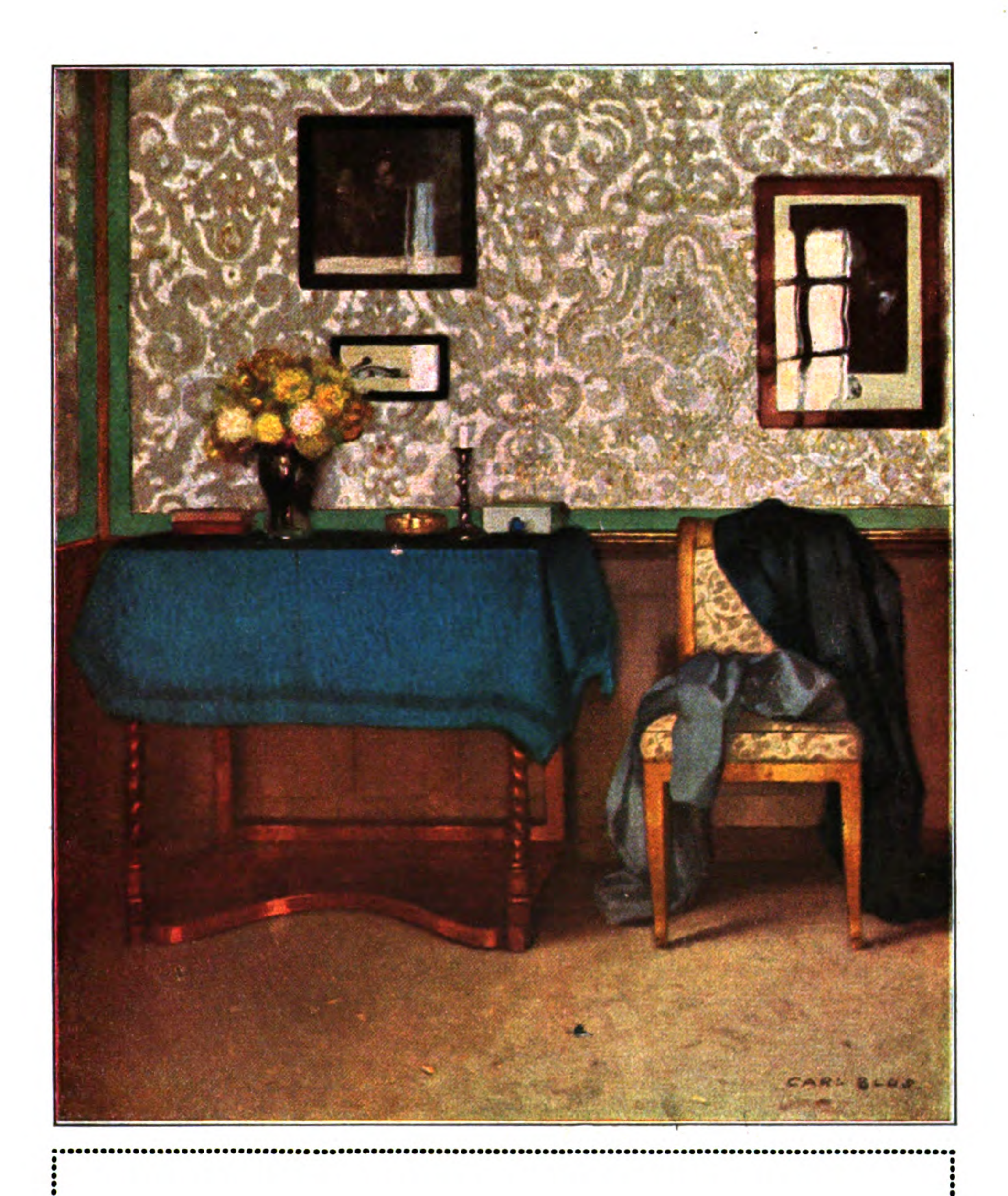
Wer so hungrig um sich schaut, wie Brigitte, dem begegnen andere Augen. Es waren die Augen eines eleganten durchreisenden Mannes, dem es gar nicht darauf ankam, das hübsche Weib mitzunehmen. Mochte sie nachher weiter sehen, für ein paar Wochen war sie ganz charmant. Er wußte nichts von ihrem Manne, von ihren Kindern; er wußte nur, daß er eine leichte und schöne Beute gemacht hatte.

Eine erquickende und eine peinliche Bekanntschaft

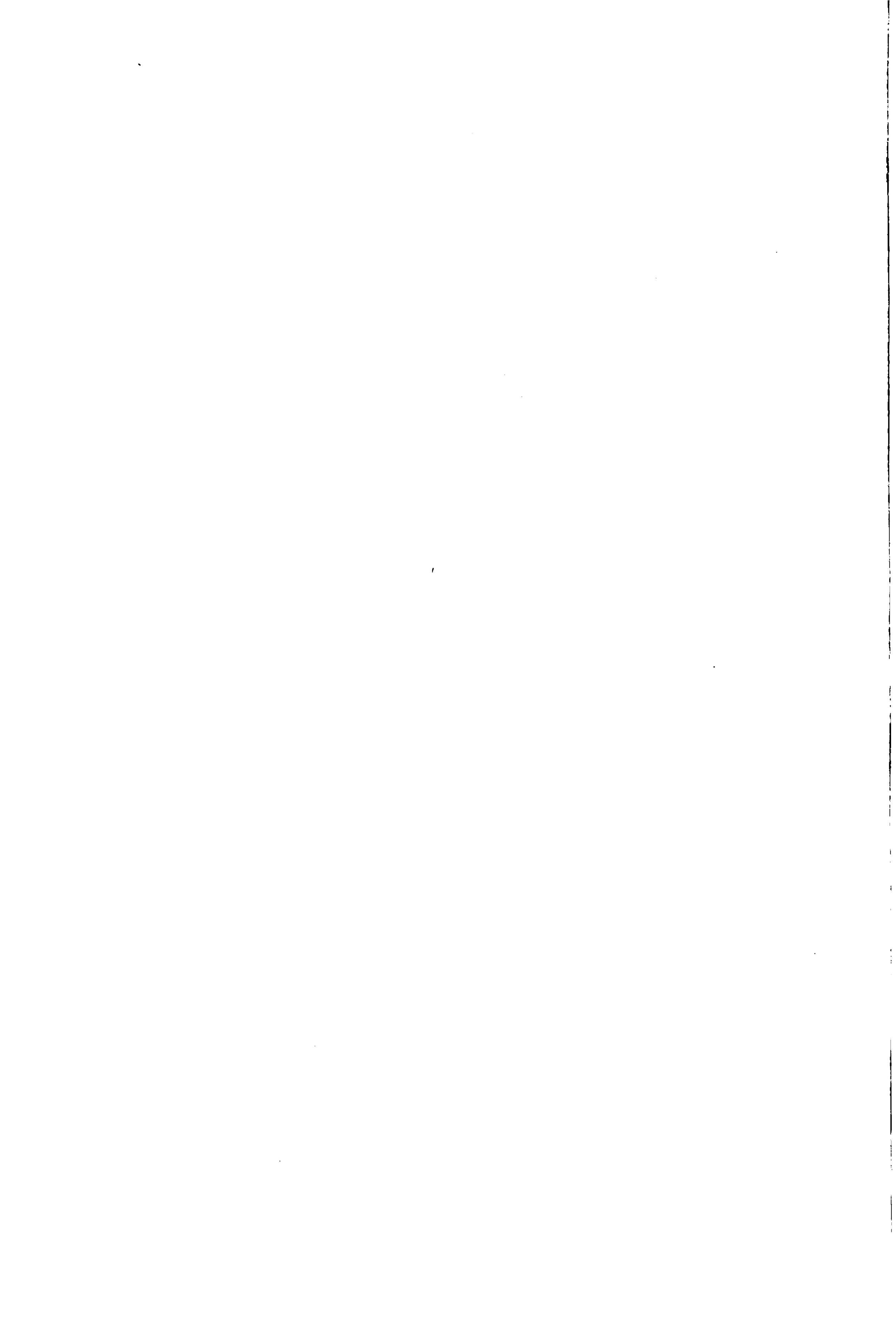
Aller Segen über der Stadt am breiten Fluß! Die Sonne lag warm auf den tiefroten Dächern, zitterte um alle Vorsprünge und Ecken und floß in goldenen Strömen in die Straßen hinein. Hier ging es lebendig genug zu, und je näher man zum Hafen kam, um so mehr kribbelte das Volk durcheinander. Es war Samstagabend. Die meisten Büros hatten schon geschlossen, und alles eilte zum Fischmarkt, wo eine Matrosenkapelle konzertieren sollte.

Eigentlich war es nur das allbekannte Orchester des Herrn Poggenpol, der auch zu allen Tanzereien aufspielte, aber da Salzluft und Möwen bis in die Stadt hineinkamen und hier und da sogar ein Überseer im Hafen lag, hielt es Herr Poggenpol für richtig, daß seine Leute über Matrosenanzüge verfügten, die sie stets tragen mußten, wenn ihre Produktion irgendwie mit dem Wasser zusammenhing. Und das konnte heute niemand leugnen, denn die ‚Anne Hiddingsell' lag seit frühmorgens vor Anker, ein prächtiges, starkes Schiff, der größte Überseer, der in den Hafen einfuhr.

Die drei Cafés am Fischmarkt hatten Herrn Poggenpol geheuert, und er postierte sich mit den Seinen so, daß er jedem gerecht wurde. Es war das übrigens eine hergebrachte Sache, und jeder Straßenjunge hätte den Kreis aufs Pflaster ziehen können, innerhalb dessen die sogenannte Matrosenkapelle konzertieren mußte. Herr Poggenpol war außerordentlich animiert wie stets bei solchen Anlässen. Er hüpfte zwischen seinen Leuten umher und machte ihnen seine allerletzten und allerwichtigsten Mitteilungen. Sein ältliches, etwas knolliges Gesicht und der magere Hals paßten schlecht zu dem tiefen Ausschnitt seiner Bluse und den flatternden Bändern der forschen Mütze.



Das Gartenzimmer
Gemälde von Prof. Carl Blos



Aber das fiel niemand auf; man war an den Anblick gewöhnt, denn in jedem Tanzlokal flußauf und flußab pflegte Edmund Poggenpol, als Matrose verkleidet, den Taktstock zu schwingen.

Ja, diese Tanzlokale! Jetzt hatten sie ihre herrliche Zeit. Ganz flach und einfach lagen sie am Strom, in Baumhöfen auf Wiesen, und ihr Licht lief in das ruhig vorbeiziehende dunkle Wasser hinein.

Der Fluß hatte seine Frühlingswildheit vergessen, er war wieder der pflichttreue Alte. Förmlich zusammengezogen hatte er sich. An der Burg und unter der Brücke standen die großen Steinblöcke heraus, und die Kinder vom bunten Kamp hüpften wie ein Geschlecht junger Frösche von einem zum andern. Man sollte nicht annehmen, daß ein so großes Mädchen wie Yvonne Herwethe noch Lust verspürt hätte, es ihnen gleich zu tun, und man muß gerechterweise sagen, daß sie schon seit zwei Jahren nicht mehr versucht hatte, wie weit und wie sicher sie wohl springen könnte; aber gerade an diesem Abend erfaßte sie die Lust, noch einmal, ein letztesmal, den Weg von der Mulde bis zum Hafen hin zu machen. Man mußte sehr vorsichtig sein, denn die Steine und mehr noch die Vorsprünge, Pflöcke und Treppen an den kleinen Gärten, vor denen hinweg man die letzte Strecke zurückzulegen hatte, waren sehr glitschig, und das Holz gab bisweilen nach, aber das war es just, was Yvonne reizte.

Sie trug ein hübsches, helles Kleid, denn sie wollte zum Konzert des Herrn Poggenpol auf dem Fischmarkt. Der Weg durch die Stadt war langweilig. So ganz von ungefähr begab sie sich unter die spielenden Kinder, dann löste sie sich vorsichtig von ihnen ab, sie wollte allein sein, und dann kamen auch gleich schon ein paar lange Sätze, nach denen sie den Augen der andern entschwunden war.

Am ersten Gartengrundstück blieb sie eine Weile stehen. Hier begannen die Besitzungen der alten Schiffer und Kapitäne, deren niedrige, blanke Häuser auf die Gerbergrube schauten. Jedoch mit ihren eigentlichen, hübsch herausgeputzten und stets frisch gewaschenen Gesichtern sahen sie über die kleinen Gärten auf den Strom.

Gleich im ersten Hause wohnte Kapitän Petersen. Er bückte sich liebevoll über eine Gartenbank, die er grellgrün anstrich. Mit der Zeit war sie förmlich angeschwollen von all der Ölfarbe, die er auf sie verschwendet hatte. Aber so ging es all seinen Geräten und zumal dem Hause selbst. Das Anstreichen, Scheuern, Herumbasteln und Klopfen nahm bei den alten Schifferleuten gar kein Ende. Sie waren das so gewohnt, und zudem war es ihr Stolz, im Alter das sauberste Haus am Gerbergraben zu besitzen.

Yvonne kannte Petersen und rief ihn an. Der Alte kam breitbeinig, mit wogendem Gang, auf sie zu. Er hatte immer noch das Gefühl, auf einem Schiffsdeck zu sein. Er forderte sie auf, in seinen Garten zu kommen und Johannistrauben zu essen, aber Yvonne wollte nicht, man hörte schon die Musik vom Fischmarkt her.

„Dann sei man ja vorsichtig, mien Deern," sagte er lachend, „bei Stöwesands is nu en düftigen Vorsprung, mit son lütt Stacheldrähtken."

„Oh, wat Se nich seggen, Peddersen! Da bin ich nu nich bange bei," sagte Yvonne lachend und hüpfte weiter.

Aber als sie an Stöwesands Grundstück kam, dem größten und hellsten von allen, sah sie ein Hindernis vor sich, das sie denn doch nicht so ohne weiteres nehmen konnte. Bis in das Wasser hinein war ein fester Zaun gebaut, der ganz von Stacheldraht umzogen war. Sie kehrte um und holte sich, Stück für Stück, einige Steine und Holzstubben, die sie am Ende des Zaunes ins Wasser warf, und da der Fluß tief stand, war das weiter nicht schwer. Jetzt mußte sie auf ihre künstliche Insel springen, konnte sich aber nirgendwo festhalten. Wie aber mochte es drüben aussehen? ‚Ich hätte nie gedacht, daß Mutter Stöwesand sich so zubauen würde,' dachte Yvonne halb ärgerlich, halb belustigt. Sie sprang, faßte Fuß, rutschte ein wenig aus, brachte sich wieder ins Gleichgewicht, hatte aber bei all dem so viel mit sich selbst zu tun, daß sie den Garten gar nicht beachtete.

„Mutter, sieh doch den Quickstert!" rief eine männliche Stimme — Yvonne sprang schnell weiter — „holl em faste!"

Jetzt die Treppe, dann ein paar Pflöcke dicht am Garten, aber die konnte Yvonne nicht nehmen, denn ein junger Mensch kam durch den Mittelweg gelaufen, und vorn am Wasser auf einer breiten weißen Bank saß Mutter Stöwesand. Da hieß es eben von der Treppe aus die nächsten, etwas abseits liegenden und vom Wasser leicht überspülten Steine erreichen, um die grüner Schlamm zog. Von dort würde sie weiterkommen, obgleich der Garten auch nach der andern Seite hin mit so einem verdammten neuen Zaun bewehrt war; doch vom Nachbargrundstück aus war eine Planke schräg ins Wasser hineingeschoben. Also los! Yvonne beachtete ihre Widersacher nicht. Im Nu stand sie auf den Steinen. Hier aber war

ihr kein Glück beschieden, sie fiel lang ins Wasser hinein.

Im nächsten Augenblick schon war Hans Stöwesand bei ihr und hob sie auf. Er trug sie in den Garten zu seiner Mutter. Yvonne wehrte sich, sie war beschämt und wütend, aber der junge Mann hielt sie fest. „Bloß nich beißen!“ sagte er, dann legte er sie wie ein Bündel auf die Bank.

„Gott, Hans, die arme Deern,“ sagte Frau Stöwesand bedauernd. „Das tut mir wirklich leid,“ sie wandte sich an Yvonne. „So'n hübsch hell Kleidken! Und die Schuhe, sieh bloß die Schuhe!“ Das Wasser rann aus ihnen heraus, und das Kleid klebte beschmutzt am Körper.

„Sie hätten mich doch springen lassen sollen,“ sagte Yvonne, den jungen Mann zornig ansehend. „Das schadet Ihrem Garten doch nichts. Und überhaupt: die Zäune — —“

„Ja, die Zäune! Gewiß, die Zäune! Die hab' ich eigens machen lassen. Es hüpft ja nicht immer so'n hübscher Quickstert vorüber, was, Mutter?“

„Nee, würklich nich!“ sie nahm die Hand des Mädchens, „un nu wollen wer uns man bloß nicht ärgern. Das trocknen wer nettchens, daß niemand nich was miärken tut.“

Yvonne sah trotzig zu Boden.

„Ja, sehen Sie, Fräulein, im vorigen Monat hat irgend so'n Pack vom Hafen versucht, bei meiner Mutter einzubrechen. Soll ich da keinen Zaun machen?“

Das Mädchen hob den Kopf. Der junge Mensch stand groß und schlank vor ihr. Er hatte ganz blaue Augen, blonde Haare und ein frisches, offenes Gesicht. „Natürlich,“ sagte sie, halb besänftigt. „Ich wollte zum Konzert auf dem Fischmarkt,“ fügte sie schnell, erklärend, hinzu.

„Düssen Weg is den nächsten dorhen,“ sagte die Frau lachend, hielt aber die Hand ganz fest. Da mußte auch Yvonne lachen.

„Zum Fischmarkt wollte ich eigentlich auch,“ sagte Hans, „aber nun bleibe ich hier, Kleider waschen. Oder soll ich welche von zu Hause holen?“

„Nur nicht!“

„Aber das Schuhzeug?“

„Ach, die lasse ich an den Füßen trocknen.“

„Ja, Kind, denn mal rein ins Haus,“ sagte Frau Stöwesand und erhob sich.

Sie war eine angenehm aussehende Frau von über sechzig Jahren. Auf dem Kopfe hatte sie eine kleine weiße Haube mit einer getollten Rüsche und um den Hals einen gestärkten Umlegekragen, der vorn mit einer großen, verschlungenen Goldbrosche zusammengehalten war. Ihr blau und weiß gestreiftes Waschkleid war um die Hüften herum stark gekraust. Darüber trug sie eine feine schwarze Kaschmirschürze mit einem Spitzenvolant.

Hinter dem peinlich sauber hergerichteten Garten, der mit zwei großen Blumenbeeten abschloß, sah man die schimmernde Hausfläche, in der sich alle Farben nochmals spiegelten. Sie war gelbgrau mit kräftig blauen Läden und schneeweißen Fensterkreuzen. Über der Tür stand fest und breit: Johann Kasper Stöwesand. Dieser Johann Kasper lebte längst nicht mehr. Er hatte es gerade noch fertig gebracht, seine Frau mit ihrem kleinen, spätgeborenen Söhnchen in dieses blanke, ehrenfeste Haus zu setzen, da kam eine nichtswürdige kleine Krankheit, nistete sich recht fest ein und bohrte so lange, bis der starke Mann etwas mürbe wurde. Aber er lachte immer noch, daß er wackelte, wenn seine Frau ihm riet, sich mal ein paar Tage ins Bett zu legen. „'n lütten Grog is de beste Medsin,“ war sein Grundsatz, nur daß „lütt“ bei ihm ein rundes großes Glas war, und das verstand sich von selbst, und auch seine Frau hielt es für ganz und gar in der Ordnung. Aber sie fand es doch nicht richtig, daß Johann Kasper, der Kapitän eines Flußdampfers war, seine Fahrten ganz wie immer machte, bei jedem Wetter. Sie hielt viel vom Auskurieren. Und eines Tages hatte sie die Bescherung, wie sie sich ausdrückte: Stöwesand mußte sich zu Bett legen, ob er wollte oder nicht. Trotzdem ihn ein mächtiges Fieber gepackt hatte und Schmerzen sich in ihm festkrallten, lachte er immer noch, daß das große, bunt gewürfelte Deckbett bebte, denn er wollte seiner Frau und aller Welt weißmachen, daß er der „olle sture“ Stöwesand sei und bleiben werde. Und Frau Babette glaubte das auch eine ganze Weile, bis der starke Mann allmählich beifiel und seine Gedanken zerflatterten. Da saß sie denn bald allein in dem blanken Haus, aber so lieb sie ihren Johann Kasper gehabt hatte, sie wußte sich schließlich zu fügen, denn sie war über die Vierzig hinaus, und Gott hatte ihren besonderen Wunsch erfüllt: ihr Mann war christlich und in seinem Bette gestorben.

Was dieses anbelangte, so waren die Aussichten für ihren Sohn — den Gott noch viele Jahre gnädig behüten sollte — ziemlich dunkel. Er glaubte von klein auf, daß das Meer seine Heimat sei. Es hatte seinen Vater lange getragen, bis zu seinen letzten Jahren hin, und wer weiß, vielleicht lebte er noch, wenn er dem Meere treu geblieben wäre. Und was die Frömmigkeit anbelangte, so hatte er die knorrige Seele seines Vaters, die nicht zuließ, daß man gelegentlich das

Innere nach außen drehte. Da innen saß wahrscheinlich der liebe Gott. Mit diesem Gedanken mußte Mutter Stöwesand sich zufrieden geben. Ihr Junge war nun einundzwanzig Jahre alt und wollte in zwei Wochen an Bord der „Anne Hiddingsell“ gehn. Er wollte Steuermann und später Kapitän werden und war ein heller Kopf.

Jetzt wanderte er mit langen Schritten im Garten herum, die Hände in den Hosentaschen. Die Bachstelze da war ihm lieber als das Konzert auf dem Fischmarkt. Den alten Poggenpol und seine Matrosen konnte er alle Tage hören, so ein Quickstert kam einem aber selten zwischen die Finger. Und während Hans Stöwesand ungeduldig auf Yvonne wartete und Yvonne entzückt vor einem kleinen Spiegel stand und sich genau wie Stöwesands Trina herrichtete, die ihr ein gedrucktes Kleid, Holzschuhe und eine riesige Schürze geliehen hatte, ging eine etwas auffallend gekleidete Frau durch den Eingang der Burg, über den staubigen Platz mit den abgenagten Bäumen und fragte hier und da, bis man ihr zeigte, wo Meister Herwethe wohnte.

An der Tür zögerte sie eine Weile, sah starr vor sich hin, als müsse sie nochmals durchgehn, was sie jetzt zu tun und zu sagen hätte, dann trat sie ein, den Kopf keck zurückwerfend. Doch sank er wieder hinab.

Vor dem Fenster saß Herwethe und arbeitete. Er sah nicht erst lange auf, als jemand hereinkam. Er erwartete eine Kundin. „Setzen Sie sich, Frau Witmarsen, es dauert noch eine Weile. Vielleicht zehn Minuten, dann können Sie die Uhr mitnehmen. Es ging leider nicht schneller.“

Die Frau räusperte sich zustimmend, dann betrachtete sie den ziemlich großen und hellen, aber recht unwirtlichen Raum. Sie hatte etwas anderes erwartet, Besseres. Immerhin, sie mußte sich fügen, und vielleicht war es gut so. Dann war doch nicht nur auf ihrer Seite eine Schuld. Sie hatte damals eine hübsch ausgestattete Wohnung am Fischmarkt verlassen. Am merkwürdigsten aber war der Mann. Eigentlich hatte er sich gar nicht einmal sehr verändert, sicher weniger als sie — sie seufzte — aber das war doch ein ganz fremder Mann.

Vorläufig erschien es ihr angenehm, daß Herwethe ihr Zeit ließ. Dennoch: diese Frau Witmarsen konnte kommen. Und wo waren die Kinder?

Sie stand auf, näherte sich schnell dem arbeitenden Manne, legte ihre Hände auf seine Schultern und sagte wehmütig: „Karl, ich bin es ja, deine schlechte, arme Brigitte.“

Der Rücken des Mannes schob sich empor, sein Kopf senkte sich tief, dann stützte er ihn in beide Hände. Herwethe hatte es immer erwartet, daß sie eines Tages kommen und an seiner Tür stehen, daß sie so, genau so, bettelnd, halb vorwurfsvoll zu ihm sprechen würde, doch nun sie wirklich gekommen war, hatte er kaum die Kraft, es zu ertragen. Er wußte, daß er sie aufnehmen würde, denn seines Herzens Meinung nach hatte nicht sie allein gefehlt. Es galt nicht zu richten, sondern gutzumachen. Dennoch graute ihm davor, die Frau anzusehen. Er hatte sehr viel an jene Brigitte gedacht, deren Leichtfertigkeit ihm bis zum letzten Tage hin noch Entzückungen gegeben hatte, und jetzt schien es ihm, als schleppe sich etwas Krankes, Halbverpestetes in sein Haus, zu ihm, zu seinen Kindern. Woher kam diese Frau? Was trug sie mit sich herum? Nein, er konnte sie nicht ansehn, konnte den Kopf nicht erheben.

Sie ging mit leichten Fingern darüber hin. Es schüttelte ihn. Wen, wie viele mochte sie so geliebkost haben?

„Karl,“ sagte die Frau schluchzend und beugte sich über ihn, „wie sagte unsere Mutter? ‚Es ist mehr Freude im Himmel über einen Sünder, der Buße tut, als über neunundneunzig Gerechte.‘“

Das bleiche Gesicht der längst gestorbenen Frau sah ihn wieder an; aber das war es nicht, was ihn erschütterte, es war der Gedanke an das Mädchen, das einst, eng in Tuch gewickelt, wie eine Verworfene, eine Verurteilte, in dem halbdunklen Gang gestanden, von dem Manne beschimpft, dem sie noch in derselben Stunde am Herzen gelegen. Er hatte versprochen, sie zu halten.

„Brigitte, laß mich,“ sagte er, sich von ihren Händen befreiend, und dann stand er wie ein Gelähmter ganz langsam auf und sah ihr ins Gesicht.

Sie wandte den Kopf unruhig hin und her. Herwethe nahm das Bild dieser Frau in sich auf. Sie stand da in einem gelblichen, beschmutzten Seidenmantel, den sie wie damals das Tuch fest um sich zog. Der Körper und das Gesicht hatten etwas Aufgequollenes und tief Ermüdetes. In den seitwärts gerichteten Augen war noch ein Rest des alten verführerischen Glanzes; aber unter diesen Augen hingen schlaffe Säcke. Auf dem rötlichen, früher mattblonden Haar saß ein Rosenhut. In der Hand hielt sie eine Reisetasche. Die Frau strömte einen unbestimmbaren, intensiv süßlichen Geruch aus.

„Du wirst dich waschen wollen,“ sagte Herwethe, und als er diese Worte sprach, stand die ganze Unsauberkeit ihres Lebens vor ihm. „Komm,“ er öffnete die Tür zu

seiner Kammer, die schmal und sehr einfach war.

„Ach ja, ich möchte mich ausruhn," sagte sie aufatmend.

Der Mann hatte ihr nur den Weg weisen wollen, jetzt lehnte er an der Wand, wie erstarrt auf die Frau blickend, die anfing, ihre Oberkleider abzulegen. Es war ein stummes Beieinandersein über einem Abgrund.

Sei es nun, daß Brigitte das nicht empfand, oder war es nur die stumpfe Gewohnheit: sie suchte einen Spiegel. Sie nahm ihn von der Wand aus der dunklen Ecke und stellte ihn schräg auf die Fensterbank. Dann bückte sie sich und brachte das Haar ein wenig in Ordnung. Herwethe hatte ein Gefühl, als packte ihn jemand bei der Gurgel. Diese gleichmütigen und banalen Gebärden, dieses Sichgehenlassen, in das Alltägliche Hinabgleiten, nachdem die Frau soeben noch schluchzend Worte aus der Bibel gesprochen hatte, das war furchtbarer, als wäre sie keck und ohne jeden Anschein von Reue gekommen. Er wandte sich ab, ging aus der Kammer und verschloß die Tür.

Einen Augenblick stutzte die Frau, dann lächelte sie. Sie setzte sich auf den Bettrand und schaute vor sich hin. Langsam kleidete sie sich aus, streckte die Arme weit von sich, lächelte wieder, legte sich genießend, befreit in die Kissen und wühlte den Kopf tief ein, die Augen mehrere Male wieder öffnend, als müsse sie sich davon überzeugen, daß sie nun wirklich zur Ruhe gekommen sei.

Nach einer kurzen Weile schlief sie. Sie hörte gerade noch Stimmen, aber das war ihr gleichgültig. Nur schlafen, lange schlafen.

Frau Witmarsen war gekommen, ihre Uhr abholen, aber der Meister sagte, er wäre krank, und sie möchte entschuldigen.

Dann kam Marie nach Hause. Sie hatte Einkäufe in der Stadt gemacht, Edmund Poggenpols Matrosenkapelle ein wenig zugehört und war sehr vergnügt. „Weißt du, Vater," sagte sie, „du könntest doch einmal mit uns zum Fährenkrog gehn — und wenn du es partout nicht willst, dann ist da Grete Hestermanns Mutter, die nimmt uns gerne mit. Ihre Schwester hat sich verlobt, und mein Adolf ist ein Freund des Bräutigams. Adolf kann ruhig mit zum Tanze gehn, er wäre nicht der einzige Seminarist am Fährenkrog, und es ist so schön draußen, es kann gar nicht mehr schöner werden." So sprach sie weiter. Sie hatte die Tür zur Werkstätte halb offen stehn lassen.

Herwethe dachte: ‚Ich kann die Frau doch nicht wie ein Tier oder eine Pestkranke einfach einschließen,' und er stand auf, ging zur Kammertür und drehte den Schlüssel um.

„Gehst du fort?" rief das Mädchen und sah in die Werkstätte hinein. Ihr sonst etwas fahles Gesicht war leicht gerötet. Der Meister ging auf sie zu, die Hände unter den Latz seiner Schürze geschoben. Seine Augen hatten einen so schweren, ratlosen Ausdruck, daß Marie es bemerkte.

„Ja, was ist denn nur mit dir, Vater?" Sie stand dicht vor ihm.

„Mit uns." Er nickte ein paarmal. Es kam ihm vor, als wären seine Hände erlahmt, seit er die Kammertür freigegeben hatte, als könne er sie nicht unter dem Latz hervorziehen, um zurückzudrängen, was sogleich kommen würde.

„Was soll denn mit uns sein?" sagte Marie unruhig, da sie an gelassene Schweigsamkeit bei ihrem Vater gewöhnt war.

„Wir wollen das mal besprechen," sagte er, zog die Tür hinter sich zu und schloß sie ab. Marie sah ihm erstaunt zu.

„Ja, dazu müssen wir ganz allein sein. Es ist merkwürdig —" seine Stimme war bis dahin ganz ruhig gewesen — „nein, es ist furchtbar," fügte er rasch und rauh hinzu, und dann schien er unfähig zu sein, sofort weiterzusprechen. Er setzte sich in seinen Rohrsessel. Marie, die eine ruhige Gemütsart hatte, wartete. Was konnte denn so furchtbar sein? Es ging ihnen gut und der Vater hatte Arbeit.

Doch wie sie nachsann, kam das eine Wort von selbst. „Mutter?"

„Ja — sie ist zurückgekommen."

„Was? Hierher? Zu uns?" Sie hatte oft daran gedacht, daß irgendeine Nachricht von ihr kommen könnte, aber sie selbst, die Mutter — das war doch wohl nicht möglich!

„Zu uns. Sie ist drüben in meiner Kammer und schläft. Sie schien sehr müde zu sein." Er sprach wieder ganz ruhig, aber Marie sah dennoch die Qual.

„Ja, und — bleibt sie hier?"

„Meinst du, daß wir sie fortschicken sollten?"

„Jetzt, wo ihr etwas fehlgeschlagen ist, wo sie abgewirtschaftet hat — —!" Marie sah mit kalten Augen an ihm vorüber.

„So ist es immer."

„Ja, vielleicht ist es immer so, aber wir sind zu gut dazu."

„Sie liebte dich sehr, als du klein warst." Marie wandte sich verächtlich ab. „Du hast gar keine Ähnlichkeit mit deiner Mutter, du kannst ihre Natur nicht verstehn. Auch ich habe sie nicht — —"

„Ich weiß, Vater, du sagtest es mir schon einmal, und ich habe es behalten: du glaubst, auf Mutters ‚Natur' nicht richtig eingegangen zu sein. Nein, ich will das gar nicht hören." Sie sh selbstgerecht und streng aus.

Niemals hatte sie so zu ihrem Vater gesprochen.

Meister Herwethe beachtete das nicht. Er blickte zum Fenster hinaus über den Strom und die Wiesen, auf denen alle seine vielen Gedanken an diese Frau wie krause, schwelende Gebilde lagerten, die er nicht greifen und sicher formen konnte, nun die Stunde gekommen war, auf die er doch all die Jahre heimlich gewartet hatte, denn er wußte es sehr gut, daß Brigitte nicht untergehn würde: sie hing an den kleinen Bequemlichkeiten des Lebens, und die Scham starb bei ihr, wenn es galt, einen Vorteil zu erringen. Dennoch — dennoch! Man konnte sie nicht auf die Straße schicken.

„Es geht nicht anders, sie muß bleiben, und du wirst dich ihrer annehmen, gerade du, Marie, denn Yvonne — in ihr steckt zu viel von der Mutter."

„Nein, sie soll nicht," sagte Marie heftig. „Yvonne soll nichts damit zu tun haben. Wenn es sein muß, dann ist das meine Angelegenheit. Aber ich denke nicht, daß es sein muß. Miete sie irgendwo ein. Gib ihr kein Geld, bezahl' du die Leute selbst. In einer andern Stadt, auf dem Lande, gleichviel, nur nicht hier. Yvonne denkt so gut wie gar nicht an ihre Mutter, kann sich kaum auf die Zeit besinnen, und ich — nun ich — ich liebe sie nicht." Das Mädchen sah mit gekrauster Stirne zu Boden.

„Wir können uns nicht darüber unterhalten," sagte Herwethe, fester werdend, „es ist meine Pflicht. Wir wollen jetzt überlegen, wo wir sie unterbringen."

„Das Wohnzimmer ist fast unbenutzt. Ich stelle dort ihr Bett auf. Es ist mit all den andern Sachen auf der Dachkammer. Sobald ich das Abendessen vorbereitet habe, gehst du wohl eben mit mir hinauf." Sie sprach kalt, fast ohne Betonung.

„Du willst mir doch helfen, Marie?" sagte Herwethe, der fast vergaß, daß sie seine Tochter und jung war.

Das Mädchen sah ihn an. „Gewiß helfe ich dir." Sie wandte sich schnell ab, da sie seinen Dank nicht wollte. Er konnte nicht anders. So mußte denn alles seinen Weg gehn. — —

Herwethe trat ans Fenster und wartete.

Yvonne und die Diseuse

Yvonne sah erst gar nicht in die Werkstätte und in die Küche hinein. Sie war froh, daß sie unbemerkt in ihrem Schlafzimmer anlangte. Das Kleid war nicht ganz sauber geworden, und die Schuhe waren naß. Pah, was machte das! Morgen abend würde sie mit Hans Stöwesand tanzen. Da gab's kein langes Hin und Her. Übrigens, Marie — die würde sich nicht sperren. Oh je! Seit Wochen hatten sie es schon geplant. Im Handumdrehen hatte sie Schuhe und Strümpfe ausgezogen und ein altes Kleid vom Haken genommen. „Jetzt bekomme ich noch ein Extralob," sagte sie, als sie es zuknöpfte. Dann lief sie schnell zur Küche, und sie kam richtig früh genug, als die Schüssel auf den Tisch gestellt wurde. „Da bin ich. Umgezogen habe ich mich schon," sagte sie keck. „Und wißt ihr, mit wem ich mich lang und breit unterhalten habe? Mit Mutter Stöwesand. Ich kannte sie früher kaum. Wir haben dicke Freundschaft geschlossen. Sie hat auch einen Sohn Hans, der fährt nächstens mit der ‚Anne Hiddingsell', weiß Gott wohin — weit!" Sie hob ihren Arm hoch empor und schwenkte mit der Hand. Ein starkes Leuchten kam in ihre Augen wie ehemals bei ihrer Mutter. „Weit fort, sage ich euch. Das muß doch herrlich sein! Er bliebe um nichts in der Welt hier. Nicht einmal um das hübscheste Mädchen, sagte er," und sie kicherte. „Mit dem habe ich nämlich auch Freundschaft geschlossen." Sie beachtete den Ernst des Vaters und der Schwester gar nicht, sprach lustig weiter und freute sich schon an der kleinen Lüge, die nun kommen sollte; sie hatte das so mit Hans Stöwesand verabredet, denn man konnte zu leicht bemerken, daß sie ins Wasser gefallen war. Sie wollte also vorbeugen. „Ja, seht ihr — auf eine ganz putzige Art. Beinah wären wir alle ins Wasser gefallen, ich steckte schon ganz nett darin."

„Wieso denn?" fragte Marie.

„Eine Planke kippte. Ich kam vom Fischmarkt zum Hafen und wollte so'n Stückchen — —" Der Vater überlegte, wie er es ihr sagen sollte. Vor etwa zehn Minuten war er in der Kammer gewesen. Brigitte hatte noch geschlafen. „Nur gerade so'n kleines Stückchen Kahn fahren, mit dem großen, den Peter Dohl immer zu Gräbers Kaffeegarten hinüber rudert, von da konnte ich ja zu Fuß nach Haus, um die Wiesen herum über die Brücke — — und da passierte es! Die Planke kippte. Stöwesands waren auch dabei. Ich habe mich in ihrem Garten getrocknet, in der Sonne. Ach, Vater, haben die einen schönen Garten! Hinten am Haus steht alles voll Phlox, weißer, rosa und ganz purpurroter! Das mußt du mal sehn, Mutter Stöwesand sagte auch —"

In dem Augenblick öffnete sich die Tür, und Brigitte kam herein. Sie hatte sich gewaschen und das Haar geglättet. Wippend wie auf den Zehenspitzen kam sie näher. Sie streckte lächelnd, mit einem Ausdruck von Demut und Rührung, ihre Hände

hin. „Meine Kinder, meine lieben Kinder," sagte sie.

Yvonne war aufgesprungen. „Vater!" Entsetzt sah sie ihn an.

„Ich konnte dich nicht vorbereiten, ich wußte auch nicht, daß deine Mutter sobald schon — sie kam diesen Nachmittag an —"

„Vater, das ist nicht wahr! Ich will nicht, ich will es nicht!" Yvonne stampfte mit dem Fuße auf. „Ich kenne Sie gar nicht!" rief sie Brigitte zu.

Marie ging ihrer Mutter entgegen und reichte ihr die Hand. Die ließ den Kopf auf ihre Schulter sinken und weinte. „Ich habe es verdient, ja, das habe ich verdient."

Herwethe dachte daran, wie sie sich einst mit Selbstvorwürfen überschüttet hatte. Er führte sie zu einem Stuhl und sagte: „Ich will nicht, daß über diese Sache gesprochen wird. Liebe Yvonne," er reichte seiner Tochter die Hand hin, „ich wollte dich langsam vorbereiten, ich begreife deine Aufregung, aber die mußt du jetzt überwinden. Deine Mutter ist zu uns zurückgekehrt und will bei uns bleiben, und es ist gut so."

„Es ist nicht gut so, das ist nur so eine Redensart," sagte Yvonne schroff.

Brigitte sah lauernd auf. So also konnte man mit ihm sprechen? Da hatte sich Yvonne aber schon ihrem Vater zugewandt und warf sich an seine Brust. „Ich habe keine Mutter, ich will keine Mutter haben, sie geht mich gar nichts an," stieß sie ungezügelt hervor. „Ich habe dich, dich Vater, und Marie."

Brigitte aber begann mit ihren Selbstanklagen. Sie strömten unaufhaltsam dahin. Sie waren sich in dieser Stunde sehr ähnlich, die Mutter und die Tochter, die einfach aus sich herausschleuderten, was sie bedrückte. Marie beachtete alle Worte, Yvonne hörte gar nicht hin. Sie war empört und erschüttert. Zugleich fühlte sie einen Widerwillen gegen die aufgedunsene Frau, deren süßlicher Geruch sie an Verwesung erinnerte.

Brigitte beruhigte sich allmählich. Sie hatte lange nicht mehr gegessen, und während ihrer ekstatischen Worte, die weitaus theatralischer waren als in den Jugendtagen, fiel ihr ein, daß alles kalt wurde, wenn man noch länger lamentierte. Es hatte ihr wohlgetan, sich mit den vielen demütigen Geständnissen gleichsam rein zu waschen, jetzt aber regte sich der Appetit. So rückte sie denn den Stuhl zum Tische hin und tat, als suche sie eine Stütze für ihre Arme, in Wirklichkeit schnupperte sie ein wenig und beschäftigte sich mit der Frage, was wohl in der Schüssel sein möchte. Dazwischen versicherte sie immer wieder, daß sie diesen Empfang verdient hätte, ja, man hätte sie von der Schwelle weisen sollen, in die Nacht hinaus, zum Strom hinunter.

Marie ärgerte sich über die hochtrabenden Worte. Sie schöpfte einen Teller voll Suppe aus und schob ihn ihrer Mutter zwischen die aufgestützten Arme. „Nun iß erst einmal," sagte sie ruhig. „Hier ist der Löffel."

Brigitte seufzte tief auf. „Ja, du hast recht," sagte sie, und langsam, als ob es sie die größte Überwindung kostete, labte sie sich an der guten, dicken Suppe.

Yvonne war in ihr Zimmer gegangen. Sie wußte es sehr gut, daß ihr Vater um diese Frau gelitten hatte, und auch sie und Marie hatten sich um ihretwillen hierher verkriechen müssen, hatten viele verletzende Worte gehört. Wie konnte sie so ohne Scham sein und zurückkehren! Und sie, Yvonne, war ihr gewichen! Nein, sie wollte ihren Platz behaupten und die Frau nicht beachten. Sie ging im Zimmer auf und ab, Pläne machend.

Das helle Kleid hing an der Wand. Um dieser Mutter willen von neuem Schmach auf sich nehmen oder gar Traurigkeit? Nein. Morgen ging sie tanzen. Die Flecken würden schon herausgehen. Sie nahm das Kleid und besah es ganz genau. Gewiß, bis morgen abend war es sauber und frisch. Ob Marie schon mit dem Vater gesprochen hatte? Sonst wollte sie es sofort tun. Vor dieser Frau. Ganz rücksichtslos. Jeden Abend gingen junge Menschen zum Tanz, und sie war nicht dabei. Sie kehrte in die Küche zurück. Ganz klar und hart kam sie sich vor.

Frau Herwethe saß im Sessel des Vaters und Marie schob ihr gerade eine Tasse Tee hin. Hatten sie jemals nach dem Abendbrot Tee getrunken! Der Vater saß still auf einem Schemel.

„Also, Vater," sagte Yvonne, Brigitte übersehend, „ich wollte dich erst schon um etwas bitten, falls Marie es nicht schon getan hat: wir wollten so gerne mal des Abends ausgehen, jetzt, im Sommer —" sie stockte. Es war doch nicht so einfach.

„Ja, mein Kind, Marie sprach davon. Ihr möchtet mit Hestermanns und Adolf zum Fährenkrog." Herwethe wollte ihrem starren Trotz zuvorkommen. „Ihr könnt gehen, wenn's euch paßt."

Yvonne stand beschämt am Tische.

„Geht ihr sonst nicht fort?" fragte Brigitte.

„Doch, wir gehen mit Vater spazieren," sagte Marie, und zu Yvonne: „Ich habe dir das Essen warm gestellt."

Yvonne machte sich am Herde zu schaffen und aß stehend, dem Zimmer den Rücken zugewandt. Brigitte betrachtete sie. ‚Schön gewachsen; dieses Temperament und die

braunen Locken!" Sie fühlte sich zu ihrer jüngsten Tochter viel mehr hingezogen als zu der älteren, ja Yvonne war die einzige, für die sie sich interessierte. Karl? Der gute Karl! Sie kannte ihn so genau.

„Yvonne," sagte sie nach einer Weile, „würdest du mir nicht die Hand geben?" Das Mädchen zuckte nur mit den Schultern. Marie sah abwehrend auf ihre Mutter. Herwethe brütete vor sich hin. „Ich hätte einen Koffer am Bahnhof," sagte Brigitte zögernd.

„Wenn du ihn brauchst, kann er heute noch geholt werden." Marie erhob sich. „Vorn in der Burg wohnt ein Dienstmann."

„Ja, hier ist der Schein." Es entging Brigitte nicht, daß hinter Maries Höflichkeit eine große Kälte stand. Yvonne wandte sich um. „Ich gehe mit dir." Die Mädchen gingen hinaus. — — —

„Sag' einmal, Karl, wo schlafe ich denn?" fragte Brigitte gedehnt.

„Wir haben ein Wohnzimmer, da ist vorläufig dein Bett aufgestellt worden."

„Ich dachte auch schon —"

Herwethe hob den Kopf. „Was dachtest du?"

„An die vielen guten Möbel dachte ich."

„Die sind teils auf dem Boden, teils im Wohnzimmer. Es steht etwas voll."

„So — ja. Entschuldige, ich meinte nur — ihr wohnt etwas dürftig —"

„Ja, das tun wir."

„Weshalb eigentlich?"

„Es paßt hier zum bunten Kamp. Die Wohnung war frei — damals ..."

„Wieso damals?" Sie verstand ihn nicht.

„Als ich mich mit den Kindern zurückzog. —" Das war eine befriedigende Erklärung. Brigitte lehnte sich zurück. Also die Möbel waren nicht verkauft. Dann konnte man bald eine bessere Wohnung mieten. Oh ja, sie wollte schon sorgen! An Arbeit fehlte es einem Manne wie Herwethe nicht.

Es war eine ganze Weile still im Zimmer. Man hörte nur das Ticken der vielen Uhren. „Karl, möchtest du, daß ich dir mein ganzes Leben erzähle?"

Herwethe blickte sie an. Ihre Augen gingen unsicher hin und her. „Das laß nur, Brigitte, kein Mensch erzählt so etwas genau, glaube ich, und ich will es gar nicht wissen. Sprich niemals darüber, auch zu den Kindern nicht, zu keinem Menschen. Ich mache das zur Bedingung."

„Und weiter gar nichts?" Sie kam zu ihm hin, kniete neben ihm nieder.

Er wandte den Kopf von ihr fort. „Doch, ich habe noch eine andere Bedingung, daß du dich benimmst und kleidest, wie es der Frau eines Uhrmachers zukommt."

Sie sah an sich hinunter, auf die hellblaue, zerknitterte und beschmutzte Seidenbluse, den engen Rock, und auch die roten Haare fielen ihr ein. Sie stand schwerfällig auf. „Das eine möchte ich dir sagen, lieber Karl, es gibt Dinge, deren ich mich zu schämen habe, aber andere, siehst du, wenn du die kenntest, dann würdest du deine Meinung vielleicht ein wenig ändern. Ich habe gearbeitet — aber ihr nennt es ja nicht so."

Herwethe horchte auf. Hatte nicht auch Yvonne einmal etwas Ähnliches gesagt? Damals, als er sie fragte, was sie lernen möchte, zu was sie Lust verspürte. „Was hast du denn gearbeitet?"

Sie stand aufgerichtet im Zimmer und versuchte es, sich eine würdige Haltung zu geben. „Ich war fast all die Jahre Mitglied einer Schauspielertruppe — nicht immer derselben" — ihre Augen irrten wieder ab, „nein, ich gehörte vielen Vereinigungen an. Es waren auch wohl nicht Schauspieler, wie du es dir denkst. Wenn ich nun Varieté sage, dann mißfällt dir das, ich weiß es, aber ich, siehst du, ich war eine Diseuse." Sie warf den Kopf zurück, und es war dieselbe Bewegung wie ehemals. „Ich hatte weiter nichts zu tun, als Gedichte und kurze Geschichten herzusagen. Einiges habe ich halb gesungen —" ein Lächeln überflog ihr verbrauchtes, bleiches Gesicht — „es waren hübsche Sachen dabei. Man muß einen bestimmten Schmiß dabei haben. Den hatte ich!" Sie stemmte einen Arm in die Seite und ließ ihre Augen funkeln, unter denen die schlaffen Säcke hingen. „Ja, das gehört schon dazu. Manches gehört dazu — —. Du siehst dir mein Haar an! Ja, mein Lieber, das gehörte eben dazu. Eine zweite Yvette Guilbert nannten sie mich — damals." Wieder kam das erinnerungsfrohe Lächeln. „Lange schwarze Handschuhe, ein weißes Kleid und rötliches Haar, das mußte so sein. Oh nein, glaube nicht, daß ich gefaulenzt hätte. Wir hatten tüchtig zu arbeiten, und es war oft anstrengend genug. Man reist so viel, und dann die verschiedenen Engagements. Oh nein, mein Lieber." Sie hatte gar nicht mehr zu Herwethe hingesehen, sie ging animiert im Zimmer auf und ab. Schlaf, das gute Essen, die Erinnerung an frühere Jahre, das hatte sie sehr ermuntert. Mit den Kindern, das würde sich geben, und wenn nicht — je nun, es gab noch Schlimmeres. Sich wie eine Uhrmachersfrau kleiden? Weshalb nicht? Sie dachte an ihre ersten Ehejahre und stellte sich, insgeheim lächelnd, die würdigen Meisterinnen vor. Schwarze Kleider, große Broschen, Hüte mit Mundbändern und vor allem lange, solide Umhänge.

„Was du da von mir verlangt hast," sagte sie, stehen bleibend, „das ist ganz selbstverständlich. Nicht eher gehe ich auf die Straße, bis alles so ist, wie du es willst." Sie sprach in ihrer alten, herzgewinnenden, fast kindlich ergebenen Art. „Glaubst du, ich wäre zurückgekommen, wenn ich nicht wirklich guten Willen hätte?" Ihr fielen noch manche gute Redewendungen ein, aber sie hielt sich zurück, um den Eindruck nicht zu verderben, denn Herwethe sah sie zum ersten Male ein wenig freundlicher, beruhigter an.

„Das ist recht, Brigitte."

„Und ich will auch keineswegs stören. Es ist vielleicht besser, wenn ich jetzt schon in mein Zimmer gehe, damit die kleine Yvonne mich nicht mehr sieht. Es war auch zu viel für das arme Kind. Ich glaubte, du hättest mit den beiden ausführlich gesprochen. Und dann später, siehst du — es fehlt hier ja an manchem, Marie kann das nicht so — ich werde es schon hübsch und gemütlich machen. Vielleicht" — sie wollte sagen, vielleicht nehmen wir eine andere Wohnung, aber es kam ihr doch übereilt vor — „wenn ich einmal länger bei euch bin, dann ist es auch kein Opfer mehr, daß ihr mich so gütig aufnahmt. Du, Karl, du! Du hast mich aufgenommen!" Und sie stand breit vor ihm und strömte diesen unerträglich schweren Geruch aus.

Ihre Worte hatten ihn eingesponnen, doch der Geruch stieß ihn ab. Jetzt sah er nur noch die Frau, die erinnerungsvoll gelächelt hatte, jetzt noch, als sie der Jahre gedachte, in denen sie mit dieser oder jener minderwertigen Truppe umhergezogen war. Dieses Lächeln trog nicht, es kam aus ihrem Innern. Und die anderen Worte, die gutwilligen, ergebenen?

Herwethe erhob sich und stellte sich an das geöffnete Fenster. Eine reine, warme Luft strömte herein, durch die der kühle Atem des Flusses wehte. „Ich glaube es dir, daß du eine Diseuse warst," sagte er.

Brigitte sah unschlüssig zu ihm hin. Was war das? Was wollte er damit sagen? „Es ist wohl besser, wenn ich jetzt schlafen gehe. Gute Nacht." Sie kam zum Fenster, streckte ihre Hand aus. Er nahm sie, ließ sie ohne Druck los und wandte sich ab.

Tanzen am Strom

Unglaubliche Dinge kamen aus dem verbeulten, abgeschabten Koffer. Marie trennte, wusch, plättete, und Brigitte saß am Fenster und wartete auf das schwarze Kleid und die große Brosche. Sie nähte mittlerweile an bunten Deckchen und seidenen Kissenbezügen. Es gab so viel Plunder in dem Koffer. Alles sollte verwertet werden. Das wünschte Marie. Was Brigitte zustande brachte, gefiel ihr nicht, aber sie konnte es nicht ertragen, wenn die starke Frau die Hände in den Schoß legte.

An den Abenden ging Marie meistens mit Yvonne unter junge Menschen. Dann war es ihr, als würde sie vom Boden aufgehoben und in einen lustigen Ringelreihen gesetzt, in dem sie sich etwas fremd und linkisch herumbewegte. Die Mädchen sprachen kaum von der Mutter. Es war ihnen ein häßlicher, beklemmender Gedanke, daß sie stundenlang allein bei dem Vater saß, und doch war es besser fortzugehen, denn Yvonne konnte sich nicht bezähmen, und auch Marie wollte nicht immerfort die Fragen hören, mit denen die Mutter in sie drang, und die Geschichten, die abwechselnd von Selbstlob und demütigen Anklagen überflossen. Das alles war unnötig. Sie war gekommen, der Vater hatte bestimmt, daß sie bleiben sollte, und man tat seine Pflicht.

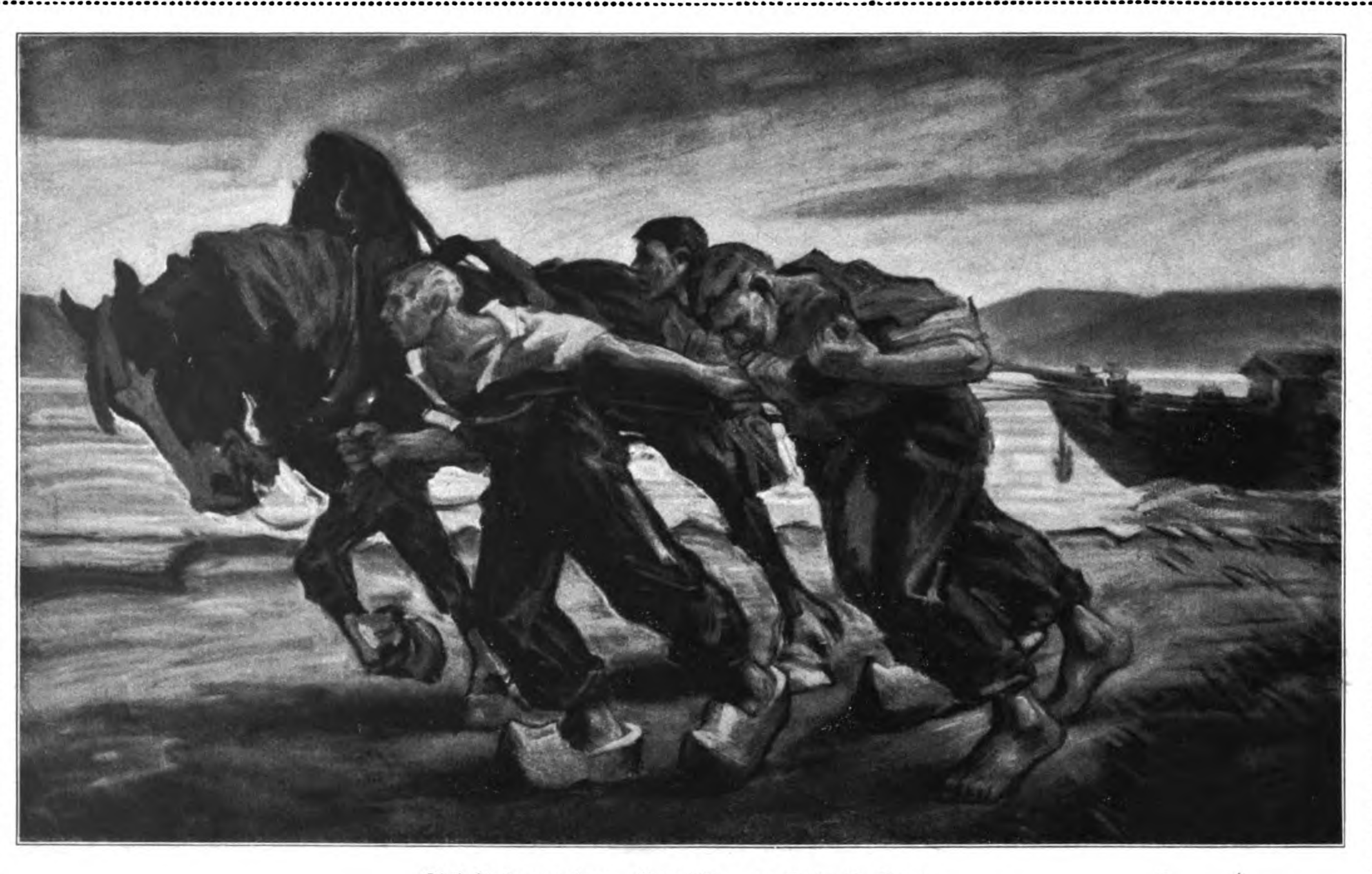
Ganz anders Yvonne. Sie ging in den Zimmern umher, als müsse sie vor Schmutz auf der Hut sein; sie verstummte, sobald ihre Mutter sich an einem Gespräch beteiligte, und sie vermied es, nach der Richtung hin zu sehen, wo Brigitte saß.

Draußen aber lebte sie auf. „Komm, wir werfen das alles hinter uns!" sagte sie und sie lief förmlich bis zum Hafen. So war es fast jeden Tag, denn es war ein gnadenreicher Sommer mit blauen, warmen Abenden und glänzenden Sternen.

Die kleinen Dampfer fuhren stromauf und stromab und legten vor den flachen, einfachen Wirtshäusern an, die im Kranz üppig belaubter Bäume ruhten. Das rötliche Licht der Laternen schien in die breiten, grünen Kronen hinein, und vorn am Ufer hatte man Girlanden von bunten kleinen Lichtern aufgehängt, deren feines Geriesel zärtlich in den dunkeln Fluß sickerte. Und Musik, warm, irdisch, einfach, zog in breiten, werbenden Wellen in die Nacht hinaus.

Die kleinen Mädchen mußten ihre Herzen festhalten. Es war nicht leicht, frisch und flink wie ein junger Fisch zu bleiben, wenn so ein heißer, kräftiger Bursche seinen Arm um sie legte und der beseligende Dreivierteltakt alles auflöste und verwischte. Doch Yvonne blieb herzhaft fröhlich. Sie tanzte mit Hans Stöwesand, der bei jeder neuen Wendung mit dem Absatz derb auf den Boden schlug, denn die Sache machte ihm erst das rechte Vergnügen, wenn es um ihn her krachte und dröhnte.

Davon war am Föhrenkrog nicht viel zu verspüren, denn hier tanzte die ganze gute



Arbeitskameraden. Gemälde von Otto D. Franz
(München, Kunstausstellung 1920)

Bürgerschaft. Marie drehte sich frohgemut und gewissenhaft mit ihrem Seminaristen unter den großen Petroleumlampen, und Beate Hestermanns gelang es nicht einmal, ihren jung Verlobten bis in die dunklen Pfade des großen Wirtsgartens zu leiten, denn rings auf erhöhten Sitzen plusterten sich die Glucken der Stadt, und etliche dunkel gekleidete Väter hatten die Autorität aufgepflanzt. Nein, am Fährenkrog war die Freude noch mit lieblichen hellblauen Bändern verziert, und sie klingelte in hübschem, gemäßigtem Rhythmus, und die Nacht zog sich weit zurück, denn man hatte ihr allzuviele Laternen vor die schönen Augen gestellt.

Da mußte man schon weiter gehen, zum Kissenkämper oder zum Schelhörnchen. Ja, zum Schelhörnchen! Zwei Tage, bevor die „Anne Hiddingsell“ ihre weite Fahrt antrat, war am Schelhörnchen Seemannsball.

Yvonne kannte alle Sprünge und Dreher, Hans Stöwesand hatte ihr das beigebracht. Aber wie sollten sie zum Schelhörnchen kommen? Ein paar Tanzabende am Fährenkrog, das hatte man ihr erlaubt. Aber ein Seemannsball? Nein, lieber gar nicht davon reden. Hans mußte Rat schaffen. Da seine Hände gewohnt waren, alle Dinge leicht und fest anzufassen, und seine Augen geradesweges ihrem Willen nachgingen, dachte er sich diese Sache ganz einfach. Eines Nachmittags kam er mit einem schönen Gruß von seiner Mutter in Herwethes Werkstätte. Doch schon als der schwere Blick des Mannes zu ihm hinging, fielen die lockeren Worte, die er soeben noch ganz vorn auf den Lippen trug, in ihn zurück. Er dankte etwas umständlich für die Freude, die er gehabt hätte, mit den beiden Töchtern des Meisters tanzen zu dürfen, ja, und nun ginge es wieder fort, und er wollte doch seine Aufwartung machen, und die Mutter meinte auch, man sollte noch mal recht vergnügt zusammen sein — und da — — — hol's der Henker, da hatte er sich verheddert! Wie dumm! Wenn die Mutter meinte, dann lief das auf eine Verabredung mit den Eltern hinaus, und er wollte das Mädchen ganz für sich allein, diese Yvonne, nur Yvonne, sonst nichts.

Und wie er vor dem Meister saß, da schoß es ihm heiß ins Herz. Ja, weiß Gott, er wollte diese Yvonne. Immer hatte er es zurückgedrängt; er müßte ja schon ein rechter Hundsfott sein, wenn er so einen lustigen Quickstert, der gerade erst in die Welt hineinsah, einfangen wollte, just bevor die ‚Anne Hiddingsell‘ auf ein Jahr oder so über See ging. Nein, sowas sollten andre Kerle machen, er nicht. Aber das Mädchen, diese Yvonne, Herrgott, wer die haben könnte!

Der Meister hatte das Gespräch harmlos weitergeführt. Nein, er und seine Frau besuchten keine Festlichkeiten. Später vielleicht, jetzt wäre seine Frau nicht ganz wohl, sie sei ruhebedürftig, aber Marie und Yvonne könnten nochmal mit zum Fährenkrog gehn. Und während Herwethe die Worte bedächtig hinstellte und dabei immer zum Nebenzimmer hinhorchte, ob Brigitte wohl hereinkommen würde — sie hatte es kürzlich oft getan, denn das Meisterinnengewand war fertig und das Haar glatt gescheitelt — da entstand in Hans Stöwesand ein Plan. Gewiß, sie konnten ja zum Fährenkrog gehn, aber auf eine Stunde oder zwei wollte er mit seinem Freunde Vilsentorp, Yvonne und Grete Hestermanns zum Schelhörnchen fahren. Dunnerkiel, wollten sie sich in die Riemen legen! Nicht allein mit dem Mädchen, nein, man sollte ihr nichts nachsagen können. Aber für Vilsentorp gab es auf der ganzen Welt nur Grete Hestermanns, da war man allein genug.

Jetzt wurde ihm so behaglich, daß er wohl eine Stunde lang bei Meister Herwethe sitzen blieb und viel von seinem Berufe sprach, von seinen Aussichten und vom Reisen — von dem Meere, das seine Heimat war. Immer, wenn er vom Meere sprach, schlug sein Herz laut und voll.

Herwethe freute sich an dem lebhaften, jungen Menschen, und es ging ihm durch den Sinn, daß Yvonne später einmal vielleicht ganz gut bei ihm aufgehoben wäre, denn es kam nun öfter vor, daß er in aller Stille den Wunsch hegte, seine Töchter in einer eigenen, von ihm und Brigitte unabhängigen Zukunft zu wissen.

Er hatte sich merkwürdig schnell daran gewöhnt, diese Frau an seinem Tische zu sehn, ihre Stimme zu hören, ihre Bewegungen zu beobachten. Irgendwie schimmerte die alte Brigitte hindurch. Er hatte kein warmes Gefühl für sie, alle ihre Künste konnten sein tiefes Mißtrauen nicht vermindern, ja er hatte Stunden, in denen er sich geekelt von ihr abwandte. Aber weil er stets ihrer Wiederkehr gedacht hatte, war sie, mit all den vielen Erinnerungen, in seinem Leben geblieben, und diese Erinnerungen ließen ihn immer nach ihr hinschaun, umgaben sie mit einer Fülle von Bildern, aus denen sie ihm vertraut entgegenblickte. Sie würde nicht wieder von ihm fortgehn, dessen war er sicher, denn er bemerkte es sehr gut, mit welchem Behagen sie sich in das Alltägliche einschmiegte, nun die Jahre dahin waren, die ihr Abenteuer brachten, und dieser Ge-

danke verschob allmählich, ohne daß er sich dessen bewußt wurde, seine Stellung ihr gegenüber. Er gehörte nun einmal zu den Menschen, die sich abfinden und fügen können. Die Gewißheit, sein Leben mit Brigitte verbringen zu müssen, gab ihr einen festen Platz in seinem Hause, in seiner Familie. Das Schickliche und Pflichtgemäße war ihm eingeboren. Die Frau, die Mutter mußte achtungsvoll behandelt werden. Wenn er sie aufgenommen hatte, dann mußte er auch für sie eintreten. Leise, ganz leise regte sich Dankbarkeit, wenn sie ihm das erleichterte. Und sie tat es.

Es war ihm willkommen, daß seine Töchter in dieser Zeit unter die Menschen gingen. So mußte es sein. Sie durften die Anwesenheit der Mutter nicht als Fessel empfinden, sonst würden sie ihr niemals freundlich gesinnt sein, und gerade das mußte er erreichen, denn es galt, das Familienleben so gut herzustellen, wie es nach allem noch möglich war.

Herwethe sprach länger und freundlicher mit dem jungen Mann, als es sonst seine Art war. Hans Stöwesand aber hatte sich in eine fröhliche Zuversicht hineingeredet. Als er aus dem Torbogen der Burg ging, pfiff er in die Luft hinein und sah die Engel im Himmel tanzen. Nach dieser hübschen und langen Unterhaltung konnte es seiner Yvonne gar nicht schlecht ergehn, selbst wenn der alte Herwethe dahinterkommen sollte, daß sie einen Abstecher zum Schelhörnchen gemacht hätten. — —

Die jungen Leute trafen sich wie immer am Fährenkrog, nur Vilsentorp fehlte, er wartete mit dem Boot hinter der Wiese in einem Erlengebüsch.

Als erste hatte Grete Hestermanns sich hinausgestohlen. Ihr heißes Gesicht glitt dicht an dem seinen vorüber, als er ihr hineinhalf. Sie standen einen Augenblick schwankend voreinander, dann setzten sie sich auf das schmale Brett. Wären Hans und Yvonne schnell nachgekommen, dann hätte Grete Hestermanns wohl noch für längere Zeit nichts von der Kunst des Küssens verstanden, so aber begann Vilsentorp ganz langsam mit dem Ohrläppchen und der Schläfe, und allen menschlichen Erfahrungen nach mußte der Weg von dort aus weiter gehn. Es war nicht ihre Erfindung, und man konnte sie deshalb nicht sonderlich loben, jedoch es war erstaunlich, wie weit sie es gebracht hatten, als Yvonne und Hans über die Wiese gelaufen kamen.

Yvonne war wie ein flockiger weißer Wirbel. Sie hob ihr Kleid an beiden Seiten auf; es bauschte sich und flatterte. Hans hielt den Hut in der Hand und machte lange Sprünge. Man rief sich eilig ein paar Worte zu, die jungen Leute setzten sich auf die Bänke, stießen ab, und nun ging's fort, stromabwärts. —

Ihr Sommerabende auf dem schwarzen, wallenden Strom! Der Himmel ist hoch gespannt, die Sterne weit, flimmernd und seltsam vertraut. Einige senken sich hinab und haben einen feuchten, ganz klaren Schein, andre schweben eng beisammen in silbernem Flor. Vom Ufer her kommen warme Wogen Es ist, als lebte das Blühen des Tages in ihnen. Büsche und Häuser, Türme, Bäume sind eingehüllt von Stille und Dunkelheit, wie geborgen in unendlicher Güte. Alle Geräusche zerfließen und vermischen sich zu einer sehnsuchtsvollen Melodie.

Doch im Schelhörnchen weiß man nichts von der Stille des Stroms und der Nacht. Das Haus liegt breit und weiß unter mächtigen Kastanienbäumen, die aus den blauschwarzen Blättermassen hier und da goldene Hände über sein Dach halten. Die Dunkelheit lehnt sich gegen die Mauern, doch im Tanzsaale, der fremd am Hause klebt, tobt die junge Seemannschaft. Hö, wie sie brüllten und stampften! Die Matrosen der ‚Anne Hiddingsell' führten einen russischen Tanz auf. Yvonne stand in der ersten Reihe und sah ihnen zu. Sie schrie mit ihnen auf, beugte sich hinab, reckte sich wieder und klatschte in die Hände. Sie warf sich ganz in den Tanz hinein, glühte vor Entzücken. Und als sie endeten und der keckste Bursche unter ihnen auf sie zusprang, sie um den Leib faßte und mit ihr davonjagte, da mochte Hans Stöwesand Umschau halten, ob es noch ein andres hübsches Mädchen im Saale gab, doch er sah keine, denn in seinen Augen war noch die weißgekleidete Yvonne, die ihm gegenüber im Boote gesessen hatte.

Als Yvonne an Hans Stöwesand vorübertanzte, rief sie ihm zu, er möge sie fangen, aber das Spiel war ihm zu zahm, er nahm sie fast mit Gewalt aus dem Arm des Matrosen und hielt sie fest. In ihrer jungen Berauschtheit und Kraft schwangen sie sich durch den Saal, ließen nicht mehr voneinander. Als sie an einer geöffneten Tür vorüberkamen, sah die Nacht sie an und zog sie ins Dunkel hinein. Sie gingen, noch leicht umfaßt, um das Haus herum und in den Garten, von dessen Beeten die Sommerblütenpracht schimmerte. Ganz allein waren sie hier. Der flache und bunte Garten war ringsum von einer scharf beschnittenen, breiten Hecke eingefaßt, auf der große Menschen- und Tierleiber vor kunstvoll zugestutzten Zweigen standen. Wie stumme, klobige

Wärter behüteten sie die duftende Fläche, in die kein Baum einen Schatten warf.

Der Gegensatz dieses Gartens zu dem lärmenden Saal war so groß, daß Yvonne tief erschauerte. Es überkam sie wieder jenes Gefühl des Fremdseins. Gehörte sie zu den erhitzten, tobenden Menschen? Was hatte sie mit ihnen gemein? Sie löste sich in Furcht und Scham von ihrem Begleiter, kaum wissend, was sie tat, erhob die Hände und sagte leise: „Behüte uns."

Hans trat von neuem an ihre Seite. „Was sagten Sie, Yvonne?"

Sie wandte ihm ihr helles Gesicht zu. „Mir ist so eigen zumute. Hier ist es feierlich — ich dachte daran, daß Gott uns alle behüten möchte."

Der junge Mensch fühlte, wie etwas Geheimnisvolles Besitz von ihr ergriff, aber ihre Schönheit sprach so stark zu ihm, daß er der schwermütigen Aufwallung nicht folgen konnte. „Aber ich kenne Sie, Yvonne," sagte er in dem Ton des Verliebten, und er wollte fortfahren, doch sie hob abwehrend die Hand. „Sehen Sie nur," und sie wies zu den großen Figuren hin, die sich deutlich vom Sternenhimmel abhoben, „es ist sonderbar zu denken, daß wir alle, auch die da drinnen," und sie wendete ihr Gesicht dem Hause zu, „einmal so stumm sein werden. Und wir sehn dann nicht in einen Garten hinein."

„Was tun wir dann?" sagte Hans noch halb spielend.

„Ja, was mögen wir tun, wir Armen! — Kommen Sie, wir gehn jetzt auf und ab und sehn uns die Blumen an. Ich pflücke Ihnen einen kleinen Strauß. Zum Andenken. Nehmen Sie ihn mit?"

Dem armen Jungen wurde die Brust zu eng. Er wußte nichts von sentimentalen Dingen. Yvonne war immer fröhlich gewesen — und jetzt — jetzt warf sie tausend unzerreißbare Schlingen um ihn. Versonnen, fast zärtlich ging sie vor ihm her. Sie schritt über all seine Hoffnungen, denn er legte ihr alles zu Füßen, was er hatte.

Hin und wieder bückte sie sich und fragte, ob sie auch diese Blumen nehmen sollte, mehr als neun aber dürften es nicht sein, sonst brächte der Strauß kein Glück, und wer aufs Meer ginge, der müsse einen Talisman haben. Sie sprach leichter, unbefangener, und als sie dann sein Taschenbuch forderte und den Strauß hineinlegte, schien sie wieder froh zu sein. „Neun kleine Blumen, neun kleine Blumen," summte sie, „je kleiner die Blume, um so größer das Glück. Hans im Glück!" Währenddessen ordnete sie die Blüten, und Hans hielt das Buch. Er hielt es ganz ruhig, doch seine Augen betrachteten sie auf eine leidenschaftlich innige Art. Sie wand sich leise mit kindlich herber Anmut aus dieser stummen Offenbarung. Mit beiden Händen schob sie ihm das Buch zu. Sie drehte den Kopf zur Seite, so daß er nur ihr Profil sah, und sang weiter nach einer eigenen Melodie. Dabei machte sie feine Tanzschritte und breitete die Arme aus. So schwebte sie dem Hause zu.

„Ich bin ganz allein," sagte sie flüsternd zu Hans, der ihr gefolgt war. Dann blieb sie stehn. „Wissen Sie, wie wohl das tut, ganz, ganz allein zu sein? Man hat schöne Träume. — Kommen Sie, wir gehn zum Boot, man erwartet uns wohl schon." Sie ergriff seine Hand.

Er zog das Mädchen näher zu sich hin. Sie sahen sich eine Weile an. Yvonne schüttelte langsam den Kopf. Da ließ er sie frei. „Ich habe einmal einen Gymnasiasten geküßt," sagte sie ganz leichthin, „es war nicht schön. Erst glaubte ich es, aber einige Stunden später — — ach nein, es war nicht schön." Sie ging schnell zum Strome hinunter und blieb, halb verborgen, in den starken Zweigen eines Holunderbusches stehen. Ihr Gesicht, das weiße Kleid, alles war grünlich überhaucht. Sie sah fast leblos aus, als ihre Augen so groß und starr auf die schwarzen, blanken Wellen blickten, die breit wie aus einem tiefbewegten Grunde kamen.

Auch Hans fühlte das Trennende, Feierliche, das ihnen gebot, einsam zu bleiben. Doch ihm kamen keine schönen Träume, er liebte das Mädchen zu sehr, sie erfüllte ihn ganz. Er stand so weit von ihr entfernt, daß seine leise gesprochenen Worte sie kaum erreichten. „Ich weiß nun nicht, was ich von Ihnen mitnehmen soll außer dem Sträußchen. Sie sind heute so ganz anders."

„So? Das weiß ich gar nicht. Ich bin, wie ich bin." Und sie trat aus dem Gebüsch und drehte sich auf dem Absatz, als wollte sie sich ringsum betrachten lassen. „Man kann doch nichts daran ändern. Das Leben geht durch mich hindurch."

„Erst dachte ich, Sie könnten nur lustig sein —"

„Bin ich das nicht?"

„Nein."

„Ach, denken Sie ja nicht, daß ich traurig wäre, wenn irgend etwas plötzlich über mich kommt. Ich fürchte mich auch bisweilen und habe komische Vorstellungen. Aber nachher ist dann alles doppelt schön. Es ist wunderschön!" Und sie hielt ihm ihre Hände entgegen und begann sich nach den Tönen der Musik zu wiegen, die vom Hause herüberwehten.

(Fortsetzung folgt)



Erinnerungen an Max Reger. Von Elsa Reger

mmer wiederholt sich die Behauptung, Max Reger stamme aus ärmlichen Verhältnissen. Man verwechselt einfach mit ärmlich. 1901 lernte ich das Heim meiner späteren Schwiegereltern kennen; nie ist mir in den Sinn gekommen, die hübsche, freundliche Wohnung, in der die peinlichste Ordnung herrschte, ärmlich zu nennen. Meine Schwiegereltern hatten ausgesprochenen Schönheitssinn; dies zeigte ihre Häuslichkeit. Auch die Behauptung, Reger habe eine traurige Jugend gehabt, beruht auf einem Irrtum. Er war ein äußerst schwaches Kind, dem man keine lange Lebensreise zugestand; scheu und still verbrachte er ganze Stunden bei einem Spielzeug. Bald aber erstarkte das Kind, und mit den zunehmenden Kräften zeigte sich auch eine auffallend schnelle Fassungsgabe. Fünfjährig, las der Knabe fließend; spielend hatte er die Buchstaben erlernt und sich dann die Wörter zusammengesetzt.

Auf einer Reise war beim Umsteigen plötzlich der kleine fünfjährige Maxl verschwunden; ängstlich rufend lief die Mutter den Zug entlang. Da entdeckte sie den kleinen Bub auf der Lokomotive, die er „mal anschaun" wollte. Er wollte wissen, wie das Ding da „allein" laufen könnte. Als Max Reger sechs Jahre alt war, spielte er seinem Vater zum Geburtstag Klavier vor. Der Vater war starr vor Staunen, denn er hatte nie seinen kleinen Sohn üben hören, die Mutter hatte ihn in der Abwesenheit des Vaters im Klavierspiel unterrichtet. Der kleine Max war noch nicht in die Schule eingeführt, da holte ihn doch schon der Lehrer zur Schulprüfung herbei; er behauptete, der Kleine könne mehr als alle seine Schüler zusammen. Als er dann wirklich zur Schule ging, wurde ihm das Stillsitzen unendlich schwer. Der Lehrer konnte ihn nur als Zweiten setzen, da er, am Ende der Bank sitzend, während des Unterrichts aufstand und die Schulstube besichtigte. In der Schule und auf der Präparandenanstalt immer der Erste, war er doch kein Streber und Duckmäuser. Ein glänzender Schwimmer und Schlittschuhläufer und ein rechter Lausbub, der zu allen dummen, aber nie zu einem schlechten Streich aufgelegt war, das war Max Reger.

Ein unerschrockener Mut, seine Meinung zu verfechten, war auch schon dem Knaben eigen. Als der Geistliche Rat beim Tode Richard Wagners über den ‚Antichrist' schalt, sagte der dreizehnjährige Bub überlegen und kühl: „Was verstehen denn Hochwürden von der philosophischen Musik!" Die harte Strafe vermochte nicht, diese seine Ansicht zu ändern.

Mit vierzehn Jahren tat er in Weiden Organistendienst. Die Orgel war ihm sein Heiligstes, und es war wunderbar, wie er auch das Technische des Instruments erfaßte. Als in der Orgel einst etwas in Unordnung war, kroch er hinein, bastelte zum Entsetzen seines Lehrers, des Organisten, daran herum und — fand wirklich den Fehler, den er auch beseitigte. Mit seinem Vater zusammen bauten sich beide eine Hausorgel.

So wild auch seine Bubenspiele gewesen sein mögen, so kam er doch oft zu seiner kleinen Schwester, wenn sie mit den Puppen spielte: „Geh, laß mich der Onkel sein!" Aber die kleine Pedantische mag Sorge um ihre Puppenkinder gehabt haben; denn er erhielt stets die gleiche strenge Antwort: „Nein, du darfst kein Onkel sein," was ihn jedesmal von neuem tief kränkte. Seine Schwester hat sich nicht verheiratet, und so wurde er wirklich „kein Onkel". —

Aus seinem Munde kenne ich all die kleinen und großen Erlebnisse seiner Kinderjahre, und das eint sich zu dem Bild einer frohen, lustigen Kindheit, die nichts von Darben und Hungern wußte. Freilich darf man nicht den Maßstab unserer materiellen und überverwöhnten und übersättigten Großstadtjugend von heute an die Kindheit Max Regers legen. Eine gesunde Zeit war sie für Körper und Geist des Knaben, und man kann nicht dankbar genug sein, daß nie der Versuch gemacht worden ist, aus dem auffallend begabten Knaben ein Wunderkind zu machen und so Kräfte und Nerven frühzeitig zu überanstrengen. In der Freiheit der kleinen Stadt konnte das Kind sich entfalten und heranreifen zu der Mission, die es erfüllen sollte.

⌘ ⌘ ⌘

Wer Max Reger nicht in seinem Heim, mit seiner Familie, im Kreise seiner Schüler und gar mit seinen Kindern gesehen hat, dem fehlt ein Stein zum Gebäude dieses großen Mannes, und zwar ein pfeilertragender Stein; der hat ihn nicht ganz erkennen, bewerten können. Die andächtige Freude, mit der mein Mann den Sprachschatz unserer Christa sich erweitern sah, das Erwachen des kleinen Geistes, hatte oft etwas Rührendes. Immer wieder ließ er sich neue drollige Worte von ihr wiederholen, sich an deren Komik stets von neuem ergötzend.

Wir wohnten in Leipzig weit draußen am Walde, und ich kam nicht oft in die Stadt, die mir durch ihre schwüle Luft im Sommer auch nicht sympathisch war. Meistens machte ich meine Besorgungen an den Tagen, an denen mein Mann im Konservatorium seine Stunden gab, und holte ihn dann ab, wir fuhren zusammen heim. Eines Tages aber ging es nicht anders, ich mußte in die Stadt, und mein Mann war daheim und saß am Schreibtisch. Die Mädchen hatten zu tun, und ich fragte ganz zaghaft, ob die Kinder nebenan, bei mir, ganz still spielen dürften; er nickte ganz vergnügt. Still wie die Mäuslein saßen die zwei lütten Drufäppel auf ihren Stühlchen, jede sehr wichtig ein Püppchen wiegend. Ich fuhr beruhigt in die Stadt. Als ich zwei Stunden später heimkehre, tönt mir ein wildes Geheul entgegen. Schnell lege ich ab und komme in meines Mannes Zimmer, bleibe starr stehen, dann ringt es sich verzweifelt von meinen Lippen: „Aber Kinder, ihr wolltet ja still spielen, Papa nicht stören!" Die beiden lieben Augenpaare sehen mich groß und erschrocken an. Mein Mann wendet den Kopf zu mir und sagt erstaunt: „Aber Frau, was willst du denn, die Kinderle waren sehr artig und ruhig, sie haben mich gar nicht gestört." Die Kinder aber hatten ‚wilde Tiere gespielt', kriechend und brummend, trapsend und heulend.

Ein andermal saßen wir nachmittags nach dem Kaffee beisammen, als aus seinem Zimmer ein wüstes Klaviergepauke erschallt. Vor den beiden nebeneinanderstehenden Flügeln sitzen Christa und Lotti; mit ernster Miene greifen die kleinen Händchen in die Tasten, wobei auf Harmonie kein Wert gelegt wird. Immer stürmischer wurde ihr Spiel, lächelnd hörte es mein Mann. Da sage ich: „Aber Kinder, macht doch nicht solchen Radau!" — „Radau?" piepst Christale, „Radau? Aber wir spielen doch Max Reger!" Alle Humorteufelchen blitzten in den Augen meines Mannes auf, und er meinte: „Ja, ja, da hab' ich meine Kritik von meiner Tochter, die so manchem lieben Zeitgenossen aus der Seele gesprochen ist." —

Christa war als kleines Kind außerordentlich graziös; sie tanzte, ohne daß es ihr gezeigt war, und zwar setzte sie nach dem Polkatakt ganz richtig die Füßchen. Mein Mann spielte ihr eine kleine Melodie, und sie wiegte sich wie ein kleiner Schmetterling. Unauffällig ging er einst in den Walzertakt über. Das Kind stutzt, setzt die Füßchen nochmals, läuft zum Flügel und sagt: „Hadi, ne deit." („Haschi, es geht nicht.") — Die Kinder nannten den Vater, als sie klein waren, ‚Haschi'; das ist ein süddeutscher Kosename.

Ein Ausflug ohne die Kinder bedeutete für meinen Mann nur das halbe Vergnügen. Beide Kinder konnten gut marschieren und waren die reinsten Wasserratten; beides freute ihn, der ein sehr guter Fußgänger und ein ganz ausgezeichneter Schwimmer war. Es amüsierte ihn köstlich, daß ich in Kolberg, da ich nach einer Krankheit nicht baden durfte, wie eine Henne, die Entchen ausgebrütet hat, am Strand stand und die beiden lange vergeblich — so selig waren sie in der salzigen Flut — aus dem Wasser lockte. — Mein Mann verwöhnte die Kinder sehr, aber niemals schenkte er so, daß den Kindern das Gefühl der Selbstverständlichkeit dessen kommen konnte. Stets wies er auf die Schönheit oder Nützlichkeit des Gegenstandes hin und sagte ihnen, wie froh und dankbar sie doch sein müßten, daß sie dies erhalten hätten. Dadurch pflanzte er den edelsten Baum in die weichen Kinderherzen, die Dankbarkeit. Der Baum hat tiefe Wurzeln geschlagen, und es gibt nichts Lieberes, als Christa und Lotti zu beschenken; denn es erfreut sie alles. Sie sind nicht übersättigt worden, obgleich sie vor dem Kriege auch von meines Mannes Freunden mit Geschenken überschüttet wurden. Sie haben Freude an der kleinsten Gabe.

Genau wie einst der Vater setzte sich unser Christale Weihnachten 1913 plötzlich ans Klavier und spielte dem staunenden Vater ein Stückchen vor. Die Überraschung war mir gelungen, und er hatte wirkliche Freude daran. Er gab sich auch oft die Mühe, sie zu belehren. Stunden hatte sie bei einer jungen Lehrerin, Else Müller, der Tochter eines Kapellisten aus unserer damals so idealen Kapelle in Meiningen. Er nahm regen Anteil an den Fortschritten der Kinder, denn die kleine, zwei Jahre jüngere, ehrgeizige Lotti mußte es bald Christa nachtun. Ein liebes Bild war es, wenn der große Mann ausging, an der linken Hand eines der kleinen Mädels, die zweite sprang daneben, in der Rechten den Stock, bellend voran der geliebte Waldi. Oft nach Tisch saß er auf dem Sofa, in jedem Arm eines der Kinder, auf dem Knie den alten, guten, schwarzen Teckel. So ganz Familienvater, ganz nur Gemütsmensch. Ein kritischer Tag war der Zensurentag. Er war zu gerecht, um in jedem Fach eine 1, wie er es durch all seine Schuljahre gehabt, zu verlangen. Aber in Betragen, Ordnung, Aufmerksamkeit verlangte er die beste Note. Er war in Wirklichkeit der Hausvater, erwartete aber auch, daß man sich seinem Wunsch und Willen als dem des Erfahrenen unterordnete; sein Wille war das Gesetz unseres Hauses. Alles Gute und Edle seines Wesens wollte Reger in die Seelen dieser zwei lieben, herzenswarmen Kinder legen, er wollte sie zu arbeitsfreudigen, tüchtigen Menschen erziehen; aber er wollte auch ihr Leben erleichtern und verschönen, darum sein rastloses Arbeiten. Wie eine weiche, warme Hülle umgab die Liebe Regers die beiden kleinen Mädchen, die unser Sonnenschein geworden sind.

Als im letzten Jahre, Oktober 1915, unsere Lotti an schwerer Diphtherie erkrankte,

schrieb ich meinem Mann, er war zum Glück unterwegs, er möchte ihr ein schönes Plüschtier mitbringen. Er hatte ebensolche Freude am Schenken der Katze für Lotti, des Hundes an Christa, wie die Kinder selber über die Prachttiere. Auch ein Brief an mich spricht strahlend über den Kauf eines famosen Elefanten für Christa. Immer der Freudespender und doppelt spendend, da er es mit so großer, eigner Freude tat. Wie ein guter Gärtner hat er auch hierin gehandelt, edlen Samen ausgestreut, und daß ich die keimenden Pflänzchen, über die er nicht mehr seine segensreichen Hände breiten kann, richtig stütze und vor knickenden Stürmen bewahre, dazu gebe mir Gott die Kraft und das rechte Verständnis.

Ein großer Wunsch von mir war, meinen Mann am Dirigentenpult zu sehen. Als ich ihm dies einst aussprach, meinte er, das wünsche er wohl auch, doch gebe es in Deutschland nur eine Kapelle, die er haben möchte: die Meininger. Deren Dirigent sei aber ein Mann in besten Jahren, also für ihn kein Gedanke, dies Orchester zu bekommen. Die Meininger hatten keine Operntätigkeit, nur ihre Symphoniekonzerte; das hätte meinen Mann gelockt, denn alles Theaterwesen lag ihm nicht, darum würde er sich nie nach einer Opernbühne gesehnt haben.

Im Winter 1910 war mein Mann zu einem Konzert in Gotha von Professor Rabich, einem treuen Reger-Anhänger, aufgefordert. Als weitere Solisten hatte man den ausgezeichneten Klarinettisten Hermann Wiebel aus Meiningen und den bekannten Weimarer Hofkonzertmeister Robert Reitz gewonnen. Die Meininger Hofkapelle war verwaist. Ganz plötzlich war ihr Führer, der feinsinnige Komponist Wilhelm Berger, einer tückischen Krankheit erlegen, abberufen im besten Mannesalter. Ich sagte zu Wiebel, daß dieser Platz meinen Mann wohl auch locken könnte. Darauf fragte mich der junge Künstler: „Wie steht Reger zu Brahms?“ Ich antwortete nur: „Das werden Sie gleich hören.“ Darauf begann der Zwiegesang der G-dur-Violinsonate. Als sie beendet, trat Wiebel mit strahlendem Gesicht zu mir und drückte mir nur stumm die Hand. —

Bekanntlich liebte das Meininger Herrscherhaus den Meister Brahms und seine Schöpfungen ungemein, Brahms war oft des Herzogs Gast, und Hans von Bülow kämpfte am Dirigentenpult der Meininger durch ganz Deutschland für die hehre Kunst unsres großen Johannes. Wiebel wußte, daß nur ein Musiker, der die ganze Schönheit der Brahmsschen Werke in sich aufgenommen hatte, Dirigent der Meininger Hofkapelle sein könne.

Kurze Zeit nach diesem Konzert traf mein Mann mit Fritz Steinbach in Köln zusammen.

Steinbach setzte einen gewissen Ehrgeiz darein, die Orchesterwerke Regers im Gürzenich aus der Taufe zu heben, schönste Erinnerungen knüpfen sich an Köln. Natürlich sprachen die beiden Herren über die in Meiningen zu besetzende Stelle, die vor Wilhelm Berger Fritz Steinbach ruhmreich bekleidet hatte, ehe er den ehrenvollen Ruf als Generalmusikdirektor nach Köln bekam. Bald nach dieser Aussprache wandte sich Herzog Georg von Meiningen an Steinbach, auf dessen Urteil er sehr viel gab, und Steinbach antwortete auf die Frage nach einem geeigneten Dirigenten: „Wenn Hoheit Max Reger haben können, rate ich dringend, nur ihn zu berufen!“

Es herrschte große Freude in unserm Hause, als die Anfrage kam, ob mein Mann den Dirigentenposten an der Hofkapelle zu Meiningen übernehmen wollte.

Der Herzog ging darauf ein, daß mein Mann alle Donnerstage nach Leipzig fahren könne, um dort seine Unterrichtsstunden an der Meisterklasse des Konservatoriums zu geben; denn Leipzig wollte meinen Mann von seinem noch jahrelang laufenden Kontrakt nicht entbinden, er selbst hing auch an seiner dortigen Lehrtätigkeit. So nahm denn mein Mann den Ruf nach Meiningen an.

Im Juli 1911 folgten mein Mann und ich einer Einladung des Herzogs nach Bad Wildungen, wo der Fürst zur Kur weilte. Wir verlebten interessante Stunden bei dem greisen, hohen Herrn, und mein Mann war begeistert über die geistige Frische, das vielseitige Wissen und Interesse, die große, gütige Freundlichkeit. Auch des Herzogs warme Teilnahme lernten wir kennen, hatten wir doch kurz vorher Doppeltrauer durch den Tod der Mutter meines Mannes und den meines Vaters erlitten.

Am 1. Oktober sollte mein Mann seine Stellung antreten, doch mußte er den Termin auf den 1. Dezember verschieben, da er schon lange vor Annahme des Postens in Meiningen eine Konzertreise durch die Schweiz mit seinem Freund und Apostel, dem Heidelberger Generalmusikdirektor Philipp Wolfram, abgeschlossen hatte. Reger und Wolfram brachten der Schweiz den Altmeister Bach in seinen Werken für zwei Klaviere. Ende Oktober bewerkstelligte ich den Umzug nach Meiningen, und als mein Mann Ende November dort anlangte, fand er alles nach seinem Wunsch.

Nun begann für Reger eine Zeit idealsten Arbeitens. Täglich, außer Donnerstags, war von 9—1 Uhr Orchesterprobe. Was Reger mit seiner Kapelle, sie zählte nur 56 Mann, hatte aber besonders gute Holz- und Blechbläser, erzielte, das ist eben so wunderbar gewesen, daß man sie unter ihm hat hören müssen, um den ganzen Zauber seiner Eigenart verstehen zu können. Die Konzerte der Meininger unter Reger waren musikalische Erlebnisse höchsten, feinsten Künstlertums und sind dem, der sie gehört, unvergeßlich in Herz und Ohr.

Die Orchesterreisen führten Reger durch ganz Deutschland, Holland, die Schweiz, und

überall bedeuteten diese Reisen einen Triumphzug. —

War mein Mann daheim, so genoß er mit großem Interesse das Theater, das damals unter Max Grubes Leitung stand. Wir erlebten wunderbare Vorstellungen und liebten Meiningen immer mehr. Als der Frühling und damit der Schluß der Saison kam, lernten wir auf weiten Spaziergängen die überaus liebliche Umgebung Meiningens kennen, uns täglich an ihr freuend und uns an der kräftigen Waldluft stärkend.

Wenn der Herzog mit seiner geistvollen, überaus liebenswürdigen Gattin, Baronin von Heldburg, in Meiningen weilte — den Winter verlebte er meist in milderen Gegenden — waren mein Mann und ich wöchentlich zur Tafel geladen. Auch auf dem wundervollen Sommerschloß Altenstein waren wir öfter des Herzogs Gäste. Der Herzog liebte es, nur im kleinsten Kreise zu speisen, da er sehr schwerhörig war und der Klang mehrerer Stimmen ihm Unbehagen verursachte. Stets kehrten wir gehoben heim nach solch schönen, anregenden Stunden. Es war staunenswert, welch reges Interesse der Herzog für alles zeigte. —

Leider gönnte sich mein Mann auch im Sommer keine völlige Ausspannung und Ruhe. Er komponierte und bereitete seine Programme für die Konzerte des kommenden Winters vor. Wer nicht die von ihm ausgearbeiteten Partituren der alten und neuen Meister kennt, kann sich von seiner peinlichen Genauigkeit keinen Begriff machen. Im Lenz 1913, bevor die Saison zu Ende ging, hatte mein Mann in Mülhausen i. E. einen Unfall, den er der Schmerzen halber als kleine Fischvergiftung ansprach, der aber doch wohl, wie ich später einsehen mußte, ein Herzanfall gewesen ist. Mein Mann leugnete jedes Elendbefinden, und da er das Schwimmen in Kolberg im August-September 1913 so gut vertrug, auch unermüdlich auf Spaziergängen war, ließ ich meine Sorge einschlafen. In Kolberg schrieb mein Mann in bester, frischester Stimmung seine Ballett-Suite für Orchester. Es war eine ideale Zeit.

Wie auf allen Sommeraufenthalten hatte sich mit ihm auch 1913 eine kleine Zahl seiner Privatschüler nach Kolberg begeben, um bei ihm arbeiten zu können. In Meiningen genossen Regers Schüler den großen Vorzug, allen Orchesterproben beiwohnen zu können, was natürlich für ihre spätere Laufbahn von großem Wert war. Die Orchesterproben waren hochinteressant, oft wohnte die Prinzessin Marie, die Tochter des Herzogs, ihnen bei, ja, sie selbst eine tüchtige Klavierspielerin, ließ sich wohl auch gern einmal ein Klavierkonzert begleiten. Prinzessin Marie war meinem Mann sehr zugetan; wir haben als ihre Gäste unvergeßliche Stunden im Schloß zu Meiningen und in ihrer Villa Felicitas in Berchtesgaden verlebt. Wir hatten ein offenes Haus, in das die Schüler wie Kinder des Hauses kommen konnten, immer fanden sie ihren Platz an unserm Tisch und — brauchten sie's — Rat und Hilfe bei meinem Manne. Wie Kinder hingen aber auch die Lieblingsschüler an Reger und sehen noch heute im Regerhaus ihre zweite Heimat.

Am Ende der zahlreichen Kunstreisen, im Februar 1914, brach meines Mannes hünenhafte Gestalt plötzlich zusammen, schwer krank kehrte er uns heim. Wochenlang lag er, viele Schmerzen leidend. Eine Kur in Meran, eine Nachkur in Berchtesgaden brachten Heilung, wie wir fest glaubten. Mein Mann behauptete, nun wieder kerngesund zu sein. Die Ärzte, wohl wissend, wie krank das Herz meines Mannes war, rieten meinem Mann, die Dirigententätigkeit, da sie das Herz sehr angreife, aufzugeben. So reichte mein Mann denn von Meran aus, im April 1914, sein Entlassungsgesuch ein. Der Herzog wollte ihn nicht gehen lassen, doch bat mein Mann, es ihm nicht so schwer zu machen und schlug als seinen Nachfolger Professor Dr. Fritz Stein, damals Universitätsmusikdirektor zu Jena, vor, und der Herzog berief Stein an Regers Stelle.

Mein Mann hatte oft gesagt: solange sein Herzog lebe, wolle er auch in Meiningen bleiben. Und so erfüllte es sich; bis 1. Juli war mein Mann im Amt, und im Juni, einige Wochen vorher, verschied der bedeutende Fürst.

Nach dem Tode dieses von meinem Mann so hochverehrten, geliebten Fürsten löste mein Mann sich leicht von Meiningen, da die Verhältnisse auf dem Gebiete der Kunst nun gänzlich andere wurden, — so daß ein Max Reger nicht mehr für sie gepaßt hätte.

⌘ ⌘ ⌘

Wie oft habe ich in den letzten Jahren den Ausspruch gehört: „Der Deutsche hat im Gegensatz zu anderen Völkern zu wenig Nationalitätsbewußtsein." Es ist wohl wahr, und unter diesem Mangel bebt und zittert das ganze große Gebäude unseres Vaterlandes. Allgemein aber leiden wir Deutsche nicht an dieser inneren Armut. Die Kunst, sagt man, sei international. In dem, daß wahre, echte Kunst auf jedem Gebiet auch andere Nationen, Völker fremder Erdteile erfreuen, erbauen, erschüttern kann, ist dies sicher wahr. Im tiefsten Innern aber ist die Kunst des Schaffenden doch immer ein Stück Heimatschöpfung. Er arbeitet das Schöne, das ihm sein Land, die Liebe in und zu ihm gibt, um; was er in sich aufnahm durch Auge und Ohr, das verarbeitet er in seiner Weise zu Neuem, Großem, ja Unsterblichem. Geht auch diese seine Kunst über Länder und Meere, sie trägt in sich doch die Kultur und Wesensart seines Heimatlandes. So wenigstens empfinde ich, so hat alle Kunst zu mir gesprochen.

Hört man die Werke Max Regers mit

Hingabe zum Kunstwerk, so weiß man: da spricht ein Deutscher.

Mit den schwersten, tiefsten Problemen ringt der Mann, alles Leid und alle Tiefen durchkämpfend, bis sich siegreich und jubelnd in göttlichem Triumph die befreite Seele in himmlische Höhen erhebt. Lind und träumerisch umschmeicheln uns Liebeslieder. Fremd sind Reger die Töne aufpeitschender Sinnlichkeit, keusch und innig singt die Mutter ihr Kind in Schlaf, kinderfroh und neckisch erschallen die „Schlichten Weisen". In der „Romantischen Suite" erleben wir den ganzen Zauber einer Mondnacht, die ganze erschütternde Gewalt eines Sonnenaufgangs im deutschen Walde.

Alle gewaltigen, guten, edlen, zarten, sinnigen Eigenschaften des Deutschtums klingen in Regers Musik, man muß nur mit liebevollem, reinem deutschem Herzen und Sinn hören, was er uns, gerade uns zu sagen hat. Wie viele von uns verlernten aber die Liebe zum reindeutschen Klang und Wesen. „Überschätzen wir das Ausland und unterschätzen wir unser Deutschland nicht," wie oft hat das mein Mann vor dem Kriege gepredigt. Als dann der Weltbrand entzündet war, warnte er vor dem Gegenteil. Reger war deutsch bis ins innerste Mark seines Wesens und Denkens. Wahrhaftig bis zur Schroffheit, abhold jeder Schmeichelei. Treu und zuverlässig, opferfreudig nnd freigebig, rein und kindlich, dabei aber ein ganzer Mann, sich seines Könnens und Wollens voll bewußt. Sein ganzes Wesen war getragen von einer tiefen Religiosität und überschäumenden Güte. Traurig mit den Trauernden, fröhlich mit den Fröhlichen. Unedlen Handlungen gegenüber geriet Reger in grimmen Zorn und war dann schonungslos in seinem Urteil.

Mit besonderer Liebe hing er an seinem engeren Heimatland Bayern; er sagte stets, er habe eine unglückliche Liebe dafür. München hat Reger das Leben schwer gemacht, so daß er 1897 den Ruf nach Leipzig als Universitätsmusikdirektor annahm. Lange bevor er in Deutschland anerkannt wurde, hatte ihm das Ausland Tor und Tür, Herz und Ohr geöffnet; Holland und die Schweiz haben meinem Mann Rosen ins Leben geflochten; das sei beiden Landen unvergessen.

1906 verlebten wir in Petersburg schöne Wochen, mein Mann war von Alexander Siloti, dem großen Liszt-Schüler, zu mehreren Konzerten engagiert. Reger wurde sehr gefeiert, und Siloti wollte ihn noch zu zwei Konzerten nach Moskau haben. So sehr es ihn lockte, das wunderbare Moskau zu sehen, sagte er doch nicht zu, da ihn plötzlich ein fast schmerzhaftes Heimweh faßte. Ein glückliches Leuchten ging über meines Mannes Gesicht, als wir die deutsche Grenze gewannen. —

1909/1910 bekam mein Mann ein ganz ausgezeichnetes Engagement nach Amerika. Außer hohem Honorar waren nicht nur für ihn, sondern auch für mich freie Reise und freier Aufenthalt festgelegt. Im letzten Augenblick konnte er sich nicht zur Unterschrift des Kontraktes entschließen. Er hatte das Gefühl, er solle Deutschland seine Zeit nicht entziehen, sondern daheim arbeiten und konzertieren. So entsagte er aus diesen Gründen leichten Herzens den großen Einnahmen wie der lockenden Reise.

1913 erhielt mein Mann einen geradezu glänzenden Ruf nach Wien. Ein hervorragend günstiger Vertrag lag vor ihm; er schlug den Ruf aus mit der Begründung: er gehe nicht fort von Meiningen, solange der greise, von ihm tief verehrte und geliebte Herzog Georg lebe. Als im Juni 1914 der geniale Fürst die Augen auf immer schloß, kam nach einigen Tagen abermals der Ministerialbeamte aus Wien, um sich nun das bindende „Ja" meines Mannes zu holen. Mein Mann war aber im Februar 1914 schwer erkrankt und erwiderte den drängenden Bitten, daß er nicht mehr gesund genug sei, eine neue große Stellung antreten zu können. So schied der Österreicher und nahm Regers endgültige Absage mit fort. — Mir sagte dann mein Mann, er wisse genau, daß er überall an Heimweh kranken würde, weil er sich eben nur in Deutschland wohlfühlen würde und könne. —

Im Herzen unseres Vaterlandes, im lieblichen Thüringen, das wir beide liebgewonnen, in Jena kaufte mein Mann sich im Juli 1914 ein Haus. Auf Jenas Sonnenseite, am Fuße des Landgrafen, des Berges, auf dessen Plateau 1806 die Schlacht von Jena tobte. — Umsponnen von wildem Wein, eingebettet in alten Baumbestand war unser Haus in der Beethovenstraße so recht das Heim für einen versonnenen deutschen Musiker, der nicht nach außen, sondern nach innen lebte und so aus tiefstem Innern schuf.

Schwer litt mein Mann unter dem Krieg. Nicht unter den Entbehrungen, sie blieben ihm erspart. Der Mann, dem Ruhe und Stille so wertvoll waren, er empfand den Haß, das Blutvergießen, all die Greuel des Krieges schmerzvoll.

Was er an Schmerz, Unruhe, aber auch an felsenfestem Hoffen empfand, das legte er nieder in seiner „Vaterländischen Ouvertüre — dem deutschen Heere gewidmet". — Er sprach oft davon, daß wir noch unendlich leiden müßten, daß viel böses Geschehen kommen würde, bis der Endsieg erstritten sei. Fast prophetisch redete er in den letzten acht Tagen seines Lebens in kleinstem Kreise über diese Dinge. —

All das namenlose Leid unserer Tage blieb ihm erspart; Gott wollte ihm, einem seiner Lieblingskinder, wohl die Verzweiflung um sein Volk und Land ersparen, die diesen leidenschaftlich deutsch fühlenden Mann sicher fast zerbrochen hätte. Ich empfinde das für ihn als Gnade.

Vom Impressionismus zum Expressionismus

Gelegentlich eines Besuches der Nationalgalerie im Kronprinzenpalais

Von Dr. Franz Servaes

ir sind wieder einmal an einer Wende des allgemeinen Kunstgeschmackes angelangt. Oder ist es bloß eine vorübertanzende Mode, die mit allen Mitteln einer aufdringlichen Reklame dem gegenwärtigen Zeitabschnitt ihr Gepräge zu geben sucht? Wer unbefangen prüft, wird beides herausspüren, seltsam verschlungen: das an der Oberfläche spektakulierende Getue aufgeregter Kunstgecken und das darunter einhergehende sehnend-ernste Ringen nach einem neuen Ausdruck für eine veränderte Formgesinnung. Man darf sich nicht dadurch irremachen lassen, daß in jeder derartigen Bewegung diejenigen Elemente am lärmendsten und tyrannischsten in die Erscheinung treten, die am meisten geeignet sind, sie zu diskreditieren. Was vielfach in Plakaten und Modezeitschriften, in Filmstücken und Theaterdekorationen, in extremen Kunstsalons und manchmal selbst in Museen als einzig zeitgemäßer expressionistischer Stil vor uns einhergaukelt und sich mächtig spreizt, dieses ganze selbstgefällige Sichüberbieten in grellem, verrückt tuendem Geflunker braucht uns den Schlaf unserer Nächte wahrlich nicht zu stören. Dies ist wirklich Mode und wird in ein paar Jahren erledigt sein. Es ist Ausgeburt unserer aus dem Gleichgewicht geworfenen, an sich selber irre und krank gewordenen Zeit. Doch wollen und dürfen wir unseren gerechten Unmut diejenigen Künstler nicht entgelten lassen, die in ernster Verantwortlichkeit und bebender Gewissensnot, nicht selten auch unter großen materiellen Opfern, bisher betretene, schon allzu gangbar gewordene Kunstwege verlassen und

Das Häuschen des Zollwächters. Ausschnitt aus dem Gemälde von Claude Monet



Landschaft. Gemälde von M. v. Vlaminck. Nationalgalerie, Berlin
(Mit Erlaubnis der Galerie Flechtheim, Düsseldorf)

bedrängenden Visionen ihres Inneren zu künstlerischer Gestalt aufzurufen.

Will man den Ernst einer Kunstbewegung verstehen, so muß man sie aus ihren Ursprüngen zu begreifen suchen. Was allmählich und langsam im Laufe geschichtlicher Entwicklung erwachsen ist, das ist innerlich gerechtfertigt und notwendig. Mag es sich auch, rein äußerlich betrachtet, in der Form eines heftigen Gegenschlages, eines jähen Bruches mit der geltenden, einst selbst in schweren Kämpfen gewordenen Kunstübung darstellen, es steht vor dem prüfenden Kennerblick dennoch nicht ahnenlos da, es ist

ihre ganze Schaffenskraft, vielleicht selbst ihre Existenz, entschlossen daran setzen, die sie



Morgen in Samos. Gemälde von P. Signac. 1901



Der Mäher. Gemälde von Ferdinand Hodler
(Mit Erlaubnis von R. Piper & Co., München)

organisch im Schoße der Zeiten erwachsen. Wenn wir also dasjenige, was in der Richtung auf den sogenannten Expressionismus bei unserer heutigen Kunst wertvoll und dauerversprechend sein mag, herausschälen wollen, dann müssen wir es bis zu dem Punkt verfolgen, wo es aus seinem Gegenpart, dem Impressionismus, heraus entstand. Die Berliner Nationalgalerie, die unter Geheimrat Justis Leitung — in den ihr neu hinzugefügten Räumen des ehemaligen Kronprinzenpalais — der vom Impressionismus zum Expressionismus führenden Bewegung mit ausreichenden Proben und verstehendem Bemühen gefolgt ist, wird vielleicht manch einem die Augen öffnen und möge auch von uns als Beraterin nicht verschmäht werden.

Der Impressionismus ist an so hohe Künstlernamen geknüpft, daß er als historische Erscheinung allgemeinen Wertes niemals entthront werden kann. An der Seine entstanden und durch Künstler wie Manet und Monet, Sisley und Pissarro, Renoir und Degas zu entscheidender Formulierung gebracht, wuchs er sich mit unwiderstehlicher Kraft zu einer großeuropäischen Kunstbewegung aus und wird bei uns in Deutschland vornehmlich durch die Werke eines Leibl und Thoma, Uhde und Trübner, Liebermann und Slevogt repräsentiert. Er war als künstlerische Äußerung in dem Gepräge des ganzen Zeitalters begründet, das als das Zeitalter der Naturerforschung und der „Reizsamkeit" auch innerhalb der Malerei (auf die wir unsere Betrachtung beschränken) eine ehrfurchtsvoll unternommene Widerspiegelung der Natur, zugleich als persönliches Erlebnis einer in Schwingung versetzten Künstlerseele, ins Leben rufen mußte. Das, was der Bewegung die besondere Zeitnote verlieh, war vor allem ihre Einstellung auf den Eindruck des Augenblicks, auf das Erhaschen und Festhalten flüchtigster, schwebendster, vergleitendster Beobachtungen und Stimmungen. Den Nerv der Dinge wollte man erfassen und unseren eigenen Nerven künstlerisch fühlbar machen. Hierdurch war bis zu einem gewissen Grade als Erscheinung alles problematisch geworden. Jede Auffassung, jede Wiedergabe, jede Formulierung war individuell, gleichsam für den rein-persönlichen Privatgebrauch zurechtgemacht und konnte,



Der Säer. (Nach Millet.) Ölstudie von Vincent van Gogh

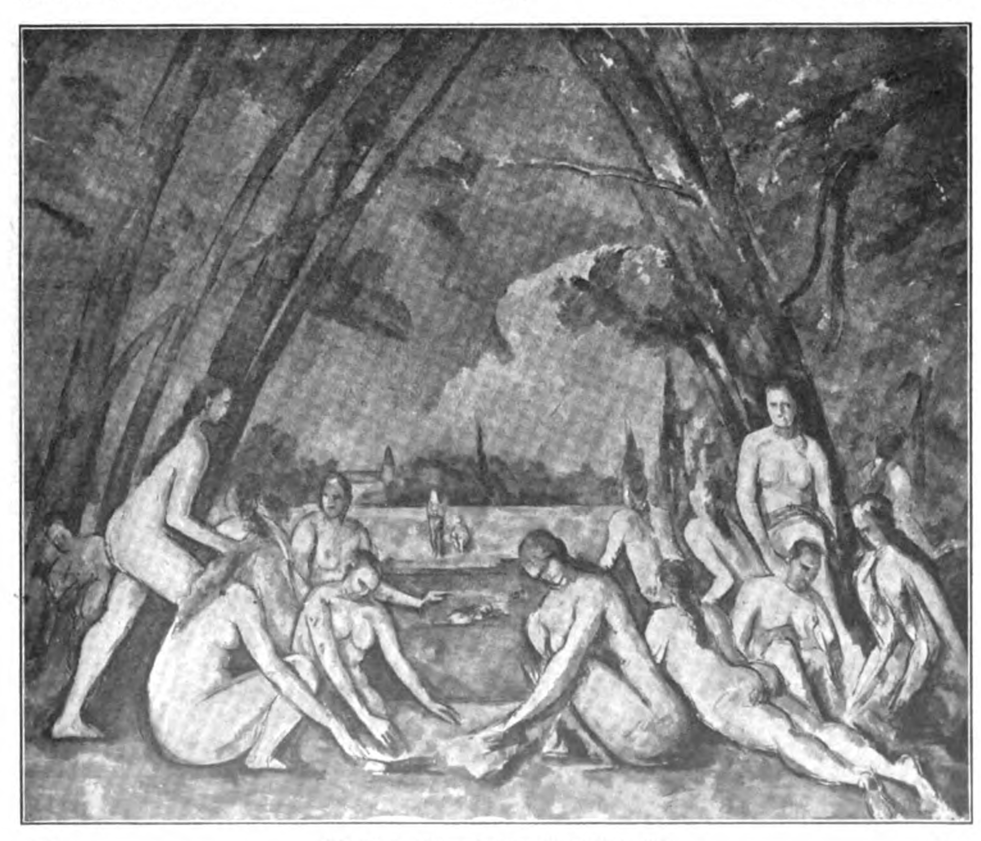
durfte, wollte begründeten Anspruch auf Allgemeingeltung nicht erheben. Sie wollte von Gleichfühlenden, Gleichkultivierten nachempfunden sein. Sie war „subjektiv", wie das ganze mit Skepsis und Launenhaftigkeit überladene Zeitalter.

Es war notwendig, diese „Achillesferse" des Impressionismus stärker zu betonen, um den Charakter der Reaktion, die aus der Kunst selber dawider einsetzen mußte, voll zu begreifen und in ihrer prinzipiellen Berechtigung anzuerkennen. Dem inneren Charakter hatte die technische Ausdrucksform der Malerei entsprochen. Wo alles auf „Vibration" gestellt war, hatten feste Linien, klare Massen, entschiedene Zusammenfassungen keine Daseinsberechtigung mehr. Die ganze Malfläche war ins Zittern geraten. Farben, Linien, Gruppierungen taumelten durcheinander, zerlösten und zersplitterten sich, waren wie eingetaucht in ein Element des Unbestimmten und des Vagen. Daß hierdurch, unter dem Pinsel eines Meisters, sehr reizvolle Schöpfungen entstehen konnten, beweist allein schon die Erscheinung eines Claude Monet. Aber diese äußerste Verfeinerung

der Ausdrucksmittel konnte nicht allgemeines Kunstgesetz werden und spottete der Dauer. Wichtige andere Kunstkräfte waren dadurch verdrängt und mußten trachten, sich wieder zur Geltung zu bringen. So entstand der neue Ruf nach „Synthese". Der drohenden Zerfaserung, dem Zufälligen, der prinzipiellen Auflösung der Form sollte entgegengetreten werden. Eine neue malerische Einheit und Harmonie mußte sich entwickeln. Die klugen Leute saßen beisammen und berieten. Und sie verfielen zunächst auf eine Heilung mit sozusagen homöopathischen Mitteln. Das Prinzip des Impressionismus wollte man nicht opfern, aber man wollte es reinigen. Die Farbenzerlegung sollte nach „wissenschaftlichen" Grundsätzen vorgenommen werden, in Anlehnung an die Spektralanalyse. Die in Tüpfelchen oder Häkchen auseinandergerissenen und nach dem Prinzip des Komplementären zueinandergeordneten reinen Regenbogenfarben sollten zwar nicht auf der Leinwand, wohl aber im Auge des Beschauers zu kompositorischen Massen ineinander verschmelzen. Dies ist der Weg, den der Neo-Impressionis-

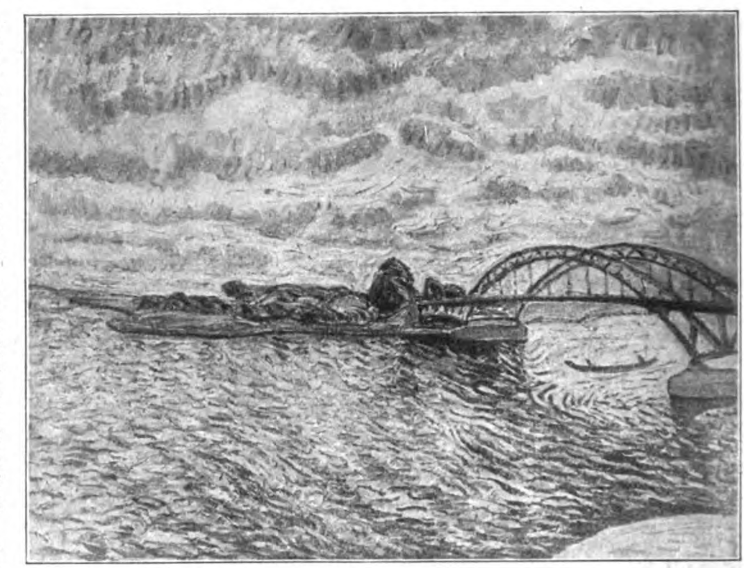


Eine Mutter. Die Gattin des Künstlers
Gemälde von Lovis Corinth. Nationalgalerie, Berlin



Badende. Gemälde von Paul Cézanne
(Aus Fritz Burgers ‚Cézanne und Hodler'. Delphin-Verlag, München)

mus, hauptsächlich unter Signacs Führung, einschlug und der dann durch Segantini die schönste seiner Erfüllungen erhielt. Eine wirklich endgültige Lösung konnte aber dadurch nicht gefunden werden, daß man ein zweifelhaft gewordenes Prinzip auf die Spitze trieb; dazu war auch die ganze Methode viel zu sehr ausgeklügelt. Ein wirklicher Umschwung konnte nur durch einen Bruch erfolgen. Aber wer vollzog diesen Bruch?



Brücke. Gemälde von Theo von Brockhusen

Er war bereits vollzogen — und man hatte es bloß nicht bemerkt. Ein aus der Reihe gedrängter Mann, ehemals Kampfgenosse der Pariser Impressionistenführer, dann fort und fort zu seinem Schmerze von allen Kunstjuries abgelehnt, hatte in der Einsamkeit der Provinz Bild auf Bild gemalt und sich darin immer mehr vom Herkömmlichen entfernt. Ein braver Spießbürger, der gar nicht an Revolution dachte, der aber sein künstlerisches Gewissen beschwichtigen wollte, Paul Cézanne. Und nebenbei, schier ohne daß er es wußte, ein Genie und ein Held. Dieser begann damit, Bilder aufs neue zu „bauen", ein architektonisches Prinzip an Stelle eines musikalisch-lyrischen einzuführen. In Landschaften und Stilleben erprobte er dies; daneben auch in Gruppenbildern und Porträts. Wie von selbst ergab sich, daß die Farbe nun wieder fester zusammenwuchs, daß sie mit erhöhter Leuchtkraft nebeneinanderstand und daß hierdurch auch die Form mit größerer Entschiedenheit und in betonterem Rhythmus hervortrat. Vor allem aber wurde die Malfläche wieder als Fläche behandelt und dementsprechend eingeteilt, während auf Raumillusion kein Wert mehr gelegt wurde. Selbst absichtliche Verfehlungen wider die Perspektive galten nicht als störend. Alles Gewicht wurde auf Wucht und Eindringlichkeit der malerischen Erscheinung, auf Größe der Auffassung, auf Betonung des Dauernden und Wesenhaften gelegt. Bau und Rhythmus der Komposition werden zur Hauptsache. Ihrem Zwange muß sich alles fügen. Bei den hier abgebildeten „Badenden" beherrscht die Dreieckform fast tyrannisch das Bildgefüge: zunächst durch drei von den vorgeneigten Bäumen gebildete große Dreiecke der Gesamtkomposition, sodann durch die



Blick aus dem Fenster. Gemälde von Prof. Oskar Moll



Biedermeier-Orchester. Gemälde von Prof. Hans Thoma
Nationalgalerie, Berlin. (Aufnahme Bruckmann)



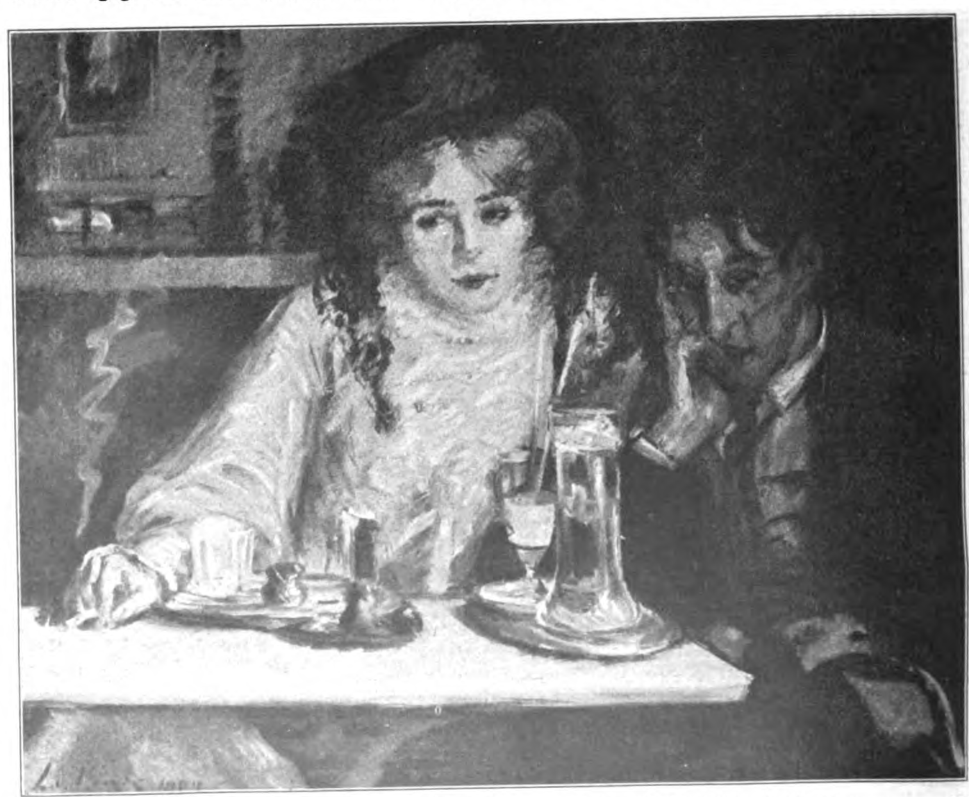
Gartenbank. Gemälde von Prof. Max Liebermann. Nationalgalerie, Berlin
(Aufnahme Bard)

ein völliger Umschlag. Und hiermit war der Expressionismus im Prinzip begründet.

Es kam bloß noch darauf an, daß die neue Kunsttatsache ins Bewußtsein der Mitlebenden trat; daß sie von Mitstrebenden ergriffen und hierdurch zu einer breiteren Basis ausgestaltet wurde. Dieses vollzog sich langsam, und mehrere verbluteten dabei. Der wichtigste Franzose, der frühzeitig an Cézannes Seite trat, war Gauguin. Er verstand es, den Bruch auch äußerlich zu markieren, indem er, ein Ableugner aller

beiden kleinen Dreiecke der Menschengruppen rechts und links, die dann ihrerseits in noch kleinere Figurendreiecke sich gliedern. Also

europäischen Zivilisation, ins Südmeer entwich. Hauptsächlich auf Tahiti führte er ein Leben der Primitiven, und auch in seiner Kunst-

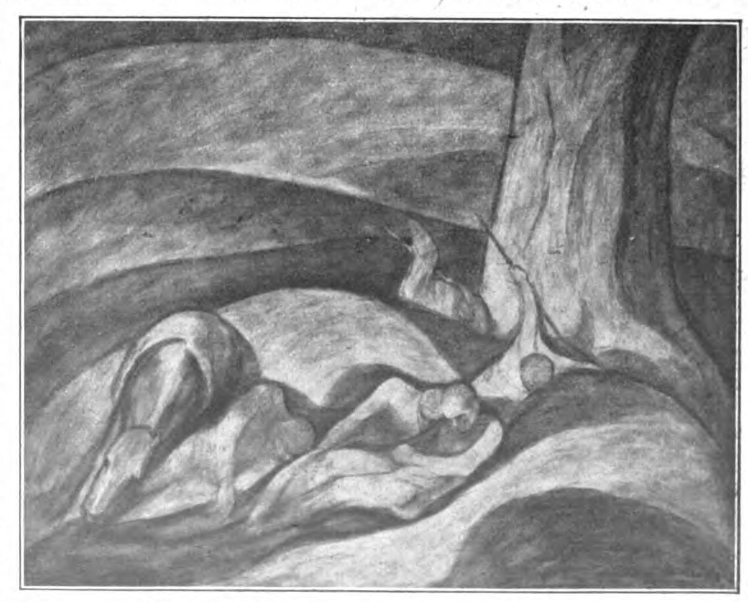


Im Kaffeehaus. Gemälde von Prof. Leo von König. Nationalgalerie, Berlin

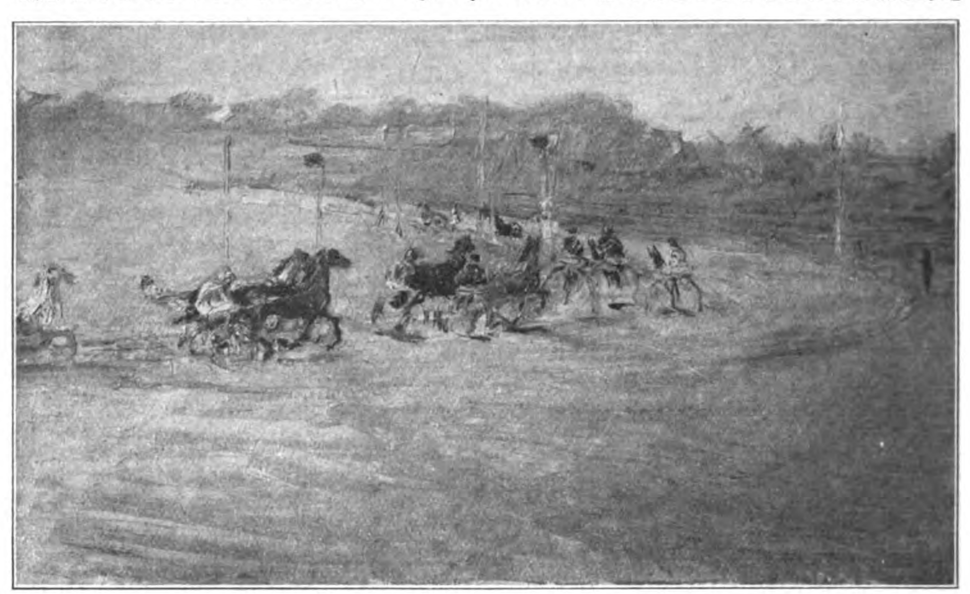


Porträtgruppe. Gemälde von Oskar Kokoschka. Nationalgalerie, Berlin. (Aufnahme Bard)

übung strich er das primitive Element, fast allzu bewußt, hervor. Er fand später seine Ergänzung in der Richtung des Dekorativen und Raffinierten durch Matisse, der hierdurch den Expressionismus parisерisch machte und in den Mittelpunkt einer organisierten, nun bald europäischen Bewegung rückte. An tiefgehender Wirkung werden beide übertroffen durch die Persönlichkeit eines Nichtfranzosen, der weniger von theoretischen Prinzipien als von der Kraft leidenschaftlichen Erlebens sich bewegen ließ, des Holländers Vincent van Gogh. Mit ihm tritt das germanische Element in die expressionistische Bewegung ein, und diesem war es vorbehalten, darin führend zu werden. Darum ist es auch falsch, wenn man van Gogh, weil er mit Gauguin befreundet war und viel in Paris und der Provence lebt, vonseiten modernistischer Kunstschriftsteller ohne weiteres den Franzosen zugute schreibt. Gewiß, er setzt eine bei diesen entstandene Bewegung fort, aber mit der charakteristischen Eigenart und dem vollen Ungestüm seiner germanischen Rasse, mit einem wahren Furor teutonicus. Er war tragisch entschlossen, alles in raschem Ansturm auf eine Karte zu setzen, entweder



Todesschlucht. Gemälde von Heinrich Heidner. 1914



Trabrennen. Gemälde von Prof. Max Slevogt. Nationalgalerie, Berlin. (Aufnahme Bard)

zu siegen oder unterzugehen. So siegte er, indem er unterging. Was ihn mit Cézanne und Millet, mit Gauguin und den Neo-Impressionisten verbindet, scheint fast belanglos im Vergleich zu dem, was er persönlich einsetzte: sein Herzblut und den Mut seiner Verzweiflung. Hierdurch gab er der neuen Kunstbewegung das Letzte und Entscheidende: die Richtung auf das subjektive Gefühlsbekenntnis, die Unabhängigkeit gegenüber der objektiven Wirklichkeit. Dies heißt mit anderen Worten: die Freiheit gegenüber der Naturvorlage. Man kann aus Äußerungen van Goghs belegen, daß ihm der Entschluß hierzu keineswegs leicht fiel. Er zitterte davor, „die Richtigkeit der Form zu verlieren", und war dennoch davon überzeugt, daß er nicht davor zurückschrecken dürfe, „der Natur den Rücken zu kehren". Anderseits wußte er, daß es „Abweichungen von der Wirklichkeit, Ungenauigkeiten und Verschiebungen" gebe, die der Maler auf sich nehmen müsse, um dasjenige zu erreichen, was höher ist als Korrektheiten und naturbeobachtete Valeurs: ein Ausdruck des eigenen, visionär erregten Inneren. Nur unter qualvollen seelischen Kämpfen und in steten harten Zweifeln entschloß er sich hierzu, ungewiß, ob er das Rechte treffe, und von dem sehnlichsten Wunsche verzehrt, einen Lehrmeister zu finden, der ihn

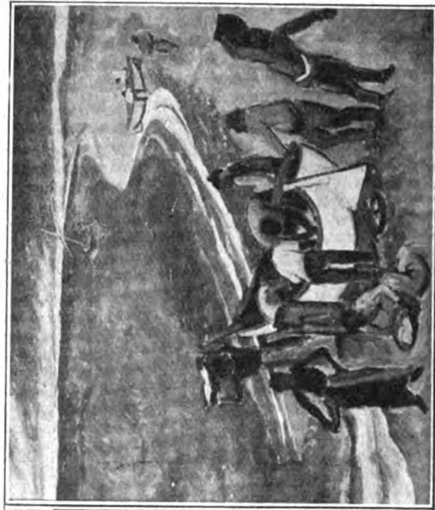


Der barmherzige Samariter. Gemälde von Heinrich Nauen
Düsseldorf, Galerie Flechtheim

in solch gewagten Dingen unterweise. Wie anders als heutige Modefexe, deren künstlerisches Gewissen selbst bei den tollsten Verzerrungen, die sie frivol hinausschleudern, niemals sich beunruhigt, im Gegenteil sich behaglich angeregt fühlt! Bei van Gogh aber war alles Erleben und schmerzlichste Geburt. Dies gibt ihm seine einzigartige geschichtliche Stellung.

Neben ihm ein zweiter Nordländer, der Norweger Edvard Munch, gleichfalls zunächst von Gauguin angeregt, doch bald gänzlich auf eigene, zum Teil wunderlich ins Mystische verlaufende Wege gedrängt. Er war und bleibt heftig umstritten; wohl hauptsächlich deshalb, weil er kein ganz reiner Maler, sondern bis zu einem gewissen Grade Literat ist. Im Formalen zeigt er sich vielfach ungeschickt. Doch gerade diese natürliche Primitivität, die eines Tahiti nicht bedurfte und fern von Affektation oder Programm ist, schuf ihm bei den Überfeinerten unseres Zeitalters die starke Anhängerschaft. Munch ist gleichsam der „tumbe Tor“ der modernen Malerei, ihr Parsifal. Er hat etwas Nachtwandlerisches in seinem Wesen und ebenso im Vortrag seiner Bilder wie auch Graphiken. Darum reißt er den Beschauer aus der trivialen Wirklichkeit in eine Welt hinein, die manchmal etwas Spukhaftes hat. Doch auch hier wirkt Programmatisch-Bewußtes. Es ist jenes Spukhafte im Alltag, das wir auch bei skandinavischen Dichtern, vor allem Strindberg, beinahe wie etwas Selbstverständliches finden. Dem modernen Hang zur Irrealität kam somit Munch durch sein angeborenes verträumtes Naturell aufs ungezwungenste entgegen. Und da es bei ihm mit den Mitteln einer durchaus lauteren Kunstübung sich äußerte, so war er befähigt und berufen, ein Führer zu sein.

An Bedeutung überragt wird er von dem Schweizer Ferdinand Hodler, der, ob er auch der sozialen Schichtung nach sich mit den Franzosen berührte, von gallischer Kunstübung sich stark und klar unterscheidet. Was romanisch an seiner Kunstart berührt, geht im wesentlichen auf die Italiener des Quattrocento (Piero della Francesca, Signorelli, Mantegna) zurück. Seinem tieferen Wesen nach aber gehört er ins Germanische hinein. Zunächst von Wien, dann von Berlin aus wirkt Hodlers Monumentalkunst befruchtend auf das künstlerische Leben in Deutschland. Er fand den Weg zur großen stilvollen Vereinfachung, zur plastischen Wirkung der malerischen Einzelfigur auf der wie ein Stickereigrund behandelten Fläche. Diese Fläche rhythmisch zu harmonisieren und auf figürlichem Wege architektonisch zu gliedern — durch den sogenannten Parallelismus — ist Hodlers entscheidende künstlerische Tat. Weit mehr noch als Cézanne wurde er hierdurch zum Überwinder des Naturalismus. Es gehen von ihm Linien zurück zu Marées und Puvis de Chavanne. Aber er übertrifft beide an Kraft und Geschlossenheit der Haltung,







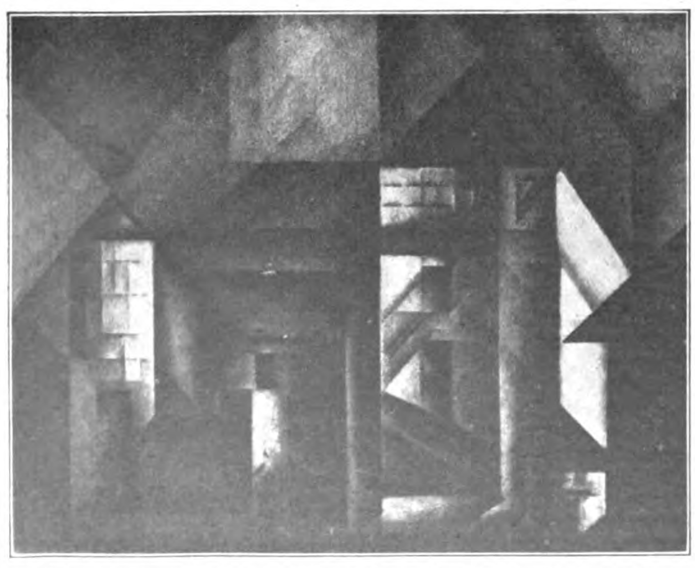
Fischer. Triptychon von Max Pechstein. Aufnahme Fritz Gurlitt



Gewitter überm Meer. Gemälde von Erich Heckel. Nationalgalerie, Berlin. (Aufnahme Bard)

an Endgültigkeit der Gesamtleistung. Spätere Zeiten werden ihn als Klassiker verehren.

Die Nachwirkung Hodlers in der deutschen Malerei ist vielfältig spürbar. Am selbständigsten verarbeiteten seine Einwirkungen zwei österreichische Künstler, der grazile und feminine Gustav Klimt und der maskuline Egger-Lienz (letzterer freilich unter heftigem Sträuben und Abstreiten). Damit vollzog sich immer deutlicher und nachhaltiger bei uns die Abkehr vom Impressionismus. Im ganzen war ja längst der deutsche Kunstboden reif geworden für neue Saat. War doch von nationalistischen Heißspornen der Impressionismus überhaupt als eine Art fremder Import betrachtet worden, demgegenüber man auf die alten deutschen Meister **Dürer**, **Hol-**



Vollersroda III. Gemälde von Lyonel Feininger. Nationalgalerie, Berlin

dein, Grünewald verwies. Die aber diese Tradition aufnahmen, z. B. Oskar Zwintscher, kamen über eine gewisse Epigonen-Zwitterstellung kaum hinaus und erst Hodler führte hier der Überlieferung neues Blut, neue Vergeistigung zu. Auch Thoma schon, der stets nur mit halbem Herzen ein Impressionist war, pflegte die Beziehungen zur national-deutschen Kunstvergangenheit, während Lovis Corinth, ebenfalls nicht völlig mit dem Impressionismus verwachsen, seine Anlehnung mehr bei den alten Flamen und Niederländern (Rubens, Jordaens) suchte. Der gleichfalls altmeisterlich gestimmte Leo von König blickte mehr nach Velazquez aus, Kokoschka wählte sich den moderneren Greco, während Theo von Brockhusen die deutlichsten Beziehungen zu van Gogh unterhielt, Purrmann und Oskar Moll von Matisse ihren Ausgangspunkt nahmen. So ging und geht immer noch ein vielfältiges Schillern über die deutsche Malerei anti-impressionistischer Prägung. Ein einheitlicher Charakter ist kaum festzustellen.

Immerhin fehlt es nicht an begabten Persönlichkeiten mit eigener bahnbrechender Kraft. Ich sehe vor allem zwei: Emil Nolde und Franz Marc. Nolde ist voll Gärung und Traum. Dieser nordische Mensch hat Farbenerlebnisse voll orientalischer Berückung; wenn auch zuweilen in einer Art von trunkener Wüstheit. Er steht der Natur ganz als Phantast gegenüber, sozusagen mit einem zweiten Gesicht. Es wogt um ihn, es lodert, es blitzt. Es formen sich fletschende Schreckgestalten, albhafte Bedrückungen vor den Augen dieses Sehers; dann plötzlich groteske Maskenfratzen; dann wieder wunderlich-hoheitsvolle Heilige, sonder Schöne, doch mit tiefer seelischer Erregung. Und alles dieses quillt aus der Farbe, die manchmal, mitten in Krämpfen der Erdentrücktheit und des Martyriums, wie tropisch durchglüht ist. So ist Nolde ein Maler der Ir-



Sandgrube. Gemälde von Willi Jaeckel. Nationalgalerie, Berlin



Kirchgängerin. Steinzeichnung von Otto Lange
(Mit Erlaubnis des Verlages von Emil Richter, Dresden)

nach äußerster stilistischer Formulierung zuletzt auf den Kubismus, von dessen mathematischer Strenge und kristallinischer Willkür er manches übernahm. Mitten in dieser noch ungeklärten Entwicklung überwältigte ihn der Tod und knickte damit, grausam, eine unserer blühendsten Hoffnungen.

In Nolde sowohl wie in Marc gibt es eine prinzipielle Auseinandersetzung mit den Erscheinungsformen der Natur. Diese bleibt immer „Rohstoff" ihrer künstlerischen Gebilde, mag auch der Phantasie und Schöpfungskraft des Malers das volle Recht zugesprochen werden, zu seinen Zwecken von der Naturvorlage abzuweichen, sie umzustilisieren, zu vereinfachen, zu verstärken. Jedenfalls liegt hier für alle Zeiten das Grundproblem der Malerei.

realität, doch in ganz anderem Sinne als etwa Munch. Dafür hat Franz Marc (der leider im Weltkrieg fiel) um so innigere Beziehungen zur Wirklichkeit. Freilich ohne die Abschreibe-Tendenz des Naturalismus, vielmehr in einer Form kühner Verdichtung, die in Farbe wie Linienführung höchste Freiheit der Übersetzung gestattet. Es kommt ihm gar nicht darauf an, blaue Pferde und rosa Kühe oder orangegelbe Affen zu malen. Wofern nur ein Ganzes von gesteigerter Kraft der koloristischen Harmonie daraus wird. Auch muß aus den gewählten Farben eine symbolische Kraft sprechen. Statt simpler Naturwiedergaben gibt Marc gleichsam Naturextrakte; Letztes, Emporgetriebenes, Ineinandergedrängtes. Sein „kauender Stier" zeigt die ganze Größe seiner Auffassung. Die Urkraft des jungen Tieres, das im Schlafe alle Wachstumssäfte sammelt, ist mit ein paar entscheidenden Linien souverän umschrieben. Er stieß in diesem Streben

Ganz davon abzuweichen und der Natur überhaupt den Krieg zu erklären (im sogenannten Futurismus), war eine Tat verblendeter Raserei, in der der Radikalismus um seiner selbst willen geübt wird und jeglicher Umsturz, ob so oder so, Evangelium wird. Das Auge tastet herum und sieht sich gleichsam entwurzelt. Es hat keine festen Anhaltspunkte mehr und fühlt sich jeglicher Willkür überantwortet. Was der Maler empfindend hat ausdrücken wollen, vermag der Beschauer kaum von ferne zu erraten und wird dadurch beunruhigt. Kurz, es gibt keinen sicheren Kontakt mehr zwischen Schaffendem und Genießendem. Sie kreisen umeinander, ohne sich finden zu können. Wirr zusammengeschüttete Farbenkleckse oder kolorierte mathematische Figuren haben uns nichts zu sagen. Hier liegt auch die Entwicklungsgrenze des sogenannten Kubismus, der genau so eine theoretische Fehlgeburt ist wie der neoimpressionistische Pointillismus.



Golfspielerin. Gemälde von Karl J. Scholz

Er will die Natur „gesetzmäßig" machen, indem er sie auf Formeln reduziert. Er vernichtet damit zwar ihren Reichtum und ertötet ihre Reize, doch schenkt er ihr damit kein Gesetz, da die Natur dieses in sich selber trägt. Bis zu einem bescheidenen Grade mag es lehrreich sein, die Natur auf kristallinische Urformen zurückzuführen; aber gerade dem Maler wird nur wenig damit gegeben, da sich das Interesse daran sehr schnell erschöpft. Wenn darum die Erfindung des Spaniers Picasso auch in Deutschland eine Anzahl fanatischer Anhänger und in Lyonel Feininger sogar einen akademischen Vertreter gefunden hat, so ist gleichwohl vor diesem Irrwege zu warnen, der zwar als Durchgangsphase erziehe-



Gesetze der Politik

Von Univ.-Prof. Dr. Krückmann-Münster i. W.

Auch in der Politik gibt es Gesetze, die sich teils automatisch erfüllen oder deren Nichtachtung die größten Schädlichkeiten herbeiführt. Unmittelbar oder mittelbar erzwingen sie sich auf die Dauer immer Nachachtung, oder das Staatswesen gerät in den Dauerzustand der Versumpfung. Solche Gesetze ergeben sich aus Beobachtung und Erfahrung. Was mit Notwendigkeit eintritt, wenn seine Voraussetzungen gegeben sind, unterliegt einem Gesetz, ist Ausdruck des Gesetzes. Natürlich sind politische Gesetze etwas anderes als Naturgesetze, die den Anspruch erheben, ausnahmslos zu funktionieren. Es muß bei politischen wie wirtschaftlichen Gesetzen schon genügen, daß die deutliche Tendenz da ist, sich nach bestimmten Richtungen hin auszuwirken. Diese immer wiederkehrende Tendenz ist das Gesetzmäßige, selbst wenn in Einzelfällen aus irgendwelchen Gründen der Tendenz des politischen Gesetzes hemmend entgegengewirkt wird, so daß es nicht uneingeschränkt wirksam werden kann. Dies tut der Richtigkeit der Beobachtung jedoch keinen Abbruch. Die Anziehungskraft der Erde wirkt doch auch nur dann als Fall des Körpers, wenn dem Körper die Unterlage entzogen ist, d. h. wenn er frei in der Luft schwebt. Ein in die Hausmauer eingemauerter Stein kann nicht fallen, dennoch bleibt das Fallgesetz richtig, obgleich es in bezug auf diesen Körper nicht funktioniert.

Solche politischen Gesetze, die sich bisher haben gewinnen lassen, sind im allgemeinen folgende:

Lebensgesetz der Organisation oder Gesetz des Begriffszwanges

Die pazifistischen Kreise reden von Rechtsfrieden und Machtfrieden, wollen uns den Völkerbund anpreisen und uns glauben machen, daß die Völker sich dauernd in Frieden miteinander vertragen könnten und gar wollten. Sie tun es zum Teil aus ehrlicher Schwärmerei, die mit politischer Rückständigkeit sich deckt, teilweise aber auch aus Gründen, die unsaubersten Ursprungs sind. Pazifismus ist staatliche Selbstaufgabe und unlöslicher sachlicher Widerspruch zu jeder staatlichen Organisation oder gar, wenn die Angehörigen anderer staatlicher Organisationen nicht pazifistisch denken, freiwillige Überantwortung der eigenen Staatsangehörigen an fremde Staatswesen. Tatsächlich ist die ganze praktische Tätigkeit unserer Pazifisten im Enderfolg auch hierauf hinausgelaufen; sie haben zum Teil absichtlich und wissentlich, wie ihr eigener Führer A. Fried, der seine kostbare Haut vor den feindlichen Geschossen nach der Schweiz in Sicherheit brachte, es zugestanden hat, darauf hingearbeitet, uns den Feinden vor die Füße zu legen. Aber selbst wenn dies ihre Absicht nicht ist, sie können der zwingenden Alternative nicht entrinnen, daß jeder, der nicht gewillt ist, die Folgerungen aus der Tatsache seiner Einordnung in eine bestimmte staatliche Organisation zu ziehen, sich gegen die Daseinsbedingungen seines Staates versündigt. Die staatliche Organisation will nach ihren eigenen Lebensgesetzen restlos bis auf das letzte durchgeführt sein, oder man soll auf seine eigene selbständige Staatlichkeit verzichten. Es gibt kein drittes, insbesondere nicht den uns immer wieder vorgegaukelten pazifistischen Mittelzustand.

Man sieht dies, wenn man auf den Ursprung der staatlichen, der menschlichen, der tierischen Organisationen zurückgeht. Der Urzweck jeder menschlichen Organisation ist durch den Kampf um das Dasein gegeben; nur um besser die Gefahren des Daseins zu widerstehen, haben sich die Menschen organisiert. Gemeinsame Jagd, gemeinsame Fischerei, gemeinsamer Ackerbau, aber auch gemeinsame Raubzüge und gemeinsame Verteidigung gegen wilde Tiere und gegen andere Menschen, gemeinsame Abwehr gefährlicher Naturereignisse, dies alles ist der Urzweck der menschlichen Organisation. Wir beobachten dies noch heute an den tierischen Organisationen. Die Wölfe jagen gemeinsam, Bienen und Ameisen arbeiten gemeinsam, die Vögel fliegen gemeinsam in bestimmter Ordnung, Schalen- und Flugwild organisieren einen Nachtdienst, und dieser Nachtdienst ist über die ganze Erde hin beobachtet worden. Anderseits findet man bei Tieren, die sich durch große Stärke und Wehrhaftigkeit auszeichnen, Löwen, Tigern, Jaguaren, Bären, eine viel stärkere Vereinzelung als bei den anderen, die sich in Erkenntnis ihrer Unterlegenheit ganz von selber zu Herden, Rudeln, Völkern zusammendrängen. Daraus folgt: Der erste Zweck jeder tierischen und menschlichen Organisation ist der Schutz, und zwar je nach Bedarf nur der bloße Schutz gegen tierische und menschliche Feinde oder auch weiter umfassend gegen sonstige Fährlichkeiten des Lebens. Dieser Urzweck aller Organisation, der so alt ist wie das tierische und menschliche Leben überhaupt, ist auch heute noch der oberste und erste Zweck des Staates. Wer gegen den Schutzzweck verstößt, verstößt gegen das innerste Grundwesen des Staates.

Die Schutzorganisation kann zwiefach sein, und auch hierfür bietet die Tierwelt lehrreiche Belege. Tieren, denen die Organisation nichts nützen würde, weil sie auch in größter Zahl keine Macht gegen den Feind darstellen, verzichten auf jeden Kampf und jede Organisation zum Zwecke des Schutzes und helfen sich in anderer Weise, z. B. gewisse Schmetterlinge durch ihre Schutzfarben. Diese sind die Tarnkappe, unter der das einzelne Tier seinen Schutz findet, die aber auch auf tunlichste Vereinzelung des Tieres hindrängt, denn in großen Massen würden sie sich trotz oder vielmehr wegen ihrer einheitlichen Schutzfarbe verraten. Andere Tiere suchen sich zu bergen, bei ihrer Größe genügt die Schutzfarbe allein aber nicht, und so müssen sie sich auf eine möglichst erfolgreiche Flucht hin organisieren. Dies ist das Verfahren des Wildes. Dessen Schutzorganisation ist wesentlich eine Flucht- oder Reißausorganisation, die grundsätzlich auf Gegenwehr verzichtet. Mit vollendeter Virtuosität ist diese Reißausorganisation von den Affen ausgebildet worden. Weiße und schwarze Beobachter in Ost- und Südwestafrika berichten übereinstimmend, daß die Paviane die jüngeren Affen als Wachen aufstellen und schweres Strafgericht halten, wenn diese unaufmerksam gewesen sind. Es ist so, als ob eine Menschenhorde die unerwachsenen Jungen als Wachen aufstellte, die nachträglich schwer durchgeprügelt werden, wenn sie einen Feind haben herankommen lassen. Diese Prügelstrafe ist bei den Pavianen oft genug beobachtet worden. Ganz anders die Bienen und Ameisen. Deren Organisation ist auf kräftigste Gegenwehr eingestellt, und sie liefern sich mit ihren Feinden schwere Schlachten. Kein Zufall. Sie sind im Gegensatz zu Affen, zu Schalen- und Flugwild Ackerbauer, haften am Boden und haben einen Boden zu verteidigen, sie sind gewissermaßen die tierischen Ackerbauer im Gegensatz zu den tierischen Jägern und Fischern. Die Verwurzelung mit einem bestimmten Fleck Erde zwingt zum Standhalten, und dieser Aufgabe entziehen sich die tapferen Tiere nicht, sie kämpfen um Haus und Herd auf Tod und Leben, stehen darum auch höher als unsere Internationalisten, Pazifisten, Weltbürger und Weltbeglücker, die ihre elementarsten moralischen Pflichten in den Wind schlagen, um mit einer verlogenen Pseudohumanität sich und ihre eigenen Staatsgenossen zu betrügen. Wer nicht willens und bereit ist, den Erdenfleck, auf dem er lebt, mit allen Mitteln schützen zu helfen, verrät seine eigene ihn schützende Organisation, und das ist die Rechtfertigung für den so viel verleumdeten und verschrienen Militarismus. Militarismus ist elementarste Lebensäußerung und unumgängliche Lebensbedingung jeder menschlich-staatlichen Organisation, da wir nun einmal alle mit dem Boden verwurzelt sind. Mit dem Übergang zum Ackerbau erwuchs den Menschen eine ganz neue Schutzaufgabe, die Aufgabe zur bestorganisierten Gegenwehr. Diese beste Organisation fordert aber die restlose Ausbildung aller Gegenwehrkräfte der in der Organisation zusammengeschlossenen Menschen. Aus der Verschiedenheit der Menschen, der Verschiedenheit ihrer Sprache, der Verschiedenheit ihrer Kultur folgt für die Staaten, die den Schutz für eine bestimmte Menschengruppe, d. h. ein bestimmtes Volk, übernehmen, daß dies staatliche Selbstbehauptungsrecht mit allen Mitteln durchgesetzt werden muß. Was der Pazifismus vergißt: Völker sind dauernd, Tag und Nacht, in Notwehr. Der Pazifismus wird erst dann moralisch wahr, wenn dieser Zustand der dauernden Notwehr durch die Ausgleichung der Gegensätze mit Sicherheit aufgehoben worden ist. Wer das große Wunder vollbrächte, die staatlichen Gegensätze in, durch und aus sich selber zum Erlöschen zu bringen, wäre der Erlöser der Welt. Den Pazifisten, die mit durchaus ungeeigneten Mitteln kämpfen, fällt die traurige Rolle der unreifen Jungen zu, die auf dem väterlichen Heuboden Feuer anzünden. Die Moral des Staates besteht seit dem Übergang zum Ackerbau darin, den Selbstbehauptungswillen unter allen Umständen und mit aller Macht zu betätigen. Tut er dies, fallen ihm alle Früchte der Zivilisation und der Kultur von selber zu. Die Waffen unterdrücken die Kultur nicht. Die gegenteilige Behauptung beruht auf einem Beobachtungsfehler. Wenn das waffenmächtige Volk zu fruchtbarer Kulturarbeit überhaupt beanlagt ist, wird diese Anlage auch schon durchbrechen. An seiner Kultur hat kein Volk der Erde das angeblich im Militarismus erstickende deutsche Volk erreicht, denn unsere Erbanlagen wiesen uns gebieterisch den Weg. Die nirgendwo auf der Welt erreichte Vielseitigkeit deutschen Wesens lebte sich nach allen ihren natürlichen Anlagen hin aus. Ist ein Volk aber durch seine Erbanlagen nicht auf höhere Kulturleistungen eingestellt, dann kann man ihm die schönsten pazifistischen Daseinsbedingungen schaffen, und es wird doch nichts leisten.

Geschichtlich belegt wird dies durch orientalische Erobererhorden, die zu den verschiedensten Zeiten höhere Kulturen zerstörten, dadurch aber bewiesen, daß der Schutz der eigenen Kultur vom Staate die restlose Ausbildung aller seiner Machtmittel fordert. Belegt wird dies insbesondere aber auch durch die Geschichte der Römer, deren Kulturleistungen erheblich hinter ihren militärischen und politischen Leistungen zurückbleiben. Als sie sichere Herren Italiens waren, hätte spätestens eine originale Hochblüte der Kultur bei ihnen einsetzen müssen, sie ist aber nur sehr bescheiden geworden, und als sie die Herren der Welt waren, war die römische Kultur nur ein Abklatsch der griechischen. Auch für England stimmt es, wenngleich man denn doch die Engländer

nicht in einen Topf mit Orientalen und selbst Römern werfen darf.

Die bis auf das letzte durchgeführte Ausbildung der staatlichen Machtmittel ist an sich weder unmittelbar schädlich noch unmittelbar nützlich für die Kultur des betreffenden Volkes. Es wäre eine große Gedankenlosigkeit, das eine oder andere behaupten zu wollen. Vielmehr kommt es immer auf zweierlei an. Einmal auf die Form, in der die Machtmittel ausgebildet werden: Erziehung zur Persönlichkeit oder rohestes Räuber- und Söldnertum, sodann auf die Vorfrage, ob das betreffende Volk überhaupt beachtliche Kulturanlagen aufweist. Blickt man auf Deutschland, so erhellt, daß bei uns alle Sicherheiten gegeben waren, die Ausbildung der staatlichen Machtmittel zugleich erziehlich auf das sorgfältigste zu verwerten, und es ist kein Zweifel, daß das uns durch die Feinde aufgedrungene Söldnertum kulturell ein Rückschritt ist. Die Feinde wissen auch genau, warum sie uns zu diesem Rückschritt gezwungen haben. Ferner ist kein Zweifel, daß der Militarismus sich als Schutz der Kultur bewährt hat. Die Erfahrungen, die mit den fremden Besatzungstruppen gemacht werden, beweisen täglich von neuem, wie es uns gegangen wäre, wenn die Feinde mitten im Kriege unter andauernden Schlachten als wirkliche Sieger bei uns eingedrungen wären.

Ohne Macht keine Kultur, aber keine Macht kann Kultur schaffen, wenn das Volk nicht eigene schöpferische Kulturanlagen aufweist. Logisch steht beides im Verhältnis von Ursache und Bedingung. Die kulturelle Erbanlage ist die Ursache, der Schutz durch die staatliche Macht ist bloße Bedingung dafür, daß sich die Erbanlage entfalten kann. Daß wir uns jahrzehntelang, als wir unter hochmütig gönnerhafter Duldung der Feinde uns auf der Welt umherdrücken durften, weil wir wirtschaftlich ungefährlich waren, einer hohen Kulturblüte erfreuten, ist kein Gegenbeweis. Es wäre mit uns noch viel früher aus gewesen, wenn wir ohne Ausbildung unserer staatlichen Macht unsere wirtschaftliche Macht auf dieselbe Höhe hätten bringen können, wie wir unter dem Schutz der deutschen Wehrmacht getan haben. Was wäre aus uns geworden, wenn wir unsere großen Reedereien, Handelshäuser, Industrieunternehmungen, unsere Kohlen- und Kalibergwerke schon vor 1870 gehabt hätten? Dann säßen heute überall in allen Kontoren die englischen Direktoren und verfügten über deutsche Arbeiter, deutsche Erfindungen, deutsche Bodenschätze. Wir hätten seit Jahrzehnten dem Ausland fronden und zinsen müssen, und vor diesem Schicksal hat uns die Ausbildung der staatlichen Machtmittel bewahrt. Daß es nun doch zu der Sklaverei gekommen ist, beruht darauf, daß wir bedauerlicherweise die staatlichen Machtmittel eben nicht so ausgebildet haben, wie wir es hätten können und angesichts der politischen Lage hätten müssen. Nicht einmal die allgemeine Wehrpflicht ist bei uns ernstlich durchgeführt worden, während die Nachbarn ihre Machtmittel zu Lande (Frankreich) und zur See (England) mit Drangabe der äußersten Kraft verstärkten. Wir haben uns dem obersten Staatszweck, dem Schutzzweck, versagt, weil zu viele sich durch das Schlagwort von der Kulturfeindlichkeit des Militarismus einschüchtern ließen.

Diese Frage darf angesichts des Begriffszwanges, mit dem uns die Tatsache der staatlichen Organisation gebieterisch den Weg vorschreibt, überhaupt nicht aufgeworfen werden. Jedes Staatsschiff ist dauernd in Seenot, und kein vernünftiger Mensch predigt unterdessen, was alles sein könnte, wenn es überhaupt keine Stürme gäbe.

Gesetz der Selbstvernichtung des Konstruktionsprinzipes

Es ist schon außerhalb der Politik genugsam beobachtet worden, daß ein bis auf das letzte durchgeführter Grundsatz sich schließlich praktisch überschlägt, in sich zusammenbricht. Wenn man der Monarchie die Tendenz zuschreibt, sich zur Despotie zu entwickeln, so hat die Demokratie noch viel mehr die Tendenz, in eine Ochlokratie auszuarten, d. h. in eine Despotie der disziplinlosen wilden Masse. Am Ende der beiden Flügel steht immer die Despotie, der Unterschied ist nur, wer ihr Träger ist. Darum ist es schon von vornherein fehlerhaft, irgendein bestimmtes staatsrechtliches Konstruktionsprinzip „folgerichtig“, wie der preußische Minister Preuß sagte, durchzuführen. Kein Prinzip verträgt seine folgerichtige Durchführung, wobei nicht verwechselt werden darf, folgerichtige Durchführung eines Prinzips und folgerichtige Verfolgung eines Zweckes. Einen Zweck kann man folgerichtig mit tausend verschiedenen Mitteln auf tausend verschiedenen Wegen verfolgen, typisch ist hierin die Kriegführung, die zutreffend schon als ein System von Aushilfen bezeichnet worden ist. Erhebt man jedoch nicht den Zweck, sondern ein Mittel zum Zweck zu einem Prinzip, so wird über kurz oder lang immer ein Zusammenbruch erfolgen. Zweck der staatlichen Organisation kann nur sein, dem Staatswesen diejenige Form zu geben, in der es am besten, sichersten bestehen, am einfachsten und zuverlässigsten funktionieren kann. Wenn nun jemand sagt, diese Form sei immer die Demokratie, so habe ich das Gefühl, als hätte ich einen ebenso törichten Menschen vor mir, als wenn jemand sagt, er sei grundsätzlich für den Freihandel oder grundsätzlich für Schutzzölle. Beide sind nur Mittel zum Zweck und können bald richtig, bald falsch sein. Wenn auf der andern Seite jemand sagt, er sei grundsätzlich und überall für die Monarchie, so ist ihm entgegenzuhalten, daß in kleinen Verhältnissen die Monarchie entbehrt — allerdings

auch nur entbehrt — werden kann, weil den kleinen, einfachen und übersichtlichen Verhältnissen ein demokratisch organisiertes Gemeinwesen sehr wohl einmal gewachsen sein kann. Es ist also falsch, sich grundsätzlich auf bestimmte Mittel zum Zweck festzulegen und sie nun „folgerichtig" durchzuführen. Derartiges ist nur ein Beweis für geschichtliche und politische Unerfahrenheit und vor allem für doktrinäres, weltfremdes Denken.

Praktisch brauchbar und darum praktisch wahr sind nur die gemischten Systeme. Der Zustand der angemessenen Mischung und der gewichtsmäßigen Ausgeglichenheit wird am sichersten und, soweit dies möglich ist, am vollkommensten erreicht in der konstitutionellen Monarchie. Nicht die reine Monarchie aber auch nicht die reine Demokratie sind die Lösung, sondern die vernünftige Mischung beider. Ob man nun von Erbkönigtum oder von Erbpräsidentenschaft spricht, ist insofern einerlei, der Sache nach ist beides dasselbe. Wofür man sich entscheiden will, ist Geschmackssache und eine reine Taktfrage, insofern man sich über das Volksbedürfnis glaubt hinwegsetzen zu können, an der Spitze, wie ein Arbeiter sich nach der Revolution treffend ausdrückte, „etwas Besseres" zu sehen als die Herrschaften, die heute das einst so glanzvolle deutsche Staatswesen vertreten.

Die Erbmonarchie allein tut es nicht, sondern nur die konstitutionelle, die dem Staatslenker das unbedingte freie Recht wahrt, die Minister nach seinen wohlerwogenen Gründen zu ernennen. Wird das Recht, die Minister zu ernennen, dem Staatslenker nicht ausschließlich vorbehalten, etwa mit der Bindung, vorher den „Rat der älteren Staatsmänner" zu hören, so sollen wir lieber gleich auf jegliche Monarchie verzichten.

Gesetz des geographischen Zwanges

Unsere Weltverbesserer wähnen, sie könnten in der Studierstube ein das „Volk" beglückendes System staatlicher Verfassung austüfteln und dieses dann sauber in Paragraphen ausgearbeitet jedem Volke einfach über den Kopf schütten. Abgesehen davon, daß sie damit gegen das Gesetz der geistigen Kontinuität verstoßen, daß sie einen organischen Mangel an Ehrfurcht vor dem geschichtlich Gewordenen offenbaren, verfehlen sie auch gegen das oberste Gesetz des geographischen Zwanges. Über die innere Organisation bestimmt nicht ein ausgeklügeltes System, sondern der geographische Zwang, den schon vor etwa hundert Jahren der Engländer Seeley in seiner ‚Introduction to political science' dahin formuliert hat: „Das Maß von politischer Freiheit, das in den Regierungseinrichtungen gestattet sein kann, muß vernünftigerweise umgekehrt proportional sein dem militärisch-politischen Druck, der auf den Grenzen lastet." Auf Deutschland angewandt: Wenn wir in Bordeaux, ferner in Toulon oder Marseille gesicherten Ausgang zum freien Meer hätten und zwischen uns und Rußland ein breites, flaches Meer oder ein hohes, steiles Gebirge läge, könnten wir so ziemlich die törichtste Verfassung haben, die sich ein Doktrinär ausdenken kann, sie würde am Ende doch noch ertragen werden können. Aber so, wie die Dinge einmal liegen, wird uns unsere Verfassung gebieterisch vorgeschrieben. Man kann das Problem auch so fassen, daß man unterstellt, England läge nicht unmittelbar vor der europäischen Küste, sondern halbwegs nach Amerika, und zwar etwa auf dem sechzigsten Breitengrade, oder es läge südlich des Äquators zwischen Amerika und Afrika. Diese geographische Verschiebung würde für uns das staatsrechtliche Problem der Verfassung ohne weiteres mit einem Schlage grundlegend ändern. So aber haben wir uns auf der gegebenen geographischen Grundlage einzurichten, die noch dazu dadurch zugespitzt wird, daß wir im Westen einen Nachbarn von derart niedriger seelischer Verfassung haben, wie die Franzosen es nun einmal sind, eitel und anmaßend, prahlsüchtig, ruhmsüchtig, neidisch, rachsüchtig, grausam und roh. Mit Holland werden wir nie ernsthafte Feindschaft haben, mit der Schweiz nur dann, wenn die Deutschschweizer sich von den Welschen in das Schlepptau nehmen lassen; die Feindseligkeit der Franzosen, Tschechen, Polen ist durch deren Natur gegeben und erschwert unsere Lage ungemein. Man vergleiche damit die Lage Frankreichs, Englands, Amerikas. Frankreich im Süden und Osten geschützt, im Westen mit breiter Grenze am offenen Meer gelegen, zwar England in bedrohlicher Nähe aber doch ohne den Schlüssel zum Ausgang auf das Meer. England und Amerika rein insular, geradezu glänzend geographisch gelegen, daher ein unmittelbarer Krieg zwischen beiden für ewig ausgeschlossen. Möglich, daß einmal gelegentlich einige Kanonenschüsse gewechselt werden, aber ein Angriff unmittelbar auf das Land ist so gut wie unmöglich. Es kann sich höchstens um einen Kampf an der englischen Peripherie handeln, indem der Kampf dort künstlich zu einem Landkrieg gemacht wird. Daraus ergibt sich, daß diese Länder sich ganz andere Verfassungen gestatten können als wir, sie können in sogenannter „Freiheit" machen, denn sie sind nahezu unverwundbar, während bei uns Nordwest-, Nord- und Ostgrenze für jeden Angriff offen stehen.

Dies alles hat zur Folge, daß Deutschland die straffste Regierung von allen haben muß, aber der Deutsche ist pünktlich auf die Lehren von der westlichen Freiheit hineingefallen. Die Vielköpfigkeit ist unter allen Umständen ein Fehler; es kann also als Republik nur eine Aristokratie in Frage kommen. Aber die Mängel der Demokratie können durch die glänzende geographische Lage unschädlich gemacht werden. Bei uns werden sie durch die Ungunst der geogra-

phischen Lage noch verschärft. So drängt uns alles auf die Zusammenfassung der staatlichen Macht in einer Hand hin, auf die Monarchie. Wir können uns solche Wahlkämpfe um die Präsidentschaft nicht gestatten, wie sie sich das in insularer Abgeschlossenheit lebende amerikanische Volk erlauben kann; wir können es uns nicht gestatten, daß auch nur ein einziger Beamter kein Fachmann sei, und dabei hat der frühere Reichskanzler Bauer den Mut gehabt, in Stuttgart, als sich die Regierung vor Kapp in Sicherheit gebracht hatte, zu sagen, für Fachminister sei in dem parlamentarischen System kein Raum; wir können uns nicht gestatten, daß periodisch ein allgemeiner Hinauswurf aller Beamten stattfindet, je nachdem welche Partei gerade am Ruder ist; wir können uns nicht gestatten, von dem durch den Kampf um das Dasein geschaffenen Beamtenstaat abzuweichen, es wird nun einmal bis auf unabsehbare Zeiten unser Los sein, eine festgefügte Beamtenschaft dem hin- und herfließenden Parlamentarismus entgegensetzen zu müssen. In den parlamentarischen Staaten ist das Beamtentum einfach Treibholz der Parteien, im deutschen Staate muß es ein starker Fels von eigenem Beharrungsvermögen sein, der den Staatsbetrieb auch dann noch aufrechterhält, wenn der Parlamentarismus wieder einmal wie so oft sich als die hin- und herschwappende Wassermenge im Bottich erweist. Wir können es uns nicht gestatten, unsere militärische Ausrüstung auch nur eine einzige Sekunde abzuspannen, wenn nicht die Nachbarn entsprechend vorangegangen sind. Wir sind einer gegen viele, und daher ist es angemessen, daß die vielen den ersten Schritt tun, damit wir in Sicherheit nachfolgen können. Wir können uns daher alles in allem nicht so viel bürgerliche Freiheit gestatten, wie sie anderen, von der geographischen Lage besser begünstigten Völkern möglich ist. Über das Maß unserer inneren Freiheit und den Inhalt unserer staatlichen Verfassung entscheidet schlechthin die geographische Lage und sonst weiter nichts. Darum hat jedes Volk seine Verfassungsfrage für sich allein und auf seine eigene Art zu lösen. Eine alleinseligmachende Verfassung gibt es nicht. Nur ein Negatives steht fest: die Massenherrschaft in Reinkultur taugt nichts, sie kann aber halbwegs erträglich werden, wenn eine außergewöhnliche Gunst der Verhältnisse dazu kommt; dann verbessert die Natur die Torheit der Menschen.

Das auf einem zusammenhängenden Erdteil wohnende Amerikanertum der Vereinigten Staaten kann die Republik vertragen, zumal es seinen Grund und Boden noch nicht voll ausgenutzt hat. Hier ist der Raum eine ungeheure Stütze der bestehenden Staatsordnung, obgleich die amerikanische Freiheit tatsächlich mit Siebenmeilenstiefeln in eine plutokratische Unterjochung ausläuft. Aber dies noch gar nicht ausgeschöpfte Land bietet so viel neue Entwicklungsmöglichkeiten, daß es noch auf absehbare Zeit die Plutokratie vertragen kann.

England steht geographisch an sich schon nicht so günstig da und sieht vor seiner Tür schon die Füße des amerikanischen Erben, es hat denn auch neuerdings seine Demokratie zurückreformiert. Als es im Kriege sein Wahlrecht demokratisieren mußte, dabei freilich die deutsche Demokratisierung des Wahlrechtes nicht erreichte, lockerte es aus Rücksichten der Augenblickspolitik sein politisches Gefüge. Darüber war sich die trotz aller Scheindemokratie regierende Aristokratie auch durchaus im klaren, sie hat aber nach dem Kriege die innere Organisation wieder straffer angezogen, so daß England im Grunde heute noch weniger „frei" ist als vor dem Kriege. Es beschnitt die Machtbefugnisse und die Zuständigkeit des Parlaments. Bezeichnenderweise im Einverständnis mit diesem selbst. Dadurch sind sowohl die Entthronung des Oberhauses wie die Demokratisierung des Wahlrechtes mehr als wettgemacht und England aristokratischer organisiert als je. Die Engländer haben das Gesetz des geographischen Zwanges eben verstanden.

Noch zwei weitere Inselreiche laden zur Betrachtung ein: Japan und Griechenland. Sie unterscheiden sich gradweise von England noch mehr, als England sich von Amerika unterscheidet. Ihre größte geographische Schwäche ist die Zersplitterung in viele kleinere Inseln, wozu bei Griechenland die Nachbarschaft zu einem höchst umstrittenen Gebiete kommt. Diese beiden Reiche sind genau so wie Deutschland zwingend auf die Zusammenfassung aller staatlichen Kräfte in einer Monarchie angewiesen, und es ist kein Zufall, daß die demokratische Bewegung in Japan gerade von England und Amerika genährt wird. Man kann von England ruhig den Satz aufstellen: Wen England verderben will, dem redet es die Demokratie ein. Es weiß, warum. Wir haben es erfahren, Japan soll es ebenfalls durchmachen, und Griechenland steht diese Gefahr dauernd bevor. Es sollte doch zu denken geben, daß überall, wo demokratische Auflösungsbestrebungen bestehen, England die Hand im Spiele hat, dasselbe England, das, in Erkenntnis der geographischen Gesetze, jedes Zugeständnis an die Demokratie sofort wieder durch eine aristokratische Reform unschädlich macht. Es gibt eben Dinge, von denen der politische Philister sich nicht träumen läßt.

Wie ganz anders steht Bismarck da. Er rührte keinen Finger für die Herstellung der Monarchie in Frankreich, aber er tat auch nichts, um die Demokratie zu sichern oder gar herbeizuführen. Er ließ den Dingen einfach ihren Lauf in der Erwartung, das deutsche Volk würde aus der demokratischen Nachbarschaft mehr lernen, als es leider getan hat.

Japan und Griechenland sind in dem

Augenblick verloren, wo sie der geographischen Zersplitterung ihres Landes keine starke staatsrechtliche Zentralisierung mehr entgegenstellen können. Die geographische Zersplitterung muß durch staats- und verfassungsrechtliche Mittel, also juristisch, ausgeglichen werden, natürliche Organisationsbedingungen und juristische Organisation stehen in genauester Wechselwirkung.

In der äußeren Politik ist die geographische Zwangswirkung mindestens ebenso bedeutungsvoll, und es ist der verhängnisvollste Fehler Bethmanns, daß er dies in der Konstantinopelfrage nicht erkannte. Wenn man die russischen Häfen vergleicht, ist leicht zu sehen, daß die eine Dardanellendurchfahrt für Rußland wichtiger ist als alle anderen Hafenöffnungen zusammen. Die Nordhäfen an Ostsee, Murmanküste und Weißem Meer sowie Wladiwostok sind alle nicht eisfrei, die Ostseehäfen versanden, und alle Häfen sind durch Tausende von Kilometern von dem eigentlichen wirtschaftlichen Zentrum Rußlands entfernt, ohne wertvolles Hinterland. Dagegen um das Schwarze Meer liegen Rußlands Erz- und Kohlenbergwerke, seine Getreidekammern, seine Ölquellen, und das von Sachkennern für das reichste Gebirge der Welt gehaltene Uralgebirge liegt zu den Schwarzmeerhäfen am nächsten. Die freie Durchfahrt bei Konstantinopel ist also für Rußland Lebensfrage ersten Ranges.

Wir sprechen immer noch von dem deutsch-russischen Rückversicherungsvertrag, müßten aber richtiger von dem Konstantinopelvertrage sprechen. Der von Caprivi gekündigte Vertrag wird immer nur mit deutschen, nie mit russischen Augen angesehen. Für die Russen war er etwas ganz anderes als für uns, für sie bedeutete er die Freigabe des Marsches auf Konstantinopel. Diese Bestimmung und nur sie allein ist das Kernstück des Vertrages in den Augen der Russen. Bismarck rechnete sehr richtig, daß der Vormarsch auf Konstantinopel Rußland sofort in Zwist mit England-Frankreich bringen würde. Wenn Rußland soviel Wert darauf legte, daß ihm Deutschland freie Bahn gab, konnte es seinen Willen haben; was aus dem Verhältnis Rußland-England-Frankreich wurde, ging uns nichts an. Durch die Preisgabe Konstantinopels sicherten wir unsere Ostgrenze, verloren diese Sicherung aber, als wir den Vertrag kündigten. Diese Kündigung wurde ganz logisch von den Russen dahin aufgefaßt, daß wir nunmehr Konstantinopel decken wollten. Ein drittes gab es nicht. Sofort näherte sich Rußland den Franzosen, ohne sich gleich den Engländern zu nähern. Ährenthal, Bülow und nach eigenem Geständnis Bethmann haben Rußland später Konstantinopel wieder angeboten; es war vergebens. Der Grund war das englisch-japanische Bündnis, und dies nicht erkannt zu haben, ist der eigentliche Fehler Bülows und Bethmanns. Rußland wußte seit dem inzwischen vollzogenen englisch-japanischen Bündnis ganz genau, daß es bei jedem Schritt auf Konstantinopel sofort im Osten den Japaner auf dem Nacken haben würde. Eben erst war es unterlegen im Osten, zum zweiten Male konnte es den Kampf mit den Japanern nicht aufnehmen, solange es keine viergeleisige Bahn nach dem Osten hatte, also mußte es notwendig mit den Freunden seines Feindes Japan Frieden halten und mußte versuchen, in Einverständnis mit seinen bisherigen Feinden an Konstantinopel heranzukommen. Die weltpolitische Fernwirkung des englisch-japanischen Bündnisses bis in das Mittelmeer hinein liegt auf der Hand, sie konnte aber beseitigt werden, denn Japan war durchaus geneigt, ein Bündnis mit uns einzugehen. Nahmen wir mit Japan Rußland in die Mitte, dann kamen wir zu einem Bündnis mit Petersburg über kurz oder lang, wie die Engländer und Franzosen zu diesem Bündnis gekommen sind. Nicht die französischen Milliarden haben Rußland in den Weltkrieg gezogen, sondern das englisch-japanische Bündnis, das ihm jeden anderen Ausweg als den nach Westen versperrte. England hat durch eine gegen Rußland gerichtete Politik dieses selbe Rußland auf seine Seite gezogen, politisch-diplomatisch ein Meisterstück, aber wir konnten es nachmachen, denn Japan bot sich dazu an (Suginura 1913/14). Dann wurde Rußland nach Süden gedrängt statt wie bisher nach Westen, und wir lebten noch heute im tiefsten Frieden.

Gesetz der mittelbaren Wirkung

Es gibt ein unbedingt sicheres Kennzeichen für die politische Reife eines Menschen, und dieses besteht darin, ob er ein Auge für die mittelbaren Wirkungen einer Rechtseinrichtung oder einer politischen Tatsache hat. Die ganze Politik der Massen, aber auch ihre ganze Kurzsichtigkeit beruht darauf, daß sie nur die unmittelbaren Wirkungen sehen und danach ihr ganzes Denken einstellen. Bekannt ist das Wort: theoretisch sehr schön, aber praktisch bedenklich. Es ist erflossen aus der Beobachtung, daß entweder die Neben- oder die mittelbaren Wirkungen den Nutzen der unmittelbaren Wirkung bei einer Maßnahme wieder aufheben. Ein Landarzt machte vor Jahren einmal folgende Rechnung auf: Infolge der Schutzzölle muß ich für meine Familie, meine Dienstboten und für meine Pferde jährlich mehrere hundert Mark mehr ausgeben, darum bin ich gegen die Kornzölle. Er beachtete nur die unmittelbaren Wirkungen, und doch war gerade hier die mittelbare Wirkung längst erkannt, wie sich aus dem Sprichwort ergibt: Hat der Bauer Geld, hat es alle Welt. Ohne die Kornzölle wären ihm seine Rechnungen unbezahlt geblieben und er hätte noch weniger gehabt.

Im Staatsrechtlichen und Wirtschaftlichen folgt aus dem Gesetz der mittelbaren Wir-

kung, daß die oberflächliche Rechnung, der Präsident sei wegen seines geringeren Gehaltes für den Staat billiger als der Monarch, falsch ist. Es soll ganz davon abgesehen werden, daß die Zivilliste des Monarchen in der Hauptsache dazu diente, Ausgaben zu bestreiten, die sonst in einer anderen Etatstelle des Haushaltes aufgetaucht wären, z. B. die Ausgaben für die Hoftheater, Museen, Sammlungen usw. Man kann ruhig zugeben, daß viel Geld für den Glanz des Hofes ausgegeben wurde, an dem nur verhältnismäßig wenige teilnahmen. Alle können nicht zu Hofe gehen, und eine gewisse Auswahl ist unvermeidlich, denn das ergibt sich aus zwingenden physikalischen Gründen. Aber selbst wenn man zugibt, daß zunächst mancherlei Geld ausgegeben worden ist, was vielleicht hätte gespart werden können, wenn man sich also über die Wünsche und Klagen der Geschäftsleute der Hauptstadt und des Landes hinwegsetzt, die seit jeher ein lebhaftes Interesse an einer leistungsfähigen Zivilliste des Monarchen hatten, bleibt doch eines bestehen: die mittelbaren Wirkungen der Monarchie sind es, durch die sie sich voll bezahlt macht. Der Monarch kann seine Beamten und seine Offiziere mit Ehre bezahlen, Fritz Ebert kann es nicht, Scheidemann und Erzberger noch weniger. Der Haß gegen die Stellung des Beamtentums und der Offiziere wäre berechtigt gewesen, wenn diese Stände außer der gesellschaftlichen Vorzugsstellung auch noch eine wirtschaftliche Vorzugsstellung eingenommen hätten. Das war aber nicht der Fall, sie hatten knapp zu leben, der König zahlte zu wenig mit Geld und dafür desto mehr mit Ehre. Er zahlte aber auch mit Ehre, wenn ein Bürger Opfer für die Allgemeinheit gebracht hatte. Das kann wirksam nur der Monarch, der eine unbezweifelt überragende gesellschaftliche Stellung einnimmt. Diese Zusammenhänge hat der berühmte Rechtslehrer Jhering schon vor Jahrzehnten aufgespürt, es scheint aber die ganze Tragweite dem deutschen Volk nicht recht begreiflich gewesen zu sein.

Allein schon die Ersparnis an Beamtengehältern würde die monarchische Verfassung billiger erscheinen lassen als die republikanische. Es kommt aber noch verschiedenes andere hinzu, wofür wir täglich neue Belege sehen. Die Zahl der Beamten wird in der Monarchie streng auf das notwendigste beschränkt. Man kann ruhig sagen, daß z. B. Preußen seine Beamten auf das äußerste herangezogen hat. Heute will alles aus der großen Staatskrippe ernährt werden. Nicht hundert sondern tausende von Beamtenstellen sind neu geschaffen worden, um gesinnungstüchtige Anhänger unterzubringen, gefügiges Stimmvieh für die Wahlen zu gewinnen, tätige Parteimitglieder zu belohnen. Mit der Verleihung und Besetzung von Beamtenstellen ist geradezu politische Bestechung getrieben worden und wird noch heute Bestechung getrieben. Sie machen alle darin, der eine geschickter, der andere ungeschickter und plumper, aber auf die politische Fischwaid gehen sie alle. Damit die Partei Einfluß gewinne, werden von Unwissenheit strotzende Laien in wichtigste Beamtenstellungen eingeschoben und ihnen auf Staatskosten gewissermaßen Adjutanten beigegeben, die die ärgsten Dummheiten verhüten sollen. Jeder politische Emporkömmling in den Ministerien hält es für sein gutes Recht, für Hunderttausende von Mark sich ein Auto zu beschaffen und zu unterhalten, während früher der Kanzler nur einen Zweispänner, der Minister des Auswärtigen einen Einspänner hatte, die übrigen Minister gingen zu Fuß. Den königlichen Ministern geschah dadurch kein Abbruch, uns war diese Sparsamkeit selbstverständlich, aber der „Tüchtige“ aus dem Volke muß im Kraftwagen fahren. Plebejerstolz wälzt sich auf der Erde, die mit königlicher Ehre bezahlten Minister brauchten derartiges nicht, waren auch anders erzogen. Man hat so oft gelacht, wenn den kleinsten Ausgaben bis in das einzelne hinein nachgespürt wurde, wo es sich schon gar nicht mehr lohnte, aber dadurch wurde die peinliche Gewissenhaftigkeit großgezogen, die zu einer staatlichen Sparsamkeit ohnegleichen führte. So lange, wie die Welt steht, hat dies noch keine Demokratie fertiggebracht.

Das Beamtentum hält sich unter der Monarchie sauberer, es bleibt zuverlässiger, ehrlicher, unbestechlicher. Auch das erleben wir alle Tage, daß die Zeiten des untadeligsten Beamtentums der Welt hin sind. Aber die Welt hat ein kurzes Gedächtnis. Ein ehrliches, zuverlässiges Beamtentum spart dem Staat viele Millionen jährlich, der „billige“ Präsident dagegen wirft täglich so viele Millionen zum Fenster hinaus, wie die Monarchie in Jahren sparte.

Der unabhängige Monarch kann sich seine Beamten erziehen und nur er kann es, weil er eben unabhängig ist. Das ist das Gesetz des Widerspruches, nach dem ein Staat eingerichtet sein muß. Er muß prinzipwidrige Einrichtungen haben, und dazu gehört bei demokratischer Organisation die unabhängige Monarchie. Durch das Widerspruchsvolle in der Verfassung wird verhindert, daß sich die einzelnen Einrichtungen bis zum Selbstüberschlagen auswirken. Darum muß die Beamtenorganisation undemokratisch sein, um sie der verderblichen Einwirkung der Demokratie zu entziehen, und am billigsten für den Staat arbeitet das Beamtentum, das allen demokratischen Einwirkungen entzogen ist. Damit soll natürlich nicht gesagt werden, daß das Beamtentum der öffentlichen Kritik entzogen sein soll. Im Gegenteil.

Man kann die unmittelbare Wirkung der Monarchie auch dahin umschreiben, daß sie schon durch ihr bloßes Dasein unsauberen politischen Glücksjägern den Weg versperrt. Unter einer Monarchie wäre Tammany Hall in Neuyork nicht möglich.

In der äußeren Politik wirkt das Gesetz der mittelbaren Wirkung hervorragend in der Frage der Bündnisfähigkeit eines Staates. Zwei Staaten können durchaus aufeinander angewiesen sein, dennoch wird ein Bündnis so lange ausgeschlossen bleiben, bis der neue Staat dem anderen bei diesem Bündnis keinen genügenden Kraftzuwachs zu bieten hat. Jedes Bündnis vermehrt an sich die Reibungs- und Angriffsflächen, denn jeder Bundesgenosse muß an den Fährlichkeiten des anderen Bundesgenossen teilnehmen. Die Zahl der Gefahren wächst also mit der Zahl der Bundesgenossen. Jeder Angriff auf den einen ist auch ein Angriff auf den anderen.

Österreich war unsere schwache Stelle gegenüber Italien. Italien würde ohne Österreich uns nicht angegriffen haben, zwischen uns und Italien stand nichts. So wurde Österreich für uns neben seiner Bundesgenossenschaft zu einer Gefahrenquelle. Dies war aber zu ertragen, wenn beide Staaten soviel Macht aufbieten konnten, daß sie selbst den um Italien vermehrten Feinden standzuhalten vermochten. Also war die Frage die, ob der Machtzuwachs durch das österreichische Bündnis den Gefahrenzuwachs mehr als ausglich.

Verwickelter ist die Frage der Bündnisfähigkeit in dem Falle Deutschland-Japan. Wir sind nach wie vor auf Japan, aber nicht auf Amerika angewiesen. Ein Bündnis mit Amerika leistet uns nicht das, was uns ein Bündnis mit Japan leisten kann, nicht notwendig leisten muß. Soll das geographische Schwergewicht zum Ausdruck kommen in einem Bündnis, so muß Deutschland bündnisfähig sein. Tirpitz steuerte auf eine solche Bündnisfähigkeit hin mit seiner Flottenpolitik, denn für Japan wurden wir nur durch eine so starke Flotte bündnisfähig, daß England gezwungen wurde, falls es zu einem Konflikt mit Japan kam, seine besten und stärksten Schiffe zu Hause zu lassen. Dazu aber mußten wir so starke Großkampfschiffe bauen, daß England nach Ostasien nur mit seinen Schiffen zweiter und dritter Ordnung gehen konnte. Es ist der unverzeihliche Fehler Bethmanns und eine bezeichnende Gedankenlosigkeit der Demokraten, daß sie diesen Gedankengang bis auf den heutigen Tag nicht begreifen. Noch heute ist es oberste demokratische Weisheit, Tirpitz vorzuwerfen, daß er Großkampfschiffe gebaut hätte, statt, wie es jetzt nach billiger posthumer Weisheit gefordert wird, U-Boote. Die großen Schiffe hätten England „gereizt". Politisch hat Tirpitz richtig gehandelt, nur hat Bethmann nicht verstanden, die nächstliegenden Folgerungen zu ziehen und die zum Ernten bereiten Früchte der Arbeit des Marinestaatssekretärs auch wirklich in die Scheuer zu fahren. Die direkte Wirkung des Flottenbaues war eine unmittelbare Verstärkung unserer Seemacht und der Zwang für England, sich für seine Angriffsabsichten noch besser zu rüsten als vorher. Eine Staatskunst aber ist im höchsten Grade stümperhaft, wenn sie weiter nichts zu erreichen weiß als dies. Es mußte gefragt werden: Für wen ist das bloße Dasein unserer Flotte wertvoll, wessen Feind binden wir durch unsere Flotte, auch wenn sie ruhig im Hafen liegen bleibt? Das war Japan. Konnte Japan uns einen Gegendienst tun? Den allerwichtigsten, es konnte Rußland militärisch binden. So richtete sich unsere Flottenrüstung am letzten Ende gegen die Bedrohung durch Rußland, wenn nicht eben Bethmann „mit seinem untrüglichen Instinkt für das Unrichtige" die ganze Gelegenheit verpaßt hätte.

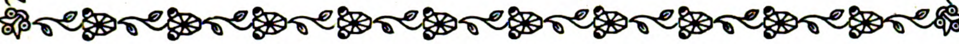
Der Gegensatz von direkter und indirekter Wirkung kann gar nicht deutlicher auftreten als in unserem Verhältnis zu Rußland. Es liegt so nahe und ist äußerlich so einfach, zu sagen: Gegen Rußland ist die äußerste Rüstung zu Lande notwendig, und wir haben alles getan, wenn wir die Grenze gegen Rußland durch Betonwerke, Drahtverhaue sichern, zugleich auch den letzten Mann zu den Waffen rufen. So dachte das Landheer. Tatsächlich aber waren unsere Großkampfschiffe in Kiel und Wilhelmshaven, richtig politisch verwendet, eine noch stärkere Sicherung gegen den russischen Angriff als der an der Ostfront zur Verfügung stehende Teil des Heeres. Von einer Bedrohung der russischen Ostseehäfen ist gar nicht die Rede, die Flotte sicherte uns durch die bloße Tatsache, daß sie schlagfertig dalag. Die Bedrohung der russischen Ostseehäfen spielt gegenüber dieser Funktion, die unsere Schlachtflotte hätte haben können, wenn bei uns nicht eben die politische Unzulänglichkeit regiert hätte, gar keine Rolle. Unsere Flotte hätte es uns sogar erlaubt, die ganze Ostgrenze zu vernachlässigen und alles auf den Westkrieg einzustellen, denn Japan würde unsere Ostgrenze ausreichend geschützt haben, unsere Flotte hätte uns die restlose Durchführung des Schlieffenschen Planes gestattet, auch wenn sie gar nicht aus Kiel und Wilhelmshaven herausgefahren wäre. Natürlich immer vorausgesetzt, daß wir den angriffskräftigsten englischen Schiffen eine entsprechende Anzahl deutscher Schiffe entgegensetzen und somit Japan an uns fesseln konnten. Darum bestand für uns der eiserne Zwang, den Engländern in der Bauart ihrer Schiffe zu folgen, um alle Kampfeinheiten allerart in den englischen Häfen dadurch festzulegen, daß ihnen entsprechende Kampfeinheiten in den deutschen Kriegshäfen gegenübergestellt wurden.

⌘ ⌘ ⌘

Vorstehendes ist nur eine Auslese; der politischen, von dem deutschen Volke in den Wind geschlagenen Gesetze gibt es noch mehr, das Gebotene zeigt aber immerhin zweierlei: einmal wieviel wir zu lernen haben, sodann, daß oft dieselben Bedingungen sich aus mehreren Gesetzen rechtfertigen.

Ferdinand Dorsch, ein Maler der Lebensfreude

Von Paul Hermann Hartwig



Wir stehen im Taumel banger Zeiten — die Gegenwart verzerrt, zerrissen, zwiespältig — die Zukunft mit dunklen Schleiern verhangen. Wer vermag ihr mit hellen Augen entgegenzusehen? Wo ist Auskunft und Ruhe für die Empfindungen, die auch das Herz des Mutigsten bewegen und erschüttern! Erinnerung und Hoffnung bleiben — Erinnerung an den Glanz froher, lichter Tage und Hoffnung auf Reinigung und Läuterung. Wir haben das Lachen verlernt und haben doch so gern gelacht. Das grelle Gelächter, das heute die Welt durchklingt, ist bitter und sein Quell trübe. Es macht nicht froh — denn die Freudigkeit fehlt: die Lebensfreude. Aus tiefem Schmerz wächst die Kraft des Widerstandes, und aus der Kraft steigt die Freude empor, ohne die es einmal kein Gedeihen geben kann. In der Freude am Leben und seinen wechselvollen Erscheinungen liegt der Keim der Gesundung. Die Freude wollen wir willkommen heißen, die echte, die uns emporhebt über die mühsame, quälende Schwere des Alltags. In der Kunst lebt diese Freude, sie muß in ihr leben, wenn sie ihre vornehmlichste und beste Aufgabe erfüllen will. In der Kunst, wie sie heute Sinne und Herz zu vergewaltigen sucht, das Kunstgefühl zu

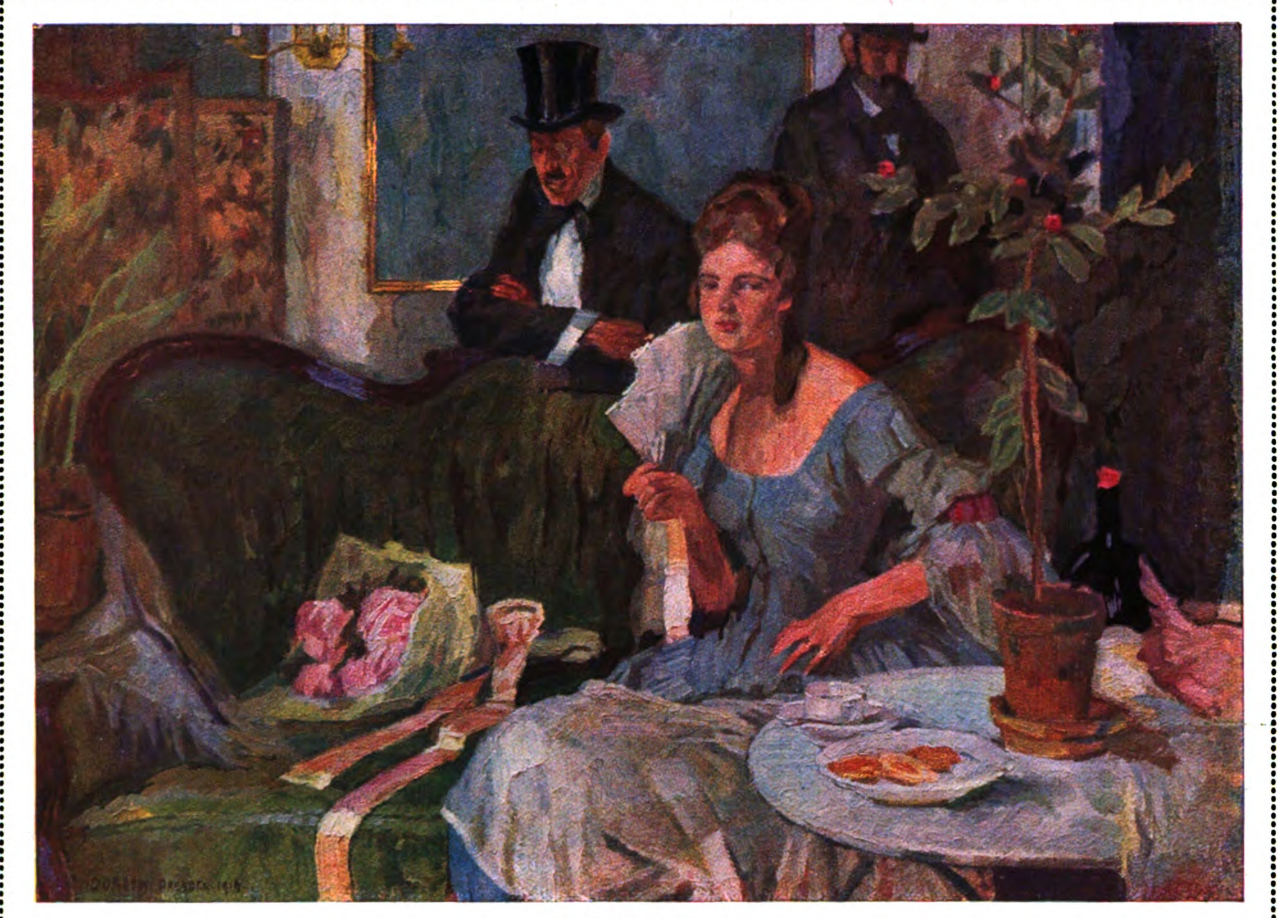
Im Konzert. Gemälde

zersetzen droht, ist ein bitterer Rest — das Gorgonenantlitz der Zeit starrt uns entgegen — Verzweiflung, Haß, unerlöstes Leid, Schmerzen in Hohn und Verzerrung — Spiegel der Zeiten. Man geht von dieser Kunst bedrückt und ohne Hoffnung. Es ist, als ob die hellen, lichten Bilder der Erinnerung Märchen wären, die man einmal geträumt. Aber die Kunst hat auch sie festgehalten. Sie waren Wirklichkeit, leben fort und erwecken aus Asche leuchtende und wärmende Flammen.


Studienzeichnung

Ein Künder alter Fröhlichkeit und schimmernder Farben ist der Dresdner Maler Professor Ferdinand Dorsch. Er hat sich und seine Kunst früh gefunden und ist sich selbst treu geblieben — das ist das Beste, was man einem Menschen, einem Künstler insbesondere nachrühmen kann. Dorsch ist in Ungarn geboren, aber deutscher Herkunft. Das Land der schönen, verführerischen Frauen, des feurigen Weins, der Zigeunermusik und des Czardas hat dem kleinen Ferdinandus doch wohl ein paar Tropfen ins Blut gegeben. Jung kam er nach Wien — dem alten, lieben, unvergleichlichen Wien, vom Zauber der Erinnerung umwoben für alle, die die Kaiserstadt zur Zeit ihres Glanzes kannten und liebten. Wien, Stadt des heiteren Lebensgenusses, der alten, verträumten Parks, des Heurigen in umrankten Lauben der Vorstadtwirtschaften, des Gesangs, des Tanzes und — der süßen Mädel und schönen Frauen. Auf den Nüchternen übten Wiener Luft und Wiener Blut einen bestrickenden Zauber aus, wie viel mehr auf einen jungen Künstler mit offenen Sinnen, bereit, alles Schöne zu empfangen, zu genießen als dauernden Besitz. Wien wurde für den jungen Dorsch der goldene Traum, den sich die Jugend ersehnt. Er plätscherte, unbekümmert um das Morgen, ohne rechtes Verantwortlichkeitsgefühl für seine Kunst, im Strom heiterer Geselligkeit mit Freunden und Freundinnen, die natürlich nicht fehlen durften. Es wurde auch gemalt, fest drauflos — Porträts hingehauen, wie die rasche, leichte Hand sie hergab, bestechend durch farbigen Reiz, aber ohne besondere Eigenart. In Wien wäre diese starke malerische Begabung bestimmt im breiten Strom mitgerissen und untergegangen. Aber die Erkenntnis


Harlekin und Mädchen. Zeichnung



Im Café. Gemälde



Picknick. Gemälde

dämmerte, und mit der Erkenntnis stand auch der Entschluß fest. Dorsch ergriff sich selbst bei den blonden Locken, die damals noch sein heute wie Mondlicht schimmerndes Haupt zierten, und zog sich aus dem süßen, verlockenden Wiener Sumpf heraus. Wohin nun? In die herbere Luft Deutschlands, das stand fest. München war Wien innerlich zu verwandt, Düsseldorf so weit, Berlin — welchen Wiener verlockte Berlin! Blieb Dresden. Auf nach Dresden! — Er hatte den Wechsel niemals zu bereuen. Hier fand er etwas von dem Reiz der Wienerstadt wieder, das ihn rasch vertraut und heimisch machte: das herrliche Barock der alten Residenz, die Gärten voll Flieder und Rosen, die reizende Umgebung, die alten Schlösser, die den Glanz reicher Geschmackskulturen bargen. Aber wichtiger als die Umwelt, die sich ihm nach und nach enthüllte, war die starke Persönlichkeit, die ihm entgegentrat, die aus dem der Malerei beflissenen jungen Manne einen Künstler mit eigener Note machte. Diese Persönlichkeit war Gotthard Kuehl. Dieser Meister einer strengen und dabei heiter beglückenden Kunst hatte das Zepter in der Hand und behielt es auch bis in sein hohes Alter hinein. Mit Schlampereien und Windbeuteleien konnte man ihm nicht kommen. Er war streng gegen sich und gegen andere, namentlich auch gegen seine Schüler, die ihm und seiner Klasse in der Akademie zuliefen. Die Saat, die dieser strenge und ehrliche Künstler ausstreute, die Förderung, die er trotz seiner berühmten Rücksichtslosigkeit zu geben wußte, trugen gute, gesunde Frucht. Viele seiner Schüler sind Meister von Rang und Namen geworden, und wen er verwarf, der war auch wirklich nichts.

Für Ferdinand Dorsch konnte es keinen besseren Lehrer geben. Er begriff rasch, daß der Genialitätstick ohne feste, solide Grundlage doch nur Schaum auf der Welle bleibt, und fing darum in Dresden noch einmal von vorn an. Die Kämpfe waren nicht gewaltig und niederschmetternd, denn das, was Kuehl wollte, war ja in diesem jungen Künstler aus Wien lebendig: der Sinn für den blühenden Reiz der Farbe, für korrektes Zeichnen und dann die Freude am Gestalten. Seine Entwicklung nahm einen überraschend schnellen Fortgang und begann Blüten zu treiben, als er seine Welt für sich entdeckte,

die Welt, die sein Geschmack beherrschte und in der er bis heute heimisch geblieben ist. Es kann sein, daß die französische Kunst um die Mitte des 19. Jahrhunderts, wie sie in Manets Darstellungen einen ihrer Gipfel hatte, nicht ohne Einfluß auf den jungen Dorsch geblieben ist, vorhanden waren jedenfalls alle Keime zu einer verwandten Geschmacksentwicklung.

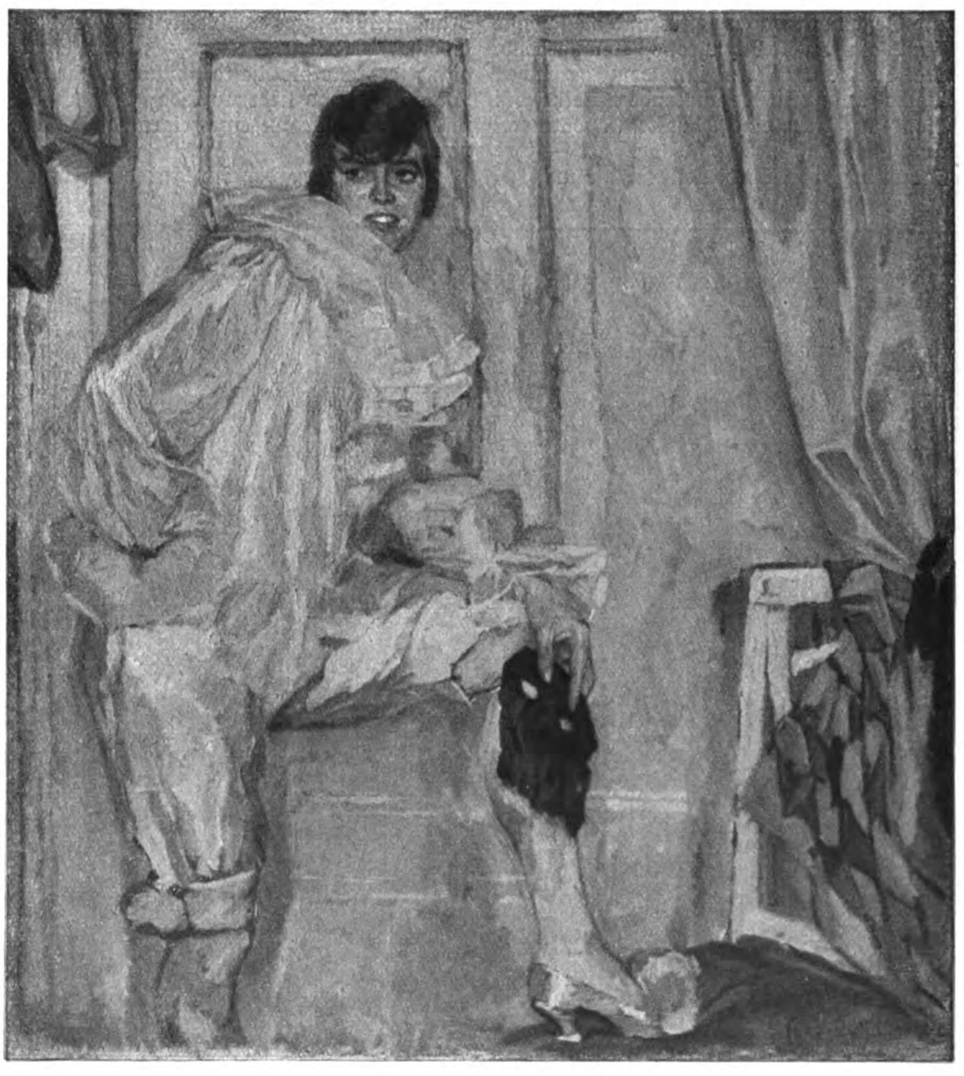
Die galante Zeit der fünfziger und sechziger Jahre des verflossenen Jahrhunderts hat in Ferdinand Dorsch einen Künder voll Esprit und Lebendigkeit gefunden. Zwei Frauen beherrschten die damalige Gesellschaftswelt — in England die Königin Viktoria, in Frankreich die blendende Spanierin, die Kaiserin Eugenie. Für Mode, Galanterie und Geschmack waren Paris und die schönste Frau am Hofe Napoleons tonangebend. Die blonde Kaiserin mit dem herrlichen Wuchs und dem bezaubernden Teint der Blondinen hatte eine lebhafte Schwärmerei für Marie Antoinette und ihre Zeit — ihre Sammlung von Andenken an die unglückliche Königin bildete eine Sehenswürdigkeit im Trianon. Eugenie war auch eigentlich die Schöpferin des sogenannten zweiten Rokoko, ohne freilich ihr Ideal auch nur annähernd zu erreichen. Zeit und Material waren schon damals zu grob geworden. Aber den Frauen gab sie etwas von der Anmut verklungener Zeiten zurück. Ihre Modeschöpfungen dienten noch dem Luxus, sie waren unpraktisch, aber reizvoll; die Frau war eben damals noch nicht die eifrige Mitstreiterin im Lebenskampf, in den oberen Schichten war sie „Dame", die sich den Überschwang an Röcken, Falbeln, Rüschen, Bändern, den mühevollen Lockenaufbau mit den winzigen Hütchen darauf, die tausenderlei Hilfsmittel der Toilette und des Bric-à-brac für den täglichen Gebrauch leisten konnte. Die Zeit ist über diese Epoche, die wirklich etwas von dem Spätglanz des Rokoko hatte, hinweggegangen. Wie hübsch und liebenswürdig sie war, wie pikant bei aller Dezenz zeigen die Werke von Dorsch.

Der Künstler, der im Rat der Frauen

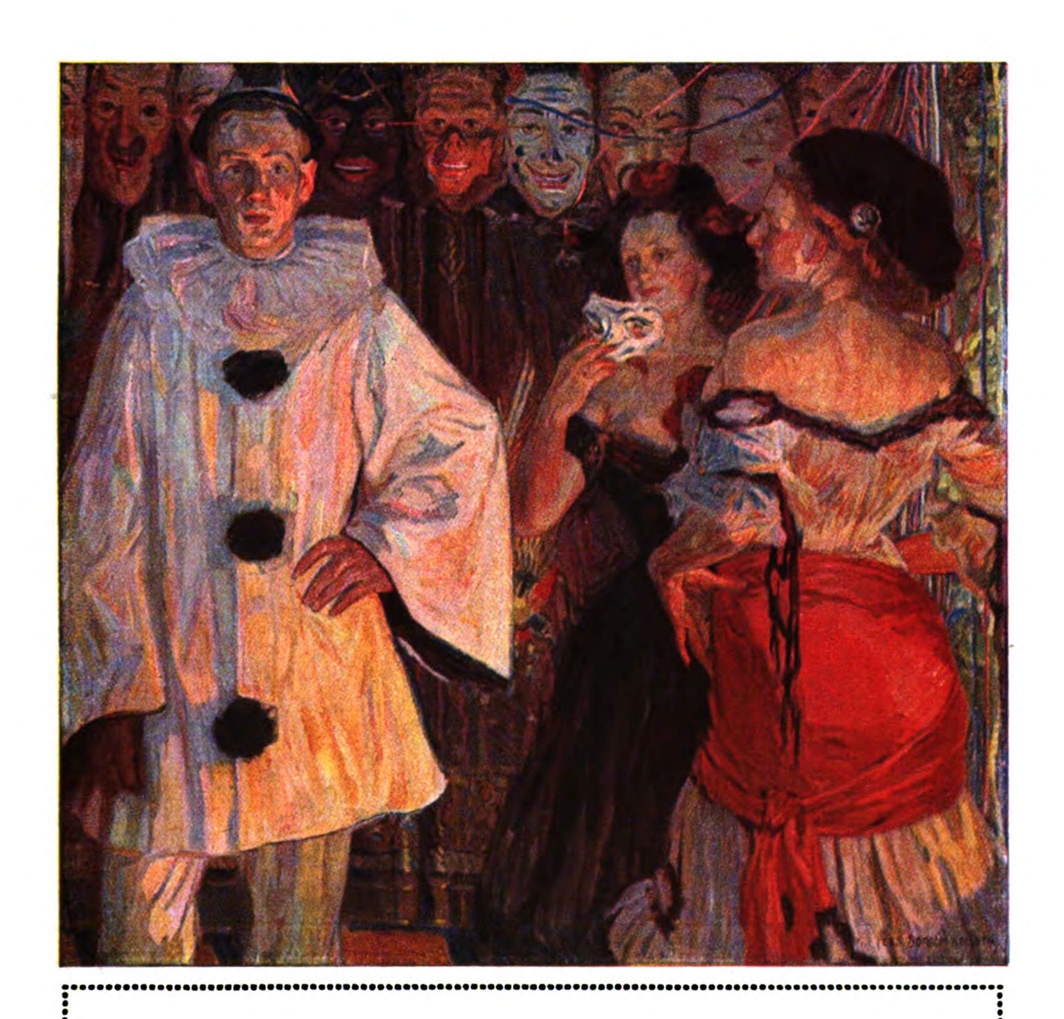


Das Gastmahl des Pierrot. Gemälde

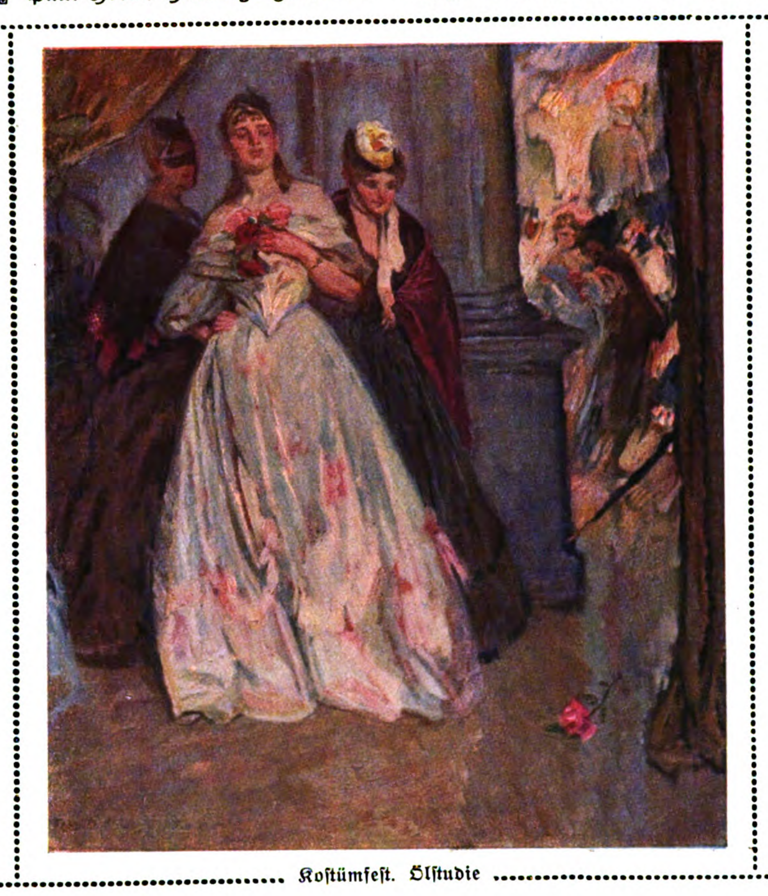
immer bestochene Richter hatte, dankt den Schönen auf die zarteste Weise, wie es eben nur ein Künstler vermag. Er huldigt ihnen in seinen Schöpfungen. Es sind Bilder der Anmut, der Heiterkeit, der lächelnden Sorglosigkeit, leuchtend im Kolorit, zart und diskret im Geschmack. Bei ihm, der Geheimnissen und Verdunkelungen fernsteht, sagt die Farbe, was sie soll. Die rein malerische Wirkung ist natürlich auch für ihn das Primäre. Im Zusammenfassen der Töne zu einem harmonischen Vollklang zeigt sich der Einfluß Kuehls aufs glücklichste. Was die Werke des Meisters lehrten, hat sich der Schüler voll zu eigen gemacht. Die weiche, schöne Tonigkeit ist ein Kennzeichen aller Werke von Dorsch. So sehr die Farbe Ausdrucksmittel seines künstlerischen Empfindens ist, von grellen Effekten hält er sich fern. Ein besonderer Stil gibt seinen Arbeiten eine gewisse Gleichförmigkeit: die siegreich schöne Frau in strahlender Balltoilette (es sind immer ‚Toiletten‘, man kann unmöglich ‚Kleid‘ sagen) kehrt ein wenig häufig wieder, aber es liegt soviel Glanz, Helligkeit, Festfreude über jedem einzelnen seiner Bilder, daß man sich die Wiederholungen gern gefallen läßt. Verlorene, halb vergessene Klänge kehren wieder: Ballmusik, klingende Gläser, anmutig tändelndes Geplauder, laute und leise Huldigungen, versteckte Zärtlichkeiten, siegessichere Erwartung. Das



Weiße Pierrette. Gemälde



Der blöde Pierrot. Gemälde



Kostümfest. Ölstudie

Fluidum der Feste ist eingefangen und wirkt weiter. Man ahnt Liebesnovellen voll Zartheit, ferner Schwermut und ein wenig Pikanterie. Aber immer ist das ‚Wie', nicht das ‚Was' die Hauptsache. Vom ‚Genre' ist Dorsch weit entfernt, ihm ist das Spiel des Lichts in der bunten, wechselvollen Fülle von Nuancen gerade für seine Gesellschaftsbilder mit den prunkgedeckten, in Kerzenlicht schimmernden Tafeln überaus verlockend. Die Solidität seiner Technik, die äußerste Genauigkeit im Zeichnen mit der Farbe (Kuehlsche Schule) macht auch die Details seiner Schöpfungen reizvoll und anziehend. Die Lösung von Problemen ist nicht seine Sache, er findet Befriedigung in seiner Welt, die sich mit Stift und Pinsel regieren läßt. Er steht nun mal auf der hellen Seite des Lebens und sieht die Welt mit rosenfarbenen Brillengläsern an. Kolombinen und Pierrots sind die Gefährten seiner Träume. In ihrer Schilderung schlägt er den Weg zur schärferen, vertieften Charakteristik ein — hier fühlt man gelegentlich auch den Schmerz unter der grinsenden Maske.



Kostümstudie

Wo auch immer die leuchtenden, frohen Bilder, sprühend von Leben und reizvoll im Schmelz der Farbe auftauchten, ob in der

großen Berliner Ausstellung, im Münchner Glaspalast, in der Dresdner, Wiener, Hamburger Bilderschau, immer wurden sie bemerkt und wurden ihrem Wert entsprechend gewürdigt. Seine besten Sachen befinden sich in der Dresdner und Münchner Galerie, in großen Privatsammlungen, deren Schmuckstücke sie sind. Als Porträtmaler wird der Künstler ganz besonders geschätzt — Reinheit des Geschmacks, volle lebendige Farbe, sichere Beobachtung und individuelle Züge des Modells verbinden sich zu denkbar günstigen Voraussetzungen für die Bildnismalerei. Seine Frauenbilder namentlich sind von feinem künstlerischem Reiz und verraten, daß der Maler auch zartem Seelenleben Ausdruck zu verleihen vermag. Da die Bildnisse sofort in Privatbesitz übergehen, war es nicht möglich, eins oder das andere hier wiederzugeben. Gewisse Feinheiten seiner Kunst wären hier besonders deutlich geworden.



Der schwarze Harlekin. Studienzeichnung

Dorsch, der an allen Dresdner Ausstellungen seit zwanzig Jahren mit Neuschöpfungen beteiligt war und sich namentlich in der Ära Kuehl dem Ausstellungswesen besonders widmete, steht keineswegs still, besonders zeigten seine letzten Bilder eine Stärke des Ausdrucks und eine Verfeinerung des Farbenklangs, die ein entschiedenes Hinauf bedeuten. An äußeren Ehrungen hat es ihm nicht gefehlt — er besitzt die Dresdner und Berliner goldene Medaille, wurde anläßlich der letzten großen Ausstellung in London und namentlich der großen schwedischen Bilderschau besonders ausgezeichnet. Im Jahre 1914 wurde er als Professor an die Königliche Akademie berufen und wirkt hier nun auch als Lehrer im Sinne seines alten Meisters, dem Kunst eine ernste und das Leben eine heitere Angelegenheit war. Dorsch hält es ebenso.

Ein Abend. Von Alexander von Bernus

In dieser abgekühlten Helle
Beginnt die Seele erst ihr Tun;
Des Abends leichtgehobne Welle
Bespült die stille Gegend nun.

Die dämmernden Gedichte rauschen
An uns so feierlich vorbei —
Und wenn wir seltne Worte tauschen,
So wissen wir, warum das sei.

Heut wissen wir's, vielleicht vergaßen
Wir's schon bis morgen früh und stehn
Allein auf den verlassnen Straßen,
Um nach dem Gestern auszusehn.

Was wir uns geben konnten, gaben
Wir uns in dieser Stunde Flug —
Um alles, was es gibt, zu haben,
Ist schon ein Abend lang genug.

O Freunde, Freundin: ist dies Scheiden
Nicht letzte Treue, die bestimmt?
Selbst um den Abschied zu beneiden
Ist, wer ihn groß und ewig nimmt.

Die Geschichte vom gelassenen Pfarrer

Novelle von Fritz Berger

Schon als kleiner Bub fiel er vor anderen Kindern durch seine Ruhe auf, ja eigentlich schon von seiner Geburt an. Während seine Geschwister wegen jeder nassen Windel oder einer Blähung, die ihr Bäuchlein kneipte, ein fürchterliches Geschrei erhoben, blieb er gelassen in der feuchtwarmen Umhüllung liegen, bis man ihn trocken legte, oder wenn das zulange dauerte, strampelte er die nassen Tücher herunter, gab dem, was zinslos in seinem Pänzlein rumorte, einen eiligen Paß ins Freie und steckte, wenn ihm darüber der Schnuller entglitten war, den großen Zehen des nackten Fußes in den Mund. An diesem großen Zehen lutschte er mit solcher Ausdauer, daß er bald dünn und kraftlos neben den andern rosigen Fußfingern stand und die Mutter halb fürchtete, halb hoffte, der Bub werde sich noch militäruntauglich lutschen.

So war er denn ein sehr ruhiger Säugling und wurde ein ebenso ruhiger Bub, der sich mehr als einmal von den Hühnern und Enten, die im Hofe herumliefen, das Brot wegnehmen ließ. Sein Vater, der Bauer, schüttelte den Kopf darüber, denn er meinte, das Söhnlein sei dumm und werde auch später das Seine nicht zusammenhalten, wenn es um größere Dinge gehe, um Ochsen und Kühe oder gar um den Hof. Er war aber gar nicht dumm, sondern nur beschaulich und ruhig, so ruhig, wie eben nur ein Bub sein kann, der von Eltern stammt, von denen jedes seine gut zwei Zentner Lebendgewicht hat, und der in der reinen Luft des Schwarzwalds bei viel Milch, Speck und derbem Roggenbrot zu einem Fetzenkerl emporwächst.

Seine Beschaulichkeit aber war keineswegs nur empfangender Natur, sondern führte ihn gern und gewissenhaft auf den Grund der Dinge. Darüber wäre allerdings der Hof einmal beinahe abgebrannt, als Aloys die Beschaffenheit der Schwefelhölzer seiner Prüfung unterzog; ein paar Eimer voll Wasser und eine Tracht Prügel auf Aloysens stramme Höslein verhüteten diesmal das Unheil und beugten fernerem vor. Aber noch manchen anderen Fährlichkeiten setzte ihn sein ruhiger Wissenstrieb aus, zum Beispiel, als die norddeutschen Leute für einige Wochen als Sommergäste mit ihrem Töchterchen auf dem Hofe weilten. Das Töchterchen, eben etwa von Aloysens Alter, war mager und bleich, trug ein Röckchen bis an die Knie und darunter lange, dünne Beine und ganz kurze Socken, die meist in den gelben Knopfstiefeln verschwanden.

Diese nackten Waden erregten des Buben besinnliche Aufmerksamkeit, denn sie waren schneeweiß und wollten auch in der schönen Sommersonne nicht so braun und fest werden wie seine eigenen und die der andern Bauernkinder. Es war also festzustellen, ob das Weiße richtige Haut oder etwa doch ein ganz feines Strumpfgewebe sei. Eines Sonntags nun, als die Bauernfamilie mit ihren Gästen beim Mittagessen saß, kreischte das kleine Fräulein auf und rief: Herr Hartmann, der Aloys hat mich gekniffen!"

Bevor der Bauer, der die norddeutsche Rede nur halb verstanden hatte, dem Aloys für alle Fälle ein paar auf Vorrat hinter die Ohren geben konnte, bemerkte dieser mit gutem Gewissen: „Sell isch verloge, pfetzt han i se!" Seine Ohrfeige bekam er deshalb doch und steckte sie gelassen ein. Nach einiger Zeit aber tönte das Ergebnis der Untersuchung in eine Gesprächslücke mit den Worten des Buben: „Aber welleweg sins keini Strümpf, numme südlinackige Bei!"

Als Aloys in die Schule kam, merkte bald der Lehrer und noch mehr der Pfarrer, daß in dem runden, harten Kopf des Bübleins die Wissenschaft zwar schwer sich Eingang verschaffte, aber dann unaustreibbar fest saß, wie angeschraubt, und so beschlossen die beiden schon früh, der Aloys müsse geistlich werden. Der Bauer, der auf seine beiden andern Söhne sah, die der Hof zur Not ernähren mochte, auch wenn er in Hälften zerlegt wurde, war es zufrieden, und Aloys zog in die Stadt ins bischöfliche Knabenkonvikt. Hier nun entfaltete sich, während er die Klassen des Gymnasiums ohne Auszeichnung, aber auch ohne Hemmnis heruntersaß, unter den Hänseleien der Kameraden und der pedantisch strengen Hauszucht seine Gelassenheit zu jener stoischen Gemütsruhe, die ihn ahnungslos über die größten Widerwärtigkeiten hinwegführte und ihn wie einen unerschütterlichen Turm selbst da in Gleichmut wandeln ließ, wo die andern aufgeregt nur Not und Gefahr erkannten und strauchelnd über Abgründe taumelten oder gar in sie hineinstürzten.

Auch auf das Priesterseminar begleitete

ihn, wie durch sein ferneres Leben, dieser nie wankende Gleichmut. Da war er ihm freilich noch mehr als bisher Stab und Stütze, ja undurchdringlicher Panzer. Denn unter der wohlgeordneten und ehrbaren Außenseite, die die Seminaristen in der Öffentlichkeit zur Schau tragen mußten, flackerte bei manchem, für den mit den Weihen die Weltfreude wie mit einer ehernen Pforte abgesperrt wurde, der Übermut in tollen Schwaden empor, wenn sie unter sich waren, und spielte am liebsten um Aloys Hartmann, weil dieser selbst gewagte Neckereien mit Gelassenheit ertrug und niemals den Angeber machte. Dabei begegnete es ihm allerdings einmal, daß er nur wie durch ein Wunder einer ernsten Lebensgefahr entrann.

Im Seminargebäude war durch die Hausordnung das Rauchen verboten; Aloys aber, der nun nicht mehr wohl an seinem großen Zehen lutschen konnte, hatte sich schon als Primaner eine lange Pfeife angeschafft, aus der er zu Hause in den Ferien fleißig rauchte. Wenn er aber hier tubäcklen wollte, so verschanzte er sich gemeinhin für eine Pfeifenlänge in dem einzigen Ort, wo man sich füglich einriegeln kann, ohne Verdacht zu erregen. Da dieser Ort aber auch von seinen Kameraden viel begehrt war, wenn auch aus andern Gründen, so trug er nach manchen Mißhelligkeiten sein Pfeifengeschirr an einen Platz, wo er niemand hemmte.

In den Sälen des Seminargebäudes standen uralte, riesige Kamine, die aber längst nicht mehr benutzt wurden, sondern durch Öfen ersetzt waren. Ihre tiefen, fast mannshohen Öffnungen aber, richtige Kammern, waren durch Türen aus Eisenblech verschlossen, damit der Rauch nicht in die Stuben dringen konnte, wenn die Öfen der unteren Stockwerke geheizt wurden. Zu einer solchen Kamintür im Schlafsaal hatte sich Aloys einen Schlüssel verschafft, einen Schemel hineingestellt und saß hinter zugezogenen Türen manche Stunde über seiner Pfeife wie bei einer stillen Opferhandlung. Nun war er höchlich zufrieden, denn er fand, daß es sich hier zwar dunkler, aber doch viel behaglicher sitze, als in seinem früheren Zufluchtsort, in dem er allzuoft durch Rütteln an der Türe und ungehaltene Worte gestört worden war. Aber seine Kameraden, denen sein spurloses Verschwinden auffiel, kamen ihm bald auf die Schliche und drehten an einem Novembertage, als er voll Andacht in seinem dunklen Rauchgelaß vor sich hindampfte, ruchlos und leise den äußeren Riegel der Kamintüre zu und entfernten sich, da gerade ein freier Nachmittag war, schadenfroh zu einem größeren Spaziergang. Während ihrer Abwesenheit aber ließ der Hausverwalter in den Arbeitssälen unten die Öfen heizen, und die Studenten freuten sich sehr, als sie aus dem nebeligen Novemberwetter in ihre warmen Stuben traten.

Da fragte einer, der mit Aloys am gleichen Tische zu arbeiten hatte: „Wo bleibt denn heut der Hartmann?“

„Jesus, der Hartmann!“ riefen die spaßhaften Kerkermeister mit bleichen Gesichtern und rannten mit bösem Gewissen und einem Kerzenleuchter die Treppe hinauf in den Schlafsaal. Mit Herzklopfen standen sie vor der verschlossenen Kamintüre, hinter der nichts sich regte.

„Um Gottes willen, er muß erstickt sein!“ rief der, welcher den Riegel umgedreht hatte. „Schaut nur hin!“

Und richtig: aus allen Fugen der eisernen Türe drang übelriechender Rauch hervor, der in einem langen, dünnen Schwaden durch den Schlafsaal zog.

„Es hilft nichts, wir müssen ihn herausholen!“ sprach ein anderer. „Vielleicht ist er noch zu retten.“

Mit bebenden Händen öffneten sie die Türe. Nun wallte ihnen aus dem schwarzen Loch der Rauch in einer dichten Wolke entgegen, durch die sie im unsichern Kerzenlicht vergeblich nach dem qualvoll verrenkten Leichnam des Kameraden spähten.

Da klangen aus dem stinkenden Nebel die ruhigen Worte: „Bringet mer au no e Päckle Duwak! Der min ischt all!“

Und drinnen saß auf seinem Stühlchen der Totgeglaubte wie der Wolkensammler Zeus und dampfte wie der Ätna. Er hatte den Nachmittag über fast ein halbes Pfund Tabak aufgeraucht, Grobschnitt aus der Pfalz, Rippentabak, Lausewenzel.

Beinahe hätten sie ihn durchgeprügelt, da ihre ungefestigten Gemüter dem Gegensatze zwischen ihrer Todesangst und seiner heiteren Gelassenheit nicht gewachsen waren. Dann aber faßten sie sich und dankten in ihrem Herzen dem Herrgott, der ihnen Schuld erspart, und vor allem dem Hausverwalter, der durch einen wunderbaren Zufall oder aus Faulheit die Öfen just unter diesem Schlafsaal nicht angeheizt hatte.

Für Aloys wurde diese wunderbare Lebensrettung — denn das war es eben schließlich doch — zu einem Schutzbrief, der ihn außer dem natürlich festen und durch weise Selbsterziehung noch verstärkten Panzer seines Phlegmas vor weiteren Anfechtungen durchaus bewahrte. Beschaulich und mit gelassenem Fleiße wanderte er durch die Semester, stolperte über keinen Fallstrick scholastischer Spitzfindigkeit, wand sich mit heiler

Haut durch das Dorngestrüpp theologischer Haarspaltereien, und er hätte die volle Zufriedenheit seiner Lehrer errungen, wenn er nur etwas mehr Eifer gegen die Protestanten und andere Ketzer bewiesen hätte. Dazu aber fehlte Aloysen leider die heilige Galle.

Obwohl ihm demnach zur Vollkommenheit eines Gliedes der streitenden Kirche die letzte Verklärung fehlte, zog er doch vor einer nachsichtigen Kommission ohne Straucheln durchs Examen, kasteiete sich die vorgeschriebene Zeit in klösterlicher Einsamkeit, hielt seine Primiz in seinem Heimatdorfe und wanderte dann als Kaplan und Verweser eine Zeitlang mit wenig Gepäck und seiner langen Pfeife durch verschiedene Pfarreien der Diözese, ohne irgendwo im Guten oder Schlechten aufzufallen.

Endlich wurde ihm eine wenig begehrte Pfarre zuteil in einem hochgelegenen Walddorfe. Eigentlich aber war es kein Dorf, sondern eine Menge weit zerstreuter Höfe, die in einem Kreise von vielen Stunden auf sonnigen und schattigen Halden, in rauschenden Tobeln und tannenschwarzen Waldwinkeln zerstreut lagen. Ungefähr in ihrer Mitte aber stand in einer Senke voll grüner Matten die Kirche mit dem Pfarrhause, und dabei waren noch einige andere Häuser, wo ein Wirt, ein Krämer und wohl auch ein Schmied und ein Zimmermann und Schreiner ihre Hantierung trieben. Schul- und Rathaus fehlte nicht, und an seiner Tür trug es links ein schwarzes Kästchen mit einem Drahtgitter, hinter dem die wenigen amtlichen Verkündigungen und Aufgebote hingen, rechts eine Blechtafel, auf welcher der Landwehrbezirk und das Bezirkskommando nebst Hauptmeldestelle vermerkt war. Hieraus erhellte, daß Ordnung herrschte in der Gemeinde in allem, was badisch-weltliche und preußisch-militärische Dinge anging. Für die geistlichen aber zu sorgen war Sache des neuernannten Pfarrers Aloysius Hartmann.

Zunächst jedoch brachte dieser seine eigenen Angelegenheiten in Ordnung, die nun freilich auch weltlich waren. Nicht nur beschaffte er sich ohne Überstürzung den nötigen Hausrat, zum Teil vom väterlichen Hofe her; er war auch bedacht, eine zuverlässige Person von kanonischem Alter zur Führung seines Haushalts zu gewinnen. Hierfür fiel sein von der Mutter gelenktes Auge auf deren Base, die bereits das Fünfzigste überschritten hatte und in jeder Beziehung den Ansprüchen gewachsen war, die an eine Pfarrköchin billigerweise gestellt werden können.

Es ist jedoch nicht angängig, diese wichtige Persönlichkeit, auf deren Eigenschaften nunmehr die gesamte materielle Existenz des Pfarrers begründet war, und die auch auf seinen seligen Tod erheblichen Einfluß gewann, nur mit so wenigen und nichtssagenden Worten gleichsam im Vorübergehn abzutun. Sie mag betrachtet werden.

Sie hieß Euphrosyne, wog beinahe die in der Familie üblichen zwei Zentner und trug sich städtisch, weil sie fast dreißig Jahre lang in den großen und kleinen Orten des Landes gedient hatte, bevor sie das immer ersehnte Ziel erreichte, einem geistlichen Herrn als Haushälterin zur Seite zu stehn. In dieser langen Vorbereitungszeit hatte sie nicht allein einen reichen Schatz von Küchenerfahrung gesammelt, sondern auch, als sie zuletzt einige Jahre einen alten Professor bediente und dessen Bücher abstäubte, an ihrer Bildung gearbeitet. Dies geschah freilich vorwiegend nach der gefühlvollen Seite hin, da der Professor in richtiger Erkenntnis ihrer Bedürfnisse ihr vor allem Bücher wie Redwitzens „Amaranth“, Webers „Dreizehnlinden“ und ähnliche Dichtungen voll frommer Minne und tugendhafter Mustermenschen in die Hand gegeben hatte. Sehr gescheit war sie nicht, dagegen von einer mit den Jahren immer hartnäckiger werdenden Frömmigkeit, durch deren eifervolle Ausbrüche sie aber das Gleichgewicht des Pfarrers Hartmann so wenig störte, als durch gelegentliche Anfälle gefühlvoller Schwärmerei, die neben ihrem geringen Bauernverstande hervorwuchsen wie wunderliche Kräuter aus einem Apothekersgarten neben dem Feldwege. Darüber mußte der Pfarrer bloß lachen; selten brummte er ein bißchen, was sie aber nicht übel nahm, denn sie war im ganzen gutartig. Er brachte es sogar fertig, ihr das für ihren heiligen Beruf mühsam eingelernte Hochdeutsch durch sein eigenes derbes Beispiel wieder abzugewöhnen, so daß nach einiger Zeit ihr alter Schnabel wieder die traulichen Wege ging, die über zahllose Ahnen zurückführen bis in die älteste Vergangenheit eines unschätzbaren Volkstums.

Sie schritten etwa am Sonntag nachmittag über die Matten, im Mai, durch schönes, fettes Gras, bunt von Salbei und Hahnenfuß, Natterkopf, Beinwell und Thymian, die in der heißen Sonne kochten und dufteten, der Pfarrer mit wuchtigem Beinsetzen voraus, Fräulein Phrosyne einen halben Respektschritt hinter ihm, etwas trippelnd trotz breiter, platter Sohlen in knappen Zeugstiefeln. Da lag ihr wohl noch die Predigt ihres Vetters vom Vormittag im Kopf, und sie begann, die Weisheit Gottes in der Natur zu preisen. Gewöhnlich kam es un-

gefähr auf die rühmende Feststellung hinaus, daß der Hund stärker ist als sein Schwanz, mithin jeder Zweifel auszuscheiden habe, welcher Teil mit dem andern wedeln solle. Dies erschütterte Herrn Hartmann nur mit Maßen, doch störte ihn die ungelenk hochdeutsche Sprache der Base, die diese für den Spaziergang am Sonntag und für so hohe Dinge probeweise wieder einmal hervorgesucht hatte. Daher brummte er zwischen zwei Zügen aus der Pfeife: „Des ischt wohl e saudumms Rede, des! Schwätz badisch, bigott!"

Darauf verstummte Phrosyne beschämt und vielleicht etwas geärgert; dann aber hub sie versöhnlich und vorsichtig wieder an: „Lueg au, das schön, fett Gras! I wott, i wär e Kuh!"

„Un i wott, du wärscht keini!" knurrte Aloys hinter einer Rauchwolke hervor.

Das klang grob, war es aber nicht, denn er lachte dabei verstohlen. Das sah Phrosyne von hinten an seinen Wangen, die in die Breite gingen, und war getröstet, durch ihr kleines Martyrium die Laune des geistlichen Vetters verbessert zu haben.

Aloysius kam also ganz gut mit seiner Base aus, so gut, wie mit jedermann, besonders mit seinen Bauern, die fast so schweigsam und gelassen waren, wie er selber. Sie wurden ihm auch nicht aufsässig, wenn er etwa ein schüchternes Beichtkind mit allzu kräftiger Stimme zu lauterem Sprechen ermunterte, so daß es einmal, als in der österlichen Zeit zahlreiche Reuige in der Nähe des Beichtstuhls knieten, durch die dämmerige Kirche scholl: „Schwätzet umme luter! I cha nünt verschtoh! Wen hent 'r also mit sellem Kühli bschisse?"

Dergleichen war zu ertragen, weil jeder von den Bauern es selber hinter den Ohren hatte und daher ohnehin genau wußte, in welchem Spital der andere krank war. Dafür legte der Pfarrer nie zu harte Bußen auf, machte stets nur kurze und kräftige Predigten, die er mit manchem saftigen Wort zu würzen verstand, und zögerte das Meßopfer nicht ungebührlich in die Länge. Noch mehr aber schätzten es die Pfarrkinder, daß er für jeden, der ihm ein großes oder kleines Päcklein von Sorgen ins Haus trug, treffenden und knappen Rat und Zuspruch bereit hatte, und daß ihm für einen Versehgang kein Sommertag zu heiß, keine Winternacht zu frostig war, mochte er auch noch so weit fortgeholt werden.

Das war nun freilich seine Pflicht und wäre nicht groß des Aufhebens wert gewesen; aber nicht daß, sondern wie er sie erfüllte, schrieben ihm seine Bauern gut. Denn die Pfarre auf dem Wald war gerade wegen der mit dem Amte verbundenen Anstrengungen bei den ehrwürdigen Herren der Diözese wenig beliebt, und die Bauern hatten mit wenig Freude manchen nach kurzem Verweilen wieder abziehn sehen, der es vorzog, im feinen schwarzen Rock und in gut gewichsten Stiefeln in einer schönen Stadt der leichteren Seelsorge zu pflegen oder in einem behaglichen Dorfe des Mittellandes oder der Rheinebene eine gute Pfründe zu genießen. Hier oben aber, wo es derbe Kleidung brauchte und Rindsleder, fest genagelt und im Winter wie bei Sudelwetter geschmiert, da die Wege manchmal bös waren, hier war wenig Behagen zu finden; denn die Stelle trug nicht viel, und der Verkehr auch nur mit den nächsten Amtsgenossen war durch die Abgelegenheit des Dorfes unmäßig erschwert. Dazu die anstrengende Seelsorge über den Wald hin und zumal im Winter! So war einer nach dem andern verschwunden, wie mit dem Blasrohr weggeschossen, nachdem er gehörig geächzt und selbst in den härtesten Bauernschädeln ein genügendes Licht hatte aufgehn lassen, wie schwer ihm die immerhin erfüllte Pflicht doch falle. Dienstalter, Gesundheitsverhältnisse, ein tüchtiger Fürsprech beim Ordinariat und andere geistliche Verdienste verhalfen ihnen zu leichterer Amtsverrichtung.

Aloysius Hartmann aber, nachdem er sich die Gegend und die Leute betrachtet hatte, wußte sofort, daß er immer dableiben wollte. Schon das Herumreisen in seiner Kaplans- und Verweserzeit hatte ihm zu viel Unruhe in sein gemach dahinschreitendes Dasein gebracht; und mit Abneigung erinnerte er sich eines längeren Aufenthalts in der Residenz, wo er mit mehreren anderen dem Dekan und Pfarrer an der Hauptkirche, einem recht scharfen und wenig duldsamen Herrn, zugeteilt gewesen war. Die Neckereien zwar der Amtsbrüder, mit denen diese den gemeinsamen Mittagstisch auf seine Kosten würzten, hatte er mit demselben Gleichmut ertragen, wie manchen schrägen Blick, den der Dekan durch die Brille auf ihn herüberschoß, wenn er seinen Kaplan zu lau und läßlich fand bei der Parteinahme in einem heftigen Streit, den damals die Kirchenblätter der beiden Hauptkonfessionen gegeneinander führten. Denn in Aloysens friedlich geordneter Seelenkammer war eben gar kein Raum für die fromme Giftigkeit, die zu jeder Zeit den Pfaffenhaß von den Feindseligkeiten der Nichtgeweihten unterschieden hat, und das mochte sein Vorgesetzter, der die meisten der streitbaren Artikel selbst verfaßt hatte, nur schwer ertragen.

Schlimmer als diese geistigen Prüfungen seiner Gelassenheit war der Lärm auf den Straßen, das Hasten und Treiben geschäftiger oder gaffender Menschheit, rasselnder und klingelnder Lastwagen und Trambahnen, der Militärkolonnen zu Fuß und zu Pferd mit Geschützrollen und Paukenkrach; am schlimmsten vielleicht die Erinnerung an die lästige Tatsache, daß er sich dort, wohl schon etwas zermürbt durch den Großstadtlärm, eines Tages aus seiner Ruhe hatte herausärgern lassen, zum erstenmal seit Menschengedenken. Die Erkenntnis dieses unheimlichen Seelenvorgangs hatte Aloysius dermaßen erschüttert, daß sie im letzten Ende seinen Entschluß entschied, in der Stille des Walddorfes jeder weiteren Zerstörung seines Charakters vorzubeugen. Folgendes ereignete sich an einem Winternachmittage:

Aloysius war in ein Kaffeehaus eingetreten, um da einen Artikel nachzulesen, in dem geschildert war, wie ein Geistlicher irgendwo im Lothringischen einem Protestanten die Bestattung auf dem katholischen Friedhofe verweigert habe. Die Nachricht hatte in dem führenden Demokratenblatte gestanden, das der Dekan zwar zu seiner persönlichen Orientierung und Anregung der Galle hielt, aber mit anderen gefährlichen Preßerzeugnissen im Giftschrank zu verschließen pflegte, nachdem er das Wichtigste daraus seinen Tischgenossen unter unerbittlichem und abschließendem Urteile vorgetragen hatte, vielleicht nicht immer genau und vollständig. Wenigstens vermutete Aloysius solches in diesem Falle und beschloß, der Sache auf die Spur zu gehen.

In dem Kaffeehause ließ er sich ein Glas Bier geben, verlangte die Frankfurter Zeitung und saß, als er den Bescheid erhielt, sie werde noch gelesen, geraume Zeit geduldig in der noch wenig gefüllten Halle. Auf eine zweite und dritte Erkundigung bekam er von dem Kellner die gleiche Auskunft und endlich den Hinweis auf einen am Nebentische sitzenden Herrn oder Menschen, der noch immer die Zeitung lese. Jetzt beugte sich Aloysius vor, um am Kleiderständer vorbei den umständlichen Zeitungsleser etwas zu betrachten. Dieser hatte ein hinreichend abgeschliffenes Groschengesicht über einer sehr farbigen Krawatte und zweifelhaftem Hemdkragen, trug seine Haare in der Mitte gescheitelt, geölt und aufgepufft, am Zeigefinger einen schlechten Siegelring mit großem Stein und war offenbar ein geringer Handlungsreisender, Anwaltsgehilfe oder stellenloser Kellner, kurz, einer von den Menschen, die durch einen gassenläufigen Humor ein Publikum von Friseuren, Kaufmannsjünglingen und ähnlichen Lebemännern zu ergötzen lieben. Dieser etwas schmierige Gentleman war wohl beim Anblick von Aloysens ungefüger Gestalt und schwarzem Rock über den derben Stiefeln auf den herrlichen Gedanken gekommen, an dem wehrlosen Pfäfflein seinen starken Geist und weltmännischen Witz zu erproben, indem er ihm die Zeitung, die jener begehrte und er selbst längst ausgelesen hatte, möglichst lange vorenthielt. Denn als Aloysius ihn ins Auge faßte, sah er, daß der Geselle ihn an der Zeitung vorbei frech und höhnisch anlachte.

Mit der schnellen Menschenerkenntnis, die einfachen, aber im Grunde vornehmen Naturen eigen ist, übersah Aloys im Nu die ganze schäbige Gerissenheit und Niedertracht, die ihm da entgegengrinste, und er fühlte jählings eine heiße Welle in seinem schweren Blute emporsteigen. Mit einer seiner großen Bauernfäuste umspannte er das halb geleerte Bierglas, mit der andern erwischte er den vorüberhuschenden Kellner beim Frackflügel und rief diesem mit seiner lauten Stimme zu: „Du, Bübli, gang, schtell au seller Kleiderreche—n—eweg! Cha—n—i em e Glas Bier ins Gsicht leera!"

Und er hätte es weiß Gott getan und in seinem unberechenbaren Bauernzorn schweres Unheil auf sein Haupt und geistliches Gewand herabgezogen, wenn nicht ein Blick auf das plötzlich schlotterbleiche Gesicht seines Gegners und ein zweiter auf das hochmütig verwunderte des vornehmen Kellners ihn zur Besinnung gebracht hätte. Er schmiß ein Markstück auf den Tisch, riß Hut und Mantel vom Haken und stürmte fort, ohne auf das nachschüßlich geleistete, etwas falsch schetternde Hohngelächter des schnell von seinem Schreck erholten, schofeln Musterreiters zu achten.

Dieser plumpe Vorfall war bisher das aufregendste Ereignis in dem gleichmäßigen Leben Aloysens, und er beschäftigte noch lange sein besinnliches Nachdenken, nämlich nicht die dumme Fopperei, sondern daß er darüber in solchen Jast gekommen war. Freilich, wenn er sich das grinsende Ohrfeigengesicht wieder vorstellte, so zuckte ihm auch später noch die Hand, und er erwog bedächtig, ob es nicht doch das beste gewesen wäre, eine Zeitlang hineinzuschlagen. Aber schließlich machte er diesen unbändigen Adam in sich wieder still und gab ihm endgültig den Laufpaß, als er sein langsam fahrendes Lebensschifflein an den Tannenbäumen des Walddorfs angebunden hatte.

Zäh und entschlossen wuchs er hier an, wie die festen Riesen, die ihre Wurzeln durch das kümmerliche Erdreich hinunter-

treiben in die Spalten des Urgesteins und unerschütterlich dem Sturme trotzen, bis der Blitz oder die Axt des Holzfällers sie im Tode bricht. Und mit gelassener Selbstverständlichkeit tat er sein Vorgeschriebenes und noch etwas mehr, und es dauerte nicht lange, da war ihm selbst und den Bauern zumute, als ob er seit Menschengedenken hier geweilt hätte.

Ganz ohne kleine Kämpfe konnte es ja nicht abgehen, aber die entschied der Pfarrer meist schon durch das Schwergewicht seiner Ruhe zur Zufriedenheit aller, selbst die, welche im Pfarrhause selbst aufflackerten zwischen ihm und seiner Base. Nur in einem Falle blieb diese unbelehrbar, wenn sie auch schließlich den Mund hielt, und das war, als der Pfarrer in einem Sommer mit dem Professor Wolfram zu verkehren begann.

Dieser Wolfram, welcher alljährlich einige Wochen im Walddorfe zubrachte, war nun freilich ein Naturforscher und Erzketzer, der dem Pfarrer die Kirche nicht einrannte. Er zog aber fleißig durch den Wald und die Berge mit einer Botanisierbüchse und einem kleinen Hammer mit langem Stiel, den er der Bequemlichkeit halber hinten durch den Hosenriegel steckte, so daß das Stielende wie ein hölzernes Schwänzlein zwischen den Rockschößen herumbaumelte. Aloysius traf ihn eines Tages in den Bergen, wie er mit seinem Hammer von einem Steinblock kleine Stücke abschlug, sie durch ein Vergrößerungsglas an der Bruchstelle betrachtete und in seine Büchse steckte. Mit der zutraulichen Neugier eines Kindes, das er eben im ganzen doch war, trat der Pfarrer hinzu und erhielt unverweilt von dem lebhaften Herrn einen knappen, sehr verständlichen Bericht über die geologische Formation, Alter und Entstehung des Schwarzwalds im besonderen, der Erdrinde im allgemeinen, der sich freilich nicht ganz gut mit der Schöpfungsgeschichte zusammenreimen wollte, die Aloysius bisher von Amts wegen zu lehren genötigt war. Er hörte aufmerksam und beifällig der klaren Darstellung zu, die der Professor weiterspann, als sie zusammen den Heimweg antraten; nur wollte ihm etwas wirbelicht im Kopf werden über all den Verschiebungen, Gesenken, Einbrüchen und Eruptionen, die seine schönen, weiten Waldberge und das in der Ferne ruhende Tal hervorgebracht haben sollten.

Als sie das Pfarrhaus erreicht hatten, bat er den gelehrten Herrn, in den Garten einzutreten, wo ein ganz merkwürdiger, großer, runder Stein lag, der in der Mitte auseinandergebrochen war und vier, fünf Schichten aufwies, die wie die Häute einer Zwiebel übereinander und um einen kugeligen Kern gelagert waren. Herr Wolfram erklärte gefällig die Entstehung des sonderbaren Findlings, kam aber dann mit der Redseligkeit eines Menschen, der lange keinen aufmerksamen Zuhörer mehr gefunden hat und in dem jeder Einzelfall gleich umfangreiche Vorstellungsgruppen wachruft, von einem aufs andere und endlich gar auf Darwin und Häckel.

Der Garten aber lag unter den offenen Küchenfenstern, hinter denen Euphrosyne hantierte. Und sie hörte, wie der Professor mit Jahrtausenden um sich warf und von der Schöpfungsgeschichte der Bibel nichts mehr übrigließ. Aber sie hörte nicht, daß der Pfarrer Aloysius Hartmann widersprochen oder, wie es sich gebührte und sie fest erwartete, dem Lästerer mit heiligem Zorn die Tür gewiesen hätte! Nein, sie mußte das Gegenteil vernehmen: als der Besucher sich empfahl, dankte ihm Aloysius für die lehrreiche Unterhaltung und hoffte, sie bald fortsetzen zu können!

Kaum hatte der Pfarrer sein Studierzimmer betreten, da kam Euphrosyne herein: „Der hat den Herrgott abgesetzt! Der Leibhaftige hat ihn hierher geführt, den Unchristen! Der darf dein Haus nicht mehr betreten!“ rief sie bleich und entschlossen.

Der Pfarrer aber, der gerade mit Macht durch sein langes Pfeifenrohr aus Weichselbaum blies, das keine Luft mehr hatte, gab ihr zuerst keine Antwort. Dann hielt er im Blasen inne, weil ihm die Backen weh taten, blickte Phrosynen kopfschüttelnd an und schickte sie zu ihren Töpfen in die Küche. Er hatte in seiner Nachdenklichkeit diesmal sogar vergessen, gegen ihr heilig entrüstetes Hochdeutsch Einspruch zu erheben.

Denn die Unterhaltung mit dem Naturforscher hatte sein Inneres wunderlich durcheinandergeschüttelt: was vorher wohlgeordnet und in verschiedene Lädlein sauber verpackt und griffbereit zum ungeprüften Vorholen bereitgestanden hatte, nämlich sein theologisches Wissen und Rüstzeug, das schwamm jetzt im Wirbel durch sein Bewußtsein neben manchen Erinnerungen aus dem Unterricht im Gymnasium; da hatte der Lehrer der Naturwissenschaften und Mathematik ihnen bisweilen gleichsam ein Guckloch geöffnet, das nach einer weiteren Landschaft hinaussah, es aber schleunigst wieder zugeschoben und mit einer algebraischen Formel verspündet, wenn einer der Primaner eine wißbegierige Frage tat. Jetzt aber sanken über das undeutliche Gemenge die Salzkörner der neuen Erkenntnisse herein und begannen an den zertrennten Brocken

zu nagen und zu ätzen, und dem Pfarrer war es ganz zweifelhaft, was dabei schließlich noch herauskommen sollte, vielleicht auch ein bißchen unheimlich. Jedenfalls aber wollte er für einmal den Dingen ihren Lauf lassen und nächstens sehen, ob denn wirklich die Wissenschaft des freundlichen Professors mit seiner eigenen so gar unverträglich wäre.

Das wurde denn wohl ein merkwürdiger Sommer für Aloysen. Um ganz sicher zu gehen, hatte er sich in seinem Kopfe gleichsam zwei Kämmerlein eingerichtet; in dem einen brachte er sein geistliches Wissen wieder in Ordnung, im andern aber stapelte er, wie er es gerade erwischte, das Neue auf, das Wolfram ihm wahllos und ohne Arg zutrug. Darum sah es darin etwas bunt aus. Manchmal freilich begegnete es ihm, daß etwas aus der naturwissenschaftlichen Kammer in die theologische hinüberkroch oder ihm sonstwie an den Fingern hängen geblieben war, wenn er etwa anfing, seine Predigt auszuarbeiten. Dann spitzten wohl die Bauern mächtig die Ohren; denn mit Adam und Eva als dem ersten und einzigen Menschenpaar und dem Stillstand von Sonne und Mond vor Gibeon wurden ihnen noch manche sonderbaren Geschichten der Bibel zweifelhaft und verdächtig.

Wer aber die Ohren von Tag zu Tag trauriger hängen ließ, das war des Pfarrers Base. Sie hatte sich sogar für ihren Seelengram einen besonderen, umflorten Blick zurechtgemacht, für den sie genauen Beschrieb und tiefe Vergleiche, wundes Reh, sterbende Taube und ähnliches, in einem ihrer gefühlvollen Bücher fand. Zu ihren gesunden Backen und ihrer übrigen runden Wohlgenährtheit wollte freilich dieser vorwurfsvoll leidende Ausdruck nicht besonders passen, und es war kein Wunder, daß der Pfarrer, nachdem er ihrem Gebaren eine Zeitlang gelassen zugesehen hatte, eines Tages, als sie ihm beim Essen besonders eindringlich gegenübersaß, unwirsch und etwas polternd fragte: „Wa luegsch mi dann so a, wie ne versüfts Chätzli?“

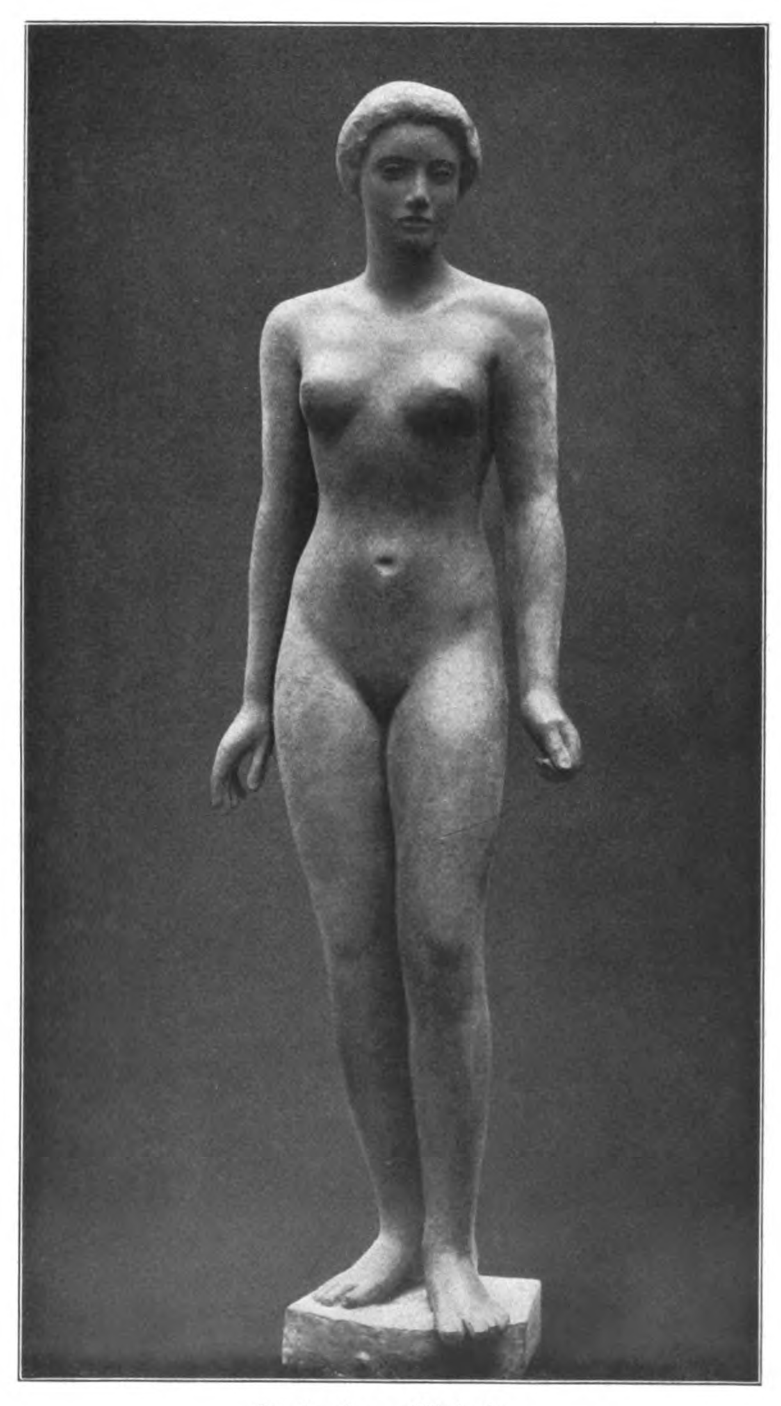
Da beschloß sie nach eingehender Gewissenserforschung, die hoffnungslose Einwirkung fürder abzustellen und alles weitere dem Herrgott selber anheimzugeben, der es ja wohl nicht zulassen werde, daß ihr braver Vetter ahnungslos in die Hölle taumele. Fürsorglich aber legte sie der himmlischen Vorsehung nahe, den ruchlosen Versucher Wolfram durch einen kräftigen Verwaltungsakt unschädlich zu machen.

Es bleibt nun ungewiß, ob Euphrosyne wirklich ein sichtbarliches und gewalttätiges Strafgericht auf den Naturforscher herabgebetet hatte, oder ob ein Mißverständnis im Verkehr von unten nach oben unterlaufen war, oder endlich, ob Wolfram schon früher durch andere, aber unbekannte Schandtaten sich einer längeren Duldung seines irdischen Verweilens unwert gemacht hatte: nach einem reichen Sommer, in welchem aus dem Gedankenaustausch zwischen dem Gelehrten und dem Pfarrer eine aufrichtige Freundschaft, für Aloysius die erste seines nicht mehr jungen Lebens, emporgeblüht war, wurde der ungläubige Professor wenige Tage, bevor er abzureisen gedachte, durch einen raschen Tod jeder Möglichkeit beraubt, auf die schon gefährdete Seele des Pfarrers weiterhin schädigend einzuwirken.

Den ganzen Sommer hindurch hatte er vergeblich nach einer sehr seltenen Pflanze gefahndet, die aber nach seiner Ansicht bestimmt in dieser Gegend zu finden sein mußte. Da entdeckte er sie endlich, aber an einer schwer zugänglichen und selbst gefährlichen Stelle, nämlich einem felsigen Steilhang, der weiterhin lotrecht wohl zwanzig Fuß und mehr in eine Schlucht abfiel. In diese stürzte er, beim unvorsichtigen Klettern ausgleitend, hinab und wurde erst am nächsten Tage mit schweren inneren Verletzungen durch den erschrockenen Pfarrer und einige Bauern, die dieser aufgeboten, gefunden und bewußtlos in sein Quartier gebracht.

Die wenigen Tage, die er noch zu leben hatte, wich der Pfarrer kaum von seinem Bette. Einige Stunden vor seiner letzten kam der Sterbende wieder zu sich und sah mit dankbaren Augen auf die schwere Gestalt Aloysens, der mit bekümmerter Miene an seinem Lager saß. Dieser hatte ja leider schon manchen Menschen sterben sehen und täuschte sich nicht darüber, daß sein Freund verloren sei. Worüber sie in dieser letzten, feierlichen Stunde sprachen, hat der Pfarrer niemals genauer erzählt; aber sicher ist, daß es nicht von religiösen Dingen war. In den vielen Wochen, in denen sich ihre Unterhaltung so oft auf dem Grenzgebiete zwischen Wissen und Glauben bewegte, hatte keiner je daran gedacht, den andern nach seiner Überzeugung von den letzten Dingen zu fragen. Sondern sie achteten und liebten einander so, wie sie eben waren und sich gaben: hier der Gelehrte, dessen reicher Geist in den klaren Höhen der Wissenschaft längst jede Unduldsamkeit verlernt hatte, dort der einfache Dorfpfarrer, durch dessen einfältiges Herz das vornehme, alte Bauernblut eines kernhaften Geschlechts strömte.

Schon manchmal hatte der Pfarrer erlebt, wie nichtige Menschen, deren Tod keine Lücke hinterließ, die aber fest an das Jen-



Stehendes Mädchen
Bildwerk von Prof. Georg Kolbe
(Große Kunstausstellung 1920, Düsseldorf)

seits und besonders heftig an die Hölle glaubten, trotz Sündenvergebung und Wegzehrung mit Entsetzen das Ende kommen sahen; hier aber erlosch vor seinen Augen ein Leben von den wertvollsten fast ohne Kampf des Körpers, in dem der Schmerz zu dumpfer Ruhe gekommen zu sein schien, und sicher ohne jeden Seelenkampf. Denn aus allem, was der sterbende Freund noch zu Aloys sagte, sprach kein Zweifel und kein Bangen, nur die unerschütterliche Gewißheit, daß mit dem Ende des Lebens für ihn auch das wirkliche Ende aller Dinge gekommen sei. Als er fühlte, daß ihm der Tod zum Herzen trat, reichte er dem Pfarrer die Hand: „Verlassen Sie mich jetzt, Herr Hartmann," sagte er, „das letzte will ich allein überstehen. Haben Sie Dank für alle Freundschaft, und leben Sie wohl — für immer!"

Mit weinenden Augen drückte Aloys die dargereichte Hand und wandte sich gehorsam zum Gehen. An der Türe drehte er sich noch einmal zögernd um, richtete einen bittenden Blick auf den Freund und hob mit einer ungeschickten Bewegung die rechte Hand zum Himmel. Der Sterbende aber schüttelte mit schwachem Lächeln langsam den Kopf, hob beide Arme und breitete sie auseinander mit einer weiten Gebärde, die ins All hinauszuweisen schien. Und Aloys verließ still das Zimmer und schritt durch die klare Oktobernacht zum Pfarrhaus hinüber.

Lange ging er in seinem Studierzimmer auf und ab. Dann trat er zu dem Büchergestell und griff unter den paar theologischen Werken und wenigen Klassikern ein kleines Buch mit stark verbrauchtem Einband hervor. Es war eine Schulausgabe der Historien des Tacitus, in der auch die Lebensbeschreibung des Agricola enthalten war. Nach kurzem Blättern fand er, was er suchte, nämlich den letzten Nachruf, den der große Römer dem toten Schwiegervater ins Grab nachsendet: „Si quis piorum manibus locus, si, ut sapientibus placet, non cum corpore extinguuntur magnae animae, placide quiescas nosque ad contemplationem virtutum tuarum voces, quas neque lugeri, neque plangi fas est."

Die Stelle hatte ihm schon als Primaner immer besonders gut gefallen, und es lag auch noch ein Zettel im Buch, auf dem er sie damals frei übersetzt hatte:

„Wenn es einen Ort gibt, an dem die Seelen guter Menschen nach dem Tode weilen, wenn sie, wie die Philosophen meinen, nicht zugleich mit dem Körper zugrunde gehen, so ruhe im Frieden und erwecke uns zur innigen Betrachtung und Nacheiferung deines reinen Lebens, die besser uns ziemt, als Trauer und Klage um seinen Verlust."

Die beiden „Wenn" waren dick unterstrichen und am Rande durch Ausrufungszeichen, die fast das Papier zerrissen hatten, entrüstet hervorgehoben. Er wußte wohl noch, wer das gemacht hatte: sein Mitschüler Niedereder, der ihn immer lau und schlapp im Glauben schalt. Der war freilich längst an den Bischofssitz gezogen worden und nahm dort eine einflußreiche Stellung ein. Wenn der gar wüßte, mit welchen Gedanken der Pfarrer Aloysius Hartmann sich jetzt trug!

Denn er hatte nichts anderes vor, als die Grabrede zu entwerfen für einen Mann, der als ein Heide gelebt hatte und als ein solcher dahingegangen war, und den Text dazu sollte ihm nicht die Heilige Schrift liefern, die doch gewiß reich genug ist an kräftigen Stellen, um hier zugrunde gelegt zu werden, wo der rächende Finger Gottes selbst für den Blinden sichtbar geworden war: nein, das Wort oder doch den Gedanken wieder eines Heiden wollte er verwenden bei der Beerdigung, die er sogar nach allen Bräuchen der katholischen Kirche vorzunehmen gedachte. Denn in seinem einfältigen Sinne meinte er, das Gedächtnis an den Entschlafenen, mochte dieser über solche Dinge gedacht haben, wie er wollte, werde nicht darunter Not leiden, wenn er ihm mit dem Besten, was er eben hatte, das letzte Geleite gebe. So stellte er also die Begriffe auf den Kopf! Und dabei wußte er noch nicht einmal, ob Professor Wolfram wenigstens früher einmal katholisch gewesen war! Aloysi, wie weit ist es mit dir gekommen!

Auf solche Gedanken kam in der kleinen Gemeinde, die ihrem braven, ruhigen Pfarrer treu ergeben war und seine Handlungen nicht bekrittelte, auch wenn sie ihr unverständlich waren, allerdings niemand, außer Fräulein Euphrosyne. Die aber tat den Mund nicht auf, denn sie war doch etwas erschrocken über ihre Gebetskraft und wagte daher auch nicht, das neue Ärgernis etwa auf dem gleichen Wege abzustellen. Vielmehr hoffte sie, es werde dies der Endpunkt der Irrtümer sein, in die der Professor den Pfarrer verstrickt hatte, und der geistliche Vetter werde künftig dank dem Eingreifen der Vorsehung ohne solche Anfechtungen durchs Leben schreiten. Daher nahm sie, wohlgeübt im Dulden, auch dies letzte Opfer noch auf sich, machte sich aber für alle Fälle einen tüchtigen Knopf ins Gedächtnis, um bei Gelegenheit darauf zurückzukommen.

Bei der Beerdigung handelte der Pfarrer so, wie er es sich in der Todesnacht vorgenom-

men hatte, und übergab den Körper des Freundes der Erde im Geiste treuer Einfalt und Liebe und, wie er meinte, eines höheren Christentums, als das durch Dogmen gebundene. Er predigte aber doch über ein Bibelwort: an ihren Früchten sollt ihr sie erkennen! Die Bauern, die zahlreich zum Geleite gekommen waren, weil sie den immer freundlichen Professor gern gehabt hatten, waren mit ihrem Pfarrer recht zufrieden. Auch der Herr von der Universität, an der Wolfram ein Lehramt begleitet und die der Pfarrer benachrichtigt hatte, da der Verstorbene seines Wissens keine näheren Angehörigen besaß, drückte dem Geistlichen anerkennend, wenn auch erstaunt, die Hand.

Nicht ganz so läßlich, wie die Gemeinde, dachte wohl das Ordinariat. Wahrscheinlich hatte der Vertreter der Hochschule in bester Meinung den Vorgang weitererzählt; jedenfalls wurde einige Zeit nachher der Pfarrer zum Bericht aufgefordert und erhielt dann eine zwar gelinde, aber unmißverständliche Rüge. Denn der Verstorbene war ein dort bekanntes Mitglied der freireligiösen Gemeinde gewesen.

„Da steckt der Niedereder dahinter!" brummte Aloysius und steckte die Rüge zu einigen andern; auf dem Grabstein aber ließ er unter dem Namen, wo sonst die Bibelsprüche stehn, die Buchstaben einmeißeln: Tac. Agr. c. 46, 1.

Das war aufgetrumpft, aber da niemand es verstand, wurde es nicht weiter herumgetragen und schien dem Pfarrer späterhin selbst unnötig. Aber stehn ließ er es doch.

So war er denn wieder allein, wie früher, und doch nicht wie früher. Denn der leichte, fast heitere Tod des Mannes, der ohne Zweifel und Bangen sich ins Nichts aufzulösen glaubte, hatte sein schweres Bauernblut in eine unruhige Nachdenklichkeit aufgewühlt. Es gab also wirklich Menschen, die Gott nicht brauchten für eine selige Sterbestunde! Die im Bewußtsein eines reinen und vorwurfsfreien Lebens dem Unbekannten ohne Zagen entgegenschritten! Also gab es auch sittlich gutes Handeln ohne den Glauben an Gott, ohne die Führung der Kirche? Er erinnerte sich aus seiner Studienzeit, daß das von den Theologen auch zugegeben wurde, nur sei eben eine solche Sittlichkeit nicht ganz für voll anzusehn, sie sei gewissermaßen rostig. Es fiel ihm auch ein, daß von einem seiner Lehrer den Stoikern ein solches eingeschränktes Verdienst zuerkannt worden sei, wenigstens denen der frühchristlichen Zeit. Beiläufig und nachsichtig hatte der Theologe bemerkt, daß auf diese eben bereits ein Strahl vom Lichte des Christentums gefallen sei, und das hatte auf Aloysius Eindruck gemacht, wie denn in jedem Unterricht das beiläufig Bemerkte meist fester haftet und weiter wirkt, als das pflichtmäßig Vorgetragene. Er hatte sich sogar damals das Encheiridion des Epiktet gekauft, das Handbüchlein, in dem ein Schüler des reinsten und liebenswürdigsten unter den Philosophen der späten Stoa dessen Lehren in knapper Form zusammengestellt hat. Darin las er damals häufig und heimlich, und der treffliche Philosoph war ihm immer vorgekommen wie ein unehelicher Stiefbruder, den man seiner Tüchtigkeit halber lieb haben muß und ihn aber doch bedauert, weil er wegen des Makels seiner Geburt nicht am Erbe der Glückseligkeit teilhaben kann.

Jetzt also suchte er als über vierzigjähriger Pfarrer des einsamen Walddorfes das halbvergessene Büchlein wieder vor, und er stand mit dem Philosophen auf und ging mit ihm zu Bett, und bald war er so weit, daß er einen gleichgeborenen Bruder in ihm erkennen wollte, der ihn mit dem verlorenen Freunde in engste Verwandtschaft brachte.

Davon aber ahnte Fräulein Euphrosyne nichts, zum Glück, denn wer weiß, ob sie nicht wieder von ihren himmlischen Beziehungen Gebrauch gemacht hätte, bevor es zu spät war! Auch die Bauern merkten nicht, daß ihr Pfarrer anders geworden wäre. Denn wenn ein eben ins Schwabenalter eingerückter Schwarzwälder Dorfpfarrer anfängt, sich mit seinem Gewissen und seiner Weltanschauung herumzuschlagen, so bekommt er davon noch lange keine melancholischen Augen, seufzt und stöhnt auch nicht in unbewachten Augenblicken und fällt auch nicht vom Fleische: nein, Aloysius blieb so gelassen, wie er immer gewesen war und besetzte seinen behaglichen Speck mit manchem neuen Streifen. Auch seinen runden, harten Kopf trug er noch genau so trotzig auf den breiten Schultern, als wenn noch alle Nägel darinsteckten, die man ihm auf der Schulbank hineingeschlagen hatte, um ihn zu panzern gegen verderbliche Einflüsse und ihn brauchbar zu machen zum Sturmbock gegen die Riegelwände der Aufklärung. Daß es in ihm weiter schaffte und er endlich über die letzten Dinge nicht mehr viel anders dachte, als weiland der Professor Wolfram, das merkte er gar nicht, oder vielmehr erst, als er vor der gleichen dunklen Pforte stand, durch die der Freund ihm ins Unbekannte vorausgegangen war.

Wenn sich in dem Pfarrer eine Veränderung mählig einstellte, so war es eine solche, mit der seine Gemeinde wohl zufrieden sein konnte. Denn je menschlicher er sein Amt auffaßte, um so wertvoller wurde es ihm, und um so gewissenhafter nahm er seine

Verrichtungen wahr. Er dachte auch gar nicht daran, etwa in der Predigt oder im Unterricht oder sonst an der überlieferten Form herumzupfuschen, sondern erzählte den Kindern das Weihnachtsevangelium mit der gleichen, schlichten Treuherzigkeit, wie früher, und den hartgesottenen Sündern, die nur noch durch die Angst vor der Hölle zurechtzubringen waren, möblierte er diesen angenehmen Ort aufs beste mit glühenden Zangen, Feuerrädern und Schwefelgestank, nach wie vor. Solche Gesellen durch die Mahnung bessern zu wollen, man müsse das Gute um des Guten willen tun, oder, wie sein Stoiker es meinte, ihr böses Wesen als Irrtum aufzufassen und durch vernünftige Vorstellungen zu bekehren, das hätte so viel gewirkt, wie wenn man einen Ochsen ins Horn pfetzt.

Vielleicht waren unter den Bauern ein paar ganz feine Nasen, denen ein Rüchlein aufstieg, daß der Pfarrer doch nicht mehr mit ganzem Herzen dabei sei, wenn er einen solchen Höllenbraten spickte, und daß er mehr aus derber Freude am Erfinden sein Fegefeuer mit allen unnennbaren Dingen heizte und anblies. Aber das waren nur wenige und meist solche, die die Welt bis nach Basel und in die Schweiz hinein und abwärts bis Mannheim und gar Frankfurt als Holzhändler bereist hatten und kannten, und die daher wußten, daß man mit verschiedenen Menschen auch verschieden geschirren muß. Aber wenn dann einer etwa im Beichtstuhl in weltmännischer Weise über seine Sünden weghuschen und den Herrgott und den Pfarrer ein bißchen begaunern wollte, so merkte er bald, daß er an den Falschen gekommen war. Denn darin verstand der Pfarrer keinen Spaß, sondern nahm die Beichte als sittliche Handlung sehr ernsthaft. Daher konnte es wohl vorkommen, daß ein solcher Schlitzöhriger, und nicht er allein, sondern wer sonst noch in der Kirche war, vom Pfarrer die groben Worte zu hören bekam: „Wann Ihr nit bichte went, wie-n-es g'hörig ischt, so ganget wieder furt! Ich han kei Luscht, üch der Aff z' machit!“

Freilich zwang er auch keinen weder in die Kirche, noch in den Beichtstuhl, aber es blieb ihm selten jemand länger weg. Denn von beiden Orten nahm man stets etwas nach Hause, etwas Gutes und Nachdenkliches, das einem da und dort zu Paß kam.

Die Bauern wünschten sich also keinen herrlicheren Pfarrer, und der Pfarrer keine bessere Gemeinde. So lebten sie manches Jahr zusammen und schlangen ihre Äste und Wurzeln ineinander, wie die Bäume in ihrem Bergwald. Und wenn durch den Sturm einer von ihnen herausgebrochen wurde, so streckten die andern die Arme weiter aus, bis die Nachbarn wieder erreicht waren, oder es wuchsen die Söhne des Toten in die Lücke hinein und schlossen sie mit ihrem jungen Kernholz. Aber dann kam der Tag, wo einer herausgerissen wurde, für den kein gleicher nachwuchs, und das war der Pfarrer Aloysius Hartmann.

In einer bitterkalten Winternacht wurde er durch einen eiligen Boten aus dem Bett geholt, weil es mit dem Schwarzenbachbauer aufs letzte ging. In seinen dicken Mantel eingehüllt, die Stola und die heiligen Geräte in der Tasche, machte er sich auf den Weg, begleitet von dem Mesner, der die Laterne und das Glöckchen trug. Der Schwarzenbachhof war weit entfernt und lag hinter dem Berg, auf den der Weg durch tiefen Schnee steil hinauf führte. Leicht stieg der dürre Mesner mit dem bimmelnden Glöckchen voran, bei dessen Ton die Leute in den wenigen Häusern, an denen man vorbeikam, sich in den Betten bekreuzten; aber der schwere Körper des Pfarrers war in starken Schweiß geraten, und als sie den kahlen Kamm erreicht hatten, auf dem sie eine ziemliche Strecke wandern mußten, bevor es wieder hinunterging, pfiff ihnen der schneidige, kalte Nordostwind entgegen und durchkältete den Pfarrer durch alle Hüllen bis ins Mark. Den Bauer trafen sie schon bewußtlos, und Aloysius konnte ihm nur noch die letzte Ölung spenden. Selbst zitternd vor innerem Frost machte er sich wieder auf den kalten Heimweg, und noch in der Nacht brach das Fieber aus.

Wenn so starke Menschen von der Krankheit überfallen werden, dann zeigt es sich bald, ob es den guten oder den schlimmeren Weg gehen will. Beim Pfarrer ging es den schlimmeren. Der Arzt machte ihm, der unbedingt die Wahrheit wissen wollte, schon nach wenig Tagen geringe Hoffnung, da nicht allein beide Lungen, auch das Rippenfell von der Entzündung ergriffen waren. Diese schlimme Botschaft nahm Aloysius trotz Fieber und Schmerzen gelassen auf; ihm stand das Wort seines Philosophen vor Augen: „Nicht die Dinge selbst, sondern die Meinungen von den Dingen beunruhigen die Menschen. Auch der Tod ist nichts Schreckliches, sondern die Meinung von dem Tode, daß er etwas Schreckliches sei, das ist es, was die Menschen ängstigt.“

Das waren für ihn, der an Wolframs Sterbebette gestanden hatte, nicht bloß Worte, die man zweifelnd erwägen und wohl auch mit viel oder wenig Scharfsinn zu widerlegen versuchen kann, sondern seinem einfachen und ursprünglichen Empfinden waren

sie stets als der letzte Kern der Lebensweisheit erschienen, in dessen Besitz man dem Gegenwärtigen wie dem Zukünftigen ruhig ins Auge sehen kann. Und das Zukünftige, nun, das war eben der Tod, und jetzt stand er also vor seinem Bette.

Als er, wieder ein paar schmerzensvolle Tage später, merkte, daß es nun soweit sei, hatte er die letzte Unterredung mit Phrosyne. So schwer es ihm in seiner Atemnot fiel, setzte er ihr auseinander, wie er über seine Habe verfügt hatte, sagte ihr auch, wo sein Testament liege, und wollte ihr dann die Hand zum Abschied reichen, da er meinte, sie werde ihn nunmehr in Frieden seines Weges ziehen lassen. Aber da zeigte es sich, daß er noch immer nicht in die letzten Falten ihres frommstrengem Herzens hineinsehen gelernt hatte, obwohl er nun schon ins zwölfte Jahr mit ihr hauste.

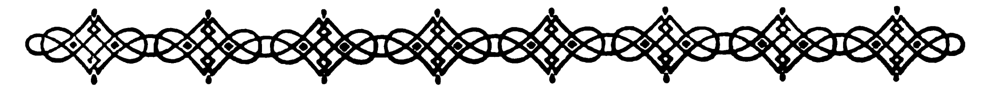
Zu einem rechten Sterben, so meinte sie in ihrem Sinne, gehörte es sich, daß man zerknirscht war ob der eigenen Sündhaftigkeit und daß man trotz des Vertrauens auf Gottes Barmherzigkeit eine anständige Angst hatte zum mindesten vor dem Fegfeuer. Davon aber hatte das alte Ding, das immer um ein Stück katholischer gewesen war als der Papst, dem Vetter doch eine nicht geringe Zahl von Jahren zuerkannt, allerdings sich auch vorgenommen, ihm diese Läuterungszeit durch fleißiges Beten und geistliche Verdienste jeglicher Art nach Tunlichkeit abzukürzen. Der Pfarrer aber schwieg so völlig von allen jenseitigen Dingen, als ob es für ihn weder Himmel noch Hölle gebe, und zeigte, als sie davon anfing, gar keine Eile, die Sterbsakramente zu empfangen. Da sie nun keine Möglichkeit sah, etwa den Geistlichen der viele Stunden entfernten Nachbargemeinde noch beizeiten zu Hilfe zu rufen, zumal nach dem ungeheuren Schneefall der letzten Tage, durch den das Walddorf von der Außenwelt fast abgesperrt war, so schritt sie, in aufrichtiger Sorge um das Seelenheil des Vetters, selbst zum Werke und führte ihm seine eigene Generalbeichte vor, wenigstens für die Zeit, wo sie in der Lage gewesen war, seinen Wandel zu überwachen.

Der Pfarrer hörte dieser ersten und letzten Gardinenpredigt seines Lebens, in der sie ihm gewissenhaft sein starkes Rauchen, wie jedes Glas Wein anstrich, das er etwa an einem Feiertage nach ihrem Ermessen zu viel getrunken hatte, bei zunehmender Schwäche nur halb zu und wurde erst hellhörig, als sie mit größerem Nachdruck seine Lauheit im Glauben und gar die Bestattung des Gottesleugners Wolfram in geweihter Erde anklagte. Da schien er sie unterbrechen zu wollen, schwieg aber dann doch und ließ sie ergeben weiter reden. Als sie aber zu Ende war und trotz gründlicher Gewissenserforschung sich keiner ferneren Sünden des Pfarrers mehr zu erinnern vermochte, lauschte und spähte sie vergeblich nach den Anzeichen einer vollkommenen Reue, durch die in Fällen der Not das Bußsakrament ersetzt werden mag.

Da zog sie ein anderes Register auf und schilderte in den schönsten Farben ihrer Gedichtbücher die Freuden des Paradieses, die dem von Sünden gereinigten Menschen zuteil werden. Wirkungsvoll aber unterstrich sie diese Wonnen, indem sie zu ihnen in Gegensatz stellte die Schrecknisse und Qualen von Hölle und Fegfeuer, die sie, da es ihr an literarischen Erinnerungen hierfür mangelte, mit des Pfarrers eigenen Worten und Bildern aus dessen bester Zeit eindringlich beschrieb; denn sie hatte, wenn ein besonders dickköpfiger Sünder ins Pfarrhaus beschieden war, um seinen Pfeffer eingerieben zu bekommen, jeweils an der Tür des Studierzimmers gelauscht und die saftigen Reden des Vetters mit Beifall angehört und sich eingeprägt für vorkommende Fälle. Daher ging es ihr jetzt wie Wasser und Feuer vom Munde, trotz dem besten Kapuzinerpater. Als sie keinen ferneren Trumpf mehr aufzuschlagen wußte, schloß sie mit dem düsteren Hinweis, daß alle diese schrecklichen Dinge den Vetter erwarteten, wenn er ohne Reue und unbußfertig dahinfahre.

„Jo, chasch dr ibilde!" sagte Aloysius mit schwacher Stimme und doch dem leichten Strahl eines halben Lächelns und drehte sich gegen die Wand. Und das waren seine letzten Worte.

Denn nun also ging es an ein schweres Sterben. Schwer, denn sein Leib hatte noch immer Riesenkräfte, von vielen kerngesunden Vorfahren her da aufgespeichert und durch sein gelassenes Dasein geschont und erhalten. Und der wehrte sich gewaltig gegen den Tod, der ihn vorwärts riß und drängte, bis die Höhe des steilen Berges erklommen war, der uns vom Jenseits trennt. Dann aber glitt er schnell und leicht hinab in die dunkle Flut des Unbekannten, und als er auf ihrem Grunde angelangt war, reckte er sich mächtig aus zur ewigen Ruhe.



Weltstadtgesichte

Von Karl Foerster

n Dantes Weltdichtung finden sich wohl die frühesten europäischen Schilderungen großer bewegter Menschenmengen, wie seine Zeit sie auf Erden noch selten erblickte.

Wir sehen jetzt täglich in den Riesenstädten, die so oft Erinnerungen an Dantesche Visionen wachrufen, solche Heerscharen von Bewohnern der Himmels- und Höllenkreise, der Fegefeuer und der Läuterungsberge.

Mit seltsamem Vergnügen lassen wir das Leben dieser fremdartig-ungeheuren Wesenreiche in uns einstrahlen.

Jede große Stadt ist in ein besonderes Geheimnis gebannt, das unserem Gefühl für die Menge und das Schicksal eine einzigartige Färbung verleiht. Die Menschen sind wie geladen mit den Spannungen des Weltgetriebes, in dem sie leben.

Auch wenn unser Weg uns ganze Tage lang durch die Gewühle führt, werden wir bis zum späten Abend nie müde, in den Hierogrammen der Gesichter zu lesen und rätseln.

Aus dem Meer schattenhaft vorübergleitender Erscheinungen tauchen Gestalten auf, deren Anblick uns im Innersten bewegt.

Geheimnisvolle, vertraute oder fremdartige Menschenbilder, seltsame und aufrührende Einwirkungen überraschen uns in dem Gewühle.

Wesen höherer Sphären ziehen ihre Bahn durch die Menge, wie Sterne anderer Weltkreise, wie Schiffe mit abgeblendeten Lichtern.

Es geschieht, daß Verkörperungen ganz neuartiger Möglichkeiten der Natur sich in Fleisch und Blut vor uns bewegen, halb unsere Phantasie beschämend, halb ihr rechtgebend: also auch in dieser besonderen Richtung werden feinste, halb unbewußte Ahnungen deines Innern erfüllt.

„Die königliche Verschwendung des Daseins, die unsagbare Erhabenheit der Seele schien in solchen Begegnungen zu liegen."

Es geschieht, daß Wesen dicht an uns vorüberwandeln, die uns wie Traumgestalten oder Visionen anmuten, unseren Blick nach sich ziehen, als müßten wir uns noch einmal von ihrer Wirklichkeit überzeugen.

Wie auch in den vertrautesten Gesichtern immer wieder seltsam Neues, Fremdartiges auf uns wirken kann, so redet bisweilen aus ganz neuen, unerwarteten Gesichtern eine Magie zu uns, der etwas in uns selber Bestauntes versonnen antwortet ... meine Seele scheint Bekanntschaften und Beziehungen zu haben, die ich nicht überschaue.

Ein neues Gesicht kann uns merkwürdige Lichter auf ein bekanntes werfen.

Ideale eines uns lieben Typus oder Anklänge an ihn wecken das frohe Gefühl in uns: also von dieser Herrlichkeit ist noch mehr auf der Welt! Herzbewegend erregen Ähnlichkeiten das Gefühl für geliebte Urbilder.

Eine unbezeichenbare Gebärde eines fremden Menschen vermag eine Welt in uns aus dem Schlummer zu wecken, Seelenschätze und Erinnerungen neu und unvergeßlich zu beleuchten.

In manchen Gesichtern haben wir beständig zu rätseln wie an manchen Blumenarten, während wir andere ruhig betrachten.

Man begreift gar nicht, daß der Mensch dort wirklich lebt und atmet, und könnte doch nicht eigentlich sagen, was uns schon wieder so sonderbar staunen läßt.

Zuweilen haben wir Gruppen oder einzelne Menschen in unserer Nähe, die ganze Gefühlswelten in uns wachrufen, eigentümlich unsere Stimmung durchdringen, gleich dem zarten mystischen Einfluß seltener fremder Düfte. Wir hören und schauen bisweilen unwillkürlich mit den Sinnen und Gedanken eines neuen, in unserer Nähe befindlichen, unsere Teilnahme fesselnden Wesens, fast stärker als mit unseren eigenen.

Die Erinnerung an ein Antlitz aus der Zuhörermenge in Theatern oder Musiksälen lebt oft wie in geheimer Beziehung zu dem Kunstwerk in uns weiter, das uns mit ihm zusammenführte. Andere solcher fernen Erinnerungen werden uns durch eine Dichtung, die wir lesen, geweckt, und leihen Gestalten äußeres Leben, von denen sie inneres empfangen.

Auch manch geheimnisvolle, Jahrhunderte überdauernde Gestalt der Dichtung wuchs einst in der Dichterseele aus einer schweigenden Begegnung auf den großen Straßen des Lebens hervor: so die Gestalt der Mignon und des Harfners durch ihre atmenden Urbilder, die Goethe im Postwagen auf der Reise vom Walchensee nach Mittenwald traf.

Endlos viele stumme Begegnisse aus kurzen Stunden oder Augenblicken leben noch nach Jahren und Jahrzehnten in unserem Gedächtnis; sie behaupten Plätze episodisch-symbolischen Charakters und bringen uns Kunde von duftversunkenen Lebensgestaden.

Es geschieht, daß Menschenerscheinungen uns überpersönliche völkische Geheimnisse offenbaren und verkörpern, so daß sie fast etwas Mythisches, über das Einzelleben Erhobenes an sich tragen.

Neulich sah ich einen Mann, in dessen Antlitz alle Eigenart des vierzigjährigen Mannes, das gepanzerte, eben ausgereifte, auf der Höhe des Strebens Stehende so zum Gipfel zusammengefaßt war, daß in mir ein stärkeres Gefühl für dieses Alter erwachte als je zuvor.

Mit dem Älterwerden werden wir immer

aufmerksamer auf den ganz besonderen, nie vorher und nie nachher so auftretenden äußeren Zauber jeder kurzen Wegstrecke der Lebenszeit.

Eine flüchtige Menschenerscheinung bringt uns zuweilen die Besonderheit einer Volks- oder Stammesart so zum Bewußtsein, daß sie noch jahrelang immer beim Gedanken an jenes Volkstum in uns auftaucht.

In allen Ländern erleben wir es immer wieder, daß Gesichter, wie aufgetaucht aus dem Gewesenen, wie aus anderen Zeitepochen in unsere Augen blicken, die sich mit scheuem Staunen auf sie richten.

Da saßen im Speisewagen des D-Zuges Nachzügler aus dem Rokoko, die mich in die wunderlichste Stimmung versetzten.

Ich traute meinen Ohren kaum, jene vornehmen alten Damenstimmen so unleugbar ins Heute erklingen zu hören.

Jüngst sah ich ein Germanenmädchen aus dem heiligen römischen Reich deutscher Nation mit der Schulmappe am Arm auf der Hochbahn; auch als das Rätselwesen zu reden begann, beharrte der Zauber.

Wunderlicher mythologischer Anklänge ist zu gedenken, Anklänge an Faune, Nixen, Feen, Gnome, Elfen, Hexen, Teufel, Meergreise, Furien, Nornen und Sibyllen.

Alte ewige Menschlichkeiten berühren oft so eigen in den neuen Rahmen und Umgebungen.

Ein Tanzfest auf dem großen Dampfer in der Ozeaneinsamkeit, das Tanzen der goldbeschuhten Mädchenfüße über den grünen Riesentiefen — ganz im Bann jener alten Walzermelodie mit ihrer Volksliedsüße, ihrem Allwissen um ewige Schicksalsgeheimnisse zwischen Mann und Weib: „All unser Leben, all unser Lieben lenket ein fremder unfaßlicher Sinn.“

... An Februarsonntagen in München in nächtlicher Winterfrühe das große Wandern dichtvermummter Männer und Mädchen mit geschulterten Schneeschuhen zum Bahnhof und mitten unter dem Mastenwald der Schneeschuhe an Haltestellen der Bahnen noch heimkehrende Karnevalsmasken, versprengte Trümmer des Faschings ... In dem Auto neulich morgens jenes reizende Nest erwartungsfroher sommerlicher Jugend, von altmodischem Großelternpaar behütet, und eine Jugendgestalt darin, das Gesicht von der Hand am Hutrande beschattet, mit so ergreifend holdem Ausdruck von Jugenderwartung nach vorn blickend, daß ich fast meinte, das, was ich sah, mit dem geistigen Auge gesehen zu haben ...

Dem Wort entrückt bleibt oft der eigentliche Kern solcher Eindrücke, ihre fast schmerzhafte Großartigkeit: die abendliche Abfahrt des großen Schnellzuges — noch einige Augenblicke von hundert Abschiedsarmen zurückgehalten — dem aufgehenden Mond durch den großen Torbogen entgegen ... Der nächtlich menschenleere, taghell erleuchtete Platz vor dem mächtigen, antiken Triumphtor in köstlich stumpfen, noch regenfeuchten Tönen, nur belebt von dem unablässigen Kommen und Verschwinden bunter, lampenfunkelnder Autos durch die drei Torbogen ... Am Fenster des in aufgeregt rasender Eile durch dampfenden Schneesturm vorüberdonnernden Schnellzuges die Krankenschwester und der Kinderlockenkopf.

Je mehr uns die Augen geöffnet werden, desto reicher erschließen sich Kräfte und Tiefen unseres Innern, die uns immer mehr Unaussprechliches in täglichen Einflüssen gewahren lassen. —

Ein immer größerer Teil der vielen, die ich sehe, beschäftigt irgendwie meine Aufmerksamkeit.

Man beurteilt und bewertet unwillkürlich auch hier die Menschen und ihr Verhalten stärker, als man selber oft meint und merkt, und zwar bis in unscheinbare Kleinigkeiten hinein; unbezeichenbare Bewegungen des Mundes oder der Füße können uns oft ein fremdes Wesen um ganze Welten steigen oder sinken lassen.

Die Menschen wissen gar nicht, was sie oft schon durch den Klang ihrer Stimme Fremden offenbaren; diese scheint durch die ganze Lebensanschauung physisch tief beeinflußt zu werden, so daß wir schon am Telephon aus dem bloßen Stimmenklang hören, wie wir mit jemand zu reden haben.

Wieviel Kultur oder Unkultur drückt sich in den kleinen Dingen des Verhaltens unter fremden Menschen aus! Nur an folgende Haltungslosigkeit soll hier erinnert werden: an die laute, ungedämpfte Unterhaltung in Gegenwart Fremder, die alles ungefragt mit anhören müssen, an das sanfte Vordrängen an Ladentischen und Schaltern vor zweifellos länger Wartenden, an das mehr oder weniger belästigende Hinblicken zu mitleiderweckenden oder schönen Personen.

Unvergessen ist mir aus einer großen ausländischen Gartenbau-Ausstellung, in der viele Leute in Rollstühlen gefahren wurden, die unbedingte rücksichtsvolle Vermeidung von Mitleidblicken.

Rätselhafte Schrift des Schicksals, der Stimmungen und des Charakters in den Erscheinungen der Mitmenschen erschließt sich uns. Alles gewinnt immer mehr Schicksalsfarbe, und immer stärker suchen wir nach der Goldschrift der Charakterfestigkeit, der Seelenstärke und inneren Disziplin.

Gangarten, Stimmklänge und Sprechweisen kommen uns in der unbegreiflichen Mannigfaltigkeit ihres Reizes und ihrer Bedeutsamkeit immer stärker zum Bewußtsein.

Unsere Freude an den großen Völkerverschiedenheiten und an der Stammesverschiedenheit im eigenen Volke wird trotz aller Mißklänge immer reicher und verjüngter, je tiefer wir ins Leben kommen; wir staunen oft, daß diese Gefühle schon eine so lange Geschichte in uns haben ...

Die Lebensalter sehen wir mit immer neuen Augen an, immer reicher auch an

Wissen um Dinge in jedem Alter, die uns als Erscheinungen desselben neu und verwunderlich sind.

Immer mehr Menschentypen, die uns bisher unbelebt waren, werden uns durch neue persönliche Bekanntschaften erschlossen. Bis in die alte Kunst und in die Ahnenbilder reichen diese Erweckungen und strahlen ins Heute zurück.

Wem die Menge allzu stumm ist, der lebt zu einsiedlerisch.

Wie genieße ich hier in manchen Stimmungen auch das schlichteste Antlitz, das da am Weltwerke webt. Diese Stimmungen werden immer häufiger und tiefer; am bewußtesten etwa bei gutem körperlichem Wohlbefinden oder nach glückender geistiger Arbeit, nach der Betrachtung großer Werke der Bildnismalerei, oder in der Frühe und Frische des Morgens, in zoologischen Gärten, wo man die Verschiedenheit der Menschenerscheinungen fast stärker als die der Tierarten empfindet und genießt ... Oder nach Kostümfesten großen Stils, die auf alle Zeit hinaus so recht bestimmt erscheinen, die Menschheit ihrer äußeren Erscheinung am frohesten werden zu lassen, und nachher jedesmal noch tagelang unser Schauen in den Menschengewühlen beleben und erwärmen; oder in alten Domen, umwittert vom Hauch irdischer Gebrechlichkeit und Vergänglichkeit; in alten deutschen Städten im Vorfrühling an Sonntagnachmittagen dem schlichten Volksleben, überall auf den Wegen draußen im Freien und auf den Friedhöfen, nur immer so still zuhörend und zuschauend; oder in Musikhallen mit tausendköpfiger Menge den Donnerchören der Freudigkeit und des Mitgefühls lauschend, mit denen ein großer Abgeschiedener sein schreitendes Menschengeschlecht befeuert und mit denen um die Tausende ein geheimnisvolles Band gemeinsamer Erschütterung geschlungen wird, so daß wir nach dem Konzert im Gewühl der Straßen und des Verkehrs wiedererkannte Mithörer, etwa wie Menschen, die mit uns beim Sturm und Gewitter auf demselben Schiff waren, betrachten ...

In anderen Stimmungen wieder quält und sticht uns jedes Gesicht. Wir fühlen uns ‚wie ohne Haut' zwischen lauter Menschengespenstern, bei denen wir jedoch ein gutmütiges Übereinkommen anerkennen müssen, unseren Zustand stillschweigend zu ignorieren ..

Manchmal wieder scheinen uns die Menschen im selben Wagen wie wilde, aus verschiedenen Weltgegenden eingefangene Tiere, die sich gegenseitig mißtrauisch und mit dem Ernst von Tieren mustern.

Man macht verdrießliche Anmerkungen über allerlei Typen einer gewissen Stadt, über maulende Karpfen, verwunderte Schellfische, verknitterte Marabus, Schwerenöter aus der Mottenkiste, Affenpintscher, denen man Sand ins Gesicht warf, verregnete Hühner mit stechenden Blicken und Leute, die beständig an verdorbenem Schmieröl zu riechen scheinen ... Alle sitzen beklommen und überdrängt vom Hauch fremden, teilnahmlosen, in sich zurückgezogenen Lebens, in der infernalischen Öde gleichgültigen Sichanstarrens wie trostlose Wachsfiguren, so daß man alle Gesichter aufwecken möchte. Es bleibt eine gute Übung, nicht in den verdrießlichen, wesenlosen, vor den Kopf geschlagenen Gesichtsausdruck der andern zu verfallen, sich überhaupt auch hier innerlich nie in Abneigung, Grämlichkeiten und Mißtrauen gehen zu lassen.

Das Starre und Leblose, Sonderbare oder Unangenehme im Äußeren mancher Menschen wird uns oft durch den Anblick von augenscheinlich nahen Angehörigen derselben eigentümlich gemildert, ja mit einer Art Natur- und Familienwürde umgeben, oder verwandelt sich beim Ausdruck der freundlichen Höflichkeit, der Heiterkeit oder Andacht überraschend; schon das bloße Hören der Mundart und der Sprechweise verwandelt oft unser Gefühl.

Der Tiefersuchende verwechselt das Äußere eines Menschen nicht leicht mit dem ganzen inneren Wesen; er sieht überall mehr Naturgebundenheit als der einfache Sinn; er weiß, wie fremdartig oder mißfallend jedem vieles in seiner eigenen von Urvätern her vererbten Erscheinungsmaske ist. Hinter einer schönen oder bedeutenden Außenseite erwartet er nicht sogleich Eigenschaften, sondern Anlagen. Er weiß, was hinter dem ruhigsten Ausdruck leben und stürmen kann, wie eigenartige oder hohe Eigenschaften oft hinter alltäglichen Gesichtern wohnen, und welche Entdeckungen wir in letzteren machen können, wie unauffällig seltene oder bedeutende Menschen, wie unmusisch Künstlernaturen oft in ihrer äußeren Erscheinung sind, zumal auf der Straße, woselbst durch Kleidung und verschlossenen Gesichtsausdruck auch manche außerordentliche Gesichter unscheinbar wirken können, wie Blumen, die sich bei Wind und Wetter schließen; er weiß, es kann geschehen, daß man in manchen, anfangs nicht auffallenden Gesichtern bei längerem Zusammenleben immer mehr Ungewöhnliches findet, ja Hoheit, Schönheit oder Güte von unfaßbarem Zauber gewahrt; daß Gesichter, die anfangs in eine uns fremde geistige Weltgegend gewandt schienen, später im Allerheiligsten unseres Lebens wohnen und uns den Anblick der ganzen Menschheit verwandeln, daß wir Menschen von säkularer Bedeutung, Fürsten der Geisteswelt vor uns sehen können, ohne daß unsere Aufmerksamkeit sogleich gefesselt wird.

‚Stoßen Sie sich nicht an seinem unbedeutenden Äußeren', stand in einem Empfehlungsschreiben, das Mozart mitgegeben ward, ‚aber achten Sie auf ihn, wenn er dirigiert.'

Blicke nicht so unbeteiligt und verschlossen hier in die Menge; es leben Kräfte und

Geheimnisse in ihr, heilig und weltgeschichtlich wie Mozarts Musik; und ihr Leben ist mit deinem Leben und Werk durch ein verborgenes Netz unausdenkbarer geistiger und materieller Fäden und Fernwirkungen verbunden, in dem jede Fahrt und jeder Gang mitwebt.

Keinem kannst du hier begegnen, der dir nicht irgendwie überlegen wäre.

Und überall um dich her, im lampenhellen Wagen und dort drüben in den vorüberfliegenden, wie Katakomben übereinandergetürmten Wohnstätten, walten so seltsame unvermutete Schicksale. Überall lebt, schlummert, keimt Überraschendes. Und jedes Wesen hier wird als höchster Erdenschatz und höchste Erdensorge von anderen im Herzen getragen.

Die ärmlich gekleidete Mutter des schwächlichen jungen Mannes in der Ecke beobachtet kaum merklich deinen mitleidigen Blick auf ihn und verbirgt ihr Bemerken unter einem seelenstarken, geheim wunden Gesichtsausdruck. Wieviel zarte, gebrechliche Wesen siehst du, welche dich oder dein Starksein überleben werden!

Der Schaffner hätte so gerne seinen Lieblingsberuf ergriffen, doch die Sache mit den 10 Mark kam dazwischen und änderte die Weichenstellung seines Schicksals.

Der kleine kränkliche Herr dort mit der Zeitung leitet seit langen Jahren aus der Ruine seines Körpers heraus ein blühendes großes Geschäft.

Bei den jungen rassigen Männern hier steht einer mit einem primitiven Tatarengesicht, aber er war der einzige, der einem alten stehenden Herrn sofort seinen Platz anbot.

Jener alte Gelehrte und Weltmann hat noch als Knabe im Biedermeier-Spitzenkragen mit der Lichtputzscheere hantiert und fährt hier in der Hochbahn, noch Stimmen von Zeitgenossen Friedrichs des Großen im Ohre, mitten ins Nachdenken über einen erdumspannenden drahtlosen Zeitsignaldienst für Schiffe aller nächtlichen und taghellen Meere ...

In ein langes Leben dringen Stimmen, die in vier Jahrhunderten umherhallen. —

Neben dem versonnenen Greis sitzt abgewandt und träumend ein Mädchen. Doch was der greise Unbekannte neben ihr sinnt, webt am fernen Schicksal ihres Lebenstraumes.

Ich sehe ihr Gesicht, dessen Augen niedergeschlagen sind, von der Seite und finde als bedeutsame Stunde geistigen Lebens nur eine schmale Faltenlinie des Augenlides.

Manchmal weckt ein ganz neues Gesicht in unserer Nähe so tiefe und weitgreifende Gedanken und Gefühle in uns, daß wir nachsinnend darüber fast die Quelle solchen Eindrucks vergessen und dann wieder auf jenes Gesicht wie auf etwas fast schon Altbekanntes blicken.

Zuweilen sagt uns ein fremdes Gesicht auf merkwürdige Weise, in welcher Stimmung wir gerade sind oder gerne sein möchten!

Der Wagenschaffner antwortet eifrig und ausführlich auf eine Frage nach dem Wege.

Es ist immer wieder überraschend, wieviel persönlich freudige Liebenswürdigkeit und Gefälligkeit in den Menschen all dieser aufreibenden und exponierten Berufe des Massengetriebes der Weltstadt meist lebendig wird, sobald wir sie so anreden, befragen und behandeln, wie wir selber an ihrer Stelle behandelt zu werden wünschten. Groß ist in der Unruhe des Großstadtlebens die Versuchung, aus Hast, Zerstreutheit oder Nervosität mit Schaffnern, Kutschern, Pförtnern und Chauffeuren oder Beamten und Verkäufern nur in dürrster, entseelter Sachlichkeit zu verkehren; manche Leute scheinen überhaupt nie auf den Gedanken zu kommen, daß etwa der Mensch dort hinter dem Ladentisch eine feinere, reichere und höher gegipfelte Seele als sie selber haben könne. Nebenbei wird auch gerade das Sachliche selber durch jene leise persönliche menschliche Note am meisten erleichtert und gefördert, ohne daß Kürze und Klarheit irgend zu leiden haben.

Welch ein Glaube an die Bedürfnislosigkeit, Gefühlserstarrung und Resignationsfähigkeit anderer gegenüber schweren Leiden und Entbehrungen lebt in manchen Menschen.

Unglückliche Nebenfolgen des Leidens gehören oft zu den Dingen, die oberflächliches Mitgefühl einschläfern.

Ein paar schwer einzuordnende Gestalten steigen aus, die ich noch gar nicht genügend besehen hatte.

Ich mag es gern, wenn Menschen so aussehen und sich so gebärden, daß man sie gar nicht „unterbringen" kann.

Zwei junge Männer vor mir bemühen sich eifrig um ein junges Mädchen zwischen ihnen, das seine Gunst gleichmäßig verteilt, bis einer von ihnen sich trennen muß und den beiden noch nachwinkt.

„Diese Art Gesicht und Ausdruck sieht man doch auch nur hier!!"

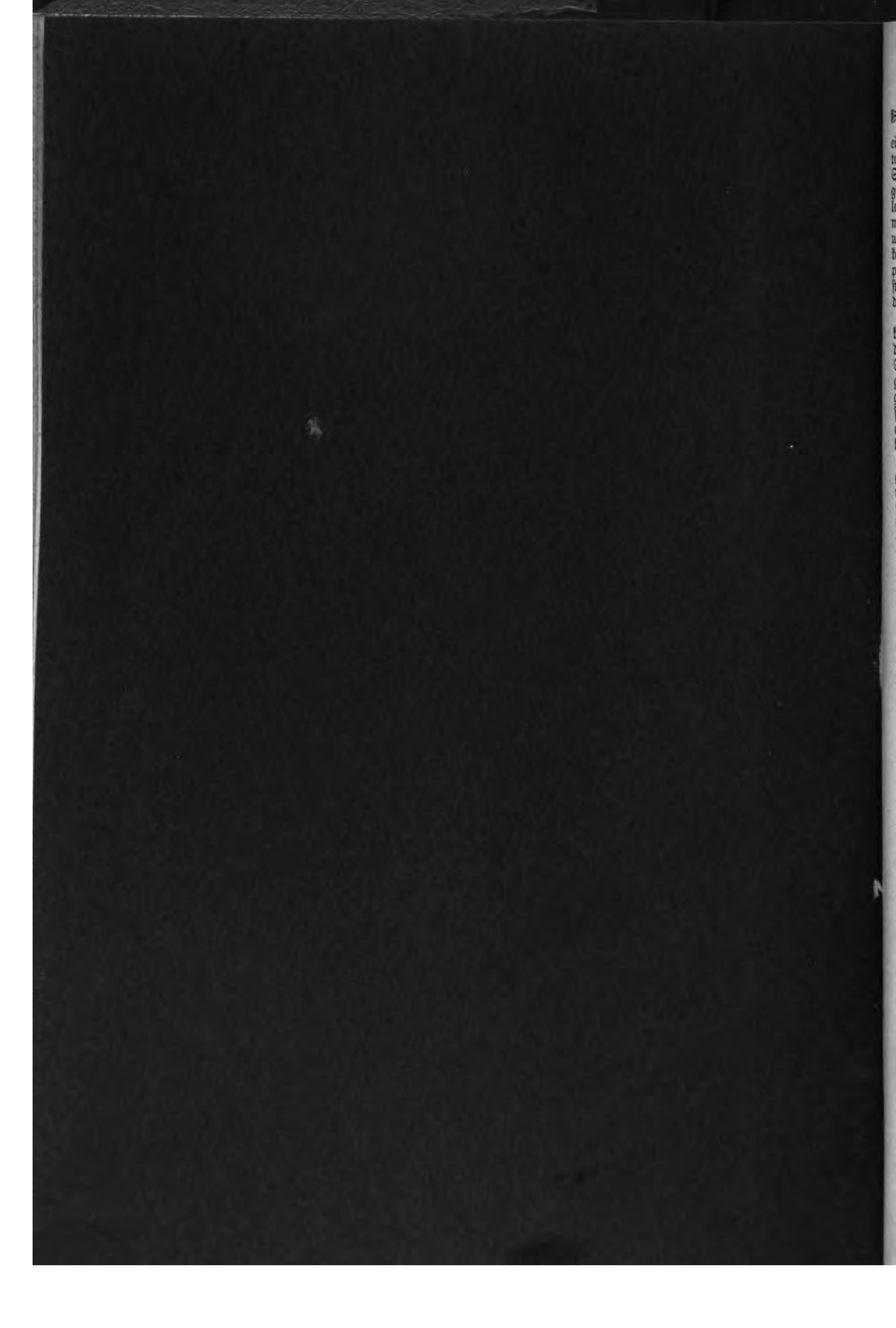
„Das lag doch schon in der Luft, daß dies Gesicht hier jetzt gerade auftauchen mußte!"

Drüben der junge Herr mit dem schönen bedeutenden Gesicht hat die Augen geschlossen und schläft ein wenig, wobei sein Gesicht immer verfallener und undisziplinierter erscheint; der Gesichtsausdruck seiner Frau wird nun verständlicher. —

Ein „Paradiesvogel" tritt herein, ein „Nilpferd" blickt scheel ... Ich muß betroffen zu dem Paradiesvogel hinüberblicken; in einem mystischen Verhältnis zu mancher Erscheinung finden wir sogleich unser Inneres; die Ausprägung jenes mir wohlbekannten Zaubers in diesem Mädchengesicht mit einem neuen, von anderer Seite her vertrauten Einschlage wirft mir überraschendes Licht in



Blick aus meiner Werkstatt
Gemälde von Prof. Hermann Dischler



ein Gezweige der Gefühle ... Und ein heiteres Mitwissen um das Geheimnis meines Schauens scheint in jenem köstlich-hochmütigen Gesicht; ich muß es mit spöttischem Überlegenheitsgefühl über etwas in ihm und in mir betrachten ... Irgendein Farbenklang und feiner Parfümduft trifft mich, und keine Worte reichen an die Magie, mit der plötzlich die Mencheneindrücke mich überströmen ... Nichts kann fremdartiger auf den Menschen wirken als der Mensch.

Der Vater des auf der Bank neben mir knienden Knaben hat ein so hartgeschmiedetes, bitteres und trockenes Gesicht. Eine Stimme kommt plötzlich aus diesem ausgebrannten Krater, die mich das Gesicht ganz neu betrachten läßt, und eine Vatersonne, ein seliger Flor, blüht nun auf diesen erstorbenen Zügen, wie ich es überraschender kaum je erlebte.

Inmitten unbekannter Menschenmengen geben uns oft Erfahrungen zu denken, die man bei längerem Zusammenleben mit vielen fremden Menschen etwa auf Schiffen oder in Pensionen macht: In fast jedem entdeckte man unter anderen Dingen auch Eigenschaften, Kräfte und Bedürfnisse, berufliche, verwandtschaftliche und freundschaftliche Beziehungen, die außerhalb der anfänglichen Erwartung lagen oder im Gegensatz zu ihr standen.

... Durch die unscheinbarsten Menschen lernt man oft die bedeutsamsten kennen, die schlimmsten vermitteln uns bisweilen die herrlichsten Lebenshelfer ...

Man fand auch so viel unerwartete Zeichen und Urteile der Zuneigung und Abneigung einzelner gegenüber anderen Mitgliedern und Gruppen der Gesellschaft, wie dies ja denn zu dem bekannten, reichen, halb heiteren, halb dämonisch rätselhaften Geflechte gesellschaftlicher Stimmungen gehört, das sich an solchen Stätten entwickelt ...

※ ※ ※

Der Wagenzug fährt jetzt hoch über der Straße an Häuserfronten vorbei, so daß man in Hunderte erleuchteter Wohnungen wie in Querschnitte des Lebens hineinsieht.

Dort in der Wohnung hinter den rötlich umschleierten Fenstern schwankte gestern die Schicksalswage zwischen Tod und Geburt; ein Mann spricht am Schreibtischtelephon mit einer fernen Stadt, und eine Krankenpflegerin begießt Blumen.

Weiter fällt der Blick in eine hell erleuchtete Feierabendschule für Sprachen voll junger Männer und Mädchen. Daneben das stille grüne Lampenfenster eines Gelehrten, darunter eine Festgesellschaft, die sich von der Tafel erhebt und äußerst angeregt durch die Wohnräume verteilt, dann sieht man das Profil einer Frau beim Klavierspiel — das gerade bedeutungsvoll in eine Stimmung der Bewohner darüber klingen mag, und im Nebenzimmer Kinder beim Abendbrot. Mit rätselhafter Leichtigkeit an diesen wechselnden Bildern hingetragen, umspinnen wir sie „wie geschenkte Welten" mit einer besonderen Art seelischen Besitzgefühls.

Die dunklen Fenster zwischen den erleuchteten sind wie Symbole der Lichtunterschiede in Schicksals- und Seelenzuständen, der Himmel und Höllen, gebunden oder nichtgebunden an Schuld oder Nichtschuld.

Wir bestaunen manchmal beim Blick in hochgelegene helle Großstadtfenster wie außerirdische Beobachter das kleine Traumtun jener Wesen, ihr Schweben über den Abgründen des Todes und Lebens; ein Gewahrwerden von Kindern mildert das leise ans Schaurige Streifende dieses Gefühls.

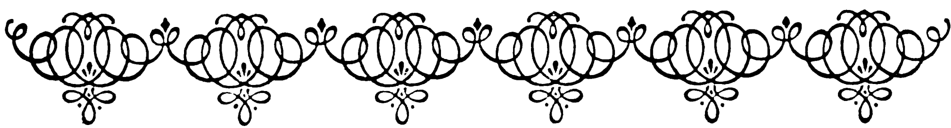
Dante hat in seinem Weltgedichte gleichsam einen Querschnitt durch die moralische und religiöse Welt und Überwelt gelegt, hierbei aber die Welt des außermoralischen Verhängnisses nicht berührt.

Und doch bedarf des Menschen Wesen nicht weniger auch hierfür in der tiefsten Sprache der Seele einer „Divina Comedia", welche all jenes scheinbar vernunftlose Leid mit hohen Gedanken und Bildern durchleuchtet, getragen vom Glauben an ungeheure, über unseren Verstand hinausgehende Zusammenhänge und Geheimnisse, die alles durchweben und den tiefsten, in uns gepflanzten Trostbedürfnissen die Hände reichen ...

Häuser nahe am stärksten Weltstadtverkehr bergen oft Leben, das uns dort so erstaunlich und überraschend ist wie der urweltliche Frühlingsgesang der Amsel in Gartenhöfen zwei Minuten abseits vom tosenden modernen Straßenverkehr.

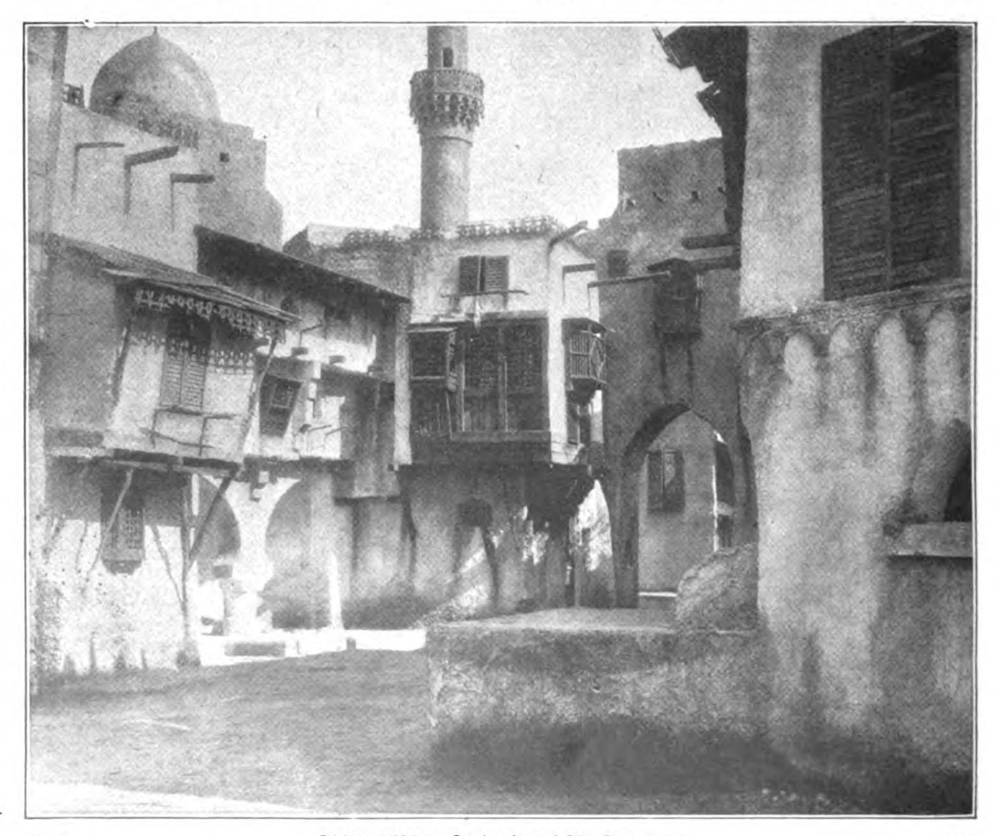
Welch ein Erinnerungsglanz und Schicksalshauch kann für uns ein Leben lang solche ruhelose Straßengegend einer Weltstadt umwittern! Dort drüben an der Seitenstraße liegt wie eine verlassene Zauberhöhle, bewohnt von Ahnungslosen, die damalige Wohnstätte eines mächtigen, glücklichen Menschen, dessen Feuerseele ungeheuerliches Schicksal und frühes, langes Sterben königlich und allen Freunden unvergeßlich meisterte. —

In langen Jahren erlebt man in den weiten Menschenkreisen einer großen Stadt aus der Nähe und Ferne eine solche Fülle von unwahrscheinlichen Schicksalen, von Tragik, Romantik und erschütternder Lebensverwicklung — ausreichend für lange Reihen von Roman- und Novellenbänden — daß uns die ganze Stadt wie auf vulkanischem Boden gebaut scheint.

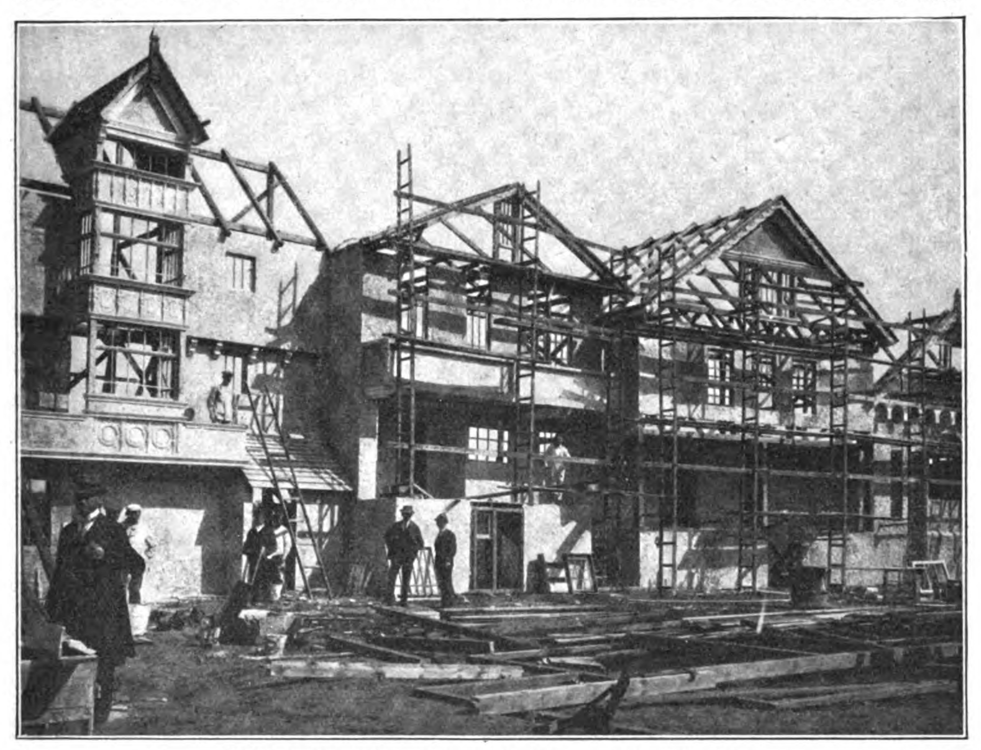


Filmstädte. Von Friedrich Otto

Dem Spaziergänger im Umkreise von Berlin kann es zustoßen, daß er plötzlich in ein Negerdorf gerät oder in eine vom Aufruhr durchwogte mexikanische Stadt oder in einen tibetanischen Felsentempel oder gar Charon trifft, der gerade seinen Nachen zur Toteninsel hinübersteuert. Das kann er in Weißensee oder Rüdersdorf, Johannisthal oder Tempelhof oder auch in Neubabelsberg erleben, wenn ihn ein böser Geist, sei es Puck oder seine eigene Zerstreutheit, in eine der Filmstädte führt, von denen Berlin jetzt umringt ist. Meist liegen sie versteckt im Gelände, aber gerade hier spukt es ja am leichtesten. Irgendeinen der Gehilfen Oberons habe ich wiederholt beansprucht, um mich in diese Scheinstädte gelegentlich hineinzuschmuggeln. Seltsam genug geht es hier zu. Friedlich an einem Tisch sieht man Tilly und Melanchthon, die Hexe und den Folterknecht, Katharina und Friedrich den Großen. Sie unterhalten sich über das Wetter, die Gage und das Essen in der Kantine, und wie schwer es doch der Mensch heutzutage hat. Alles ist wie verzaubert, die Zeit ist durch Prismengläser gestürzt, ein Kaleidoskop wirft alles durcheinander, ein ganz spezielles Relativitätsprinzip für Zeit und Raum haben sich die Filmstädte zugelegt. Man kennt sich kaum noch aus und flüchtet aus der Nähe der Verzauberten. Doch damit ist nichts gebessert. Dort drüben wandelt ein Haus übers Gelände, ihm begegnet ein großer Kachelofen, beide bleiben stehen und reden sich mit Bauchstimmen an. In einem Schuppen nebenan spukt es. Man hört Todesschreie, sieht Menschen rennen, die vergnügt über den Mord lachen, und plötzlich ertönt eine Tanzweise. Ein ägyptischer Sonnenpriester fragt einen, wann der nächste Zug nach Berlin geht; der edle Gracchus rast am Fernsprecher nach seinem Automobil; man stolpert über einen zerfallenen



Orientalisches Stadtviertel für Sumurun
(Universum-Film-Akt.-Ges.)



Stadtbau für ‚Anna Boleyn'. (Universum-Film-Akt.-Ges.)

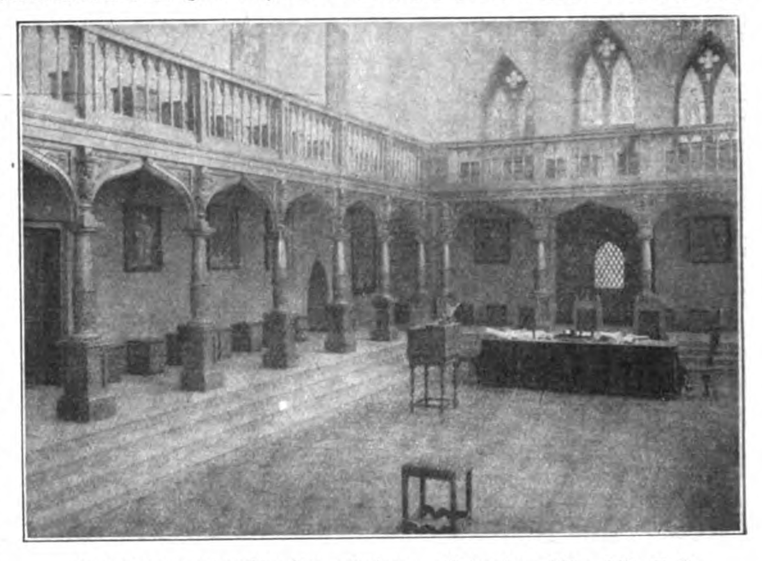
Russenfriedhof, gerät in eine unterirdische Stadt, geht durch ein ausgetrocknetes türkisches Bad und steht schließlich in einer spanischen Stadt, die hinten Chaos und vorne Kosmos ist. Man ist eben in einer Filmstadt, wo man sich an magische Vorgänge gewöhnen muß. Steht dort nicht auf einem kleinen Hügel eine Figur, die ganz genau einem unserer bekanntesten Dramatiker gleicht? Schon will ich dem Statisten eine Bemerkung über die Vorzüglichkeit seiner Maske machen, als mich seine echte Würde stutzig macht: er ist es selber. So mischt sich aus Wirklichkeit und Schein in den Filmstädten das Leben: Masken und echte Erscheinungen.



Filmsterne: Lil Dagover. (Aufnahme Binder)

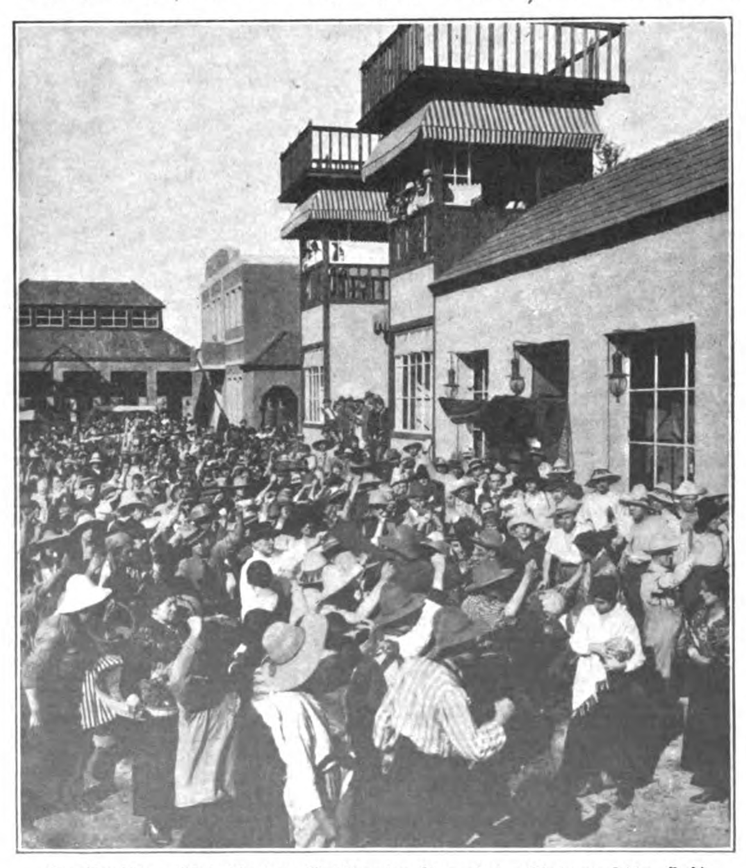
Manchmal sind die Städte leer, manchmal beleben sie sich auf einige Stunden mit Tausenden von Menschen. Sie sind tote Städte und lebende Stätten zugleich und verdanken ihr Dasein lediglich der Filmindustrie. Eine der

ersten großen Filmstädte war die Universal-City in Kalifornien, etwa acht Meilen von Los Angeles entfernt. Sie enthält die charakteristischen Merkmale aller Städte der Welt. Die Häuser haben auf jeder Seite ein andres Fassadengesicht. Auf der Westseite sind sie Rom, auf der Ostseite Peking, und selbst ganze Straßenviertel ändern ihren Einblick von verschiedenen Gesichtspunkten aus.



Gotischer Saalbau für ‚Anna Boleyn'. (Universum-Film-Akt.-Ges.)

Die Filmindustrie ist nicht imstande, ihre Aufnahmen stets in den Originalgegenden aufzunehmen, am allerwenigsten heute, und so ist denn auch die deutsche Industrie gezwungen gewesen, sich die Städte und Landschaften, die sie braucht, selbst aufzubauen und so sparsam wie möglich zu wirtschaften. Vor einigen Wochen erst sah ich in der Declastadt zu Neubabelsberg eine spanische Kathedrale, die auf der Rückseite ein französisches Rathaus war. Das ist die wahre Wirtschaft. Und einer von denen, die hier neben dem Regisseur und Dramaturgen eine gewichtige Rolle spielen, ist der Filmarchitekt. Er ist der große Zauberer, der mit seinen Mitteln diese magischen Erscheinungen aus dem dürren Boden stampft, jenes russische Schloß, das morgen schon eine Ruine am Rhein



Mexikanischer Platz für den ‚Präsidenten Barrada'. (Bohnen-Film-Ges.)



Russisches Blockhaus für ‚Die Frau im Himmel‘ von Architekt Franz Seemann
(Decla-Bioscop-Film-Ges.)

und in ein paar Wochen eine ägyptische Kaffeehausterrasse ist, die unter Palmen steht. Er ist der Kobold, der mit den falschen Mitteln spielt, um die echten Eindrücke zu erzielen.

Eines Tages erhält er ein neues Filmmanuskript. Ein absonderlicher Mensch, aber ein Horla an Geistes- und Körperkräften, will sich eine Kolonie von gleichgesinnten Menschen anlegen, die er für seine Zwecke ausnützen und auf die Menschen loslassen will. Der



Filmsterne: Manja Tzatschewa. (Aufnahme Binder)

Architekt hat die Bauten für diese Leute zu liefern, und da er keine Vorbilder hat, muß er aus Eigenem schaffen. Es beginnen schlaflose Nächte für ihn, er sitzt tagelang mit dem Verfasser, Regisseur, Dramaturg, Direktor zusammen, um seine Ideen klarzulegen. Es findet schließlich ein Ausgleich statt, und nun hat er einige Wochen lang jeden Tag ein oder mehrere Bauten bereitzustellen für die Aufnahme.

Heute muß das Labyrinth fertig sein, das in das

Haus des Sonderlings führt. Auch das Zimmer des Horla, kubistisch oder magisch-algebraisch oder geometrisch mit Flächen und Formen, die sich schlagartig ändern, wenn die Stimmungen des ungeheuern Willensmenschen, der in Symbolen und Bildern dargestellt werden muß, herauskommen sollen. Der Architekt wird vielleicht Archive durchstöbern, phantastische Bücher und Bilder durcharbeiten, er wird in die Symbolsprache der Träume, in die esoterischen Werke der großen Visionäre eindringen müssen oder wird einfach ganz dreist expressionistisch oder sphärisch arbeiten, mit völlig unnaturalistischen Mitteln vorgehen. Wie er es macht, das ist seine Sache, nur wirken soll es. So kommen böse und angestrengte Tage für den Architekten. Er muß an alles denken: an die Stühle aus der Rokokozeit, die für eine Szene gebraucht werden, an einen Käfig für einen irrsinnigen Boxer, an die Wachtuhr eines überspannten Mathematikers, an Vasen, Gläser, an alles. Er muß sich entscheiden, was er im Freien aufstellt, was im Atelier. Und er muß gefaßt darauf sein, daß das Haus des Monomanen, das heute auf der Freilichtbühne steht, über Nacht vom Gewittersturm auf Herz und Nieren geprüft wird. Er muß Teiche und Gräben ausheben lassen, Mördergänge unter der Erde anlegen, eine Altprager Straße bauen, eine gotische Kirche, eine Welthotelhalle und anderes im Verlaufe seines Films errichten.



Innenraum für ‚Die Toteninsel‘. Entwurf von Architekt Hermann Warm (Decla-Bioscop-Film-Ges.)

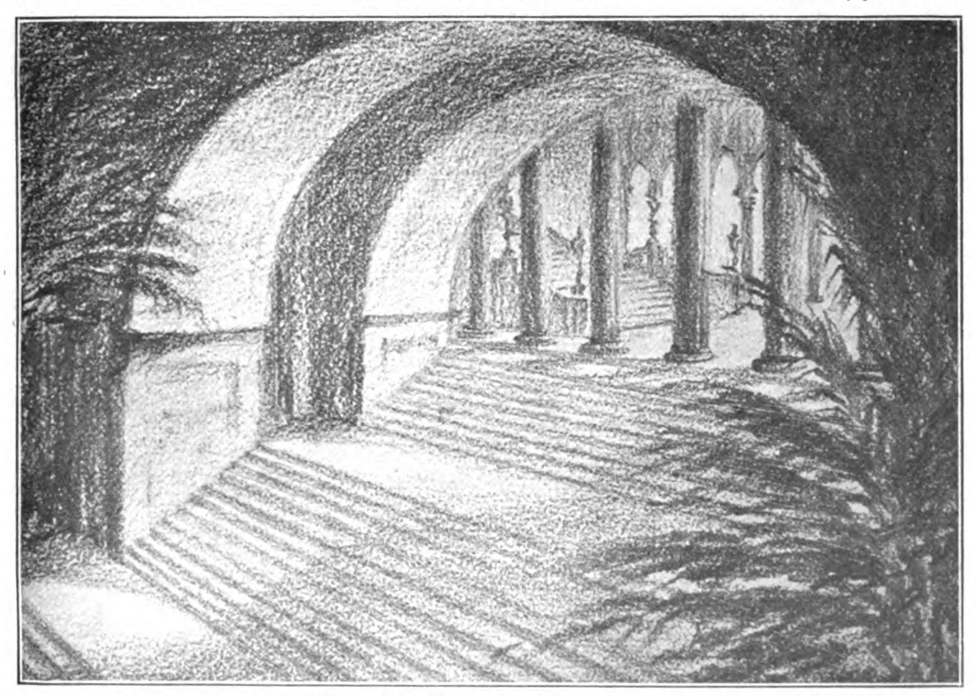
Manches findet er natürlich vor. Die großen Filmstädte verfügen über ungeheure Vorräte an Bauelementen. Es gibt hier Warenhäuser, die einfach alles enthalten bis auf die Gegenstände, die man gerade braucht. Man braucht ein Dogcart — gut, es ist da. Aber auch ein Heldenwagen aus der Zeit Homers ist vonnöten und ein russischer Pflug. Beides fehlt. Der Architekt macht eine Skizze und läßt die beiden Gegenstände so schnell wie möglich herstellen. Für die Hotelhalle ist ein kostbarer Riesenteppich vorgesehen. Man leiht in einem Geschäft einen Teppich im Werte von 100 000 Mark und zahlt 1000 Mark Leihgebühr den Tag. Unterdes arbeitet der Architekt an seinen Skizzen weiter, oder fertigt Modelle an und nebenbei überwacht er auch die Ausführung. In den Zwischenzeiten sitzt er im Museum und läßt hieroglyphische Inschriften kopieren, die er für sein Stück braucht. Alles muß so echt wie möglich sein, sogar die Inschrift auf

dem Sarkophag der ägyptischen Prinzessin. Was realistisch ist, muß so echt wie möglich wirken, und was phantastisch ist, denkbar wahrscheinlich sein. Hunderttausende stehen ihm zur Verfügung. Der große tibetanische Felsentempel für „Die verbotene Stadt“ hat vielleicht 400000 Mark gefordert, wochenlangen Bau. Es ist ein Riesengerüst, man sieht die Balken und Bretter, die ihn von innen halten, aber auf der Vorderseite droht er mit Hilfe von Netzen, Bewurf und Tünche mit all seiner metaphysischen Macht. Nichts von allem fand der Architekt



Dekorationsentwurf von Ernst Stern für ‚Figaros Hochzeit‘. (Terra-Film-Ges.)

vorrätig. In den Remisen lagen zwar die Bruchstücke ganzer Städte, zusammenklappbare Tempel, Kirchen, Häuser allerart, Götzen, Totems, Larven, Kähne, Brücken, aber nichts ließ sich verwenden. Es mußte alles neu gebaut werden, die dicken, pflanzenähnlich ruhigen Buddhas, die Brücke über den heiligen See. Und endlich kommt die große Stunde, wo die Filmschlacht geschlagen wird. Am Morgen schon sind gegen 2000 Menschen aus Berlin mit ihren Köfferchen in der Hand in der Stadt angekommen und in den Garderoben verschwunden.



Dekorationsentwurf von Robert Dietrich für ‚Christian Wahnschaffe‘. (Terra-Film-Ges.)



Straßenbau in expressionistischem Stil für ‚Caligari‘. Entwurf von Architekt Hermann Warm (Decla-Bioscop-Film-Ges.)

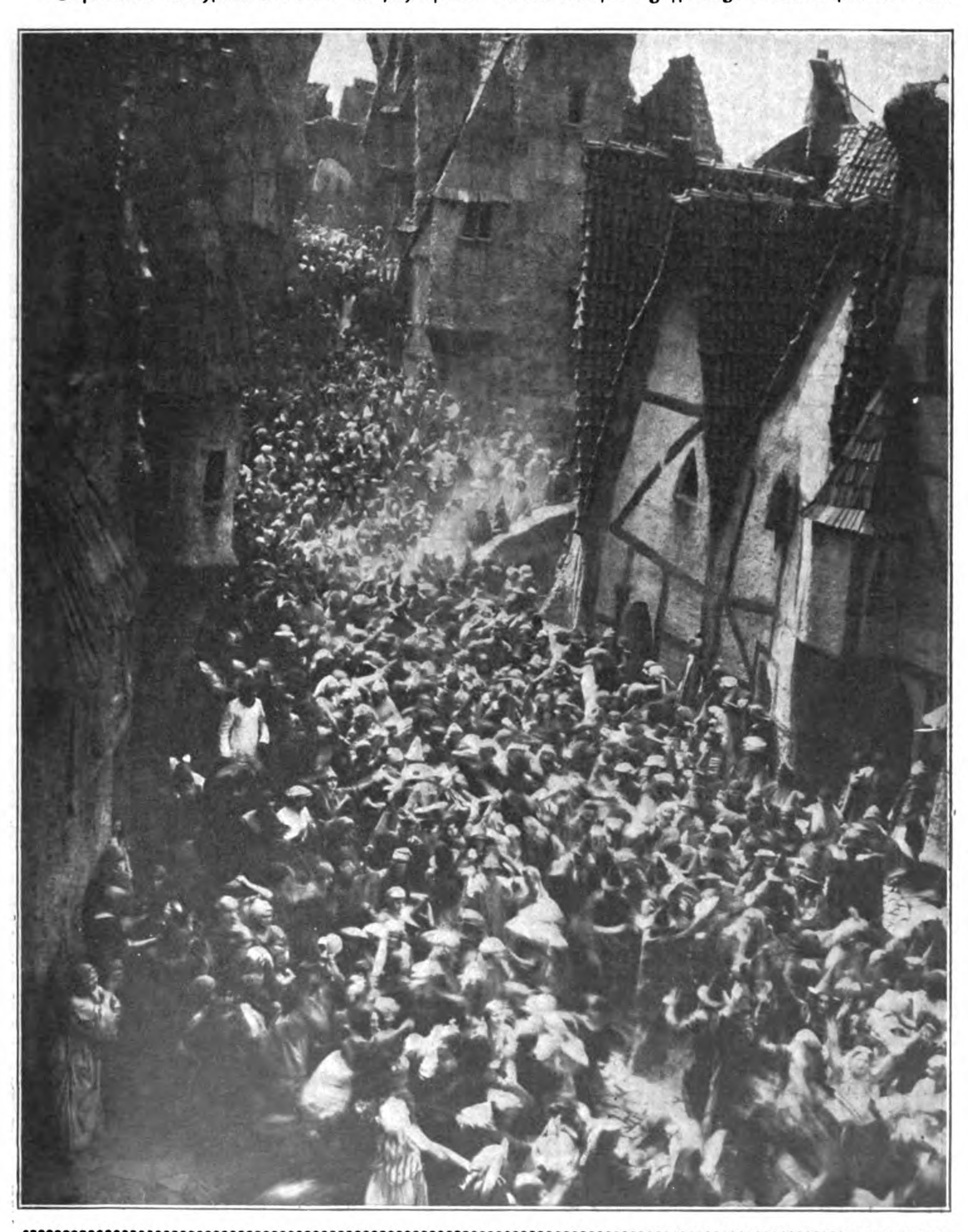
Eine Stunde später füllt sich die Stadt mit Lamas, Männern und Frauen. Schreckliche Geräte, Bronzebimmeln, Manifahnen, Gebetsmühlen, Tänzermasken werden zum Tempel getragen: eine ganze Rotte von Jupiterlampen wird an versteckten Stellen aufgebaut. Hin und wieder gibt es in den Stromleitungen einen zischenden Kurzschluß. Es geht gleich los. Die Operateure erscheinen mit ihren friedlichen Maschinengewehren. Bewegung: die Hauptdarstellerin, als Tänzerin, braun geschminkt. Neue Bewegung: der Hauptdarsteller besieht sich die Brücke, von der aus er in den heiligen See springen wird, um Ruhe vor der Menschheit im Rachen der gemästeten metaphysischen Krokodile zu finden. Schon bestellt er sich Kognak für die Zeit nach seinem Tode. Der Priester ist da, der nach dem Tanz der Krieger so erregt sein wird, daß er die Tänzerin, die ihre Religion verriet — aus Liebe, ach, zu dem Manne, der sich eben den Likör und das Frottiertuch bestellte — unbedingt erwürgen muß. Noch ist er ruhig und sagt ihr Schmeicheleien über das schöne Aussehen. Fromme Pilger lagern sich am heiligen See. Eine Kapelle erscheint und wird den Triumphmarsch aus ‚Aïda‘ spielen, um Rhythmus in die Scharen der Komparserie zu bringen. Der Architekt aber hat ein paar ruhige Minuten; er sieht seinen Traum vollendet und die bunte Menge wogen. Hoffentlich passiert nichts, bricht nichts ein, brennt nichts an, fällt keine Wand ein, in einer Viertelstunde ist alles glücklich vorüber. Dann mag den Tempel abbrechen, wer will. Er selbst muß zu neuen Küsten steuern.

Er steht bereits vor der ägyptischen Hotelterrasse, die nach seinen Plänen mit Holzstangen bepflanzt wird. Es sollen Palmen werden. Echte Wedel haben sich im Vorratshause vorgefunden. Jetzt muß noch Palmenbast für die Stämme besorgt werden. Einfacher hat es der Expressionist. Er läßt einen abgeholzten Stamm mit Watte bekleiden und roten Papierschlangen umwickeln. Er kann machen, was er will. Aber der naturalistische Architekt muß rennen und jagen nach den wirklichen Motiven, die sich wie die Füchse und Kaninchen in ihren Höhlen verstecken, wenn sich ihnen ein Mensch nähert. Das ist die Tücke des Objekts.

Einmal sah ich ein russisches Blockhaus,

das aus Leim und Pappe bestand und binnen zweier Stunden im freien Waldgelände errichtet war, einschließlich Moosbelag auf dem Dach und Ziehbrunnen. Eine halbe Stunde später war es schon wieder weg.

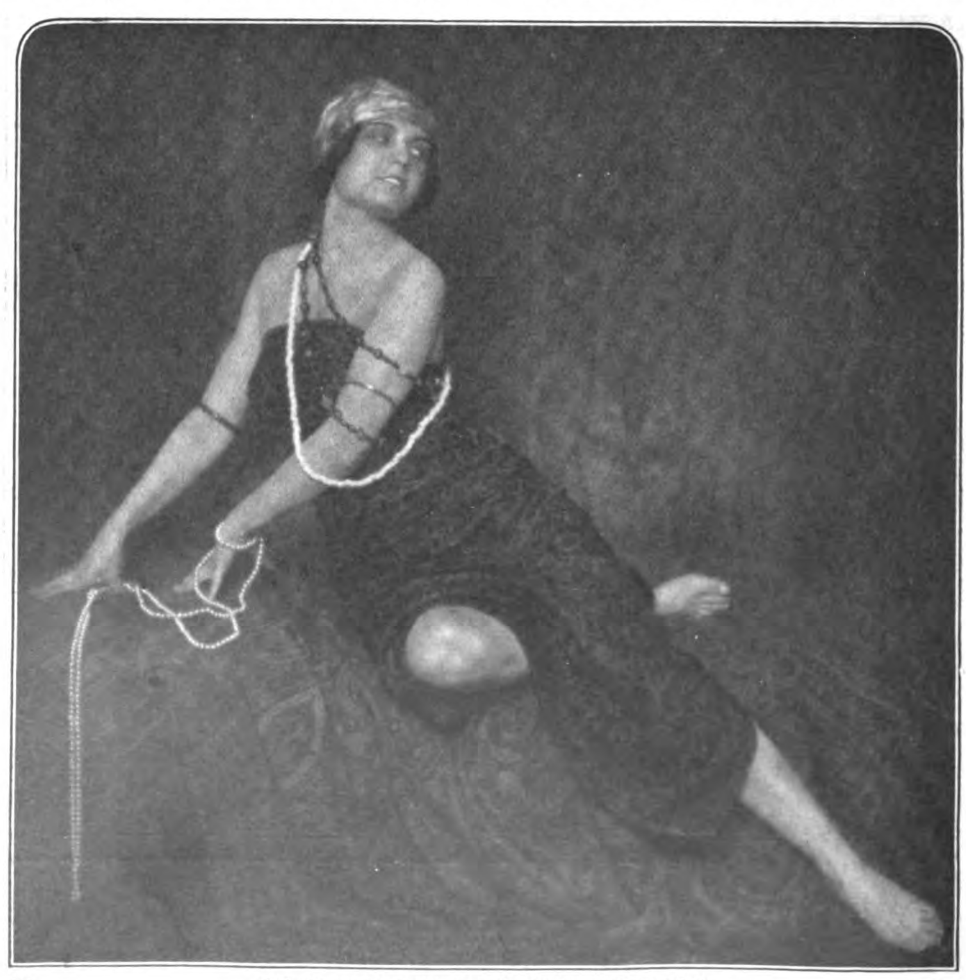
Besonders mühsam arbeitet es sich oft in den Ateliers, wo manchmal drei, vier Szenen auf einen Schlag dekorativ und architektonisch aufgebaut sein müssen: eine Gerichtsszene, eine Pariser Bar mit Bühne, Tanz und Musik, ein Erbbegräbnis und eine Bank, deren Tresore gesprengt werden sollen. Es



Altprager Ghetto. Erbaut für den ‚Golem'
(Universum-Film-Akt.-Ges.)

geht dann hoch her und heiß. Die Jupiterlampen sind gute Öfen, manchmal steigt das Thermometer auf 60 Grad. Der Regisseur steht halbnackt da und schreit nach Wasser oder schönerem. Man staunt, daß eine solche Riesenbar in das Atelier überhaupt hineingeht. Aber diese Wirkung ist durch einen versetzten Spiegel erreicht, der den Aufnahmeapparat nicht verrät und doch den Raum verlängert. Die Möbel hat eine Fabrik geliefert, die nach einem besonderen Verfahren federleichte Waren nur für den Film liefert. Es werden von stilechten Möbeln Matrizen hergestellt und mit deren Hilfe papiergeknetete Abbilder. Die sind billig und vor allen Dingen so leicht, daß es sich schließlich erklärt, wie ein einziger Arbeiter eine ganze Chippendale-Einrichtung auf den Schultern davonzutragen vermag. Der Architekt muß natürlich alle Mittel kennen.

Manchmal entstehen auch dauerfestere Stücke in den Filmstädten. In Weißensee sah ich für den „Präsidenten Barrada" eine mittelamerikanische Stadt, deren Lebenszeit auf zwei Jahre berechnet wurde. Die Golemstadt in Tempelhof ist ebenfalls für eine längere Dauer bestimmt. Die Filmstädte sind meist zudem mit einer Reihe von ständigen Häusern bestanden: mit Ateliers, Schuppen, Verwaltungsgebäuden, Garderoben, Fabriken, Restaurants, Wohnhäusern, Bädern, Krankenhäusern, und manchmal haben sie sogar besondere Eisenbahnen oder Automobillinien, die sie mit den richtigen Städten verbinden. In der Universal-City wohnen ständig einige tausend Menschen, die von der Filmstadt leben, und an den großen Tagen brechen zehntausend und mehr Menschen über sie herein, Außenseiter, die hier spielen sollen. Dazu ganze Menagerien von Tieren, Kamele für beduinische Karawanen, Maultiere, Esel, Hammelherden, Ziegen, Hunde,



Filmsterne: Pola Negri. (Aufnahme K. Schenker)



Altägyptischer Felsentempel von Abu-Simbel von Architekt Hermann Seemann (Decla-Bioscop-Film-Ges.)

Affen, Papageien, Tauben, ach, es gibt hier soviel zu sehen, alles in einem holden Licht des Scheins und doch so wirklich. Der Schein des Lebens im Widerschein. Ich muß leider schließen, denn eben tritt General Ziethen an mich heran und fragt mich im Auftrage des Regisseurs, ob ich jetzt Zeit habe, sein „Gefängnis auf dem Meeresgrunde“ zu besuchen. Ich verbeuge mich vor zwei edlen Burgfräulein aus Burgund 1153 nach Chr., bezahle meine Limonade und folge dem friderizianischen General, um mir das neueste Wunderwerk der Filmarchitektur anzusehen.



Straßenbild aus Krähwinkel für den Film ‚Der Unheimliche‘ (Decarli-Film-Ges.)

Das Spiel. Von Hans Much

Ich sehe heute
Im fahlen Rampenlichte der Erkenntnis halb,
Halb aus verdämmerten Tiefen,
Wie ich schon manches Spiel gespielt,
Manch Trauerspiel auf der Bühne.
Immer war der Abgang gewaltsam.
Hier traf eine Kugel
Bei Hohn und Zuruf;
Dort sank der Gefeierte
Wütenden Wellen ein Spiel.
Hier war ein Dolchstoß
Des Spieles Ende;
Dort hauchte seine letzten Flüche
Verquält ein Greis;
Dort schloß ein Kindlein
Lieblichen Lächelns
Heimatwahnbeseelt
Die müdgewordenen Auglein.

In immer wieder
Neuer Rolle
Kehrt der Spieler.

Die Wesen sind Spieler;
Die Bühne das Weltall;
All Spiel ist ein Trauerspiel.
Mord ist jedes
Aktes Auftakt;
Mord ist jedes
Aktes Abtakt.

Die armen Spieler!
Sie sehen die Maske nicht,
Sehen die Schminke nicht,
Brüsten sich breit
Im Königsflitter,
Schleichen scheu
Mit Tritten des Bösewichts.
Wie gute Spieler
Lieben sie ihre Rolle
Und sagen die Worte —
Auswendig gelernte
Oder zugeflüsterte
Worte des andern,
Den sie nicht kennen.
Es rollt die Handlung.
Keiner wagt
Eigene Worte,
Karma lenket die Handlung.

Immer wieder
Trifft sich die Spielerschar.
Es bleibt die Bühne;
Die Szene wechselt.
Je wie sie spielten
Voriges Spiel,
Ist ihre Rolle im nächsten.

Ewiger Ring
Heißt das Trauerspiel
Über dem Trauerspiel.

Hie und da nur
Bricht ein Spieler
Das Spiel entzwei.
Und ruhig spricht er
Eigene Worte
Und schleudert die Maske
Von sich im Ekel
Und tritt von der Bühne
Für immer.

Aber die andern
Spielen in immer
Neuen Rollen,
Spielen in immer
Neuer Umgebung,
Spielen mit immer
Neuen Worten
Das uralte
Ewige Trauerspiel,
Das Spiel des Wahns,
Das Spiel der Täuschung,
Das trübende Flitterspiel,
Wo Mord ist jedes
Aktes Auftakt,
Mord ist jedes
Aktes Abtakt.

Weltenwahn
Baute die Bühne.
Es bleiben die Spieler.
Die Rollen wechseln.

Das Spiel läuft weiter.

Die Erscheinung
Novelle von Paul Ernst



Ein französischer Parlamentsrat namens de Luynes, der um die Mitte des 18. Jahrhunderts lebte, hatte einen großen Prozeß zu bearbeiten gehabt, während dessen ihm ernste Zweifel an sich und seinem Beruf gekommen waren. Er nahm Urlaub und reiste auf ein Gut, das er von seinen Eltern ererbt hatte, um in der Stille seinen neuen Gedanken nachhängen zu können. Sein erstes Nachtlager hatte er in einem kleinen Städtchen in einem Wirtshaus von der Art, wie sie damals waren.

Der Prozeß war gegen einen Menschen geführt worden, der seine Eltern ermordet hatte. De Luynes hatte die Untersuchung vorgenommen und die schlauen Gänge und Züge des stumpfen Verbrechers verfolgt; er hatte dann die Anklage des Anwalts des Königs gehört, der aus dem Menschen ein ganz anderes Wesen gemacht hatte, dann die Verteidigung des Advokaten, bei dem wieder ein anderes Bild des Menschen herauskam; er kannte längst die Urbilder des Königsanwalts und des Advokaten, die beide immer gleichgültig auf jeden Verbrecher angewendet wurden, er kannte auch das Urbild des wirklichen Verbrechers; er wußte, wie die Entscheidung begründet werden mußte, bei welcher je nachdem das Bild des Königsanwalts oder des Advokaten als passend angenommen war, indessen der Verbrecher, dieser wirkliche Mensch, ohne Teilnahme und Verständnis vor seinen Richtern stand. Plötzlich hatte ihn eine Erinnerung an ein Volkslied seiner Heimat durchzuckt: Ein junger Mensch hat eine Geliebte, die als Preis ihrer Hingabe das Herz seiner Mutter verlangt. Er ermordet die Mutter und reißt ihr das Herz aus; in der Eile, mit welcher er zu der Geliebten läuft, stolpert er und fällt; da spricht das Mutterherz in seiner Hand: ‚Hast du dir auch nicht weh getan, Kind?‘ Die Erinnerung an das Gedicht durchzuckte ihn, und er dachte: ‚Wenn nun in diesem Verhandlungssaal ein Mensch dieses Gedicht sänge und die Anwesenden wären imstande, es zu verstehen, dann müßten sich doch alle schämen; denn welcher Unterschied ist zwischen den Herren vom Gericht und dem Mörder? Sie sind ja eben so empfindungslos wie er, denn wenn sie das nicht wären, dann müßten sie doch die Lüge des Gerichtes einsehen, dann würde ihnen doch das Entsetzen über den Mörder die Kehle zuschnüren, das Entsetzen darüber: diese Stumpfheit und Empfindungslosigkeit ist möglich.‘ Und nun hatte er seine eigene Tätigkeit betrachtet. Wie ein Bluthund hatte er die Spuren des Mordes verfolgt. Es war ja gut, daß der Mörder getötet wurde. Das Töten besorgte der Henker. Nun, jeder Mensch verabscheut den Henker und empfindet Grauen vor seinem Beruf. Aber er selber, war er denn etwas anderes wie der Henker? Er war doch der Gehilfe dieses Mannes; nur die Gedankenlosigkeit der Menschen bewirkte, daß das niemand sah. Und war denn das seine Sache, der Gehilfe des Henkers zu sein? Auch da war irgendeine Lüge, denn ihn ging es doch gar nichts an, daß es gut war, wenn der Mörder getötet wurde; ihn ging es nur an, daß er so lebte, wie er leben mußte; und wenn er so lebte, wie er leben mußte, dann sah er den Mörder ja gar nicht.

Nun, das waren also seine Gedanken gewesen, und jetzt saß er am Abend in einer kleinen Wirtsstube, in der es nach Wein und Menschen roch, und erwartete sein Essen. Der Wirt war ein Mensch im Anfang der Dreißiger, verschlossen, mit bösartigem Blick; von der Küche her hörte er ihn einmal roh schimpfen. Er hatte es für nötig erachtet, den Gast zu unterhalten. So hatte er von den Weinpreisen gesprochen und von der Veränderung der Posteinrichtung, durch welche ihm Verdienst entging; er schob die Schuld auf den Bürgermeister, den er einmal nicht untertänig genug gegrüßt hatte. Nach dem Abendessen ging de Luynes auf sein Zimmer. Das war ein großer, niedriger Raum mit alten Ledertapeten. Auf einen großen runden Tisch in der Mitte wurde eine Kerze gestellt, deren Licht nicht genügte, um die Wände aus dem Dunkel zu bringen. Im Hintergrund stand ein schweres, dunkles Himmelbett. Außer diesem Bett und dem Tisch in der Mitte waren nur noch zwei Stühle da, alte, schwere Stühle mit schwarzem Leder bezogen, die kaum von der Stelle zu bewegen waren.

Irgendein innerer Schauer bewirkte, daß de Luynes sich nicht gleich auszog und in das Bett legte. Er schnallte den Degen ab und warf ihn auf den großen Tisch neben den tönernen Leuchter. Dann ging er, die Hände auf dem Rücken gekreuzt, im Zimmer auf und ab. Die Fenster waren geöffnet. Von draußen zog der Duft blühender Rosen in den unheimlichen Raum. Das Licht flackerte. Das Zimmer war in dem weiten Haus entfernt von den Wirtschaftsräumen gelegen. So hörte er nichts von den Leuten. Es war alles still; auch von draußen drang kein Laut herein. De Luynes fühlte sich beängstigt. Er schloß die Fenster, dachte, daß er sich sicherer fühlen werde. Da spürte er noch eine größere Beklommenheit. Er öffnete das eine Fenster wieder und sah hinaus in die mondlose Nacht, in welcher nichts zu unterscheiden war, ob

da nun draußen Bäume standen oder Häuser, denn freies Feld konnte wohl nicht sein, weil man nur ganz oben etwas Helligkeit des Himmels erblickte.

De Luynes warf sich in den einen der alten Stühle und dachte nach; er dachte an seine Gedanken und immer weniger konnte er zu irgendeinem Ergebnis kommen; es war ihm, als ob es in ihm hin und her denke, ohne Zweck und Ziel, nur so, daß er endlich müde wurde und den Wunsch hatte: ‚Möchte ich doch Frieden haben! Weshalb habe ich denn keine Ruhe?'

Wenn er später das Folgende sich gegenwärtig machen wollte, dann wußte er immer nicht, ob er nun träumte oder wachte. Vielleicht war die Erscheinung, welche nun kam, durch eine Zeit der Ruhe und Gedankenlosigkeit von jenem quälenden Denken getrennt; dann hätte er also wohl geschlafen und träumte. Vielleicht aber gingen auch die Gedanken in die Erscheinung über.

Das Licht war niedergebrannt und ausgelöscht. Es war im Zimmer ganz dunkel; das kam ihm zum Bewußtsein, als er die Erscheinung sah. Aber nachher wurde ihm klar, daß er die Erscheinung ja gesehen hatte, und so konnte es doch wohl nicht dunkel gewesen sein; auch brannte nachher das Licht noch nach einer Weile, als die Erscheinung verschwunden war. Nun, das war also unklar.

Die Erscheinung war ein Mann von mittleren Jahren, im Hemd, mit nackten Beinen. Das Hemd war in abscheulicher Weise mit Blut besudelt; es war auch zerrissen. Das Blut tropfte auf den Fußboden. Die Erscheinung sagte — oder sagte sie nicht? Gab sie zu verstehen? — sie gab wohl zu verstehen, sie stelle den Vater des Wirtes dar, der von seinem Sohn ermordet im Keller liege; sie rief den Parlamentsrat auf, nachzuforschen und seine Pflicht zu tun, denn der Mörder muß bestraft werden. ‚Der Mörder muß bestraft werden,' dachte kopfnickend de Luynes und fühlte, wie in Abscheu sich sein Inneres wegwendete, denn was ging ihn die Gemeinheit des Menschen in der untern Wirtsstube an und dieses Gespenst, wenn wirklich alles richtig war, das nicht Ruhe hatte, bis nicht der Sohn dem Henker überliefert ward, der Sohn, welcher doch dem Blute des Vaters entstammte, vielleicht dem Vater gleich war. Denn wird ein Mann seinen eigenen Sohn als Mörder anzeigen, wenn er nicht selber ein verworfener Mensch ist? De Luynes fühlte sich gequält; schlimmer als die Angst vor der Erscheinung war die seelische Qual, daß er sich nun wieder mit diesen Menschen abgeben sollte. Er schrie leise wimmernd auf. Da kam ein kalter Luftzug durch das offene Fenster herein, die Kerze brannte; wir wissen ja, daß die Kerze brannte.

De Luynes schnallte seinen Degen um, ergriff den Leuchter und ging hinab in die Wirtsstube. Da saß der Wirt, neben ihm seine Frau, ein bedrücktes, scheues Wesen; der Knecht saß da, zwei Mägde. Alle standen auf, als de Luynes eintrat. Er trat vor den Knecht, setzte ihm den Finger auf die Brust und sprach: „Wir holen Hacke und Spaten, dann folgst du mir." Der Knecht folgte ihm gehorsam, die andern folgten; zuletzt der Wirt, der sich die Hände rieb, diensteifrig noch ein Licht brachte, eine geheime Angst zu verbergen suchte. Der Knecht holte Hacke und Schaufel, die im Schuppen standen; er nahm sie auf die Schulter, indessen die andern im Hausflur warteten. Dann ging de Luynes vorauf zur Kellertür. Der Wirt wollte ihm in den Weg treten. Er wollte fragen: ‚Was soll das sein?' Er schluckte und brachte falsche Worte heraus. De Luynes schob ihn zur Seite, schloß die Kellertür auf und ging die Stufen hinab. Der Knecht folgte ihm. Die andern blieben neugierig oben stehen. De Luynes ging mit sicherm Schritt auf eine Ecke zu, zeigte mit dem Finger auf den Boden und sagte zu dem Knecht: „Hier gräbst du nach."

Unterdessen war der Wirt in den Keller gekommen. Er hielt das Licht schief, daß es tropfte. Seine Hand zitterte. „Mein Vater ist ein schlechter Mensch gewesen," sagte er, „er wollte sich wieder verheiraten und seine Kinder um ihr Erbe betrügen. Ich habe meine Schwestern ehrlich ausbezahlt, bei mir ist nicht für einen Pfennig unrechtes Gut."

Inzwischen hatte der Knecht gehackt und die losgehackte Erde zur Seite geschaufelt. Plötzlich stieß er einen Ausruf aus und prallte zurück. „Ich habe in die Leiche gehackt," sagte er, indem er sich die Stirn abwischte. Der Wirt warf sein Licht weg und kniete vor dem Parlamentsrat nieder, indem er ihn beschwor, seine Familie nicht unglücklich zu machen. Die Frau und die Mägde waren die Kellertreppe heruntergekommen und standen im Hintergrund im Dunkeln, die Frau schluchzte. De Luynes gab dem Knecht ein Zeichen, fortzufahren, indem er sein Licht hielt; zögernd machte sich der Knecht wieder an die Arbeit, da kam das Hemd zum Vorschein, von der Erde beschmutzt, blutig; ein widerwärtiger Geruch war. An der Seite lagen alte Lumpen; der Knecht umwickelte sich mit ihnen die Hände, griff nach der Leiche und zog sie vor.

Das entstellte Gesicht glich dem Gesicht der Erscheinung.

❖ ❖ ❖

In der Gerichtsverhandlung wurden die Zusammenhänge aufgedeckt. Die Erzählung des Wirtes war richtig. Der Ermordete hatte eine Beziehung zu einer übel berüchtigten Person; er wollte sie heiraten, sie hatte als Bedingung eine gerichtliche Verschreibung seiner Güter gesetzt. Die Schwestern hatten von dem Mord nichts gewußt. Sie sagten zugunsten des Bruders aus und bezeugten, daß er immer für sie gesorgt hatte. Auch die Schwäger stellten sich auf seine

Seite und erklärten, daß er die Familie vor dem Unglück gerettet habe. Natürlich wurde der Wirt verurteilt.

Als der Prozeß beendet war, nahm de Luynes seinen Abschied. Er beschloß, die Stadt zu verlassen und mit seiner Familie auf sein Gut zu ziehen.

Die Vorbereitungen des Umzugs erforderten, daß er zunächst noch einmal wieder allein nach dem Gut reiste. Trotz seines Widerstrebens konnte er es nicht anders einrichten, als daß er wieder in dem Gasthaus übernachtete, in welchem er die Erscheinung gehabt und den Mord entdeckt hatte. Der neue Besitzer war ein heiterer und vernünftiger Mann. De Luynes fragte ihn, ob er irgendwelche gespenstische Wirkungen beobachtet habe; er hatte nichts bemerkt, die Gäste waren zufrieden und empfahlen das Geschäft. Es war schon in die Höhe gekommen, denn der Mann besorgte selber die Küche, und die reisenden Herrschaften lobten besonders seine Pasteten. Sie legten sogar Wert darauf, sich bei ihm für die weitere Reise zu versorgen, so daß das Küchengeschäft eigentlich die Hauptsache geworden war, über der natürlich das Herberggeschäft nicht vernachlässigt wurde. Herr de Luynes sollte in sein altes Zimmer geführt werden, welches die Prunkstube des Gasthofes war; er verlangte einen andern Raum, und so gab man ihm ein kleines Gemach mit einem Fenster, in welchem kaum für Bett und Stuhl Platz war.

Das Geschwätz des geschäftigen Wirtes hatte beruhigend gewirkt. De Luynes zog sich aus, hängte seine Kleider über den Stuhl, löschte das Licht und legte sich in das knackende Bett. Der Mondschein lag auf der Diele. Er war von der Reise ermüdet und schlief bald ein.

Plötzlich erwachte er. Im Mondschein, gerade vor seinem Bett, stand die Erscheinung in der Gestalt, wie die Leiche aus der Erde herausgezogen war. De Luynes unterdrückte einen Schrei, seine Haare sträubten sich; eine furchtbare Angst war in seinem Innern, eine viel furchtbarere als das erstemal.

Die Erscheinung gab zu verstehen, sie danke für das Eingreifen des Parlamentsrates, durch welches der Gerechtigkeit Genüge geschehen sei. Dann aber fuhr sie fort, daß sie sich wolle erkenntlich zeigen. Nun wolle sie ihm versprechen, wenn die Zeit seines Todes gekommen sei, dann wolle sie ihm wieder erscheinen, und zwar solle er wissen, daß der Tod genau acht Tage nach diesem Erscheinen eintreten werde. Hier verschwand die Erscheinung; es war, als ob sie sich im Mondlicht auflöste. De Luynes erhob sich aus dem Bett, kleidete sich an, ging die Treppe hinunter und verließ das Haus; er ging den übrigen Teil der Nacht auf der großen Landstraße auf und ab, denn der Schauer vor dem Gespenst machte es ihm unmöglich, im geschlossenen Raum zu bleiben. Die Nacht verging, die Laute des Morgens kamen, die ersten Vogelrufe, das Geräusch der beginnenden Wirtschaft; der Wagen wurde angespannt, und er fuhr weiter seiner Besitzung zu.

Damals waren in den höheren Kreisen Kenntnisse über die geheimnisvollen Erscheinungen von der Art, wie de Luynes sie gehabt hatte, verbreiteter als heute, und die Menschen hatten genau dieselben Erklärungen für sie, die sie heute haben und die ja nur Versuche sind, Unbekanntes und Unerkennbares uns so vorzustellen, daß es bekannt und erkennbar wird. Ein Freund, mit dem de Luynes sprach, sagte ihm: „Was auch den beiden Erscheinungen zugrunde liegen mag, sicher ist jedenfalls, daß das irgend etwas Niedriges und Gemeines ist. Nehmen wir an, das Vorgeben der Erscheinung sei richtig und sie sei das, was man den Geist des Ermordeten nennt, dann ist dieser Geist um nichts einsichtiger oder sittlich höherstehend, als der alte und rohe Lüstling im Leben war. Der Mörder ist gewiß kein edler Mensch gewesen, aber mehr wert war er sicher als der Ermordete, denn er hatte doch irgendwelche sittlichen Regungen. Wir haben ja als Richter den Mörder verurteilen müssen; das war unsere Pflicht. Aber als Mensch muß ich sagen: eigentlich hatte er doch recht, den alten Sünder zu ermorden; und wenn durch den Tod etwas in dem vorgegangen wäre, das ihn auf eine höhere Stufe gehoben hätte, dann hätte er das einsehen müssen. Der ganze Vorgang stimmt aber in seinem Wesen mit andern ähnlichen Vorfällen überein. Er ist albern und läppisch. Wir glauben beide an Gott, unsern Vater, und an seinen Sohn, unsern Erlöser. Mir scheint, wenn wir schon das Gespenst mit höheren Mächten in Verbindung denken wollen, dann könnte es nur mit der Macht sein, welche die Kirche als den Teufel bezeichnet, von dem sie ja sehr richtig sagt, daß er dem nichts schaden kann, der von Gott behütet wird. Ich verstehe, daß die Voraussage Ihres Todes sehr merkwürdig sein müßte. Aber auch wenn sie richtig sein wird, dann kann ich sie immer noch nicht für etwas Wesentliches halten. Wir leben in der Abfolge der Zeit, Gott lebt in der zeitlosen Anschauung, was wir so ausdrücken, daß Gott das Zukünftige sieht. Angenommen, daß die teuflische Macht, wie wir sie nennen, in derselben zeitlosen Anschauung lebt und uns demnach unter gewissen Bedingungen so beeinflussen kann, daß wir ein Voraussehen der Zukunft durch sie haben: was beweist das anderes als die alle unsere Vorstellungen übersteigende Albernheit dieser Macht, trotz dieser Fähigkeit bei ihrem Wesen zu verharren, welches unter dem Wesen eines selbst nur vernünftigen und ordentlichen Menschen steht?“

Die männlichen und vernünftigen Worte des Freundes machten wohl für den Augenblick Eindruck auf de Luynes. Aber sein

Gemüt löste sich auf durch die Gedanken, welche er sich über seinen Beruf machte, durch das untätige Leben, das er nun führte, in welchem sein Wille sich selber verzehrte. Wäre es nicht möglich, daß die Erscheinung verursacht war durch seine Selbstauflösung? Wie der Freund sagte, hat Gott die zeitlose Anschauung alles Geschehenden; vielleicht standen in dieser Anschauung die beiden nicht ursächlich verbundenen Vorgänge nebeneinander: der Beginn des Zweifels bei de Luynes und die Erscheinung in dem Wirtshaus. Gott sieht ja auch nicht ursächlich wie wir. Für ihn ist alles eins, denn was wir Ursächlichkeit nennen, das sind nur kurzsichtige Menschengedanken. Für Gott gibt es ja auch keine Schuld, deshalb sagen wir, daß er die Liebe ist; auch die Schuld ist nur eine beschränkte menschliche Verbindungsart von Geschehnissen. Lag bei de Luynes nicht eine Schuld vor, war nicht sein Zweifel eine Unmännlichkeit?

Nun, de Luynes hatte seinen Beruf aufgegeben und bewohnte mit seiner Gattin das alte Schloß, das ihm von den Vorfahren überkommen war. Etwa ein halbes Jahr hatte er so gelebt; da geschah es ihm an einem Abend, als er noch spät aus seinem Arbeitszimmer über den langen Flur ging, um sich aus dem Bücherzimmer ein Buch zu holen, daß er plötzlich am Ende des Ganges wieder die Erscheinung erblickte, genau so wie er sie damals gesehen, in dem blutbesudelten, kurzen Hemd, mit dem flachen, verstörten Gesicht. Die Erscheinung blickte ihn schweigend an und hob den Finger mit warnender oder deutender Bewegung nach oben. Er ging schnell auf die Erscheinung zu, da war sie verschwunden; ein Kleid hing an einem Nagel vor der Tür des Schlafzimmers; seine Gattin hatte das Kleid hinausgehängt für die Dienerin, damit sie es ausbürste.

Er mußte sich fragen: hatte er wirklich die Erscheinung gesehen, hatten ihn nicht vielleicht seine überreizten Sinne getäuscht? Aber es gab ja auch sonst natürliche Erklärungen für seine Gesichte. In dem Wirtshaus lag die Leiche vergraben. Er hatte unbewußt sie verspürt, und weil der Verstand keine Form gefunden hatte, ihm die Mitteilung zu machen, so geschah es ihm, wie es uns oft im Traum geschieht, daß ein scheinbar außer uns stehendes Bild etwas ausdrückt, das wir in uns haben. Als die Erscheinung im Wirtshaus das zweitemal kam, konnte man denken, daß in dem Bild, das er nun schon in seiner Seele hatte, sich die Gedanken darstellten, die er über seine Berufshandlung bildete, und das eigentümliche Versprechen des Geistes konnte ein Verknüpfen mit andern Gedanken sein, die vielleicht gleichzeitig in ihm lebten und noch nicht zum Bewußtsein aufgestiegen waren: etwa daß sein Tod bevorstehe. So konnte diese dritte Erscheinung geschehen, indem sein Körper fühlte, daß er durch irgendeine ihm selber noch unbewußte Krankheit in acht Tagen verscheiden mußte.

De Luynes fühlte sich körperlich gesund wie seit Jahren nicht. Aber wen würde nicht eine solche Mahnung, wie sie ihm wurde, zu Vorkehrungen bewegen? Er sah sein Testament nochmals durch; er besprach mit seiner Gattin alles Erforderliche; er schrieb an seine Kinder Briefe, in welchen er ihnen die letzten Ratschläge für das Leben gab; er sah seine Papiere nach, bestimmte, was nach seinem Tode verbrannt und was aufbewahrt werden sollte. Das Bedenken von vielem Tatsächlichen, das Ordnen und Einrichten wirtschaftlicher und sonstiger einfacher Dinge lenkte ihn vom Grübeln ab; er fühlte sich frischer und selbst heiterer als seit langem. So kam der Wochentag, für den der Tod angesagt war. Er erhob sich nach einem ruhigen und festen Schlaf aus dem Bett, blickte aus dem Fenster in den Garten, wo die Sonne in tausend Tautropfen blitzte, indessen überm Feld, das sich hinter dem Garten dehnte, in der blauen Luft die Lerchen jubelten. Alles, was zu erledigen war, hatte er erledigt; er verabredete mit der Gattin eine Lustfahrt für den Nachmittag. Der Wagen wurde angespannt, man fuhr unter den Obstbäumen der Landstraße, an denen in noch hellem Laub sich die kleinen Früchte bereits bildeten; der Wagen kehrte zurück, man speiste zu Abend. Als das Ehepaar sich von der Tafel erhob, hängte sich die Gattin an seinen Arm und strich ihm freundlich mit der Hand über die Stirn, indem sie sagte: „Du siehst, deine Erscheinung hat dieses Mal falsch geweissagt.“ Die beiden gingen in das Arbeitszimmer des Herrn; er setzte sich an seinen Schreibtisch, die Gattin saß auf einem Stuhl in seiner Nähe mit einer Handarbeit.

Er brauchte ein Buch aus dem Bücherzimmer. Mit einer Entschuldigung nahm er den Leuchter und ging aus der Tür. Plötzlich hörte die Gattin draußen im Flur einen Schuß und einen Aufschrei. Sie stürzte hinaus; es war alles dunkel, es roch nach Pulverdampf, sie hörte ein Stöhnen. Sie schrie und lief nach vorwärts, stolperte über einen Körper und fiel. Die Leute kamen mit Lichtern, da sah sie ihren Gatten tot ausgestreckt auf der Erde liegen.

Die Untersuchung ergab, daß ein Zimmermädchen einen Liebhaber hatte, welcher Grund zur Eifersucht zu haben glaubte. Der wütende Mensch hatte dem Nebenbuhler mit einem Gewehr aufgelauert; als de Luynes im Gang herkam, hatte er ihn für den Gesuchten gehalten und hatte geschossen.





Eislauf
Gemälde von Hubert Dürnholz
(Elberfeld, Städtisches Museum)

Neues vom Büchertisch

Von Karl Strecker

Ina Seidel: Hochwasser (Berlin, Egon Fleischel & Co.) — Franz Karl Ginzkey: Die einzige Sünde (Leipzig, L. Staackmann) — Ludwig Thoma: Der Jagerloisl (München, Albert Langen) — Norbert Falk: Susanne Stranzky (Berlin, Ullstein & Co.) — Ewald Gerhard Seeliger: Die Zerstörung der Liebe (München, Georg Müller) — Ilse Reicke: Der Weg nach Lohde (Berlin, August Scherl) — Friedrich Theodor Vischer: Ausgewählte Werke (Leipzig, Hesse & Becker)

r liegt, die Hände unter dem lichtblonden Kopf verschränkt, noch halb im Traum und lächelt in unsäglichem Glücksgefühl. Die Morgensonne malt zarte Schattenbilder wilder Weinranken an die hellen Fenstervorhänge, Amselflöten kommt aus dem Garten, und die verlorenen Klänge ferner Musik trägt der Wind ans Ohr. Theodor lächelt noch immer; mit allen Sinnen taucht er noch einmal in den paradiesischen Traum zurück: wie Sibylle ihm in ihrem schönen Garten entgegenging und ihn bei der Hand nahm; nun empfand er eine Seligkeit wie nie zuvor; so stark, daß er in purpurne Tiefen sank und alles um sich her vergaß. Und er träumt weiter: wie beide im Sonnenschein angefaßt und ein kleines Lied singend dahinwandern, wie sie laufen und springen — ja auch er selbst läuft und springt . . . aber nur im Traum, denn in Wirklichkeit kann er es nicht mehr, seit langer Zeit.

Die kleine Sibylle ist so gut. Auch heute bittet sie ihre Mutter wieder, den armen jungen Baron, der im Fahrstuhl gefahren wird, in ihrem Landauer mitzunehmen, wenn sie die große Nachmittagsspazierfahrt machen, freilich muß man dann auch seinen jungen Hauslehrer, der ihm ins Bad mitgegeben ist, mitnehmen, aber das ist ein lieber, netter Mensch. Nur, daß er immer die Mutter so anstarrt, er liebt sie sicherlich, die noch immer hübsche Frau, während die kleine Sibylle ihn selbst heimlich im Herzen trägt. Der arme Kranke hat das wohl bemerkt. Wie ein Stich geht es ihm durchs Herz, als die beiden einmal aussteigen und auf einen Aussichtsturm klettern und im Kurhause gar ein kurzes Tänzchen machen, während er hilflos im Wagen liegt. Aber auf einmal reist der Hauslehrer ab, zum Besuch seiner Eltern, wie er sagt. Sibylle verbirgt ihren Schmerz, und dem armen Theodor werden um ihretwillen die Augen feucht. Und doch, nun ist er nicht mehr allein, nicht mehr so furchtbar allein.

Das ist der Inhalt einer einfachen kleinen Erzählung, „Von heut auf morgen", die Ina Seidel in ihrem Novellenbuch Hochwasser bietet. Schlicht, leise und fein, wie ein kleines Lied („es liegt darin ein wenig Klang, ein wenig Wohllaut und Gesang und eine ganze Seele"). Aber nur eine Dichterin konnte diese kleine Geschichte formen. Das ist überhaupt das Herzerfreuende an diesem Bändchen, daß seine Erzählungen niemals der handwerksmäßige Drang, etwas zu „schreiben", sondern ein innerer Trieb, das Herz und den künstlerischen Sinn sprechen zu lassen, geschaffen hat. Die Erzählungen sind recht verschieden an Art und Gehalt. Einige spielen noch in den Krieg hinein, so die spannende Geschichte „Vorgesetzte", ein Meisterstück novellistischer Erfindung, oder „Freddys Errettung", andere wieder, wie „Paradies", sind ohne jede stoffliche Spannung, aber voll Seele und leiser Wehmut. Auch der Humor, und zwar echter, „Seidelscher" Humor kommt zu seinem Recht in der rührenden Erzählung „Aus Waldemars Leben". Da die Dichterin ihre erste und längste Novelle „Hochwasser" als Buchtitel gewählt hat und daher wohl für ihre beste ansieht, erfordert es der dichterische Rang unserer ersten Lyrikerin (neben Agnes Miegel), dabei kurz zu verweilen. Zwei Männer gehen an einem regnerischen Nachmittag durch den märkischen Kiefernwald. Ein seltsames Paar. Der eine, ein Berliner Schriftsteller, der froh ist, daß ihn sein Bekannter einmal seinem dürftigen Stübchen im Norden Berlins entrissen und zu diesem Ausflug verlockt hat. Der andere, Aurach, ein verschlossener, häßlicher Mensch, der als Kahnschiffer das Schweigen gelernt hat und so sehr Wassermensch ist, daß er den kommenden Regen schon in seinen Gliedern spürt. Ihr gemeinsames Ziel ist die Inselmühle, die auf einem langhingestreckten Stück Land inmitten das Stromes liegt. Dort lebt ein Eigenbrötler, namens Nikoleit, mit seiner Tochter Melitta. Er hat in allen Weltteilen gewirkt und als Binnenschiffer „Geld gemacht". Jetzt lebt er auf diesem kleinen Besitz in hübsch ausgestattetem Hause mit keiner anderen Sorge, als daß ihm sein Einziges auf der Welt, sein Töchterchen, einmal entrissen werden könnte. Und diese Gefahr droht ihm von Aurach. Jetzt erst merkt der Schriftsteller, weshalb Aurach ihn mitgenommen hat: er soll den Freiwerber spielen, denn er selbst wagt es nicht bei diesem Zerberus, der mit einem sehr unbehaglichen, verschlossenen Grimm seine Tochter bewacht. In einem etwas verkaterten Zustande entschließt sich der Schriftsteller am nächsten Morgen auf Bitten seines Freundes, für ihn um

Melittas Hand anzuhalten. Die Antwort Nikoleits ist zuerst ein höhnisches Lachen mit einem bösen, wilden Zug um den Mund. Aber dem Grunde, daß Melitta jung sei und es doch einmal so kommen müsse, fügt er sich schließlich. Am Abend wird Verlobung gefeiert. Inzwischen ist Hochwasser eingetreten, und am Morgen schwebt eine leichte Holzbrücke, die das kleine Eiland mit dem Festlande verbindet, in Gefahr, von dem immer reißender gewordenen Strom fortgerissen zu werden. Sie schwankt schon bedenklich, als Nikoleit — man weiß nicht, ob in selbstmörderischer Absicht oder nur, um die anderen zu erschrecken — die Brücke betritt, die Arme vor der Brust gekreuzt, spöttisch zu den anderen hinüberblickt und — plötzlich mit dem morschen Bauwerk zu schaukeln beginnt. Entsetzt will die Tochter zu ihm, wie blind stürzt Aurach ihr nach, und als alle drei auf der Brücke stehen, bricht sie zusammen. Nikoleit rettet sich und seine Tochter mit Müh und Not, Aurach wird als Leiche angeschwemmt. Niemand kann genau angeben, wie das Unglück geschehen ist, von Mord kann vor dem Gesetz keine Rede sein, aber Schuldbewußtsein geistert dem Alten aus den Augen. Er geht mit Melitta wieder ins Ausland; der arme Freiwerber nimmt seinen toten Freund mit sich nach Hause. Das Wasser sinkt ...

Ina Seidel erzählt diese Geschichte mit einer gewissen herben Zurückhaltung und mit scharfem Blick für alles Wesentliche. Einzelne ihrer Gestalten, so Nikoleit und seine alte Wirtschafterin, haben etwas Geheimnisvolles, Gespensterhaftes in ihrem Wesen; man könnte an E. Th. A. Hoffmann denken, der freilich dadurch noch künstlerischer wirkt, daß er zu den Wundersamkeiten seiner Erzählungen durch einen Vorhof einer scheinbar harmlosen, höchst anschaulichen und einleuchtenden Realistik gelangt. Alles in allem erreicht Ina Seidel auf epischem Felde nicht ganz die Höhe ihrer Lyrik, aber sie steht eine Stufe nicht nur, sondern eine ganze Treppe über dem Durchschnitt. Alles an dieser Erzählerin ist von gediegener Art, bald absonderlich und keck, bald leise und fein, beste Stormsche Schule und auch der Droste in ihrer „Judenbuche" verwandt.

Wie alle, die nicht für den Tag oder doch für den Weihnachtstisch schaffen, läßt Ina Seidel Jahre vergehen, bevor sie ein neues Werk erscheinen läßt. Ähnlich in diesem künstlerischen Abwarten ist ihr der österreichische Dichter Franz Karl Ginzkey, der unseren Lesern gleichfalls als Lyriker bekannt ist. Auch Ginzkey hat als Erzähler lange nichts von sich hören lassen. Aber das macht bei ihm: er war im Felde, und die Erlebnisse während und nach dem Kriege haben ihn, der schon im Frieden Offizier war (wie ich aus dem Literaturkalender ersehe), wohl nicht zur epischen Ruhe und Sammlung kommen lassen. Das scheint die vorliegende Erzählung Die einzige Sünde zu bestätigen, denn auch sie greift noch in den Krieg über, obwohl sie nichts weniger als ein Kriegsbuch ist; die Hochgebirgsfront in der Umgegend des Karerseehotels ist nur eine allerdings von Stimmung gesättigte Einkleidung der zarten seelischen Erlebnisse, die Rolf Degenhart, ein österreichischer Dichteroffizier, seinem Kameraden auf zweisamen Gebirgsspaziergängen erzählt. Vor Jahren, noch in Friedenszeiten, hatte Degenhart ein Feuilleton in einer großen Wiener Tageszeitung veröffentlicht, das allgemeine Aufmerksamkeit erregte: über die befreienden Werte der Einsamkeit. Wenige Tage nach Erscheinen des Aufsatzes erhält Degenhart einen Brief von einer ihm unbekannten Dame, in dem sie ihm gesteht: der Mann, der das geschrieben habe, sei der einzige, dem sie ihr Leben beichten könne. Es ist die Beichte einer dem Tode Geweihten, ohne daß sie noch darum weiß. Mit achtzehn Jahren hat Agnete geheiratet — aus Liebe. Nach zweijähriger glücklicher Ehe erkrankt sie an einem schweren inneren Leiden, wird mehrfach operiert und ist auf Jahre hinaus allen Freuden des Lebens so gut wie verloren. Ihr Gatte leidet naturgemäß schwer darunter. Nach langer schmerzlicher Einkehr spricht sie sich offen mit ihm aus und gibt ihm seine Freiheit in gewisser Hinsicht wieder, sie selbst will ihm immer die liebende Gattin bleiben. Da erfährt sie, daß ihr Mann schon seit Monaten in einem intimen Verhältnis zu einem Kanzleifräulein steht und daß dies Verhältnis nicht ohne Folgen bleibt. Sie dringt auf Scheidung, stößt aber bei ihrem Mann auf einen merkwürdig heftigen Widerstand. Da sie längst an ihrer Genesung zweifelt, gibt sie aus einer Art seelischer Müdigkeit nach. Da lernt sie einen jungen, nach Wien berufenen Arzt kennen, der ihr Leiden für heilbar hält, wenn sie sich noch einmal einer Operation unterziehen will. Sie tut es. Der Erfolg ist überraschend. In ihrem neu aufflackernden Lebensmut verliebt sie sich, die innerlich von ihrem Gatten gänzlich losgelöst ist, in einen leichtsinnigen Offizier, er enttäuscht sie, und nun vollzieht sich in ihr eine innere Wandlung, sie nimmt von allen „Abenteuern" des Lebens für immer Abschied.

Und doch knüpft sich gerade in dieser Beichte, die sie ablegt, ein neues an. Denn ihr unfreiwilliger, weltlicher Beichtvater, der Major und Dichter Degenhart, fühlt sich mächtig zu der Briefschreiberin hingezogen. Langsam blüht bei beiden die Neigung auf. Ihr Briefwechsel wird immer wärmer, vertraulicher. Endlich lernen sie sich — schon Liebende im Geist — in einer Sommerfrische kennen, freilich in Gegenwart des Gatten Agnetes und ihres jüngeren Bruders, der sie schwärmerisch liebt und auch Degenhart ein Freund wird. Einmal kommt es zu einer großen ungestörten Aussprache der beiden Liebenden, es ist zugleich ihre letzte, denn die „Genesung" Agnetes war ein Trug-

bild gewesen, sie stirbt wenige Tage darauf, und Degenhart folgt ihr freiwillig in den Tod.

Diese Geschehnisse hat Ginzkey mit einem zarten, fast romantischen Blumengewinde durchflochten, gleichzeitig hat er die innerlichen Schwankungen und Wandlungen seiner Hauptpersonen so fein psychologisch begründet und dargelegt, daß seine Erzählung sich über die Unterhaltungslektüre weit erhebt. Als die „größte Sünde" bezeichnet er, ganz im Gegensatz zu Ibsen, der sie im Ertöten des Liebeslebens findet, die Sinnlichkeit des Mannes, da, wo die Frau nur Geistiges fordern und bieten will. Er drückt es, etwas verblümt, aus: „Wenn aber Eva, des Lichtes Sucherin gleich uns, aus seltener Kraft heraus sich zum Geiste befreit, geziemt es uns, den Pächtern des Geistes, das irdisch Unzulängliche aufs neue in ihr wachzurufen?" Eine Frage, die sich denn doch wohl nur von Fall zu Fall entscheiden läßt, obschon ihre Beantwortung durch den Dichter in der Erzählung selbst nicht angefochten werden soll.

... Leichter und lustiger ist das Leben bei Ludwig Thoma, und etwas leicht hat er es sich diesmal auch mit der Erfindung seiner neuen Erzählung: Der Jagerloisl gemacht, deren Schauplatz wieder das schöne, ihm so vertraute Tegernsee mit seiner Umgebung ist. Er kennt seine Leute dort, in Hütten wie in Villen, und gleich Schachfiguren setzt er den Bauer gegen die höhere Rangklasse der — Sommerfrischler. Der Gegensatz ergibt sich von selbst: der Jagerloisl, der „lebfrische Bua", findet Gnade vor den Augen des Bankierstöchterleins Henny, auf einer Kahnfahrt im Mondschein kommt es schon zu einer geheimen Verabredung, zum „Fensterln". Aber das Schicksal ist so gescheit, die Standesunterschiede zwischen beiden zu berücksichtigen. Aus dem Fensterln wird nichts, weil dem Loisl ein Wilderer zu schaffen macht und ihm keine Zeit läßt. Der Lump will ihn aus dem Hinterhalt erschießen, bringt es aber nur zu einem Streifschuß an der Stirn. So arg hat den Loisl die Liebe zur Henny denn doch nicht getroffen, es ist kein Wunder, daß er in den nächsten Tagen mehr auf den Kreillinger, so heißt der Missetäter, als auf die Henny „Obacht gibt". Dabei stößt er nun auf eine standesgemäße Schönheit, eine entfernte Verwandte aus dem Nachbardorf. Dem Kreillinger zahlt er gehörig heim, er ertappt ihn beim Wildern, prügelt ihn windelweich und übergibt ihn dann der sicheren Obhut des Gendarmen, der wohl dafür sorgen wird, daß der schon Vorbestrafte auf ein paar Jährchen das Wildern läßt. Loisl aber wird nun sein Diarndl heiraten. Da auch Henny inzwischen auf dringlichen Rat ihrer Mutter unter dem passiven Beistand des Vaters einen Bräutigam aus ihren Kreisen gefunden hat, nämlich Herrn Stresow, i. Fa. Stresow & Lademann, Spreewerke, der hier als Salontiroler umherspaziert (gemslederne Hose, die Knie quellen rund und rosig über grasgrünen Wadenstrümpfen hervor), so ist alles in bester Ordnung, und man klappt befriedigt das hübsch ausgestattete Büchlein zu.

Aber nichts wäre verkehrter, als den Wert einer Erzählung nach den mehr oder minder verschlungenen Fäden der Begebenheiten beurteilen zu wollen. Ich weiß wohl, ein großer Teil der Leser wünscht eine ‚ausführliche Inhaltsangabe'. Und da nach einem treffenden Witz des Dr. Stockmann aus dem ‚Volksfeind' die Leser es sind, die ihre Zeitung oder ihre Zeitschrift redigieren, so müssen wir uns auch hier dem Willen dieser Redaktion, d. i. der ‚kompakten Majorität' schon ein wenig fügen. Aber daß damit wirklich der Inhalt eines Buches angegeben sei, ist ein Aberglaube. Den Inhalt macht das Wie, nicht das Was aus, höchstens bei Detektivgeschichten, und selbst da nicht einmal, gibt das Rohstoffliche den Ausschlag. Und trotz einem höchst einfachen Ablauf der Geschehnisse gehört Thomas ‚Jagerloisl' zu einem der liebenswürdigsten Bücher, die er geschrieben hat. Vor allem sind diese Menschen und ihre Umwelt mit scharfem Kennerauge, was mehr ist: mit Humor und Liebe geschaut. Die sonnige Liebenswürdigkeit, mit der Thoma dies getreue Abbild vom Tegernseer Land und Volk zeichnet, wird zu feiner Ironie gegenüber den meist Berliner Börsenkreisen entstammenden Sommerfrischlern, sie erweitert sich zu reiner Poesie, wenn er abends auf einsamer Alm die schnell aufkeimende Liebe zwischen Loisl und Resei lächelnd belauscht. Der Weidmann wird noch seine besondere Freude an der intimen Sachkenntnis Thomas auf diesem Gebiet haben. Man ist versucht, dem Dichter, wenn man das Buch aus der Hand legt, ein frohes ‚Weidmannsheil' zuzurufen.

Jene Berliner Börsen- und Spekulantenkreise, die Ludwig Thoma nur vorübergehend mit leichtem Humor streift, nimmt Norbert Falk in seinem 450 Seiten starken Roman Susanne Stranzky unter die Lupe und macht sie zum Gegenstand einer ebenso scharfen wie wirklichkeitstreuen Sittenschilderung (das Wort Sitte wie lucus a non lucendo zu verstehen). Gleich der Anfang ist ungemein kennzeichnend für die rein merkantilistische Denkungsart dieser Kreise. Herr Adalbert Stranzky, der Chef eines großen Baugeschäfts, beobachtet im Kaffeehause einen jungen Mann, der sich offenbar das Leben nehmen will: er macht einen verstörten Eindruck und schüttet verstohlen ein weißes Pulver in seinen Tee. Es gelingt Stranzky, unbemerkt die Gläser zu vertauschen, so daß der Selbstmörder unschädlichen Tee statt des Giftes trinkt, während Stranzky durch eine scheinbare Ungeschicklichkeit sein Glas mit dem Gifttrank vom Tisch wirft, so daß es zerbricht. An sich gewiß eine höchst lobenswerte Tat. Aber wie nutzt dieser übersmarte Geschäftsmann

sie aus? Er geht dem jungen Mann nach, gibt ihm Geld, läßt sich von ihm schriftlich bestätigen, daß er ihm das Leben gerettet hat, und zugleich über den Vorschuß quittieren. Dann macht er ihn zu seinem Privatsekretär. Gründlicher kann man einen Selbstmordversuch schwerlich ausnutzen. Aber der überschlaue Rechner verrechnet sich. Zwar ist der junge Dr. Schmitz seinem Retter treu ergeben (wenigstens zu Anfang), aber noch treuer ist er bald seiner jungen schönen Frau Susanne Stranzky ergeben, für die der vielbeschäftigte Spekulant kaum Zeit hat. Die Liebe zwischen Schmitz und Susanne läuft nun wie ein langer, oft durch schwere Hindernisse abgelenkter und gar zerrissener Faden durch das Buch, bis er endlich am Schluß die beiden für immer miteinander verknüpft. Zwischendurch hat Schmitz sich von Stranzky losgelöst, als dieser einen jungen begabten Architekten übervorteilen will; die beiden gründen eine Konkurrenzgesellschaft, welche Stranzky bald in den Schatten stellt und zugrunde richtet. Man begegnet in dem fesselnd geschriebenen Unterhaltungsroman vielen bekannten (oder einem wenigstens bekannt vorkommenden) Typen aus dem Berliner Leben, auch aus der Welt der Kunst, des Theaters und der Politik. Alles ist mit dem scharfen Auge eines guten Beobachters gesehen, und vor allem hat Falk es verstanden, das großberlinische Bauschiebertum, wie es vor dem Kriege so üppig blühte, mit ungewöhnlicher Anschaulichkeit zu schildern.

Haben in diesem echten Berliner Roman der Verstand und die Wirklichkeit das Wort, so überwiegt in Ewald Gerhard Seeligers Roman: Die Zerstörung der Liebe weitaus die Einbildungskraft. Höchst phantastisch beginnt die Geschichte: der deutsche Forscher Adam Gluth entdeckt in einer bisher unerforschten Gegend ein exotisches Pflanzengift, das die Organe des Verstandes und der Fortpflanzung zerstört. Mit diesem Gift nach Deutschland zurückgekehrt, wird er in die abenteuerlichste Verschwörung gegen die Franzosen verwickelt, deren wüstes Hausen im besetzten Gebiet mit erfrischender Anschaulichkeit geschildert wird. Ein Bund fanatischer Pazifisten, an deren Spitze ein russischer Agitator steht, beabsichtigt nichts Geringeres, als durch ein gewaltiges Giftattentat die Franzosen zu vernichten. Nach einer Reihe höchst verwickelter Abenteuer, in denen allerhand seltsame Gestalten, Russen, Deutsche, Franzosen, Amerikaner auftreten, und auch eine etwas sentimentale Liebesgeschichte nicht fehlt, ist Adam Gluth so weit, das aus seinen mitgebrachten Früchten hergestellte Gift tonnenweise nach Frankreich einführen zu können, um die Zerstörung des Hirns und der Liebe' ins Werk zu setzen und so Rache für die Vernichtung der europäischen Kultur zu nehmen. Der Anschlag mißlingt, eine Kesselexplosion tötet die Verschworenen, nachdem der Deutsche sich erschossen hat. Es ist ein rechter Filmroman mit seinem blitzartigen Wechsel der Bilder, seiner auf Hochspannung berechneten Abenteuerlichkeit, seinem Kaleidoskop an Einfällen. Aber der Roman ist geschickt gemacht, seine Buntheit wird durch anschauliche Darstellung und flotten Vortrag gemildert.

Versonnener und poetischer begegnet uns Ilse Reicke in ihrem Roman Der Weg nach Lohde. Ein geschichtlicher Stoff. Geheimnisvolles Gerücht wispert und raunt in Goldenbeck wegen eines Sarges, der vor mehr als einem halben Jahrhundert heimlich bei Nacht von dem benachbarten Schlosse Lohde herübergebracht wurde. Nach Jahrzehnten erst wurde durch einen Maurer im Fliesenboden der Kirchengruft eine Tafel eingelassen, die davon Kunde gibt, daß hier die junge Prinzessin von Braunschweig, Gemahlin des Herzogs Friedrich Wilhelm von Württemberg, Generalgouverneurs von Wiborg, nach einem kurzen Leben — von 1764 bis 1788 — Ruhe gefunden hat. So kurz ihr Leben war, so bewegt war es auch, und in durstigen Zügen hat sie es genossen. Ihre brennende Sehnsucht nach der großen Welt und nach aufregenden Erlebnissen wird erfüllt, als der Prinz zum Gouverneur von Wiborg ernannt wird. Katharina II. zieht sie an ihren Hof, und in rauschenden Festen fliegen die Jahre dahin. Die Prinzessin liebt und wird wieder geliebt, in glänzender Schilderung erleben wir ihre sich jagenden Vergnügungen, zwischendurch ihr Leben auf dem alten esthländischen Schlosse Lohde, und erhalten endlich den Schlüssel zu dem Geheimnis jenes Sarges, nämlich daß man im Schoß der Toten ein winziges Kinderskelett gefunden hat. Allein, eingeschlossen und ohne Hilfe hat die Ärmste ihrem Kinde das Leben nicht geben können und ihr eigenes noch dazu verlieren müssen. Der Roman ist sehr hübsch geschrieben, die Feste am Hofe Katharinas, das Liebesleben und sogar die Naturschilderungen sind von eigenem Reiz.

Zum Schluß sei kurz ein Werk für Literaturfreunde angezeigt, die ebenso wichtige, wie seit langem erwünschte Ausgabe einer verständigen Auswahl aus Friedrich Theodor Vischers Werken. Theodor Kappstein hat sie besorgt und hat nichts Wesentliches ausgelassen; allerdings vermisse ich die Shakespeare-Vorträge, die mit zum Besten gehören, was der feinsinnige Kritiker (dem man nur in seiner Faust-Verdammung nicht folgen kann) geschrieben hat, auch der Essai über Hebbel hätte aufgenommen werden können. Doch über derartige Einzelheiten läßt sich streiten. Allgemein ist zu sagen, daß Kappstein die keineswegs leichte Aufgabe, aus dem umfangreichen Schaffen Vischers eine so knappe Auswahl zu treffen, gut gelöst und sich mit viel Liebe dem Verständnis dieses auserlesenen Geistes hingegeben hat.

Illustrierte Rundschau

Wie ein Holzbildwerk entsteht (C. dell' Antonio und die Kunstgewerbliche Fachschule für Holzbildhauer in Warmbrunn) — Der neue Andree — Bücher über Expressionismus — Zu unsern Bildern

Es ist eine alte und berechtigte Klage, daß die Mehrzahl der kunstfreundlichen Laien dem Handwerklichen in der Kunst fremd bleibt. Das ist schade, denn wenn auch der Stoff, aus dem gebildet wird, und die Art seiner Behandlung für das Kunstwerk nicht von entscheidender Bedeutung sind — sie wirken doch, fördernd oder hemmend, auf den gestaltenden Willen des Künstlers, und wer von Herzen bewundern und lieben will, möchte nicht nur das Vollendete genießen, sondern auch teilhaben an Werden und Wachsen. Hinter das letzte Geheimnis des künstlerischen Schaffens freilich kommt niemand, und selbst dem Meister bleibt es ein Wunder. Aber schon ein Gang in die Werkstatt steckt einem allerlei Lichter auf, und die Leser werden dem Bildhauer dell' Antonio für die lehrreichen Aufnahmen dankbar sein, die wir hier zeigen dürfen.

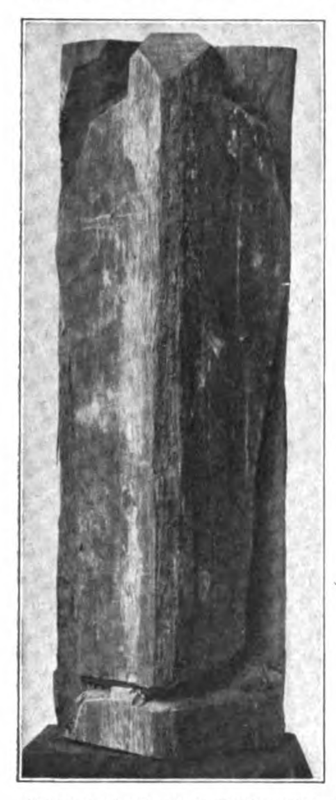


Erster Zustand einer Bildnisbüste: Die Kinder des Grafen Praschma

Der aus dem Grödener Tal nach Warmbrunn verschlagene Künstler hat den Trieb, auch über den Kreis seiner Schüler hinaus zu unterrichten. Er hat ein Buch über die Verhältnislehre und plastische Anatomie des menschlichen Körpers geschrieben (bei Georg D. W. Callwey in München) sowie ein Lehrbuch der Holzschnitzkunst, das bei Otto Maier in Ravensburg erscheinen wird. Er gehört zu den ursprünglichen Holzschnitzern, die es verschmähen, ihre Werke in Ton zu modellieren und dann



Die fertige Büste. Geschnitzt von C. dell' Antonio, Warmbrunn in Schlesien



Erster Zustand einer Grabmalfigur

in Holz zu übertragen. Er zeichnet, sobald sein Werk in ihm klar ist, die Figur auf den Holzblock und schnitzt Kopf, Hals und Schultern heraus. Alsbald dämmert die Gestalt ihm entgegen. Er empfindet, wie er sich ausdrückt, etwas wie einen freudigen Drang, sie vom Holz zu befreien. Die Lust am Weitergestalten bleibt frisch, und die Folge ist eine ungekünstelte Schnitztechnik. Freilich, vor ärgerlichen Überraschungen ist auch der erfahrene Holzbildhauer nicht geschützt. Da arbeitet man zwei Tage lang an einem Mädchenkopf und hat auf einen kleinen dunkeln Fleck am Halse nicht geachtet, bis dieser Fleck beim Schnitzen so groß wird, daß das Werk verworfen werden muß. Oder eine männliche Eichenholzbüste geht aus den Fugen, weil sich herausstellt, daß das Holz trotz achtjähriger Lagerung nicht trocken war. Wie der Künstler widerspenstiges Material besiegt, zeigt die Büste auf S. 663.

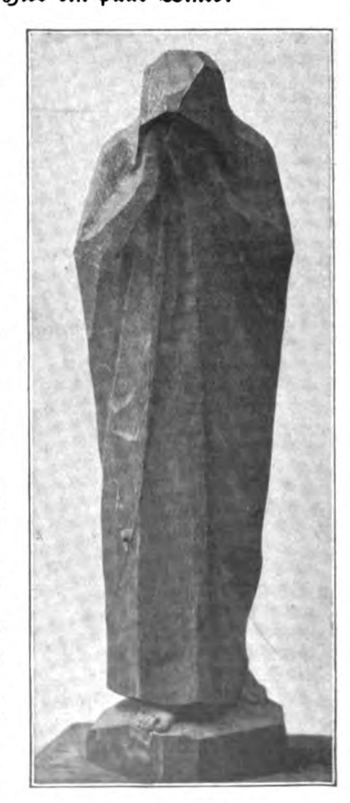
⌘ ⌘ ⌘

Die neue, 7. Auflage von Andrees Handatlas ist erschienen, die erste nach dem Kriege. Das große Werk gehört dem Verlag Velhagen & Klasing an und ist in der ganzen weiten Welt so anerkannt, daß es einer besonderen Empfehlung zumal in diesen Heften nicht bedarf. Die von uns wiedergegebene Karte mag andeuten, daß die politischen Umwälzungen der jüngsten Vergangenheit in dieser neuen Auflage dargestellt werden. Doch das mag selbstverständlich erscheinen. Wichtiger ist, daß ein so umfangreiches und schwieriges Werk trotz der Zeiten Ungunst überhaupt wieder aufgenommen wurde. Das ist eine Tat mutigen Vertrauens auf Umsicht und Tüchtigkeit unseres Volkes. Gewiß, man hat uns die Welt mit Brettern vernagelt, aber der Wille zur Freiheit klettert über den Zaun. Und wenn uns Andrees Wissenschaft unsre Ohnmacht zeigt — sie zeigt uns auch Ziele für unsere Arbeit.

⌘ ⌘ ⌘

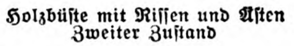
Der große Aufsatz von Dr. Franz Servaes wird — so hoffen wir — in seiner vorsichtig abwägenden Art manchen grundsätzlichen Gegner des Expressionismus aufgeklärt haben. Nachdem es eine Weile schien, als werde die Bewegung allmächtig, kann man schon seit Monaten lesen und hören, daß die ganze Geschichte ein fauler Zauber gewesen sei. Das ist schade, denn mag voreilige und unechte Begeisterung schädlich oder gar verächtlich sein — viel trauriger ist die Gleichgültigkeit, mit der man über die tieferen Gründe und die Ergebnisse einer etwa 20 Jahre währenden und eigentlich uralten Bewegung hinweggeht. Solange Expressionismus ein Modewort war, hatte man guten Grund, es zu meiden. Jetzt wird es verhöhnt, und es lohnt sich, seinen Klang fern vom Lärm der Aktualität noch einmal nachzuprüfen. Servaes hat das getan und so ausgezeichnet, daß vermutlich mancher Leser noch weitere Belehrung verlangt. — Hier ein paar Winke!

Wer es ernst meint, lese Worringers „Abstraktion und Einfühlung“ (9. Auflage, Piper & Co., München). Das Buch ist 1908 zum erstenmal erschienen und gründet sich auf umstürzende Forschungen des Wiener Kunsthistorikers Riegl. Neben die geläufige moderne Ästhetik, die vom Begriff der Einfühlung ausgeht, tritt eine zweite, die vom Abstraktionsdrange herkommt Dies vor-



Die fertige Arbeit
Von C. dell' Antonio, Warmbrunn





Holzbüste mit Rissen und Ästen
Zweiter Zustand



Holzbüste mit ausgespannten Rissen und ausgebesserten Ästen. Dritter Zustand

ausgesetzt, werden uns weite Gebiete der Kunst, die der Einfühlungstheorie spotten, klar. Wir erkennen, daß der abstrakte Stil der alten Ägypter oder der modernen Expressionisten nicht auf mangelndes Können, sondern auf ein anders gerichtetes Wollen zurückzuführen ist. Was Worringer, wohl verständlich, aber in wissenschaftlichem Ton vorträgt, hat Hermann Bahr in einem sehr liebenswürdigen und gescheiten Buch über den Expressionismus (München, Delphin-Verlag) auseinandergesetzt. Ebenda ist ein schöner Band mittelalterlicher Miniaturen erschienen, die wir, vorbereitet durch August L. Mayers Einleitung, mit klareren



Holzbüste von Prof. Dr. Ercklentz, Breslau. Im fertigen Zustande. Von C. dell' Antonio, Warmbrunn

Augen betrachten. Wer sich über den Gang der jüngsten Entwicklung unterrichten will, greife außer zu den bei Klinckhardt & Biermann erschienenen Monographien oder dem Raphaelschen Buch „Von Monet zu Picasso" zu dem straffen und klaren Buch von Paul Fechter (Piper & Co., München). Ins einzelne geht auch Eckart v. Sydow, der es im Berliner Furche-Verlag unternimmt, die „Deutsche expressionistische Kultur und Malerei" zu schildern.

❀ ❀ ❀

Unsere Kunstbeilagen bedürfen diesmal nur weniger Bemerkungen. Das Marrsche Titelbild zeigt den Münchner Altmeister in seiner heute doppelt angenehm berührenden



Das neue Bild der ehemaligen österr.-ungar. Monarchie und der Balkanstaaten. Aus der neuen, siebenten Auflage von Andrees Handatlas. (Herausgegeben von Dr. Ernst Ambrosius bei Velhagen & Klasing)

Liebenswürdigkeit. **Karl Blos** und seine geschmackvoll abgestimmten Farbenwunder haben die Leser erst vor kurzem in einem besonderen Aufsatz auf sich wirken lassen. Das „Gartenzimmer" ist von erquickender Frische und Einfachheit (zw. S. 576 u. 577). In dem kraftvollen **Otto Damasius Franz** (zw. S. 584 u. 585) führen wir einen neuen Künstler ein, der erst spät zum Malen gekommen ist. Franz, (1872) geboren, lebte seit 1901 als Rechtsanwalt in München. Erst 1916 ließ er die Juristerei und ging auf die Akademie zu Habermann und zu Jank, dessen Meisterschüler er wurde. — **Kolbes** „Stehendes Mädchen" zeigt wiederum, mit wie kaum spürbaren Mitteln dieser Künstler eine Gestalt zu beseelen weiß (zw. S. 632 u. 633). — Sehr frisch ist die Winterlandschaft von **H. Dischler** (zw. S. 640 u. 641). — Voll sprühenden Lebens und lustiger Bewegung steckt der „Eislauf" von **Hubert Dürnholz**, dem jungen Düsseldorfer. — Der neu entdeckte **Murillo** (zw. S. 568 u. 569) endlich wird den Freunden klassischer Kunst willkommen sein. Neben der Venus des Velazquez steht diese Frau des Potiphar als der einzige weibliche Akt in der spanischen Malerei des 17. Jahrhunderts. P. W.

Herausgeber: **Paul Oskar Höcker** und **Dr. Paul Weiglin**
Künstlerische Leitung: **Rudolf Hofmann** — Verantwortlicher Schriftleiter: **Paul Oskar Höcker** in Berlin — Verlag: **Velhagen & Klasing in Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien** — Druck: **Fischer & Wittig in Leipzig** — Für Österreich Herausgabe: Friese & Lang in Wien I. Verantwortlich: Erich Friese in Wien I, Bräunergasse 3 — Nachdruck des Inhalts verboten. Alle Rechte vorbehalten.
Zuschriften an die Schriftleitung von Velhagen & Klasings Monatsheften in Berlin W 50, Tauentzienstr. 7b






YD 26450

